Erheiterungen.

Ein Unterhaltungsblatt.

Jahrgang 1857.

(Zweites Halbjahr.)

Aschaffenburg.

Verlag der Wailandt'schen Druckerei.

Inhalts-Verzeichniß.

(Die Zahlen bedeuten die Numern der einzelnen Blätter.)

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 155 Mittwoch, 1. Juli 1857.

Ein Zollhaus auf der Haide.

(Fortsetzung.)

Eben war sie im Begriff, das Fenster zu schließen, um das Dienstmädchen zu wecken und mit dieser im Garten nachzusehen — da rief draußen eine leise flehende Stimme: „Marie! Marie!"

„Um Gotteswillen, das ist der Günther!" stieß Marie mit einem gedämpften Schrei hervor, indem sie sich zum Tode erschrocken an den Fensterpfosten lehnte.

„Marie!" rief es noch einmal — „Marie — ich bin es — Dein Karl! Ich habe schwer an Dir gefrevelt — aber Alles, Alles soll meine Reue sühnen, komm nur auf wenige Minuten herab zu mir in den Garten: das Glück vieler Herzen ruht in Deiner Hand."

Das Mädchen stand bald erglühend, bald erbleichend da — sie hörte ihr Herz pochen durch die stille Nacht — jäher Schreck und unermeßliche Seligkeit raubten ihr für einige Augenblicke die Besinnung. War es ein Traum, daß sie des Geliebten Stimme vernahm, oder war es entzückende Wirklichkeit? — Sie raffte sich auf und flog die düstre Stiege hinab in den dämmernden Garten. Hier stürzte ihr der Förster mit aller Leidenschaft seines Wesens entgegen und rief mit einer von Reue und Sehnsucht zitternden Stimme:

„Entreiße mich der qualvollen Ungewißheit, Marie! Sprich ein Wort der Vergebung, und ich will auf meinen Knieen Alles abbüßen, womit ich Dich in wahnsinniger Verblendung beleidigt habe! Tag und Nacht bin ich gewandert, um Dein liebes Angesicht zu sehen, aus Deinem holden Munde das Wort der Verzeihung zu hören — sprich, kannst Du mir vergeben?"

„O es ist ja Alles, Alles längst vergeben und vergessen!" sprach Marie, indem sie sich mit Freudenthränen im Auge an des Försters Brust warf. „Beim ersten Ton Deiner Stimme war all' mein Leid verschwunden, und die Seligkeit früherer Tage zog zaubermächtig wieder in mein Herz ein!"

„Der Himmel segne Dich für dieß Wort, Du holdes Wesen!" rief da der Förster, das Mädchen mit des Jubels Ungestüm umschlingend, „nun hat das Leben nur Freude und abermals Freude für mich! — Sieh", theure Marie, Dein Oheim hat einen ganz neuen Menschen aus mir gemacht — Wahn und Haß und Verblendung sind dahin — klar liegt die Zukunft vor meinen Augen. Und sollt' ich zeitlebens betteln müssen, dieser Arm soll nimmer wieder das Todesrohr auf ein Menschenherz richten — das habe ich mit einem schweren Eide gelobt! — Aber hast Du noch den verhängnißvollen Ring?" setzte er rasch mit forschendem Blick hinzu — „Dein Oheim hat ihn schmerzlich vermißt."

„Hier ist er," — entgegnete Marie, den Ring hastig vom Finger ziehend und dem Förster überreichend — „bring ihn dem Oheim zurück — wie glühendes Eisen brennt er meine Hand! — Sage dem Oheim, die Genesung der Mutter schreitet rasch vorwärts — nach wenigen Wochen da säß' ich wieder mit ihm und mit Dir im traulichen Zollhäuschen — dann wollten wir wunderselig seyn!"

„Ja, wunderselig werden wir seyn!" versetzte der Förster, indem er den Ring mit leuchtenden Augen betrachtete und sorgfältig in seiner Jagdtasche verbarg. „Du ahnst nicht, mit welcher heißen Sehnsucht mein Herz jenen Tagen entgegenschlägt!"

Noch einmal preßte er Marie mit glühender Inbrunst an seine Brust und eilte dann rasch auf wohlbekannten Pfaden von dannen. Marie aber schritt leise die düstere Stiege hinan in's stille Zimmer. Die Mutter schlummerte ruhig wie vordem — regungslos lag drunten der herbstliche Garten wie zuvor — kein Lüftchen rauschte. Die Harzberge ragten drüben wieder dunkel und riesengroß am Horizont empor, und die Sterne funkelten am tiefblauen Nachthimmel klar und ruhig wie vordem. Das Licht war tief herabgebrannt und warf trüben Schein auf die niedere Decke — Marie aber stand wonnebebend inmitten des kleinen Stübchens und schaute mit trunkenem Blick in die heilige Nachtstille hinaus. Und als dann wieder die leisen Laute fortziehender Wandervögel aus der Ferne herüberklangen, flüsterte sie mit seligem Herzen:

„Schönes, glückliches Land der Liebe, ich habe Dich wieder!" —

Unterdessen saß der Hofer einen Tag wie den andern vom Morgen bis zum Abend einsam in seinem Zollhäuschen und dachte mit heimlicher Freude an die Stunde, wo er Marie in das Haus seines alten Kriegsgefährten im Walde einführen werde: — denn daß er den Günther durch die Mittheilung seiner Lebensgeschichte für immer bekehrt habe, hoffte er mit freudiger Gewißheit. Auffallend war es ihm aber, daß der Förster so lange ausblieb. „Bald werdet Ihr mich wieder sehen, Feldwebel!" hatte er davoneilend ausgerufen, und jetzt waren schon acht Tage vergangen, ohne daß der Hofer irgend eine Nachricht von ihm erhalten hatte. Der Bote, den dieser zum Forsthause gesandt, war mit der Meldung zurückgekommen, daß der benachbarte Förster die Beaufsichtigung von Günthers Revier für unbestimmte Zeit übernommen habe.

Bald darauf langten die Jäger des Obristen mit Hunden und Pferden aus der Residenz an — die ganze Dienerschaft desselben folgte nach — der Günther erschien immer noch nicht.

Bei einem minder strengen Gutsherrn würde das Ausbleiben des Försters den Hofer nicht beunruhigt haben, da der Obrist aber die größte Pünktlichkeit von seinen Untergebenen verlangte und besonders in allen Angelegenheiten, die Forst- und Jagdwesen betrafen, jede Dienstvernachlässigung scharf ahndete, so zerbrach sich der Feldwebel vergeblich den Kopf, was mit dem Förster vorgegangen seyn möge.

„Sollte der Günther aus Liebe zu Marien einen thörichten Streich gemacht haben?" sprach er mit besorgter Miene bei sich selbst; „bei seinem leidenschaftlichen Wesen wäre das nichts Undenkbares."

Heimlich hoffte er indessen noch, daß der Obrist ihn zu sich nach der Residenz beschieden habe und ihn demnächst mitbringen werde. Als ihm aber einige Tage später ein Bauer des herrschaftlichen Dorfes die Nachricht mittheilte, daß der Obrist mit seiner ganzen Familie und mehreren Verwandten und Freunden auf dem Gute eingetroffen, der Günther aber nicht mitgekommen sey — da ward dem biedern Greise das Herz recht schwer. Hätte ihn nicht die unüberwindliche Scheu vor dem Getümmel auf dem Schlosse zurückgehalten, er wäre noch zur selbigen Stunde hinübergewandert, um die Jäger des Obristen nach dem Förster auszufragen. In schmerzlicher Erwartung verbrachte er die nächsten drei Tage."

Der vierte Tage neigte sich seinem Ende zu. Es war ein wunderklarer Herbstabend. Ein flammendes Roth bedeckte den westlichen Himmel, die weite duftige Haide lag vom glühenden Schein übergossen in tiefem Schweigen da, und leise rauschte der dunkle Föhrenwald über das kleine Zollhäuschen herüber. Der Hofer saß tiefbewegt im stillen Garten und schaute regungslos gen Westen.

Da tönten plötzlich Schritte hinter ihm. Er wandte sich um, und mit freudestrahlendem Gesicht stand der Förster vor ihm. Dieser sah den alten Krieger einige Augenblicke forschend an, dann zog er einen Ring hervor und sagte:

„Hier, Feldwebel, habt Ihr Euren Ring wieder — Marie schickt ihn Euch — ich war bei ihr."

Verwundert blickte der Hofer den Förster an; der Letztere aber zog noch einen zweiten Ring hervor, der dasselbe Wappen auf dem Schilde trug wie der erste, an Gestalt und Größe aber von diesem verschieden war, und sagte mit mühsam erzwungener Ruhe:

„Und hier ist noch ein Ring — den gebe ich Euch dafür, daß Ihr mich durch Eure Geschichte zu einem bessern Menschen gemacht habt."

Langsam und mit dem Ausdruck des höchsten Staunens griff der Hofer nach dem zweiten Ringe; aber kaum hatte er einen Blick darauf geworfen, so schoß ein Strahl der seligsten Freude über sein finsteres Antlitz. Seine Hände zitterten, und sprachlos schaute er bald die Ringe, bald den Förster an. Dann stürzte er auf diesen zu und rief:

„Um des allmächtigen Gottes willen, Günther — weißt Du etwas von der Familie des Offiziers, den ich in Spanien erstochen habe? — Ja, ja — Du weißt von Ihr — Deine glänzenden Augen sagen mir es — sprich ein Wort, Günther, und sieh' mich nicht so stumm und regungslos an!"

Der Förster entgegnete keine Sylbe. Mit seligem Lächeln ergriff er seine Flinte und feuerte sie in die Luft ab.

Kaum war der Schuß im Walde verhallt, so öffnete sich die Gartenthür und ein stattlicher Greis trat herein. Derselbe schritt auf Hofer zu, reichte ihm die Hand und sagte mit treuherzigem Ton:

„Du hattest zwar kräftig gestoßen, Landsmann — das Leben habe ich aber doch behalten! — Nun aber reiche mir wieder einen Trunk wie dazumal auf dem Gebirge in Spanien — der hat mich sehr erquickt!"

Mit diesen Worten setzte er sich auf die Rasenbank unter dem hohen Lindenbaum, das klare blaue Auge auf den Hofer gewandt.

Diesem aber war es, als ob sich der Himmel vor ihm öffne. Mit lautem Jubelschrei stürzte er dem Greise zu Füßen, bedeckte seine Hände mit glühenden Küssen und weinte wie ein Kind.

(Fortsetzung folgt.)

Gedankenfrevel.

(Fortsetzung.)

Adelgunde war aufgestanden. Ihre Augen flammten, sie zitterte. Indem sie entschieden Ludwig entgegen trat, sagte sie fest: „Was soll das heißen? Versteh' ich dich recht, so verbirgt sich hinter deinen Worten die Absicht, mich zu verlassen, falls ich im Gebet, du in frevelhaften Gedanken Ruhe finden solltest?"

Du hast mich verstanden," erwiderte der Justitiar vollkommen kalt. „Ein betend Weib ist nicht meine Passion; es beunruhigt mich. Du weißt jetzt, wie ich denke, und wirst gewiß nach ruhigem Nachdenken dein Handeln darnach einrichten."

Der Säugling erwachte und fing an zu weinen. Die süße Kindesstimme rettete dießmal Adelgunde vor einem übereilten, heftigen Worte. Mit dem schmerzlichen Ausrufe: „O mein Kind! Mein armes, unglückliches Kind!" kniete sie an der Wiege nieder, küßte das kleine Geschöpf und badete es in ihren Thränen.

Ludwig mochte weder betende noch klagende Frauen leiden, schreiende Kinder aber waren ihm vollends zuwider. Er nahm deßhalb Hut und Stock und verließ abermals das Haus, nur dießmal in einer Stimmung, die ihm selbst wenig behagte. Eine unklare Ahnung flüsterte ihm zu, daß er in der letzten Stunde wohl seine bisherige treue Lebensgefährtin verloren haben könnte.

3.

Als sich Adelgunde wieder allein sah, fiel es ihr wie Schuppen von den Augen. Eine tiefe Wehmuth kam über sie. Ihr Herz schien sich in schmerzhaftem Krampfe zusammen zu ziehen, als wolle es brechen.

„O könnte ich sterben! dürfte ich doch sterben!" jammerte die unglückliche Frau, ihr Kind, das wieder eingeschlummert war, fester mit liebendem Mutterarm umschließend. Die ganze Vergangenheit zog, gleich den Bildern in einer laterna magica, an dem Spiegel ihrer Seele vorüber. Es waren aber leider nur sehr wenige Lichtbilder darunter.

„Ja," sprach sie, diesen Geisterreigen todter Lebenstage prüfend, „ich bin eine Sünderin, und darum hat Gottes Hand mich gedemüthigt! Aber ich will mich bessern! Die Buße ist über mich gekommen, wie ein Dieb in der Nacht. Sie hat mich tief, tief zu Boden gedrückt, damit das Licht der reinen Erkenntniß sich in mir entzünde und mich unterscheiden lehre die Pfade, welche zum Frieden, und welche zur ewigen Ruhelosigkeit, zu leiblichem und geistigem Verderben führen."

Ein Blick auf das frische, schuldlose Gesicht des kleinen Knaben, der im Traume lächelte, gab ihr Kraft; zugleich aber kam auch eine beängstigende Unruhe über sie. Sie legte das Kind wieder in die Wiege, trat an's Fenster und sah hinaus auf das Meer, dessen dunkelgrüne Wogen an den Dünen brandeten.

„Bin ich denn wirklich sein Weib?" sprach sie still zu sich selbst. „Gesetzlich verbunden sind wir; wir haben die Ringe vor weltlichen Zeugen gewechselt; nur der Segen der Kirche fehlt — der Kirche! — Wir haben ja keine Kirche! — Wir sind frei, ungebunden. Der Tempel, in welchem die Gottheit wohnt, der wir unser Schicksal anvertrauen, ist unsere eigene Brust. — Dort steht die Gottheit der Zukunft, das heitere Götterbild des freien Geistes, des sich selbst anbetenden menschlichen Genius!"

Adelgunde kreuzte die Arme über der Brust. Ihr Herz schlug heftig; es ward ihr banger und banger. „Und wenn er mich verläßt, wenn er von mir geht, kann ich ihn halten?" fuhr sie fort. „Es bindet uns kein unauflösbares, kein göttliches Band. — Unsere Ehe — in der heilig keuschen Bedeutung des Wortes — ist keine. Wir sind — o Gott, laß mich's nicht denken!"

Ueberwältigt von den Gefühlen, sank die beklagenswerthe Frau auf den Rohrsessel am Fenster, bedeckte mit den zarten Händen ihre Augen, als fürchte sie das helle Sonnenlicht des Tages, und weinte bitterlich.

„Wenn ich heimkehre," sprach sie nach längerer Pause weiter, „und meine Gespielinnen und Jugendfreundinnen begegnen mir, werden sie die Augen niederschlagen und achtlos an mir vorüber gehen. Sie kennen mich nicht, sie achten und ehren mich nicht, sie bemitleiden mich nicht einmal, denn in ihren Augen, nach ihren Begriffen fehlt mir das Ehrwürdige einer christlich Getrauten! Wie soll ich das ertragen! — Mit ihm fliehen — über's Meer? In die neue, mir so fremde Welt, vor der ich mich fürchte? — Ja, wenn er mit mir beten wollte — könnte! — Aber sein Geist ist voll Hohn, sein Herz voll Haß! — Nicht Vergebung, nicht Sühne — Rache und Vergeltung will er. Sein ganzes Denken — mir graust — ist ein nie endender Frevel — ein Frevel gegen den heiligen Geist der Welt!"

Wieder entströmten Thränen den Augen der schwer Leidenden. Nach einiger Zeit aber ward sie ruhiger. Der Blick klärte sich, ein Funke von Hoffnungsgluth durchleuchtete sie. Sie hatte betend einen Ausweg entdeckt, einen Entschluß gefaßt. Nur ob sie ihn auch werde ausführen können, beängstigte sie noch.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Die Pariser Polizei hat am 20. d. in einer Straße des Quartiers St. Honoré einen geheimen Spielerklub aufgehoben, unter dessen Mitgliedern ein berüchtigter Schwindler war, der sich durch einen Gaunerstreich den Spitznamen »der Doktor« erworben hatte. Er hatte nämlich in Erfahrung gebracht, daß in seiner Nachbarschaft ein sehr reicher Arzt wohne, der leidenschaftlich spiele. Nach mehreren mißlungenen Versuchen, mit ihm zusammenzutreffen, miethete er sich ein wohnliches Zimmer und ließ unter dem Vorgeben, er sey krank, den Arzt rufen. Dieser kam und traf, als er seinen Besuch an einem Abend wiederholte, noch einige andere Personen im Zimmer, die an einem mit Gold bedeckten Tische spielten, um, wie sie sagten, ihren kranken Freund zu unterhalten. „Ich befinde mich viel besser," sagte der Patient; und nach einigen Bemerkungen fügte er hinzu: „Sie haben ein glückliches Gesicht, möchten Sie nicht ein wenig für mich spielen?" „Von Herzen gern," erwiderte der Arzt, nahm von seinem Patienten 10 Napoleon's in Empfang und hatte diese binnen Kurzem verzehnfacht. Er übergab seinen Gewinn dem Patienten mit dem Bemerken, er habe daran gedacht, halb Part mit ihm zu spielen. Der Andere erklärte sich mit größtem Vergnügen für den nächsten Abend, wo dieselbe Gesellschaft sich wieder einfinden würde, hiezu bereit. Der Arzt willigte ein und hatte in drei auseinander folgenden Abenden, nachdem man ihn zuerst hatte gewinnen lassen, 25,000 Franks verspielt. Als er am vierten Abend in der Hoffnung, seinen Verlust gut zu machen, wieder kam, fand er den Vogel ausgeflogen. Das Zimmer war nur für eine Woche gemiethet gewesen.

—

Die Nachricht über den Untergang des Flußdampfers „Thorn" vervollständigt eine Mittheilung der Speyer'schen Zeitung wie folgt: Das Schiff „Thorn" gehörte der Ausgangs vorigen Jahres in Danzig und Thorn, mit dem Domizile Danzig, zusammen getretenen, unter Direktion der HH. Peowe und Krahn stehenden „Weichsel-Dampfschifffahrts-Gesellschaft," deren Zweck der Betrieb der Dampfschifffahrt auf der Weichsel und deren Nebenflüssen, vornehmlich aber eine regelmäßige Dampfschifffahrts-Verbindung zwischen Danzig und Warschau ist. Der „Thorn" nun war mit vier Gabarren — eisernen, ziemlich tiefgehenden, zur Aufnahme von Gütern, namentlich Getreide, bestimmten Kähnen — im Schlepptau von Danzig abgegangen, hatte in Thorn eine fünfte, in Wollaweck (schon im Königreiche Polen) noch eine sechste, schwerbeladene Gabarre ins Schlepptau genommen und dadurch wahrscheinlich eine stärkere Last sich aufgeladen, als das Schiff normalmäßig zu schleppen vermochte. Dieselbe vorwärts zu bringen, scheint die Expansionskraft des Kessels übermäßig in Anspruch genommen zu haben und so es herbeigeführt worden zu seyn, daß der Kessel platzte und das Schiff barst.

—

[Treue Schwesterliebe.] Robespierre sowohl als Marat und Saint-Just hinterließen jeder eine Schwester, die mit hingebendster Liebe dieser Schreckensmänner gedachten und ihr Andenken wie von ewiger Glorie ihr ganzes langes Leben hindurch umstrahlt sahen. Die Robespierre's nahm sein Gedächtniß noch 1825 öffentlich in Schutz, indem sie ihn und seinen Bruder den Gracchen verglich. Albertine Marat bewahrte das blutige Laken, in welches ihres Bruders Leiche nach seiner Ermordung durch Charlotte Corday eingehüllt gewesen, als ihre theuerste Reliquie Zeit ihres Lebens auf und ließ sich, als sie 1840 starb, eingehüllt in dasselbe, zur Erde bestatten. Saint-Just's nachgelassene Schwester, die erst kürzlich zu Chauny im Aisnedepartement verstarb, hing demselben mit gleich rührender Treue und Hingebung bis zum letzten Athemzuge an.

—

Man schreibt aus Frankfurt: Unter dem Namen »Alimenta« hat ein hiesiges Handlungshaus ein Suppenmaterial anfertigen lassen, welches sich durch seine Nahrungsreichhaltigkeit sowohl, wie durch Haltbarkeit gleich sehr empfiehlt. Die chemische Untersuchung, welche durch Herrn Dr. F. L. Winkler in Darmstadt vorgenommen wurde, nennt diese Alimenta eine wohlschmeckende, leicht verdauliche, nährende Kraftspeise.

Logogryph.

Wohlthätig langsam geht das Ganze seinen Gang;
Nehmt ihm den Kopf, so fährt's die blaue Luft
entlang.
Und sein nennt's der Poet; doch böse Leute sagen:
Weit eig'ner wär' es ihm, nähm' er ihm Kopf und
Kragen.

Auflösung des Räthsels in Nro. 150:
List.

Redakteur: Gustav Reffert.
Druck und Verlag der Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 156 Donnerstag, 2. Juli 1857.

Ein Zollhaus auf der Haide.

(Fortsetzung.)

„Allmächtiger Gott, ich danke Dir aus tiefstem Herzensgrunde, daß Du den Fluch von meinem Haupte genommen hast!" rief er mit freudebebender Stimme. „Nun leb' ich ja wieder — kann den Menschen wieder froh in's Auge blicken, bin ja kein Mörder! — O nun ist mir wieder so zu Sinn wie dazumal, als ich in Kindesunschuld unter Gottes Himmel dahinging — überall nur Friede und Seligkeit."

„Einst waren wir Feinde, lieber Hofer," sagte der Greis mit feuchtem Blick — „ich denke aber, wir werden noch recht gute Freunde werden. An Gelegenheit zu näherer Bekanntschaft wird es uns nicht fehlen — ich bleibe von nun an für immer drüben auf dem Gute — seit acht Tagen ist es mein Eigenthum. Ich habe mit meinem Schwager, dem Obristen, getauscht: er gibt mir seine Besitzungen in dieser Gegend, und ich trete ihm dafür mein Landgut am Rhein ab. So können wir dann recht oft mit einander plaudern."

Mit verklärtem Blick schaute der Hofer dem Redenden in das freundlich, ernste Gesicht: — jedes Wort aus dem Munde des Todtgeglaubten erfüllte sein Herz mit namenloser Seligkeit.

„Herr des Himmels, ich kann es kaum fassen, daß Alles Wahrheit ist!" rief er ein Mal über das andre. „Ja, ja, — es ist nur ein langer schwerer Traum gewesen — — o das Erwachen ist unsagbar selig!"

Seitwärts, neben der hohen Linde aber stand auf seiner Flinte lehnend der Förster und weidete sich mit stillem Entzücken an dem Jubel des alten Kriegers.

Dieser hatte sich endlich so weit gefaßt, daß er die Erzählung des Hauptmanns von Reimar — so hieß der todtgeglaubte Offizier — mit äußerlicher Ruhe anhören konnte.

Als der Letztere sich durch einen Trunk frischen Wassers gestärkt hatte, welchen ihm der Förster heimlich geholt, damit der Hofer nicht in seiner Freude gestört werde, begann er folgendermaßen:

„Als der Kaiser Napoleon im Jahr 1808 zu dem Kampf in Spanien die Kontingente der Rheinbundsfürsten einzog, ward ich als bergischer Unterthan auch von meinem Landesherrn in die Reihen der Krieger gerufen. Da ich bereits die gewöhnliche Dienstzeit überstanden und einige Feldzüge mitgemacht hatte, kam mir dieser plötzliche Befehl zum Wiedereintritt in das Heer durchaus unerwartet. In glücklicher Abgeschiedenheit lebte ich damals mit meiner jungen Gattin und meiner einzigen Schwester auf einem schönen Landgut in der Nähe des Rheins, welches ich gleich nach meiner Rückkehr aus dem österreichisch-französischen Kriege im Jahr 1805 gekauft hatte. Man würde mich auch wahrscheinlich auf meine wiederholte Reklamation von fernerem Dienste freigesprochen haben, wenn ich nicht als Offizier verabschiedet worden wäre. Der Mangel an gedienten Führern war nämlich so groß, daß jeder nur einigermaßen Befähigte sich selbst durch bedeutende Summen nicht loskaufen konnte. So nahm ich denn mit bangen Ahnungen im Herzen von meiner geliebten Gattin und Schwester Abschied und zog mit meiner Heeresabtheilung fort."

„Die Mühseligkeiten, die wir in Spanien zu erdulden hatten, waren groß — größer aber war der Schmerz, den eignen Landsleuten mit den Waffen in der Hand gegenüber zu stehen; denn grade unser Regiment traf wiederholt das Loos, mit der tapfern englisch-deutschen Legion kämpfen zu müssen. Mehrere Verwandte meiner Gattin und selbst einige meiner Freunde waren aus Schmerz über die Schmach des deutschen Vaterlandes nach England gegangen, und zu meinem unaussprechlichen Kummer erblickte ich sie mitten im Gewühl der Schlacht in den Reihen Derer, die ich hassen und vernichten sollte."

„An demselben Tage, wo wir Beide bei Talavera de la Reyne zusammentrafen, hatte ich schon ein solches schmerzliches Wiedersehen mit einem vormaligen Waffengefährten bestanden. Unmittelbar nach der Trennung von diesem ward ich von einem englischen Kavalleristen verwundet und lehnte mich

erschöpft an einen Baum: da kamt Ihr auf mich zu, lieber Hofer. Der Stoß, den Ihr gegen mich führtet, hatte mich zwar schwer verletzt, aber meine kräftige Natur und die menschenfreundliche Pflege eines alten spanischen Hirten retteten mich."

„Nach meiner Genesung erbat und erhielt ich meinen Abschied und kehrte auf mein Gut zurück, wo ich mit Weib und Kind und Schwester eine Reihe glücklicher Tage verlebte."

„Als es dann später Friede in allen Landen geworden war, verheirathete sich meine Schwester mit dem Obristen von Holm, der ein weitläufiger Verwandter meiner Gattin ist. Nach dem plötzlichen Tode der Letztern, der vor drei Jahren erfolgte, kam mir mein Gut, das sonst die Stätte der Freude und des Glücks gewesen war, so unbeschreiblich öde vor, daß ich es einem Verwalter übergab und nebst meinem einzigen Sohn Ferdinand in die Residenzstadt zog, wo Schwester und Schwager wohnten. Mit diesen kam ich dann alljährlich im Herbst auf einige Wochen hierher."

„Da mir nun bei jedem neuen Besuche dieß Gut mehr gefiel, und meine Schwester eine besondere Vorliebe für mein Besitzthum am Rhein hegt, so haben wir vor acht Tagen einen förmlichen Tausch gemacht, der mir um so angenehmer ist, da mein Sohn auf dem Schloß des Herrn von Gruber dort jenseits der Haide ein treues Herz gefunden hat, welches Freud' und Leid mit ihm für's Leben theilen will."

„Er muß hier ja manchmal vorbeigeritten seyn," setzte der Hauptmann sich umblickend hinzu; „er ist schon einige Wochen vor dem Obristen angekommen und hat dann und wann vom Gute seiner Cölestine aus mein nunmehriges Eigenthum inspizirt."

„Nicht wahr — er trägt einen enganschließenden grünen Jagdrock," fiel der Hofer plötzlich hastig ein; „hat feine blasse Züge, dunkle feurige Augen und lichtbraune Locken?"

Und als der Hauptmann, verwundert über die Heftigkeit des alten Kriegers, dieß bejahte, fuhr der Hofer eifrig fort:

„Ja — einmal habe ich ihn gesehen — eines Abends spät sprengte er hier vorbei. Als ich ihn so plötzlich beim Schein des Mondes erblickte, wankte die Erde unter meinen Füßen — das bleiche Angesicht des sterbenden Offiziers schwebte vor meinen Augen — —"

„Den Schreck, welchen diese Aehnlichkeit meines Sohnes mit mir Euch verursacht hat, soll mein Ferdinand Euch gebührendermaßen vergüten, lieber Hofer," fiel der Hauptmann rasch ein; er hat mir schon davon erzählt. Als er nämlich an jenem Abend hier vorbeiritt, kam er von der Residenz, um seine Braut zu besuchen. Während Ihr in das Haus gehet, sieht er Eure Nichte im hellen Mondschein auf der Bank sitzen, meint, es sey seine Braut und sprengt mit einem Freudenruf auf sie zu. Der erste nähere Blick überzeugt ihn, daß er sich getäuscht habe, obwohl in der That eine auffallende Aehnlichkeit zwischen Eurer Nichte und seiner Cölestine stattfinden soll. Euren heftigen Schrecken schrieb er indessen einer andern Ursache als seiner plötzlichen Erscheinung zu: — hätte er gewußt, daß sein Milchgesicht an demselben schuld gewesen sey, er wäre gewiß nicht so mir nichts dir nichts davon geritten."

„Ueberhaupt habt Ihr so vielen Gram um meinetwillen erduldet, daß ich gar nicht weiß, wie ich das wieder gut machen soll. Zuerst werde ich einmal meinen Scharfsinn bei der Aussteurung meiner zukünftigen Försterin anstrengen — denn diesem Mann hier," fuhr er fort, indem er Günthers Hand drückte, „bin ich zu großem Dank verpflichtet; ohne ihn hätte ich diese glückliche Stunde vielleicht nicht erlebt. Er kam an demselben Tage bei meinem Schwager in der Residenz an, als dieser hierherreisen wollte. Ich mußte zuvor noch einen alten Freund auf dem Lande besuchen und hatte bereits am Abend vor seiner Ankunft die Stadt verlassen. Unermüdlich verfolgte er meine Spur und fand mich endlich in einem Walde im Gebirge inmitten einer großen Jagdgesellschaft. Er erzählte mir Alles, was sich zugetragen: seine Entdeckung mit dem Ringe, seine Liebe zu Eurer Nichte, seinen Haß gegen die Wilddiebe und seine Belehrung durch Euch."

„Von nun an könnt Ihr ganz ruhig seyn, lieber Hofer — ich bin jetzt Herr in diesem Revier — Menschenjagden werden bei mir nicht angestellt. Auf ein paar Rehböcke mehr oder weniger kommt mir es nicht an — ich weiß, was ein Menschenleben werth ist."

Des Försters freudestrahlender Blick verrieth, welche schwere Last diese Worte des Hauptmanns von seinem Herzen nahmen.

„Morgen über vierzehn Tage hält mein Förster Hochzeit mit Eurer Nichte, Kamerad," fuhr der Hauptmann fort, indem er sich erhob und dem Hofer die Hand reichte; „da wollen wir recht fröhlich seyn und bei einer Flasche alten Rheinweins von unsern Jugendfahrten plaudern."

Nach diesen Worten drückte er dem Förster und dem Hofer noch einmal freundlich die Hand und begab sich auf den Heimweg.

Sprachlos stand der Hofer einige Zeit da und schaute mit verklärtem Angesicht der hohen kräftigen Gestalt des Hauptmanns nach, dann aber fiel er dem Förster ungestüm um den Hals und jubelte.

(Schluß folgt.)

Gedankenfrevel.

(Fortsetzung.)

Ludwig kam erst gegen Abend zurück. Er war finster und einsilbig. Selbst die umflorten Augen Adelgundens, die ihm sagten, daß sie während seiner Abwesenheit geweint habe, konnten ihm keine laute Aeußerung entlocken. Was er den ganzen Tag gethan hatte, wo er gewesen seyn mochte, konnte Adelgunde nicht errathen. Auch kümmerte es sie wenig, da wenig darauf ankam.

„Eine sehr vernünftige Einrichtung haben diese Insulaner," sagte Ludwig nach längerer Zeit, „ich meine das Strandrecht."

Jetzt wußte Adelgunde, womit sich ihr düsterer Gatte beschäftigt hatte. Sie entgegnete nichts.

„Es herrscht eine bewundernswürdige Ordnung bei Bergung gestrandeter Güter," fuhr er fort; „wenigstens hat es mir so geschienen. Nur finde ich es unfreundlich und egoistisch, daß sie keinem Fremden, keinem Gaste gestatten, mit Hand anzulegen."

„Weßhalb sollten sie es thun?" erwiderte Adelgunde, um doch etwas zu sagen. „Ein Fremder ist mit den Launen der See nicht vertraut."

„Wenn er es auch wäre, dürfte er doch kein Strandgut anrühren," bemerkte der Justitiar erklärend. „Ich finde diese Sitte deßhalb sinnlos, weil sie dem Prinzip sozialistischen Lebens und Thuns widerspricht, das doch in der Ausübung des Strandrechts sich selbst vollzieht."

Adelgunde lächelte. „Ich bezweifle," sagte sie, „daß ein Einziger dieser ehrlichen Schiffer und Lootsen an Sozialismus denkt oder je einmal etwas davon gehört hat."

„Einerlei," erwiderte Ludwig, „die Idee sozialistischer Bestrebungen liegt dem Strandrecht zum Grunde, ein Beweis für die hohe Berechtigung, welche die Lehre zum Sozialismus überhaupt hat. Denn was ein Volk ohne eigentliche Kultur, nur instinktmäßig zum Gesetz ausbildet, das hat einen tiefen Sinn, das gründet sich auf ein Naturgesetz. Freilich aber hebt man die Wohlthat einer solchen Einrichtung sogleich auf, wenn man sie nur innerhalb gewisser eng gezogener Gränzen ausüben lassen will."

Adelgunde schwieg. Sie wußte, daß alle Gegenrede nichts fruchten würde, weil es Ludwigs Sitte war, auf jede Einwendung mit Doktrinen zu antworten. Nach einer Pause fuhr er fort: „Sollten wir noch längere Zeit hier zu bleiben genöthigt seyn, so werde ich mich bemühen, die armen, geistig beschränkten Menschen von ihren irrigen Ansichten zurückzubringen. Ich billige, wie gesagt, die Einrichtung an sich, nur ihre Handhabung gefällt mir nicht."

Adelgunde glaubte die Zeit gekommen, um ihrem Gatten einen Wunsch vorzutragen. „Gebe Gott," sprach sie, „daß man uns hier läßt, obwohl ich nicht begreife, wovon wir uns auf die Dauer nähren sollen."

Ludwig lachte und rieb sich die Hände.

„Da ist mir ein Gedanke durch den Kopf gefahren," fuhr sie fort, „den ich allenfalls auch gegen deinen Willen ausführen werde."

„Wirklich? Sieh da, das gefällt mir! Und worin besteht dieser Gedanke?"

„Du weißt, lieber Ludwig, daß meiner Rückkehr in's Vaterland nichts im Wege steht. Ich werde dieses Asyl verlassen, werde als Fürbitterin auftreten und dir Verzeihung erwirken."

„Nun halten will ich dich nicht," versetzte Ludwig mit erzwungener Heiterkeit, „weil sich ein selbstständiger Wille, ein Trieb zu freiem Handeln in diesem Entschlusse zeigt. Allein dein Fürbitten wird dich wenig nützen. Man wird die Bedingung der Reue, das pater peccavi an meine Begnadigung knüpfen, und dieses Verlangen kann ich nicht erfüllen. Nur keine Inkonsequenz! Lieber Verfolgung des aus Ueberzeugung eingeschlagenen Weges bis zum Untergange, bis zum Schaffot, wenn es nicht anders geht, aber keine Umkehr, kein reumüthiges Armesündergesicht!"

„Du kannst dich auch irren, lieber Ludwig. Es ist den Regierungen nicht einerlei, ob die besten Köpfe im Auslande verweilen oder mit ihren Fähigkeiten dem Lande dienen, das sie geboren hat."

Ludwig lachte schadenfroh. „Nun freilich," sagte er, „wenn sie erst zu dieser Erkenntniß kämen, dann würde unser Waizen wenigstens im Aufgehen begriffen seyn. Mir soll jedoch die Hand verdorren und die Zunge verwelken, wenn ich jemals ein gutes Wort gebe. Ich werde es den gestrengen Herren beweisen, was der Mann kann, wenn er will, und mit eiserner Konsequenz seinen Willen durchzusetzen den Muth hat."

Adelgunde war mit dem Ausgange dieses Gespräches wohl zufrieden. Sie traf die nöthigen Anstalten zur Reise, raffte ihre sehr geringe Baarschaft zusammen und stand schon wenige Tage später reisefertig da.

„Lebe wohl," sprach sie zu ihrem Gatten, der sie an den Strand geleitet hatte. „Du erhältst Nachricht von mir, sobald ich die nöthigen Einleitungen getroffen habe. Hoffe nun und vertraue auf Gott."

„Das thue ich," versetzte Ludwig, „doch nicht auf den, der in der blauen Luft, vulgo Himmel genannt, wohnt, sondern den ich hier in der eigenen Brust hege und pflege."

So schieden die Gatten, Adelgunde ihr Kind mit Mutterzärtlichkeit an's Herz drückend, Ludwig mit kaltem Gleichmuth sie in das segelfertige Boot geleitend. Wie wenig sein Herz an ihr hing, konnte Adelgunde schon daraus entnehmen, daß Ludwig, ohne noch einmal mit wehendem Tuche zum fortschaukelnden Nachen hinüber zu grüßen, dem Meere den Rücken kehrte und hastig den im Morgenlicht glänzenden Dünen zuschritt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt aus München, 25. Juni: Vor wenigen Tagen hat uns unser Landsmann Dr. Roth, der bekanntlich durch die Munifizenz Sr. Maj. des Königs Maximilian mit den Mitteln zur Erforschung der das todte Meer und den Jordan umgebenden Ländergebiete ausgestattet wurde, mit Briefen und wissenschaftlichen Berichten erfreut, nachdem bereits Zeitungsnachrichten Besorgnisse für ihn und das Ergebniß seiner Reise erregt hatten. Er hat die erste der großen Exkursionen, welche er im Laufe dieses und des folgenden Jahres von Jerusalem aus zu unternehmen gedenkt, wohlbehalten durchgeführt. Seine Aufgabe für diese erste Reise war eine naturhistorische Untersuchung des Bodens jenes merkwürdigen Thales, welches das todte Meer vom rothen Meer scheidet, vorzunehmen, um dadurch die schwebende Streitfrage zur Entscheidung zu bringen: ob das alte Bett des Jordans vor der großen Katastrophe, aus der die Senkung des ganzen Jordangebiets, und namentlich die des todten Meeres hervorging, sich fortgesetzt habe bis zum Meerbusen von Akaba, oder nicht. Bekanntlich ist dieß zur Zeit eine noch ungelöste Aufgabe, und von unvergleichbar hoher Wichtigkeit und Bedeutung nicht bloß im lokalen Interesse, sondern zugleich für die Geschichte unseres Planeten. Zur Durchführung seines Unternehmens hatte Roth mit dem Stamm der Jehalin-Araber, der seine Weideplätze und Zelte im Südosten von Hebron hat, Kontrakt abgeschlossen, und Schech Hamze es Serु, ein Verwandter des Schechs der Jehalin, machte den Führer der kleinen Karawane. Am 6. April trat unser Freund von Jerusalem aus seine Reise an, die nach dem Südende des todten Meeres, nach der Araba, Wadi Musa bis zum rothen Meere (Akaba) und von da wieder zurück zum Ausgangspunkt gerichtet war. Es war ihm vergönnt, diese höchst gefahrvolle und beschwerliche Reise in der projektirten Ausdehnung auszuführen, er war auch keinen Augenblick unwohl, litt weder von der gewaltigen Hitze noch von dem schlechten Wasser; dennoch kehrte er nicht so befriedigt von den Ergebnissen zurück als er es gewünscht hatte. Wiederholte Ueberfälle räuberischer Araberbanden, die glücklicherweise blos mit Brandschatzung endigten, hatten die unsern Freund begleitenden Beduinen in solche Besorgnisse gebracht, daß trotz seiner Vorstellungen und gegen den geschlossenen Kontrakt sie nicht zu bewegen waren, an den wichtigsten, zugleich aber auch gefährlichsten Punkten der Araba längere Zeit zu verweilen; Roth mußte sich begnügen, dieselben mit ihnen in ziemlicher Eile zu durchziehen. Allerdings hatten seine Begleiter Grund genug, sobald als möglich aus diesen unheimlichen Gegenden heraus zu kommen, da sie bei dem anarchischen Zustand des Landes nicht blos Erpressungen, sondern vollständige Plünderung, ja selbst Ermordung täglich zu gewärtigen hatten. Am 23. April wurde Akaba erreicht, was Roth schon vor zwanzig Jahren — damals als Begleiter des Geheimeraths von Schubert — besucht hatte, von wo aus er die Rückreise nach Jerusalem antrat, woselbst er am 6. Mai wieder anlangte. Ein von unserem Reisenden an die Akademie eingeschicktes Diarium gibt genauere Aufschlüsse über seine Reiseroute, mit Notizen über seine Erlebnisse und Erforschungen; mit der nächsten Post will er das eigentlich wissenschaftliche Ergebniß seiner ersten großen Exkursion zur Vorlage bringen. Bereits hat er auch seine zahlreichen barometrischen Beobachtungen, die er auf derselben gemacht und die höchst werthvoll sind, eingeschickt, zu deren Berechnung sein akademischer Kollege, Herr Professor Kuhn, sich freundlichst erboten hat. Wenn auch in dem erwähnten Diarium die wissenschaftlichen Resultate der Reise nur nebenbei angedeutet sind, so ist doch schon aus diesen, und noch mehr aus den besonderen Mittheilungen an die hiesigen Freunde, so viel ersichtlich, daß sie, trotz der Ungunst der Umstände, doch außerordentlich wichtige und lang erwünschte Aufschlüsse über das Terrain des Ghor darbieten, für welche Geographen und Naturforscher unserem muthigen und unternehmenden Freund den besten Dank wissen werden. Bereits ist dieses Diarium an Herrn Dr. Petermann in Gotha zur Veröffentlichung in seinen geographischen Mittheilungen überschickt. Fast gleichzeitig mit diesen neuesten Mittheilungen sind auch die beiden Kisten, welche die von Roth vor Antritt seiner Reise nach dem rothen Meer in der Umgegend von Jerusalem gesammelten Thiere, Pflanzen und Versteinerungen enthalten, im besten Stand dahier angekommen, als willkommene schätzbare Bereicherungen für die wissenschaftlichen Sammlungen des Staates.

Redakteur: Gustav Reffert.
Druck u. Verlag der Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 157 Freitag, 3. Juli 1857.

Ein Zollhaus auf der Haide.

(Schluß.)

„Ist es denn möglich, daß ich wieder heiter und froh zu Gottes Himmel auf blicken kann — daß mein altes Herz wieder freudig schlägt wie in den Tagen der Jugend — daß Alles, Alles wieder licht und hell in mir ist!" —

Lange waren des Försters Schritte schon im Walde verklungen — der Hofer stand noch immer unter der leise rauschenden Linde und sah mit Freudenthränen im Auge in die wunderbare Nacht hinaus. Der kleine Gartenraum mit dem niedern Häuschen inmitten der weiten dämmernden Haide däuchte ihm ein Paradies.

Und als ihn längst sanfter Schlummer umfing, klang durch seine Träume noch immer die klare Stimme des freundlich blickenden alten Hauptmanns: „Aber das Leben hab' ich doch behalten!"

Vierzehn Tage später zog ein fröhliches Hochzeitsgeleit vom Forsthause durch den Wald dem Kirchdorf im Thale zu. Alle Pferde und Wagen waren auf das Prächtigste mit laubigen Zweigen, Blumen und flatternden goldglänzenden Bändern geschmückt, und Gesang und Jauchzen tönte überall. Im ersten Wagen fuhren sämmtliche Jäger des Obristen und des Hauptmanns nebst allen Föstern aus der Nachbarschaft und bliesen wunderschöne Jubellieder auf ihren Hörnern, daß es weit in den stillen Wald hineinschallte. Im zweiten Wagen saßen Marie und Günther mit dem Hauptmann und dem Hofer, im dritten und vierten der Obrist mit seiner Familie und seinen Verwandten und Freunden, und in den folgenden die Leute vom Gute und die Bauern aus dem herrschaftlichen Dorfe und aus allen Nachbarorten ringsumher.

In der ganzen Gegend war das frohe Ereigniß mit dem Hauptmann bekannt geworden und hatte Alle mit wahrhaft herzlicher Freude erfüllt. Von nah und fern waren die Leute hinauf zum Zollhäuschen gewandert, und Jedem hatte der Hofer seine Geschichte von Anfang bis zu Ende erzählen müssen.

Ein gar schöner Anblick war es, als nun die geschmückten Wagen unter dem freudigen Zuruf der Menge in das Kirchdorf einfuhren, und dann der lange Hochzeitszug mit wunderklaren Waldhornsklängen der kleinen Kapelle zuwallte, die auf einem Hügel in der Mitte des Dorfes lag. Der Weg war mit Blumen bestreut und die Kirche schön mit Laubgewinden verziert.

Dem Hofer rannen die hellen Freudenthränen über die Wangen, als er so an der Seite seines todtgeglaubten einstigen Feindes hinter dem glücklichen Brautpaare herschritt, das nach althergebrachter Sitte jener Gegend mit Brautführern und Brautjungfern den Zug eröffnete.

Der kirchlichen Handlung folgte ein fröhliches Fest auf dem Gute, zu welchem Jedermann ohne Unterschied des Ranges und Standes geladen war.

Als das Hochzeitsmahl seinem Ende nahte, erhob sich draußen im Hofe plötzlich ein lauter Jubel, und ehe das Brautpaar und die Gäste noch nach der Ursache fragen konnten, bliesen die Hörner und Trompeten im Vorzimmer schon Tusch, die Thür öffnete sich und herein trat Ferdinand, der Sohn des Hauptmanns von Reimar, mit seiner Braut Cölestine.

Ein allgemeiner freudiger Ruf der Verwunderung erschollte bei ihrem Erscheinen, und Aller Blicke wandten sich unwillkürlich auf Marie, um sich zu überzeugen, ob dieselbe wirklich noch an der Seite des überglücklichen Försters sitze — so täuschend war die Aehnlichkeit, die zwischen der Neuvermählten und der Braut stattfand.

Mariens Wangen überzogen sich mit einem dunkeln Roth: — jetzt wußte sie, warum der fremde Reiter zu seinem Freunde gesagt hatte: „Sieh', Julius, dort sitzt meine Braut!" — und unwillkürlich mußte sie lächeln, als sie sich der schrecklichen Gedanken von gezwungener Heirath, Entführung und dergleichen erinnerte, welche an jenem Abend in ihrer Seele aufgestiegen waren.

Bei dem Eintritt des Brautpaares erhob sich der alte Hauptmann von seinem Sitze, stellte dasselbe

den versammelten Hochzeitsgästen vor und lud Alle auf den ersten Mai wieder zu sich auf das Gut: — „dann zieht ein neuer Herr mit seiner jungen Frau hier ein," fügte er lächelnd hinzu, indem er den Hofer anblickte — „der jetzige will seine alten Tage in Ruhe mit seinem Kriegskameraden verleben." —

Nach dem Hochzeitsmahl gesellte sich der Hauptmann zum Hofer, zog ihn mit sich in Garten und wandelte in den hohen Laubengängen fröhlich plaudernd mit ihm auf und nieder.

Draußen vor dem Garten aber standen die Bauern aus den umliegenden Dörfern und schauten mit theilnehmender Freude zu, wie die beiden alten Krieger so Arm in Arm neben einander gingen. Da war auch nicht Einer, dem das Herz nicht höher schlug, als er den Hofer so überglücklich sah.

„Das hat er tausendmal um uns verdient!" sagte Einer zum Andern; „ich wollte, unser Herrgott legte ihm noch fünfzig Jahre zu, damit er nach langer Traurigkeit auch einmal recht schmeckt, was Glück und Freude ist."

Bei dieser Gelegenheit kam es recht an den Tag, wie der alte Kriegsmann ganz im Stillen so unendlich viel Gutes gethan hatte.

„Ohne ihn wäre ich vor zwanzig Jahren von Haus und Hof gejagt," sprach ein alter Bauer mit schneeweißen Haaren. „Die Gerichte waren schon dabei, mich auszupfänden — da kam der Hofer drauf zu und kein Mensch hat wieder ein Wort von Auspfänden geredet."

„Mir hat er in der Theuerung Geld zu Korn geschenkt," rief ein Anderer. — „Für mich hat er Doktor und Apotheker bezahlt!" sagte ein Dritter. — „Mich hat er in der Krankheit gepflegt und mir heimlich alle meine Felder bestellen lassen!" sprach ein Vierter. — „Gott vergelte es ihm, was er an uns gethan hat!" riefen dann Alle; „solch einen Mann gibt's nicht weiter auf der Welt!"

Ganz allein hinter dem dichten Gesträuch des Gartens stand der Kaspar von Oberndorf, schaute dem glücklichen Hofer und seinem Begleiter unverwandt nach und sprach, den Hut in den Händen hin- und herdrehend, mit Thränen in den Augen leise vor sich hin:

„Daß ich auch ein so verdammt armer Schlucker bin und dem Hofer nichts, gar nichts dafür wiedergeben kann, daß er mich vom Untergang gerettet hat!" —

Von dem Tage an begann ein wundervolles Leben im Forsthause. Seit Menschengedenken war es dort nicht so fröhlich zugegangen; es schien, als sey mit der jungen Försterin eine Zauberin in den Wald eingezogen. Wie einst im kleinen Zollhäuschen durch sie Alles ein freudiges Aussehen gewonnen hatte, so verwandelte sich auch jetzt das veröbete Jägerhaus mit seinen Umgebungen unter ihrer ordnenden und schmückenden Hand in ein kleines Paradies.

Obwohl der Förster fortan mit leichtem Herzen durch sein Revier wanderte und freudig die Pflichten seines Berufs erfüllte, so mußte er sich doch stets mit Gewalt von dem trauten Orte losreißen, wo ihm das Glück in den Armen seiner Marie so lieblich blühte.

Am seligsten war aber der Hofer. — Verjüngt an Leib und Seele saß er droben auf der einsamen Höhe und blickte mit leuchtenden Augen in die Thäler hinab. Hatte er früher den Leuten Gutes gethan, so streute er jetzt mit vollen Händen Gaben unter die Dürftigen aus: „Die Menschen glücklich zu sehen, ist nun einmal meine Leidenschaft," sagte er oft; „bin ich doch selbst so glücklich!"

Es verging fast kein Abend, wo er nicht von seinem Hügel zum Forsthause hinabstieg, und gar freudig war es zu sehen, wie die holdselige junge Frau den alten Kriegsmann hegte und pflegte, und der Förster mit stillem Entzücken bald den glücklichen Greis, bald die liebliche Gattin betrachtete.

Die schönsten Stunden verlebte der Hofer aber in der Gesellschaft des alten Hauptmanns. Wenn der die Schwelle des Zollhäuschens betrat, so war es, als ob ein Schein der Verklärung das Angesicht des Feldwebels überflöge. Oft saßen Beide bis tief in die Nacht hinein zusammen und unterhielten sich mit immer neuer Lust von den Kriegsfahrten ihrer Jugend.

Der Tag aber, an welchem sich Beide zum ersten Mal wiedergesehen hatten, wurde alljährlich durch ein fröhliches Fest auf dem Gute des Hauptmanns gefeiert.

Gedankenfrevel.

(Fortsetzung.)

4.

„Stehe auf, meine Tochter! Dem Reuigen wird vergeben!" Diese Worte sprach Pastor Edel, indem er die vor ihm knieende junge Frau freundlich an seine Brust zog, und ihre bleiche Stirn küßte. Der milde Greis bestürmte Adelgunde nicht mit Fragen, denn er kannte das menschliche Herz und wußte, daß er alle Wunden, aus denen seine Schwiegertochter blutete, mit Fragen von Neuem wieder aufreißen würde. Die aus eigenem Antriebe Zurückgekehrte mußte unaufgefordert sprechen, ihm freiwillig das, was sie bewegte und quälte, erzählen, und sollte er wirklich Hülfe schaffen, diese von ihm begehren. Er nannte deßhalb auch nicht den Namen

seines Sohnes, an dessen Sinnesänderung er selbst dann, wenn man sie ihm gemeldet hätte, nicht geglaubt haben würde.

Adelgunde zeigte sich dankerfüllt und fühlte sich um Vieles durch die immer gleiche Milde des Greises beruhigt. Was er für Unrecht, vielleicht für Sünde zu halten berechtigt war, kam nicht zur Sprache. Edel machte der jungen Frau weder Vorwürfe wegen des Vergangenen, noch gab er sich Mühe, sie zu belehren und zurecht zu weisen, aber er verstand es, sie gesprächsweise auf ihr vergangenes Leben zu bringen und sie zum Sprechen zu nöthigen. Und was nun Adelgunde ohne weitere Aufforderung von ihren Erlebnissen, ihren Kämpfen und Seelenqualen ihm mittheilte, gab ihm die Gewißheit, daß ein irrendes Gemüth, ein in heißer Liebe sich verzehrendes Herz im wilden Kampfe mit dem Schicksal sich selbst erkannt hatte.

Als Adelgunde ihre Erzählung geendigt, sagte er lächelnd: „Man sollte meinen, du hättest meine Worte, die ich vor ein paar Jahren an dich richtete, als du noch anderer Meinung warst, auswendig gelernt. Es muß also doch wohl ein Fünkchen Wahrheit, ein Hauch ewigen Lebens in dem vorhanden seyn, was mich bisher trug und hielt, sonst könnte es nicht in Verschiedenem ganz gleiche Wirkungen hervorbringen. Mich wirst du, glaube ich, nicht verändert finden, wenigstens nicht geistig. Ich bin heute noch derselbe, den du vor zwei Jahren verließest, noch eben so ruhig, eben so fest wie damals. Unbeugsam, in alten Ansichten blind verrannt, nannten es damals mir sehr liebe Menschen. Dennoch konnte ich mich nicht ändern, und nun habe ich all das Traurige, was über zahllose Menschen, über ganze Völker hereingebrochen ist, glücklich überstanden, ohne mich dem wild brausenden Strome anders als mit Bitte und Warnung entgegen zu stellen. Die heftigen gingen darin unter, andere wurden weit in die Ferne fortgerissen und können nun im zerklüfteten, breiten Rinnsal den Rückweg nicht mehr finden, weil die Schrift auf dem Wegweiser zur Ruhe eines geläuterten Gemüths von den bösen Wetterstürmen verwischt worden ist.“

In Gesprächen solcher Art, die sich täglich wiederholten, kam auch die Lage Ludwigs zur Sprache. Pastor Edel wehrte Adelgunde nicht, sich in umfassender Weise darüber zu äußern. Betrübend freilich war es für den alten Mann, daß ihm aus diesen Aeußerungen ein gänzlich zerstörtes Familienleben angähnte. Anfänglich, wie es schien, für eine Ewigkeit geknüpfte Herzensbande waren gänzlich aufgelöst. Kein heftiger Sturm hatte diese zarten Bande urplötzlich zerrissen, sie waren durch rastlos fortgesetzte Reibungen, die sich aus den Verhältnissen ergaben, nach und nach aufgeschlissen und befanden sich nunmehr im Zustande gänzlicher Zerfaserung.

„Ihr müßt euch trennen,“ sagte der Greis, als er Adelgunde geprüft hatte und einen andern Ausweg, zwei Seelen zu retten, nicht entdecken konnte. „Eurer Trennung steht nichts im Wege, da ja eure Verbindung keine kirchliche war.“

Dieses Wort erschreckte Adelgunde. Nicht der Schmerz um den Mann, der in starrer Einseitigkeit, in zügellosem geistigen Stolze sich von ihr gewandt hatte, nur die Angst der Mutter um das Kind, welches sie dem einst Geliebten geboren hatte, ergriff sie.

„Trennen?“ erwiderte sie erblassend. „Das ist unmöglich! Wer soll diesem unglücklichen Geschöpf Vater seyn?“

„Er, der aller Waisen Vater ist,“ sagte der Geistliche.

„Ludwig wird es nicht zugeben.“

„Er hat es ja schon zugegeben. Ließ er dich nicht ziehen ohne Kampf, ohne Thräne? Hat er seitdem nach dir und deinem Kinde gefragt? Er that es nicht, er wird es auch später nicht thun. Mithin ist er für dich todt. Du wirst glücklicher, wenigstens stiller in dir selber seyn, wenn du erst wieder völlig frei bist.“

Adelgunde wagte nicht zu widersprechen, denn sie fühlte die Wahrheit in des Geistlichen Worten. Dennoch überkam die unglückliche Frau jetzt ein unnennbares Weh. Sie erschien sich selbst wie eine Ausgestoßene, eine Gebrandmarkte. Wenn sie ausging, ihr kränkelndes Kind auf dem Arme, und es begegnete ihr eine andere Mutter und redete sie, von Theilnahme getrieben, an, konnte sie einer solchen Mutter, und gehörte sie auch den untersten Ständen an, war sie selbst ohne alle Bildung, unbedeutend, ja simpel, konnte sie ihr gerade in die Augen sehen? Die schlichte Frau in grober Kleidung sah es ihr gewiß an, daß der Vater ihres Kindes nicht auch ihr Gatte gewesen. Sie fühlte sich wie eine Gefallene, und dieses Gefühl war für sie um so schmerzlicher, als Ludwig sie geistig verlassen hatte. Er hätte ihr untreu werden, sie zeitweise vernachlässigen können — auch das würde sie tief geschmerzt, sie unglücklich gemacht haben. Wenn er aber dann wieder zu ihr zurückkehrte, der Strom seiner Gedanken sich in ihre Seele ergoß, wenn sie geistig sich als ewige Verwandte, als nie zu Trennende sich erkannten, — dann würde sie glücklich gewesen seyn und Alles vergessen, ihm Alles vergeben haben.

Aber Ludwig wandte sich von ihr in Folge geistigen Widerspruchs, zu dem ihr eigenes Herz, ihr Verstand, ihr besseres Selbst sie nöthigten. Wie er im Gedanken theils leichtsinnig, theils aus Stolz gefrevelt hatte und noch immer fort frevelte, so frevelte er auch gegen sie, die er doch zu schirmen und zu behüten als wahrer Gatte berufen war. Ludwig verhöhnte Adelgundes Denken und Ahnen. Er

belachte und beschimpfte den Glauben, diesen heiligsten Hort des Weibes, indem er alle Herzens-Regungen für kleinliche Schwächen erklärte, die als lästige Ueberbleibsel einer falschen Erziehung noch haften geblieben seyen.

So stand das arme Weib unter ihres Gleichen, unter allen ihren Schwestern da, wie ein unreiner Auswuchs. Sie war Frau und doch nicht Gattin; sie war Mutter, ohne von der Heiligkeit des Muttergefühls erhoben zu werden; sie fühlte sich Wittwe und hatte doch keinen geliebten Gatten zu beklagen. Dennoch trauerte sie tiefer, fühlte sich schmerzlicher gebrochen, als die geliebteste Frau es hätte seyn können, denn sie mußte ihr vergangenes Leben beweinen und konnte doch auch weder freudig, noch hoffnungsfroh in die Zukunft blicken.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Der berühmteste und jedenfalls glücklichste Pariser Charlatan, der in ganz Frankreich bekannte Bleistifts-Verkäufer Mengin, ist am 22. Juni in Paris gestorben. Er hinterläßt ein Vermögen von 400,000 Fr., das er seit ungefähr fünfzehn Jahren durch den Verkauf seiner Bleistifte auf offener Straße gewonnen hat. Mengin, 30 bis 40 Jahre alt, stammte von einer guten Familie her und studirte in seiner Jugend die Rechtswissenschaften. Er führte jedoch ein zu lustiges Leben und begann, als er aller Hülfsquellen beraubt war, seinen Handel mit von ihm selbst erfundenen Bleistiften. Jedermann, der Paris in den letzten Jahren besucht hat, muß sich des großen und wirklich schönen Mannes erinnern, der, auf einem großen, reich verzierten Karren stehend, Reden an das Publikum hielt, das immer zahlreich um ihn versammelt war. Dieser Mann trug einen grünen Sammt-Mantel mit Goldtressen besetzt, und einen Helm mit Federn auf dem Kopfe. Seine Reden waren oft sehr geistreich. Er sprach jedoch nicht immer. Während sein Bedienter mit einer Drehorgel Musik machte, überließ sich dieser Mann einem Pantomimen-Spiel, das jedoch nie gemein wurde. Zugleich zeichnete er mit einem seiner Bleistifte die drolligsten Karrikaturen. Dieser Mann war Mengin. Auf seine Zuhörer übte er einen großen Einfluß aus. Er machte sie lachen und weinen, je nach seinem Belieben, und jedes Mal, wenn er seine Reden und seine Pantomimen beendet hatte, war er sicher, eine Masse seiner Bleistifte an den Mann zu bringen. Mengin nannte sich selbst einen Charlatan. Er sagte dem Publikum, daß er nöthig habe, es durch seine Mummereien anzulocken, da, wenn er als gewöhnlicher Mensch aufträte, Niemand seine Waare, die doch gut sey, kaufen würde. Mengin war eine der populärsten Gestalten von Paris. Sein Portrait war überall ausgehängt, und da er Münzen, auf denen seine Büste abgebildet ist, austheilte, so gibt es nur wenig Leute in Frankreich, das er in allen Richtungen durchzog, die sein Bildniß nicht besitzen.

In keinem Lande wird so viel Zucker konsumirt als in Schweden, wie denn überhaupt nirgends mehr Süßigkeiten geliebt werden, als bei den abgehärteten Kindern des Nordens. Ohne Salz kann ein Schwede Methusalems Alter erreichen, aber ohne Zucker geht er elendiglich schon im ersten Lebensjahre zu Grunde. Daher verbrauchen die vierthalb Millionen Schweden mehr Zucker als zehn Millionen Deutsche, und die Zuckerfabrikanten sind sämmtlich Millionäre geworden. Alle Nahrungsmittel sind süß, bei denen Zucker möglicherweise angewendet werden kann. Setzt man sich irgendwo zu Tische, so fällt der erste Blick gewiß auf eine ungeheure Schale, gefüllt mit weißem Pulver, das sich bei näherer Besichtigung als fein geriebener Zucker enthüllt. Auch das Brod wird mit Zucker eingemacht. Die Suppe ist so süß, daß man nach ein Paar Löffeln genug hat. Man greift nach dem Speisezettel. Da steht: spenat med ägg und gleich daneben böna med halbkölt fricadel — nun, Spinat ist ein vortreffliches Essen, Bohnen nicht minder, und Kalbfleischfrikadellen sind auch nicht zu verachten. Schreckliche Täuschung! der Spinat ist süß, die Bohnen noch süßer, die Kalbfleischfrikadellen sogar sind mit Zucker gebraten, und nun folgen hinterher süße Reis- und Griesspeisen und süße Compots, und zuletzt die beliebten Stikelbären, Stachelbeeren, welche mit Milch übergossen und dann mit einer Unmasse Zucker bestreut werden, um ihre scharfe Säure zu dämpfen.

Das Bedürfniß Deutschlands an Spielbanken scheint an seinem Sättigungspunkte angelangt zu seyn. Aus Nauheim vernimmt man, daß die Spielbank sehr schlechte Geschäfte macht. So wirksam Nauheim als Heilbad ist, so verunglückt mußte der Versuch erscheinen, aus dem reizlos gelegenen Orte ein Luxusbad zu machen. Sobald Wiesbaden und Homburg in ihren Anstrengungen für die Annehmlichkeiten der Fremden zu sorgen nicht nachließen, war bei den natürlichen Vorzügen der Anlagen wie der Landschaft der Ausgang des Kampfes unzweifelhaft. Zudem spricht die öffentliche Meinung in Deutschland sich immer entschiedener gegen das Unwesen der Banken aus.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 158 Samstag, 4. Juli 1857.

Gedankenfrevel.

(Fortsetzung.)

Pastor Edel gewahrte die Kämpfe, welche die Bedauernswerthe verzehrten; da er jedoch der Ansicht war, es würde heilsamer für die Leidende seyn, wenn sie sich ohne fremde Hülfe aus einem Zustande geistiger Unklarheit empor arbeitete, und so über sich selbst triumphire, störte er sie nicht. Ein schwacher Geist mußte in diesem Kampfe erliegen, ein starker konnte ihn überwinden. Geschah das Letztere, so war Adelgunde für immer gerettet und fest in sich selbst geworden.

Inzwischen beschäftigte den Greis auch das Schicksal seines Sohnes, dem er seit Adelgundens Rückkehr wieder näher gerückt war. Er zog durch Vermittelung dritter Personen Erkundigungen ein, erhielt aber wenig tröstlich lautende Nachrichten. Adelgunde schien von ihm vergessen zu seyn. Er lebte noch immer auf der fernen Insel, von den Eingebornen mehr geduldet, als geachtet; seine Ansichten aber wurden immer schroffer, immer einseitiger, und da die gemeine Noth täglich zudringlicher an ihn herantrat und diese widrigste unter allen Erdenbedrängnissen als Gespenst ihn Tag und Nacht verfolgte, verwirrten sich seine Ansichten über Glück, Recht, Besitzthum und Freiheit mehr und mehr.

Ludwig hatte die Konsequenz zum Gott erklärt. Für ihn gab es nichts Verehrungswürdigeres als einen Menschen, der einen für wahr und gut erkannten Gedanken konsequent durchführte. Ob er dabei zu Grunde ging, oder groß wurde und zu hohen Ehren kam, blieb ihm Nebensache. Alles, was er bisher unternommen, hatte er leidenschaftlich begonnen und aus Ueberzeugung. Später sah er wohl zuweilen ein, daß er zu weit gegangen, zu rasch verfahren sey, aber umkehren hielt er für schmählich und die Reue haßte er als die Ausgeburt einer feigen Seele. Sieg oder Untergang! Mit diesem Wahlspruch auf der Lippe stürmte er rastlos immer weiter und verirrte sich immer tiefer in den Irrgängen des Geistes, die sein konsequent frevelnder Gedanke einmal betreten hatte.

Eine Zeitlang gewährten dem früheren Justitiar die Sitteneinfalt der Insulaner, die auffallend geringen Bedürfnisse, die sie hatten, und ihre utopischen Ansichten über Welt und Zeit Zerstreuung. Er hatte nie geglaubt, daß es im neunzehnten Jahrhundert noch Menschen geben könne, die kindlich denken und doch männlich handeln. Diese Entdeckung war ihm neu und gab ihm Stoff zum Nachdenken. Er verglich die überaus einfachen Zustände der kleinen Insel, ihre nicht minder einfache Gemeindeverfassung, die äußerst kurz, aber klar und auch vollkommen ausreichend war, und — was ihn mehr noch wunderte — sich in allen Fällen praktisch erwies, mit den gekünstelten, aus hundert und aberhundert Paragraphen bestehenden Konstitutionen mancher großen Staaten, und er mußte zugeben, daß in den Beliebungen der einfachen Insulaner zwar viel weniger klügelnde Spitzfindigkeit, dagegen größere Weisheit, die keiner Auslegung bedürfe, vorhanden sey.

„Und diese Menschen leben doch," rief er wiederholt aus, wenn er sah, daß selbst ohne die vorhandenen leicht faßlichen Verordnungen Alles seinen altbergebrachten Gang ging. Jeder that das Seinige, Keiner war dem Andern zuwider oder suchte ihn durch Intriguen zu verdrängen. Unaufgefordert sogar unterstützte der Nachbar den Nachbar, wenn dieser der Hülfe bedurfte, und Niemand beanspruchte für solche Unterstützung Belohnung. Es verstand sich dieß Alles bei diesem einfachen Völkchen so von selbst, wie der Eintritt der Dämmerung nach dem jedesmaligen Untergange der Sonne. Es schien, als folgten die still arbeitenden Inselbewohner in Allem, was sie thaten, einem ewigen, sich stets gleich bleibenden, unumstößlichen Naturgesetz, und daß es auch nicht einem Einzigen in den Sinn kam, gegen dieses Gesetz sich aufzulehnen, gerade das beschäftigte ihn am meisten; das gab dem mit allen menschlichen Einrichtungen Unzufriedenen mehr zu denken, als die schwierigsten Probleme moderner Weltweisen. Diese einfachen Leute kannten keine heftigen Streitigkeiten, kam es aber wirklich zu Ver-

uneinigungen, so schlichtete man diese durch herbeigerufene Dritte. Advokaten und gelehrte Juristen fanden nichts zu thun.

Ludwig gestand sich's im Stillen, daß dieser scheinbare Mangel ein unläugbarer Gewinn für das Wohl Aller sey; nur konnte er nicht begreifen, wie man so patriarchalische Zustände aufrecht erhalten, und sie von Geschlecht zu Geschlecht vererben könne. Seiner Gewohnheit nach sprach er mit den Strandvögten darüber, um zu hören, was diese urwüchsigen Seeleute wohl darüber dächten, und welche Gründe sie für die Beibehaltung so überraschender Einrichtungen anführen möchten. Zu seinem großen Erstaunen aber erhielt der Justitiar kaum Antworten auf seine Fragen, an eine Darlegung von Gründen dachte Niemand.

Solche Ignoranz oder Indolenz verdroß den Weltverbesserer, und er nahm sich vor, gelegentlich einen Versuch zu machen, die Naturmenschen ein wenig aufzuklären. Ohnehin war es höchst nöthig für ihn, sich in ein fest bestimmtes Verhältniß zu den Eingeborenen zu setzen; denn seine Mittel waren erschöpft, alle Erwerbsquellen versiegt, und so lange er sich weigerte, den Weg der Bitte zu beschreiten, auf Eröffnung neuer nicht zu rechnen. Es mußte deßhalb etwas geschehen, damit ihm Gelegenheit gegeben werde, sich nützlich, vielleicht unentbehrlich zu machen. Dem gelehrten Manne dünkte das nicht schwer. Er übersah unbedingt alle Insulaner weit, er überragte sie dergestalt an Kenntnissen, daß er sich wie ein Gott unter ihnen vorkam und mit aufrichtiger Geringschätzung auf sie herabblickte. Wie leicht also mußte es ihm werden, diesen gutmüthigen, ungeschulten und in den allermeisten Dingen auch unerfahrenen Halbwilden etwas zu lehren, das ihnen Nutzen brachte, wofür sie ihm, dem uneigennützigen Weltbeglücker, dankbar seyn mußten. Da er ein guter Mathematiker war und sich in früheren Jahren einige Zeit auch mit der Feldmeßkunst beschäftigt hatte, hoffte er auf diesem Terrain den Eingeborenen gute Lehren und höchst schätzenswerthe Winke geben zu können. Er ging deßhalb zu denjenigen Männern, die ihm die intelligentesten und einflußreichsten der Insel schienen, und machte diese mit seinen Ansichten bekannt.

Die erste Unterredung indeß ließ ihn schon erkennen, daß er sich vollkommen geirrt hatte. Diese stillen, ersten, schlicht für sich hinlebenden Menschen wiesen freundlich, aber entschieden seine Anerbietungen ab, weil — sie keinen Gebrauch davon machen konnten. Ludwig gestand sich halb beschämt, halb knirschend vor Aerger, daß seine Gastfreunde viel klüger und unterrichteter seyen, als er vermuthet hatte. Was er sie lehren wollte und konnte, war selbst dem Rohesten geläufig, und er sah zu spät ein, daß alle Schiffer sich in Bezug auf mathematische Kenntnisse mit ihm wenigstens messen konnten.

Das war eine fatale Entdeckung, denn sie machte ihn wirklich überflüssig. Er war die einzige Person, die vollkommen entbehrt werden konnte, die Niemand brauchte, und es wollte ihm scheinen, als sagten ihm dieß viele durch Blicke. Um nun doch nicht von Almosen leben zu müssen oder dem Aeußersten sich auszusetzen, daß man ihm zu verstehen gebe, man bedürfe seiner Gegenwart nicht, erbot er sich, mit auf den Fischfang zu gehen, ja er ließ nicht undeutlich die Absicht durchblicken, daß er entschlossen sey, sich ganz in die Sitten der Eingeborenen hineinzuleben.

Die Strandvögte wehrten ihm nicht. Sie ließen den wunderlichen Fremden gern mit in See gehen, sie zeigten ihm die Kunstgriffe bei ihrem mühseligen, oft langweiligen und nicht selten gefahrvollen Geschäft, aber sie stellten gleichzeitig die sehr scharf betonte Frage an ihn, wo seine Frau hingereiß sey, und weßhalb er derselben nicht folge?

Unwirsch antwortete Ludwig die volle Wahrheit, und damit ruhte jede fernere Nachfrage. Es vergingen Wochen, ohne daß die treuherzigen Leute den, wie sie jetzt wohl bemerken konnten, mittellosen Mann beunruhigten.

Höchst wahrscheinlich würde dieses Verhältniß keine Aenderung erlitten haben, wäre Ludwig im Stande gewesen, sich in die patriarchalische Sitteneinfalt der Insulaner einzuleben. Das aber vermochte er nicht. Er mußte immer mäkeln, immer belehren, und er that dieß desto häufiger und leidenschaftlicher, je weniger man auf seine Lehren achtete. Am meisten Anlaß dazu gab dem Flüchtlinge das tiefe religiöse Gefühl der armen Inselbewohner, das er in seiner rührenden Unmittelbarkeit erst auf den Fischzügen ganz kennen lernte, die er behufs der eigenen Ernährung, und um doch nicht ganz müssig zu seyn, mitmachte.

(Fortsetzung folgt.)

Nordstern und Halbmond.

(Romantisch-historisches Gemälde aus der neuesten Zeit.)

I.

Es war Nacht und wie eine Todtenklage ertönte das Heulen des Sturmes, welches über das weitausgedehnte Warschau, mit seinen prachtvollen Palästen und Kirchen, seinen festen Werken und Kasernen, und mit seiner starken Zwingburg, der Zitadelle, Alexanderfestung genannt, dahin brauste, die stolz und drohend durch das nächtliche Dunkel auf

die alte Polenstadt herablickte. Die Straßen waren verödet und nur hie und da wankte ein verspäteter Zechbruder an den Häusern hin, wagte keinen fröhlichen Laut mehr hervorzubringen und bemühte sich ängstlich, eine steife militärische Stellung anzunehmen, um nicht als Trunkenbold ergriffen und bestraft zu werden. Oder eine verdächtige Gestalt, welche die wilde Sturmesnacht günstig gefunden hatte zur Ausübung lichtscheuer Verbrechen, huschte wie ein Raubvogel durch die dichtesten Schatten, um sich den Luxaugen der Wächter und Polizeispione zu entziehen, die mit kaum hörbaren Schritten herumschlichen und oft plötzlich aus irgend einem düsteren Winkel, oder hinter einem Mauervorsprunge hervorschossen, nächtliche Wanderer anhielten, ausforschten und beim geringsten Verdachte, daß sie sich auf verbotenen Wegen befänden, verhaften.

Der schöne Sigismundplatz, auf welchem die metallne und vergoldete Statue des Königs Sigismund III., auf hoher Säule steht, traurig herab schauend auf die tiefgefallene, einst so mächtige Residenz des großen Polenreichs, war noch ziemlich hell erleuchtet und in einem zwar nach alter Weise erbauten, aber noch immer prachtvollen Palaste, welcher auf der Westseite des Platzes lag, war die ganze Fensterfront der ersten Etage noch erhellt. Aber im Innern herrschte Todtenstille. Nur zuweilen sah man einen männlichen Schatten an den weißen Gardinen vorüberschweben, oder es trat unten aus dem kleinen Pförtchen, neben dem großen Einfahrtsthore, ein alter Diener heraus, in reicher Livree, dessen graues Haar im Winde flatterte, während er durch das Sturmgebraus nach einer gewissen Gegend lauschte, als ob er von dorther etwas erwartete.

Oben war eben eine Gardine ungeduldig zurückgeschoben worden und ein noch ziemlich junger Mann schaute durch das Fenster in die Nacht hinaus, jedoch ohne es zu öffnen, als auch unten der alte Diener wieder heraustrat und sein Horchen wiederholte. Dießmal schien er auch wirklich etwas zu vernehmen, denn rascher Hufschlag und das Rollen eines Wagens wurden hörbar. Aber das Geräusch schien noch keinen freudigen Eindruck auf ihn hervorzubringen, eine bange Erwartung malte sich vielmehr in seinen Zügen und ein leises Zittern bebte durch alle seine Glieder. Rasch zog er sich zurück in den Palast und auf seinen Ruf stürzten mehrere Stallleute herbei, welche augenblicklich das große Einfahrtsthor öffneten. Ein eleganter Reisewagen, mit Laternen versehen, von vier schnaubenden Rossen gezogen, rollte jetzt heran und der bärtige Kutscher lenkte im vollen Karriere in die Einfahrt hinein, wo er mit kräftigem Zügeldruck die Pferde augenblicklich zum Stehen brachte. Der Wagen hielt vor der Marmortreppe, die zur ersten Etage führte, und eilig stieg der junge Mann herab, welcher in den oberen Zimmern verweilte hatte.

„Mutter! Mutter! Dem Himmel sey Dank, daß ich Sie wieder sehe!“ rief er anscheinend in großer Bewegung, indem er den Schlag aufriß, in den Wagen hinein.

Die männliche und weibliche Dienerschaft aber, die sich um den Wagen gesammelt hatte, stand lautlos und ehrerbietig. Sie wagte keinen Willkommensgruß, keinen Laut der Freude, sie schien nur Befehle zu erwarten.

Eine hochgewachsene, ältliche Dame, welche neben einer gleichfalls bejahrten Gesellschafterin saß, schlug jetzt die Tücher und die Decken zurück, in welche sie eingehüllt war, erhob sich von dem schwellenden Polstersitze des Reisewagens, und indem sie dem jungen Manne, der sie zuerst begrüßt hatte, die Hand reichte, sprach sie einen finstern, forschenden Blick auf ihn richtend: „Hast Du schon gefürchtet, mein Sohn, mich nicht wieder zu sehen?“

Der Angeredete wich ihrem Blicke aus und stammelte in sichtbarer Verlegenheit: „Die Verzögerung Ihrer Rückkehr, die Gemüthsbewegung, in welcher Sie abreisten, der traurige Beweggrund dieser weiten Reise, und vor Allem die Ungewißheit, ob Ihr edles Mutterherz den Zweck derselben erreichen würde, dieß Alles erfüllte mich allerdings mit bangen Besorgnissen.“

„Noch einen ernsten Blick, welcher ein gewisses Mißtrauen in die Lauterkeit seiner Theilnahme verrieth, ließ sie an ihm vorübergleiten und sprach dann, einen Seufzer unterdrückend: „Führe mich in mein Zimmer, Kasimir.“ Sie war indessen aus dem Wagen gestiegen und sich auf den Arm ihres Sohnes stützend, stieg sie die Marmortreppe hinauf, blieb aber, als sie kaum die zehnte Stufe erreicht hatte, wieder stehen und zurückblickend rief sie hinab: „Du kannst mir folgen, Dominik.“

Der alte Diener, welcher vorhin ihrer Ankunft mit so großer Ungeduld entgegen gelauscht und seinen Blick von dem Gesichte seiner Herrin nicht abgewendet hatte, als ob er irgend eine freudige Nachricht oder eine Trauerbotschaft aus ihren Zügen hätte herauslesen wollen zuckte jetzt freudig zusammen und folgte ihr mit einer fast jugendlichen Lebendigkeit.

Die Gesellschafterin blieb zurück, um das Auspacken des Wagens anzuordnen und zu beaufsichtigen, und die Dienerschaft, welche nicht dabei beschäftigt war, zerstreute sich leise, auf den Zehen fortschleichend.

Als die Gräfin Krasinska am Arme ihres Sohnes ihre Zimmer erreichte, die hellerleuchtet und bis in die kleinsten Einzelnheiten zu ihrem Empfange vorbereitet waren, ließ sie einen zufriedenen Blick umherschweifen und sprach dann zu ihrem Sohne:

„Ich sehe, Du hast gestern durch den Telegraphen meine Anzeige erhalten, daß ich in dieser Nacht wieder zurückkehren würde, in den Palast unserer Ahnen.“

Kasimir hatte seine Mutter zu einer Causeuse geführt, und einige Schritte entfernt von ihr stehen bleibend, entgegnete er mit dem Ausdruck eines leisen und schmerzlichen Vorwurfs: „Allerdings habe ich die Anzeige Ihrer Rückkehr durch den Telegraphen erhalten, das erste und einzige Lebenszeichen, welches Sie mir seit Ihrer Abreise nach St. Petersburg zukommen ließen. Hatte ich es nun schon schmerzlich empfunden, daß Sie mein kindliches Gefühl auf eine so harte Probe zu stellen beliebten, so empfand ich es beinahe noch schmerzlicher, daß Sie auch meinem Bruderherzen keinen Trost gewährten und der Anzeige Ihrer Rückkehr keine Sylbe hinzufügten: ob Ihre Bemühungen beim Kaiser von Erfolg gekrönt worden sind?“

Sie heftete ihre Augen wieder forschend auf ihn und erwiderte dann mit einem wehmüthigen Lächeln: „Nun, so muß ich mich ja wohl beeilen, Dein Bruderherz zu beruhigen. Der Kaiser hat mir die Begnadigung meines unglücklichen Stanislaus gewährt —“

Hier wurde sie unterbrochen durch einen lauten Freudenruf des alten Dominik, welcher ehrfurchtsvoll an der Thür stehen geblieben war nnd in der gespanntesten Erwartung den Worten seiner Gebieterin gelauscht hatte. Indessen gewann Kasimir Zeit, der durch diese Nachricht keineswegs freudig überrascht zu seyn schien, gleichfalls einen Ausbruch der Freude recht täuschend zu erkünsteln. Die Gräfin aber schien durch die Unterbrechung durchaus nicht verletzt worden zu seyn, sondern warf vielmehr dem alten Diener einen recht wohlwollenden, freundlichen Blick zu, der jetzt die gefalteten Hände zu seiner Gebieterin erhebend, um Verzeihung zu bitten schien, für die Dreistigkeit, die er sich erlaubt hatte.

Bald aber umzog die Stirn der Gräfin wieder eine finstere Wolke und in einem beinahe zitternden Tone fuhr sie fort: „Doch es ist nur eine Begnadigung, wie sie ein absoluter Militärstaat eben verleiht. Das entsetzliche Urtheil meines unglücklichen Stanislaus, welches ihn seines Ranges entkleidete, seiner Erbansprüche beraubte und ihn zeitlebens nach Sibirien verbannte, wo er sein junges Leben unter den grausamsten Mißhandlungen hätte hinschleppen müssen, ist kassirt. Doch unter der unerläßlichen Bedingung, daß er sogleich in das russische Heer eintritt. Mein Sohn, ein Graf Krasinski, wird also als gemeiner Soldat unter der russischen Fahne dienen müssen. Fühlst Du es mit mir, Kasimir, welche Folter in dieser Begnadigung liegt, für ein polnisches Mutterherz?“

Ihr Sohn, welcher vielleicht weniger von dieser Folter fühlen mochte, küßte ihr mit einer Bewegung der Theilnahme die Hand.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Die kaiserlich russische geographische Gesellschaft hat im Laufe des vorigen Jahres fünf wissenschaftliche Expeditionen nach den verschiedensten Gegenden des russischen Reiches theils selbst unternehmen lassen, theils in Anregung gebracht. Die Hauptexpedition war zur Erforschung der transbaikalischen Länder, der Küsten-Gebiete des Witim und Amur angeordnet worden und hat, ungeachtet mehrerer Unglücksfälle (ein Mitglied, Hr. Smirägin, ward ermordet, ein anderes, Hr. Sondhagen, erlag den Strapazen), die reichsten Resultate geliefert: die Aufnahme der wichtigsten astronomischen Punkte, die Entwürfe vieler Karten, darunter die Flußkarte des Amur, und die umfassendsten Sammlungen botanischer, zoologischer und anderer zur Kenntniß jener Gegenden werthvollen Gegenstände. Die zweite Expedition hat der Akademiker Hr. Bauer zur Erforschung des Kaspischen Meeres unternommen. Eine dritte ward auf Kosten und Verlangen des kaiserlichen Kabinets nach dem Altaigebirge ausgeführt. Die vierte unternahm der bekannte Bearbeiter des Ritter'schen Geographiewerks, Hr. Saweliew, nach Zentralasien, und endlich die fünfte der finnische Reisende Europeus zur Erforschung der in Lappland üblichen Sprachidiome. Die jüngst erfolgte Sendung ihres Sekretärs Lomanski in's Ausland zur Anknüpfung bleibender Beziehungen mit den geographischen Gesellschaften des westlichen Europa verspricht ihrer Wirksamkeit noch ein größeres Feld und einen umfassenderen Einfluß zu eröffnen.

Man schreibt aus Berlin vom 23. Juni: Der „Publ.“ theilt folgenden Betrug mit. Es lieh Jemand an einen Bekannten ein Buch aus, in welches er auf das leere Blatt vor dem Titel seinen Namen eingeschrieben hatte. Einige Monate nachher wurde dem Ausleiher des Buches ein Wechsel über eine ansehnliche Summe präsentirt, dessen Acceptionsvermerk von ihm eigenhändig unterschrieben war, von dem er gleichwohl nichts wußte. Erst durch kombinirte Ermittelung kam man darauf, daß das leere Blatt aus jenem Buche zu dem Betruge benutzt worden sey.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag der Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 159 Montag, 6. Juli **1857.**

Gedankenfrevel.

(Fortsetzung.)

Es kam ihm sonderbar vor, daß Menschen, die offenbar häufig von Anderer Eigenthum lebten, die mit großer Energie darauf bedacht waren, sich dasselbe anzueignen, wenn Wind und Wogen es dem Strande zutrieben, neben dieser eigenthümlichen Thätigkeit so merkwürdig gottesfürchtig, gläubig und fromm waren.

„Das ist ein Widerspruch in der menschlichen Natur, den man bekämpfen, wo möglich vernichten muß," sprach er zu sich selbst, wenn er Abends allein in seinem engen, niedrigen Stübchen saß, und das eintönige Surren der Brandung ganz allein die tiefe Stille unterbrach, welche dann über der wenig bevölkerten Insel lag. „Ich finde es höchst vernünftig, daß der Mensch das, was andern verloren gegangen ist, benütze. Es ist dieß der allermildeste Grad von Kommunismus, aber es bleibt mir unerklärlich, wie man bei diesem Untertauchen in den klaren Strom des Naturalismus doch einer geoffenbarten Religion mit solcher Inbrunst anhängen kann. Offenbarte Religion und Strandrecht! Orthodoxer Glauben und klar ausgesprochener, mit göttlicher Naivetät ausgeübter Kommunismus! Das fasse, wer es kann! Ich muß sehen, daß man diese unzurechnungsfähigen, gedankenlosen Fischer zur Einsicht bringt. Sie sollen fremdes Gut auffischen in Gottes Namen, aber den orthodoxen Kirchenglauben sollen sie, wollen sie vernünftige Geschöpfe bleiben, dabei als wurmstichig gewordenen Hausrath über Bord werfen. Kann man sie nicht dazu bewegen, so kommt weder Sinn noch Verstand in dieses widerspruchsvolle, regellose Leben."

Zu dieser Einsicht gekommen, nahm Ludwig sofort eine hochfahrende Miene gegen die harmlosen Fischer an. Es verging kein Tag, wo er nicht unter sie trat und ihnen Lehren predigte, für welche in den Herzen dieser einfachen Leute gar kein Boden war. Auf dem Fischfange, wo der Justitiar mehr störte, als nützte, obwohl er sich den Anschein gab, als wolle er helfen, beim Trocknen der Netze am Strande, Abends in der Feierstunde, wenn die Männer den Zug der Wolken, den Schwall der Brandung beobachteten, oder den Blick an ein fern vorüberziehendes Segel hefteten, gab er sich Mühe, seine stets schweigsamen Zuhörer für seine Lehren zu gewinnen. Nur der Meinung der Ton-Angebenden unter den Insulanern, die in dem verarmten Flüchtlinge einen Mann erblickten, der ein Opfer überspannter Ansichten geworden sey, hatte es Ludwig zu verdanken, daß man ihn ungehindert kommen und gehen ließ.

Wahrscheinlich hätte der Justitiar dieses Leben noch viele Monate lang fortführen können, wäre er bescheiden geblieben und hätte nicht die Gränzen überschritten, die ein nur geduldeter Gast immer zu respektiren verpflichtet ist. Der Spätherbst mit seinen Stürmen stellte sich ein, es gab hohen Seegang, schauerliche Nächte, nebelfinstere Tage. Nahe und fern verunglückten Schiffe, von denen einige nicht gerettet werden konnten. Die Insulaner hatten in Folge dieser an sich beklagenswerthen Ereignisse alle Hände voll zu thun, denn es gab antreibendes Gut, Schiffstrümmer, Tauwerk zu bergen.

Auch jetzt machte sich Ludwig unter den hart arbeitenden Schiffern zu schaffen. Er blieb aber am Strande, da es ihm auf den wild bewegten Wogen nicht recht geheuer vorkam. Da Jedermann, selbst Frauen und Kinder zugriffen, und Mancher ein angespültes Stück aufnahm und forttrug, so hielt sich Ludwig zu gleichem Thun berechtigt. Ein kleines Kistchen mit Südfrüchten, das freilich etwas beschädigt war, und ein Fäßchen, das Wein zu enthalten schien, rollten hart neben ihm an den Strand. Es war gleichsam ein Geschenk, das ihm das Meer verehren wollte. Weßhalb also sollte er nicht dem Beispiele der Uebrigen folgen? Ohne Bedenken bemächtigte er sich der angespülten Güter und trug sie in seine Wohnung. Es konnte dieß nicht geheim geschehen, da der Strand sehr belebt war. Indeß hinderte ihn Niemand, nur daß einige ihm sehr finstere Blicke zuwarfen, und, als er mit der gemachten Beute fortging, lebhaft unter einander sprachen, entging ihm nicht.

Am nächsten Morgen noch vor Sonnenaufgang

ward Ludwig unsanft aus einem recht heitern Traume erweckt. Die Rathleute der Insel statteten ihm einen Besuch ab, um ihm mit kurzen Worten anzuzeigen, daß er wegen Mißbrauch des Gastrechtes nicht länger unter ihnen leben könne. Wer sich anderer Gut zueigne, werde altem Gebrauche nach für immer von der Insel verbannt. Er möge also ohne Säumen, was ihm gehöre, zusammen packen, das Boot, welches ihn an das Festland tragen solle, liege schon bereit. Noch während der Sprecher der Rathmänner dem Flüchtling diese Kunde überbrachte, bemächtigten sich Andere des geborgenen Strandgutes, das ohne Weiteres fortgebracht wurde.

Ludwig war überrascht, erstaunt. Er wußte sich wirklich ein so auffallendes Verfahren gar nicht zu deuten und versuchte den streng aussehenden Rathleuten seine Gründe auseinander zu setzen, in der sichern Erwartung, sie eines Bessern zu belehren. Dießmal aber befand er sich in einem schlimmen Irrthum. Diese Leute verschlossen ihre Ohren den bündigsten Schlußfolgerungen, den weisesten philosophischen Grundsätzen. Nach ihrem Dafürhalten hatte der Fremde, dessen närrische Reden man so lange still geduldet, sich unverantwortlich gegen ihr uraltes heiliges Recht vergangen. Was kümmerten sie seine Auseinandersetzungen, seine Zitate! Niemand hörte ihn, und da Ludwig keineswegs gewillt schien, freiwillig die Insel zu verlassen, so ergriffen ihn zwei der stämmigsten Schiffer, zogen ihn, ungeachtet seines fortwährenden Demonstrirens, zum Strande, trugen ihn in's Boot, drehten ab, hißten ein Segel auf und brachten den Widerstrebenden an das unferne Festland. Hier verfuhren sie in gleicher Weise mit ihm, indem sie ihn rasch durch die schäumende Brandung trugen und an dem kahlen, baumlosen, wüsten Strande aussetzten.

Dieß Alles geschah innerhalb des Zeitraumes einer Stunde. Ludwig wußte kaum wie ihm geschah. Erst als das Boot der Schiffer wieder von den grünen Wellen dem glänzenden Inselstreifen zugetrieben ward und der scharfe Herbstwind ihn durchschauerte, gestand er sich ganz seine traurige Lage. Er besaß nichts von Kleidungsstücken, als was er auf dem Körper trug. Sein Fußzeug war schon längst schadhaft und konnte eine lange Wanderung, zumal in nassem Wetter und auf schlechten Wegen, nicht überdauern. Das kleine Bündel, das die Schiffer ihm aus dem Boot als sein ihm zugehörendes Eigenthum an's Land geworfen hatten, enthielt außer weniger Wäsche einige Schriftstücke, die sich leider nicht in Geld verwandeln ließen. Geld aber war es gerade, was der Verlassene, Einsame, Hülflose vor Allem bedurfte, sollte er nicht verhungern oder sich genöthigt sehen, die Mildthätigkeit Fremder anzuflehen.

Eine nie gekannte, nie empfundene Seelenangst bemächtigte sich des geistig so stolzen Mannes in diesem Augenblicke. Er war nie verlassener, nie dem Elende mehr ausgesetzt gewesen, und zum Erstenmal beneidete er die einfachen, immer nur das Nächste im Auge behaltenden Insulaner, deren schroffer Rechtlichkeitssinn oder deren wunderliche Ansichten über Mein und Dein ihn urplötzlich in's Elend verstoßen hatten.

Ein Seufzer entrang sich der Brust des Geängstelen, er drückte beide Hände gegen seine glühende Stirn und der Ausruf: „Hilf mir, Gott, aus dieser Noth!" entschlüpfte seinen Lippen.

Krächzend flog eine Krähe über den Strand und dicht hinter sich hörte er ein spottendes Lachen. Er kehrte sich um, sah aber nur ein paar Möven die graue Atmosphäre durchschneiden.

„Betteln?" fuhr er in seinem düstern Selbstgespräche fort. „Ich sollte betteln? Nimmermehr! Eher ein Räuber werden, als ein Bettler! — O Gott, o Gott, in welche schauerliche Lage kann der Mensch gerathen!"

Abermals traf ein lachender Ton sein Ohr, als spotte ein Dritter seines Elendes. Ludwig fuhr auf. „Welcher Nichtswürdige wagt es, einen Bedrängten zu verhöhnen?" sprach er ergrimmt, rund um sich blickend. Aber auch jetzt konnte er nur ein Paar jener Möven entdecken, deren Geschrei der lachenden Stimme eines Menschen ähnelt.

Niedergeschlagen nahm Ludwig das zu seinen Füßen liegende Bündel auf, knöpfte den abgetragenen Rock fest zu, und schritt, noch unentschlossen, wohin er sich wenden sollte, den schräg aufsteigenden Strand hinan. Weit und breit lag kein Ort, nur ein paar Windmühlen drehten ihre grauen Flügel in einiger Entfernung, und weiterhin ragten die hohen Dächer dreier einzeln stehender Kathen über das strauchlose Meer empor.

(Fortsetzung folgt.)

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

„Doch danke ich Gott!" fuhr sie fort, „daß ich wenigstens so viel erreichte und auch Stanislaus wird vernünftig seyn und nicht widerstreben, von zwei Uebeln das Kleinste zu wählen. Auch im gemeinen Soldatenrocke wird er Graf Krasinski bleiben und wenn der Heldengeist seines Vaters ihm zur Seite steht, wird er sich muthig bald emporschwingen zu einem Range, wie er seiner Geburt würdig ist. Der Kaiser hat mir zugestanden, ihn diese Nacht im Palaste seiner Väter zu begrüßen,

doch morgen Früh schon wird er eingekleidet, um wenige Stunden später nach der Krimm abzugehen.“

Der alte Dominik, welcher immer noch an der Thür stand, und sein graues Haupt vorgebeugt, jedes Wort seiner Herrin belauschte, stürzte jetzt plötzlich zu ihren Füßen nieder und den Saum ihres Kleides küssend, rief er in heftiger Bewegung: „O, gnädige Gräfin! Lassen Sie mich mit ihm ziehen! Ich habe in meiner Jugend zwanzig Jahre lang als Soldat gedient, habe als Unteroffizier meinen ehrenvollen Abschied erhalten, man wird mich gern wieder eintreten lassen in die Armee, denn ich bin trotz meines Alters noch rüstig und gesund und an alle Strapazen gewöhnt. Ich werde wachen über meinen lieben, jungen Herrn, an dem ich ja doch mit ganzer Seele hänge, wie ein Vater über seinen Sohn. Ich will mich mißhandeln lassen für ihn, ich will in der Schlacht an seiner Seite stehen, will ihn decken mit meiner Brust, will ihn pflegen, wenn er krank ist — heiliger Gott! Ich will mein Leben für ihn lassen tausendmal! Ja, das will ich, so wahr mir der Herr helfe in meiner letzten Stunde!“

„Stehe auf und gib mir Deine Hand, mein alter, guter Dominik, ich danke Dir!“ sprach die Gräfin tiefbewegt. „Wir sprechen später mehr davon. Jetzt sehnt sich mein Herz, meinen Stanislaus zu sehen und die wenigen Stunden mit ihm zu verleben, ehe wir uns auf lange Zeit, vielleicht — für ewig trennen. Beeile Dich deßhalb, Kasimir, ihn aus seinem Kerker zu befreien und in meine Arme zu führen. Dominik mag Dich begleiten. Hier ist der kaiserliche Befehl, den ich durch meine Bitten errungen habe.“ Sie überreichte ihm ein Papier, welches sie aus ihrem Busen zog, und ein Wink drängte ihn zur Eile. Kasimir jedoch blieb zögernd stehen und bemerkte endlich: „Aber es ist Nacht; wird man mir um diese Stunde die Pforten des Gefängnisses öffnen?“

Beinahe zürnend blickte die Mutter auf ihn und eine hohe Röthe flammte über ihr bleiches Antlitz, indem sie ihm entgegnete: „Du bist ein Graf Krasinski und hältst einen kaiserlichen Befehl in Deiner Hand; was zagst Du noch! Weißt Du nicht, daß ein kaiserlicher Befehl jede Pforte öffnet, gleichviel ob die Sonne scheint, oder die Schatten der Nacht über uns lagern? Es gilt Deiner Mutter Sehnsucht zu stillen und Du zauderst? Gib her den Freibrief, ich will selbst gehen!“

Jetzt aber trat Kasimir mehrere Schritte weit zurück, steckte das Papier zu sich und sprach hastig: „O, Mutter, wie sehr mißverstehen Sie mich. Ich zage nicht, ich zögere nicht, ich eile Ihren Wunsch zu erfüllen.“ Und rasch entfernte er sich. Wenige Minuten später sah man ihn mit dem alten Diener, welcher indessen eine Laterne angezündet hatte, aus dem Palaste eilen. Nachdem sie mehrere Straßen durchschritten, erreichten sie auch schon das Kriminalgefängniß, ein von hohen Mauern umgebenes, weitausgedehntes finsteres Gebäude.

Die Gräfin hatte sich in ihrer Zuversicht nicht getäuscht, denn das Zauberwort: „Ein kaiserlicher Befehl!“ öffnete dem jungen Grafen wirklich schnell genug die verschlossenen Pforten; ja, es bahnte ihm sogar den Weg bis zum Gefängniß-Gouverneur, welcher sich noch nicht zur Ruhe niedergelegt hatte. Er empfing Kasimir in seinem Wohnzimmer, während Dominik auf dem finstern Korridor harrend zurückblieb. Es war für den Gouverneur, der als alter, ausgedienter Major eines Infanterieregiments, zu diesem Posten befördert worden war, durchaus kein seltenes Ereigniß, mitten in der Nacht einen kaiserlichen Befehl, irgend einen seiner Gefangenen betreffend, zu empfangen. Größtentheils aber waren diese Ordres dahin gerichtet, irgend einen Unglücklichen im Gefängnisse einem nächtlichen Transporte zu übergeben, zur Ueberlieferung nach Sibirien. Deßhalb zeigte sein wettergebräuntes, runzelvolles Antlitz auch ein gewisses Erstaunen, als er jetzt die Begnadigung las. Auch schwieg er noch mehrere Minuten lang, als er bereits zu Ende gelesen hatte und schien sein Verhalten, welches er beobachten sollte, erst reiflich zu überlegen.

„Hm! Hm! Ja, ja!“ rief er endlich. „Ich darf Ihnen allerdings den Gefangenen auf der Stelle ausliefern, Herr Graf, aber nur gegen Ihre schriftliche Bürgschaft, daß sich Ihr Bruder morgen Früh, noch vor zehn Uhr, bei der Rekrutirungs-Kommission als Rekrut stellt.“

„Genügt Ihnen mein Ehrenwort nicht?“ entgegnete Kasimir empfindlich.

Der Gouverneur erwiderte jedoch ziemlich kurz: „Alle Achtung vor Ihrem Ehrenworte, allein mein Dienstreglement schreibt mir in solchem Falle schriftliche Bürgschaft vor. Nehmen Sie gefälligst Platz, die Akte wird sogleich entworfen seyn.“ Er setzte sich an sein Pult und in wenig Minuten war das Dokument ausgefertigt, durch welches sich Kasimir nicht allein mit seinem Hab' und Gute, sondern auch mit seinem Blute und Leben für seinen Bruder verbürgen mußte, damit dieser die Vergünstigung erhielt, wenige Stunden bei seiner Mutter zubringen zu dürfen. Nur mit sichtbarem Widerwillen unterzeichnete der junge Graf seinen Namen, worauf der Beamte sich bereit erklärte, ihm selbst den Gefangenen zu übergeben. Die Schlüssel aller Kerkerzellen waren während der Nacht, nach der Nummer, in seinem Zimmer aufgehängt und indem er den Schlüssel ergriff, der mit 56 bezeichnet war, bat er den Grafen ihm zu folgen. Da sie auf dem Korridor Dominik mit seiner Laterne noch vorfanden und

Kasimir erklärte, daß er ein Diener seines Hauses sey, so ließ ihn der Gouverneur vorleuchten und alle Drei wendeten sich nun rechts, nach einem fast unabsehbaren Gange, wo sich eine Menge, mit größter Vorsicht verwahrter, eiserner Thüren befanden. Vor der mit der Numer 56 bezeichneten Thür blieb der Beamte stehen und öffnete dieselbe langsam und bedächtig. Der alte Dominik zitterte vor freudiger Ungeduld seinen jungen Herrn wieder zu sehen, doch der leibliche Bruder desselben blieb kalt und schaute finster vor sich hin.

Endlich rasselten die eisernen Stangen und Schlösser zum letzten Male, die Thür sprang auf, sie traten hinein und dumpfe Kerkerluft wehete ihnen entgegen. Der alte Diener hob mit bebender Hand seine Laterne hoch empor, um den Schein derselben über den engen Raum auf einmal leuchten zu lassen und seinen geliebten Herrn um so früher zu schauen. Ein schauerliches Kettengerassel deutete ihm die Richtung an, wo er ihn zu suchen habe.

Auf einem eisernen Bettgestelle, welches nur eine Strohmatratze und ein Kopfpfuhl enthielt, lag der Gefangene, mit Ketten an die Wand geschlossen und in eine wollene Decke eingehüllt. Durch das Geräusch, welches die Oeffnung der Thür verursacht hatte, war er aus einem unruhigen Schlafe erweckt worden und erhob sich jetzt. Auch unter der grauen, grobwollenen Gefängnißkleidung, die er trug, erkannte man auf den ersten Blick den edlen Polen, denn die Nationalzüge seines Volksstammes waren in wahrhaft aristokratischer Vollendung in seinem Antlitze ausgeprägt. Weder der eiserne Reifen, den er um den Leib trug, noch die schwere Ketten, die Hände und Füße fesselten, hatten seine Haltung gebeugt, und der Adel seiner Heldengestalt trat noch ungeschwächt hervor, als er sich aufrichtete, um mit einem finstern Staunen, so weit es seine Fesseln erlaubten, den Eintretenden entgegen zu schreiten.

„Ich errathe, was Sie zu mir führt, Herr Gouverneur," rief er diesem mit großer Fassung zu. „Mein Urtheil soll vollzogen werden und der schwarze Leichenwagen, der mich nach Sibirien transportiren soll, harret mein in dunkler Nacht. Das klingt allerdings schauerlich genug, doch mein Polenherz erzittert nicht und Sie finden mich bereit. Jetzt zu Dir, Bruder Kasimir. Es ist freundlich von Dir, daß Du gekommen bist, um mir die Hand zum Abschiede zu bieten, aber um des Himmelswillen! sage mir vor Allem: wie es unserer guten Mutter ergeht?"

Kasimir, welcher ihm jetzt wirklich die Hand reichte, berichtete ihm nun Alles: daß seine Mutter eben aus Petersburg zurückgekehrt sey, wo es ihr gelungen, den Kaiser zur Kassirung seines Urtheils zu bewegen und ihm zum Militärdienste im russischen Heere zu begnadigen. Auch fügte er hinzu, daß sie dringend wünsche, er möge sich dieser Umwandlung seiner Strafe nicht widersetzen, sondern in ihre Arme eilen, um die wenigen Stunden, die ihm bis zu seiner Einstellung vergönnt wären, bei ihr zuzubringen.

(Fortsetzung folgt.)

Niemand ist so arm, daß er nicht habe zu geben.

Hat Gott mit Klugheit reichlich Dich verseh'n,
Soll auch Dein Licht nicht unter'm Scheffel steh'n.
Vielleicht hat Dich Dein Bruder just erwählt
Und theilt Dir mit, was ihn bedrückt und quält.
Kannst Du ihm helfen dann nicht mit der That,
So hilf ihm gern mit einem guten Rath.

Hast Du ein Haus, so öff'ne Deine Thür,
Deck' Deinen Tisch und gib ein Nachtquartier.
Du wohnst ja selbst in Gottes großem Haus,
Er breitet seinen Himmel um Dich aus;
Bei Manchem schon, der solchen Schutz gewährt,
Sind, unbewußt ihm, Engel eingekehrt.

Und steht Dir Geld und Reichthum zu Gebot, —
Hilf Deinem Bruder freundlich in der Noth;
Du mußt nicht zögernd lang damit verzieh'n,
Dir ist ja selber Alles nur gelieh'n.
Gott kann es nehmen, wie er es Dir gab,
Du nimmst ja Nichts hinunter in das Grab.

Ist nichts Dein eigen, was Du könntest geben,
Ist's mit Dir selbst nur karg bestellt im Leben,
Und bist Du traurig, daß Du Nichts gewannst,
Womit Du helfen und erfreuen kannst:
Du hast noch viel, darfst nicht so arm Dich wähnen,
Du hast Dein Herz, den Händedruck, die Thränen.

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt aus Leipzig, 25. Juni: In einer der nächsten Numern der „Gartenlaube" wird eine bildliche Darstellung des Unglücks im Hauenstein-Tunnel in fünf Abbildungen, an Ort und Stelle vom Maler Jenny in Solothurn aufgenommen, veröffentlicht werden, welcher bei der Auffindung, den Wiederbelebungsversuchen, der Sektion dem Begräbniß der Unglücklichen selbst gegenwärtig war.

Redakteur: Gustav Weffert.
Druck und Verlag der Wailand'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 160 Dienstag, 7. Juli 1857.

Gedankenfrevel.

(Fortsetzung.)

Ludwig ging in gerader Richtung auf die nächstgelegene Windmühle zu. Vielleicht war der Besitzer ein intelligenter, menschenfreundlicher Mann, dem er seine Lage auseinander setzen, der ihm vielleicht irgend einen Rathschlag geben konnte. Und doch zögerte er auch wieder; denn wenn er sich irrte, wenn man einen wüsten Menschen in ihm zu erkennen glaubte, vor dem sich jeder in Acht nehmen müsse, konnte er die größten Unannehmlichkeiten davon haben. Aber die Luft war scharf, er hatte noch nichts genossen und der Hunger begann sich zu melden. Ludwig ging also vorwärts, fest entschlossen, durch schnelles Handeln seinem Schicksal eine andere Wendung zu geben.

Einige Stunden später finden wir den Justitiar in lebhaftem Gespräche mit dem Müller. Beide Männer sitzen an einem viereckigen Tische, der noch die Ueberreste von Speisen trägt, womit der Müller seinen unbekannten Gast erquickt hat.

„Ueberlegen Sie nun meine Vorschläge, werther Herr," sprach der Besitzer der Mühle jetzt. „Ich meine es gut mit Ihnen und ich glaube, jeder Ehrenmann kann thun, was ich sage."

„Es ist aber gegen mein Prinzip, gegen meine bessere Ueberzeugung," erwiderte Ludwig.

„Haben Sie denn gar keine Religion?" warf der Müller ein. „Vollkommen ist doch kein Mensch, mithin kann Jeder einmal irren, und einen Irrthum ehrlich eingestehen, bringt Ehre, nicht Schande."

„Ich denke anders."

„Das ist Unrecht, Herr, das nennt man dem Himmel trotzen. Vergessen Sie nicht das gute Wort: Gott läßt seiner nicht spotten!"

Ludwig lächelte spöttisch. „Ich bin ziemlich bibelfest," erwiderte er, „ich habe aber leider sowohl an mir selbst wie an Andern die traurige Erfahrung gemacht, daß unter besonders ungünstigen Umständen auch der größte Bibelheld den Kürzern zieht. Starker Wille und eiserne Konsequenz führen weiter und sind jedenfalls bessere Helfer in der Noth, als altbekannte Bibelsprüche."

„Wenn Sie davon überzeugt sind, kann ich Ihnen nichts weiter nützen," sagte der Müller sehr kühl, stand auf und ließ seinen Gast merken, daß er allein zu bleiben wünsche. Auch Ludwig erhob sich.

„Also drei Stunden von hier finde ich ein Städtchen," sprach Letzterer, „wo Bekannte von Ihnen wohnen? Darf ich mich auf Sie berufen?"

„Sie haben mein Wort, Herr, und das halte ich. Aber ich mache Sie darauf aufmerksam, daß meine Freunde nur dann sich für Sie interessiren werden, wenn Sie mit Ihren Ansichten zurückhalten."

„Ich soll heucheln? Nie und nimmer!"

„Nicht heucheln, nur zu rechter Zeit schweigen! Verargt man es doch keinem Verbrecher, wenn er seine Lage durch Selbstanklage nicht verschlimmert. Ein Verbrecher, glaube ich, sind Sie nicht, Sie müßten es denn gegen sich selbst, gegen Ihren eigenen Geist seyn. Leben Sie wohl, Gott möge Sie geleiten!"

„Gott!" wiederholte Ludwig lachend. „Etwa derselbe Gott, der einen Mord eben so ruhig geschehen läßt, als eine große Heldenthat? Oder jener Gott, der es zugibt, daß unzurechnungsfähige Menschen in blödsinniger Begriffsverwirrung demjenigen die Thüre weisen, den sie als den Apostel der wahren Freiheit verehren sollten, oder endlich der Gott, an welchem alle Kopfhänger Wohlgefallen haben und zu dem nur gedankenlose Weiber und Schwachsinnige beten? Sie sehen, das sind drei Gottheiten, die uns alltäglich mehrmals begegnen, und eben weil sie so ganz alltäglich sind, an allen Kirchthüren aufgepflanzt werden und mithin sich mit Jedermann gemein machen, will ich keinen von allen dreien zu meinem Geleitsmann haben. Noch trügt mich das Licht meiner Augen nicht, ich kann also den Weg ohne fremde Hülfe finden. Geleite ich mich aber selbst, so wird mich auch Gott geleiten. Also meinen Dank und Adieu."

Der Müller hatte seine Mütze während dieser Rede abgenommen. Er antwortete nichts, er sah dem gottarmen Mann, wie er einsam und trotzig dem braunen Moore zuschritt, nur mitleidig nach,

und seine Lippen murmelten betend die Worte des sterbenden Erlösers: „Herr, vergib ihnen! Sie wissen nicht, was sie thun!“

5.

Durch wiederholte längere Unterredungen mit seiner Schwiegertochter war es Pastor Edel gelungen, Adelgunde zu beruhigen und ihr den so lange entbehrten Frieden der Seele wieder zu geben. Sie gedachte des abwesenden Gatten mit keiner Sylbe mehr; auch versuchte sie nicht, abermals durch Briefe sein bisheriges Schweigen zu brechen. Ihr Herz sagte der schwer Geprüften, daß sie vor Gott und Menschen eine Wittwe sey. Nicht weil sie ihren Gatten für leiblich todt hielt, sondern aus einem Bedürfniß, das ihrem gequälten Innern entsprang, legte sie Trauer an. Es gab für sie ja so unendlich viel zu betrauern! Sie hatte ja, freilich in dunkelm Drange, etwas Erhabenes zu vollbringen, ihre Jugend selbst zerstört, sie hatte den lieblich blühenden Zaun durchbrochen, der um den heitern Tummelplatz jedes schuldlosen Mädchens empor schießt und dieselbe von allen Eindrücken der frivolen Welt absperrt. Sie trauerte um den Verlust jenes heiligen und beglückenden Gefühls, das nur allein wahre Liebe weckt, nährt und immer inniger und beseligender gestaltet, und das einander verwandten Seelen nie wieder verloren geht. Sie trauerte endlich um das Kind, das dem Vater so ähnlich sah und das doch keinen Vater hatte in dem Sinne, wie die christliche Kirche aller Bekenntnisse die Bedeutung dieses Wortes faßt.

Der Kleine, schon in so früher Zeit einem ungewissen Schicksale verfallene Weltbürger kränkelte übrigens fortwährend, und auch dieß betrübte Adelgunde, weil sie sich persönlich die Schuld dieser Kränklichkeit ihres Kindes beimaß. Die unablässigen Sorgen, die ihr Leben verbitterten, während sie das Kind unter ihrem Herzen trug, später der Mangel an sorgfältiger Pflege, ungeeignete Nahrung, geistige Aufregungen der Mutter nagten an dem zarten Leben und hinderten dessen Gedeihen. So fehlte denn wenig und Adelgunde hätte zu ihren übrigen Leiden noch den selbstquälerischen Gedanken gefaßt, daß in gewissem Sinne der Fluch einer Kindesmörderin auf ihrem Haupte ruhe.

Der Pastor störte die still Trauernde nicht, aber er wachte mit der ganzen aufopfernden Vaterliebe eines wahrhaften Oberpriesters über das geistige Wohl der Leidenden.

„Es ist löblich, meine Tochter,“ sprach er, „daß du trauerst und Leid trägst. Deine Traurigkeit ist eine Traurigkeit, welche zur Freude führt und Gott wohl gefällt. Aber Niemand soll im Leide untergehen. Auch das kann sündhaft seyn, und wie der Uebermuth im Denken Frevel erzeugt, so kann auch die Schwachmuth zu Gedankenfreveln verleiten. Nur das rechte Maß in Freud und Leid ist Gott wohlgefällig und des gebildeten Menschen, des wahren Christen würdig. Frevle also nicht, meine Tochter, indem du dich eines Vergehens anklagst, das dir Niemand, am wenigsten der allerbarmende Vater im Himmel anrechnen wird.

Proselyten zu machen war gegen die Grundsätze des alten Geistlichen. Wer Seelen retten will, pflegte er zu sagen, der muß nicht auf Seelenfang ausgehen, sondern warten, bis ein banges Herz ihn ruft. Er war daher zufrieden, als Adelgunde sich gern seiner Führung überließ und von seinen mild tröstenden Worten Balsam einsog für ihren leidenden Geist. Die Kränklichkeit des Kindes, das vor Allem leiblicher Pflege bedurfte, die ihm jetzt auch in genügender Weise zu Theil ward, erlaubte nicht, mit Fragen in dessen Mutter zu dringen, die das geistige Wohl des kleinen Erdenbürgers in das Auge faßte. Pastor Edel übereilte sich deßhalb nicht, die arme gedrückte Frau durch unzeitige Gewissensfragen noch mehr zu beunruhigen. Erst als der Zustand des kleinen Wesens nach den Versicherungen des zu Rathe gezogenen Arztes Bedenken erregte, hielt es der Geistliche für Pflicht, zu erforschen, ob der Sprößling zweier geistig Geschiedenen, deren Ehe nur die bindende Kraft eines Kontraktes, keine Weihe für das ganze Leben hatte und haben konnte, auch schon in dem Bunde der Christenheit aufgenommen worden sey?

(Fortsetzung folgt.)

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

Ein furchtbarer Kampf schien sich allerdings in Stanislaus Innerem zu entwickeln; denn die Entziehung seines Ranges und Erbes, die Verbannung nach Sibirien erschien ihm kaum härter, als ein Eintritt als gemeiner Soldat in die russische Armee. Doch der Gedanke an seine Mutter schlichtete schnell den Streit, der in ihm tobte. Hatte doch ihre Mutterliebe diese Umwandlung seines Schicksals errungen und eine Zurückweisung würde Ihr Herz schwer verletzt haben. Schon die Aussicht, die edle Frau, an welcher er mit der vollen Gluth seiner kindlichen Gefühle hing, noch in dieser Stunde wiederzusehen, erleichterte ihm die Entscheidung und obgleich er einen tiefen Seufzer nicht zu unterdrücken vermochte, erklärte er sich bereit, seinem Bruder zu folgen, der ihm jetzt auch die Art und Weise er-

klären zu müssen glaubte, in welcher er Bürgschaft für ihn geleistet hatte.

Stanislaus schien jedoch auf diese Mittheilung kaum zu achten, denn eine unbezähmbare Ungeduld hatte sich seiner indessen bemächtigt, den Kerker zu verlassen, und der Gouverneur, der ihn jetzt selbst seiner Ketten entledigte, schien ihm viel zu langsam dabei zu Werke zu gehen. Da sprang der alte Dominik, welcher es kaum hatte über sich gewinnen können, sich an der Thür zurückzuhalten, herbei und rief, während helle Thränen in seinen Augen perlten: „O, Herr, Herr! Lassen Sie mich helfen!“ Zugleich ergriff er die Ketten mit einer Hast und Wuth, als hätte er sie zerbrechen wollen, aber der Gouverneur stieß ihn mit aufgehobenem Fuße zurück, wie einen Hund, der durch seine Annäherung lästig fällt und sprach zornig: „Laß die Hand davon, vorwitziger Bursche. Wir können hier nur Schließer brauchen, aber keine Kettenbrecher. Leuchte!“

Der alte Diener folgte dem Befehle und Stanislaus, der ihn jetzt erst erkannte, belohnte ihn reichlich für die rohe Mißhandlung, die er eben erfahren, indem er ihm die Hand reichte und seine Freude aussprach, ihn wiederzusehen, wodurch er den treuen Dominik gar hoch beglückte.

Endlich war der Gefangene seines traurigen Geschmeides ganz entledigt und sich schüttelnd und sich hoch aufrichtend, als ob er seiner drückendsten Last entledigt worden wäre, drängte er zum Aufbruche, nachdem er kurzen Abschied vom Gouverneur genommen. Dominik warf ihm einen Mantel, den er mitgebracht hatte, über die graue Gefängnißkleidung und einige Minuten später hatten die Brüder und der alte Diener das schauerliche Gebäude verlassen. Kaum aber hatte Stanislaus zwanzig Schritte zurückgelegt auf der Straße, als er plötzlich stehen blieb und zum nächtlichen Himmel emporschauend, ausrief: „Gellt mir schon wieder das wilde Sturmgeheul in die Ohren, beim ersten freien Schritte, den ich thue? Hängen noch immer die schwarzen Wetterwolken über meinem Haupte? Trauriges Bild meiner Zukunft, ich verstehe Dich! Wo ist mein Stern? Mein lieber, trauter Hoffnungsstern, der mir manchen tröstenden Lichtstrahl gespendet hat, in langer Kummernacht!“ Fast in demselben Augenblicke trat der Venusstern voll und glänzend hinter einer dunklen Wolke hervor und schien freundlich leuchtend ihm auf seiner stillen Bahn entgegen zu schreiten. „Ha, da bist Du ja, Trostspender! Lebenslicht meiner Seele!“ fuhr Stanislaus fort in schwärmerischem Entzücken, sobald er das glänzende Gestirn erblickte. „Wohin führst Du mich? Zu ihr — zu ihr — wie kann ich fragen?“ Und sich rasch nach einer Seitenstraße wendend, sprach er zu seinem Bruder: „Geh nur langsam voraus, Kasimir, mit dem Alten. Ich muß erst meinem Sterne folgen, doch treffe ich in wenigen Minuten wieder mit Dir zusammen.“

Kasimir erschrack sichtbar über dieß Verlangen, denn er hatte des Bruders exzentrische Reden nicht verstanden und stammelte jetzt verlegen: „Aber bedenke doch — die Bürgschaft, die ich geleistet, wenn Dir ein Unglück geschehe, während ich Dich verließe—“

„Genug!“ unterbrach ihn Stanislaus offenbar verletzt, denn er hatte es wohl durchschaut, daß sein Bruder Mißtrauen gegen ihn hegte. „Du sollst mich begleiten, mag sich Dir jetzt das Geheimniß enthüllen, das ich Dir bis jetzt verborgen hielt. Mag es auch die Welt erfahren; gehe ich doch eben, um den bittern Abschiedskelch zu leeren und das Band zu lösen für ewig, das mich mit der seligsten Wonne erfüllte. Folgt mir nur!“ Und ohne weiter die Einwilligung Kasimirs abzuwarten, nannte er Dominik eine nahegelegene Straße und dieser schritt rüstig mit der Laterne voraus.

Schweigend hatten sie ihren Weg fortgesetzt und plötzlich blieb Stanislaus vor einem kleinen, freundlichen Hause, mit einem reizenden Gärtchen umgeben, stehen, welches in einer Straße lag, an deren Ende sich das große, ehemals königliche Hoftheater erhob. In der ersten Etage des freundlichen Hauses dämmerte noch ein Licht und indem der Befreite zu dem Bruder und dem Diener sprach: „Harret hier meiner, ich kehre bald zurück,“ stieg er über das niedrige Gitter des Vorgartens und ließ dicht unter dem erleuchteten Fenster einen dreimal wiederholten, lieblichen Flötenlaut vernehmen, der dem Schlage einer Nachtigal glich. Augenblicklich wurde das Fenster hastig geöffnet und ein reizendes Lockenköpfchen schaute heraus und rief in einem jubelnden Tone: „Heil'ger Gott! Er ist's! Er ist's!“

Wenige Minuten später wurde die Hausthür geöffnet und Stanislaus schlüpfte hinein, von zwei vollen schneeweißen Armen umfangen. Wenige Augenblicke später befand er sich in einem kleinen, reizenden Boudoir, wo zwar eine liebenswürdige Unordnung herrschte, doch kein einziger Gegenstand sichtbar wurde, welcher das Auge beleidigt oder das Gefühl des Anstandes verletzt hätte.

„Mein Himmel! Wie faß' ich denn mein Glück!“ rief das junge Mädchen leidenschaftlich, indem sie ihn mitten im Zimmer festhielt und sich zärtlich an ihn schmiegte. „Laß Dich anschauen, mein Stanislaus! Bist Du es denn auch wirklich? Neckt mich denn kein böser Traum, daß Du am Ende wie ein Schatten zerrinnst in meinen Armen? Nein, Du bist's! Ich umfasse Dich, ich hänge an Deinem Halse — o, heiliger Gott! wie glücklich bin ich! Hast Du Deine Ketten gebrochen, bist Du entflohen aus Deinem schmachvollen Gefängnisse — suchst Du ein Asyl? — bleibe hier, ich verberge Dich! Meine

Liebe wird dich schützen und wenn es mein Leben kostet, ich trotze Deinen Verfolgern!"

Stanislaus hatte einen Blick tiefempfundenen Entzückens auf ihr reizendes Antlitz gerichtet und schwelgte im Anschauen. Noch war er so heiß bewegt, daß er keine Antwort fand auf ihre drängenden Fragen und sich nur an dem Silberklange ihrer Stimme ergötzte, der plötzlich all' die süßen Melodieen seines Herzens wieder wach rief, welche das Kettengeklirr in seinem finstern Kerker erstickt hatte. „Georgine!" rief er endlich, „Ich bin nicht entflohen — ich bin freigelassen und mein erster Weg führt mich zu Dir! Doch um Gotteswillen! juble nicht zu früh, mein armes Kind. Ich bin freigelassen, doch nur auf wenige Stunden, um morgen schon einem Sklavendienste mich zu beugen, gegen den sich der sklavgeborne Neger selbst empören würde. Ich bin begnadigt worden zum Militärdienste in der russischen Armee. Weißt Du auch, geliebtes Kind, was das heißt? Das heißt: ich soll keinen eigenen Willen mehr haben, selbst meine Gedanken soll ich ersticken und in Blödsinn und Willenlosigkeit versinken. Meinen Körper soll ich brauchen lassen als Maschine, soll ich nach dem Willen eines Vorgesetzten drehen und wenden, schlafen und wachen, lachen oder weinen, tanzen oder stillstehen, mich verwunden oder tödten lassen, ohne fragen zu dürfen, warum und wofür? Jedem Schatten von Ehrgefühle soll ich entsagen, soll mich bedanken für alle nur möglichen Mißhandlungen, und die Hand küssen, die mich schlägt; weniger Rechte soll ich haben, als der Hund; denn ich werde meinen Peinigern nicht einmal die Zähne zeigen dürfen, werde nicht murren dürfen, wenn mir auch das himmelschreiendste Unrecht geschieht. Zusammengekettet als willenloses Geschöpf werde ich mein Leben hinbringen in Nacht und Elend, und meine Seele wird keinen andern Wunsch mehr hegen, als — Wahnsinn!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Die Presse bringt nach der „Revue des deux Mondes" einige interessante Notizen über die Organisation der englisch-ostindischen Armee. Um ein gemeinsames Handeln der eingebornen Regimenter so viel wie möglich zu erschweren, hat die ostindische Kompagnie gemischte Regimenter organisirt, deren Soldaten nicht nur der Kaste nach, sondern auch ihrer Religion nach verschieden sind. Die Infanterie-Regimenter bestehen ordonanzmäßig zu zwei Dritteln aus Hindus und zu einem Drittel aus Muselmännern; die Kavallerie dagegen halb aus Hindus und halb aus Muselmännern. Daher hängt auch die Tragweite des jetzigen Aufstandes hauptsächlich davon ab, ob die Soldaten beider Religionen gemeinsame Sachen machen oder nicht. Die höheren Offiziersstellen, wie die des Hauptmanns und Majors, werden von jungen Engländern theuer gekauft; Letztere begleiten fast immer noch Zivilstellen, welche ihnen die Mittel geben, im Dienst des Staates reich zu werden. Die gemeinen Soldaten haben 7—9 Rupien monatlich; die Stellen, zu welchen die Eingebornen gelangen können, sind die des Naik mit 12 Rupien monatlich, die des Havildar mit 14 Rupien, die des Jemmadar und des Sumadar mit 40 und 60 Rupien monatlich. Jeder Angeworbene muß drei Jahre lang dienen, kann aber auf länger beim Regimente bleiben; er bekommt dann eine Pension. Zwei Orden hat die ostindische Kompagnie gegründet: den Verdienstorden der Tapferkeit im Kriege und den Orden für Britisch-Indien, welcher nur älteren Offizieren verliehen wird und etwa 200 Mitglieder zählt. So ist es ihr gelungen, eine wohl disziplinirte Armee zu bilden, welche bereits die wichtigsten Dienste geleistet hat, wenn sie ihre eigenen Landesleute zu bekämpfen hatte. Die Sepoys haben das englische Infanteriegewehr; einige Kompagnien sind mit Büchsen und dazu gehörigen Hirschfängern bewaffnet, welche aufgesteckt werden können; die Kommando- und Losungsworte werden in englischer Sprache gegeben. Die Manöver werden ganz gut ausgeführt; aber man bemerkt beim ersten Anblick eine gewisse Schlaffheit, welche beweist, daß diese Soldaten niemals den Stoß europäischer Bajonnete aushalten würden. Außer der einheimischen Armee besitzt die Kompagnie noch drei ganz europäische Füsilierregimenter, neben welchen die eigentliche königliche Armee existirt. Die Dienstzeit der Europäer in Indien ist 15 Jahre; um die Leute allmählig an die Hitze zu gewöhnen, machen sie noch längere Stationen in Gibraltar, Malta, dem Kap, in Aden und Australien. Trotzdem sind von 1000 Mann immer 129 im Hospital, und jeder Soldat figurirt jährlich dreimal auf der Krankenliste. Was die Soldaten und Offiziere nach Indien zieht, ist der unglaublich hohe Sold, den sie bekommen. Einem in das Feld ziehenden Regimente folgt immer ein zahlloser Troß von Dienerschaft und andern Leuten, welche von den Truppen leben; dieser Troß ist gewöhnlich zehnmal so stark, als das Regiment.

* *

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag der Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 161 Mittwoch, 8. Juli 1857.

Gedankenfrevel.

(Fortsetzung.)

Adelgunde verneinte unter Thränen, und abermals fühlte sie tief das ganze Elend geistiger Verlassenheit, in das sie frevelnder Uebermuth verlockt hatte. Edel begriff ihren Schmerz und vollzog die Taufe. Wenige Stunden später verschied das Kind in den Armen der Mutter. Der peinigende Seelenschmerz, der Adelgunde früher gefoltert, wenn sie das verlassene kleine Wesen betrachtete, stellte sich bei diesem Verluste nicht ein. Eine neue, ruhige Sicherheit war über sie gekommen, und wenn sie jetzt ihre von vielem Weinen halb verschleierten Augen auf der kalten Leiche ruhen ließ, muthete es sie an, als habe die ihrer irdischen Hülle sich entringende Kinderseele sie mit Gott versöhnt. Das schuldlose Kind war ihr Mittler geworden.

Hätte die Dulderin jetzt die Kunde erreicht, auch Ludwig sey seinem Schicksale erlegen, würde höchst wahrscheinlich eine friedlichere Lebenszeit für sie angebrochen seyn. Statt dessen traf ein Brief von dem so lange schweigsam Gebliebenen ein, der erste, seit sie ihm die Hand zum Abschiede gereicht hatte. Adelgundens Hand zitterte, als sie das Schreiben empfing. Sie wagte es nicht zu öffnen, sondern legte es vertrauensvoll in die Hand des frommen Predigers.

Pastor Edel erbrach den Brief seines Sohnes. Er war in scharfen, kalten Worten abgefaßt und meldete Adelgunden, daß er das Unglück gehabt habe, in Gefangenschaft zu gerathen. Die Ursache seiner Verhaftung war nicht genannt. Er verlangte eben so kalt, sie solle zu ihm kommen, und da sie als „reuige Betschwester" wahrscheinlich unter den „Kopfhängern" viele Freunde gefunden habe, auch Geldmittel auftreiben. „Mit Geld," schloß der offenbar in grimmiger Verstimmung abgefaßte Brief, „mit Geld läßt sich ja Alles ebnen und ausführen. — Ich denke deßhalb, Geld wird auch ein vortreffliches Heilpflaster für die Wunden abgeben, die ich angeblich der philisterhaften bürgerlichen Gesellschaft geschlagen haben soll. Also „stecke Geld in deinen Beutel," wie der feine Schelm Jago zu seinem düpirten Freund sagt, und du wirst die hohe Genüge haben, innerhalb vier weiß getünchter Wände, die eine Menge geistreicher Inschriften zieren, deinen stets resoluten, mithin keineswegs reumüthigen Gatten zu umarmen. Aber spute dich, denn ich habe keine Zeit zu verlieren. Adieu!"

Kein Gruß an den Vater, keine Frage nach dem Kinde war in dem Briefe enthalten. Kühl und seelenlos, wie der leerste Geschäftsbrief lag er vor ihr, und doch fühlte Adelgunde heraus, daß der Mann, dem sie ja noch immer halb angehörte, in einer vielleicht sehr bedrohlichen Lage sich befinden müsse.

„Was hältst du davon?" fragte Pastor Edel die Trauernde. „Man hat Ludwig ohne Zweifel seiner politischen Vergehen wegen eingezogen, und wird ihm nun den Prozeß machen."

Adelgunde wünschte im Stillen, der Prediger möge Recht haben, aber sie glaubte nicht daran. Wozu verlangte Ludwig Geld? Konnte eine nur geringe Summe ihm nützen? Konnte man ihn gegen Erlegung einer solchen auf freiem Fuß lassen? Das wollte ihr nicht einleuchten. „Ich muß Ludwig ja doch sehen," versetzte sie nach einer Weile stillen Nachdenkens. „Nach der Bestattung des Kindes will ich reisen."

Pastor Edel reichte der trauernden Mutter die Hand. „Brav, meine Tochter, brav!" sagte er. „Du thust ein gutes Werk, denn es ist Menschen- und Christenpflicht, Leidenden beizuspringen, Betrübte zu trösten, Verlassene aufzurichten. Ich aber werde dich begleiten. Vielleicht gelingt es mir, den Sohn jetzt, wo sich zeitliches Unglück um seine Füße legt, zur Umkehr zu bewegen. Das Leid hat ihn gepackt. Leid aber gebiert die Reue und aus der Reue entpuppt sich gern eine gebesserte, von irdischen Schlacken und Fehlern gereinigte Seele."

6.

Ludwig saß grübelnd in seiner Zelle. Er trug abgerissene Kleider, deren Schnitt allein den höheren Stand verrieth, welchem er angehörte. Die Gesichts-

züge des Justitiars waren scharf und hart geworden, trugen aber jetzt die Spuren eines unbeugsamen Stolzes, einer festen Willenskraft in noch ausgeprägterer Weise als früher. Das Unglück hatte ihn weder gebeugt, noch gebrochen, nur grimmig hatte es ihn gemacht. Die fest geballte Hand, die weiß und knöchern neben dem irdenen Deckelkruge ruhte, welcher Trinkwasser für den Gefangenen enthielt, konnte sich im Moment der Aufregung wohl allenfalls gegen eine ganze Welt erheben und den Versuch machen, sie zu zertrümmern.

Ein dünner Sonnenstrahl fiel durch das vergitterte Fenster in das Gefängniß und vergoldete das zart geflochtene Gewebe einer Spinne, die sich zwischen den Eisenstäben angesiedelt hatte. Um Ludwigs Mund zuckte ein spöttisches Lächeln, seine Blicke schossen Flammenpfeile unter den Wimpern hervor.

„Verrückte Welteinrichtung!" murmelte er zwischen den Zähnen und die geballte Faust schlug mit den scharfen Knöcheln so heftig gegen die fichtene Tischplatte, daß sie krachte. „Ist solch ein Insekt, das keinen Verstand, keinen Willen hat, dem nur der Naturtrieb Gesetz ist, dem es folgt und konsequenterweise folgen muß — ist es gegenüber dem tausendfach gebundenen Menschen nicht zu beneiden? Und der Mensch nennt sich den Herrn der Schöpfung! Ha, eine göttliche Herrschaft? Wer nicht Narr bleibt mit den Narren, gedankenloser Schwätzer mit den platt Schwatzenden, den steckt man in das Loch. Marsch, fort mit dem Hund Gedanken! heißt es. Das Vieh knurrt, murrt und beißt! Die Karbatsche und die Kette für solch widerspenstige Bestie, die sich gegen sogenannte menschliche und göttliche Gesetze auflehnt! — Eine Spinne, ein Laubfrosch, Sperling und Schwalbe, Maus, Ratte gehen frei aus, wenn sie thun, was der Trieb ihnen befiehlt. Nur der Mensch, der denkt und denkend handelt, wird eingesperrt, wenn seine Gedanken kein landläufiges Zeichen höchster obrigkeitlicher Erlaubniß an sich tragen. Und wir besinnen uns noch, dieses große Narrenhaus in Brand zu stecken und es mit seinen Insassen zu vernichten! Dafür, daß wir es nicht thun, steckt man uns ein und macht uns den Prozeß."

Ludwig ließ sein Haupt in die untergestützte Hand sinken, die finstern Blicke auf die Spinne am Fenster richtend, die ruhig in ihrem Netze saß und lange Zeit vergebens auf Fang lauerte. Endlich fiel eine Fliege in das schleimige Gewebe, die Spinne zuckte auf, eilte nach dem zappelnden Opfer, umspann es mit silbernen Schleimbanden und begann das noch zuckende Insekt zu verspeisen.

„Ganz recht," sprach Ludwig, „der Mensch macht es um kein Haar besser. Der Gefangene wird gebunden, und wenn er nicht klein beigibt, nöthigenfalls auch von den Fängen der Justiz hart angepackt und ganz gemüthlich verspeist. Das nennt man weltliche Gerechtigkeit üben. — O, wäre ich frei und besäße die Kraft eines Simson! Mit welcher Wollust wollte ich mich an diesem Geschlecht der zweifüßelnden Niederträchtigkeit rächen!"

Nahende Schritte vor der verschlossenen Thüre unterbrachen das Selbstgespräch des Gefangenen. Gleich darauf ward die Thüre geöffnet und der frühere Justitiar sah hinter der Person des Gefängniß-Aufsehers eine Gestalt, die ganz geeignet war, ihn verstummen zu machen und in Verlegenheit zu setzen. Einige Minuten später sah sich der Gefangene mit dem unerwarteten Besuche allein.

(Fortsetzung folgt.)

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

Georgine war todtenbleich geworden, während seiner heftigen Rede und er mußte sie zur Causeuse führen, denn sie vermochte sich nicht länger aufrecht zu erhalten, so fest sie ihn auch mit ihren Armen umklammert hatte. Mehrere Minuten lang lag sie dort regungslos, die gefalteten Hände gegen ihre Brust gedrückt und die hellen Thränen rannen unaufhaltsam über ihre Wangen. So bot sie das Bild einer wahrhaft rührenden Schönheit und Stanislaus stand vor ihr mit untergeschlagenen Armen und schien sich in wehmüthigem Entzücken nicht losreißen zu können von ihrem Anblicke. Endlich aber beugten sich unwillkürlich seine Kniee und sich vor ihr niederwerfend, ergriff er ihre Hände und sie feurig küssend, fuhr er fort: „Du kennst jetzt mein Schicksal, Du weißt, welcher Zukunft ich entgegengehe. Der niedrige Sklavendienst, dem ich mich verpflichten muß, zerreißt alle Bande, die mich bisher an Stand und Gesittung, an fühlende Herzen, an Wünsche und Hoffnungen knüpften. Auch unser Bündniß, theure Georgine, das mich so unaussprechlich beglückte, das mir wahrhaft himmlische Lichtstrahlen sendete in die Nacht meines Lebens, ist zerrissen auf immer und ewig. Wir müssen uns trennen, wahrscheinlich auf Nimmerwiedersehen! Feierlich gebe ich Dir Deinen Eid zurück, den Du mir freiwillig geschworen; mir ewig Deine treue Liebe zu widmen, auch wenn sich niemals eine Aussicht bieten sollte, offen vor den Augen der Welt unser Bündniß weihen zu lassen. Du bist frei, ganz frei von diesem Augenblicke an; denn es wäre ungerecht und grausam, wollte ich durch jenen Eid Dein Herz verschließen, um für mich allein den reichen Schatz

Deiner Liebe darin zu bewahren, da ich Aermster doch niemals mehr im Stande seyn werde, ihn zu heben und mich seines hohen Werthes zu erfreuen. Sey frei, Georgine! Die Zukunft lehre Dich — vergessen und glücklich seyn, auch ohne die Erfüllung unserer süßen Träume."

Lange schaute ihn Georgine mit einem unaussprechlich schmerzlichen Blicke an, dann sprach sie: „Ich habe nicht getändelt mit meinem Eide! Mein Schwur reicht über das Grab hinaus! Du bist meine erste Liebe und wirst auch meine einzige bleiben. Ich erkenne Deinen Edelmuth, durch den Du mein Herz zu befreien gedenkst, von seinen heiligen Verpflichtungen; aber ich hätte nie geglaubt, daß auch selbst der Edelmuth grausam seyn könnte. Hast Du nicht bedacht, daß Du mit meinem Eide auch alle Hoffnungen herausreißest aus meinem Herzen? daß Du eine öde, wüste Leere, die mich zur Verzweiflung treiben müßte, heraufbeschwören willst in meiner Brust, durch Deinen Wunsch Dich zu vergessen. Wie unwürdig müßte ich mir selbst erscheinen, jemals wieder eine Freudenblume der Zukunft zu pflücken, könnte ich die reichen, himmlischen Blüthen der Vergangenheit, die mir Deine Liebe gewährte, aus meinem Gedächtnisse verbannen. Dein hartes Schicksal Stanislaus, kann unsere Personen trennen, aber nimmermehr unsere Seelen von einander scheiden. Drum laß mir meinen Eid! Er ist die demantene Kette, die mich an die Welt fesselt; ohne ihn erscheint mir das Leben zwecklos, leer und todt. Und welchen Trost vermöchte ich Dir mitzugeben, Du Unglücklicher, in das unabsehbare Meer des Elends und der Gefahr, in welches Du Dich stürzen mußt, als eben diesen Eid? Der Gott, der ihn hörte, als ich ihn schwur im höchsten Glücke, müßte mich verdammen, wollte ich ihn zurückziehen, da ich Dich so tiefgebeugt, so hoffnungslos erblicke. Drum nimm ihn mit Dir, Stanislaus! Er möge Dein Haupt erheben, wenn Dein Sklavendienst es beugt, er möge wie ein Balsamhauch Deinen Geist kräftigen und stärken, daß er nicht der Verzweiflung zum Raube wird; er möge Dir Licht verleihen in allen trüben Stunden und Dir freundlich leuchten, auf Deinem rauhen Pfade, wie ein einsamer Stern in dunkler Nacht."

Da perlten auch in den Augen des stolzen Polenjünglings helle Thränen und von der tiefsten Bewegung erfaßt, rief er aus: „Wohl! So soll es seyn! Freiwillig hast Du geschworen und freiwillig sollst Du Deinen Eid zurücknehmen, wann Du willst. Jetzt aber laß mich ihn noch mit hinwegnehmen, als Stab und Stütze auf meiner trostlosen Pilgerfahrt; er soll mich begleiten, wie den armen Bettler das Bildniß seines Schutzheiligen. Und nun Geliebte, laß uns schnell von einander scheiden; denn ich fühle, daß ich schwächer werde, als ein Kind. Lebe wohl, Georgine! O, wie tief beschämst Du durch Deinen treuen Sinn so viele hochgeborne Damen, und in keiner fürstlichen Brust hat jemals ein edleres Herz geschlagen, als in der Deinigen. Leb' wohl! Leb' wohl! Dein gedenken will ich und wenn der Tod in tausend Gestalten mich umringt. Meine Mutter und Du, Ihr Beide sollt von heute an allein in meinem ausgestorbenen Herzen wohnen und mit Euren Namen auf den Lippen soll mein letzter Todeshauch verwehen! Lebe wohl!"

In demselben Grade aber, als der bittere Abschiedsschmerz das Herz des stolzen, starken Mannes erweichte, schien dasselbe tiefe Weh die Gefühle in des zarten Mädchens Brust mit hohem Muthe zu entflammen. Mit einer seltenen Willenskraft gebot sie dem Strome ihrer Thränen Einhalt und wie ein heiliges Feuer blitzte es aus ihren Augen, als sie wie begeistert sprach: „Nicht so, mein wackerer Stanislaus! Wie vermöchten es zwei schwache Frauen Dein großes, edles Herz allein auszufüllen? Du sollst Deine Mutter lieben und mich, doch auch — unser unglückliches Vaterland. Diese dreinige Liebe geleite Dich und sie wird Dich erheben in Demüthigung, Noth und Gefahr. Wir müssen uns trennen; aber Du sollst mich nicht schwach sehen, Stanislaus. Ich will keine Thräne mehr vergießen, und lächelnd, wie ein Kind, das im Traume den Himmel schaut, will ich Dich aus meinen Armen entlassen, denn ein starkes, mächtiges Gefühl sagt mir: wir werden uns wiedersehen!"

„Das walte Gott!" sprach der junge Graf feierlich. „Habe Dank, daß Du mir den Muth der Liebe zeigst, in dieser bittern Stunde, wo der Liebe und des Lebens Leid mir die in Ketten selbst bewahrte Kraft zu brechen droht. Kann ich auch Dein Vorgefühl des Wiedersehens nicht theilen, so will ich Dir es doch auch nicht verbittern durch Unglauben. Mög' es Dich nicht täuschen, mein geliebtes Kind! Und nun — laß mich zur Mutter gehen; sie harret mein mit schmerzlicher Sehnsucht."

„Geh' — mit Gott, Geliebter!" entgegnete sie mit fester Stimme. Noch eine kurze heiße Umarmung und Beide trennten sich. Stanislaus stürzte eilig aus dem Hause; Georgine winkte ihm noch einmal mit der Hand und als er mit seinen Begleitern draußen in der Nacht verschwunden war, wankte sie in ihr Zimmer zurück.

Wohl preßte ihr der Schmerz jetzt neue Thränen aus; doch es gelang ihr wieder, sie gewaltsam zu unterdrücken. Sie stützte ihr reizendes Lockenköpfchen in die Hand und verfiel in ernstes, tiefes Sinnen. So saß sie lange, doch endlich schien es, als ob ein Strahl der Freude den trüben Schleier der Wehmuth durchblitzt hatte, der ihr schönes Antlitz verhüllte. Sie sprang auf, öffnete das Fenster und

rief fast jubelnd in die stürmische Nacht hinaus: „Stanislaus! Wir sehen uns wieder!" —

Indessen hatten die beiden Brüder mit dem alten Diener den gräflichen Palast auf dem Sigismundplatze erreicht. War die Herrin desselben, als sie vorhin von ihrer Reise zurückkehrte, durch den Empfang ihres Sohnes Kasimir nicht veranlaßt worden, die Haltung der stolzen, hochgebornen Dame abzulegen, so trat jetzt, als sie ihren erstgebornen Sohn Stanislaus in ihre Arme schloß, das warme Muttergefühl um so lebhafter hervor. Sie hielt ihn lange zärtlich umschlungen und überließ sich mehrerer Minuten lang, ohne an die, in wenigen Stunden wieder bevorstehende Trennung zu denken, ganz der Wonne des Wiedersehens. Auch Stanislaus zeigte die innigste Rührung, denn er hing mit unendlicher Liebe an seiner Mutter und Beide vermochten lange Zeit kein anderes Wort zu wechseln, als die kurzen Ausrufungen ihrer Freude, ihrer zärtlichen Empfindungen. Kasimir hatte sich in auffallender Weise fast theilnahmslos in ein Fenster zurückgezogen, während der alte Dominik mit gefalteten Händen an der Thür stand, seinen Blick nicht abwendete von den Wiedervereinigten und heiße, schwere Thränen freudiger Rührung dabei in seinen grauen Bart herabrollten. Doch schon das Aeußere der beiden Brüder ließ auf die Verschiedenheit ihrer Charakter schließen. Stanislaus war hoch gewachsen, eine kräftige Heldengestalt, ein wahres Ideal des edlen Stammes, dem er entsprossen. In jedem Zuge seines schöngeformten Gesichtes sprachen sich die aristokratischen Tugenden in ihrer edelsten Bedeutung aus. Ein männlicher Ernst lagerte auf seiner kühn gewölbten Stirn, Muth und Entschlossenheit blitzten aus seinen Augen, die sein ungezähmter Freiheitssinn gewöhnt hatte, frei um sich zu schauen. Wenn sich die feinen Züge um seinen mit einem glänzenden Barte geschmückten Munde zu einem Lächeln gestalteten, so sprachen sich ein seltener Geistesreichthum und eine tiefe Herzensgüte darin aus, und wenn er sinnend vor sich hinblickte, da umschleierte nicht selten eine schmerzliche Wehmuth seine Züge, um sein geknechtetes Vaterland. Eine edle Mutter mußte einen solchen Sohn lieben, trotz des schweren Kummers, den er ihr bereitete. Er hatte mit einer Entschiedenheit, die ihn an sich schon verdächtigte, verschmäht, sich den russischen Gewalthabern in Warschau, oder gar dem kaiserlichen Hofe in St. Petersburg zu nähern. Deßhalb sah er sich auch nur auf einen kleinen Kreis ihrem Vaterlande treu gebliebener Polen beschränkt, die unter der Last des Joches, welches sie trugen, doch nimmer die Hoffnung aufgegeben hatten, den Tag der Befreiung Polens heraufdämmern zu sehen. Ja, sie hatten sogar den Schall des Kriegsrufes für das günstigste Signal zu einer allgemeinen Erhebung gehalten. Doch ihr Plan war im Keime erstickt worden; denn ihre Verschwörung wurde schändlicher Weise verrathen, und besonders durch die Entwendung mehrerer wichtiger Papiere, welche Stanislaus in Verwahrung gehabt hatte, sahen sich die Theilnehmer unvermuthet entdeckt und schwer kompromittirt. Sie wurden sämmtlich in einer und derselben Nacht verhaftet, und die meisten waren bereits verurtheilt und nach Sibirien abgeführt worden. Nur Stanislaus und ein junger deutscher Arzt, Albert Heiter, welcher mit in die Verschwörung verwickelt gewesen war, erwarteten noch die Vollziehung ihres Urtheils im Kriminalgefängnisse zu Warschau.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Mit welcher Geschwindigkeit durchsegeln die jetzt so beliebten kleinen, rothen Luftballons die Lüfte, und wie lange erhalten sie sich oben? Antwort: Eine Gesellschaft ließ dieser Tage von Baden-Baden einen solchen Miniatur-Aeronauten aufsteigen, der an einem Bande einen deutsch und französisch geschriebenen Begleitschein trug, welcher die Zeit der Abfahrt, die Adresse der Absender und die Bitte enthielt, über das Schicksal des Luftseglers Auskunft zu geben. Letztere ist da. Der Pfarrer in Etourvy, Dorf im französischen Departement der Aube schreibt: Bauern hätten den Ballon eingefangen, ihm gebracht und er habe konstatirt, daß die Reise über den Rhein und durch 5 Departements (eine Strecke von 90 Stunden in gerader Linie) in 12 Stunden gemacht worden sey. Er mache sich ein Vergnügen daraus, dieß mitzutheilen, wolle die Gesellschaft aber etwa ihren Ballon wieder haben, so wären die Bauern zur Rückgabe — gegen Douceur gerne bereit.

Man schreibt aus Stuttgart, 30. Juni: Den Verehrern unseres großen Landsmannes Friedrich v. Schiller wird es interessant seyn, zu hören, daß sicherem Vernehmen nach das Schillerkomite in Marbach dessen dortiges Geburts- (jetziges Bäcker-) Haus nach verschiedenen vergeblichen Bemühungen und Unterhandlungen endlich käuflich an sich gebracht und dem Bäcker nur noch eine zweijährige Frist für die Ausübung seines Gewerbes und Aufstellung einer Backmulde in demselben gestattet hat. Wie man hört, beabsichtigt das Komite, am hundertjährigen Geburtstag des gefeierten Dichters in seiner Geburtsstadt, eine großartige, den Manen des großen Mannes würdige Gedenkfeier zu veranstalten, und sollen inzwischen hierzu die erforderlichen Einleitungen getroffen werden.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 162 Donnerstag, 9. Juli 1857.

Gedankenfrevel.

(Fortsetzung.)

„So also sehen wir uns wieder," sprach Pastor Edel, dem Sohne gegenüber sich in die Brüstung des Fensters stellend, um die Gesichtszüge seines einzigen Sohnes genauer beobachten zu können. „Hatte ich nun Unrecht, als ich dich warnte, dir abrieth, so gefährliche, verführerische Pfade zu betreten?"

„Möglich, mein Vater," erwiderte Ludwig trotzig und die Brauen finster zusammen ziehend. „Ich hoffe indeß, du kommst nicht zu mir, um eine wohldurchdachte Predigt an einen jedenfalls sehr undankbaren Zuhörer zu bringen. Du kennst meine Ansichten über das Predigtamt; sie haben sich, seit wir uns nicht sahen, in keiner Weise geändert."

„Nicht?" sagte der Greis in betrübtem Tone. „O, Ludwig, mich würde es mehr beruhigen, hörte ich dich anders sprechen."

„Ich bin kein Schwächling und keiner von den Halben. Darum eben sitze ich jetzt hier. Kehrt sich die Welt wieder einmal um, gelingt es mir wohl auch, anderswo und in freundlicheren Umgebungen meine Residenz aufzuschlagen."

„Du hast trübe Erfahrungen gemacht, Ludwig," fuhr Pastor Edel fort. Sagten diese dir nicht, daß du über Manches irrige Vorstellungen hegtest?"

„Ich habe aus meinen Erfahrungen durchaus nichts anders gelernt, als daß die Menschen und alle von Menschen gepriesenen Schlagts herrührenden Einrichtungen viel schlechter sind, als ich vermuthete."

„Du fandest immer nur außer dir Schlechtes, Verkümmertes, nie auch in dir?"

„Ich strebte, Vater, ich strebte, während ich dachte, und meine Gedanken konnte ich oft einer Berichtigung bedürftig, nie aber gemein, noch weniger schlecht finden."

„Du warst demnach immer mit dir zufrieden?"

„Zufrieden?" erwiderte der Sohn ingrimmig lächelnd. „Kann ein Verfolgter, von Ort zu Ort Gehetzter zufrieden seyn? Auch die Zufriedenheit mit sich selbst wird wurmstichig, wenn die ganze Welt rundum an Wurmfraß leidet."

„Betrachte die Welt mit andern Augen und du wirst zufrieden werden."

„Das sind Worte, die ihr Manna des Himmels nennt, ich weiß es," versetzte Ludwig. „Es ist dein und deines Gleichen Amt, so zu sprechen, darum habe ich nichts darauf zu erwidern, als: deine Lebensanschauung harmonirt nicht mit der, welche ich durch Leben und Nachdenken gewonnen habe. Unsere Prinzipien wollen sich nicht vereinigen lassen. Darin liegt die ganze Fatalität."

„Aber du bist ja doch nicht glücklich?"

„Kann ich, da ich verfolgt, gehaßt, jetzt gar eingekerkert bin?"

„Du bist es auch nicht in deiner Seele."

Ludwig schwieg und ballte neuerdings die Hand.

„Sieh, mein Sohn," fuhr Pastor Edel fort, „das ist der Unterschied zwischen meinen und deinen Lebensanschauungen. Mich hat das Leben auch nicht immer sanft gewiegt. Ich habe viel gelitten, viele Kämpfe überstehen müssen und bin noch nicht am Ende meiner vom Höchsten mir auferlegten Prüfungen. Als Vater dir gegenüber — du wirst dieß fühlen — muß ich schwer leiden, denn es ist unendlich hart, in meinem Alter den einzigen Erben seines Namens im Kerker, wer weiß welcher Vergehen angeklagt, zu wissen. Dennoch mein Sohn, bin ich innerlich ruhig, ja glücklich, denn ich bin mir bewußt, nach Kräften stets meine Vaterpflichten erfüllt zu haben, und ich darf mit gutem Gewissen sagen, daß ich dem Allmächtigen gegenüber mich als ein mit ihm versöhntes Menschenkind betrachte. Darin, mein Sohn, liegt der Unterschied zwischen uns Beiden, und ich sollte doch meinen, dieser Unterschied müsse, schon weil er ein so ungeheuer großer ist, dich zum Nachdenken veranlassen."

„Ich denke immer, aber ich kann nicht glauben," sprach Ludwig kalt.

„Das ist nicht bloß ein Unglück, das ist ein Frevel. Statt deine Gedanken zu Bildern deines geistigen Ich zu machen, stachelst du sie zu fortgesetzten Freveln gegen den geheiligten Geist der Welt-

ordnung an! Kehre um, und auch im Unglück werden milde Friedensfittiche den Brand deiner Schläfe kühlen."

Abermals schwieg der Sohn, seine düstern Augen durchbohrend auf den sanft sprechenden Greis heftend.

„Umkehr thut häufig wohl," fuhr dieser fort. „Ich weiß dieß aus Erfahrung."

„Ich kann aber nicht!" sagte Ludwig leidenschaftlich.

„Weil du nicht willst! Zwinge deinen hochmüthigen Geist, sich vor der unerforschlichen Weisheit des höchsten Wesens zu demüthigen, und, glaube mir, dieser ersten Demüthigung folgt ungezwungen eine zweite, freiwillige. Dein stolzes Denken und denkendes Freveln wird der flüsternden Bitte, die Bitte dem stärkenden Gebete weichen. Der betende Mensch aber kann, eben weil der Hochmuth des Geistes in ihm zu Falle gekommen ist, auch glauben."

„Ich nenne das gemein," sagte Ludwig verächtlich.

„Ich nicht, mein Sohn, auch meinst du das nicht so, denn nicht dein besseres, sondern dein verdorbenes geistiges Selbst diktirt dir, was du sagen sollst. Hättest du Recht, so wäre alle Religion gemein, und doch ist die Religion, mag sie einen Namen haben, welchen sie will, immer von jeher das feine, unsichtbare, nie verlöschende Aetherlicht gewesen, das die Völker der Erde mit dem belebenden ewigen Feuer des Weltalls verbunden hat."

„Das wäre schauerlich!" stieß der glaubenslose Ludwig aus.

„Keineswegs, mein Sohn, vielmehr ist es erhebend. Glauben und Denken sind keine feindlichen Brüder, sie können sehr wohl friedlich als ein hochbeglücktes Paar neben einander leben. Erst wenn der Gedanke mit dem Glauben sich vermählt, erfüllt der sittliche Mensch seinen Erdenzweck."

„Dann werde ich ihn nie erfüllen."

Pastor Edel seufzte. „Du hast an Adelgunde geschrieben," begann er nach einer Pause auf's Neue. „Was wünschest du von ihr?"

„Weßhalb kümmert sie sich nicht um mich?" fragte Ludwig dagegen. „Sie weiß, daß ich in Noth bin; sie sollte, hätte sie ein weibliches Herz, zu mir kommen. Die Frau gehört zum Manne!"

„Die angetraute Gattin, gewiß, du bist aber nicht mit Adelgunde getraut, du hast nur —"

„Vater!" fuhr Ludwig auf. „Ich will nicht hoffen —"

„Daß ich es wagen werde, dir die Wahrheit zu sagen?" fiel Pastor Edel dem Erregten in's Wort. „Zu lange habe ich das Amt eines Predigers verwaltet, um als Greis, mit einem Fuße am Rande des Grabes stehend, noch zu heucheln. Adelgunde ist nicht deine Gattin, sie gehört also nicht zu dir. Auch hast du sie von dir gehen lassen und nicht eher wieder nach ihr gefragt, als bis das Unglück dich an der Hüfte packte. Auch nach deinem Kinde fragst du nicht."

„Es ist wahr. Vergib mir, Vater!" sagte Ludwig zerstört. „Das Kind — hatte ich vergessen."

„Weil es der Vater vergaß, nahm Gott sich seiner an. Dein Sohn ward vorgestern begraben."

Ludwig sah düster vor sich nieder und die hagern Hände erfaßten krampfhaft Tisch und Schemel. — „Wohl ihm — es hat ausgelitten, ehe es zu leben begann!" sagte der Gefangene nach einer Weile. „Und wie geht es Adelgunde?"

„Gut, denn sie kann glauben und schlürft Stärke und Trost aus dem unerschöpflichen Born des Glaubens. Folge ihr jetzt, mein Sohn, dann reiche ihr nochmals deine Hand und lasse dich mit ihr kirchlich einsegnen."

„Nie! — Ich kann und will es nicht!"

Pastor Edel verließ seinen Platz am Fenster. — „Ich habe meine Pflicht gethan, mehr vermag ich nicht," sprach er mit immer gleicher Ruhe. „Ueberdenke, was du von mir vernommen hast; an Zeit dazu wird es dir nicht mangeln. Wünschest du mit Adelgunde zu sprechen, so wird sie dich besuchen. Sie hat mich begleitet. Theile ihr mit, was du ihr zu sagen hast, vielleicht bekennen mußt. Seid gegen dich und mich gleich offen seyn. Alles andere überlasse dann mir. Kannst du mir das versprechen?"

Nach kurzem Besinnen reichte Ludwig seinem Vater die Hand. „Ich verspreche es, und nun schicke mir Adelgunde."

Der Geistliche umarmte seinen Sohn. „Denke, aber frevle nicht mehr!" sagte er im Fortgehen. „Das Wort der Schrift, das schon Viele verlachten: „Gott läßt seiner nicht spotten!" hat auch Vielen schweres Herzeleid gebracht und mehr als einem die Leuchte des Geistes, weil er zu tief in die Geheimnisse der Schöpfung dringen wollte und des Lichtes mehr begehrte, als uns Menschen zuträglich ist, bald verdüstert, bald gänzlich ausgelöscht."

(Schluß folgt.)

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

Kasimir hingegen, der zweite Sohn der Gräfin Krasinski, war seinem Bruder fast in jeder Hinsicht unähnlich. Er war kleiner und schmächtiger von Gestalt und obgleich er stets eine stolze Haltung zur Schau trug, so mangelte ihm doch jene natürliche Würde, welche auch einem unbedeutenden Aeußern ein gebietendes Ansehen verleiht, und man

erkannte daher auch bald, daß ihn nur jener Hochmuth beseelte, welchen die Eigenliebe und der Eigennutz erzeugen, nicht aber jener edle Stolz, der nur durch geistige Ueberlegenheit und durch den wahren Adel der Gesinnung gewonnen wird. Wenn man seine bleichen, bereits erschlafften, oder durch wilde Leidenschaften eingeprägten Gesichtszüge betrachtete, so erschien er älter als sein Bruder und verrieth auch nicht die geringste Familien-Aehnlichkeit mit diesem, oder mit seiner Mutter. Sein dünnes, blondes Flachshaar lag glatt auf seinem Scheitel und bedeckte noch einen Theil der niedrigen Stirn, und seine grauen Augen starrten geistlos vor sich hin oder wurden von einem unheimlichen Feuer belebt. Er war wie sein Bruder als Kavalier erzogen worden, doch in wissenschaftlichen Fortschritten weit hinter diesem zurückgeblieben und zeigte schon als Knabe ein verschlossenes, ränkevolles Gemüth. Deßhalb vermochten auch die beiden Brüder nie mit einander zu harmoniren und entfremdeten sich immer mehr, je mehr sie emporwuchsen. Die Mutter, welche den Charakter ihres zweiten Sohnes vielleicht noch tiefer durchschaute, als Stanislaus, hatte mit dem größten Eifer dahin gestrebt, seine Gesinnungen zu veredlen; doch es war ihr nicht gelungen, und als sie bemerkte, daß Neid und Mißgunst gegen seinen Bruder die Triebfeder aller seiner Handlungen wurde, als er sich offen gegen sein Vaterland aussprach, und dazu mitwirkte, um dasselbe in immer härtere Fesseln zu schmieden, da entzog sie ihm tief empört ihre mütterliche Liebe und ihr Vertrauen. Ein entsetzlicher Verdacht, den sie aber kaum noch auszusprechen wagte, hatte sich ihrer gegen Kasimir bemächtigt, seitdem der Verrath jener Verschwörung, in welche auch ihr Erstgeborner verwickelt gewesen, begangen wurde. Sie schien zu ahnen, wer der Dieb jener Papiere sey, die den Plan und die Namen der Verschworenen enthielten, und welche Stanislaus im gräflichen Palaste entwendet worden waren. Aber noch wollte sie es nicht wagen, jener Ahnung Worte zu leihen, denn noch fehlten ihr die unumstößlichen Beweise und ohne diese wollte sie am wenigsten einen Menschen verdammen, den sie ihren Sohn nannte. Kasimir hatte anfangs den lebhaftesten Schmerz gezeigt über das Unglück seines Bruders und sobald das entsetzliche Urtheil erschien, hatte er sich sogleich erboten, nach Petersburg zu reisen und den Kaiser um Gnade für Stanislaus zu bitten, aber die Mutter hatte es nicht gewagt, diesen Auftrag in seine Hände zu legen, sondern war selbst nach der Residenz geeilt, weil sie ihrem zweiten Sohne kein Vertrauen schenkte. Wäre das erste Urtheil an Stanislaus vollzogen worden, so trat Kasimir im Familienrange an seine Stelle und zwar als alleiniger Erbe, während er jetzt, wenn dieser aus dem Kriegsdienste zurückkehrte, in seiner Stellung als Nächstgeborner verblieb und sich mit einem Antheil an dem gräflichen Erbe begnügen mußte.

Sobald der erste heftige Sturm der tiefen Rührung, welche Mutter und Sohn bei ihrem Wiedersehen empfanden, sich gelegt hatte, wurde auch das Band ihrer Zunge wieder gelöst und sie bekannten sich, daß sie einander noch unendlich viel zu sagen hatten. Doch schienen Beide durch die Gegenwart Kasimirs behindert, sich frei und offen auszusprechen und die Gräfin wendete sich deßhalb mit den Worten zu ihm: „Es ist Dir also, trotz der Nachtzeit, doch gelungen, dem kaiserlichen Befehle beim Gouverneur des Gefängnisses Geltung zu verschaffen?“

Kasimir trat näher und stattete Bericht ab, erwähnte aber auch mit ganz besonderer Betonung die schwere Bürgschaft, die er für den Bruder geleistet, und schien sich darauf stützend, das Recht zu beanspruchen, im Zimmer zu bleiben und ihn nicht mehr aus den Augen zu lassen. Doch die Gräfin maß ihn mit finstern Blicken und entgegnete: „Die Bürgschaft, mit welcher man Dich belastet hat, scheint Dich zu beunruhigen. Aber ich will Dich Deiner Sorgen entheben. Ich erbiete mich, Deine Rückbürgin zu werden für Deinen Bruder; denn ich denke ihn diese Nacht nicht aus meiner Nähe zu entlassen und werde bis zum hellen Morgen mit ihm plaudern. Drum lege Dich unbesorgt zur Ruhe, ich gebe Dir mein Wort, Du wirst uns morgen mit Tagesanbruch hier auf derselben Stelle wiederfinden.“

Kasimir wollte einige Einwendungen erheben, denn er hätte gern das Gespräch der Beiden belauscht; doch als ihn seine Mutter wiederholt aufforderte, sich zu entfernen und zur Ruhe zu gehen, wagte er es nicht länger mehr zu widerstehen und entfernte sich.

Jetzt gab die Gräfin auch dem alten Dominik, der noch immer an der Thür harrte, einen Wink zu gehen, doch dieser stürzte sich wieder zu ihren Füßen nieder und rief: „Gedenken Sie meiner Bitte, gnädige Gräfin. Lassen Sie mich mit dem jungen Herrn gehen; ich kann nicht eher wieder ruhig ein Auge schließen, bis Sie mir das gewährt haben.“

Sie blickte fragend auf ihren Sohn und dieser sagte, indem er den Alten aufstehen ließ: Erlauben Sie mir, theure Mutter, die Entscheidung auszusprechen. Ich weiß, der gute Alte hängt mit einer so unerschütterlichen Treue an mir, daß er sich hier doch nie wieder wohl fühlen und die Besorgniß um mich ihn verzehren würde, wollten wir ihn zurückhalten, mir zu folgen. Lassen Sie ihn deßhalb mit mir gehen. Es wird auch mir einen Trost gewähren, diese gute, ehrliche Seele um mich zu sehen, und ich werde doch in weiter Ferne Jemand haben, mit dem ich von Ihnen plaudern kann,

meine Mutter, vom lieben Vaterhause und — von unserm Vaterlande."

„So sey es! Ich willige gern ein!" entgegnete die Gräfin und der Alte geberdete sich vor Freude wie außer sich, und erst nachdem er Beiden Kleider und Hände geküßt hatte, entfernte er sich.

Mutter und Sohn blieben nun allein, und obgleich Beide erschöpft waren, kam doch kein Schlaf in ihre Augen. Mit der überschwenglichen Gluth ihres Nationalgefühls theilte die Gräfin auch die heiße Vaterlandsliebe, welche ihren Sohn beseelte. Sie war seine Vertraute, ja, oft seine Leiterin gewesen, bei jenen Plänen, die er mit seinen gleichgesinnten Genossen zur Befreiung ihres Vaterlandes entworfen hatte. Begeistert von einer wahrhaft prophetischen Ahnung, daß der Tag erscheinen würde, an welchem es dem unglücklichen Polenreiche gelingen sollte, wieder frei zu seyn, erfüllte sie jetzt ihres Sohnes Herz mit neuen Hoffnungen, ermahnte ihn liebreich sich in das unvermeidliche Schicksal, wie drückend und entwürdigend es ihm auch erscheinen möge, zu fügen, und Muth und Kraft zu bewahren für die große, heilige Sache des Vaterlandes. Um unserer Erzählung nicht vorzugreifen, müssen wir jedoch den Haupt-Inhalt ihrer geheimen Unterredung noch verschweigen und werden später darauf zurückkommen.

Der heftige Sturm hatte sich gegen Morgen gelegt und Friede herrschte wieder in der ganzen Natur. Rein und glänzend ging die Sonne auf, und als sie ihre ersten, goldenen Strahlen durch die hohen Fenster des Palastes sendete, fanden sie Mutter und Sohn noch immer wachend. Ihr Gespräch hatte jetzt einen traulicheren Ton angenommen. Sie sprachen von Familienverhältnissen, erinnerten sich des Gatten und Vaters, des Grafen Krasinski, der als unerschütterlicher Patriot gestorben, und Stanislaus gedachte auch der vergangenen Jugendjahre und der unerschöpflichen Liebe, mit welcher die Mutter ihn geleitet auf allen seinen Wegen. Da kam es wie eine ernste Mahnung über ihn, dieser Mutter, die ihn so unaussprechlich liebte, kein Geheimniß seines Herzens zu verbergen. Er folgte auch der ersten Aufwallung seines Gefühles und entdeckte ihr seine glühende Leidenschaft, die er für Georginen hegte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Am 21. v. Monats Abends löste sich, ohne äußere Veranlassung, ein Theil des im innern Forte von Krakau befindlichen sogenannten Kosciusko-Hügels in der beiläufigen Größe von fünf Kubikklaftern ab und verschüttete die daselbst mit dem Aussprengen von Felsen beschäftigten Arbeiter, obgleich alle Vorsichtsmaßregeln zur Verhütung eines solchen Unfalls getroffen waren. Augenblicklich nach dem Herabstürzen dieser Erdschichte wurde mit größter Hingebung und Aufopferung von den übrigen Arbeitern die Rettung ihrer Kameraden angestrebt, und binnen 30 Minuten war auch der Letzte der Verunglückten ausgegraben. Leider gelang es nicht, Alle zu retten, denn vier derselben, die in dem Momente des Einsturzes erdrückt wurden, waren Leichen, und zwei erhielten Verletzungen; die übrigen Verschütteten, deren Anzahl mehr als 11 betrug, waren so wenig verletzt, daß Alle den nächsten Tag auf demselben Objekt in Arbeit standen.

Die in München gegossene kolossale Reiterstatue Washingtons ist glücklich in Amsterdam angelangt, und wird nun in einem für diesen Zweck konstruirten eisernen Schiffe ihre Wanderung über den Ozean nach Virginien antreten. Mich. Mattes, bürgerl. Schiffmeister in Kelheim, führte sie auf eigenem Schiffe von Donauwörth bis in den Hafen von Amsterdam, wo zwischen den hundert Schiffen von allen Seemächten der Welt die blaue und weiße Flagge als ein gar seltener Gast nicht wenig Aufsehen erregte.

Ein Rechtsanwalt gewann durch seine Rathschläge einer jungen, reichen Witwe einen ziemlich verwickelten Prozeß. Sie bezahlte ihn generös. Er, damit noch nicht abgefunden, begehrte ihre Hand, und erhielt einen Korb. Darüber entrüstete sich der abgewiesene Freier, und sagte tief gekränkt: „Ich bin der Balken, der Sie aus dem Schiffbruche an das Land gerettet hat, nun stoßen Sie mich zurück. Wie ist das undankbar und himmelschreiend sogar!" Die Dame sah ihn an und sagte lachend: „Mein bester Herr, Ihr Gleichniß erspart mir jede Entschuldigung: haben Sie je gehört, daß Schiffbrüchige die Balken, auf denen sie sich gerettet, sich Zeitlebens an den Hals gehängt haben? Das wäre barock und eine arge Uebertreibung der Dankbarkeit, zu welcher ich mich nicht kräftig genug fühle."

Auflösung des Logogryphs in Nro. 155:

Pflug — Flug — Lug.

Redaktion: Gustav Meffert.

Druck u. Verlag der Wallenböck'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 163 Freitag, 10. Juli 1857.

Gedankenfrevel.

(Schluß.)

7.

Adelgundens Zusammenkunft mit Ludwig war für beide Theile peinigend. Der geistesstolze Mann mußte sich gestehen, daß er dieses Weib, das jetzt bleich, in Trauergewändern als Mutter vor ihm stand, die ihr einziges Kind beweint, tief betrübt und unwürdig behandelt habe. Adelgunde fühlte sich Ludwig gegenüber gedrückt. Sie hätte ihm Vorwürfe machen können, vielleicht auch machen sollen, und doch that sie es nicht, halb aus Mitleid, halb aus einer stillen Abneigung, deren sie nicht Meister zu werden vermochte. Ludwig war ihr fremd geworden, sie gehörte ihm nicht mehr an. Darum vermied sie auch jedes tiefere Eingehen auf Gegenstände, die sonst oft und eifrig zwischen ihnen verhandelt worden waren. Nur Eines vergaß sie nicht, nämlich Ludwig an's Herz zu legen, den Winken des Vaters zu folgen. Nach einer kaum halbstündigen Unterredung trennten sich die geistig einander längst nicht mehr angehörenden Gatten kühl und mit der gegenseitigen Ueberzeugung, daß eine abermalige Verbindung nur Unsegen stiften würde.

Die wichtigste Mittheilung Ludwigs war zugleich auch eine sehr niederschlagende. Sie enthielt das Geständniß einer Veruntreuung, die allerdings in der großen Bedrängniß des Beklagenswerthen einige Entschuldigung fand. Der stolze, gegen die Welt und ihr Treiben so tief erbitterte Mann hatte sich nicht direkt an fremdem Eigenthum vergriffen, nur etwas, das der Zufall ihm in den Weg warf, hatte er sich anzueignen erlaubt. Diese unredliche Handlung führte ihn in's Gefängniß, und weil in Folge der eingeleiteten Untersuchung auch seine politische Vergangenheit abermals zur Sprache kam, ward die Sache verwickelt und konnte für den Gefangenen eine bedenkliche Wendung nehmen. Dieß zu verhindern, bot Pastor Edel sein ganzes Ansehen auf, und das Gewicht seines eigenen Wirkens als Geistlicher fiel schwer in die Wagschale. Man betrachtete den Sohn des würdigen Predigers als einen durch den Drang der Umstände Irregeleiteten, ließ die politische Vergangenheit mit Absicht ganz unerörtert, und erkannte ihm nur eine vierwöchentliche Gefängnißstrafe zu, die Untersuchungshaft ihm mit anrechnend. Nach Abbüßung derselben stellte man ihm frei, ob er einen Paß in's ferne Ausland nehmen, oder sich bequemen wolle, eine Zeit von drei Jahren innerhalb eines bestimmten Kreises zu leben und sich einer politischen Ueberwachung zu unterwerfen.

Unter andern Verhältnissen würde Ludwig von dieser immerhin günstigen Wendung der Dinge wahrscheinlich angenehm überrascht worden seyn. Jetzt nahm er sie kalt, fast murrend hin. Die Vergangenheit hatte zu wenig Reiz für ihn, um sich in sie zu versenken, und die Zukunft ekelte ihn an. Losgelöst von Allem, was den modernen Menschen an Vaterland und Gesellschaft fesselt, sah er sich plötzlich in eine endlose Wüste hinaus geschleudert. Blieb er in seinem Geburtslande, was ihm gestattet war, so mußte er sich einer moralischen Ueberwachung fügen, gegen welche sich sein ganzes Inneres sträubte. Eine Kugel aus Feindes Hand wäre ihm ein Tausendmal lieberes Geschenk gewesen, als dieser achselzuckende Gnadenbeweis. Es lag so viel Verachtung darin, denn es sagte ihm diese scheinbare Milde: du bist ein unschädliches Individuum, das durch eine bloße Drohung schon zur Ruhe verwiesen wird.

Ludwigs Entschluß stand deßhalb fest. Er wollte um keinen Preis von der ihm bewilligten Gnade Gebrauch machen. Aber was sollte er beginnen? Auswandern? — Dieser Gedanke beschlich ihn oft, nur wußte er nicht, welches Land er sich zu seiner neuen Heimath wählen sollte. In Nordamerika konnte für ihn kein Boden seyn. Die dortige Freiheit lockte ihn schon längst nicht mehr. Und Australien? Ein Mann des Gedankens, der philosophirend, Begriffe spaltend eine neue Welt sich konstruirt, paßte nicht unter die Halbwilden Australiens, wo sich aus Sträflingen und Abenteurern schlimmster Art eine eigenthümliche Gesellschaft mit eben so eigenthümlichen Sitten und Gesetzen zu entwickeln begann.

Ludwig richtete nun sein Augenmerk auf den Orient. Diese Wiege erobernder Völker und weltbezwingender Religionen mußte nach Jahrhunderte langer Feier mit neu verjüngten Kräften in die Welt der Bewegung treten. Dort gab es für gränzenlos Strebende einen fruchtbaren Boden, dort konnte ein schaffender Geist Neues, Großes, Ewiges beginnen.

Und doch zuckte Ludwig innerlich zusammen, und durch seinen Geist zog ein grauer, häßlicher Schatten. Der Gedanke, daß der Orient die Wiege der gewaltigsten Religionen sey, hatte ihn wie ein heimlicher Dieb überfallen und er erbebte vor diesem feindlichen Angriff seiner eigenen, unbewachten Seele. Wie konnte er zu diesem, seinem bisherigen Streben doch so ganz fern liegenden Gedanken kommen? Es war ihm ja niemals eingefallen, in die Fußstapfen eines Zoroaster, Moses, Christus oder Mohammed treten zu wollen. Was er erstreben wollte, war ja gerade das Gegentheil. Ihm lag Alles daran, die Menschen von den abschwächenden Einwirkungen religiöser Schwärmerei zu befreien. Nicht binden, lösen wollte er die Geister, daß sie fessellos sich in unbestrittenen Besitz der ganzen Welt setzen möchten.

Der Sohn des gläubigen und glaubensstarken Geistlichen versank von nun an in der Einsamkeit seines Kerkers in bedenkliches Grübeln. Alles, was sein Vater ihm in der letzten Unterredung vorgehalten hatte, trat immer wieder vor seine Seele, so oft er es auch abwehrte. Halb wider Willen, halb mit Angst wiederholte sich Ludwig die Bemerkungen und Behauptungen seines Vaters. Beistimmen konnte und wollte er nicht, und doch mußte er immer wieder auf sie zurückkommen. Wie ein Geisterheer schwärmten sie um ihn, peinigten ihn am Tage und belauschten ihn Nachts im Traume. Er bot alle Kraft auf, diese quälerische Gesellschaft zu verscheuchen, aber er fand kein Wort, das sie bannte. Gleich ungerathenen Kindern seines eigenen Denkens stürmten sie auf den Geist ein, der ihnen das Leben gegeben hatte, und brachten ihm zahllose Wunden bei, aus denen langsam, aber ohne Aufhören ihm die Kraft des Denkens entrann.

Der Gefangenwärter fand den Mann, der früher so trotzig einherging und ihn kaum eines Blickes würdigte, jetzt immer regungslos am Tische sitzend, bald schreibend, bald rechnend, am häufigsten müssig gerade vor sich hinstarrend. Seine Fragen wurden kurz, oft gar nicht beantwortet. Auch verlor Ludwig allen Appetit. Es schien zuletzt, wie die Haft zu Ende ging, als bedürfe er fast gar keiner Speise mehr. Er ward immer stiller, hagerer, bleicher, und wie er sichtlich abmagerte, so ergraute auch sein Haar von Tag zu Tag mehr.

Eines Tages ließ der mitleidige Aufseher eine Aeußerung fallen, die auf diese Veränderung sich bezog. Da sah Ludwig starr auf und richtete ein paar seltsam funkelnde Augen auf den Wärter. — Dann nickte er und sagte: „Die Gedanken sind böse Gäste, sie fressen Alles kahl. Wie ein Heuschreckenheer haben sie alle Felder und Gärten, die in meinem Kopfe grünten und blühten, abgefressen. Nun stehen sie dürr und lautlos da, und der Reif fällt. Ich fühle, es wird kalt, immer kälter. Geht die Sonne vollends unter, so bricht der Winter herein."

Er schlug die Augen nieder und bedeckte sie mit seiner knöchernen Hand. Den Gefangenwärter überlief es eisig kalt. Er hielt es für Pflicht, die Behörde von dem auffallenden Zustande des Gefangenen zu benachrichtigen. So erhielten auch Ludwigs Vater und Adelgunde Kunde davon.

Die Strafhaft war bis auf wenige Tage abgelaufen, da erschien abermals Pastor Edel mit Adelgunde. Dießmal traten Beide zugleich in die Zelle des Gefangenen. Ludwig erkannte sie, empfing sie aber völlig gleichgültig.

„Bald bist du frei, mein Sohn," sagte der Prediger, „dann kehrst du zuerst zurück in das Haus deines Vaters, und dort beginnst du ein neues, schöneres Leben."

„Es gibt kein Leben," versetzte Ludwig, „schon lange ist Alles dem Tode verfallen."

„Das sind frevelhafte Worte."

„Frevelhafte — Worte?"

Ludwig strich sich über die Stirn, als tauche eine Erinnerung in ihm auf. „Frevel — des Gedankens?"

Er schwieg, sah dann wieder starr vor sich hin und setzte kopfschüttelnd hinzu: „Gibt keine Gedanken mehr — Alles leer — Alles todt!"

Adelgunde faltete die Hände unter Thränen. „O Gott, Vater!" sprach sie, „ich fürchte —"

„Laßt uns beten, daß wir nicht in Anfechtung fallen!" unterbrach der greise Prediger die Trauernde.

„Beten? — glauben?" fiel Ludwig ein, und schlug dann ein seelenloses Gelächter auf, indem er mit beiden Händen seinen Kopf betastete und den geisterbleichen, graubehaarten Schädel heftig hin und her bewegte. „Alles leer — Alles todt!" fügte er tonlos hinzu und verfiel abermals in ein geisterhaftes Hinstarren.

In diesem Zustande verblieb der Unglückliche. Als ihm gemeldet ward, daß er jetzt frei sey, ließ er sich willenlos fortführen. Ohne ein Wort zu sprechen, ohne einen Laut der Freude trat er bei seinem Vater ein. Er lächelte spitz, mit einem Anflug äußerer Schalkhaftigkeit. Er gab zu verstehen, daß er die Personen, die um ihn waren, wohl kenne, aber er sprach mit Niemand. „Leer — todt — kalt!" waren die einzigen Worte, die über seine Lippen gingen. Die Gedanken, mit und durch welche er

gefrevelt, hatten sein Denkvermögen zerstört. Wahnsinnig ward Ludwig nicht, er ward nur blödsinnig. Ein Jahr vegetirte er so, grau, farblos, wie ein wandelndes Gespenst. Man konnte ihn den Leichenstein des getödteten Gedankens nennen. Dann starb er still, und in der Stille, nur von Wenigen zur Gruft geleitet, unter dem Segenswort des Vaters, ward er auch begraben.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

Doch der Stolz der Gräfin war plötzlich durch dieses Geständniß wieder erweckt worden, und sie fragte mit ernster Miene: „Und wer ist diese Georgine? Ich will hoffen, daß sie unserem Range gleich, oder doch wenigstens nahe steht."

„Nein, meine theure Mutter, ich will Sie nicht täuschen;" entgegnete Stanislaus offen. „Ihr Name erfreut sich keines aristokratischen Glanzes, ja, sie gehört sogar einem Stande an, welchem das Vorurtheil noch immer kein Recht verleihen will, einen Ehrenplatz in der gebildeten Gesellschaft einzunehmen. Sie ist Künstlerin, und empfing die Weihe durch Beruf und Talent. Ich weiß, Sie haben sie selbst mehrmals auf der Bühne gesehen und bewundert, wo sie durch ihren wahren Kunsteifer, durch ihre hinreißende Anmuth, durch die Tiefe und den richtigen Ausdruck des Gefühls, seit länger als einem Jahre die Herzen Aller bezaubert. Aber auch ihr sittlicher Ruf ist tadellos und bei dem reinen Glanze der Morgensonne, der uns hier begrüßt, schwöre ich es Ihnen heilig, daß unsere Liebe rein und fleckenlos geblieben. Deßhalb darf ich Ihnen dieselbe auch eingestehen, Mutter, ohne zu erröthen, und ich bin überzeugt, wenn Sie sie kennen lernten, Sie würden sie auch lieben; denn sie ist so kindlich schuldlos, so rein und edel in allen Gefühlen und Gedanken, daß man sich unwillkürlich zu ihr hingezogen und sich wie mit ehernen Banden an sie gefesselt fühlt."

„Und welche Hoffnungen baust Du auf diese Liebe?" fragte die Gräfin jetzt weniger kalt und finster.

„O, Mutter!" erwiderte Stanislaus. „Würde diese Frage aus fremdem Munde an mich gerichtet, würde ich sie für Spott halten. Welche Hoffnung darf ich überhaupt noch nähren? Zwingt mich nicht mein Loos, allen zarteren Banden zu entsagen, die mich an die Menschheit knüpften, denn in wenigen Stunden werde ich nichts mehr seyn, als ein willenloser Mensch? Ich habe entsagt! Ich habe Georgine gesehen, sobald ich den Kerker verließ, und habe sie ihres Liebesschwurs entbunden, den sie mir geleistet. Wir sind getrennt und werden uns wahrscheinlich niemals wiedersehen. Doch wünschte ich, theure Mutter, daß Sie die letzte Bitte Ihres scheidenden Sohnes nicht versagen möchten. Lernen Sie Georginen kennen und wenn sie, woran ich nicht zweifle, Ihr Herz gewinnt, so ziehen Sie sie näher an sich, sie wird den Beruf, den sie erwählt hat, gern aufgeben, denn sie ist des Ruhmes, den sie auf ihrer künstlerischen Laufbahn erworben, schon müde und durch ihr Alleinstehen in der Welt sieht sie sich den Gefahren ihres Standes um so mehr ausgesetzt. Wie schmerzlich haben Sie mir oft vertraut, daß Sie einer Tochter entbehren. Sie besitzt alle Eigenschaften, die Ihnen an einer Tochter wünschenswerth erscheinen würden, und wenn ich nicht zurückkehren sollte, könnten Sie Niemand finden, der würdiger wäre, meinen Platz in Ihrem Herzen einzunehmen."

Er hatte die letzten Worte mit weicher Stimme gesprochen, welche eine tiefe Rührung verrieth, die sich auch seiner Mutter mitgetheilt zu haben schien, die ihm, ihren aristokratischen Stolz bekämpfend, die Versicherung gab: sie werde den ersten Schritt der Annäherung an Georginen thun und wenn sie dieselbe geneigt finde, ihrer gegenwärtigen Laufbahn zu entsagen, so werde sie sie näher an sich zu fesseln und ihre Zukunft sicher zu stellen suchen. Stanislaus aber sprach seinen Dank in glühenden Worten dafür aus, denn er wußte, daß nur die gränzenlose Liebe, welche seine Mutter für ihn hegte, ihr die Kraft verliehen, die Gewährung einer Bitte auszusprechen, durch welche sie nicht allein mit ihren eigenen, jahrelang festgehaltenen Grundsätzen, sondern auch mit der Meinung der Welt in Widerspruch gerieth.

Wenige Stunden später erfolgte die Trennung zwischen Beiden. Sie war unbeschreiblich schmerzlich, doch wußten Mutter und Sohn eine würdige Fassung zu behaupten, und lag auch die Hoffnung des Wiedersehens nur ungewiß in dunkler Ferne, ihre Herzen klammerten sich doch an diese Hoffnung fest.

Stanislaus begab sich mit seinem Bruder und dem alten Dominik nach dem Rekrutirungs-Bureau, um sich dort zum Kriegsdienste zu stellen und sich in das russische Heer einreihen zu lassen. Der Gouverneur des Gefängnisses hatte ihn bereits angemeldet, mit dem Bemerken, daß seine Einstellung auf kaiserlichen Befehl in Folge einer Strafumwandlung seiner Verbannung nach Sibirien geschehe. Die Beamten des Bureaus, größtentheils aus Russen bestehend, glaubten deßhalb auch in dem jungen Grafen nur den Verbrecher erblicken zu dürfen, dem man den Militärdienst als Strafe auferlegt hatte,

weßhalb sie ihn auch wie jeden andern Rekruten aus den niedrigsten Volksklassen behandelten und ihm auch keine Einzige, der bei der Aufnahme in das Heer üblichen und zum Theil sehr widerwärtigen, Prozeduren erließen. Er wurde gemessen, mußte sich der ärztlichen Untersuchung unterwerfen, sein schönes, langes Haar wurde ihm kurz abgeschnitten, einfach unter dem Namen Stanislaus Krasinski, mit Hinweglassung seines gräflichen Titels, wurde er in die Listen eingetragen und sodann einem Korporal übergeben, der ihn in ein Wachtlokal zu einem andern Trupp Rekruten vorläufig einsperrte. Mit einer wahrhaft stoischen Selbstbeherrschung hatte der junge Mann dieß Alles erduldet, denn er hatte weder Theilnahme, noch eine Behandlung, wie er sie seinem Range gemäß hätte beanspruchen können, erwartet. Der Abschied von seinem Bruder war, trotz der Entfremdung, welche zwischen Beiden herrschte, von seiner Seite herzlich, wurde aber von Kasimir nur kalt erwidert, der ihn wahrscheinlich nur deßhalb begleitet hatte, um ihn der Militärbehörde zu überliefern und sich dadurch von der Bürgschaft, die er für ihn geleistet, zu befreien. Als er den Unglücklichen verließ, begab er sich in eines der ersten Kaffeehäuser, wo viele höhere Offiziere verkehrten, und spielte eine Partie Billard mit derselben Laune, als ob seine Familie auch nicht das geringste Leid betroffen hätte.

Der alte Dominik, welcher sich an demselben Morgen freiwillig zum Wiedereintritte in das Heer meldete, ohne jedoch den Beweggrund, der ihn dazu veranlaßt hatte, zu verrathen, oder auch nur seine Beziehungen zu der gräflichen Familie in Erwähnung zu bringen, fand die bereitwilligste Aufnahme; denn sein alter Kompagniechef, unter dem er eine lange Reihe von Jahren gedient, saß zufällig in der Rekrutirungs-Kommission und erinnerte sich seiner mit freundlicher Anerkennung. Auch hatte er die ehrenvollsten Atteste aufzuweisen, und da sich bereits ein Mangel an alten, gedienten Unteroffizieren in der Armee fühlbar gemacht hatte, so wurde er auch ohne Weiteres in demselben Grade, mit welchem er verabschiedet war, wieder angestellt. Der alte Mann empfand auch darüber eine wahrhaft innige Freude, doch hatte er es zur ausdrücklichen Bedingung gestellt, daß er auf dem Kriegsschauplatz verwendet werden wollte, was man ihm für patriotische Gesinnung auslegte, obgleich er dabei nur den Wunsch im Auge hatte, in der Nähe des jungen Grafen zu bleiben, der, wie er bereits erfahren, mit allen übrigen Rekruten zur Verstärkung der Armee nach der Krim ungesäumt geschickt werden würde.

Ungefähr um die Mittagszeit wurde Stanislaus mit den übrigen Dienstpflichtigen in eine Kaserne transportirt, wo ihnen angekündigt wurde, daß sie schon am nächsten Morgen den Marsch nach der Krim anzutreten hätten. Von diesem Augenblicke an wurden sie gleichsam als Gefangene behandelt. Sie durften die Kaserne nicht mehr verlassen und obgleich man ihnen vergönnte, sich in einem Hofraume bis zum Eintritte der Dämmerung frei zu bewegen, wurden sie doch scharf bewacht.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Ueber den günstigen Einfluß von Lord Palmerston's sogenanntem Rauchvertilgungsgesetz (wodurch jede Fabrik in London verpflichtet ist, durch angebrachte Vorkehrungen ihren eignen Rauch zu verzehren) auf das Klima der englischen Hauptstadt und namentlich auf das Pflanzenreich berichten Londoner Blätter, daß in diesem Jahre die Rosen in den Temple gardens, in der Mitte der inneren Stadt belegen, Tausende von Blumen entfaltet haben, wo sie früher keine Hunderte lieferten, während die Gesträuche selbst gesund und kräftig aussehen, in früheren Jahren dagegen kümmerlich verkrüppelt und von Kohlenrauch und Staub ganz geschwärzt waren. Wer früher in London war, erinnert sich gewiß der Reihe hoher, dicken Rauch ausströmender Essen der an den Themse-Ufern befindlichen zahlreichen Fabriken jeder Art. Da diese nicht mehr rauchen, so haben sie das Ansehen in der Ferne, als wären die Fabriken eingestellt, in Wirklichkeit aber waren sie nie in größerem Schwunge als eben jetzt. Die erwähnte Parlamentsakte erstreckt sich sogar auf die zahlreichen kleinen eisernen Dampfschiffe, die von einer Brücke zur andern Passagiere für ein und zwei Pence nehmen.

Ein Herr Amos in Bayreuth will jetzt eine Erfindung gemacht haben, welche die Dampfkraft aus dem Felde schlägt. Es soll ihm nämlich die Konstruktion eines sich selbst bewegenden, kraftäußernden, mechanischen Rades gelungen seyn. Um zum Aufbau eines (Probe-) Rades von etwa doppelter Pferdekraft die benöthigten Mittel aufzubringen, beabsichtigt der Erfinder 300 Aktien à 10 fl. ausgegeben. Wenn das Rad nach Jahresfrist seine Anwendbarkeit erwiesen haben wird, wird dann jede solche Aktie mit 50 fl. baar eingelöst.

Die Hamburger haben bei der Anwesenheit des russischen Kaiserpaares die ganze Alster mit beleuchteten Flößen bedeckt. Der Czar soll geäußert haben, es sey ihm hiermit eine große Liebe zu der hamburgischen Republik eingeflößt worden.

Redakteur: Gustav Reffert.
Druck und Verlag der Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 164 Samstag, 11. Juli 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

Auch den jungen Grafen hatte es aus den dumpfen Räumen des Gebäudes hinausgetrieben, um so lange als möglich die frische Abendluft im Freien zu schöpfen, die er schon so lange hatte entbehren müssen. Unter allen den Kameraden, mit welchen ihn das Schicksal zusammengekettet, schien auch nicht ein Einziger zu seyn, der einen Bildungsgrad verrathen, welcher ihn hätte anziehen können. Es waren größtentheils junge Leute aus den niedrigsten Volksklassen, welche auf rohe Weise ihr jetziges Loos zu vergessen suchten, indem sie sich in verschiedenen Gruppen auf den sandigen Boden lagerten und mit schmutzigen Karten um Branntwein spielten, den sie aus der Marketenderei beziehen durften. Deßhalb hielt er sich auch zurück von ihnen und ging in geraumer Entfernung, an einer Mauer entlang, mit verschränkten Armen, und in tiefes Sinnen verloren, auf und nieder.

Ein junger Mann, welcher erst vor wenigen Minuten in den Hof gekommen war, bemerkte ihn, schien bei seinem Anblicke seinen Augen kaum zu trauen und näherte sich ihm ganz erstaunt, indem er ihm zurief: „Seh' ich recht? Graf von Krasinski, wie kommen Sie hierher? Ich fürchtete, Sie wären längst schon nach Sibirien abgeführt."

Stanislaus blickte auf und ein Strahl der Freude klärte sein finsteres Antlitz auf, als er den jungen Mann erblickte. Vertraulich streckte er ihm die Hand entgegen und erwiderte mit freudigwehmüthigem Ausdrucke: „Es thut meinem Herzen wohl, Sie noch einmal zu sehen, lieber Doktor." Er theilte ihm hierauf Alles mit, was ihm seit vergangener Nacht geschehen war, und daß er im Begriffe stehe, als gemeiner Soldat nach dem Kriegsschauplatz abzugehen. Aber auch der Andere nahm die Mittheilung mit froher Bewegung auf und rief überrascht: „Also auch begnadigt zum Militärstrafdienste, und wahrlich! es ist eine der härtesten Strafen, welche die russischen Gewalthaber nur ersinnen konnten. Doch von zwei Uebeln soll man ja das kleinste wählen, und die Verbannung nach Sibirien scheint mir doch noch schlimmer. Deßhalb habe ich mich auch in ähnlicher Weise entschlossen, die mir gebotene Umwandlung meines Urtheils anzunehmen. Man leidet, wie es scheint, großen Mangel an Aerzten bei der Armee, deßhalb wurde auch mir diese Begnadigung geboten, unter der Bedingung, daß ich während der Dauer des Krieges als Militärarzt Dienste leistete. Was sollte ich thun? In Sibirien Zobel fangen oder in den Bergwerken arbeiten und mich meinem schönen Berufe, unter dem harten Joche eines Verbannten, gänzlich entfremden? Nein, ich muß der Menschheit nützen und warum soll ich die armen, verwundeten Polen und Russen nicht eben so gerne zu heilen suchen, als wären es deutsche Brüder. Der Arzt muß Weltbürger seyn, er muß in jedem Leidenden nur den Menschen, nicht aber den nationalen Feind oder Freund sehen. Deßhalb habe ich den Vorschlag angenommen und freue mich jetzt doppelt darüber, da es mir wenigstens eine Zeitlang gestattet seyn wird, in Ihrer Nähe zu bleiben, denn ich gehe morgen gleichfalls mit dem Rekrutentransporte nach der Krim ab." —

Es hatte sich schon seit längerer Zeit ein Verhältniß zwischen den beiden jungen Männern gebildet, welches auf festern und innigern Banden beruhete, als eine vorübergehende Bekanntschaft im gesellschaftlichen Leben. Obgleich in Deutschland geboren, war doch der Doktor Heiter durch seine Mutter, welche aus Warschau stammte, schon von Kindheit an für die polnische Unabhängigkeit begeistert worden und hatte sich immer lebhafter zu der polnischen Nation hingezogen gefühlt, je drückender das Loos wurde, das man ihr auferlegte. So war er auch nach Warschau gekommen, anfangs nur in der Absicht, einige Zeit bei den Verwandten seiner Mutter zu verleben; doch war er später, eben durch diese freundlichen Familienbande, veranlaßt worden, sich in der alten Polen-Residenz gänzlich als Arzt niederzulassen. Das Glück begünstigte ihn dabei, denn in kurzer Zeit hatte er sich einen bedeutenden und reichlich lohnenden Wirkungskreis gebildet, der

ihn auch in das Haus der Gräfin Krasinski führte. Hier lernte er den jungen Grafen Stanislaus kennen und Beide näherten sich einander ungemein schnell, denn nicht allein ihre politischen Grundsätze und Bestrebungen, sondern auch die edlen Gefühle ihrer Herzen harmonirten mit einander. So sah sich der junge Arzt auch bald, fast unwillkürlich, mit in die Verschwörung verwickelt und wurde nach Entdeckung derselben, auch mit den übrigen Theilnehmern zur Verbannung nach Sibirien verurtheilt.

Stanislaus war hoch erfreut über die Mittheilung, die ihm der Freund — denn er durfte ihn wohl so nennen, — gemacht hatte, und konnte sich nicht enthalten, es als eine Gunst des Schicksals zu preisen, daß es ihnen vergönnte, ihr neues, hartes Loos zusammen zu ertragen. Sie plauderten auch noch eine geraume Zeit vertraulich mit einander, bis sie durch die Dazwischenkunft eines alten Unteroffiziers gestört wurden, der sich, wie absichtlos an ihnen vorübergehend, zu ihnen gesellte und in dem sie den alten Dominik erkannten. Dieser hatte sich, gleich nach seiner Einzeichnung in die Listen, nach der Montirungskammer verfügt und sich vollständig einkleiden und bewaffnen lassen, worauf er dem Kommando, welches mit dem Rekruten-Transport nach der Krim beauftragt worden war, zur Verfügung gestellt und nach der Kaserne gesendet wurde, wo die Neuausgehobenen lagen. Bei dem Kommando fand er eine willkommene Aufnahme, wurde sogleich zum Dienste beordert, und zum Zugführer einer kleinen Abtheilung Rekruten ernannt. Nachdem ihm dieß Alles gelungen war, konnte er sich nicht enthalten, seinen jungen Herrn aufzusuchen und ihm mitzutheilen: daß sich Alles nach seinen Wünschen gestaltet habe, und daß er jetzt Alles aufbieten werde, die beiden Freunde in seinen Zug zu bringen, damit er sie auf dem langwierigen Marsche vor roher Behandlung schützen, ihnen auch wohl durch kleine Bequemlichkeiten die Strapatzen erleichtern könne. Doch, nachdem er ihnen dieß flüchtig und mit einer Geberde, als ob er seinen Untergebenen eine Weisung zu ertheilen hätte, vertraut hatte, zog er sich eilig wieder von ihnen zurück, um keinen Verdacht zu erregen, denn auch in der Kaserne wimmelte es von Spionen und Aufpassern.

Am andern Morgen noch vor Tagesanbruch begann der Marsch, welcher von Polen aus durch Volhynien, Podolien, Bessarabien nach der Krim fortgesetzt werden sollte, und zwar in größter Eile, größtentheils auf Transportwagen, um die Armee in Taurien nur so schnell als möglich zu verstärken.

Dem alten Unteroffizier Dominik war es wirklich gelungen, den Grafen Stanislaus und den jungen Doktor seinem Zuge zugetheilt zu sehen, und er bewies ihnen, so viel er nur irgend unbemerkt konnte, seine innigste Theilnahme.

Auch an demselben Morgen, an welchem sein unglücklicher Bruder, unter so drückenden Verhältnissen den drohendsten Gefahren entgegen gehend, seine Vaterstadt verließ, belustigte sich der Graf Kasimir Krasinski, in dem nur der eleganten Welt geöffneten, Kaffeehause mit Billardspiel. Der wahrhaft glänzend dekorirte Salon war ziemlich angefüllt, und zwar größtentheils von Offizieren, welche hier die Paradezeit erwarteten. Trotzdem aber schien eine schwüle Stille unter den Anwesenden zu herrschen. Es waren neue Nachrichten vom Kriegsschauplatze eingelaufen und immer wieder lauteten sie ungünstig. Der für die russischen Waffen gänzlich mißglückte Feldzug in der Moldau und Walachei, die unter so empfindlichen Verlusten aufgehobene Belagerung von Silistria, hatten auch in Warschau, ungeachtet der äußersten Beschränkung der Presse und der irreleitenden Bülletins, kein Geheimniß bleiben können. Was man im lächerlichsten Uebermuthe für ganz unmöglich gehalten hatte, war doch nun wirklich geschehen.

Nur flüsternd wurden hier und da Mittheilungen und Bemerkungen über die neuesten politischen Ereignisse ausgetauscht, und von allen Anwesenden wagte es der junge Fürst Feodor Trubetzkoi ganz allein, seine Befürchtungen laut auszusprechen, daß der Kampf ein unheilvolles Ende nehmen würde, und dabei dessen Beweggründe zu mißbilligen. Der Fürst gehörte zu jenen russischen Kavalieren, welche sich im Auslande, besonders in Deutschland und Frankreich, einen höhern Grad seiner Bildung erworben haben, als ihnen gewöhnlich in ihrem eignen Vaterlande zu Theil wird. Mit einem liebenswürdigen Benehmen, verband er einen gewissen Freimuth und ein auf freisinnige Anschauungen gegründetes Urtheil. Er scheute sich nicht, selbst die strengen Maßregeln, welche man gegen Polen anwendete, laut zu mißbilligen und zog sich dadurch manchen empfindlichen Verweis von seinen Vorgesetzten zu; denn er diente als Premierlieutenant in einem Garderegimente, auf Befehl seines Vaters. Doch war es gerade diese Stellung, die ihn am meisten anwiderte.

(Fortsetzung folgt.)

Vergiftungsprozeß in Glasgow.

In Glasgow hat am 30. Juni ein Vergiftungs-Prozeß begonnen (siehe die gestrige Numer der Zeitung), auf dessen Ausgang man auf das Höchste gespannt ist. Ein junges, schönes Mädchen aus einer angesehenen Familie daselbst, Madeleine

Smith, ist angeklagt, ihrem Geliebten, einem Franzosen, Namens Emilie l'Angelier, der in einem Glasgower Handlungshause diente, zu verschiedenen Malen Arsenik beigebracht zu haben.

Zweimal war der Mordversuch mißlungen; am 23. März aber war l'Angelier unter großen Schmerzen und mit allen Symptomen von Arsenikvergiftung gestorben. Der Verdacht absichtlichen Mordes fiel bald auf das genannte Mädchen, das während der Voruntersuchung jedoch eine ganz merkwürdige Ruhe an den Tag gelegt hat, und sich auch am ersten Tage des Prozesses so würdig und gemessen benahm, daß Viele, die sie sahen, an der Möglichkeit einer Schuld bei diesem Geschöpfe zu zweifeln anfingen.

Die Klage wird von der Krone geleitet, die in diesem Prozesse durch den Lord Advokaten, den Sollizitor General, den Vize-Advokaten Hrn. Makenzie und den Kron-Agenten Hrn. Brodie vertreten ist. Die Vertheidigung ist in den Händen des Fakultätsdekans John Inglis und der Herren Young, Moncrieff, Ranken, Walker, Johnstone, Forbes und Wilkie.

Der Saal war bei seiner Eröffnung rasch gefüllt; die Angeklagte trat sicheren Schrittes, in Begleitung ihres Kammermädchens, ein. Sie war einfach, aber elegant gekleidet, trug ein braunes Seidenkleid mit schwarzer Mantille, einen Strohhut mit weißem Band und schwarzem Schleier und in der Hand ein Riechfläschchen, von dem sie jedoch während des ganzen langen Verhöres keinen Gebrauch machte. Sie ist von zarter Gestalt, lebhaft und fein in ihren Bewegungen, im Ganzen eine sehr einnehmende Erscheinung.

Nachdem sie auf die Anklage wegen zweimal versuchten und zuletzt wirklich vollbrachten Mordes fest und bescheiden mit „Nichtschuldig" geantwortet hatte, begann das Zeugenverhör. Zuerst wurde Anna Duthie vernommen, eine Frau, in deren Hause der Verstorbene längere Zeit bis zu seinem plötzlichen Tode gewohnt hatte. Sie sagte der Hauptsache nach Folgendes aus: l'Angelier war kein Säufer, aber er blieb zuweilen den größten Theil der Nacht vom Hause weg, zu dem er sich dann den Schlüssel von ihr borgte. Bis letzten Januar war er immer wohl gewesen. Gegen Mitte Februar kam er einmal spät nach Hause, er fühlte sich unwohl, klagte über Kälte und heftige Schmerzen und erbrach eine große Masse zäher, dicker, grünlicher Substanz. Des Morgens, als ihm wohler war und er ausgehen konnte, holte er sich auf den Rath der Zeugin bei einem Arzte Rath, der ihm Arznei verordnete, die er auch nahm. Er genas, hat sich aber von diesem Anfalle nie ganz erholen können. Von einem ähnlichen, wenn auch nicht so heftigen, wurde er später — es war an einem Montage — befallen, als er gleichfalls spät nach Hause gekommen war. Dr. Thomson, der herbeigerufen wurde, gab ihm Pulver; der Kranke hatte aber kein Zutrauen in deren Wirkungskraft. L'Angelier erhielt viele Briefe, die Zeugin weiß jedoch nicht, von wem und ob von einer Dame. Doch äußerte er sich gegen sie in bestimmter Weise, daß er im März zu heirathen denke. Am 19. März verabschiedete er sich für mehrere Tage, um nach Bridge of Allan (an der Seeküste) zu gehen, und bat, daß für ihn ankommende Briefe seinem Kollegen Thuot ausgeliefert werden mögen, der sie ihm schicken werde. Dieß geschah mit einem Briefe, der während seiner Abwesenheit eintraf, und in Folge dieses Briefes, den er in Bridge of Allan erhielt, war er, wie er der Zeugin später sagte, veranlaßt worden, nach Glasgow zurückzukommen. Der kleine Ausflug, versicherte er, habe ihm wohl gethan. Den selbigen Abend borgte er wieder den Hausschlüssel; als er aber gegen halb 5 Uhr Morgens heim kam, hatte er wieder einen Anfall, wie die früheren. Um 5 Uhr wurde Dr. Steven geweckt, der 25 Tropfen Laudanum und Senfpflaster verordnete, selbst aber erst um 7 Uhr kam und wieder Arzenei verordnete. Der Kranke litt große Schmerzen, um 9 Uhr bat er nach einer Miß Perry zu schicken, die er sprechen wolle, mittlerweile hoffe er vielleicht 5 Minuten schlafen zu können.

Miß Perry kam, und mit ihr wieder der Arzt, um nach dem Kranken zu sehen. Der war aber schon todt. Gleichzeitig war auch Hr. Stevenson, ein Kollege l'Angelier's, ins Haus gekommen, den die Zeugin ersuchte, des Verstorbenen Hinterlassenschaft in Verwahrung zu nehmen. Das geschah. In einer des Verstorbenen Taschen stack ein Brief (derselbe, der ihm nachgeschickt worden war). Stevenson las ihn und sagte: „Das erklärt Alles." (Er meinte damit, weßhalb l'Angelier so rasch nach Glasgow zurückkam.) Miß Perry schluchzte gewaltig am Bette des Todten und küßte ihn wiederholt auf die Stirne. Zeuge Stevenson hatte die ihm anvertraute Verlassenschaft nach Hause genommen und theilweise in l'Angelier's Bureautisch verwahrt. Der Brief, von dem oben die Rede gewesen, befindet sich darunter; er ist von der Angeklagten und enthält eine, in überflüssigen Liebesausdrücken abgefaßte Aufforderung an den Geliebten, in derselben Weise wie sonst, zu ihr zu kommen. Auch ein Tagebuch des Verstorbenen befindet sich unter seinen Papieren, dem in diesem Prozesse eine wichtige Rolle vorenthalten zu seyn scheint, doch entschied der Gerichtshof nach viertelstündiger Berathung, daß dessen Inhalt einstweilen noch nicht verlesen werden solle.

Stevenson hatte ferner ausgesagt, daß er 250 bis 300 Briefe unter den Sachen l'Angelier's gefunden habe, darunter mehr von Miß Perry als

von Miß Smith. Es waren die beiden Ärzte Thompson und Steven vernommen worden. Sie hatten die Leiche untersucht und die Erklärung abgegeben, daß der Tod in Folge einer Vergiftung, möglicherweise aber auch einer Entzündung der Eingeweide hätte eingetreten seyn können. Professor Penny von Glasgow, der den Magen untersucht hatte, fand in demselben ungefähr 88 Gran Arsenik und Arsenik auch in andern Körpertheilen. Sonst war bei dem Verstorbenen nur ein halbgeleertes Fläschchen mit Arsenik gefunden worden, welches, selbst ganz voll, nicht zu einer wirksamen Vergiftung hingereicht haben würde. Daß je eine so große Menge Arsenik, wie in diesem Falle, unwillkürlich genommen worden sey (abgesehen von der erbrochenen Masse), ist nach des Zeugen Dafürhalten so leicht nicht vorgekommen. Professor Christison von Edinburg hat das im Magen vorgefundene weiße Pulver als Arsenikoxyd erkannt. Auguste Vauvente de Mean, Sekretär des französischen Konsuls in Glasgow, sagt aus, daß er das Verhältniß l'Angelier's zu Miß Smith gekannt habe. Wenige Wochen vor des Genannten Tod habe er (der Sekretär) ihm gesagt, es heiße, Miß Smith werde einen Andern heirathen, worauf l'Angelier erwiderte, er glaube es nicht und habe Papiere in Händen, mit denen er das Aufgebot verhindern könne. Miß Smith habe ihm gegenüber geläugnet, l'Angelier am Sonntag Abend (vor seinem letzten Anfall) gesehen zu haben. Sie erklärte, l'Angelier bestellt zu haben, um ihre Briefe von ihm zurück zu fordern. Zeuge erwähnt eines Gespräches mit l'Angelier aus früherer Zeit über die Möglichkeit, Arsenik ohne schlimme Folgen zu nehmen.

Mannigfaltigkeiten.

Man erzählt in Pesth folgende komische Geschichte: Ein dortiger Kaufmann besitze in Ofen ein kleines baufälliges Haus, für das er für 2—3000 fl. keinen Käufer finden konnte. Plötzlich erscheint bei ihm ein unbekannter Kapitalist und bietet für die alte Mausresidenz 6000 fl. Der Hausherr stutzt, der Kaufliebhaber bietet aber 7, 8 und bald 9000 fl. und Ersterer eilt nun selbst nach Ofen, um zu ermitteln, ob nicht vielleicht eine Goldgrube dort entdeckt worden sey. Er sieht — die neu errichteten Schaubühnen zur Grundsteinlegung des Stuhlweißenburg-Ofener Bahnhofes! Jetzt fordert der Glückliche, der also Nachbar des Ofener Bahnhofes werden soll, 30,000 fl., der Liebhaber will nur 28,500 fl. geben. Neue Verhandlungen, bis der Eigner nach einigen Tagen den Kapitalisten besucht und das Haus um 26,000 fl. anträgt. Nun wird auch der Kauflustige argwöhnisch, geht nach Ofen an Ort und Stelle und sieht da — die Tribüne ist wieder abgetragen, der Plan geändert, der Bahnhof kommt wo anders hin, und der Hausherr bietet seine Plage wieder um 2000 fl. vor wie nach der kauflustigen Welt an.

Welche glänzenden Geschäfte die Bierbrauer in Amerika machen, ist bekannt. Im vorigen Monat wurde in Newark ein Lagerbierfest von den Bierbrauern von New-York, Philadelphia, Newark, Hoboken u. s. w. veranstaltet, wobei das biertrinkende Publikum zu entscheiden hatte, welchem der ausgestellten Biere der Preis gebühre. Die Herren Glatz und Kübler erhielten die Prämie für das beste Bier. Wissen Sie aber, wie viel die HH. Preisrichter (das Publikum) für das Glas Bier zahlen mußten? Nicht weniger als 3 Schilling, dreimal mehr als gewöhnlich.

[Seltene Todesart.] In der Nähe von Bordeaux ging eine Bauersfrau unlängst fischen. Sie war ziemlich glücklich gewesen und stand bereits im Begriffe, sich zur Heimkehr zu rüsten, als ein kleines Fischchen sich an ihrer Angel fing. Um rascher fertig zu werden, nahm sie dasselbe zwischen die Zähne, um mit den Händen die Angel loszulösen. Dieß gelang ihr auch; gleichzeitig aber glitt ihr der Fisch in die Kehle, setzte sich dort mittelst seiner Schuppen fest, und so erstickte sie binnen Kurzem, trotz der rasch angewandten energischen Mittel, sie von dem Fische zu befreien.

[Die böhmische Krone.] Die „Pr. Ztg.“ veröffentlicht eine Beschreibung der böhmischen Kroninsignien von Herrn Fr. Bock. Die Königskrone hat nach dem Urtheil eines gewiegten Sachkenners einen reellen Werth von fast 200,000 fl. Der große Rubin, welcher auf der Spitze des Scepters eingefügt erscheint, hat allein einen Werth von 30,000 fl.

In San Franzisko besteht ein Temperanz-Gesetz, wonach alle Wirthschaften Punkt 12 Uhr geschlossen seyn müssen; die Wirthe befolgen das Gesetz buchstäblich, schließen mit dem Schlag 12 Uhr ihre Häuser, machen dieselben aber 5 Minuten nach 12 Uhr wieder auf.

* * *

Redakteur: Gustav Meffert.

Druck u. Verlag der Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 165 Montag, 13. Juli 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

Als er sich jetzt aber wieder in so tadelnder Weise gegen den Krieg aussprach, verstummte plötzlich Alles im Saale und selbst die Billardspieler hielten ein, als ob ein Blitzstrahl vor ihnen niedergeschlagen wäre. Doch das Haupt keck emporwerfend, schaute der junge Fürst sich in dem Kreise um, der ihm zunächst stand, und fuhr nur noch eifriger fort: „Nun was gibt's? Warum so still auf einmal? Wollt Ihr es denn niemals einsehen, daß dieß gerade der Fluch Rußlands ist, jedes freie Wort für ein Verbrechen zu halten und nur mit Furcht und Bestürzung anzuhören. Was ich hier sage, will ich dem Kaiser sagen, in seinem eigenen Palaste, eben weil ich ihn verehre als den größten, charakterfestesten Regenten Europa's. Aber auch der größte Herrscher kann irren, wenn er über die obwaltenden Verhältnisse falsch berichtet, über die Verwaltung seines Reiches getäuscht wird.

Doch weiter vermochte er nicht fortzufahren, denn sein alter Obrist, welcher ganz erstarrt, mit offenem Munde, seiner verwegenen Rede gelauscht hatte, sprang jetzt auf und gebot ihm als sein Vorgesetzter Stillschweigen. Der Fürst sah sich genöthigt, seinem Befehle Folge zu leisten, wollte er sich nicht eines schweren Subordinationsvergehens schuldig machen; doch konnte er sich nicht enthalten, seinen Unmuth wenigstens in seinen Mienen auszudrücken und mit finsterer Stirn warf er sich in einen Stuhl und ergriff ein Zeitungsblatt.

„Aber um des Himmelswillen!" rief Graf Kasimir Krasinski einem Husaren-Rittmeister zu, mit dem er seine Partie eben beendigt hatte; „ist denn unser Trubezkoi ganz von Sinnen? So habe ich ihn wahrhaftig nie sprechen hören, obgleich er immer die im Auslande eingesogenen, freisinnigen Ideen zur Schau trägt. Ueberhaupt scheint er mir seit einiger Zeit ganz umgewandelt zu seyn, denn er befindet sich in einer immerwährenden Aufregung."

„Und Sie wissen die Ursache nicht?" fragte der Rittmeister, geheimnißvoll lächelnd, und indem er ihn in eine entfernte Fensternische zog, fuhr er fort: „So hören Sie denn, was die Chronique scandaleuse sich erzählt. Der junge Fürst versicht nicht allein seine freisinnigen Grundsätze auf dem Felde der Politik, sondern auch in dem abgegränzten Gehege des gesellschaftlichen Lebens.

In demselben Augenblicke trat eine Ordonnanz in den Salon und fragte nach dem Fürsten Trubetzkoi. Man deutete ihm den Winkel an, wohin sich Jener zurückgezogen hatte und der Soldat schritt auf ihn zu und überreichte ihm ein versiegeltes Schreiben, worauf er sich wieder entfernte. Trubetzkoi erbrach es, las und seine krause Stirn verfinsterte sich immer mehr. Es war eine Ordre des Gouvernements, welche ihm sein Avancement zum Kompagniechef ankündigte, ihm jedoch zugleich auch befahl, sich ohne Säumen zu einem Regimente, welches in Sebastopol lag, zu begeben. Er zweifelte keinen Augenblick, daß er diese Verbannung aus Warschau — denn anders konnte er sein Avancement nicht nennen — nur allein dem Generale Tichernokoff, welcher eifersüchtig wegen seiner Gemahlin gegen ihn war, zu verdanken habe. Mit einem bittern Lächeln auf den Lippen schlug er das Schreiben zusammen, trat zu seinem Obrist, meldete demselben dienstmäßig den Inhalt der Ordre, die dieser schon zu kennen schien, und entfernte sich dann, die Anwesenden leichthin grüßend, um Vorbereitungen zu seiner schleunigen Abreise zu treffen. Denn in dem aufgeregten Zustande, in welchem er sich befand, erschien ihm die Versetzung nach dem Kriegsschauplatze fast als eine Wohlthat.

Bald darauf verließ auch Kasimir das Kaffeehaus, um sich eines Auftrags zu entledigen, der ihn in großes Erstaunen versetzt hatte. Seine Mutter hatte ihm nämlich an demselben Morgen die Weisung ertheilt, zu der Schauspielerin Georgine Dombrowska zu gehen und sie in ihrem Namen um ihren Besuch zu bitten, da sie ihre Bekanntschaft zu machen wünsche. — Fast schien ihm dieser Wunsch unbegreiflich; denn wenn er auch annahm, daß Stanislaus seiner Mutter die Leidenschaft, die

er für die schöne Georgine begte, entdeckt habe, so blieb es doch immer fast ein Wunder zu nennen, daß die Gräfin ihren Adelstolz so weit verläugnete, um den Wunsch zu hegen, die Geliebte ihres Sohnes, die nie seine Gattin werden konnte, weil sie nur eine Schauspielerin war, in ihr Hotel einzuladen, um sie kennen zu lernen. Indessen fand er sich selbst sehr geneigt dazu, jene Botschaft auszurichten; denn er gehörte zu den vielen zurückgewiesenen Anbetern der reizenden Aktrice. Daß sein Bruder ihr Erwählter war, hatte er nie geahnt; denn das Verhältniß der beiden Liebenden war außerordentlich geheim gehalten worden, und schon aus Neid und Mißgunst regte sich der eitle Wunsch in ihm, seines Bruders Stelle einzunehmen; denn er glaubte nicht an wahre Liebe und eben so wenig an die Reinheit eines Bündnisses zwischen einem jungen Grafen und einer Künstlerin. Deßhalb hatte er auch schon allerlei Verführungspläne ausgesonnen und die größte Sorgfalt auf seine Toilette verwendet, als er sich zu ihr begab. Doch bei seinem Eintritte in das kleine, freundliche Haus, kam ihm die Zofe Georginens mit rothgeweinten Augen entgegen und meldete ihm traurig auf seine Frage nach ihrer Herrin: daß diese bereits vor mehreren Stunden abgereist sey, ohne alle Begleitung. Um ihre geschwächte Gesundheit wieder herzustellen, hatte sie Urlaub genommen, und wollte sich, wie sie geäußert, nach einem süddeutschen Badeort begeben, den sie aber nicht genannt hatte.

Kasimir stand nun lange schweigend und vermochte die unangenehme Ueberraschung, die ihm die Nachricht bereitet hatte, nicht zu verbergen. Endlich aber warf er den Kopf stolz in den Nacken, suchte die getäuschte Hoffnung unter einem höhnischen Lächeln zu verbergen und dann entfernte er sich, leise vor sich hin murmelnd: »Eine Badereise — um diese frühe Jahreszeit? Das klingt sehr verdächtig! Vielleicht waren die Umstände, die sie dazu veranlaßten, mehr interessant, als krankhaft.« Und rasch begab er sich in das Kaffeehaus zurück, um dort seine hähmische Lästerung zu verbreiten.

Mehrere Monate waren vergangen und der Herbst meldete sich bereits mit seinen rauhen Stürmen. Doch im südlichen Theile Rußlands, besonders auf der taurischen Halbinsel, Krim genannt, schien der Sommer sich den Herrscherstab noch nicht entreißen lassen zu wollen; denn er waltete noch mild und sendete seine warmen Sonnenstrahlen über Land und Meer.

(Fortsetzung folgt.)

Die chinesische Streitmacht.

Die »Gazette militaire de Québec« enthält nachfolgende Details über die militärischen Hülfsquellen China's:

»Nach dem Almanach von Peking würde die Zahl der vom Kaiser unterhaltenen Truppen 1,232,000 Mann erreichen, welche im Innern des Reiches kasernirt oder zerstreut sind. Keiner der Männer jedoch, welche sich einigermassen mit den Angelegenheiten des himmlischen Reiches bekannt machen konnten, nahm diese offiziellen Angaben für wahr an; namentlich ließ es sich Hr. Timkowski während seiner Mission in Peking im Jahre 1821 angelegen seyn, den wirklichen Stand der chinesischen Armee zu erfahren, den er auf 740,900 Mann schätzt. Der gelehrte Missionär Huc aber, welcher eines der besten vorhandenen Werke über China schrieb, ist der Ansicht, daß man die Angaben des Hrn. Timkowski noch um ⅔ reduziren müsse, wenn man die wahre Anzahl der Soldaten, d. h. der Männer, welche dem Waffenhandwerk obliegen, erfahren wolle. Die Kenntniß der Organisation der chinesischen Armee führt zu einer Vereinbarung der beiden Angaben und bietet die Grundlage zu einer ziemlich verlässigen Berechnung der Streitkräfte des himmlischen Reiches. Drei Elemente, die sich durch Race, durch Sitten und gegenseitige Abneigung trennen, bilden die chinesische Armee. Die Mongolen und die Mantschus bilden die zwei ersten, das fremde Element; die Chinesen das dritte, eigentlich nationale Element. Diese drei großen Abtheilungen der kais. Truppen haben jede eine besondere Organisation und diese Organisation zeigt deutlich, was man von ihr erwarten darf.“

„Die mongolischen Truppen sind gewissermaßen Militär-Kolonien. Sie bestehen aus Hirten, welche ihr Leben mit dem Hüten ihrer Heerden zubringen und Alle — vom Kinde an der Brust, bis zum hinfälligen Greise — als Soldaten gelten. Aber wenn man in diesen Familien Soldat von Geburt auf ist, wenn man das ganze Leben lang eine Löhnung vom Kaiser erhält, so fehlt doch viel zur Existenz eines Soldaten. Keine Disziplin, kein Band der Familien unter einander, nicht die geringste militärische Erziehung, nicht einmal jener militärische Anstrich, welchen die Waffen selbst den schlechtesten Truppen verleihen. Allerdings haben die Mongolen in ihrem Zelte eine lange Lunten-Flinte oder Pfeil und Bogen, aber sie bedienen sich deren nur um gelbe Ziegen und Fasanen zu schießen. Der Militär-Obermandarin, welcher sich jedes Jahr nach der Tartarei begibt, um sie zu inspiziren, bemüht sich durchaus nicht, Verbesserungen einzuführen; er weiß recht wohl, daß die Politik der Mantschu-Dynastie

gerade dahin geht, jeden kriegerischen Instinkt der Mongolen zu ersticken. Von dieser Seite hat also der Kaiser nichts zu hoffen, weder Vertheidigung gegen einen Angriff von Außen, noch Schutz gegen Rebellen, die seinen Thron erschüttern. Die Mantschu-Truppen, die man zwischen 60 und 80,000 Mann schätzt, bilden allein die eigentliche Armee China's. Sie garnisoniren in den größeren Städten und befleißen sich der Obliegenheiten ihres Standes. Einer strengen Mannszucht unterworfen, durch häufige Uebungen in stetem Athem gehalten, besitzen sie große militärische Befähigung, und mit Unrecht würde man ihnen Hingebung, Unerschrockenheit, ja oft Heldenmuth absprechen. Doch damit ist nicht gesagt, daß sie europäischen Truppen, selbst 10 gegen 1, zu widerstehen vermögen. In den Augen der Chinesen können die Mantschu-Tartaren unbesiegbare Soldaten seyn, aber der Europäer erblickt, trotz ihrer kriegerischen Eigenschaften, schon in ihrer Ausbildung und Ausrüstung, den Beweis ihrer Schwäche.

Mit ihren Lunten-Flinten, mit welchen sie, ohne anzulegen, von der Hüfte aus feuern, mit ihren fantastischen, sonderbaren Manövern (bei gewissen Kommandos stellen sie sich auf Ein Bein, wie die Hindu-Büßer; bei Anderen springen und hüpfen sie über sich selbst, wie die Gaukler) ist der Erfolg eines Treffens zwischen 5 oder 6000 dieser Tartaren und einem tapfern englischen Infanterie-Regiment nicht zweifelhaft. Aber trotz ihrer geringen Zahl, trotz ihrer schlechten Ausrüstung und lächerlichen Uebungen, würden die Manischu's noch immer eine Achtung gebietende Macht gegen die Invasion seyn, wenn sie nöthigenfalls auf dem bedrohten Punkte konzentrirt werden könnten. Jedoch abgesehen von den enormen Entfernungen zwischen den Mantschu-Garnisonen, würde schon der anarchische Zustand des Reichs eine solche Konzentration unmöglich machen. Den Provinzen die tartarischen Truppen nehmen, hieße sie den Rebellen überliefern.

Die Vertheidigung des Landes gegen die „Barbaren“ beruht sohin auf den schwachen Mantschu-Kontingenten in den Seeprovinzen. An diese Garnisonen würden sich allerdings die chinesischen Milizen anschließen, und diese würden ohne Zweifel aus ihren National-Antipathien einen Muth, eine Hingebung schöpfen, die ihnen bei Bekämpfung der inneren Rebellen fehlt, aber welchen Werth haben sie als Streitmacht? Sind diese chinesischen Milizen wirklich Soldaten oder nennt man sie nur so, wie die Mongolen?!“

Mannigfaltigkeiten.

In der großen Buchhandlung der Herren Trow und Komp. in New-York ist seit Kurzem eine Setz- (Composing-) und eine Ablege (Distributing-) Maschine im Gange, welche mindestens das Tagewerk von vier gewandten Schriftsetzern verrichtet und zwar nur mit Hülfe zweier lenkender Hände. Die Setzmaschine gleicht den mannigfachen Versuchen, die in Wien, Leipzig, Paris und London schon oft gemacht wurden, nur mit dem Unterschiede, daß ihr Herr G. Mitchell, so heißt der Erfinder (ein Bruder des bekannten Irländers John Mitchell), zur Vollendung geholfen; die Ablegemaschine scheint uns dagegen ganz neu. Beide wirken vortrefflich. Wurden von den europäischen Erfindern die Buchstaben in senkrecht stehende Kanäle oder Röhren gebracht, die wie aus Orgelpfeifen auf die Klaviatur hinabliefen, an deren Winkelspitze sie die Zeilen ohne Ende bildeten, so läßt sie Mitchell über horizontale oder wagerecht bewegliche Bänder gleiten, von wo sie sich in endlose Zeilen sammeln und im Winkelhaken abgebrochen werden. Das Ablegen der Buchstaben geschieht überraschend, fast ohne alle menschliche Hülfe. Die Buchstaben werden seitenweise in eine Zirkelscheibe mit gespaltenem Rande gebrochen, der sich unausgesetzt um die Achse dreht und jeden Buchstaben durch eine Oeffnung in eine Bergrinne fallen läßt, aus der er in den Setzkasten rollt. Jedem menschlichen Irrthum vorzubeugen, weisen Stifte, die gewissen Einschnitten entsprechen, die für ihn bestimmte Rinne so genau an, daß kein A an den Platz des H, oder kein R an den des K gelangen kann. Im Lager der Buchdruckereibesitzer ersten Ranges in New-York herrscht großer Jubel über das endliche Gelingen der Maschine. Da ihr Geschäft größtentheils auf Nachdruck gerichtet ist, können sie jetzt die Produktionskosten bedeutend herabdrücken; beide Maschinen kosten nur 1000 Dollars mit zwei Mädchenhänden à 8 Dollars wöchentlich, beträgt jährlich kaum 800 Dollar, während ihnen vier gewandte Setzer à 10 Dollar wöchentlich über 2000 Dollar jährlich kosteten; gewandte Setzer erhalten aber oft mehr als 10 Dollar per Woche. Im Lande stellen sich die Produktionskosten noch geringer.

Ein französischer Infanterie-Offizier erzählt Folgendes: „Ich befand mich früh Morgens in einer wilden von Klüften zerrissenen Gegend, um zu rekognosziren, und setzte mich nach mehreren Stunden eines schwierigen Marsches auf einen Felsblock nieder. Der Himmel war von einem Dunste bedeckt, welcher die Spitzen der Djurdjura verbarg; die Luft war schwül; ich athmete schwer. Ich erhob mich bald, um meinen Marsch fortzusetzen; ich blickte um

mich. Das Erste, was mir in die Augen fiel, war ein Mann, der in einer Entfernung von 600 Meter mir gegenüber stand und mich aufmerksam zu beobachten schien. Ich ging, er ging auch. Ich erkannte die Offiziersuniform meines Regiments. Je weiter ich vorrückte, desto näher kam er, indem er alle meine Bewegungen nachzuahmen schien. Man denke sich mein Erstaunen, als ich, nur noch einige Schritte von ihm entfernt, erkannte, daß dieser Mensch ich selbst, mein Doppelgänger war. Diese Aehnlichkeit erschreckte mich, ich streckte den Arm gegen das Gespenst aus, das mir ebenfalls den Arm entgegen streckte. Entsetzt stieß ich einen Schrei aus, den das Echo wiedergab. Endlich zog ich den Degen, das Phantom zog ebenfalls den Degen; ich stürzte darauf zu, es ahmte meine Bewegung nach; aber kaum hatte ich ein paar Schritte gemacht, so verschwand es. Ich war äußerst erregt. Als ich meine Ruhe wieder gewonnen hatte, erklärte ich mir das Phänomen durch die Wirkung der Spiegelung. Später ist anderen Offizieren dasselbe begegnet.« — Man nennt jetzt die Schlucht Kabyliens, wo diese seltsamen Erscheinungen sich zeigen, die Schlucht der Spiegelung.

Dr. Klinkerfues in Göttingen gibt über den am 22. Juni auf der dortigen Sternwarte entdeckten Kometen folgende Notiz: »Am 3. Juli war der Komet zwischen den beiden Sternen α und o des Fuhrmanns zu finden, beinahe in der Mitte der die beiden Sterne verbindenden geraden Linie. Den 7. Juli stand derselbe merklich heller 4° oder acht Monddurchmesser nördlich von dem Stern ψ des Fuhrmanns. Gegen den 15. Juli erreicht der Komet seinen größten Glanz als Stern der vierten Größe in den Hinterbeinen des Luchses und wird demnach von derselben Helligkeit seyn, wie die am meisten hervortretenden Sterne in den benachbarten Konstellationen des Krebses und kleinen Löwen. Gegen Ende des Monats wird er rasch an Helligkeit abnehmen und in der Abenddämmerung verschwinden.«

[Das deutsche Theater in Paris.] In der Pariser Theaterwelt herrscht eine große Stille, welche durch die Anwesenheit des deutschen Theaters nichts weniger als unterbrochen wird. Jedes Mitglied dieser Truppe spricht ein anderes Deutsch. Der Eine spricht in bayerischer, der Andere in schwäbischer, der Dritte in pfälzischer, der Vierte in einer eigens von ihm erfundenen Mundart; wirkliches Deutsch spricht aber keiner von ihnen. Und dennoch spielen sie noch schlechter, als sie sprechen. Dem Publikum, das sich zahlreich eingefunden hatte, fehlte es nicht an gutem Willen und es zeigte seine Anspruchslosigkeit auf eine auffallende Weise, bis es denn unwillig das Haus verließ.

Am 28. und 29. Juni wurde der Montblanc von einem jungen Franzosen bestiegen; die erste Besteigung des Bergriesen in diesem Jahr und die erste in so früher Jahreszeit überhaupt, von welcher die Annalen von Chamouny zu berichten wissen. Bisher hatte selbst in den heißesten Sommern keine Besteigung vor dem 8. Juli stattgefunden und die meisten fielen in den August. Auch war die neuliche Reise des jungen Franzosen, wegen der ungeheuren Schneemassen, die noch im Hochgebirg liegen, äußerst mühselig und selbst sehr gefahrvoll.

Bei dem großen Architektur-Kongresse in London für die neuen Palais der verschiedenen Ministerien sind zwei Pariser Architekten so glücklich gewesen, die Hauptpreise davon zu tragen. Den ersten Preis von 12,500 Fr. für den Gesammtbau erhielt Crepinet aus Paris, den zweiten, auch von 12,500 Fr., für das Projekt des Kriegs-Ministeriums Botrel d'Hazeville, beide ganz junge Baukünstler, als Inspektoren beim Baue des Louvre beschäftigt.

In Bilin (Böhmen) ist eine Frau, Franziska Zitger, im Alter von 92 Jahren gestorben. Bei der Beerdigung trugen 8 Enkel, meistentheils Männer über 40 Jahre, die Leiche, 8 Urenkel über 16 Jahre folgten mit Fackeln, 8 Urenkel unter diesem Alter mit Kerzen. Ueberdieß gaben der Leiche noch 5 Kinder und 23 Enkel und Urenkel das letzte Geleite.

[Ein leichtes Mittel.] Ein Geisteskranker meinte, er habe seine Seele mit seinem Blute dem Teufel verschrieben, und konnte lange davon nicht geheilt werden. Ein Geistlicher, der seinen Zustand klar durchschaute, sollte so glücklich seyn, ihn zu heilen, und fragte: Welches Papier er zu diesem gefährlichen Vertrage verwendet habe? Gemeines Schreibpapier, antwortete der Kranke. Ganz recht, erwiderte dieser wahrhafte Seelenarzt; denn hier zu Lande gilt kein Vertrag, der nicht auf Stempelpapier geschrieben ist. Der Kranke schlug, dadurch von seinem Irrthum überzeugt, die Hände zusammen, dankte Gott und wurde gesund.

* * *

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 166 Dienstag, 14. Juli 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

Es war an einem Sonntage, am 17. Septbr. 1854, als in der „Zwingburg des schwarzen Meeres," wie die Russen ihre Festung Sebastopol stolz zu nennen pflegten, die militärischen Musikbanden, auf den Hafendämmen, lustige Weisen spielten, damit die Bewohner der festen Stadt vergessen sollten, daß man ihnen schon längst die Thore verschlossen, weil ein mächtiger Feind im Anzuge war. Aber obgleich die Menschen schaarenweise auf und nieder wandelten, so geschah es doch weniger, um sich lustwandelnd zu ergehen und den schönen Abend zu genießen, als in banger Erwartung wichtiger Ereignisse, welche Tausende ruhelos umher trieb. Das russische Volk, sonst so fröhlich und leichtsinnig, besonders an Sonntagen, wo die Arbeit ruht, war heute auffallend still und nachdenklich. Man hörte kaum auf die Musik; die zahlreichen Tanzlokale in der Fischervorstadt standen verödet, und die Budschniks (Polizeisoldaten) mischten sich überall unter die Menge, hier die Gruppen die sich bildeten zum leisen Gespräch, auseinander treibend, dort lauschend und spionirend, oder die stillen Lustwandler zur Fröhlichkeit auffordernd. Aber dießmal blieben alle ihre Ermahnungen erfolglos; denn die Einwohner zagten für ihre Wohnungen, für ihren Besitz, für ihre Familie und für ihr eigenes Leben; so daß am Ende selbst die Budschniks dem lähmenden Einflusse nicht mehr zu widerstehen vermochten und niedergeschlagen und beklommen einherzogen. Das Meer breitete sich so licht und friedlich aus, überwölbt von einem wolkenlosen, blauen Himmel, und die Gipfel der umliegenden Berge glühten purpurn in den letzten Strahlen der untergehenden Sonne. Noch immer önte die Musik so lustig vom Hafen herauf, und die Glocken von den Thürmen, welche den Abendsegen läuteten, klangen so heimisch drein. Aber das Abendroth wird immer feuriger und dunkler, es färbt die weißen Mauern der gewaltigen Werke mit seinem Purpurschein und plötzlich scheint es die stolze, prächtige Stadt zu überfluthen, wie mit einem Blutstrome. Das Volk sieht es — eine eiserne Erstarrung scheint auf der Menge zu ruhen, sie scheint zu ahnen, daß für Sebastopol der letzte friedliche Sonntag unwiderbringlich dahin geschwunden.

Die Nacht brach ein und dunkle Schatten lagerten sich über den Hafen. Dann wurden die Dämme durch die aufgesteckten Feuerbecken erleuchtet, deren zuckende, aufsprühende Flammen grelle, glühendrothe Streiflichter über das Wasser warfen, wo noch immer eine geheimnißvolle Thätigkeit herrschte. Ruderböte, im Dienste der Regierung, gleiten pfeilschnell hin und her, über die spiegelglatte Fläche der Bai. Sie bringen Befehle, hierhin, dorthin und kehren mit Berichten nach der Admiralität zurück. Mehrere Dampffregatten liegen fertig zum Auslaufen im Hafen. Die hohen Schornsteine wirbeln ihren Dampf zum Abendhimmel hinauf und die Offiziere stehen in ernsten Gesprächen zusammen, oder schauen nachdenklich über das Gitter des Hinterdecks auf die See hinaus. Aber die Befehle zum Auslaufen lassen vergebens auf sich harren und die Riesen der Flotte, die mächtigen Linienschiffe, liegen träge, wie todt, im Hintergrunde der Bucht, fast versteckt unter dem Schatten der überhängenden Felsen. Nur ein einziges, kleines Dampfboot verläßt den Hafen. Es ist zum Rekognosziren beordert. Aber auch auf den Landwegen dauert die geheimnißvolle Bewegung fort; denn seit Anbruch des Tages ist kaum eine Stunde vergangen, ohne daß Couriere, im rasenden Carriere, durch die doppelt bewachten Thore der Stadt ein- oder ausgesprengt wären, während lange Truppenzüge, Artillerie und Train, die Landstraßen füllten, bis zu den Lagerplätzen, die in der Umgegend der Festung abgesteckt worden waren.

Die Volksmenge hatte sich seit dem Einbruche der Dunkelheit vom Hafen zurückgezogen und durch die Stadt zerstreuet, doch noch immer massenhaft unruhig umhertreibend. Das Theater war leer gewesen und die Vorstellung eines patriotischen Schauspiels hatte nicht vermocht, die Aufmerksamkeit der wenigen Zuschauer zu fesseln. Unter dem zeltartigen Baldachin, vor dem großen Kaffeehause auf dem Theaterplatze, saß noch eine zahlreiche Gesellschaft

von Offizieren und nur wenigen Zivilisten beisammen. Das Gespräch, welches größtentheils nur flüsternd geführt wurde, drehte sich auch hier nur um die Landung der verbündeten, feindlichen Armeen und Jeder, der hinzukam, und unter den bereits Anwesenden Platz nahm, wurde bestimmt, zu erzählen, was er Neues gehört. Die wunderlichsten Nachrichten wurden auf diese Weise verbreitet, und die allgemeinen Besorgnisse steigerten sich von Minute zu Minute.

An einem seitwärts stehenden, größeren Tische, welcher mit bunten Lampen erleuchtet war, hatten fünf Offiziere Platz genommen. Es waren der Admiral Korniloff, Generaladjutant, Graf Galloschkin, Obrist Eichstädt, Major Tuschkin und der Hauptmann Fürst Trubetzkoi. Die letzteren Beiden dienten in einem und demselben Regimente: Großfürst Michael. Trotz der ungeheuren Punschbowle, aus welcher sie ihre Gläser füllten, blieb das Gespräch Anfangs doch nur einsilbig, und man hörte mehr auf die mit jeder Minute wechselnden Nachrichten, die an den nahestehenden Tischen verbreitet wurden. Hunderttausend Mann Landtruppen sollten bei Eupatoria ausgeschifft worden seyn, mehr als zwölfhundert feindliche Schiffe, mit vier bis fünftausend Feuerschlünden besetzt, waren signalisirt worden, und die unglaublichsten Gerüchte von wunderbaren Zerstörungsmaschinen, gräßlichen Feuerbrüchen und neu erfundenen, alles Dagewesene weit übertreffenden Schußwaffen, hatten sich verbreitet und waren selbst unter die gemeinen Soldaten gedrungen, wo sie eine tiefe Niedergeschlagenheit erweckt hatten.

„Bomben und Kartätschen!“ fuhr endlich der alte Tuschkin auf, ein rober Sechsziger und wackerer Haudegen. „Wer mag auf all' das Geschwätz hören. Laß sie kommen, alle zusammen! Sie werden auch nicht mehr können als Brod essen. Unsere Zwingburg ist nicht von Pappendeckel gebaut und unsre Knochen sind nicht von Stroh! Wollen sie schon fassen! Bin ja oft dabei gewesen, wo's auch heiß herging: Bei Eylau, Borodino, Grodo, im Türken- und Ungarkriege und am Ende ist Rußland doch überall Sieger geblieben. So wird's auch dießmal kommen, drum bleibe ich auch meinem Grundsatze treu: Wer Gott vertraut, brav um sich haut, hat gut gebaut.“ Nach dieser Einleitung begann er einige seiner Kriegsthaten zu erzählen, zu welchen der Obrist Eichstädt, eine wohlbeleibte, phlegmatische Figur, trockene und sarkastische Bemerkungen lieferte. Doch fanden sie wenig Aufmerksamkeit und der Graf Goloschkin, ein vielgereister Lebemann, spielte das Gespräch unbemerkt auf seine Reise- und Liebesabenteuer in Paris, London, Baden und Wien hin, und der Fürst Trubetzkoi fühlte sich wie elektrisirt durch diesen Wechsel des Stoffes und stimmte wie neu belebt mit ein. Selbst der Admiral Korniloff, welcher lange Zeit schwermüthig sein Haupt gestützt, fühlte sich erheitert durch das, wenn auch zuweilen etwas frivole Geschwätz der Beiden. Plötzlich aber wurden sie unterbrochen durch ein lautes Geheul und Geschrei, welches sich aus einer Nebenstraße näher wälzte. Es war ein fast unabsehbarer Haufe von Weibern und Kindern, welche den Admiral und Fürsten Mentschikoff, den Oberbefehlshaber der ganzen russischen Armee in der Krim, verfolgten und heulend und klagend Hülfe und Rath von ihm verlangten. Mentschikoff sprach zwar zu den Weibern, suchte zu trösten und zu ermuthigen, aber seine Worte wurden so stolz und kalt gesprochen, daß sie eines tieferen Eindrucks gänzlich verfehlten; ja, es schien sogar, als ob er unter diesem eisigen Stolze nur seine eigenen Besorgnisse verbergen wolle. Deßhalb zerstreuten sich auch die Armen ungetröstet und verbreiteten sich durch die ganze Stadt, mit der Nachricht, Fürst Mentschikoff hätte allen Zivilisten den Rath gegeben, die Stadt sobald als möglich zu verlassen. Jammern und Weinen schallte hierauf aus allen Häusern; Männer, Weiber und Kinder, mit Betten, allerlei Geschirr und Hausgeräth beladen, keuchten durch die Straßen. Auf den Hofräumen oder vor den Hausthüren der Reicheren wurden Wagen bepackt und überall sah man Anstalten zur Abreise. Diejenigen aber, welche auf der Unüberwindlichkeit der Festung und der russischen Waffen trotzten, begnügten sich damit, ihre Schätze im Keller zu vergraben.

Vor dem Kaffeehause auf dem Theaterplatze aber war es immer lebhafter geworden, denn einige Offiziere aus dem Gefolge des Fürsten Mentschikoff waren dort zurückgeblieben und hatten unter ihren Bekannten die allerneuesten Nachrichten verbreitet, welche dahin lauteten: daß die verbündeten Feinde nicht allein bei Eupatoria gelandet, sondern auch bereits im Anzuge auf die Festung begriffen wären.

Kaum war diese Nachricht zu dem Tische gedrungen, an welchem die fünf Offiziere saßen, als der Admiral Korniloff zwei Flaschen Champagner kommen ließ, sie in die auf's Neue gefüllte, dampfende Punschbowle ausleerte und dann die Umsitzenden bat, sich des lieblich duftenden Getränkes zu bedienen. Nachdem Alle ihre Gläser gefüllt hatten, hob er das Seinige hoch empor und rief: „Wie Gott will, Ihr Herrn! So laßt uns denn kämpfen für unsern Glauben, für unsern Kaiser und unser Vaterland, und wenn es des Höchsten Wille ist, wird er unsern Arm stärken zum Siegr und wird unser Leben erhalten, um die Niederlage unserer Feinde zu schauen. Also — wie Gott will!“ — Alle sprangen von ihren Sitzen auf und stießen die Gläser zusammen, wie in wilder Begei-

ſterung und ſeltſam! die fünf Gläſer ſprangen klirrend in Scherben und der koſtbare Punſch floß, ehe er die Lippen netzte, zu Boden.

(Fortſetzung folgt.)

Vergiftungsprozeß in Glasgow.

(Schluß.)

Den Berichten über das Zeugenverhör am zweiten Tage iſt wenig hinzuzufügen, da zumeiſt nur das Gutachten der beiden genannten Edinburger Profeſſoren über Arſenikvergiftungen im Allgemeinen — ſomit zumeiſt Bekanntes — vernommen wurde. Nachzutragen wäre allenfalls aus der Zeugenausſage des franzöſiſchen Konſulatsſekretärs de Meau noch Folgendes, was auf das Verhältniß der Angeklagten zum Verſtorbenen einiges Licht wirft.

Ich kannte, ſo lautete die Ausſage, l'Angelier ſeit etwa drei Jahren, ich kannte auch Miß Smith. Erſterer ſprach mir von ſeinen Beziehungen zur Angeklagten. Ich ſagte ihm, er ſolle doch zu Mr. Smith gehen und ihm ſeine Liebe zu Miß Smith geſtehen, damit er die Ehe genehmige. Darauf erwiderte l'Angelier, von einem ſolchen Schritte ſey nichts zu hoffen, da Miß Smith ſchon mit ihrem Vater geſprochen habe, dieſer aber ſeine Einwilligung verweigerte. Ich ſelbſt hielt es nicht für meine Pflicht, mit Mr. Smith über dieſe Angelegenheit zu ſprechen. Nach l'Angeliers Tode aber hielt ich es für nöthig, ihm mitzutheilen, daß ſich unter den nachgelaſſenen Papieren viele Briefe ſeiner Tochter befänden, die er doch nicht in die Oeffentlichkeit gelangen laſſen ſollte. Miß Smith hat mir gegenüber auf mehrfaches Fragen immer entſchieden behauptet, daß ſie l'Angelier am Sonntag, den Tag vor ſeinem Tode, nicht geſehen habe. Sie ſagte mir ferner, daß l'Angelier bei ihren nächtlichen Stelldicheins nie von ihr ins Haus ihres Vaters eingelaſſen wurde, ſondern daß ſie aus dem Fenſter des Erdgeſchoſſes mit ihm ſprach. Derſelbe Zeuge ſagt ferner aus, daß l'Angelier vor längerer Zeit bei ihm zu Gaſte war und bei dieſer Gelegenheit ebenfalls einen heftigen Anfall gehabt habe, daß er früher einmal die Cholera gehabt, und ſich vor drei oder vier Jahren einmal mit ihm über die Wirkungen von kleinen Arſenikdoſen unterhalten habe.

Am dritten Tage des Prozeſſes wurde das Zeugenverhör fortgeſetzt. Zuerſt war die Erklärung der Angeklagten verleſen. Sie läugnet, l'Angelier am Sonntag geſehen zu haben, will ihn auf Sonnabend beſtellt haben, an welchem Tage er jedoch nicht zu ihr gekommen ſey. Sie erklärt, oft Arſenik gekauft und es beim Waſchen als Schönheitsmittel gebraucht zu haben, wie es ihr anempfohlen worden war, als ſie in der Nähe Londons eine Schule beſuchte. Sie glaube nicht, daß ihre Diener darum wußten. Den Apothekern, von denen ſie den Arſenik kaufte, hatte ſie geſagt, ſie brauche das Gift gegen Ratten. Mary Buchanan war einmal mit der Angeklagten, als ſie Arſenik einkaufte. Dieſe hat auch von Miß Smith gehört, daß ſie einen Herrn Minnock heirathen werde. In der Schule — ſagte die Zeugin weiter aus — hätten ſie beide einmal geleſen, „daß ſteieriſche Bauern Arſenik zu athmen pflegen, um ſich ſchön zu machen und beim Bergſteigen freier athmen zu können. Der Arſenik war offen gekauft worden.

William Murray, ein Page im Hauſe von Mr. Smith, ſagt aus, daß er einmal von ſeiner jungen Herrin ausgeſchickt worden ſey, Blauſäure zu kaufen, die ihm der Apotheker jedoch nicht verabfolgen wollte. Miß Smith ſey am betreffenden Sonntag vor l'Angeliers Tod um 9 Uhr beim Abendgebet der Familie und am folgenden Morgen wie gewöhnlich beim Frühſtück anweſend geweſen.

Es wurden nun mehrere Droguiſten vernommen, bei welchen die Angeklagte — wie ſie ihnen ſagte zur Rattenvertilgung — Arſenik gekauft hatte. Einmal darunter ließ ſie das Gift auf das Konto ihres Vaters ſetzen, und in allen Fällen hatte ſie die Regiſter ohne Anſtand unterſchrieben (Droguiſten laſſen dieß hier zu Lande von Jedem thun, dem ſie Gift verkaufen, oder ſollen wenigſtens darauf ſehen, daß es geſchehe.)

William Harper Minnock, der nächſte Zeuge, ſagt aus, daß er der Gefangenen im vorigen Januar einen Heirathsantrag gemacht habe, den ſie am 12. März annahm. Sie hätten ihre Hochzeit auf den 18. Juni feſtgeſetzt. Am Donnerſtag, den 26. März, ſey ſie im Hauſe ihres Vaters vermißt worden: er ſelbſt mit ſeinem Bruder habe ſie in ihres Vaters Landhauſe, in Row am Clydefluß, gefunden und ſie zur Heimkehr bewogen. Am 19. Februar ſey ſie mit ihm in der Oper geweſen. Als Veranlaſſung zu ihrer Flucht am 26. März habe ſie angegeben, ſie ſey außer ſich, weil ihr Vater ihr früheres Liebesverhältniß zu einem Andern entdeckt habe. — Zwei andere Zeugen erklären, vom Verſtorbenen gehört zu haben, daß er die Cholera ohne Unterleibsſchmerzen gehabt habe, und John Murray ſagt aus, daß er alle Regiſter in Glasgow durchſucht, aber keine Spur gefunden habe, daß der Verſtorbene Gift einkaufte.

Die Vertheidigung ſcheint es vor Allem darum zu thun zu ſeyn, die Wahrſcheinlichkeit eines Selbſtmordes nachzuweiſen. Mehrere der vorgeladenen Zeugen ſagen in der That aus, l'Angelier habe ſich bei einem früheren unglücklichen Liebesverhältniſſe ſehr ungeſtüm benommen und habe verſchiedene Male Selbſtmordgedanken geäußert. Er habe ferner geſtanden, daß er oft Laudanum und Arſenik nehme, als ſchmerzlindernde Arznei. Andere Zeugen ſagen

aus, daß er oft Brechanfälle gehabt habe, während zwei Droguisten beschwören, daß ein Herr, den sie in der vorliegenden Photographie l'Angelier's zu erkennen glauben, bei ihnen Laudanum gekauft habe. Auch einige Briefe der Angeklagten werden vorgelesen, in welchen sie seine Selbstmordgedanken bekämpft, und Dr. Patterson aus Leith erklärt, daß von 7 Selbstmördern durch Arsenik, die ihm vorgekommen, 6 bis zum letzten Augenblicke läugneten, Arsenik genommen zu haben. Nach der Aussage der jüngeren Schwester der Angeklagten war diese am Sonntag (22.) gleichzeitig mit jener zu Bett gegangen und aufgestanden. Ein Arzt aus Edinburgh und ein anderer aus Glasgow behaupten, es sey wohl möglich, sich ohne üble Folgen mit einer Arseniklösung zu waschen. So schloß das Zeugenverhör; heute beginnen die Playdoyers, und morgen dürfte der Prozeß enschieden seyn. (Die neueste Post bringt die Nachricht, daß die Angeklagte freigesprochen worden ist.)

Fränkischer Gruß

an den Grafen Moriz zu Bentheim-Tecklenburg.*)

Wie glücklich, der so handeln kann
Und Nebenmenschen nützen!
Er möchte gerne Jedermann
Vor Noth und Unglück schützen.

Graf Moriz zu Bentheim-Tecklenburg.

Mein Genius, entfalte Deine Schwingen,
Stolz richte Deinen Sangesflug empor;
Denn Deiner Lieder schönstes sollst Du singen,
Und treten aus der Einsamkeit hervor,
Dem Grafen Deine Huldigung zu bringen,
Der schon so oft des Volkes Noth beschwor.
Im Jubelklang den Edlen heut' zu feiern,
Deß Name klingt durch Franken rings und Bayern.

O edler Graf, deß Herz stets voll Erbarmen,
Der für das Unglück treuer Schirm und Schild!
Dich preist das Volk als Vater rings der Armen,
Aus Deiner Hand ein Born des Segens quillt.
Du machst auch kalte Herzen stets erwarmen,
Wenn es zu helfen und zu retten gilt.
Doch preist das Volk als Genius im Jahrhundert,
Den hoch erstaunt die Nachwelt einst bewundert.

Als dort im Spessart, auf der öden Rhöne
Im Volke herrschte Elend rings und Noth;
Als drang zu Dir der Armen Klaggestöhne,
Da warst Du's, der denselben Hülfe bot.
Zur Rettung riefst Du auf die deutschen Söhne,
Und scheuchtest fort den droh'nden Hungertod.
Du ließest Arbeit und Verdienst ertheilen,
Daß dort zufrieden rings die Menschen weilen.

Du sorgtest für das Loos der armen Blinden,
Die nie mit uns das Licht der Sonne schau'n;
Du wußtest rasch die Mittel aufzufinden,
Und gingst an's Werk mit festem Gottvertrau'n.
Man sah Dich Deiner Harfe Klänge winden,
Für Arme Rettungshäusee zu erbau'n.
Und hoch bewundernd stets vor Dir wir stehen,
Und preisen dankbar, was durch Dich geschehen.

Auf Künstler auch Dein Wirken sich erstrecket,
Dich jammerte der Hinterblieb'nen Noth;
Da hast Du einen Hülfsverein erwecket,
Wie es des Herzens Regung Dir gebot.
Die schwere Mühe nimmer ab Dich schrecket,
Du bist ein Retter jeder Menschennoth;
Und immer pflegst Du, edler Graf, zu sinnen,
Auf's Neu' Verdienst durch Wohlthun zu gewinnen.

Drum sey von mir im Namen aller Franken
Im Jubellied begrüßet glutentbrannt!
Es soll mein Lied Dir huldigen und danken,
Für allen Segen, den Du ausgesandt
Es fleh'n für Dich zu Gott die Armen, Kranken,
Von denen Du das Elend abgewandt.
Wer so, wie Du, gewirkt im Erdenleben,
Dem muß die Welt die Immortelle geben.

Julius Auttor.

*) Derselbe hat sich um die arme und leidende Menschheit unseres Kreises sehr große Verdienste erworben. Er ist es, der 1852 den Zentral-Hülfsverein für Spessart und Rhön gründete und als unermüdet thätiger Vorstand an dessen Spitze stand; auch die Beschäftigung dieser armen Leute und die Verwerthung ihrer Erzeugnisse veranlaßte; er ist es, der die erste Idee zur Gründung einer Kreis-Blindenanstalt in Würzburg faßte, einen Blindenverein gründete und durch den Ertrag eines Bandes von Gedichten den ersten Fond zu dieser seit vier Jahren bestehenden Anstalt legte; er ist es, der vor zwei Jahren das zweite Bändchen seiner lyrischen Gedichte herausgegeben und dessen Ertrag zur Gründung eines Krankenhauses für den Landgerichtsbezirk Alzenau bestimmte. Er ist es, der der Gemeinde Wasserlos, wo er ein Schloß und Besitzthum hat, bedeutende Geldvorschüsse machte, um arme Familien und Individuen nach Amerika übersiedeln lassen zu können, und vor Kurzem die noch schuldende Summe von 4000 fl. der Armenkasse zu Wasserlos als Schankung überließ. Er ist es, der viel für den Kölner Dombau wirkte und spendete, und einen deutschen Hülfsverein zur Unterstützung armer Künstler und deren Hinterlassenen begründete. Er wurde wegen seiner Verdienste von Seiner Majestät dem Könige mit dem Verdienstorden vom heiligen Michael und dem Verdienstorden der bayerischen Krone dekorirt.

Charade.

(Dreisylbig.)

Diener des blinden Schicksals nennt sofort
In drei verschiedenen Fällen dir mein Wort:
Die Erste, wenn ein E wir zu ihr setzen;
Das Ganze einfach, ohne Schweif die Letzten,
Die Erste ist dem abergläub'schen Sinn
Des nahen Sterbefalls Verkünderin;
Den Schicksalsmächten, die die Welt umspinnen,
Sind die zwei Letzten die Vollstreckerinnen;
Und auch das Ganze hat der finstern Macht
So Lied als Leyer weihend dargebracht.

Redakteur: Gustav Reffert.
Druck u. Verlag der Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 167 Mittwoch, 15. Juli 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

Auch selbst die stärksten Geister vermögen sich oft eines gewissen Aberglaubens nicht zu erwehren und ein ahnungsvolles Ereigniß in ernster, banger Stunde erfüllt auch oft die muthigsten Herzen mit einem unnennbaren Grauen. So geschah es auch hier. Die fünf Offiziere waren Männer, die den Tod nicht scheuten, die jeden Augenblick bereit waren, ihr Leben zu opfern im wilden Schlachtgewühle, und doch stockten ihre Pulse und ein eisiger Hauch, wie das Vorwehen des Todes zog durch ihre Brust, als sie die Scherben der Gläser betrachteten, die sie hatten leeren wollen auf einen fröhlichen Sieg und Erhaltung des Lebens. Ja, ihre Stimmung wurde noch düsterer, als in demselben Augenblicke der Schuß eines schweren Geschützes vom Meere herüber dröhnte, dem rasch ein zweiter folgte, wie ein Signal zum Kampfe, als Antwort auf den verunglückten Toast des Admirals. Trommeln wirbelten von den jenseitigen Forts, langgezogene Hörnerrufe ertönten, die Schiffe wurden mit Laternen erleuchtet, die Hafendämme füllten sich wieder mit Menschen und überall hörte man Stimmen durcheinander schreien: „Sie kommen! Sie greifen an! Zu den Waffen!“

Rasch erhoben sich die Offiziere vor dem Kaffeehause, schnell bereit, nach ihren Sammelplätzen zu eilen, doch ein Adjutant des Fürsten Mentschikoff, welcher eben vorüberging, hielt sie zurück, indem er ihnen mittheilte: daß die Schüsse keineswegs Allarmsignale seyen, sondern nur die priesterliche Einsegnung der voran in's Feld ziehenden Avantgarde andeuteten. In tiefem Schweigen, als ob sie fühlten, daß sie mit jedem Schritte sich dem Schlachtentode näherten, zogen dann die eingesegneten Truppen aus den seewärts gelegenen Werken, unter dumpfem Trommelschall, von Geschützen und einer langen Munitionskolonne gefolgt, zur Festung hinaus.

Vor dem Kaffeehause herrschte indessen noch immer ein bewegtes Leben, aber die düstere Stimmung der fünf Offiziere hatte sich nicht verloren und sie leerten größtentheils schweigend und ohne wieder anzustoßen die neuen Gläser, die herbeigebracht worden waren. Die Glocken hatten bereits die eilfte Stunde verkündet, als sich ein junger Mensch in bürgerlicher Kleidung dem Tische näherte und den alten Major Tuschkin höflich befragte, ob sich vielleicht der Hauptmann, Fürst Trubetzkoi unter den Anwesenden befände? und kaum hatte er den Namen genannt, als dieser sich auch sogleich selbst meldete.

Der junge Mensch, der in seinem ganzen Aeußern eine ungewöhnliche Bildung verrieth, verbeugte sich zierlich vor dem Fürsten und überreichte ihm ein feines Billet, dessen Adresse von einer zarten Frauenhand geschrieben war.

Hohe Röthe überzog das Antlitz des Fürsten, als er die Handschrift zu erkennen schien; rasch erbrach er das Schreiben, las die wenigen Zeilen und ein Freudenstrahl blitzte aus seinen Augen. Aufspringend zog er den Boten bei Seite, sprach einige Worte leise mit ihm und folgte ihm dann, nachdem er seinen Kameraden Gutenacht gewünscht. „Viel Glück!“ rief ihm Galloschkin nach, und der alte Major Tuschkin schüttelte sein graues Haupt und meinte lächelnd: die Jugend wäre doch gerade noch wie zu seiner Zeit, und wenn sie schon mit einem Fuße im Grabe stände, zöge sie ihn doch noch einmal zurück, um irgend einem galanten Abenteuer nachzulaufen.

Der Fürst folgte mit eiligen Schritten seinem jungen Führer, der schweigend neben ihm herging, bis zu einem der ersten Hotels, wo ein schwerer, aber eleganter Reisewagen im Hofe stand, der erst kürzlich angekommen zu seyn schien und von welchem einige Livreediener noch Koffer abpackten. Aus einem Zimmer der ersten Etage trat ihnen eine hochgewachsene Dame, noch in Reisekleidern, entgegen, und kaum hatte sie den Fürsten erblickt, als sie mit einem Freudenrufe seine Hand ergriff und ihn in's Zimmer zog, der junge Mensch blieb zurück.

„Um aller Heil'gen Willen! Was führt Dich gerade jetzt hierher, in diese rings von Gefahren bedrohete Festung, theure Olga?“ rief Trubetzkoi

freudig bewegt zwar, doch nicht ohne ernste Besorgniß.

„Du fragst noch?“ entgegnete sie, beinahe verletzt. „Habe ich Dir nicht hundertmal zugeschworen, daß meine Liebe zu Dir so mächtig ist, daß sie keinen Raum kennt, keine Gefahr scheut, daß sie mich Dir nachzieht, wohin Du Dich auch wendest. Was soll die ernste, besorgte Miene, die Du mir zeigst? Juble laut mit mir, denn ich bin frei, keine Scheidewand trennt uns mehr und ich biete Dir meine Hand, mein Herz voll heißer Liebegluth.“

„Du bist frei?“ erwiderte der Fürst mit ernstem Erstaunen, „und der General, Dein Vater.“

„Ist todt!“ unterbrach sie ihn, indem auch über ihre Stirn eine trübe Wolke zog. „Er starb sehr schnell und ich konnte ihn kaum betrauern. Doch erläß mir alle Einzelheiten, ich glaubte, Du würdest seinen Tod bereits erfahren haben —“

„Wie sollte ich?“ fiel ihr der Fürst in's Wort. „Ich habe es absichtlich vermieden, Kunde einzuziehen von den Vorgängen in Warschau, und die Nachrichten, die wir aus dem Innern des Reichs hier erhalten, sind ohnedies nur spärlich und mangelhaft.“

„Aber! mein Himmel, was ist das?“ rief die Dame heftig, sich aus seinen Armen windend. „O, wie anders habe ich mir dieß Wiedersehen gedacht! Du äußerst keine Freude, bist so kalt, so finster!“

Sie warf sich auf einen Divan und schien eben in Thränen ausbrechen zu wollen, als er sich neben ihr niederließ, zärtlich ihre Hände ergriff und zu ihr sprach: „Du weißt, theure Olga, daß es ernste Augenblicke im Leben gibt, wo selbst der Sonnenstrahl einer unverhofften Freude die Schatten, die auf unsrer Seele lagern, nicht zu durchbrechen vermag. Ich liebe Dich, wie sonst, Olga; aber ich bin Soldat und liebe auch mein Vaterland. Deßhalb zürne mir nicht, wenn Du mich jetzt gerade weniger gestimmt findest, das Entzücken des Wiedersehens durch lauten Jubel zu äußern, in einem Augenblicke, wo mächtige, uns überlegene Heeresschaaren uns nahen, wo ich jeden Augenblick den Ruf erwarte, in den Kampf auf Leben und Tod zu eilen.“

„Nein, nein! Du sollst nicht mitkämpfen! Du bist jetzt mein und ich lasse Dich nicht mehr von meiner Seite,“ rief sie leidenschaftlich, ihre Arme um ihn schlingend. „Höre, was ich gethan habe! Ich bin in Petersburg gewesen, habe ohne Scheu meine Liebe zu Dir Deinem Vater entdeckt. Es ist mir auch gelungen, mir sein ganzes Wohlwollen zu erwerben; er willigt in unsern Bund, er wünscht, daß Du ungesäumt Deinen Abschied nimmst, daß wir in seiner Nähe leben. Er hat mir Briefe für Dich mitgegeben an den Fürsten Mentschikoff, an den General Osten-Sacken — man wird Deine Entlassung nicht verweigern —“.

(Fortsetzung folgt.)

Das Gesicht am Fenster.

(Aus dem Englischen.)

Als ich vor einigen Jahren im Sommer eine Fußreise durch Süd-Wales machte, fand ich auf einer meiner einsamen Touren einen sehr interessanten Reisegefährten. Die Aehnlichkeit unseres Geschmacks, die wir gleich bei unserer Begegnung an einander entdeckten, führte zu weiterer Bekanntschaft und wir wurden schnell Freunde, so genaue Freunde, daß Arthur Mostyn — dieß war der Name meines Reisegefährten — mich einlud, den noch übrigen Theil des Sommers bei ihm auf seinem kleinen Landsitze nicht weit von Brecon zuzubringen.

Ich war mit irdischen Sorgen nicht überladen, hatte weder Frau noch Kind, noch sonst dringende Geschäfte, die mich beunruhigten: so nahm ich die Einladung, die so herzlich an mich erging, mit Freuden an und war nach ein paar Tagen völlig eingewohnt bei meinem neuen Freunde.

Dieser war ein junger Mann von ungefähr dreißig Jahren von ausgezeichneter Erziehung und Bildung, ganz besonders ein Freund der Kunst, manche seiner Skizzen und Zeichnungen würden einem Künstler von Profession keine Unehre gemacht haben. Doch hatte er manche Eigenheiten in seinem Wesen, die sich bei unserem ersten Zusammentreffen nicht so deutlich herausgestellt hatten, die ich aber jetzt bei längerem Zusammenseyn mit ihm bemerken mußte. Er sprach französisch mit einer Reinheit des Accents, die ich bei keinem Engländer je so gefunden hatte. Ich dachte mir daher, daß er wohl eine längere Zeit in Frankreich gelebt haben müßte; aber wenn ich eine Bemerkung über seine Fertigkeit in dieser Sprache machte, so ward er still und zurückhaltend für den ganzen übrigen Tag. Es war also klar, daß ich eine mißtönende Saite berührt hatte, und sowohl mein Verhältniß zu ihm, als die gewöhnlichste Bescheidenheit verlangte es, nicht mehr von ihm erforschen zu wollen, als er selbst für gut fand, mir mitzutheilen. Ich hatte bemerkt, daß Alles, was Frankreich betraf, wenn auch noch so leise berührt, eine Melancholie bei ihm hervorrief; so vermied ich denn sorgfältig jede Anspielung darauf.

Aber bei einer unserer Exkursionen trat ein Umstand ein, der meine Neugier im höchsten Grade

erregte. Wir machten häufig lange Spaziergänge in die bergige Umgegend von Brecon, und an einem wundervollen Abend befand wir uns in dem kleinen Dorfe Lanhamloch, etwa drei Meilen von jenem Städtchen. Dieses Dorf gewährt vielleicht das schönste Landschaftsbild in ganz Süd-Wales; wie es so vor unseren bewundernden Blicken dalag in dem lieblichen Thal, durchströmt von dem Flüßchen Usk, beleuchtet von der untergehenden Sonne, meinten wir Beide, daß es kein schöneres Gemälde geben könne. Wir setzten uns auf den Schlag eines Zaunes und waren bald in entzückende Phantasien verloren, die nur von Zeit zu Zeit durch einen halblauten Ausruf der Bewunderung unterbrochen wurden, wenn eine Veränderung des Anblicks in den prächtig gefärbten Wolken stattfand: dann brachen wir in Entzücken aus und wetteiferten mit einander, wer die größten Schönheiten entdecken könnte. Der Eine zeigte auf den kleinen Kirchthurm, der mit seiner dunklen Spitze gerade in dem glühenden Sonnenlichte stand; der Andere machte auf die Purpurfarbe der fernen Berge aufmerksam, welche den Hintergrund des Gemäldes bildeten und mehr Titanischen Schatten, als ungeheuren Massen von Erde und Stein glichen; der Eine dann wieder auf den flimmernden Glanz des ruhigen Flusses, der sich durch das Thal wand. Nachdem wir so die Schönheit der Scene in vollem Maße genossen, beschlossen wir, da wir uns unermüdet fühlten, in dem kleinen Wirthshause, das an der Landstraße stand, etwas zu ruhen.

Man wies uns ein kleines, ruhiges Zimmer an und überließ uns selbst. Der Abend war etwas kühl, unser Wirth machte ein Feuer an, brachte uns einen Krug selbstgebrautes Bier zu unserer Erfrischung, und wir plauderten bis es ganz dunkel ward.

Mein Gefährte mußte sehr müde seyn, denn während ich mich im Gespräch in einer Schilderung von schönen Gegenden anderer Länder erging und diese mit Wales verglich, erhielt ich keine Antwort, keine Bemerkung von ihm. Ich blickte auf und sah, daß er fest eingeschlafen war. Ich konnte also, da ein Buch hier nicht zu finden war, nichts Besseres thun, als das Feuer aufstören, meinen Stuhl näher an dasselbe hinanrücken und mich meinen Gedanken überlassen, bis mein Begleiter hinlänglich geruht, um nach Hause zu gehen. Wenn ich so vor dem Feuer sitze, bin ich sehr geneigt, mich in Träume meiner Einbildungskraft zu verlieren; in diesem Zustande vermischen sich die gewöhnlichen Gegenstände des Zimmers oft mit meinen Träumereien und kommen den Täuschungen der Phantasie zur Hülfe. Das war besonders in diesem Augenblick der Fall. Alles war so still und ruhig, daß die Seele unvermerkt in die Vergangenheit zurückgeführt ward. Alte Gestalten schienen aus dem flackernden Feuer mir aufzuleuchten; vormalige Hoffnungen und Wünsche aus vergangenen Jahren kamen mir wieder in's Gedächtniß: liebliche Töne, die mein Herz in jener Zeit gerührt, tönten im schwachen Echo in meine Ohren.

Es ward spät, aber Arthur schlief noch immer. Der Mond ging über Brecon's Anhöhen auf, und schien in vollem Glanz auf die köstliche Landschaft und in das Zimmer, in dem wir saßen. Ich trat an's Fenster und blickte auf die herrliche Scene, dann kehrte ich zu meinem Sitze am Feuer zurück. Noch hatte ich nicht lange gesessen, als es mir auffiel, daß ein schwacher, ungewöhnlicher Schatten vom Fenster her durch das Zimmer fiel. Ich war beinahe auch eingeschlafen, wie mein Gefährte, und wandte mich anfangs nicht um, um genauer darnach zu sehen; doch nach ein paar Minuten sammelte ich mich aus meinen Träumereien und blickte gerade nach dem Fenster. Der Gegenstand, der das Mondlicht gehemmt hatte, verschwand augenblicklich, schien mir aber, so viel ich in dem kurzen Moment unterscheiden konnte, ein weibliches Gesicht zu seyn. Das Verschwinden war so plötzlich und meine Erinnerung der Züge so unbestimmt, daß ich eine Zeitlang mir einbildete, es sey nichts Wirkliches gewesen, daß ich geträumt und daß ich schwache Erinnerungen aus der Vergangenheit herauf beschworen. Ja, ja — sagte ich leise zu mir selbst — es ist nur eine Phantasie gewesen. Angenommen, es wäre ein Frauenzimmer gewesen, welchen Grund konnte sie haben, regungslos am Fenster zu stehen und zwei Reisende anzusehen? Dann dachte ich mir wieder, es könnte eine Zigeunerin oder eine Landstreicherin seyn, die uns beobachten und nun ihren Gefährten Nachricht brächte, welche uns wahrscheinlich auf unserem Wege nach Hause berauben würden.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Der Gebrauch des Schenkens gefärbter Ostereier an Kinder ist zwar uralt, dessen ungeachtet nicht römischen, noch viel weniger altdeutschen Ursprungs. Es ist nichts anders als ein Kind des Feudalwesens des Mittelalters. Es war nämlich, da es damals wenig baares Geld gab, herkömmlich, daß die Unterthanen ihre Abgaben an die Herrschaften in Naturalreichnissen entrichten mußten. Diese Reichnisse mußten ihrer Verschieden heit nach, immer zu der Zeit entrichtet werden, wo es davon am meisten gab, so finden wir Fastnachtshennen, Ostereier, Herbsthühner, Martinsgänse und Weihnachtsfrischlinge (Schweine) in den Grundbüchern und Haus-

briefen als Lasten aufgeführt. Später wurden diese Natural-Leistungen in Geldbeträge und resp. Grundzinse umgewandelt. In diese Kategorie gehörte auch die Getreidegilt und der an die Grundherrschaften zu entrichtende Zehnt, nicht aber jener, welcher dem Ortsgeistlichen verabreicht wurde, dieser datirte seine Herkunft schon aus den Zeiten des alten Testaments, wo dem Priesterstamme Levi ein solcher Zent verabreicht werden mußte. — Da man nun an Ostern eine bedeutende Quantität Eier an die Herrschaft abreichen mußte, wie solches das Saalbuch Herzogs Ludwig des Strengen nachweist, so wollte man auch den Kindern eine Freude machen und gab ihnen, weil man ihnen die Eier in rohem Zustande ihrer Gebrechlichkeit halber nicht geben konnte, die Eier gesotten und gefärbt, damit sie am Osterfeste doch auch eine Freude hatten. Oder es wurden, was noch eher anzunehmen ist, von den gebrachten Eiern den Kindern der Herrschaften solche Geschenke gemacht und dieser Gebrauch verbreitete sich nachher allgemein. Gewiß ist, daß der heutige Gebrauch der Ostereier von jenen Ostereiern abstammt, welche als Abgabe gereicht werden mußten.

—

Der Suldner Ferner in Tyrol, von dessen Vorrücken schon öfters die Rede war, macht noch immer Fortschritte. Seit vorigem Jahre hat er, wie der „Schützenztg.“ aus dem Vintschgau geschrieben wird, wieder ein bedeutendes Stück Weideplatz mit einer dicken Eisschichte zugedeckt. Bei seinem Vorrücken scheint der Ferner ziemlich human zu handeln, er wirft nämlich die im Wege stehenden Steine und Erdschollen nicht ins Thal hinab, scheint dieselben aber auch nicht verdauen zu können und leidet sie nicht in sich, sondern legt sie ruhig auf seinen Rücken hinauf und läßt sie dort unangefochten liegen. Der Ferner bildet fortwährend Eiswände oder Thürme; sobald sie ausgewachsen sind, stürzen sie unter furchtbarem Krachen wieder zusammen; die Trümmer verbinden sich dann bald mit der übrigen Eismasse zu einem Ganzen. Dieses donnerähnliche Zusammenstürzen der emporgeschobenen Eiswände geschieht heuer viel häufiger als im vorigen Jahre und ereignet sich besonders, wenn die Witterung wechselt.

—

In der jüngsten Sitzung der Wiener Akademie der Wissenschaften sprach der Direktor der Wiener Sternwarte, v. Littrow, über die Möglichkeit des Zusammentreffens der Himmelskörper unseres Planetensystems. Schon vor drei Jahren habe er die Bahnen jener Asteroiden namhaft gemacht, die sich bedeutend nähern; jetzt könne man auf die wirklichen Zusammenkünfte von Himmelskörpern hinweisen, und zwar mit einer Genauigkeit, wann und wo sie erfolgten. So kommen die Amphitrite und die Melpomene im November d. J. sehr nahe an einander. Die größte Annäherung geschieht am 17 November. Diese zwei Planeten gehen um 2 Uhr nach Mitternacht auf und es wird von Interesse seyn, zu sehen, ob nicht eine Spur von Störung vorhanden ist.

—

Mit diesem Monat läuft der Termin ab, welcher von dem König Max zur Einsendung für Dramen, Tragödien und Lustspiele eröffnet wurde, deren gelungendste ihm durch eine Kommission zur Aufführung empfohlen werden sollen, um mit Rücksicht auf die Bühnenwirksamkeit gekrönt zu werden. Bereits ist auch bei dem Kapitel des Maximiliansordens, welches die Konkurrenzstücke in Empfang zu nehmen hat, eine namhafte Anzahl von Dramen eingelaufen. Noch wartet man darauf, daß die Namen der Preisrichter offiziell bekannt gemacht werden. Dem Vernehmen nach sind zu diesem Amt Bodenstedt, Carriere, Geibel und Schack bestimmt; auch Dingelstedt war vom König designirt, es scheint aber fraglich, ob die inzwischen angenommene Stelle in Weimar ihm eine aktive Theilnahme in München gestatten wird.

—

Aus Herrmannstadt wird gemeldet: Wenn es wahr wäre, daß Reichthümer beglücken können, so müßte jetzt die Sonne Kronstadts (Siebenbürgen) einen der glücklichsten Sterblichen bescheinen. Dem Vernehmen nach hat nämlich ein dort garnisonirender k. k. Lieutenant von Hartmann Infanterie vor einigen Tagen die allerdings nicht besonders betrübende Kunde von dem Ableben eines ganz unvermutheten Anverwandten in Amerika im offiziellen Wege mit dem Beisatze erhalten, daß ihm dieser Anverwandte die Summe von 46 Millionen Gulden, deponirt bei der Bank von England, hinterlassen hat. Der Betreffende soll bereits eine Million den Subalternoffizieren des 3. Armeekorps auf eine entsprechende Weise gewidmet haben.

—

Offiziellen Ausweisen zufolge sind im letztverflossenen Jahre 22,439 Auswanderer in Quebec gelandet, darunter 10,353 aus England, 1688 aus Irland, 2794 aus Schottland, 4537 aus Deutschland, 2806 aus Norwegen. Seit 1829 ist Quebec das Ziel von 868,908 Einwanderern gewesen, von denen die meisten arbeitsame, kräftige Leute waren, denen es im neuen Vaterlande sehr wohl gefällt.

Redakteur: Gustav Reffert.

Druck und Verlag der Mailand'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 168 Donnerstag, 16. Juli 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

Doch immer finsterer zogen sich die Falten auf Trubetzkoi's Stirn zusammen. Er hatte ihre Hände losgelassen und wie entsetzt vor ihr zurückweichend, unterbrach er sie: „Was hast Du gethan, Olga? Kennst Du mich so wenig, daß Du nur einen Augenblick glauben konntest, ich würde meine Ehre brandmarken? Was hat mein Vater nur gedacht?“

„Als ich deinen Vater verließ,“ versetzte sie sichtbar betreten, „glaubte er nicht daran, daß ein Kampf hier ausbrechen würde. Er erklärte die Nachrichten von der beabsichtigten Expedition für leere Gerüchte, die sich nie verwirklichen würden und meinte: es würde Dir um so viel leichter werden, Deinen Abschied zu erhalten, da Du doch nur zum müssigen Garnisonsdienste bestimmt wärst —“

„Doch wie Vieles hat sich seitdem geändert,“ unterbrach sie der Fürst. „Die Expedition ist zur Wahrheit geworden, der Feind bedroht diese Festung, dieses Juwel in der Krone Rußlands, und mein Regiment kann jede Minute Ordre erhalten, zur Vertheidigung Sebastopols auszurücken. Wie darf ich meinen Abschied jetzt verlangen, ohne den Verdacht der Feigheit auf mich zu laden, ohne mir die Verachtung aller meiner Kameraden zuzuziehen. Drum kein Wort mehr davon, Olga, denn Du wirst mir in der ersten Stunde des Wiedersehens keine Beleidigung zufügen wollen; Du wirst Deine Liebe keinem Manne zuwenden wollen, den die öffentliche Meinung zum Feiglinge gestempelt hat.“

„Aber das ist ja entsetzlich!“ rief sie, wie verzweifelnd. „Das vernichtet alle meine Hoffnungen, zerstört alle meine Wünsche! Wie soll ich leben, mit der ewigen Todesangst um Dich im Herzen? Wie soll ich es ertragen, fern von Dir zu bleiben, wenn Dich Deine Pflicht in's Feld ruft? Habe ich darum gerungen und gestrebt, Dich mein zu nennen, um Dein Herz jeder feindlichen Kugel preisgegeben zu sehen. Nein, ich lasse Dich nicht! Jetzt bist Du mein, ganz mein und kein Machtspruch soll Dich von mir trennen. Unserer Verbindung steht nichts im Wege, rufe einen Priester herbei, er soll unsere Hände verbinden diese Nacht noch, wie die Liebe unsere Herzen schon längst verbunden. Dann bin ich Deine Gattin, dann darf ich Dir folgen auf jedem Deiner Schritte, bis in das dichteste Kampfgewühl hinein!“ In leidenschaftlicher Umarmung umschlang sie ihn und schluchzte laut an seiner Brust.

Mit einer mißmuthigen Empfindung entwand er sich aber ihren Armen und sprach ernst und finster: „Du schwärmst, meine Liebe! Durch eine Verheirathung im gegenwärtigen Augenblicke, wo jeder Soldat nur an sein Vaterland, an seinen Kaiser denken soll, würde ich mich nur lächerlich machen, und ich mag ebensowenig den Spott, als die Verachtung meiner Kameraden verdienen.“

Doch noch hatte er nicht ausgesprochen, als sie ihn schon wüthend von sich stieß, und ihre Blicke wie glühende Dolche auf ihn richtend, rief sie mit bebender Stimme: „Das ist also der Dank für meine Liebe! Zurückweisung — Beleidigung. O, wie thöricht war ich, daß ich auf Treue bauete in einem Männerherzen. Feodor, wenn Du wüßtest, was ich um Dich gewagt —“

„Ich will es nicht wissen!“ unterbrach er sie heftig. „Laß es mich auch nicht einmal ahnen, sonst möchte ich die Stunde verwünschen, wo ich Dich zum Erstenmale geschaut!“

„Was war das?“ rief sie mit einem unheimlichen Ausdrucke, während ihr schönes Antlitz sich dämonisch verzerrte. „Was könntest Du ahnen? O, mein Himmel! was habe ich gesagt?

In demselben Momente wurde leise an die Thür geklopft und auf ihren Hereinruf trat eine Zofe herein und meldete, daß eine Ordonnanz im Hotel erschienen sey, welche den Fürsten sogleich zu sprechen wünsche.

Eine solche Unterbrechung kam ihm jetzt erwünscht, um seinen Rückzug vorzubereiten, und eilig folgte er dem Mädchen nach dem Korridor, wo er einen Soldaten fand, der ihm die Ordre brachte, ungesäumt im Gouvernementspalaste zu erscheinen, wo der Fürst Mentschikoff alle Offiziere, bis zum Hauptmann abwärts, noch in dieser Nacht bei sich zu sehen wünsche,

um ihnen Instruktionen zu ertheilen. Trubetzkoi war sogleich bereit, diesem Rufe zu folgen, und als er ins Zimmer trat, bot er Olga versöhnend die Hand und drückte sein Bedauern aus, daß er sie verlassen müsse, weil die Pflicht ihn rufe.

Doch mit allen Zeichen eines blinden, wüthenden Zornes stieß sie seine Hand zurück und rief ihm zu: „Geh', Falscher, Ungetreuer, Elender! Geh' — in den Tod!

Trubetzkoi zuckte zusammen, aber ohne auch nur ein Wort zu erwidern auf den — gerade in diesem Augenblicke, wo der Tod ihm näher war, als je — so empörenden Wunsch, verließ er sie.

Kaum hatte er die Thüre hinter sich geschlossen, als sie ihr häßliches Wort schon bereute und ihm nacheilte, um seine Verzeihung zu erflehen. Doch er hörte nicht auf ihren Ruf, den sie ihm von der Treppe herab nachschallen ließ und eilte, ohne sich umzuschauen, aus dem Hause.

Nur mühsam sich noch aufrecht erhaltend, wankte sie in ihr Zimmer zurück. Dort brach sie zuerst in lautes Schluchzen aus, dem ein heftiger Krampfanfall folgte. Ihre weibliche Dienerschaft lief herbei, ein Arzt mußte geholt werden, und beinahe die ganze Nacht hindurch dauerten die Krampferschütterungen fort; erst gegen Morgen stellte sich ein leichter Schlummer ein.

Indessen hatte sich der junge Mann, welcher dem Fürsten Trubetzkoi das Billet Olga's überbracht, in einen Mantel gehüllt und das Hotel wieder verlassen, wo er im Gefolge Olga's angekommen und abgestiegen war. Es schien, als ob er es nur darauf abgesehen habe, während der Nacht ohne Plan und Ziel in der Stadt herum zu streifen; denn er ging von Straße zu Straße, ohne bestimmte Richtung. Nur bei den Hauptwachen blieb er zuweilen stehen, knüpfte ein Gespräch mit den Soldaten an, welche die milde Nacht aus der dumpfigen Wachstube heraus gelockt hatte und schien Erkundigungen einzuziehen. So gelangte er auch an eine, nahe den Wällen gelegene, Wache, welche nur schwach besetzt und von einem Unteroffiziere kommandirt war. Dieser war zwar schon ein alter Mann, aber noch rüstig und dienstfähig. Er saß unter dem Wetterdache des kleinen Gebäudes auf einer hölzernen Bank und rauchte aus einem kurzen Pfeifenstummel, als der junge Mensch zu ihm trat und ihn anredete, mit einem freundlichen Gruße beginnend. Anfangs gab der Alte nur mürrische und kurze Antworten und schien wenig geneigt, sich mit dem jungen Fremden in ein Gespräch einzulassen. Doch der einschmeichelnde Ton desselben und sein vertrauliches und doch achtungsvolles Wesen schienen den alten Graubart doch endlich zu erweichen, und als Jener ihm geradezu die Frage stellte: ob er nicht Dominik heiße und erst vor wenig Monaten freiwillig wieder in die Armee eingetreten sey? da horchte er hoch auf und bejahete die an ihn gerichtete Frage schon weit freundlicher. Der junge Mann vertraute ihm hierauf: daß er aus Warschau komme und im Gefolge der Generalin Tschernokoff, bei welcher er als Sekretär angestellt sey, erst vor wenigen Stunden in Sebastopol angekommen wäre, und daß er Auftrag habe, von der Gräfin Krasinska, sich nach ihrem Sohne Stanislaus zu erkundigen, welcher als gemeiner Soldat im Regimente Michael diene.

(Fortsetzung folgt.)

Das Gesicht am Fenster.

(Fortsetzung.)

Solchem Verdacht Raum gebend, hielt ich es für das Beste, draußen eine Untersuchung anzustellen. Ich ging daher, ohne meinen Freund zu wecken, zu dem Wirthe, und theilte ihm meinen Verdacht mit. Dieser wollte aber nicht darauf eingehen und versicherte mir, daß seit Jahren sich in der ganzen Gegend nichts Verdächtiges gezeigt habe. Ich bestand jedoch darauf, und er entschloß sich endlich, mit mir hinauszugehen. Wir durchsuchten die ganze Umgebung des Hauses, die Nebengebäude, den Stall, jeden Fleck, wo sich etwa ein menschliches Wesen verbergen konnte — fanden aber Nichts.

Als ich wieder in unser Zimmer trat, war mein Freund gerade eben erwacht.

— „Ich habe einen sonderbaren Traum gehabt;“ — sagte er mit einem traurigen Ton der Stimme — „ich habe im Traum ein Angesicht gesehen, das ich wahrscheinlich nie wieder sehen werde, denn die Person, die es trägt, ist in dem Augenblick mehrere hundert Meilen von England fern. Und doch“ — fuhr er fort mit einer Stimme, wie ich sie nie von ihm gehört hatte — „könnte ich wünschen, dieses Angesicht noch einmal wieder zu sehen, wenn auch nur einen Augenblick.“

Als er diese Worte sprach, erstaunte ich auf's Höchste und sagte:

„Es ist ein weibliches Gesicht, wovon Sie sprechen.“

„Wie wissen Sie das?“ fragte er.

Ich hoffte, ihm nun das Geheimniß, das sein Gemüth drückte, zu entlocken und erzählte ihm deßhalb, so kurz als möglich, von der seltsamen Erscheinung am Fenster — wenn es anders eine solche war — die ich gehabt.

Diese Mittheilung schien ihn sehr zu afficiren, aber gegen meine Erwartung, bewog sie ihn nicht,

sich mir anzuvertrauen; er kannte offenbar meinen Charakter nicht genug, um mir sein ganzes Vertrauen zu schenken. Er begnügte sich, einige rasche Bemerkungen über das seltsame Ereigniß zu machen, daß wir beide dieselben Phantasieen gehabt, und sprach dann nicht weiter darüber, sondern trieb zum Nachhausegehen.

Ein Tag nach dem andern verging, und mein Freund war noch immer in sich gekehrt und traurig. Wir machten täglich Spaziergänge in der schönen Umgegend; aber wie kalt lassen die Schönheiten der Natur, wenn das Herz krank ist! Einmal, als wir durch ein Thal schlenderten, hörten wir den sanften Ton eines Horns aus der Entfernung. „Ach," — sagte mein Begleiter, indem er stille stand und aufmerksam lauschte — „diese Melodie habe ich früher hundertmal gehört, aber nie hat sie solchen zauberischen Eindruck auf mich gemacht wie jetzt", und Thränen rollten über seine Wangen. Musik hat allerdings einen wunderbaren Zauber — dieselbe Melodie erfüllt die Seele des Einen mit Freude und Wonne, während sie in dem Andern melancholische Gedanken hervorruft.

— „Warum vertrauen Sie mir Ihren geheimen Kummer nicht?" — sagte ich zu Arthur — „Es würde wenigstens Ihr Gemüth erleichtern, und seyen Sie versichert, ich frage nicht aus müßiger Neugier."

„Ich bin ungewiß," antwortete er, in wie weit ich auf Ihr Mitgefühl rechnen kann, und mein Kummer läßt sich nicht mittheilen, wenn ich nicht, in Erwiderung meines Vertrauens guten Rath und Anweisungen für mein Verfahren in Zukunft erwarten kann."

Rath konnte ich ihm nicht versprechen, denn ich wußte ja nicht, in wie weit sein Leiden in den Bereich meiner Erfahrung fiel; dennoch drang ich mit Ernst in ihn, mir sein Vertrauen zu schenken, da ich deutlich genug sah, wie unglücklich er sich seit der letzten Zeit gefühlt hatte.

— „Nun, heute Abend sollen Sie denn meine Geschichte erfahren", sagte er, und wir trennten uns für einige Stunden.

Als der Abend kam, setzten wir uns an den Kamin. Arthur begann seine Erzählung mit einer Miene, die Zwang und Mißtrauen zeigt. — „Zuerst" — sagte er — „fürchte ich, daß Sie mich sehr tadeln werden, daß ich, während ich mir selbst mein früheres thörichtes Betragen zum Vorwurfe gemacht, doch nicht den sittlichen Muth gehabt habe, mein Unrecht einzugestehen und mich in den Augen meiner früheren Verbindungen zu erniedrigen — obwohl ich, in Wahrheit, es lange hätte thun können, da ich sah, daß der Druck, der auf meinem Gemüth lastete, allein hinreichte, um mich von Allen, die mich je gekannt, fortzutreiben. Dennoch", fuhr er fort — „sollen Sie die Hauptzüge meines Kummers hören, unterlassen Sie aber nicht, mir ganz offen Ihre Ansichten über mein Betragen mitzutheilen."

Ich versprach es ihm, und dann fuhr er in seiner Geschichte fort.

„Vor einigen Jahren — so erzählte Arthur — lebte ich bei meinem Oheim, einem Prediger im Westen Englands. Er hatte für meine Erziehung und Bildung gesorgt. Er hat mich für den Dienst der Kirche bestimmt; aber das eingeschränkte Leben eines Landpfarrers sagte damals meinem Geschmack nicht zu; ich begnügte mich, nach eigenem Gefallen zu lesen und zu studiren; zu meiner Erholung machte ich Ausflüge in die Umgegend, und verschmähte auch andere Vergnügungen und gelegentlich eine Tanzparthie nicht. Da ich mit Leichtigkeit schrieb, so begann ich zu schriftstellern und lieferte von Zeit zu Zeit einen Artikel für ein Journal. Der Beifall, den ein paar von meinen kleinen Arbeiten erhielten, machte mich beinahe schwindelig, phantastische Visionen von Ruhm und Vermögen, die mir meine Feder erwerben sollten, entstanden bei mir. Ich schrieb nun mehr, und um den Genuß zu haben, meine Geisteserzeugnisse recht frisch aus der Presse hervorgegangen zu sehen, machte ich oft den Weg hin und zurück nach einer kleinen Stadt, drei Meilen von dem Dorfe, worin wir wohnten, entfernt, wo ich die Journale, für die ich arbeitete, vorfand. An einem Abend jedoch, wie ich auch den Heimweg von dem Städtchen machte, ereignete sich Etwas, das in meiner ganzen bisherigen Lebensweise eine Aenderung hervorbrachte.

Der nächste Weg nach unserer Wohnung führte an einer Stelle beinahe gerade unter den Fenstern eines alten herrschaftlichen Hauses vorüber, welches viele Jahre verfallen und unbewohnt gewesen war; kürzlich aber hatte eine französische Familie es gemiethet und es war wieder hergestellt und verschönert. Ich hatte das alte Haus immer lieb gehabt, es war so pittoresk und beherrschte eine der lieblichsten Landschaften in diesem Theile von England. Oft, wenn ich an dem alten Gebäude vorüberging, hatte ich meine Betrachtungen über den Charakter und den Geschmack der Bewohner angestellt. An dem Abend nun, von dem ich spreche, schien der Mond hell und glänzend, und gerade als ich aus einem kleinen Gehölz neben dem Hause heraustrat, ward ich durch einen unerwarteten Anblick überrascht: ich sah auf dem Balkon vor den Fenstern des Wohnzimmers eine schöne weibliche Gestalt stehen, eine Gestalt, wie sie nicht vollkommener ein griechischer Bildhauer hätte schaffen können.

Ich ging etwas näher, um ihr Gesicht zu sehen, jedoch so leise, daß ich sie in ihren Betrachtungen nicht stören konnte, und sah mit Staunen die wun-

derbare Schönheit desselben: ein feines Oval mit tiefen, glänzenden Augen, eine erhabene und doch völlig weibliche Stirn, beschattet von reichem dunkelem Haar, mit welchem der weiße Teint den herrlichsten Kontrast bildete.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Eine merkwürdige amerikanische Eisenbahn ist seit etwa 2½ Jahren zwischen Richmond und dem Ohio in Betrieb genommen; sie zeigt wohl die äußersten Leistungen, welche bisher mit starken Steigungen und Krümmungen erreicht worden sind. — Auf dieser Strecke war nämlich ein Tunnel auszuführen, welcher den anfänglich gehegten Erwartungen zuwider eine Bauzeit von mindestens 7 Jahren in Anspruch nahm. Als man 4 Jahre an Herstellung des Tunnels gearbeitet hatte und mindestens noch drei Jahre zur gänzlichen Herstellung erforderlich erachtete, entschloß man sich durch eine interimistische über den Kamm des Gebirges geführte Bahn die Verbindung der bis zum Fuß des Blue Ridge vollendeten Bahnstrecken herzustellen. Der Punkt, an welchem der Kamm des Gebirges überschritten ward, liegt 1885 Fuß hoch und erforderte auf der westlichen Seite eine Steigung von 1 zu 23⅔ und Kurven von 300 Fuß Halbmesser. Eine noch stärkere Steigung war am östlichen Abhange zu überwinden; hier beträgt die durchschnittliche Steigung sogar 1 auf 20½ und die kleinste Kurve hat nur einen Halbmesser von 234 Fuß. Zur Vergleichung mag angeführt werden, daß, wie wir uns zu erinnern glauben, die stärkste Steigung auf der Semmering-Bahn, bekanntlich eine der schwierigsten in Deutschland, circa 1 auf 34 beträgt. — Die Länge der Strecke von Fuß zu Fuß des Berges beträgt 4,39 Miles; die Strecke, welche von den für die Berg- und Thalfahrt konstruirten Lokomotiven befahren wird, ist noch einige Miles länger. Die auf- und absteigenden Bahnen sind auf dem Kamm durch eine Kurve von 300 F. St. verbunden, und die Horizontalfläche, welche beide Steigungen mit einander verbindet, ist nur so groß, daß ein gewöhnlicher Zug von drei oder vier Wagen auf derselben Platz findet. Und diese Bahnstrecke ist seit 2½ Jahren mit einer einzigen Unterbrechung in durchaus sicherer Weise befahren worden, was nicht allein als glänzendes Zeugniß für die Güte der Maschinen, sondern auch für energische Leitung des ganzen Betriebes gelten kann; denn Wochen lang ist der Berg zuweilen mit Schnee beweht gewesen. Die Lokomotiven, mit denen der Berg überschritten wird, haben 6 Triebräder von 42 Zoll Durchmesser. Die Räder sind so dicht an einander gesetzt, daß die äußersten Berührungspunkte auf der Bahn nur 9 F. 4 Z. auseinander liegen, wodurch das Befahren der starken Kurven natürlich erleichtert wird. Um die Reibung durch das Gewicht der Lokomotive zu vermehren und zugleich, um nicht durch das Gewicht des Tenders die wirksame Kraft zu beeinträchtigen, ist der letztere über dem Kessel angebracht und zum Lagern der Feuerung seitwärts mit angehängten Behältern versehen. Diese Maschinen führen im regelmäßigen Dienst einen aus drei oder vier achträderigen Wagen bestehenden Zug. Selbst auf den stärksten Steigungen kann ein solcher Zug angehalten werden.

Der Vorstand des Zentralvereins gegen das Branntweintrinken im Königreich Hannover ladet alle mit ihm zusammenwirkenden Vereine nebst den Freunden der Mäßigkeitssache ein, sich mit ihm auf dem bevorstehenden europäischen Wohlthätigkeitskongreß zu Frankfurt a. M., vom 14. Sept. an, einzufinden. Der Kongreß sey gleich dem Zentralverein zu dem Schlusse gelangt, daß in der gänzlichen Verbannung, besonders des Branntweins, das allein sichere Mittel liege, um das Elend zu entfernen, welches jener unsaubere Geist im Volke anrichtete. Nachdem der Kongreß den Gegenstand von Neuem auf seine Tagesordnung gesetzt habe, sey es für die Mäßigkeitsvereine zur Pflicht geworden, ihre Kräfte mit den seinen zu vereinigen.

Vor Kurzem ist von Dr. Soldin in Stockholm eine Aufforderung erlassen worden, für die Verbrennung der Leichen zu wirken. Herr Dr. Soldin hat selbst bestimmt, daß nach seinem Tode sein Leichnam verbrannt werde. Auf den von ihm aufgelegten Listen haben sich bis jetzt vierzig Personen unterzeichnet. Die Asche großer Männer soll aufbewahrt, die der Andern dagegen als Dünger (!) benutzt werden.

Wie man aus Wien schreibt, hat Hans Sachs in Wien einen Rivalen gefunden. Ein Schuster vom Schottenfeld habe ein Theaterstück seltensten Inhalts, „Papier und Leder“ betitelt, geschrieben, welches ein bedeutendes Talent verrathe und im Josephstädter Theater zur Aufführung angenommen worden sey.

Redakteur: Gustav Neffert.
Druck u. Verlag der Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 169 Freitag, 17. Juli 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

Der Alte hatte so aufmerksam zugehört, daß ihm die Pfeife dabei ausgegangen war, und ganz verändert und in der freudigsten Bewegung, gab er dem Fragenden Auskunft über seinen ehemaligen Herrn, den er jetzt als Unteroffizier kommandirte. Stanislaus hatte sich mit einer bewunderswürdigen Selbstverleugnung in sein hartes Schicksal gefunden und sich durch die strengste Pflichterfüllung das Wohlwollen und die Achtung seiner Vorgesetzten erworben. Gewöhnlich wurden Diejenigen, welche zum Strafdienste in die Regimenter eingestellt wurden, einer weit strengeren Behandlung unterworfen, als ihre Kameraden; doch Stanislaus hatte sich, zur größten Verwunderung seiner ganzen Kompagnie, noch nicht den geringsten Fehler zu Schulden kommen lassen und wenn sein alter Unteroffizier seinem Hauptmanne, dem Fürsten Teubetzkoi, Bericht über ihn abstatten mußte, so geschah es stets der Wahrheit gemäß und in der lobendsten Weise. Mit Leichtigkeit hatte er die Exerzitien gelernt und zeichnete sich durch Sicherheit und Gewandtheit im Gebrauch der Waffen aus. Dabei aber war er stets finster und verschlossen, hielt sich fast von allen seinen Kameraden zurück und nur, wenn er in den wenigen Mußestunden, die ihm vergönnt waren, sich ganz allein mit seinem alten Dominik befand, ließ er sich wohl mit diesem in ein vertrauliches Gespräch ein über die Vergangenheit; doch selbst zu diesem Getreuen sprach er nie über seine Zukunft und gab weder einen Wunsch, noch eine Hoffnung zu erkennen. Mit eiserner Beharrlichkeit schien er sich zu einer blinden Maschine umgewandelt und jedem Blicke, der ihm eine Aussicht in die Zukunft bot, entsagt zu haben.

Jetzt lieh der junge Mensch dem Alten mit der gespanntesten Aufmerksamkeit sein Ohr und schien gar nicht genug hören zu können. Doch als der Alte ihm mittheilte, daß Stanislaus, kaum tausend Schritte weit entfernt, vor dem Thore eines Munitionsmagazins Schildwache stehe, wo er nicht länger mehr zu halten und schlug den Weg dorthin ein, den ihm Jener bezeichnete. Doch der Alte rief ihm noch warnend nach, kein Gespräch mit ihm anzuknüpfen, denn der Belagerungszustand sey bereits erklärt und es sey den Schildwachen streng verboten, so lange sie auf Posten ständen, mit irgend Jemand zu sprechen, wenn es nicht ein Vorgesetzter sey. Jener dankte ihm für seine Warnung, versprach sich darnach zu richten und eilte fort.

Bald erreichte er das Magazin, über dessen Thorweg eine große Laterne brannte, die ihr Licht gerade in das Schilderhaus hineinwarf, welches seitwärts stand, und dem jungen Fremden, welcher sich so leise, als möglich genähert hatte, bot sich ein Schauspiel dar, welches eine schmerzliche Bewegung in ihm hervorzurufen schien. Im Schilderhause lehnte die Heldengestalt des edeln Polenjünglings, ganz entstellt durch die plumpe, grobe Tracht des gemeinen Soldaten. In geistiger und körperlicher Erschöpfung schien er zusammen gebrochen. Auf sein Gewehr gestützt, war sein bleiches Haupt auf seinen Arm herabgesunken, und seine festgeschlossenen Augen verriethen, daß ihn der Schlaf überwältigt hatte. Ein tiefes, unaussprechliches Leiden drückte sich in seinen regungslosen, scharf eingeschnittenen Zügen aus.

Der junge Mensch erschrack heftig bei diesem Anblicke und helle Thränen perlten in seinen Augen. Er wußte, daß sich der Unglückliche durch den unbequemen Schlummer, zu welchem ihn gewiß nur die äußerste Erschöpfung aller seiner Kräfte gezwungen hatte, eines schweren Vergehens schuldig machte, welches hart bestraft worden wäre, hätte ihn ein Vorgesetzter dabei überrascht. Er mußte ihn aufwecken; denn schon hörte er militärische Schritte in geringer Entfernung, die sich rasch näherten, und doch that es ihm so weh, daß er den kurzen Schlummer des Armen stören mußte. Leise trat er näher zu ihm, steckte ihm eine schöne Spätrose, die er an seinem Busen getragen, in den Lauf seines Gewehrs und flüsterte ihm dann mit sanfter, wohllautender Stimme in's Ohr: „Wach' auf, Stanislaus!

Man kommt!“ Im nächsten Augenblicke aber war er auch schon hinter dem Schilderhause verschwunden und eilte im Dunkel fort, an der Seitenmauer des Magazingebäudes entlang.

Als Stanislaus die Augen aufschlug, erschrack er selbst und rief leise vor sich hin: „Mein Himmel, hab' ich denn geschlafen? Hab' ich denn geträumt, daß mich Georginens liebliche Stimme erweckte? Nein, das war mehr als Traum! Und hier — wie kommt diese Rose hieher? Sollte sie mir ihre Nähe verkünden? Thorheit! fügte er traurig hinzu. „Wie sollte sie hieher kommen, und Gott bewahre mich, daß ich ihre Gegenwart hier wünschen sollte. Wer weiß, welche lose Dirne sich einen Scherz mit mir erlaubt, und doch muß ich ihr danken, daß sie mich erweckte — denn hier kommt die Wachtronde.“ Rasch barg er die Rose in seinen Busen, trat aus dem Schilderhause, schulterte sein Gewehr und salutirte gleich darauf, als der Offizier, der die Ronde führte, mit welcher er die Wachtposten inspizirte, zu ihm trat und nachdem er ihm einige Fragen vorgelegt, wieder abzog.

Schweigend ging hierauf Stanislaus auf seinem Posten auf und nieder; denn er wollte sich gegen die Versuchung, wieder einzuschlafen, durch Bewegung schützen. Ein unheimliche Stille hatte sich niedergesenkt auf die Festung und schwarze Wolken breiteten sich wie ein Bahrtuch über den Himmel aus und verlöschten die letzten Sterne, die hier und da noch funkelten. Die Gegend, in welcher das Magazin stand, war einsam und abgelegen und kein menschliches Wesen war sichtbar in weiter Runde. Obgleich Stanislaus sonst stets die Pflichten einer Schildwache treulich erfüllt hatte, so schien er doch gerade in dieser Nacht seinen Obliegenheiten weniger nachzukommen. Denn er hatte seinen Blick mehr in sein Inneres versenkt, als auf seine äußeren Umgebungen gerichtet, und hing seinen Gedanken nach über die geheimnißvolle Weise, wie er aus seinem Schlummer erweckt und mit der Rose beschenkt worden war. Deßhalb hörte er auch nicht ein dumpfes Klopfen, kaum hundert Schritte von ihm entfernt, an der Seitenmauer des Magazins.

Doch plötzlich eilte, von derselben Richtung her, der junge Mensch, welcher ihn erweckt hatte, wieder herbei und rief ihm angstvoll zu: „Schildwach! Schnell herbei! Dort brechen Tartaren in das Magazin ein. Sie führen Böses im Schilde.“

Kaum vernahm Stanislaus diesen Warnungsruf, als sein Pflichtgefühl ihm auch plötzlich wiederkehrte, und ohne weiter zu fragen oder seinen Warner genauer zu betrachten, eilte er um die Ecke des Gebäudes nach der Richtung zu, wo er auch jetzt das verdächtige Geräusch vernahm. Er erblickte zugleich auch die drei Tartaren, welche eifrig beschäftigt waren, die Mauer zu durchbrechen, und es darauf angelegt zu haben schienen, von der Schildwache überrascht zu werden, um diese dann überfallen und niedermachen zu können. Sobald er sich ihnen näherte, stoben sie auseinander und suchten ihn zu umzingeln. Stanislaus erkannte auf den ersten Blick, in welcher gefährlichen Lage er sich befand; denn ein Hülferuf würde zur Nachtzeit in der abgelegenen Gegend, wo Alles wie ausgestorben war, wahrscheinlich vergeblich geblieben seyn. Den Schuß aber, der sich in seinem Gewehre befand, durfte er nicht als Nothschuß vergenden, sondern mußte ihn aufsparen zu seiner Vertheidigung.

(Fortsetzung folgt.)

Das Gesicht am Fenster.

(Schluß.)

War es ein Wunder, daß ich die unbekannte Göttin von dem Moment an verehrte? Konnte ich dafür, daß sich meinen Augen eine wirkliche Gestalt darbot, wie sie kaum in den lieblichsten Träumen mir je erschienen war? Nur mit dieser Schönheit beschäftigt, ging ich unwillkürlich näher und näher zum Balkon hinan, bis ich endlich gewahr ward, daß man mich bemerkte und die junge Dame, plötzlich aus ihren Gedanken erwachend, sich in's Haus zurückzog.

Woran hatte sie wohl gedacht? so fragte ich mich selbst. Hatte sie an einen fernen Geliebten in dem schönen Frankreich gedacht? Oder hatte ihr Geist sich zum Sternenhimmel emporgehoben und ernsten Betrachtungen hingegeben? Diese und viele andere Gedanken beschäftigten mich noch, als ich in meine einsame Wohnung zurückgekehrt war, und bannten die Nacht über den Schlaf aus meinen Augen.

Mehrere Tage nach einander ging ich bei dem alten Hause vorüber, ohne jedoch die Schöne zu erblicken. Aber ich gab die Sache nicht auf. Liebe ist erfinderisch. Ich hatte mich aus Neigung viel mit Zeichnen beschäftigt und eine nicht unbedeutende Fertigkeit darin erlangt; diese sollte mir jetzt helfen, denn ich kannte die Vorliebe der Franzosen für die Produktionen dieser Kunst und zweifelte nicht, daß die Schöne vom Balkon sie theilen werde.

So ging ich denn recht oft nach jenem Hause und nahm Skizzen desselben und der Landschaft umher auf, von der Stelle, wo die Ansicht die schönste war. Meinem Oheim gefiel dieß freilich wenig, er äußerte seine Besorgnisse, daß ich, bei dem Schwanken in meinen Bestrebungen, seinem Unterricht und seinem Beispiele wohl nicht viel Ehre machen würde;

aber ich beruhigte ihn, so gut ich konnte. Ich hatte schon mehrere Tage meine künstlerischen Arbeiten an Ort und Stelle fortgesetzt, ohne meinen Zweck zu erreichen, als ein wohlgebildeter Mann, etwas über die besten Jahre hinaus, aber noch sehr rasch und lebhaft — ich ahnte in ihm den Vater der unbekannten Schönen — zu mir herantrat, meine Zeichnung mit Aufmerksamkeit betrachtete und dann in gebrochenem Englisch zu mir sagte:

„Sie wollen dieses Bild verkaufen, mein Herr?"

— „Nein, mein Herr," — antwortete ich, das wenige Französisch, das ich konnte, hervorsuchend — „ich bin nur ein Kunstfreund."

Er verbeugte sich tief und bat, halb in Englisch, halb in Französisch, um Verzeihung, die ich ihm nicht nur gern gewährte, sondern auch hinzufügte, daß er mir eine große Freude machen werde, wenn er meine Zeichnung als Geschenk annehmen wolle.

Er that es unter vielen Aeußerungen des Dankes und fügte zu meiner großen Freude hinzu: „Sie müssen diesen Abend zu uns kommen, meine Tochter, meine Aglaë, wird ihnen gleichfalls ihren Dank abstatten."

Das versprach ich nur zu gerne, und ging überglücklich nach Hause.

„Aber wo hast Du denn Deine Zeichnung gelassen?" fragte mein Oheim.

Daran hatte ich nicht gedacht, ich ward über und über roth und schwieg.

Nach einigen Bemerkungen über die Gefahr, die der Umgang mit Fremden für junge Männer haben könne, sprach mein Oheim nicht weiter über die Sache; ich aber ging am Abend voll freudiger Erwartung zu der französischen Familie. Es empfingen mich der Herr, den ich am Morgen gesehen hatte, und seine Frau, in der ich leicht die Mutter der schönen Aglaë erkannte. Das liebliche Mädchen selbst kam bald darauf herein. Kaum wußte ich, was ich sprach, als ich auf sie zuging. Der Vater stellte mich ihr vor, indem er einige schmeichelhafte Worte über meine Skizze sagte, die bereits an der Wand hing zwischen mehreren anmuthigen Zeichnungen von Aglaë selbst.

Aglaë besaß, wie die meisten ihrer Landsmänninnen, die Gabe, in ihrer Gesellschaft den Fremden es ganz vergessen zu machen, daß er fremd ist, und nach wenigen Stunden, die wie Minuten verflogen, verließ ich das Haus, selbst erstaunt, wie es möglich gewesen, daß ich so schnell mit der Famile so intim geworden.

Von dem Tage an wurden meine Besuche dort häufig. Aglaë und ich verstanden einander und unsere Liebe war bald kein Geheimniß mehr. Die Eltern willigten mit Freuden ein. Mein Oheim machte keine Einwendung, und wurde gegen den Katholizismus meiner Freunde sehr tolerant. Er sah wohl ein, daß ich nicht bestimmt war, auf der Kanzel zu glänzen, und hoffte, daß eine frühe Heirath meinen schwankenden und zum Theil phantastischen Planen ein Ziel setzen werde. So hatte unsere Liebe nicht mit Schwierigkeiten zu kämpfen, und wenige Monate nach unserer ersten Begegnung war die reizende Aglaë meine Gattin.

Dem Wunsche der Eltern gemäß, wohnten wir bei diesen in dem romantischen alten Hause, und waren eine Zeitlang so glücklich, als nur zwei schwache Sterbliche es seyn können. Wenn ich an diese glückliche Zeit zurückdenke, an die zärtlichen Blicke des holden Weibchens, die meinen Liebkosungen begegneten, an ihr süßes Geplauder in gebrochenem englisch, an die hübschen französischen Märchen, die sie mir im Zwielicht, wenn wir am Kamin saßen, erzählte, an die klagenden Romanzen, die sie, indem der Vater sie auf der Guitarre begleitete, sang: so wird mir das dunkele Geschick immer unerklärlicher, welches ein solches irdisches Paradies zerstörte. Aber ach! es ward zerstört, und die Reue ist unnütz, sie bringt es nicht wieder.

Unter den Besuchern des Hauses war ein junger Graf Chandier, der aus politischen Gründen sein Vaterland hatte meiden müssen. Es war ein junger Mann von einnehmendem Wesen, und er war offenbar von meiner jungen Frau sehr entzückt. Nach unserer Heirath hatte ich, durch das Lob meiner Frau und ihrer Freundinnen ermuthigt, wieder Crayon und Pinsel aufgenommen und widmete meiner künstlerischen Liebhaberei oft mehrere Stunden. Bei solchen Gelegenheiten machten der Graf Chandier und meine Frau wohl Spaziergänge in der Umgegend des Hauses. Mit der Fröhlichkeit und Freiheit französischer Sitte bekannt, machte ich mir darüber keine Sorge, bis eines Tages ein alter Freund von mir, der mich besuchte, mich scherzender Weise aufmerksam machte, daß ich wohl besser thun würde, Aglaë nicht zu viel mit dem jungen Franzosen allein zu lassen.

Ich habe seitdem längst erfahren, daß dieß nur in guter Gesinnung für meine reizende Frau gesagt ward, damit sie sich nicht vernachläßigt glauben möchte, wenn ich mich zu sehr den Studien und der Kunst widmete. Doch war damals die Wirkung jener Worte auf mein Gemüth sehr heftig und von traurigen Folgen für mein Glück. Als Aglaë nach Hause kam, machte ich ihr mit der ganzen Bitterkeit eines beleidigten Gatten Vorwürfe über das, was doch in Wahrheit meine eigene Schuld war. Ihre Thränen, ihre Betheuerungen waren vergeblich; von einem Tage zum andern hing ich, wie ein Wahnwitziger, diesem einzigen Gedanken nach und brütete über denselben in finsterer Melancholie, mit der ich meine arme Frau quälte, bis die Eltern,

über mein Betragen erzürnt, eine Trennung vorschlugen. Der Graf selbst, der die unschuldige Ursache, oder richtiger der Gegenstand meines Hasses gewesen war, redete mit mir und bewies mir seine und meiner Frau Schuldlosigkeit; aber der Dämon der Eifersucht hatte mich ganz und gar erfaßt. Aglaë's Eltern über meinen Verdacht indignirt, zogen in ihr Vaterland zurück und bewogen ihre Tochter durch Vorstellungen und Drohungen, sie zu begleiten.

Meine Aufregung, als Sie in dem kleinen Wirthshause in Lanhamlach die Erscheinung am Fenster sahen, kann ich Ihnen nun leicht erklären. Sie werden vielleicht über mich lachen, aber ich will Ihnen frei gestehen, daß ich schon von Kindheit an einen gewissen Hang zum Aberglauben gehabt habe, und ich kann nun die Idee nicht los werden, daß das Gesicht, welches Sie mich anstieren sahen, kein menschliches gewesen, sondern eine übernatürliche Warnung vor einer Gefahr, die meine für mich verlorene Aglaë treffen soll. Was es aber auch gewesen seyn mag, mein Entschluß ist jetzt gefaßt. Ich reise morgen ab und gehe nach Frankreich. Ich will mich ihr zu Füßen werfen — ich will sie retten aus der Gefahr, die über ihr schwebt — sie muß mir vergeben. Der Himmel hat mir eine bittere Lehre gegeben und fordert mich jetzt auf, die gemachte Erfahrung zu benützen. Ja, mein Freund, ich reise morgen ab, und kehre nicht eher zurück, als bis ich mein Vergehen wieder gut gemacht und das Unecht, welches ich meiner geliebten unschuldigen Aglaë gethan, tausendfach durch Liebe und Verehrung vergolten habe."

"Gott gebe es!" — sagte ich, innig gerührt von Arthur's ernster Reue.

Ich wollte eben noch einige andere Worte zureden, als ich eine plötzliche heftige Aufregung an ihm bemerkte. Sein Gesicht war todtenbleich, die Augen funkelten, und er zeigte nach dem Fenster.

— "Sehen Sie," — rief er, nach Odem schnappend — "sie kommt, Aglaë, meine Frau, aber sie kommt aus einer andern Welt, um mir meine Treulosigkeit vorzuwerfen."

Auf's Höchste aufgeregt durch sein wildes, leidenschaftliches Wesen, hatte ich sogleich nach dem Fenster hingesehen, und dort erblickte ich wahrlich, obgleich kaum eine Sekunde lang, dasselbe Gesicht das ich in Lanhamlach gesehen hatte.

Alles Andere vergessend, nur von der Begierde getrieben, dieses Geheimniß zu erforschen, stürmte ich zur Thür hinaus und suchte rund um das Haus her. Anfangs konnte ich durchaus Nichts entdecken, und war schon im Begriff wieder hinein zu gehen, da kam es mir vor, als ob ich einen Gegenstand auf dem Boden liegen sähe. Es war kein Phantom, sondern die liebliche Gestalt, das holde Antlitz Aglaë's, die ohnmächtig niedergesunken war.

Sie in's Haus tragen war das Werk eines Augenblicks; aber es dauerte einige Zeit, bis sie sich erholte.

Worte können die Freude Arthur's, die nun seinem früheren Ausbruch abergläubischer Furcht folgte, nicht beschreiben: er war außer sich, weinte und lachte abwechselnd wie ein Wahnsinniger. Dann machte er sich bittere Vorwürfe, klagte sich laut an wegen des Kummers, den er ihr verursacht, und wollte keinen Trost annehmen.

Nachdem der Sturm dieser Aufregung sich allmählich gelegt hatte, erzählte uns Aglaë Alles, was sich seit ihrer Trennung ereignet: wie sie heimlich ihre Eltern verlassen und erst nach ihrer Abreise an sie geschrieben und den Zweck ihre Reise gemeldet habe — wie sie Arthur'n gefolgt sey, von einem Orte zum andern, ohne den Muth zu haben, sich zu erkennen zu geben, weil sie fürchtete, abermals von ihm abgewiesen zu werden. Alles dieses und noch viel mehr erzählte uns das glückliche Weib; wir hörten ihr mit Entzücken zu, und wenn je wahres Glück auf Erden gewesen ist, so war es gewiß an diesem Abend in unserem Kreise.

Aglaë's Eltern wohnen wieder in England in demselben alten Hause, wo Arthur sie zuerst sah. Ich besuche sie recht oft, und habe die Hoffnung, daß eine liebenswürdige Kousine Aglaë's mich in kurzer Zeit eben so glücklich machen wird, als mein Freund Arthur ist.

Mannigfaltigkeiten.

Die schlimmsten Verheerungen hat die Traubenkrankheit wohl auf der Insel Madeira angerichtet. Im Durchschnitt erzeugte dieses glückliche Eiland sonst 30,000 Pipen Wein (à 3 Ohm), von welchem ein Drittheil ausgeführt wurde. Seit 1853 ist fast gar kein Wein mehr gewachsen und sahen sich die Einwohner genöthigt, zu andern Kulturzweigen überzugehen. Man pflanzte Zucker, Kaffee, besonders aber den Cochenillecaktus, und ist sehr gespannt, ob letztere Kultur gelingen wird; der Caktus braucht 3 Jahre, bis der Thiersaame auf diese Pflanze gesäet werden kann.

Nach der Buchhändlerliste für das Jahr 1857 gibt es im gesammten Bereiche des deutschen und mit Deutschland in Verbindung stehenden ausländischen Buch-, Antiquar-, Kunst-, Landkarten- und Musikalienhandels 2275 Firmen, während die Liste für 1856 2216 und für 1855 2164 enthielt. Hiernach ergibt sich im Allgemeinen ein Mehr gegen 1856 von 59, und gegen 1855 von 111 Firmen.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Walland t'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 170 Samstag, 18. Juli 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

Den Tartaren war es mit großer Gewandtheit gelungen, ihn von zwei Seiten mit ihren krummen Säbeln und langen Messern anzugreifen, während sich der Dritte ihm in den Rücken geschlichen hatte. Der junge Mann aber, der ihn zuerst aufmerksam gemacht hatte auf ihr geheimes Treiben, war ihm auf dem Fuße gefolgt und hatte ihm sein Seitengewehr aus der Scheide gezogen, um ihm Beistand leisten zu können. So deckte er ihn im Rücken, mit einem Muthe und einer Sicherheit, welche verrieth, daß er wohl mit Waffen umzugehen wußte. Stanislaus, der außerordentlich geschickt im Bajonetfechten war, hatte sich deßhalb nur gegen die Zwei zu vertheidigen, welche ihn mit wilder Wuth von beiden Seiten angegriffen hatten; aber bald gelang es ihm, den Einen kampfunfähig zu machen, indem er ihm die Brust mit dem Bajonette durchbohrte, worauf er mit dumpfem Stöhnen zu Boden sank. Der Andere drang nur um so wüthender auf ihn ein, aber Stanislaus ließ ihn ganz nahe an sich heran kommen und schoß ihn nieder. Die Kugel hatte ihm die Schulter zerschmettert und laut aufschreiend vor Schmerz, stürzte er zusammen. Der Dritte, welchen der junge Mann bisher mit unerschütterlicher Tapferkeit zurückgehalten hatte, entfloh. Doch in einer der nächsten Straßen hatte ihn die Wachtronde, die durch den Schuß aufmerksam geworden war und nach dem Magazine zurückeilte, aufgegriffen und festgenommen. Erst als auch der zweite Feind gefallen war, blickte sich Stanislaus nach seinem Mitkämpfer um und sprach ihm seinen heißen Dank und die Anerkennung aus, daß er ihm allein den Sieg eigentlich verdanke; denn ohne seinen tapfern Beistand würde er nicht im Stande gewesen seyn, auch den dritten Tartaren zu bekämpfen. Dann bat er ihn um seinen Namen, indem er ihm den Seinigen nannte.

Der junge Mann aber blieb in geraumer Entfernung vor ihm stehen und indem er ihm mit abgewendeten Antlitze seinen Säbel wieder überreichte, sprach er leise: „Noch ist es nicht Zeit, Ihnen meinen Namen zu nennen; später vielleicht, wenn wir uns wiedersehen. Der einzige Dank aber, den ich von Ihnen verlange, besteht darin, daß Sie in Ihrem Berichte über diesen Vorfall meine Mitwirkung gänzlich verschweigen. Gott schütze Sie in allen Ihren Kämpfen, wie heute."

Mit diesen Worten entfernte er sich schnell, und in der nächsten Minute schon war er in den Schatten der Nacht verschwunden.

Stanislaus fühlte sich seltsam bewegt durch diese Rede und obgleich der Ton der Stimme nur leise zu seinen Ohren gedrungen war, hatte er doch tief in seinem Herzen Anklang gefunden, ja, er war ihm sogar bekannt erschienen. Deßhalb stand er auch wie bezaubert und als er endlich den Fuß hob, ihm zu folgen, war es zu spät; denn der junge Mann war bereits verschwunden und die Wachtronde kam eiligst herbei, den Gefangenen mit sich schleppend.

Der Offizier war erstaunt, als er die beiden Schwerverwundeten Tartaren am Boden liegen sah und die Schildwache ruhig dabei stehend, ganz unverletzt. Stanislaus stattete jetzt einen genauen Bericht über den Vorgang ab, und obgleich er gern den Verdiensten seines unbekannten Mitkämpfers hätte volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, so glaubte er doch dessen Verlangen, seine Mitwirkung zu verschweigen, erfüllen zu müssen, da er die Gründe nicht kannte, die ihn dazu veranlaßt hatten. In einem um so höheren Glanze aber mußte nun seine eigne Tapferkeit erscheinen, und er suchte durch die größte Bescheidenheit deßhalb sein eigenes Verdienst zu schmälern.

Der Offizier aber, welcher die Ronde führte, war ein redlicher Mann, der offen sein Erstaunen ausdrückte, daß es ihm gelungen war, den Sieg gegen drei wüthende Feinde zu behaupten, wobei er ihm die Versicherung gab, er werde dafür Sorge tragen, daß seine Geistesgegenwart und Tapferkeit dem Fürsten Mentschikoff selbst zu Ohren kommen sollten. Hierauf wurden Untersuchungen angestellt über die eigentliche Absicht der Tartaren, und es

zeigte sich bald, daß sie nichts Geringeres im Schilde geführt hatten, als in das Magazin einzubrechen und es in die Luft zu sprengen; denn man fand Zündfaden bei ihnen und andere Materialien, Feuer anzulegen. Erst später aber stellte es sich heraus, daß gleich nach der Ladung der verbündeten Heere sich unter den eingebornen Tartaren, welche noch immer im Stillen einen wüthenden Haß gegen die Russen nährten, eine Verschwörung gebildet hatte. Der Zweck derselben war, nach und nach alle Munitionsmagazine in und um Sebastopol zu zerstören, um den Russen dadurch die Vertheidigung ihrer Festung unmöglich zu machen. Doch da gleich der erste Versuch so schmählich mißlungen war, wurden sie wahrscheinlich von einer Wiederholung abgeschreckt, welche auch gewiß durch die verdoppelte Wachsamkeit der Russen vereitelt worden wäre. Die tapfere That des Soldaten Stanislaus mußte aber ein um so schwereres Gewicht erhalten, da eben durch sie ein unberechenbares Unglück verhütet und der verbrecherische Plan der Tartaren entdeckt worden war.

Die beiden Schwerverwundeten wurden mit fortgeschleppt und Stanislaus mit dem Glockenschlage der nächsten Stunde abgelöst. Die heftige Aufregung seines Innern, welche theils durch die Erscheinung des Fremden, theils durch den blutigen Vorfall in ihm hervorgerufen worden war, hatte seine körperliche Erschöpfung fast gänzlich verscheucht. Er verschmähte es, in der dumpfigen Wachtstube auf seiner Matratze der Ruhe zu pflegen, sondern setzte sich zu Domikil auf die Bank vor der Wache und erzählte ihm, in beinahe heiterer Stimmung, seine Erlebnisse. Auch der Alte gerieht in lebhaftes Erstaunen und behauptete: Recht und Gerechtigkeit müßten in Rußland zu Grabe gegangen seyn, wenn eine solche That unbelohnt bleiben sollte. Dann aber theilte er ihm sein Gespräch mit dem jungen Manne mit, welcher sich im Auftrage seiner Mutter nach ihm erkundigt und sich für den Sekretär der Gräfin Olga Tschernakoff ausgegeben hatte.

Stanislaus horchte hoch auf, denn diese Mittheilung schien ihm Licht zu geben. Er zweifelte keinen Augenblick mehr, daß jener angebliche Sekretär derselbe junge Mann sey, welcher ihm eben einen so wichtigen Dienst geleistet; ja er glaubte sogar, daß er es auch gewesen, welcher ihn aus seinem Schlummer erweckt, obgleich er sich die Bedeutung der Rose nicht zu erklären wußte, die er für ein Geschenk aus weiblicher Hand gehalten hatte. Indessen beschloß er den Unbekannten morgen schon aufzusuchen, da er ihn in der Nähe der Gräfin Olga finden mußte, und ihm nochmals seinen heißen Dank abzustatten und ihn um Nachrichten von seiner Mutter zu bitten, von welcher er seit Monaten nichts erfahren hatte. Doch leider kam sein Vorsatz nicht zur Ausführung. Denn am nächsten Morgen nach seiner Ablösung von der Wache wurde er zur Parade beordert. Der Offizier der Ronde hatte Wort gehalten und den nächtlichen Vorfall dem Fürsten Mentschikoff selbst angezeigt, der den Bericht von großer Wichtigkeit erklärte und die tapfere Schildwache sich vorgestellt zu sehen wünschte. Als er den Namen derselben erfuhr, zog sich freilich seine Stirn kraus; denn er wußte, daß der junge Graf Krasinsky nach Sibirien verbannt, aber zum Strafdienste begnadigt worden war. „Doch gleichviel,“ sprach er darauf. „Er hat dem Kaiser einen wichtigen Dienst geleistet und dieser muß belohnt werden, ohne seine Vergangenheit zu berücksichtigen.“

Stanislaus empfand über diese Erhöhung, obgleich sie ihn aus der nähern Berührung mit der Gemeinheit befreite, welche seine rohen Kameraden leider allzusehr zur Schau trugen, wenig Freude, und sein Dank lautete ziemlich kalt. Eine Stunde später erhielt sein Regiment Befehl aus der Festung hinaus in's Feld zu rücken und so blieb ihm keine Zeit mehr den Sekretär der Gräfin Olga aufzusuchen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Beschneidungsfeste in Konstantinopel.

Der Korrespondent des „Semaphore“ gibt folgende Beschreibung der großen Beschneidungsfeste, welche in Konstantinopel am 29. v. Mts. bis zum 6. Juli dauerten:

„Auf dem großen, sehr gut geebneten Manövrierfelde, durch welches die Straße von Dolma-Bagtsche läuft, erheben sich auf der einen Seite mehrere hundert sehr schöne geräumige Zelte von grünem Tuch, von allen Seiten offen, auf der Spitze den vergoldeten Halbmond, in welchen Zelten der Großvezir, die Minister, die Großwürdenträger des Reichs und die hohen Beamten der Pforte, jeder in seinem Zelte, den ganzen Tag zubringen. In der Mitte steht das kaiserliche Zelt von rothem Sammet, welches mit Divans, Kanapees, mit Kissen, Teppichen und Ruhesitzen möblirt ist und hinter welchem sich ein zweites geschlossenes Zelt — der geheime Theil des kaiserlichen Gemachs — ausdehnt. Dieses kleine Lager voll Luxus und Eleganz ist äußerst schön zu sehen. — Auf der anderen Seite der Straße erheben sich Gerüste um eine große hölzerne Schaubühne und oberhalb derselben in einer Länge von 600—800 Fuß sind Seile ausgespannt, worauf Tänzer,

Jongleurs und Taschenspieler aller Art sich produziren. Ein wenig weiter erheben sich andere Zelte für die geringeren Gäste des Tages, denn während des ganzen Festes ist offene Tafel und endlich ein großes Gerüste, wo die Beschneidung vor sich geht. — Alles dieses gehört zum offiziellen Festplatz: aber ringsherum, auf einer Ausdehnung von wenigstens 2 Stunden, erheben sich Tausende von Zelten, in welchen links (auf den Höhen von Farikeine) Kaufleute, Taschenspieler, Köche, Pfeifen-, Tabak-, Syrup-, Sorbet-, Kaffee- und Kuchen-Händler sich aufhalten und dann (am Ende der großen Straße am Abhange von Schisli) ein Regiment der kaiserlichen Garde untergebracht ist; endlich rechts, fast am Palaste von Dolma-Bagtsche, erheben sich die Zelte von 600 Köchen, die Tag und Nacht mit den Vorbereitungen zum soliden Theil des Festes beschäftigt sind. Ohne Uebertreibung kann man die Zahl der verschiedenen Zelte auf 3000 angeben. Der Festplatz befindet sich, wie Eingangs erwähnt, oberhalb Pera gegen Norden, mit dem Bosporus gleichlaufend.«

»Montag um 3 Uhr Nachmittag gaben Artilleriesalven das Signal zum Beginn der Zeremonie, worauf die Fahrzeuge im Hafen und auf der Rhede sich beflaggten. Bei diesem Signal erschien ein Seiltänzer des Palastes, in blauem Gewande, auf dem Theater, mehrere andere folgten und führten allerlei Ergötzlichkeiten aus. Gleichzeitig beschnitten der Handelsminister Ismail Pascha, ehemaliger Leibarzt des Sultans, Kadri-Bey, Mehemet-Bey und Sekir-Bey, welch' Letzterer vor vielen Jahren den Sultan Abdul-Medjid derselben Operation unterzog, die vier Söhne des Sultans. — Sogleich darauf wurde die Beschneidung an 650 von den 8000 Kindern vorgenommen, welche gleichzeitig mit den Söhnen des Sultans dieser religiösen Operation unterzogen werden sollten. Jedes der eingeschriebenen Kinder erhält eine vollständige Kleidung, 100 Piaster (etwa 10 fl.) in Geld und wird überdieß während der ganzen Dauer des Festes auf Kosten des Sultans mit Kuchen und Bonbons vollgestopft. — Dieser erste Theil der Beschneidung ging unter den üblichen Gebeten der Ulemas (türkischer Theologen) vor sich, an deren Spitze man den alten Tschelibi Effendi sah, welchen der Sultan eigens aus Koniah kommen ließ und ihm 500,000 Piaster für die Bemühung gab. Tschelibi Effendi wird vom Volke als ein Heiliger betrachtet. Sogleich nach dieser Zeremonie nahmen alle Ulemas an den unter den Zelten aufgerichteten Tischen Platz. — Während dieser Zeit besuchte der Sultan, welcher aus seinem Palaste Dolma-Bagtsche gekommen war, das Zelt Reschid-Pascha's, mit welchem er sich lange unterhielt, dann kamen die Zelte der anderen Beamten und endlich jenes der Gesandten. Der Sultan unterhielt sich mit ihnen in französischer Sprache und näherte sich hierauf dem Anführer der Dreh-Derwische, einem ehrbaren Greise, einem Freund des Fortschrittes und vertrautem Rathe des Sultans Mahmud. Der Sultan sprach ihn ehrerbietigst an, grüßte ihn wohlwollend und schickte hierauf den Derwischen eine starke Summe Geldes. Alles das ging im Freien unter den Augen einer ungeheuren Menge und während der Produktionen der Gaukler, Seiltänzer und Taschenspieler vor sich. Diese Leute sind übrigens sehr gewandt; sie machen lebende Pyramiden und Salti-mortali, daß sich ein Pariser Zirkus deren nicht zu schämen brauchte. Als der Abend hereinbrach, wurde das Fest wirklich feenhaft. Die Tausende von Zelten wurden beleuchtet, während gleichzeitig vor den grünen Zelten, auf den Gestaden von Schiesi, von Dolma-Bagtsche, weiter bei Haekeni, im Bosporus, dessen Ufer beleuchtet waren, bis zu dem 6 Stunden entfernten Bujukdere, vor dem Palaste Dolma-Bagtsche, von Tophane, im Arsenal, Feuerwerke aller Art, Raketen, Bomben, Bouquets mit rothem und grünem bengalischen Feuer abwechselten. Es war sehr lärmend, aber sehr schön! Alle Moscheen, alle öffentlichen Gebäude, alle Schiffe waren mit Feuer-Guirlanden umgeben — der Anblick war magisch. Gegen 9 Uhr kam der Sultan in einem vierspännigen Wagen, von zahlreichen Fackelträgern umgeben, abermals auf den Festplatz, wohin die Mengr (namentlich die europäische) dichtgedrängt strömte. Der Sultan trat in sein von allen Seiten offenes Zelt und wusch sich dort, Angesichts der Menge, die Hände. Dieser kleine Vorfall machte Aufsehen, denn es war das Erstemal, daß sich ein Sultan dem Volke so zu sagen im Negligé zeigte. Das Fest dauert so etliche 10 Tage fort. 50,000 Personen ungefähr essen jeden Tag auf Kosten des Sultans in den Zelten, wo freie Tafel ist; die Eingeladenen, d. i. die Zivil- und Militärbeamten, die europäischen Notabilitäten u. s. w. speisen der Reihe nach dem Zelte eines der Großwürdenträger. Unmittelbar nach dem Feste wird die Heirath der kaiserlichen Prinzessin mit dem Sohne Mehemet Ali Pascha's stattfinden. Die Geschenke, welche der Bräutigam der Prinzessin macht, werden über die Höhen nach dem Palast zu Arnaout-Heni gebracht werden, damit die zu den Beschneidungsfesten herbeigeeilte Menge sie sehen könne.

Kunst und Literatur.

Unter dem Titel: „Der Feierabend nahet heran. Ein Gebetbuch für bejahrte Christen, die ihre Tage Gott weihen wollen," ging

im Verlage von Keppler's Buchdruckerei in Passau kürzlich ein neues Gebetbuch hervor, welches bei der Fluth von Açcetikprodukten eine angenehme und erwünschte Erscheinung genannt zu werden verdient.

Inhalt, Umfang, Form dieses Buches dürften dieß Urtheil rechtfertigen. Ersterer empfiehlt sich durch die Approbation des hochwürdigsten Ordinariats Passau von selbst. Gleichwohl möchte Rezensent auf jene körnige Bündigkeit, und salbungsvolle Kraft hinweisen, die in diesen meist alten Gebeten liegt; jene Weihe und Anmuth katholischen Geistes aufmerksam machen, die bei der größten Einfachheit der Worte in ihnen zu Tage tritt. Hiezu kommt der Reichthum und die Fülle (das Buch hat 400 Seiten) von Gebeten, welche den verschiedensten Bedürfnissen der nach Gott ringenden Seele abhelfen, sie in den mannigfach wechselnden Feierzeiten des katholischen Kirchenjahres führen und leiten. — Aeußere Ausstattung entspricht dem gediegenen Inhalt vollkommen. Der Herr Verleger — wie man sieht — hat seinerseits Alles gethan, um dieses Buch auch durch äußere Empfehlung seiner Brauchbarkeit zu einem wahrhaft populären zu machen. — Die Kleinoktavform ist nicht kindisch, belästiget auch nicht. Eine entsprechende Titelvignette und die wenn auch kleinen Kreuzwegabtheilungen sind anregend und zierend zugleich. Insbesondere aber sind es Druck und Papier, welche nach der Seite der äußeren Ausstattung für die Altersklasse, der das Buch gewidmet ist, selbes besonders empfehlenswerth und wünschenswerth machen müssen. Der vom Rezensenten selbst oft gehörte Klagewunsch nach „größerem Drucke“ ist hier beseitigt. Der Augenschwäche des Alters kommt der zweckmäßigste Großlettern-Druck zu Hülfe, welchem das feste, kräftige Papier vollends ebenbürtig zum Grunde dient und die äußere Dauerhaftigkeit, so wie anhaltende Nutzbarkeit des Buches sichert. — Dieses empfehlenswerthe Buch, welches durch alle Buchhandlungen zu beziehen ist, kostet nur 24 kr., ein Preis, der offenbar nur in Hinsicht auf die Hoffnung einer der innern und äußern Ausstattung entsprechenden Abnahme und Bestellung so niedrig gestellt werden konnte. — Möge das Büchlein in seiner Nützlichkeit und Brauchbarkeit des Herrn Verlegers Mühe und Sorgfalt durch dessen reichlichste Abnahme, dessen Benützern aber Eifer und Strebsamkeit für ihr Seelenheil durch fruchtbaren Gebrauch sattsam lohnen!

Mannigfaltigkeiten.

Aus Düsseldorf wird geschrieben: Bei der gestrigen Truppen-Inspektion ereignete sich ein halb ernster, halb komischer Vorfall, und der Held dieses Vorfalles war — ein Hengst. Dieser stolze, schöne, kräftige Sprosse eines edlen Geschlechtes war kaum auf der Golzheimer-Haide angekommen, als er wild wurde. Der Reiter suchte ihn zu bändigen. Dies gelang nicht und er mußte nolens volens zweimal zu Boden; jetzt nahm der Hengst die Flucht und wurde von allen Seiten verfolgt; es konnte Niemanden gelingen, ihn einzufangen, und so mußte ihn eine ganze Schwadron im Kreise umschließen, um seine weitere Flucht zu verhüten. Aber was that mein Held? er war stärker als die Schwadron, durchbrach ihre Reihen und kam wieder zur Freiheit. Im wildesten Galopp durchrannte er die Haide, bis einige Müdigkeit ihn zwang, stillzuhalten. Diesen Augenblick wollten zwei Unteroffiziere unseres Landwehr-Bataillons benutzen, um ihm einzufangen; aber der Held faßte den Einen in den Nacken und riß ihm seine Uniform vom Kragen bis zur Rockschleife in Stücke, dann suchte er wieder das Weite; aber wenn alle jagen, kommt man in die Falle, und so wurde auch dieser Hengst in den Hof eines dort liegenden Gehöftes getrieben und die Thüre hinter ihm geschlossen. Der natürliche Instinkt führte ihn an die Krippe, wo süßduftendes Heu ihn erwartete, und hier gelang es endlich, ihm ein Seil um den Hals zu werfen und ihn in engere Haft zu bringen.

Ueber das Schicksal der Dampfyacht „Fox“, die wieder den Versuch machen will, Franklin's Spuren aufzufinden, und in Disco Kohlen einnehmen wird, dürften wir durch dänische Schiffe die ersten Berichte erhalten. Es ist nichts vernachläßigt worden — sagt das „Athenäum“ — was der Expedition zu statten kommen könnte; sie hat tüchtige Offiziere und erfahrene Matrosen, einen vertrauenswerthen Kommandanten, der durch keine lästigen Verhaltungsmaßregeln der Admiralität gefesselt ist, und dem auch Lady Franklin vollkommen freie Hand läßt, und die besten Instrumente aller Art, die theils von der Regierung, theils von wissenschaftlichen Vereinen mit lobenswerther Zuvorkommenheit angeschafft worden. Auch ein Photograph mit einem vortrefflichen Apparat ist an Bord, und zu wünschen wäre nur noch das Eine, daß ein zweites Schiff — allenfalls die dem Lande von Amerika zum Geschenke gemachte „Resolute“ — nach der Behringsstraße geschickt werde, wodurch das Unternehmen bedeutend gefördert würde. Im Falle, daß der eigentliche Zweck — die Auffindung von Franklin's Spuren unerreicht bleibt, dürften die Resultate jedenfalls der Wissenschaft zu Gute kommen.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag der Mailand'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 171 Montag, 20. Juli 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

II.

Unbegreiflich erscheint es fast, daß die Russen ihre Flotte, auf die der Kaiser Nikolaus so viele Millionen verwendet und die dazu bestimmt war der Stolz Rußlands zu werden und allen Seemächten Furcht einzuflößen, in so unverantwortlicher Weise zurückhielten, ohne auch nur den Versuch damit zu machen, die Landung der Alliirten zu verhindern. Selbst die erfahrendsten englischen Seeoffiziere gestehen es offen ein, daß die Russen mit ihren riesigen Kriegsschiffen leicht im Stande gewesen wären, das verbündete Geschwader auseinander zu sprengen und von einer Landung zurück zu halten, wenn ein Nelson an ihrer Spitze gestanden und sie sich nur heraus gewagt hätten, aus ihrem sichern Hafen. Besonders in der dunkeln und stürmischen Nacht, nach dem 10. September, wo sich die Schiffe nur mit großer Mühe beisammen halten konnten, hätte ein Hauptschlag leicht gelingen können. Daß auch nicht einmal ein Versuch geschehen, daß die Schiffe den Hafen nicht verlassen durften, trotz der brennenden Begier der Besatzung und der Befehlshaber, wird noch lange ein unauflösliches Räthsel bleiben. Einen trüben Flecken in der russischen Geschichte wird aber die Thatsache bilden, daß Rußland seine tapfern Admiräle und Seeleute lieber auf den Wällen der Festung umkommen und seine kostbaren Schiffe ausbrennen, oder anbohren und versenken ließ, als daß es auch nur einen einzigen Angriff auf die Feinde damit gewagt hätte. Wen auch der Vorwurf dieser muthlosen Selbstvernichtung treffen mag, die Nachwelt wird sie eine Feigheit nennen; denn wollte Rußland für eine Seemacht gelten, so mußte es auch wissen, daß es ehrenvoller ist, im Kampfe unterzugehen, als sich hinter sichern Mauern selbstmörderisch einem ruhmlosen Tode zu weihen.

Schon am frühesten Morgen des 14. Septembers hatte die Landung ohne das geringste Hinderniß an einem Strande in der Nähe des Tasla-See's begonnen. Eine Stunde, nachdem das Signal zur Ausschiffung gegeben worden war, befanden sich bereits 9000 Mann Franzosen am Lande, welche ohne Zögerung ihre Vorposten über die Straßen und Stoppelfelder vorschoben. So weit man in das Land hinein schauen konnte, war nirgends eine feindliche Armee zu erblicken, nur ein einziger russischer Offizier wurde von den Mastkörben der Schiffe aus, auf einer Anhöhe bemerkt, wo er von einigen Kosacken umgeben, die Riesenflotte in sein Taschenbuch zu zeichnen schien. Mit den Tartaren, welche sich bald sehr zahlreich einfanden, wußten sich die Soldaten sehr leicht zu befreunden, indem sie ihnen allerlei Lebensmittel, besonders Eier, Hühner und Schafe abkauften und sich Holz und Wasser von ihnen herbeiholen ließen. Schon am andern Morgen wurde auch den Russen ein Transport Lebensmittel, welcher für Sebastopol bestimmt waren, weggenommen, und welcher 30 Karren mit Mehl, einige Wagen mit Früchten, 160 Ochsen und mehrere mit Getreide beladene Dromedare enthielt.

Schon nach drei Tagen war das schwierige Werk der Ausschiffung einer Armee von 60.000 Mann vollbracht, ohne Hinderniß, ohne irgend einen erwähnenswerthen Unfall und überall herrschte in dem verbündeten Heere die größte Siegeszuversicht und Kampflust. Das Loos war jetzt geworfen. Man mußte siegen oder untergehen. Denn hatten sich auch die Russen der Landung nicht widersetzt, so war doch als gewiß anzunehmen, daß sie die Wiedereinschiffung einer geschlagenen Armee gehindert haben würden.

Es war ein imposanter Anblick, in drei verschiedenen Lagern, die sich in der weiten Ebene gebildet hatten, die Wachtfeuer auflodern zu sehen. Aber es wurde den Herren nur kurze Rast vergönnt, denn die blutige Arbeit sollte ohne Säumen beginnen. Schon am 18. September Nachmittags war die Ausschiffung der Feldartillerie, der Reiterei und der nothwendigsten Kriegsbedürfnisse beendigt

und schon in der folgenden Nacht wurde der Befehl ertheilt, mit dem nächsten Morgengrauen die Zelte abzubrechen. Man wollte den Russen den ersten kriegerischen Gruß bieten, die in einer Entfernung von zwei deutschen Meilen, in südlicher Richtung, am linken Ufer des kleinen Flusses Alma eine kampfbereite Stellung eingenommen hatten. Um 3 Uhr Morgens töate der Trommelwirbel durch die Lager, und weckte alle Schläfer. Wie ein Bienenschwarm wogte es bald geschäftig hin und her, und in wenigen Minuten waren die Zelte abgebrochen, die mit andern Lagergeräthschaften wieder in die bereit liegenden Bote geschafft wurden, welche sie den Schiffen zuführten. Dann wurden die Feuer auf's Neue angeschürt und das Frühstück bereitet. Die französische Division unter General Canrobert brach zuerst auf. Eine Stunde später, sich mehr links haltend, folgte das brittische Heer und endlich zog die türkische Infanterie, 7000 Mann stark, unter Suleiman Pascha, am Meeresufer entlang. Den Franzosen, welche die Spitze bildeten, schlossen sich zunächst die Divisionen Prinz Napoleon, und der Generale Bosquet und Forey an, und während die Landtruppen auf diese Weise vorrückten, folgte die Flotte mit einer schwachen Südwestbrise, gleichsam als rechter Flügel des Ganzen.

So war plötzlich nach dem lebhaften Menschengewühl in der großen, wüsten Ebene wieder Einsamkeit und Stille eingetreten. Die Heere waren so aufgestellt gewesen, daß ihre Position ein Dreieck bildete. In der Nähe des großen Hauptquartiers hatte sich das türkische Korps gelagert gehabt, und ein wenig weiter zurück befand sich der Artilleriepark der Franzosen. In dem verlassenen türkischen Lager befand sich nur noch ein einziges, großes, prachtvolles Zelt, welches dem Pascha Suleiman zur Wohnung gedient hatte, der nicht allein einen großen Theil seiner Dienerschaft, sondern auch zwei seiner Favoritinnen mit in's Feld genommen hatte. Die Eine derselben, Zemira, war ihrem Herrn und Gebieter bereits gefolgt; die Andere jedoch, Aminda, eine Circassierin von seltener Schönheit, hatte ihren Aufbruch verzögert, indem sie sich für unpäßlich erklärte und behauptete: sie würde das Fahren in dem verschlossenen Wagen, welcher für sie bestimmt war, nicht vertragen können, weßhalb der Pascha in seiner zärtlichen Besorgniß befohlen hatte, von seinem Transportschiffe, welches ihn hergeführt, eine Sänfte herbeizuholen. Nur mit vieler Mühe und Zeitverlust war dieß endlich gelungen und die Sänfte stand jetzt harrend vor dem Zelte, während ein Serail-Beamter dabei stand, und sechs schwarze Eunuchen sich im Innern befanden, mit Einpacken beschäftigt.

In dem angränzenden französischen Artillerielager war nur noch eine halbe Batterie Zwölfpfünder mit der dazu gehörigen Mannschaft zurückgeblieben, die von dem Kapitän Hector de Beaumond kommandirt wurde. Seitwärts aber stand ein ziemlich geräumiger Marketenderkarren, mit weißer Leinwand überdacht und mit einem feurigen, starken Pony bespannt. Eine außerordentlich hübsche Marketenderin, welche mit einer reizenden Koketterie gekleidet war, saß auf dem Vordersitze des Wagens, hielt den ungeduldigen Pony fest am Zügel und schaute zuweilen verstohlen nach dem türkischen Zelte hinüber. Auch die französischen Artilleristen schienen ungeduldig zu werden und konnten nicht begreifen, was ihren sonst so tapfern und stürmischen Hauptmann veranlassen konnte, den ersehnten Befehl zum Abmarsch so lange zu verzögern. Einigen seiner Leute hatte er eine geheime Ordre gegeben, worauf sie, in der Richtung nach dem türkischen Zelte zu, abgezogen und noch nicht wieder zurückgekehrt waren. Auch hatte er den Zurückgebliebenen eine Stellung angewiesen, in welcher sie das verlassene türkische Lager im Rücken behielten und ihre Blicke nach dem Meere hinaus richten mußten. Er selbst aber saß auf einem Munitionswagen und schien mit der gespannten Aufmerksamkeit Alles zu beobachten, was um das Zelt herum vorging; ja, er schien sogar telegraphische Zeichen in die Ferne hinaus zu geben; denn in der einen Hand hielt er seinen Säbel, in der andern sein Käppi, hoch empor und machte allerlei seltsame Bewegungen damit. Selbst die niedliche Marketenderin schien viele Zeichen zu beachten, denn sie ließ ihre Blicke bald links nach dem Kapitän, bald rechts nach dem Zelte schweifen.

Endlich schien man dort mit den Vorbereitungen zur Abreise fertig zu seyn. Der Serailbeamte, welcher bisher ganz allein bei der offenen Sänfte gestanden, schlug den Vorhang des Zeltes zurück und schien mit ehrerbietiger Geberde hinein zu fragen: ob seine schöne Gebieterin bereit sey, aufzubrechen?

Jetzt fuhr der Kapitän, der noch immer auf den Munitionswagen saß, in der wunderlichsten Weise mit seinem Käppi und dem Säbel in der Luft herum, worauf sogleich die von ihm abgeschickten Artilleristen, ungefähr zehn Mann, zum Vorschein kamen. Sie hatten hinter einem Sandhügel platt auf der Erde gelegen sprangen jetzt, so geräuschlos als möglich auf, schnitten mit Blitzesschnelle die Zeltleinen durch und postirten sich nun um das Zelt herum, wobei Jeder einen der Zeltstäbe faßte und sich so viel als möglich in die Falten der Leinwand zu verbergen suchte.

(Fortsetzung folgt.)

Die deutsche Legion am Cap.

(Aus dem Brief eines Offiziers der englisch-deutschen Legion.)

Fort Duhne Post, 27. März, in British Kaffraria. Lange habe ich gezögert, diesen Brief zu beginnen, um etwas Positives über unsern Bestimmungsort sagen zu können; aber so wie wir in England uns lange nur von Gerüchten nährten, so sind wir auch hier wieder von Tag zu Tag mit Gerüchten hingehalten, die gemeiniglich alles Grundes entbehrten. Ich schicke voraus, daß wir auch jetzt noch nicht „Settlers“ sind, sondern nur Militärs, die von Ort zu Ort geschickt werden. Als wir am 13. Januar in der Tafel-Bay ans Land traten, kam uns B. schon entgegen, und führte uns in sein Haus und seine Familie, von der wir überaus freundlich empfangen wurden. Nachdem wir uns sattsam über die gemeinschaftlich theure Heimath ausgesprochen, machte ich einige Gänge durch die Stadt, wobei ich mich überzeugte, daß Cape-Town keineswegs eine schöne noch große Stadt ist. Bei einigen Einkäufen fand ich, daß England im Vergleich mit Cape-Town ein billiges Land sey, und leider habe ich später die Erfahrung machen müssen, daß Cape-Town wiederum der billigste Ort Süd-Afrika's ist. Darüber weiterhin ein Mehreres. Zurückgekehrt, fanden wir ein vorzügliches deutsches Mittagessen vor, und man wird es begreiflich finden, daß uns das nicht wenig mundete, nach vierundfünfzigtägiger Schiffskost, so gut sie auch als solche war. Der Cap-Constantia behagte mir nicht minder, als meinen Damen die Feigen, Trauben und Apfelsinen, die der Nachtisch brachte. Die beabsichtigte Fahrt nach dem Constantia-Berg mußte leider aufgegeben werden, da wir bereits um 7 Uhr wieder am Strand seyn sollten, um nach der „Stambul“ zurückzukehren; so konnten wir nur eine andere, weniger interessante Fahrt in das Land hinein machen. Im Allgemeinen fanden wir die Vegetation und die Baum- und Pflanzenarten nur wenig verschieden von der Englands, und nur hie und da, in einigen Wohnsitzen reicher Leute, sahen wir Gewächse, die bei uns nicht heimisch sind. Der Weg, den wir entlang fuhren, war eine Fichten-Allee, dann und wann unterbrochen von der erst neuerdings aus Australien eingeführten Eukalypte, Gummibaum genannt. Nach anderthalbstündiger Fahrt hielten wir vor dem Wirthshaus eines Deutschen (und zwar Schwaben) an, und erquickten uns dort nicht minder an den herrlichen Getränken, die wir erhielten, als an dem vortrefflichen Aussehen der ganzen Niederlassung. Der Landsmann that sich nicht wenig darauf zu gut, und sagte, daß er das Alles seinem Fleiß und glücklichen Umständen zu danken habe; er selbst nannte sich einen gemachten Mann, fügte aber hinzu, daß viele Landsleute, die mit ihm gekommen, aus Unkenntniß der Landwirthschaft zu Grunde gegangen seyen; das Arbeiten mit Hacke und Spaten, und geschehe es noch so fleißig, bringe allein nicht weit. Interessantes begegnete uns auf der Tour nur wenig, ausgenommen die Erscheinung der Schwarzen, deren wir schon viele in Cape-Town selbst gesehen. Ihre Hütten stehen gemischt mit den Häusern der Weißen; sie sitzen gemeiniglich nichtsthuend in Schaaren vor den Hausthüren. In und um Cape-Town lebt eine Menge verschiedener Racen; viele davon halten sich äußerst sauber, und ihr blendend weißer Anzug sticht scharf ab gegen ihre schwarzen Gesichter, Hände und Füße. Andere dagegen sind widerlich schmutzig, und wenn sie überhaupt Kleidungsstücke anhaben, so sind diese doch nur Lumpen, die am Leib herunterhängen. Nach 6 Uhr trennten wir uns von der liebenswürdigen Familie B.

Die See war während des Tages sehr unruhig geworden, und so hatten wir eine sehr schwierige Ueberfahrt nach der etwa drei englische Meilen entfernt liegenden „Stambul.“ Noch schwieriger war das Besteigen derselben vom Boot aus, da das Schiff übermäßig rollte, und die Treppe nur mit Lebensgefahr zu erreichen war. Die Abfahrt von Cape-Town war auf den 15. Januar Morgens 3 Uhr festgesetzt, da aber ein ungünstiger Wind blies, so wurden erst gegen 8 Uhr die Anker gelichtet, und nach verschiedenem Laviren kamen wir, wenn auch nördlich von Robber Island, so doch aus der gefährlichen Tafel-Bay hinaus, die bei starkem Nordwest fürchterlich seyn soll, und schon Schiffe ohne Zahl verschlungen hat. Der Tafelberg und seine schönen Gefährten, das Löwenhaupt, der Teufelsberg ꝛc., deren Anblick uns bei der Ankunft entzückt hatte, traten in blaue Ferne zurück, und als wir vor Sonnenuntergang uns ihnen noch einmal zuwendeten, verschwanden die letzten schwachen Umrisse in die Tiefe; der grandiose Anblick hat sich uns aber für alle Zukunft tief eingeprägt, und es kommt hoffentlich eine Zeit, wo wir es — heimkehrend — wiedersehen, und mit wonnigen Gefühlen hinter uns zurücklassen werden. Wir gingen am 15., wie unser Kapitän sagte, dem schwierigsten und gefährlichsten Theil unserer Reise entgegen. Der Wind war nicht sehr günstig, und so näherten wir uns erst am 16. Nachts dem Cap der guten Hoffnung. Am 17. Morgens erzählte uns der Kapitän, daß wir im Längengrade des Cap Agulhas, der südlichsten Spitze Afrika's seyen, und daß man vor Tagesanbruch das Leuchtfeuer von dort gesehen; der Wind war jetzt vorzüglich, und Alles versprach eine glückliche Reise. Da machte sich Abends ein Südost auf, und trieb uns wieder weit zurück; Tags darauf kamen wir dagegen wieder schnell vorwärts, so daß der Kapitän meinte,

mit solchem Wind könnten wir in zwei Tagen am Buffalo seyn. Wir sahen Abends das Cap Francis, und hofften es am nächsten Morgen hinter uns zu haben; der Wind sprang aber über Nacht wiederholt um, wehte Tags über sehr heftig, und wurde in der Nacht fast zum Sturm; mehrere Tage hielt er so an, und die Sonne kam gar nicht zum Vorschein; der Kapitän blieb fast ununterbrochen auf dem Verdeck, da er die Nähe der Küste fürchtete, und der Nebel keine Fernsicht gestattete. Die Strömung hatte uns um das Cap Agalhus wieder zurückgeführt, und trieb uns nun, vereint mit dem heftigen Wind, sehr weit südwestlich; als es endlich klar wurde und der Wind nachließ, befanden wir uns etwa 800 Meilen von dem Cap Francis, das wir so sehnsüchtig betrachtet hatten. Bald gestattete der Wind das Einschlagen des richtigen Kurses, und nach mehrtägiger Fahrt waren wir wieder glücklich in der Nähe des erwähnten Caps, als wiederholt der Südost losbrach und uns genau wie das Erstemal verschlug. Der Kapitän fing an zu fürchten, dieß könnte uns noch wiederholt begegnen und uns schließlich aus Mangel an Wasser und Proviant zwingen, nach der Capstadt zurückzukehren; beim dritten Anlauf kamen wir indeß glücklich um das Cap Francis, und am 1. Febr. Mittags, also nach achtzehntägiger Fahrt, nach East London, am Ausfluß des Buffalo. Während der letzten drei Tage der Reise hatten wir zweifaches Unglück: es starb ein Kind, dessen Tod jedoch schon in Spithead erwartet war, und das nun feierlich dem Meer übergeben wurde — und ferner fiel ein Knabe von 13 Jahren über Bord! Das Schiff lief elf Knoten, und die See war in Folge des Sturmes der vergangenen Tage sehr heftig bewegt, daher konnte das Schiff — es war alles Leinen aufgesetzt — nur mit großer Mühe herumgebracht und das Boot ins Meer gelassen werden. Gesehen ward er nicht wieder, nachdem er plötzlich gesunken, und das Rettungsboot fuhr wohl zwei Stunden vergeblich umher, dann wurde der Rettungsversuch aufgegeben, und das Boot, das jeden Augenblick zu zerschellen drohte, mit unsäglicher Mühe wieder heraufgebracht. Die Haifische, die bald darauf im Fahrwasser des Schiffes sich zeigten, bekundeten deutlich, welch ein Loos den Aermsten ereilt. Den Schrecken, die Aufregung um Bord zu beschreiben, die sich bei dem Rufe: „Mensch über Bord," überall verbreiteten, ist unmöglich; Alles rennt bestürzt nach oben, und wer gerade einen der Seinigen nicht sieht, glaubt natürlich, nur der könne es seyn. Ich sagte schon, daß wir am 1. Februar Mittags in Buffalo-Mouth anlangten; wir warfen dort Anker, und harrten mit Spannung der Dinge, die da kommen sollten. Die hochaufbäumende Brandung, die nirgends eine Lücke zeigte, war wahrlich kein tröstlicher Anblick, so wenig, als die zackigen Felsmassen, die von der Küste aus uns entgegenstarrten! Man fragte sich unwillkürlich: was wird daraus, wenn der Südost wieder aufspringt, der das Schiff direkt auf den Strand treiben und zerschellen muß! Viele, und so auch der Kapitän, wünschten sich wieder hinaus auf die offene See; — ein sogenanntes „Brandungsboot," das etwa nach zwei Stunden am Schiff anlangte, erschien uns gleich der Taube, die den Oelzweig bringt — ein Zeichen, daß die Rettung aus der Sündfluth nahe. Die Brandungsboote sind ungemein stark gebaut, und können 50 bis 100 Mann aufnehmen; sie werden vermittelst starker Taue, die vom Land aus bis zu gewissen Punkten im Hafen laufen — und zu welchen wieder Taue von den Schiffen aus geleitet werden müssen — nach den zu löschenden Schiffen hingezogen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Das Händelfest im Krystallpalast von Sydenham hat zwischen 7000 und 8000 Pfund Sterling reinen Nutzen abgeworfen; eine ungeheure Summe, wenn man weiß, was nur die Aufstellung des großen Orchesters und die massenhaften Ankündigungen gekostet haben. Der Zweck des Festes ist, abgesehen von dem namhaften Reinertrage, auch in soferne erreicht, als man jetzt weiß, wie weit man beim eigentlichen Händelfeste wird gehen dürfen, um eine großartige und dabei künstlerische Wirkung hervorzubringen. Den Verehrern Händels's ist einstweilen Viktor Schölcher's Buch „The Life of Händel" (London, bei Trübner und Komp.) anzuempfehlen. Es ist ohne Widerrede das Beste, das über den großen Meister noch geschrieben wurde, das Resultat langer Studien und gewissenhafter Forschungen.

Der Absatz deutscher Literatur nach Nordamerika war seither nur von geringer Bedeutung, weil bei gangbaren Artikeln die Nordamerikaner sich auf den Nachdruck verlegten. Ein Zentral-Kommissionslager, das einige deutsche Verleger vor mehreren Jahren in Nordamerika errichtet hatten, ging an der Unreellität des Kommissionärs zu Grunde. Gegenwärtig bereist der Buchhändler Witter von St. Louis Deutschland, um die namhaftesten Verleger zu veranlassen, ihm gegen Hinterlegung von 25,000 Gulden beim Vorstande des deutschen Buchhändler-Vereins in Leipzig Verlagsartikel in Kommission zu geben.

Redakteur: Gustav Reffert.

Druck und Verlag der Walland t'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 172 Dienstag, 21. Juli 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

Die Marketenderin mußte ein Zeichen erhalten haben; denn sie ließ ihren Ponny, wenn auch nur langsam, vorwärts gehen, wodurch ihr leichter Wagen sich mehr der Sänfte näherte und kaum noch fünfzig Schritte davon entfernt war.

Nach einigen Minuten erschien endlich die Favoritin, ganz in Schleier gehüllt, begleitet von dem Serailbeamten und zwei Dienerinnen und stieg in die Sänfte. Ehe sie sich jedoch noch niederließ, schien sie etwas zu vermissen und gab mit ungeduldiger Geberde den beiden Dienerinnen Befehl, es auf der Stelle herbeizuholen, die auch gehorsam sogleich wieder verschwanden. Doch auch für den Beamten, der zurückgeblieben war, um sie nicht allein zu lassen, hatte sie gleichfalls einen dringenden Auftrag, mit dem sie ihn in das Zelt zurückschickte, und als er verlegen zögerte, rief sie ihm, mit den lebhaftesten Gestikulationen, einige heftige Worte zu, die auch ihn zum Gehorsam veranlaßten.

Kaum aber hatte er die schöne Aminda allein gelassen und die schweren Vorhänge des Zeltes waren hinter ihm zugefallen, als der Kapitän sein Käppi auf die Spitze seines Säbels steckte und diesen mit einem Eifer um sein Haupt schwenkte, aus welchem sich schließen ließ, daß er damit sein letztes Signal geben wolle. Es war auch bemerkt worden; denn fast gleichzeitig zogen die Artilleristen die Zeltstangen aus dem leichten Sandboden und stürzten im Nu das ganze luftige Gebäude zusammen, so daß Alle die darin Befindlichen unter den schweren Leinwandwolken, die auf sie niederfielen, begraben wurden. Pfeilschnell eilten nun die Anstifter des Einsturzes, ohne sich umzuschauen, nach ihrer Batterie zurück.

Doch auch von der Marketenderin war dieses letzte telegraphische Zeichen nicht unbeachtet geblieben; denn sie hatte es kaum bemerkt und fast gleichzeitig das Zelt zusammen sinken sehen, als sie mit ihrem Wagen dicht an die Sänfte fuhr, der Favoritin beide Hände reichte und sie mit kräftigem Schwunge zu sich hinauf hob, worauf diese unter dem Leinwandverdecke verschwand. Hierauf erschallte ein Peitschenknall, der Ponny wieherte, streckte sich und sauste im Karriere davon.

Dieß Alles war nur das Werk weniger Augenblicke und indem das sämmtliche Gefolge dumpf stöhnend und schreiend sich noch abmühete, unter der Last des Zeltes wieder an das Tageslicht hervorzukriegen, war der leichte Marketenderwagen schon eine geraume Strecke weit entfernt, während die Sänfte einsam und verlassen stand.

Der Kapitän de Beaumonte schien auch eben nur das Davonjagen des Wagens abgewartet zu haben, um sich von dem Munitionskarren herabzuschwingen, sein Roß zu besteigen und zum Abmarsch zu kommandiren.

Die Batterie setzte sich sogleich in Bewegung und schien die versäumte Zeit durch verdoppelte Eile wieder einholen zu wollen. Der Kapitän aber begab sich, sobald der Zug sich in Bewegung gesetzt hatte, von der Spitze an das Ende desselben, um desto bequemer und ohne Aufsehen bei seinen Leuten zu erregen, zurückschauen zu können. Ein triumphirendes Lächeln schwebte um seine Lippen, als er vom türkischen Lager herüber das unaufhörliche Klagegeschrei „O Allah! Allah!“ vernahm. Zugleich bemerkte er, wie der Serailbeamte, die weiblichen und männlichen Diener sich endlich unter der Wucht der Zeltleinwand wieder hervorgearbeitet hatten und mit den Händen in die Luft fahrend, verzweiflungsvoll bald hierhin, bald dorthin sprangen, um ihre Gebieterin zu suchen, und immer wieder zu der Sänfte zurückkehrten und dort hinein schauten, als ob sie meinten, sie hätte sich unsichtbar gemacht, um sie in Angst zu setzen, und werde sich ihnen nun wieder zeigen. Aber so oft sie auch hineinguckten, die Sänfte blieb leer und ihre schöne Herrin war spurlos verschwunden.

Besonders der Serailbeamte befand sich in der furchtbarsten Aufregung. Er wälzte sich am Boden, wüthete gegen sich selbst und rief unaufhörlich den großen Propheten an, ihm beizustehen, die Verlorene wieder zu finden; denn er wagte es nicht, ohne

dieselbe seinem zornigen Gebieter wieder unter die Augen zu treten, der ihn zur strengsten Verantwortung gezogen, ja vielleicht zum Tode verurtheilt haben würde. In seiner Harmlosigkeit erschien ihm der ganze Vorfall unbegreiflich. Daß das Zusammenstürzen des Zeltes, welches er nur einem Zufalle zuschrieb, mit dem Verschwinden Aminda's in Verbindung stehen könnte, fiel ihm gar nicht ein, und daß die französischen Artilleristen ihre Hand dabei im Spiele gehabt, erschien ihm kaum als möglich, denn sie waren ja Verbündete des Sultans, welchen er einen solchen Frevel gar nicht zutrauen durfte. Auch hatte er ja keinen Franzosen in der Nähe des Zeltes bemerkt und eben so wenig schien es ihm denkbar, daß seine Gebieterin auf dem Marketenderwagen, dessen Annäherung ihm allerdings nicht entgangen war, entführt worden seyn sollte; denn er vermochte sich die hohe Würde einer Favoritin seines Pascha's mit einem so geringen Fuhrwerke gar nicht zusammen zu reimen. Auch gehörte er zu denjenigen überklugen Beamten, die sich einbilden, daß ihrem Scharfblicke nichts entgehen könne, und weil er in der That nichts bemerkt hatte, daß seine Gebieterin eine heimliche Liebesintrigue angesponnen, so glaubte er auch keinen derartigen Verdacht gegen sie hegen zu dürfen. So blieb ihm denn also zuletzt nichts übrig, als die Annahme, daß ein Kosack oder ein Tartar, vor welchen er überhaupt gewaltige Furcht hegte, im Fluge herbeigeeilt, gerade in dem verhängnißvollen Momente, wo das Zelt zusammenstürzte, und Aminda auch im Fluge auf seinem Rosse entführt habe. Ein entsetzliches Grauen erfaßte ihn, als sich dieser Gedanke, welchem auch die Eunuchen beistimmten, immer fester in ihm einnistete; denn er glaubte von nun an überall, soweit sein Auge über die wüste Steppe reichte, Kosacken und Tartaren zu erblicken, welche auch nach ihm fahndeten, um ihn in Gefangenschaft fortzuschleppen. Er wünschte deßhalb auch sobald als möglich der Batterie folgen zu können, um unter ihrem Schutze den Marsch weiter fortzusetzen. Aber so eifrig er auch die Dienerschaft antrieb, das Zelt zusammenzuraffen und das zurückgebliebene Gepäck der Favoritin fortzuschaffen, vermochte er mit seinen Leuten doch erst aufzubrechen, als die Batterie kaum noch sichtbar, der Marketenderwagen seinen Blicken aber schon gänzlich entschwunden war.

Unter der gesammten Mannschaft der Batterie befand sich auch kein Einziger, der seinen Hauptmann nicht geliebt und geachtet hätte, und Alle hatten ihm schon mehr als einmal durch die That bewiesen: daß sie jederzeit bereit waren, im eigentlichsten Sinne des Wortes, für ihn und mit ihm durch das Feuer zu gehen. Denn er hatte sie ja bereits seit Jahren in Algier befehligt und obgleich er zu der Reserve-Artillerie der Jäger von Vincennes gehörte, hatte er seine wackere Batterie doch schon oft genug in das Treffen geführt.

Hector de Beaumonte war einer der schönsten Männer in der ganzen französischen Armee, aber auch zugleich einer der tapfersten und liebenswürdigsten. Streng im Dienste, war er doch außerhalb desselben der beste Kamerad, selbst gegen den gemeinen Soldaten, und sein Freundschaftsbund mit dem Ober-Bombardier Charles Morand war bekannt, denn man nannte sie nur die beiden Unzertrennlichen und nur im Dienste kam ihr militärischer Grad zur Geltung. Beide waren ächte Franzosen, tapfer bis zur Tollkühnheit, gutherzig bis zur äußersten Selbstaufopferung, leidenschaftlich gestimmt für galante Abenteuer und fast immer heiter und mit leichtem Sinne in die Zukunft schauend. Morand war einer gebildeten bürgerlichen Familie entsprossen und hatte ein wissenschaftliches Studium, dem er sich widmen wollte, verlassen, um sich als Freiwilliger in die Armee aufnehmen zu lassen. Es hatte ihn dazu theils eine reine Neigung für den militärischen Stand, besonders für die Artillerie, theils auch noch ein anderer Grund, der mit seinem Herzen in Verbindung stand, veranlaßt. Schon während seiner Universitätsstudien hatte er insgeheim ein zärtliches Bündniß geschlossen mit der Wirthstochter eines kleinen Gasthauses, die sich Morin Fleur nannte. Ihr Ruf war tadellos und sie verdiente die Achtung, die ihr von allen Seiten gezollt wurde, auch in hohem Grade; denn trotz ihrer immer heitern Laune und der mancherlei Versuchungen, welchen sie durch das Geschäft ihres Vaters, dem sie selbst mit vorstehen mußte, ausgesetzt war, blieb sie doch rein und schuldlos. Sie hing mit unaussprechlicher Liebe und Treue an Charles Morand, mit dem sie sich im Stillen verlobt, da die Einwilligung seiner Eltern noch nicht zu erlangen war; denn ihr Vater war arm und durch unverschuldete Unglücksfälle so weit herabgekommen, daß sein kleines, baufälliges Haus öffentlich verkauft werden mußte. Auf diese Weise aus seinem Eigenthum vertrieben, blieb ihm nichts übrig, als der Aufforderung der Regierung zu folgen und sich als Marketender für die Armee im Orient anwerben zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Die deutsche Legion am Cap.

(Fortsetzung.)

Nachdem sie die Ladung eingenommen, werden sie — wenn das Meer nicht ausnahmsweise ruhig

ist — oben zugedeckt, und nur die Mannschaft, die das Boot zieht bleibt, außerhalb. Diese besteht aus wettergebräunten Kerlen, die keine Gefahr scheuen, und bei ihrem Geschäft viel Geld verdienen. Am ersten, obgleich das Boot herübergekommen, war die Ausschiffung unmöglich, sie begann in der Frühe des zweiten, und viele unserer Leute und einige Offiziere wurden ans Land befördert. Alles ging gut, und der Muth der Zurückbleibenden wuchs. Am dritten wurden alle Offiziersfrauen und Kinder hinüberbefördert, und ich durfte hoffen, daß auch ich am Abend ans Land kommen würde. Vom Kommandeur erhielt ich indeß Befehl, das Schiff nicht eher zu verlassen, als bis das letzte Stück Gepäck im Boote sey. Die Ausschiffung konnte am dritten nicht vollendet werden, und da am vierten der Wind zu heftig wehte, so kam an dem Tag gar kein Boot heran. Zum Glück legte sich der Wind über Nacht, und ein Landwind machte die See so ruhig, daß wir andern Morgens Früh die Ausschiffung vollenden konnten. Gegen zehn Uhr kam ich mit meinen letzten drei Mann in das Boot, und zwar heruntergelassen in Tauen wie ein Waarenballen. Die Fahrt ging sehr langsam nach dem Strand hin, und mit gespannter Erwartung sah ich der Durchfahrt der Brandung entgegen. Auf meine Bitte hatte man mir gestattet, an einem ziemlich gesicherten Punkte des Verdecks zu bleiben, und so hatte ich denn Gelegenheit, das Grandiose der Brandung zu bewundern. Es zieht sich eine Sandbarre quer vor den Buffalo, und über diese hinweg muß das Boot mit Hülfe der Brandung getrieben werden; ist man erst in derselben, so sieht man Welle auf Welle — haushoch, und von blendendem Schaum, sich gegen das Boot heranwälzen, das dann, in einem Augenblicke hoch emporgehoben und vorwärts geschleudert, im nächsten Moment auf dem Sande schurrt, und von den Wellen überstürzt wird, so daß man sich mit aller Kraft am Tau festhalten muß, um nicht über Bord gespült zu werden. Das Meer war verhältnißmäßig ruhig, trotzdem die Brandung wahrhaft grausig — was muß sie seyn, wenn das Meer tobt!

Was East London, den Landungsort betrifft, so verdient er wahrlich noch nicht den Namen einer Stadt; es ist nur ein Häuschen schlecht gebauter Häuser, ohne sonderliche Regelmäßigkeit; vielleicht wird es einst von Bedeutung werden, denn es bildet, da es am Meer und an der einzigen großen Straße des Landes liegt, den Vermittlungspunkt zwischen der Kolonie und der Welt; der Buffalo, an welchem es liegt, bildet die Gränze zwischen der Kolonie und dem Kaffernland, obgleich auf der Karte der Keyfluß als solche angegeben ist. Das linke Ufer des Buffalo ist fast bis zur Quelle, oder doch bis King-William's-Town, ausschließlich von Kaffern bewohnt; wir sahen die ersten schon in East London, dicht am Landungsplatz, wie sie, vom linken Ufer kommend, mit Körben oder Ochsenhäuten auf den Köpfen, den Fluß durchwateten. Ihre einzigen Handelsartikel sind: Ochsenhäute, Milch, Mais, und hie und da Zuckerrohr. Es sind durchgehends schöne, kräftige Gestalten, von dunkler Kupferfarbe, mit häßlichen Gesichtern; sie gehen so elastisch und stolz einher, daß man sie für ein großes Volk halten möchte, wenn man nicht durch ihr ganzes Verhalten vom Gegentheil überzeugt würde. Sie sind durchschnittlich nichts, als eine feige Räuberbande, die das Tageslicht und den bewaffneten Feind scheut. Ihre Kleidung — wenn sie bekleidet sind — besteht aus einer wollenen Decke oder einem Fell, welche erstere sie höchst malerisch über die Schulter schlagen; das Fell wird oben nur mit einem Haken zusammengehalten. Ist es einigermaßen heiß, so pflegen sie Decke oder Fell über den Stock zu hängen, den sie auf der Schulter tragen. Die Frauen kleiden sich sittsamer, und sind bis zur Brust ganz in Felle oder Wolldecken eingehüllt, so daß nur die Füße bis über die Knöchel zu sehen sind. Als Zierrath tragen sie Messingringe um Knöchel und Arme, und Ketten von bunten Porzellanperlen um den Hals. Die reicheren haben Elfenbeinstücke daran, so wie auch in den Ohrringen. Einige Häuptlinge trugen europäische Kleidung, indeß so schäbig, daß sie eher einem heruntergekommenen deutschen Spießbürger ähnlich sehen, als sonst Jemand. Zuweilen sind sie ausgezeichnet beritten — im Allgemeinen aber haben sie meist abgetriebene Pferde, denn das einzige Tempo, in dem alle Welt hier reitet, ist, außer Schritt, ein starker Galopp. Bewaffnet sind die Kaffern entweder mit einem Stock von etwa 6 Fuß Länge, der oben mit einem Knopf versehen ist und den sie ausgezeichnet zu handhaben wissen, oder mit einem Speer aus hartem Holz mit langer eiserner Spitze, welcher Assegai heißt, und den sie auf fünfzig Schritt mit großer Sicherheit werfen. Leider haben mehrere unserer Kameraden schon erliegen müssen. Später davon. Was ihren Handelswitz betrifft, so ist derselbe dem ihrer englischen Nachbarn insofern ähnlich, als sie die Konjunkturen benutzen: was sie vor unserer Ankunft für 3 Pence verkauften, stieg sehr bald auf 1 bis 2 Shillinge, und überhaupt ist die kleinste Silbermünze das Geringste, was sie nehmen; so kostet ein Ei 3 Pence, ein wenig schlechte Milch eben so viel u. s. w. Kupfer nehmen sie so wenig, als sonst Jemand hier; was wir unter solchen Verhältnissen zahlen müssen, übersteigt denn auch alle Begriffe. Die Meisten beschränkten sich Anfangs auf das, was ihnen geliefert wurde, nämlich 2 Pfund Brod — das, beiläufig bemerkt, sehr schlecht, selten trocken und ausgebacken — und 2 Pfund Fleisch, und fügten der

Suppe nur noch etwas Reis hinzu; lange aber vertrug der Magen diese Kost nicht, und so mußten wir — ob gern oder ungern — in den sauren Apfel beißen und alle die theueren Preise zahlen. 1 Säckchen Kartoffeln, etwa ¼ Himpten haltend, kostet 6 bis 7 Spilling, schlechte, ranzige Butter 2 Shilling 6 Pence, Zwiebel 3 Stück 6 Pence, eine Hand voll Salz 6 Pence, Mehl per Pfund 6 Pence, Speck etwa 4 Shilling u. s. w. Eine mäßige Mahlzeit von Kartoffeln, Speck und Zwiebeln kostet demnach 2 Shilling 6 Pence = 1 fl. 27 kr. Dazu dürfen wir, der herrschenden Blutruhr wegen, das Wasser nur mit Wein gemischt trinken, der zwar am Cap nur 3 Pence, hier aber 1 Shilling bis 1 Shilling 3 Pence kostet. Rother Wein, den wir häufig zu Sago oder Pfeilwurz brauchen, kostet hier 2 Shilling, und ist so schlecht und so mit Spiritus vermischt, daß man ihn, wenn er auf dem Feuer warm wird, anzünden kann. Schon zwei Tage nach unserer Ankunft am Lande fühlten wir sehr empfindlich den Wechsel der ganzen Lebensweise und den Wechsel des Klima's. Es stellte sich sehr starker Durchfall ein, der ungemein rasch entkräftete und lange Zeit große Schwäche hinterließ. Ich muß eigentlich sagen, daß wir, mit kurzen Unterbrechungen, bis jetzt fortwährend daran gelitten haben, und noch daran leiden, und leider sind viele schon dieser Krankheit, die leicht in Blutruhr ausartet, erlegen.

Obgleich die Hitze jetzt nicht so arg ist (wir sind im Herbst) als wir sie uns gedacht, so kommt sie doch der Wärme eines heißen Augusttages bei uns gleich; gegen 4 Uhr Nachmittags wird es aber plötzlich so empfindlich kühl, daß man förmlich fröstelt, und wer dann sich nicht sofort wärmer kleidet, erkältet sich unfehlbar. Wir dürfen Gott danken, daß wir nicht in der wahrhaft heißen Zeit hieher gekommen sind, sonst würde die Ruhr noch mehr Opfer gefordert haben. Von Offizieren ist, so viel ich weiß, bis jetzt nur einer gestorben, nämlich Lieutenant Heymann, ein Mitglied der Hamburger Loge; von den Leuten liegen leider schon manche auf dem Friedhof. Wir fühlen Alle, daß es uns schwer werden wird, uns zu akklimatisiren, denn es liegt uns schwer wie Blei in allen Gliedern, und ein kurzer Gang ermüdet uns bis zum Umsinken. Ueber das Klima unseres jetzigen Aufenthalts will ich später reden; ich komme jetzt erst noch einmal auf die Kaffern zurück, die in unserm künftigen Leben wohl eine Rolle spielen werden — möge es eine untergeordnete seyn! Bevor wir das Schiff verließen, hörten wir von dem an Bord gekommenen englischen Offizier, der die Ausschiffung leitete, daß wahrscheinlich in den nächsten Tagen, und zwar am Montag des Vollmondes, der Krieg mit den Kaffern ausbrechen würde. Ein Kaffern-Prophet, Umhlakaza, habe prophezeit, daß, wenn alle Kaffern ihr Vieh tödteten, ein Feuer- und Schwefelregen fallen würde, der alle Weißen verzehre, und dann würden alle verstorbenen Kaffernhäuptlinge wieder auferstehen, und sie in ihre alten Jagdgründe zurückführen; das geschlachtete Vieh würde hundertfach vermehrt aus der Erde emporsteigen. Steige der Vollmond an dem bestimmten Tage blutig roth auf, so sey dieß das Zeichen des nahen Freiheitstages, und es solle dann ein allgemeiner Angriff auf die Weißen geschehen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Aus der Schweiz wird gemeldet: Letzter Woche wurde der Rhonegletscher von etlichen Reisenden begangen. Dieselben fanden am Rande einer Eiskluft ein feines Hemd mit Blutspuren, mehrere andere Stücke Leibwäsche, alle mit M. B., ein Taschentuch jedoch mit M. v. B. gezeichnet, eine Haar- und Zahnbürste, ein Paar feingestickter Pantoffeln, mehrere Blätter eines zerrissenen gedruckten Jahresberichtes über das königl. Ludwigsgymnasium und das königl. Erziehungsinstitut für Studirende in Mün . . . . (befleckt, und soll wahrscheinlich München heißen, für die Studirende 1853 . . . . (der Rest unleserlich). Unten in der Eiskluft befand sich ein Reisesack. Es ist zu vermuthen, daß der Besitzer dieser Effekten verunglückt oder ermordet ist. Man erinnert sich, daß voriges Jahr ein junger Deutscher vermißt und in den deutschen und schweizer Blättern ausgeschrieben wurde.

Nach Berichten aus Honolulu ist der König der Sandwichinseln, Kamehameha IV., nach dem Vorgange europäischer Monarchen, dem Freimaurerbund beigetreten! Die Loge, der er als Meister angehört, ist der „Progrès de l'Océanie", in Honolulu im Jahre 1842 nach altschottischem System gegründet, und zum französischen Freimaurerbund gehörig.

Fräulein Nancy Edberg, welche in Stockholm mehrere Jahre junge Mädchen in der Schwimmkunst unterrichtet, hat neulich von der Königin von England einen Ruf nach London erhalten, um die englischen Prinzessinnen in der Schwimmkunst zu unterrichten. Sie ist bereits nach London abgereist.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag der Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 173 Mittwoch, 22. Juli 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

Marion, welche ihre kindlichen Pflichten stets heilig hielt, ließ sich durch nichts zurückhalten, ihren Vater zu begleiten, und Charles, der es für unmöglich hielt, sich von ihr zu trennen und sie den Gefahren des Krieges entgegen ziehen zu lassen, ohne im Stande zu seyn, ihr seinen Schutz zu leihen, meldete sich als Freiwilliger für die Artillerie. Fast zu gleicher Zeit landeten Beide in Konstantinopel und wurden mit einem und demselben Transportschiffe nach Varna gesendet, wo sich die verbündeten Armeen zusammen zogen. Marion's Vater begann seine Marketenderei mit dem regsten Eifer und hatte bald das Glück, sein kleines Etablissement in Ruf zu bringen und zu vergrößern. Morand wurde der Batterie des Kapitäns Beaumonte zugewiesen und zeichnete sich bald in so seltener Weise aus, daß er schon nach wenigen Monaten zum Ober-Bombardier avancirte und zwar mit der lauten, aufrichtigen Beistimmung aller seiner Kameraden. Sein freundschaftliches Verhältniß mit seinem Kapitän war schon in frühern Jahren in Paris geknüpft worden, und wurde jetzt im Felde nur noch mehr befestigt.

Im Frühjahr war der alte Fleur mit seiner Tochter im Oriente eingetroffen und zu Anfang des Herbstes hatte sich sein Marketendergeschäft schon so bedeutend vergrößert, daß er es theilen und die Hälfte seiner Tochter allein überlassen mußte. So geschah es denn auch, daß er nach der Landung in der Krim mit seinem Fuhrwerke bereits dem Jägerkorps gefolgt war, während seine Tochter mit dem Wagen, den sie selbst trefflich zu leiten wußte, unter dem Schutze Morands, der sich offen für ihren Bräutigam erklärt hatte, bei der Batterie zurückblieb.

Der eilige Marsch der Artilleristen hinderte sie doch nicht, nach ihrer gewöhnlichen Weise mit einander zu plaudern, und so unterhielten sich denn auch zwei derselben, welche mit zu dem Zelteinsturze kommandirt gewesen waren, über eben diesen Vorfall.

„Was denkst Du eigentlich von der Geschichte, Flanquer?" begann der Eine.

„Mir kommt sie vor, wie ein Märchen aus Tausend und Eine Nacht, mein guter Rapide; nur mit dem Unterschiede, daß ich nicht klug daraus werde," entgegnete der Andere. „Daß unser Kapitän umsonst und um nichts den Türken einen Schabernack spielen sollte, blos um sie zu foppen, will mir gar nicht in den Kopf. Ich weiß gar wohl, daß er gern solche Schwänke treibt, aber jetzt ist doch wahrhaftig keine Zeit dazu, wo wir der Schlacht entgegen gehen."

„Ei was, Du kennst ihn ja!" versetzte Rapide. „Heute treibt er die tollsten Possen und morgen schlägt er sich wie ein Held aus der grauen Vorzeit. Alle unsere Kameraden, die mitgeholfen haben bei der Posse, wissen eben so wenig, wie wir, was er eigentlich damit bezwecken wollte, und der Einzige, der den Schlüssel zu dem Geheimnisse in Händen hat, wird wohl sein Freund Morand seyn, der uns dabei kommandirte."

Morand, welcher nicht weit entfernt von Beiden, neben seinem Geschütze herging, hatte ihr Gespräch vernommen, und freute sich im Stillen, daß der tolle Streich so vortrefflich gelungen war, ohne den dabei Betheiligten den eigentlichen Beweggrund zu verrathen. Es war jedoch auch Alles unter seiner Leitung, mit der größten Präzision, nach genauer Verabredung mit dem Kapitän und seiner Marion, ausgeführt worden. Die Artilleristen waren so um das Zelt, im Halbkreise herum gruppirt worden, daß sie durchaus nicht sehen konnten, was am Eingange desselben vorging. Sobald sie aber das lustige Gebäude zusammengestürzt hatten, mußten sie eiligst, ohne sich umzuschauen, die Flucht ergreifen und so konnten sie freilich nicht bemerken, wie Aminda aus der Sänfte in den Marketenderwagen schlüpfte, weil es hinter ihrem Rücken vorging. Die Mannschaft der Batterie aber bemerkte eben so wenig davon, da sie ganz abgewendet und zu entfernt stand, so daß ihr selbst der Einsturz des Zeltes entging.

Morand verließ hierauf sein Geschütz, und begab sich an das Ende des Zugs, wo der Kapitän ritt, um diesem zu melden, daß die Entführung der schönen Favoritin, trotz der Oeffentlichkeit mit welcher sie ausgeführt worden war, doch seinen Leuten verborgen geblieben zu seyn scheine.

„Du nimmst mir einen Stein vom Herzen," entgegnete Beaumonte, freier aufathmend. „Wenn ich jemals in meinem Leben Angst empfunden habe, so ist es in der letzten Viertelstunde geschehen. Ich kann mich auch nicht entsinnen, daß ich irgend einen tolleren, unverschämteren Streich ausgeübt hätte. Gewiß ist dir auch nichts Aehnliches vorgekommen. Aber gerade das Ungewöhnliche, das Gefahrvolle reizte mich, und dann ist auch Aminda der Inbegriff aller Schönheit, und deßhalb wohl werth, daß man das Aeußerste für sie wagt. Was ich riskire, weiß ich! Ich werde vor ein Kriegsgericht gestellt und im günstigsten Falle kassirt, wenn man meinen saubern Streich entdeckt, denn ich hätte dem Befehlshaber der türkischen Armee keine schmählichere Beleidigung zufügen können. Aber Aminda haßt ihn, mich liebt sie und hat mir schon in Varna die überzeugendsten Beweise davon gegeben, es blieb mir also keine Wahl, wenn ich sie mein nennen und sie aus ihrer drückenden Sklaverei befreien wollte. Was aber nur weiter daraus werden wird, das mögen die Götter wissen, ich weiß es nicht."

Morand wußte es eben so wenig zu sagen und suchte den Freund dadurch zu beruhigen: daß die Flüchtige vorläufig in Marion's Wagen am besten aufgehoben sey, da es gewiß Niemand einfallen würde, sie dort zu suchen. Das Weitere müsse man den Ereignissen der nächsten Tage überlassen, welche ja überhaupt auch über ihr Schicksal entscheiden würde.

Es war ein sonnenheller Tag, die Luft warm und mild und der Weg ging über öde Sandsteppen hin, wo das Haidekraut nur dürftig wucherte. Kleine Hügel und langgestreckte Höhenzüge zogen sich hin und wieder bis nach den Ufern des Meeres hinab. Der Boden aber war fest und elastisch und eignete sich deßhalb vortrefflich zum Transport der Artillerie. Angebautes Land fand man nur wenig, und größtentheils nur in der Nähe der von ihren Bewohnern fast ganz verlassenen Dörfer. Alles Vieh war schon am Tage vor der Landung von den Tartaren selbst in Sicherheit gebracht, oder von den Kosacken hinweggetrieben worden, welche die ganze Gegend durchschwärmt hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Die deutsche Legion am Cap.

(Schluß.)

Die Prophezeiung ist nun von der Mehrzahl der Kaffernstämme, als Orakel aufgenommen, und mit Ausnahme weniger, die von den andern Stämmen die Ungläubigen genannt und feindselig behandelt werden, haben sie all ihr Vieh, und zwar viele Tausende von Ochsen, geschlachtet und das Fleisch verbrannt. In der Nähe unserer jetzigen Station sind in einem Tage 1500 Stück getödtet und verbrannt worden, und nur die Häute haben sie das Stück zu 2 Shilling 6 Pence verkauft. Der Vollmond war an dem bezeichneten Tage nicht blutig genug aufgegangen, und der Ausbruch des Krieges wurde bis zum nächsten Vollmond vertagt. Dieser Vollmond war nun zur Zeit unserer Ankunft in East London nahe. Die Besorgniß war bis jetzt zum Glück vergeblich, indeß ist es noch keineswegs entschieden, welchen Ausgang das Drama nehmen wird. Die Idee des Propheten war: die Kaffern durch Hunger zur Verzweiflung zu treiben und sie dann gegen die Weißen zu führen. Es scheint indeß, als wenn er sich verrechnet hätte, und als ob die Kaffern jetzt, wo so viel Militär an der Gränze steht, nicht geneigt zum Krieg wären. Die Gläubigen, d. h. Diejenigen, die ihr Vieh geschlachtet, haben mit den Ungläubigen, die mit ihren Heerden näher an die Kolonie herangerückt sind, schon heiße Kämpfe gehabt, in denen erstere, welche in der Mehrzahl sind, überall gesiegt haben. Die Noth fängt gerade jetzt an, den höchsten Grad zu erreichen, denn sie haben in der That nichts mehr, wovon sie leben können, und es soll hier und da schon der Hungertyphus ausgebrochen seyn. Theilweise ziehen die Stämme sich in das Innere zurück, theilweise bequemen sie sich, um ihr Leben zu fristen, zu Arbeiten in den Kolonien, und sind allein durch unsere jetzige Station, etwa 800 Mann, in die Kolonie gegangen. Somit schwindet die Furcht vor einem so grausigen Kaffernkrieg täglich mehr, indeß ist vorauszusehen, daß die nächste Zukunft viele Räubereien bringen wird; täglich hört man, daß Vieh geraubt — dieser oder jener angefallen sey. Niemand reitet unbewaffnet, oder geht allein über die Gränze des Lagers, oder Arbeitsgebiets, und während wir vor einiger Zeit von Fort Murray nach King Williams Town fuhren, hatte ich beständig den Revolver in der Faust. So auch legt sich Niemand zum Schlafe nieder, ohne die Schußwaffe neben das Bett zu legen! Daß dieser Zustand kein sehr behaglicher ist, und meinen armen Damen viele schlaflose Nächte bereitet, ist wohl begreiflich. Man hört, im Zelte schlafend, jedes Geräusch, sey es auch noch so leise, und oft wenn

Pferde, die lose grasend umhergehen, Ziegen, Hunde xc. Nachts in die Nähe der Zelte kommen, klingt das wie die heimliche Annäherung eines Menschen. Die Besorgniß vor einem Ueberfall war zur Zeit unseres Aufenthalts im Lager von East London nicht ungegründet. Es hatte nämlich eine wüthende Schlägerei zwischen unsern Leuten und einer Anzahl von Kaffern stattgefunden, und es wurde dem englischen Lagerkommandanten durch seine Kaffern-Spione gemeldet, daß die Kaffern in großen Massen uns zu überfallen gedächten. In Folge dessen wurde ein starkes Piquet (100 Mann) eines englischen Regiments zu unserer Sicherheit aufgestellt, und während dessen unsere Leute, die bis dahin noch ohne Waffen waren, bewaffnet und mit Munition versehen. Der Angriff, auf den wir Alle gefaßt waren, unterblieb in jener Nacht, und wurde aufgegeben, weil Oberst B. den Kaffern sagen ließ, daß die Deutschen unter englischem Schutz ständen. Daß wir während mehrerer Nächte kein Auge schlossen, bedarf wohl keiner Versicherung.

Unser Lager in East London war reizend gelegen, und zwar unfern der See, in der Nähe des Buffalo, dessen Ufer hier wunderbar schön sind; Wälder von Kaktus in der Höhe von 20 bis 30 Fuß, hie und da vermischt mit Palmen und mit köstlich schimmernden Blüthen, ziehen sich am linken Ufer hin, während auf dem rechten Ufer das üppigste Buschwerk, mit Schlinggewächsen durchzogen, ebenfalls im herrlichsten Blüthenschmuck prangt. Obgleich der Sommer seinem Ende nahe war, hatten wir doch Blumensträuße, wie sie wohl selten ein europäisches Treibhaus hervorbringen kann. Arm indeß ist die Natur dort an Vögeln, die wir in buntgefiederter Masse zu sehen hofften, und eben so gibt es in dieser Gegend nur sehr wenig Wild; Schlangen dagegen in ziemlicher Auswahl, jedoch durchaus nicht beängstigend. Eben so Schmetterlinge mit den köstlichsten Farben; Raupen von bewundernswürdiger Größe und Schönheit, eben so schön glänzende Spinnen; Skorpione wie Sand am Meer, indessen sind erst wenige Stiche vorgekommen, obgleich sie unsere Leute häufig in ihren wollenen Decken finden. Taranteln habe ich selbst einige gesehen; die von uns so sehr gefürchteten Musquitos gibt es hier gar nicht, dagegen Fliegen in solchen Massen, und so zudringlich wie nie in Europa. Unsere liebevolle Schwalbe ist hier vielfach vorhanden, und baut in derselben Gemüthlichkeit, wie in der Heimath ihr Nest. Dazu gibt es noch verschiedene andere Schwalbenarten, worunter eine sehr hübsche mit gelbem Rücken, und schwarz und weiß geflammtem Bauch. Wir hielten uns fünf Tage im Lager von East London auf, und hatten noch die Freude, ein anderes der Legionsschiffe anlangen zu sehen; zwei waren uns schon vorausgekommen, und ihre Insassen nach dem allgemeinen Sammelplatz, Fort Murray, abmarschirt. Dahin richteten nun auch wir unsern Marsch, der aus vier Tagreisen bestand. Von ungefähr vierzig Wagen begleitet, jeder mit zwölf Ochsen bespannt, die mit unsern Schätzen und den Soldatenfrauen und Kindern beladen waren, setzte sich die Kolonne in Bewegung; es ist das ein Bild so originell als möglich, das von jedem Europäer angestaunt werden muß. Die meist prächtigen Ochsenspanne werden theils von Hottentotten, theils von Kaffern oder Fingos getrieben, und jedem Gespann voraus läuft ein Knabe, der den Leitochsen vermittelst eines Riemens an den Hörnern zieht, und dabei das gräulichste Geschrei zur Aufmunterung ausstößt; dann greift er bald hier, bald da einen Stein oder Erdkloß auf, und wirft damit die Trägen. Der eigentliche Treiber sitzt vorn auf dem Wagen, und schwingt eine Peitsche von unglaublicher Länge. Den Zug eröffnen jedesmal die Maulthierwagen, auf welchen die Offiziersfamilien fahren; diese Wagen, mit acht Maulthieren bespannt, sind mit einer Plane bedeckt, ruhen aber auf der Achse, und sind unter Umständen geeignet, einen rasend zu machen; ist gleich der Weg im Allgemeinen gut, so liegen doch häufig große Steine im Weg, über die der Fuhrmann rücksichtslos hinwegfährt. Ist es ihm gestattet, so fährt er in sehr schnellem Tempo, und höre und sieht nicht, wie sehr man auch klagt. Am nächsten Lagerplatz angekommen, entstand ein reges Leben, das Vertheilen der Rationen, das Abpacken der Wagen, und Aufschlagen der Zelte war nicht wenig mühselig — und nachdem man auf harter Erde doch nur mangelhaft geschlafen, erschallte schon vor Tagesanbruch die Reveille; dann ging es wieder in größter Hast an das Abbrechen, Einpacken und Aufladen der Zelte, und noch ehe die letzten Wagen angespannt waren, setzten sich die ersten schon in Bewegung. Die Tage der Reise waren ein wahres Zigeunerleben, und auch jetzt noch hat unser Leben damit einige Aehnlichkeit. Bei Sturm und Wind marschirten wir — der Wald war unser Nachtquartier — und Kaffernlieder wiegten uns in Schlaf. Die kriegerischen Verhältnisse hier zu Land haben für uns das Gute mit sich geführt, daß man uns, als kriegsbereit unter den Waffen haltend, auch voll besoldet; wäre das nicht, so hätten wir bei den enormen Preisen schon ein bedeutendes unseres kleinen Anlagekapitals verbrauchen müssen. Traurig hingegen ist es, daß wir noch immer keinen Anfang machen können, und daß die Regenzeit vielleicht hereinbricht, bevor unsere Häuser fertig sind. Die Zeit der zweiten Saat ist bereits vorüber, und erst im September können wir anfangen zu bestellen.

Fort Murray haben wir glücklich seit etwa acht

Tagen verlassen, und leben nun hier im Lager, respektive »Fort« Duhne Post, ungefähr 24 englische Meilen von King William's Town entfernt, aber mit allen Ankäufen dorthin verwiesen. Die Preise sind daselbst so hoch wie in Fort Murray, und wir haben unsere Bestellungen in Cape Town gemacht, wo man kaum halb so viel zahlt; zwar kommt dazu noch die nicht unbedeutende Fracht, indessen hoffen wir trotzdem doch noch immer billigere und besonders bessere Waaren zu erhalten. Was Kleidungsstücke, Schuhwerk betrifft, so räth uns der hiesige Geistliche, Pastor K. aus Potsdam, sie aus Deutschland kommen zu lassen, wie auch er es thue; die von dort kommenden Sachen würden zwar annähernd ebenso theuer seyen, aber um das Zehnfache solider. Die Berichte, die uns in England in Bezug auf die Preise des Viehs gemacht wurden, beweisen sich insofern als irrig, als sie sich in der letzten Zeit um das Doppelte gesteigert haben; Kühe — sonst 3 bis 4 Pfund Sterling, kosten jetzt acht bis zehn, Hühner ehemals zwei bis drei Pence und jetzt ein bis zwei Schilling u. s. w. Ueber Klima und Boden haben wir von Pastor K. und andern hier Lebenden manches Gute, doch auch allerlei Nachtheiliges gehört; sie eignen sich besonders zum Bau von Waizen, Mais, Kartoffeln und Hafer. Wein wächst hier nicht, da der Landstrich zu hoch, und dem Gebirge zu nahe ist; dagegen gedeihen Feigen, Pfirsiche, Erdbeeren, und wahrscheinlich auch andere deutsche Obstsorten. Das Gras eignet sich nicht zur Viehzucht, so daß acht Kafferkühe kaum so viel Milch geben als eine deutsche Kuh. Es liegen in diesen Andeutungen manche Enttäuschungen, nachdem man von Wein, Zitronen und Apfelsinen geträumt, die hier nicht fortkommen, und von Viehheerden, die hier nur kümmerliches Futter finden, also auch nicht gedeihen würden. Wasser ist reichlich da, und durch sehr gute Leitungen überall hingeführt, wo es nöthig werden könnte; Holz ist ungefähr eine Stunde entfernt, und sowohl zum Brennen als Bauen geeignet; es ist dies Letztere ein Vorzug den gerade diese Kolonie vor allen übrigen hat. Von hier aus wird mehr als eine Provinz mit Holz versorgt, das verspricht denen, welche Sägemühlen anlegen können, reiche Ernten. Auch eignet sich der Boden zum Ziegelbrennen, so daß die Anlage von Brennereien sehr ergiebig werden muß.

Binnen wenig Wochen tritt hier die Zeit des Windes ein, der, wie man uns erzählt, mit furchtbarer Gewalt vom Gebirg herunterkommt, und sechs bis zehn Wochen anhält. Die ihn kennen, erwarten, daß er unser Zeltlager im ersten Anlauf wegreißen wird. Vom September an, dem Beginn des Sommers ist Regenzeit, bis März, und zwar so, daß es oft vierzehn Tage ohne Aufhören vom Himmel gießt. Sind unsere Häuser also bis dahin nicht fertig, so werden sie unfehlbar weggespült. Das wäre denn so ziemlich alles, was ich bis jetzt über das Land und die Verhältnisse zu sagen wußte. Sammle ich mehr Erfahrungen, so werde ich nicht ermangeln, sie bald und möglichst genau darzulegen.

Mannigfaltigkeiten.

Die Bresl. Ztg. schreibt aus Pleischwitz bei Breslau, 15. Juli: Heute Nachmittags 2 Uhr stürzte die berühmte alte Eiche in Pleischwitz unter heftigem Krachen zusammen, nachdem sie bereits seit zwei Tagen einen bedenklichen Riß gezeigt hatte. Den meisten Breslauern wird sie bekannt seyn; für diejenigen, welche sie nicht gesehen, sey noch die Notiz, daß die Eiche bei dem Austritte der Wurzeln aus der Erde 66 Fuß und unterhalb der Stelle, wo die drei mächtigen Hauptäste sich theilten, 33 Fuß Umfang hatte, und daß in ihrem hohlen Innern auf einer dort angebrachten Bank neun Personen bequem neben einander sitzen konnten. Ihr Alter war nicht genau zu ermitteln, wurde aber von einer der ersten wissenschaftlichen Autoritäten für Pflanzen-Physiologie auf etwa anderthalb Jahrtausend geschätzt.

In Wien starb nach längerem Leiden Herr Karl Czerny, der bekannte Komponisteur, im 66. Lebensjahre. Als Klaviermeister genoß er daselbst seit vielen Jahren weitbegründeten Ruf. Czerny war ein Künstler, der bei stillem, aber thätigem Wirken reich gestorben ist, also gewissermaßen eine Ausnahme. Im Drucke sind von ihm 849 Werke erschienen, die Zahl der unedirten dürfte größer seyn. Czerny war am 21. Februar 1791 in Wien geboren. Der Verblichene, der keine Familie besaß, soll über sein Vermögen in wahrhaft humaner Weise testirt haben.

Der Hann. Cour. schreibt aus Hannover: Der sich hier seit dem Jahre 1850 aufhaltende Literat Rubinstein aus Mitau ist, nachdem er irrsinnig geworden war, in dem hiesigen Krankenhause am 11. Juli gestorben. Sein Tod ist dadurch hervorgerufen worden, daß er sich in einem unbewachten Momente im Wahnsinns-Anfalle aus dem Fenster seines in der ersten Etage liegenden Wohnzimmers stürzte und durch den Fall sich eine bedeutende Rückgrats-Verletzung zuzog.

Auflösung der Charade in Nro. 166:
Grillparzer.

Redakteur: Gustav Reffert.
Druck und Verlag der Walland t'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 174 Donnerstag, 23. Juli 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

Ungefähr vier Stunden lang hatte der Marsch gedauert, als der Kapitän Halt kommandirte. Man war an dem kleinen Bache Bulganack angekommen, aus welchem Mannschaft und Rosse, die in der baumlosen Einöde von der Sonnenhitze gepeinigt worden waren, mit Begierde ihren Durst löschten. Nicht weit davon befand sich ein Posthaus, welches vier und eine halbe Meile von Sebastopol entfernt lag, aber von den Russen selbst vollständig ausgeräumt und angezündet worden war. Von dort aus führte der Weg über eine Ebene zum Thale der Alma, welches der Schauplatz des bevorstehenden Kampfes werden sollte. Die vereinigten Heere waren bereits vorausgezogen und es war ein herrlicher Anblick, die ungeheuren Massen von Reiterei und Fußvolk die weite Ebene überschwemmen, oder sich wie Wellen eines überschäumenden Meeres in die fernen Thäler hinabstürzen zu sehen. Die Batterie erhielt Befehl, an jenem Bache ihr Nachtquartier aufzuschlagen. Der Kapitän de Beaumonte sorgte wie immer zuerst für seine Leute, ehe er daran dachte, sich selbst Ruhe zu gönnen. Er ließ Gesträuch und dürre Kräuter sammeln zu Wachtfeuern, und Fleisch, Brod und Rum vertheilen und fand seine Mannschaft in der heitersten Stimmung und vollen Kampfesmuth. Erst als die Dämmerung einbrach, betrat er sein eigenes Zelt, welches indessen aufgeschlagen worden war, und nahm hastig ein kaltes Abendbrod zu sich, wozu er seinen Freund Morand eingeladen hatte. Hierauf verließen Beide den Bivouak und begaben sich nach den Ruinen des Posthauses. Dort hatte Marion ihren Wagen, in einem etwas abseits gelegenen hölzernen Schuppen, welcher den Flammen entgangen war, untergebracht, und empfing sie am Eingange desselben mit einer ernsteren Miene, als ihr sonst eigen war. Die schwere Verantwortung, welcher sie sich aussetzte, indem sie die Hand zu Aminda's Entführung lieh, hatte sie mit gerechter Besorgniß erfüllt, die sie auch weder ihrem Bräutigam noch dem Kapitän verhehlte, als Beide sich ihr näherten. Morand suchte sie zu beruhigen, obgleich er selbst fühlte, daß das Wagstück die übelsten Folgen über ihre Häupter herabziehen konnte, der Kapitän aber brannte vor Begierde, die Geliebte zu sehen und eilte in den Schuppen hinein, wo ihr Marion aus den Kissen und Matratzen, die ihr zum Nachtlager dienten, einen bequemen Sitz hergerichtet hatte. Nach wenigen Minuten aber kam er schon wieder heraus, in großer Aufregung und rief Morand und seiner Braut zu, die sich auf eine Steinbank niedergelassen hatten: Um's Himmelswillen! Was fange ich an? Aminda ist untröstlich! Sie verlangt ihre Kleider, ihren Schmuck; denn sie behauptet: ich würde sie keine drei Tage lang lieben, wenn sie sich mir immerfort nur in der einfachen Reisekleidung zeigte, in welcher sie entflohen ist. Obgleich nun diese Besorgniß völlig unbegründet ist, so muß ich doch eingestehen, daß ich selbst noch gar nicht daran gedacht habe, daß sie auch Alles entbehrt, woran sie gewöhnt ist und was ihr eben aus Gewohnheit, als nothwendig erscheinen wird. Herausgerissen aus einem Ueberflusse von Glanz, Pracht und Bequemlichkeit, ist es gewiß nur ein billiges Verlangen, wenn sie eine Garderobe zum Wechseln wünscht. Aber wie soll ich diesen Wunsch erfüllen, hier in dieser Wüste, wo sich auch nicht der einfachste Kleiderstoff auftreiben läßt und wenn ich ihn mit Gold aufwiegen wollte. Helft mir, rathet mir, was soll ich beginnen?«

»Ich weiß keinen andern Rath,« entgegnete Morand, nach kurzem Besinnen, »als daß wir ihrem Gefolge ihr Gepäck abnehmen und es ihr überliefern.«

»Würdest Du das wirklich wagen, Freund?« rief der Kapitän, mit leuchtenden Blicken. »Ich habe selbst schon daran gedacht und würde Dir beistehen; denn ein solcher Raub ist fast noch schlimmer, als die Entführung selbst, und wir dürfen uns dabei keinem unserer Leute anvertrauen. Aber es gibt keinen andern Rath, es muß geschehen, und von anderer Seite betrachtet, ist es auch wieder kein Raub; denn es ist ja doch nur Aminda's

Eigenthum, was sie verlangt. Sie hat mir besonders drei Koffer bezeichnet, die sie zu haben wünscht. Sie sind mit rothem Saffian beschlagen und es ist ein Maulthier eigens dazu bestimmt, welches sie trägt."

„Dann ist keine Zeit zu verlieren," versetzte Morand, „denn wenn es geschehen soll, muß es diese Nacht noch geschehen. Morgen Früh wird das Gefolge der Favoritin das türkische Lager erreichen und dann würde es zu spät seyn. Laß uns also sogleich zurückkehren in unser Biwouak und unterwegs einen Plan ersinnen."

Der Kapitän war vollkommen damit einverstanden. Rasch begab er sich in den Schuppen zurück und durch das feierliche Versprechen, daß sie bis zum nächsten Morgen, wenn es ihm nur irgend möglich sey, das Maulthier mit ihren Koffern wieder erhalten solle, verwandelte er Aminda's Trostlosigkeit bald in die heiterste Stimmung. Hierauf kehrten die beiden Freunde zum Lagerplatze der Batterie zurück.

Der Haremsbeamte Ismael hatte sich beeilt, den Unglücksort, wo er das Verschwinden seiner Herrin zu beklagen hatte, sobald als möglich zu verlassen; denn nachdem sie die Idee, daß sie von Kosacken oder Tartaren geraubt worden sey, einmal in seinem Innern festgesetzt hatte, konnte er sich einer entsetzlichen Angst nicht erwehren, daß die Räuber zurückkehren und auch ihn überfallen möchten. Das ganze Gefolge der Favoritin, welches unter seinem Befehle stand, wurde nur durch die sechs schwarzen Eunuchen, welche zu verschiedenen Dienstleistungen verwendet wurden, und die beiden weiblichen Dienerinnen gebildet. Sie Alle theilten die Angst Ismaels und arbeiteten deßhalb mit um so größerem Eifer, Alles so schnell als möglich zusammenzupacken, um nur die ganz öde gewordene Gegend eiligst verlassen zu können. Aber demungeachtet konnte sich der Zug doch erst in Bewegung setzen, als man die Artillerie beinahe schon aus dem Gesichte verloren hatte. Man hatte nur acht Maulthiere zurückbehalten, von welchen zwei die Sänfte trugen, während die übrigen theils mit dem Zelte, theils mit den Effekten Aminda's beladen waren. Die Thiere hatten schwer genug daran zu tragen und gingen deßhalb nur langsam, was den Schwarzen auch ganz recht war, denn sie schlenderten gemächlich neben her. Ismael hatte zwar strengen Befehl, vor Sonnenuntergang noch, beim türkischen Heere einzutreffen, um seinem Gebieter, seine Favoritin und das große Zelt zu überliefern, da dieß ihm selbst mit zur Wohnung diente. Nach jenem unglücklichen Vorfalle aber, wäre es ihm nur erwünscht gewesen, hätten sich ihm Hindernisse in den Weg gestellt, die es ihm gänzlich unmöglich gemacht hätten, diesem Befehle nachzukommen. Denn er fürchtete, beim ersten Zusammentreffen mit seinem Gebieter, von diesem im Zorne gemordet zu werden, sobald er ihm Aminda's Verschwinden mittheilte, und diesem Schicksale wollte er wenigstens noch so lange als möglich entgehen. In seiner tiefen Niedergeschlagenheit fand er keinen andern Trost, als seine Tabakspfeife, und sobald er diese angezündet hatte, schwang er sich auf eins der vier Maulthiere, welche zusammengekoppelt das große Zelt trugen und versank bald in seine stoische Ruhe, welche den Türken selbst im Unglück eigen ist. Aber das Schicksal schien beschlossen zu haben, ihn noch tiefer zu beugen; denn kaum hatte er sich seiner Bequemlichkeit hingegeben und blies so recht behaglich die Dampfwolken von sich, als dicht neben ihm eine helle Flamme aufzuckte, daß er kaum schnell genug von dem Maulthiere herabzuspringen vermochte, um nicht selbst davon ergriffen zu werden. Mit rasender Schnelligkeit verbreitete sich der Brand und hatte bald das ganze Zelt ergriffen, welches auf die Packsättel der Maulthiere festgeschnürt war, die ein gräßliches Geschrei erhoben und nach allen Seiten hin sich von einander loszureißen strebten. An Rettung war hier nicht zu denken; denn in der dürren Sandwüste war kein Wasser in der Nähe zu finden und die gierigen Flammen verzehrten pfeilschnell die leicht entzündlichen Stoffe. Schon nach wenigen Minuten sanken die Maulthiere, die dem über sie dahin wogenden Feuermeere nicht zu entfliehen vermochten, laut brüllend, zu Boden und noch war keine Viertelstunde vergangen, als sie schon unter den furchtbarsten Qualen verendet waren. Das schöne Zelt aber war als glühende Asche weit umhergestreut und sonst auch keine Spur mehr davon aufzufinden.

(Fortsetzung folgt.)

Schlimme Reisen=Abenteuer.

Herr Baily, ein junger Mann, der aus Neugierde die indischen Stämme besuchte, kam vor einiger Zeit von dieser Expedition in Santa Louis an. Er hat für immer den Geschmack am Reisen im far-west verloren, da seine Abenteuer von so trauriger Art waren, daß sie sich tief in sein Gedächtniß einprägten. Baily reiste vor ungefähr achtzehn Monaten mit neun andern Personen nach dem Golf von Mexiko ab. In Indianola angekommen, schloß sich der kleinen Karavane ein Individuum Namens Roß an. Die Gesellschaft begab sich hierauf an den Fluß Nueces, wo man ein Lager aufschlug und von daher datirten sich schon die ersten

Unglücksfälle. Während der Nacht stahlen die Indianer den Reisenden die Maulesel. Der ganze nächste Tag verging damit, die Räuber zu verfolgen. Erst bei Sonnenuntergang war es Baily und seinen Gefährten gelungen, sie einzuholen. Da es nur sechs Diebe waren, so hatten die Weißen mit Hülfe ihrer Flinten sich ihrer rasch entledigt. Leider aber hatte das Geknatter der Feuerwaffen dreihundert Wilde, die in den Wäldern verborgen waren, herbeigezogen. Einige Minuten später war Baily der einzige seine Gefährten Ueberlebende. Die Indianer beschlossen, ihn als Gefangenen zu behalten, und kehrten mit ihm zu den von den Erschlagenen Tags vorher zurückgelassenen Wagen zurück, die sie rein ausplünderten. Sie nahmen noch überdieß die zwanzig Fäßchen Pulver und Schatullen mit Revolvers mit sich, die der Regierung von Santa Louis gehörten. Hierauf wurde der Gefangene gänzlich seiner Kleider beraubt, und nackt mit gebundenen Händen und Füßen auf ein Pferd gefesselt und nach den Bergen geschleppt, wo die Bande ihr Lager hatte. Während der elf Tage, welche die Reise dauerte, erlitt Baily die fürchterlichsten Schmerzen, durch die qualvolle Stellung, in welcher er auf das Pferd gebunden war und die ihm fast bei jedem Schritt einen Schrei ausstoßen ließ. Nach achttägigem Aufenthalt im Lager der Wilden, wurde von diesen eine Expedition gegen die erste Karawane verabredet, welche auf dem Wege von Santa Fe vorüber kommen sollte. Drei Tage im Hinterhalte liegend, waren in dieser Weise für die Wilden nutzlos verstrichen. Endlich erschien am vierten Tag ein Zug mit Waaren. Da die Weißen so unerwartet angefallen wurden, so blieben sie auch Alle auf dem Platze, die Wilden vertauschten nun die vor einigen Tagen geraubten Maulesel gegen Pferde, der so eben vernichteten Karawane und fuhren fort, die vorüberziehenden Reisenden anzufallen und zu tödten. Der Gefangene mußte dieß Alles gefesselt mitmachen. Am Tage wurde er strenge überwacht. In der Nacht aber mittelst Riemen, die aus Häuten geschnitten waren, an Baumäste und zwar so hoch angebunden, daß seine Füße kaum den Boden berührten und er daher nie schlafen konnte. Nur bei Tage gönnte man ihm einige Stunden der Ruhe. Fünf Karawanen waren bereits ausgeplündert und deren Mitglieder ermordet worden. Bei der letzten Expedition vertheidigten sich zwei Weiße auf besondere heldenmüthige Art, sie tödteten zwölf Rothhäute und konnten erst dann zu Gefangenen gemacht werden, als sie ihre ganze Munition bereits verschossen hatten. Die Indianer ersannen nun die fürchterlichste Rache, um die beiden Opfer zu quälen. Sie banden sie an zwei Pfähle und häuteten sie bei lebendigem Leibe ab. Zugleich zwangen sie den unglücklichen Baily beständig seine Augen auf das grausige Schauspiel zu richten, und schlugen mit Lanzen und Knitteln nach ihm, wenn ihn das Entsetzen zwang, auf Momente seine Augen zu schließen. Von kannibalischer Wuth getrieben, nahmen sie die noch warme vom Blute triefende Haut und schlugen sie dem Baily ins Gesicht, indem sie die Drohung ausstießen, daß ihm dasselbe bevorstünde, wenn er zu entfliehen wagen sollte. Während der drei nächstfolgenden Nächte, die dieser wilden Scene folgten, hütete man den Gefangenen ohne ihn zu binden, in der dritten Nacht aber als sie einen großen Kriegstanz aufführten, vergaß man ganz auf ihn. Diese günstige Gelegenheit benutzte Baily; während man um das Feuer herum tanzte, schlich er ins Zelt, bestieg ein Pferd und ergriff die Flucht. Seine Flucht aber wurde bald entdeckt. Nach fünf Tagen einer beharrlichen Verfolgung holten ihn die Indianer so weit ein, daß sie auf ihn schießen konnten; er sprang nun vom Pferde und eilte in die Berge. Hier entdeckte er zum Glück eine Höhle, die gerade so groß war, daß er hinein kriechen konnte. Anderthalb Tage blieb er in dieser verzweiflungsvollen Lage; stets hörte er die Tritte der Indianer um sich, die ihn nach allen Seiten hin suchten. Ueberzeugt endlich, daß sie diesen Punkt verlassen hatten, wagte er sich aus seinem Verstecke hervor und schlug über Umwege die Richtung nach Kickappo ein. Er war 600 Meilen (englische Meilen) davon entfernt und brauchte einen Monat, bis er dahin gelangte. Auf dem Wege dahin lebte er nur von Wurzeln und Kräutern. Nach vielen Beschwerden, unter welchen er auch so oft zu wilden Völkerstämmen gelangte, die ihn jedoch freundlich aufnahmen und nachdem er auch in dem Lande der Cherokesen gewesen, um nun von da aus nach dem Missouri zu gelangen, kam er nach dem Santa Louis, wo er seine alte Mutter fand. Diese mühevolle Reise hatte er zwei Monate, beständig zu Fuß gemacht. Zum Glück ist ihm trotz der gräßlichsten Lebensgefahren, in welchen er sich so oft befand, nichts Bedeutendes geschehen, nur daß seine Hände von Tomahawks der Wilden zerschnitten waren. Während seiner Gefangenschaft bei den Wilden nährten ihn diese mit frisch geschlachtetem Pferdefleisch.

Mannigfaltigkeiten.

Ein Bericht aus Berchtesgaden vom 15. Juli meldet Folgendes: Heute genoß man vom Königsee aus ein eigenthümliches Schauspiel, zu welchem von hier, von Reichenhall, Salzburg, Hallein, kurz der ganzen Umgegend, eine große Menschenmenge zusammengeströmt war. Es fand nämlich heute Nachmittag — und

zwar zu Ehren des Königs Ludwig und seiner hohen Gäste, der Großherzogin von Hessen-Darmstadt, der Erzherzogin von Oesterreich und der Herzogin von Modena — in vergrößertem Maßstab der sogenannte „nasse Holzsturz“ statt, d. h. es wurde der hier üblichen Sitte gemäß aus einer Höhe von beiläufig 1000 Fuß durch den über eine schroffe Felswand stürzenden Wasserfall des Königsbachs das oben aufgehäufte und dann plötzlich von seinen Banden befreite Holz auf einmal in den Königssee hinabgestürzt, um sodann von dort durch Flößung weiter geschafft zu werden. Da die gewöhnliche Wassermasse nicht ausgereicht haben würde, um die Menge des Holzes — wie man versichert, über 100 Klafter — mit sich fortzureißen, so waren in einem oberhalb des Sturzes befindlichen Becken, Klause genannt, die dort zusammenströmenden Berggewässer seit etwa acht Tagen künstlich zu einem kleinen See gesammelt, und in diesem die Holzmassen bis zur Oeffnung der Schleußen aufgehalten worden. Demzufolge gestaltete sich der sonst nicht sehr bedeutende Königsbach zu einem Wasserfall imposantesten Charakters. Wie der Gischt aus dem Rachen eines wuthschnaubenden Ungeheuers brach der fahlgelbe Schaum aus der Schlucht, von wo der Sturz beginnt, hervor, und stürzte sich unter donnerähnlichem Krachen und Prasseln, welches durch die theils gegeneinander, theils gegen die Felsen geschleuderten Scheite verursacht wurde, in den Abgrund nieder, um sich endlich zwischen Felsblöcken und Tannen hindurch den Weg in den See zu bahnen, wo die Scheite in einem vorher abgepferchten Raum gesammelt wurden. Der niederfallende Wasserschwall war so groß, daß die Masse des Holzes darin fast ganz verschwand, und kaum gesehen worden seyn würde, wenn nicht fort und fort einzelne Scheite von sich entgegenstemmenden Felsen zurückgeprallt, und aus dem Schaum hinaus in weitem Bogen durch die Luft geschleudert worden wären. Das in der That großartige Schauspiel dauerte etwa eine halbe Stunde, und machte namentlich auf die unter den Zuschauern sehr zahlreich vertretenen Fremden, einen sehr überraschenden Eindruck. Einen wirksamen Kontrast hiezu bildete die erhabene Schönheit des unter tiefblauen, wolkenlosem Himmel in ungetrübter Ruhe und Heiterkeit daliegenden Sees, und das bunte Gewimmel von Gondeln und Nachen, die auf seinem Spiegel umherschwammen. Unter diesen zeichnete sich natürlich vor Allen das Fahrzeug aus, welches die hohen Herrschaften führte. Es war auf dem Schiffsschnabel mit dem bayerischen Löwen und Wappen geziert, und mit matrosenartig blau und weiß gekleideten Schiffern und festlich geputzten Schifferinnen bemannt. König Ludwig ward bei der Abfahrt mit einem freudigen Hoch begrüßt; als das Schauspiel vorüber war, begab sich der ganze Hofstaat nach St. Bartolomä, um dort zu Mittag zu speisen, und sodann noch den Obersee zu besuchen. Die ganze kleine Flottille folgte ihm wenigstens nach dem ersten Punkte, und selten wohl mag dieser einsam gelegene Platz von einer gleichen Menschenmenge belebt gewesen seyn. Wie viel der durch das schönste Wetter begünstigte Tag allein an Fremden herbeigelockt, mag daraus entnommen werden, daß Referent bloß vor dem Wirthshaus zu Königssee mehr als 30 Wagen, zum Theil vielsitzige Omnibus, gezählt hat.

Die Landmacht Oesterreichs besteht nach dem neuen Militär-Schematismus aus 62 Linien-Infanterie-Regimentern, 14 National-Gränz-Regimentern und 1 Gränz-Infanterie-Bataillon, 1 Jäger-Regiment, 25 Jäger-Bataillons, 3 Sanitäts-Inspektionen mit 14 Sanitätskompagnien; 6 Disziplinarkompagnien; an Kavallerie: 8 Kürassier-Regimentern, 8 Dragoner-Regimentern, 12 Husaren-Regimentern, 12 Uhlanen-Regimentern: an Artillerie: 12 Feld-Artillerie-Regimentern, 1 Küsten-Artillerie-Regiment, 1 Raketeur-Regiment; 18 Artillerie-Zeugskommanden; ferner 12 Genie-Bataillons, 1 Generalquartiermeisterstab, 1 Pionierkorps, 1 Flottenkorps, endlich 19 Gendarmerie-Regimentern, dann dem Militär-Fuhrwesenskorps, dem Beschäl- und Remontirungs-Departement.

Ueber die österreichischen Militärstiftungen liest man in Wiener Blättern Folgendes: Die Latourstiftung hatte am 19. Mai d. J. einen Fond von 55,800 fl. in Obligationen. Die Haynaustiftung besitzt dermal ein Kapital von 329,421 fl. in Obligationen. Die Kaiserin Maria-Annastiftung hat ein Fondskapital von 40,140 fl. zu 5 pCt. Obligationen. Die Radetzkystiftung, vom Gemeinderathe Wiens gegründet, hat dermalen ein Kapital von 131,110 fl. in Obligationen. Die Graf O'Donnell- und Ritter von Ettenreichstiftung hat ein Kapital von 1000 fl. Die Jellacicstiftung hat ein Stammkapital von 40,311 fl. K.-M. und 135 fl. in Obligationen.

Bezüglich des Vergiftungsprozesses gegen Madeleine Smith erfährt man aus London nachträglich, daß ein Verwandter der Angeklagten 1000 Pfd. St. hergegeben hatte, um die Kosten der Vertheidigung zu bestreiten; der Rest war ebenfalls schenkungsweise beigesteuert worden. Der Vater der Angeklagten hat sich von ihr gänzlich losgesagt und sie seit ihrer Freisprechung nicht wieder sehen wollen. Sie befindet sich, wie es heißt, auf der Fahrt nach einer entlegenen englischen Kolonie.

Redakteur: Gustav Neffert.
Druck und Verlag der Walland t'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 175 Freitag, 24. Juli 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

Lange noch stand Ismael, wie verzaubert vor sich hinstarrend, und die Schwarzen umringten ihn, gleichfalls regungslos und mit offenem Munde, starr vor Schrecken. Endlich erhob er sein Haupt, und die Arme über der Brust kreuzend, rief er: „Allah ist groß!" Sonst kam kein Wort über seine Lippen, kein Klageruf, nicht einmal ein Seufzer. Sein fatalistischer Glaube erlaubte ihm dergleichen nicht. Eine höhere Macht hatte das Unglück über ihn verhängt, es war geschehen, und seine Folgen, wenn sie ihm auch den Tod brachten, mußten als ein unabwendbares Schicksal betrachtet werden. Er zündete deßhalb die Pfeife, die wahrscheinlich das ganze Unheil veranlaßt hatte, welche ihm aber vor lauter Erstaunen ausgegangen war, auf's Neue wieder an, und ordnete die Fortsetzung des Marsches, nachdem er noch einen wehmüthigen Blick auf die armen Maulthiere geworfen, die einen so entsetzlichen Flammentod gefunden hatten. Aber war er schon vorher geneigt gewesen, die Ankunft bei seinem Gebieter zu verzögern, so wünschte er es jetzt nach diesem neuen Unfalle nur noch mehr. Er trieb daher auch weder Menschen noch Thiere zur Eile an und schien überhaupt in eine förmliche Betäubung verfallen zu seyn, welche ihn nichts mehr beachten ließ, was um ihn her vorging. Deßhalb bemerkte er es auch nicht, daß die Schwarzen die Köpfe zusammensteckten und einen meuterischen Plan ausbrüteten, der im nächsten Nachtlager ausgeführt werden sollte. Sie stimmten sämmtlich darin überein, daß sie nicht zu ihrem Gebieter zurückzukehren gedachten. Sie wurden als Sklaven betrachtet, mit der größten Strenge behandelt, und hatten sich schon längst darnach gesehnt, ihre Freiheit zu erlangen, jetzt aber um so mehr, da sie fürchteten, der Pascha würde die Schale seines Zornes auch über sie ausgießen und die härtesten Strafen über sie verhängen. Eine günstigere Gelegenheit zur Flucht konnte sich ihnen schwerlich darbieten, als eben jetzt; denn sie wußten, daß die Russen nur noch wenige Stunden entfernt standen, und wenn es ihnen nur gelang, ihre Lagergränze zu überschreiten, waren sie vor jeder Verfolgung sicher gestellt. Am meisten aber lockte sie wohl die Aussicht, mit einer reichen Beute zu entweichen, denn sie wußten, daß sich in den Koffern der Favoritin werthvolle Kleinodien befanden, die sie unter sich zu theilen gedachten.

Langsam folgten sie den Spuren, welche die Batterie hinterlassen hatte und die Sonne war bereits gesunken, als sie in deren Nähe gelangten. Ismael aber wählte zu seinen Lagerplätzen ein abseits gelegenes niederes Gebüsch, ziemlich entfernt von dem Lager der Batterie, denn er fühlte durchaus keine Neigung, mit den Franzosen zu verkehren; ja, er suchte ihnen sogar seine Annäherung zu verhehlen; denn er fürchtete, sein strenger Gebieter könne Nachforschungen nach ihm und seiner Favoritin bei den Artilleristen halten lassen und wenn diese seinen Aufenthalt nachzuweisen wüßten, so würde er sich gezwungen sehen, noch in dieser Nacht seinem Herrn entgegen zu treten. Deßhalb verbot er auch den Schwarzen, sich aus dem Umkreise des Gebüsches zu entfernen und erlaubte ihnen auch nicht, ein Feuer anzuzünden.

Die beiden Dienerinnen waren in der Sänfte sitzen geblieben und bereits eingeschlafen. Auch Ismael wünschte sich noch einmal eines Schlafes zu erfreuen, und hatte sich dazu einiger Kissen seiner Herrin bemächtigt und recht bequem darauf am Boden ausgestreckt. Doch dauerte es noch ziemlich lange, ehe er die ersehnte Ruhe fand und es mochte wohl bereits Mitternacht vorüber seyn, ehe ein fester Schlummer seine Augen schloß. Die Schwarzen hatten sich in der Nähe der Maulthiere niedergelegt, die abgepackt worden waren, und ihr lautes Schnarchen schien deutlich genug zu verkünden, daß auch sie sich dem Schlafe längst schon hingegeben hatten. Dieß war jedoch nur Täuschung; denn zwei derselben erhoben sich ganz leise, sobald ihnen das schwere Athmen Ismael's verrieth, daß dieser eingeschlafen war, krochen am Boden fort, bis zu ihm hin, sprangen dann mit einem wahren Tiegersprunge auf ihn los, drehten ihm einen Knebel in

den Mund, um ihn am Schreien zu verhindern und banden ihn dann mit Stricken an Händen und Füßen.

Er leistete auch nur geringen Widerstand, denn da er im Schlafe überfallen worden war, fand er seine Besinnung nicht gleich und sah sich seiner Waffen beraubt, noch ehe er darnach greifen konnte. Nachdem die Schwarzen ihn so fest gebunden hatten, daß er sich nicht zu rühren vermochte, schlichen sie zur Sänfte und banden die Thür derselben mit Stricken fest, um die beiden Dienerinnen, die nicht aus ihrem Schlafe erwachten, einzusperren. Dann gingen sie zu ihren Kameraden zurück, die sich indessen auch erhoben hatten und halfen ihnen die beiden Maulthiere aufzäumen und wieder mit den Koffern und sonstigen Effekten Aminda's, denn sie hatten Ismael auch deren kostbares Polsterkissen wieder weggenommen, zu bepacken. Da sie sehr eifrig Hand anlegten, war dieß Geschäft auch in kurzer Zeit beendigt und ohne Säumen verließen sie hierauf das Gebüsch, die Maulthiere vor sich hertreibend. Es war ihr Plan, sich so schnell als möglich von den Lagerplätzen der Alliirten zu entfernen und sich in irgend einer Schlucht versteckt zu halten, bis der Morgen grauete. Dann wollten sie die Koffer öffnen, sämmtliche Kostbarkeiten herausnehmen, unter sich vertheilen und in ihren Kleidern verbergen. Mit den Kleidungsstücken und sonstigen Effekten wollten sie die Maulthiere wieder bepacken und sie geradezu in das russische Lager treiben. Dort waren sie entschlossen, unter dem Vorwande, daß sie sich verirrt hätten von dem Zuge des Pascha's, sich den Russen zu ergeben, und glaubten sich einer freundlichen Aufnahme erfreuen zu dürfen, wenn sie nicht mit leeren Händen kämen und ihnen die Maulthiere und den Rest ihres Raubes überließen. Kaum aber hatten sie das Gebüsch verlassen, als hinter einem Sandhügel hervor zwei Reiter sprengten, welche ihre Lanzen auf sie einlegten und mit einem dumpfen Hurrahrufe, welcher schauerlich durch die Nacht schallte, auf sie losstürzten. Die Nacht war ziemlich hell und sie konnten deutlich bemerken, daß die Reiter hohe Pelzmützen trugen. Mehr bedurfte es nicht, um die Schwarzen in den heftigsten Schrecken zu versetzen; denn Pelzmützen, Lanzen und Hurrahruf — schienen ihnen die vollgültigsten Beweise, daß sie von Kosaken überfallen würden, und da sie den ganzen Tag über schon von diesen wilden Kriegern der Wüste die entsetzlichsten Dinge geträumt hatten, so gaben sie dem Eindrucke des ersten Schreckens nach und ergriffen eilig die Flucht, die Maulthiere im Stiche lassend, ohne auch nur an eine Vertheidigung zu denken. Die beiden Reiter schickten ihnen ein gellendes Hohngelächter nach, ergriffen die Maulthiere, die ruhig stehen geblieben waren, am Zügel, und rissen sie so eilig mit sich fort, als ihnen ihre Last nur zu haben gestattete. In einem weiten Bogen umritten sie das Lager der Artillerie und gelangten so, auf einem Umwege, bis zu dem Bache, wo die Ruinen des abgebrannten Posthauses noch immer rauchten. Marion eilte ihnen entgegen und lächelnd riefen sie ihr einen freundlichen Gruß zu, indem sie von ihren Rossen sprangen, und diese, sowie die Maulthiere, an einige verkrüppelte Bäume banden, die im Garten standen. Dort warfen sie auch die Lanzen von sich, die nur aus einfachen Bohnenstangen bestanden, welche sie hier aufgerafft hatten, während sie Marion in der heitersten Laune zuriefen: daß ihr Plan auf das Beste geglückt sey, und daß sie sich jetzt um so weniger Vorwürfe darüber zu machen brauchten, daß sie Aminda's Eigenthum mit Gewalt an sich gebracht, da die Schwarzen eben im Begriffe gewesen wären, die Koffer auszuplündern, und mit ihrer Beute in das feindliche Lager zu fliehen. Wir brauchen wohl kaum hinzuzufügen, daß der Kapitän de Beaumonte und sein Freund Morand die Kosakenrolle gespielt hatten, ohne sich gerade besonders um die Richtigkeit des Kostüms zu kümmern. Marion hatte ihnen in aller Eile aus einer Pelz-Schabracke zwei rauhe Mützen zusammengenäht; dazu hatten sie die Röcke von Trainsoldaten umgekehrt angezogen, einen Säbel und einen Gürtel mit Pistolen umgeschnallt und anstatt der gefürchteten Kosakenpiken, lange Bohnenstangen, die sie im Garten fanden, in die Hand genommen. Morand, der schon vorher die Gegend durchforscht und den versteckten Lagerplatz Ismael's ausfindig gemacht hatte, belauschte auch die Schwarzen bei ihrem verrätherischen Treiben und so gelang es ihnen, dieselben mit leichter Mühe zu überfallen, als sie eben im Begriffe waren, mit ihrem Raube zu entwischen. Der Kapitän hätte laut auffubeln mögen vor lauter Freude, über seinen glücklich gelungenen, tollen Streich, und ohne zu säumen wurden die Maulthiere abgepackt, und Koffer und Polsterkissen in die Scheune geschafft, in welcher Aminda ihr Versteck genommen hatte. Auch sie jubelte hoch auf, als sie ihr Eigenthum erblickte und brach in herzliches Gelächter aus, als ihr der Kapitän in humoristischer Weise seinen Kosaken-Angriff auf die treulosen Schwarzen erzählte, als sie eben im Begriffe gewesen waren, mit ihrem Eigenthum auf und davon zu gehen. Gerne hätten die beiden glücklichen Freunde die ganze Nacht mit ihren Geliebten heiter verplaudert, unbekümmert um die nächste drohende Zukunft, doch der Dienst erlaubte es nicht, daß sie sich allzulange von der Batterie entfernen durften. Deßhalb legten sie auch ihre Uniformen wieder an und ritten in's Lager zurück, wo die ausgestellten Posten nichts anders glaubten, als sie wären auf Rekognoszirung ausgewesen.

Auch fanden sie bereits eine Ordonnanz vor, welche dem Kapitän vom General Bosquet die Ordre brachte, unverzüglich aufzubrechen und mit seiner Batterie in die Linie einzurücken, indem eine Batterie von leichterem Kaliber in die Reserve gestellt werden sollte. Bald schmetterten die Trompeten die Schläfer wach und eine Viertelstunde später setzte sich der Zug schon wieder in Bewegung, um vorzurücken, was auch mit dem größten Eifer geschah, denn die ehrenvolle Ordre hatte natürlich allgemeinen Beifall unter den muthigen Artilleristen gefunden. Morand aber sprengte auf einem Pferde des Kapitäns wieder hinüber nach den Ruinen des Posthauses, um seiner Marion die Weisung zu bringen, vorläufig ruhig dort zu bleiben, bis die Schlacht, die man mit Sicherheit erwartete, vorüber sey.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Ritt in's Tscherkessenland.

Der Armee der Alliirten in der Krim waren im Sommer 1855 die Vorräthe von Schlachtvieh, namentlich Ochsen und Schöpsen, sehr auf die Neige gegangen, weßhalb der Generalkommissär Blanchot eine Expedition veranstaltet, um sich von der Küste von Tscherkessien aus mit einem neuen Vorrathe dieser Lebensbedürfnisse zu versehen, ohne welche selbst die tapferen Franzosen sich nicht schlagen können. Der Mitglieder der Expedition waren nicht viele: der Kommissär La Valette, Dr. Jeannel, erster Apotheker der Armee, ein griechischer Smyrniote, der als Dolmetscher fungirte, ein tatarischer Fürst aus der Krim, ein Unterbeamter des Armee-Kommissariats und fünf Unteroffiziere, bildeten die ganze Expedition. Von dieser ganzen Gesellschaft war der Tartarenfürst, der seine Einkünfte entweder verpraßt oder deren keine zu verprassen hatte, die einzige Person, deren Aussehen etwas Merkwürdiges darbot. Er war nach der Schilderung des Dr. Jeannel, welchem wir hier nacherzählen, ein kleiner Mann zwischen 35 und 40 Jahren, sehr hager, sehr schmutzig, sehr gebräunt, sehr armselig aussehend, mit bleigrauen Augen und einem wilden, borstigen Schnurrbarte; seine Kopfbedeckung war ein Fes, die übrige Kleidung bestand in einer Tuchjacke, einer Atlasweste, einem Beinkleid von Lasting, das sehr augenfällige Spuren langen Gebrauches trug, und Reitstiefeln. Setzen wir noch hinzu, daß er in seinem Betragen sehr schweigsam, theilnahmslos und verschlossen war und einen kolossalen Appetit entwickelte, der einer wahren Zerstörungswuth glich, so haben wir alle seine fürstlichen Eigenschaften namhaft gemacht. Alles zusammengenommen, wäre er ohne die Atlasweste und andere kleine Beisteuern der Fremden zu seiner Toilette, der ächte Typus irgend eines reißenden Thieres gewesen, welches man eingefangen, halb gezähmt und dadurch unglücklich gemacht hatte — er gemahnte einigermaßen an eine zahmgeprügelte Hyäne. Doch glaubte man, er besitze einiges Ansehen und einen gewissen Einfluß auf die Eingebornen, welche man in Kertsch und Jeni-Kaleh miethen mußte, und aus diesem Grunde engagirte man ihn zu der Expedition gegen die fabelhafte Summe von fünf Franken per Tag und freier Station sammt dem Vorrecht, daß er in Anbetracht seines fürstlichen Blutes und seiner Atlasweste, auf der äußersten Linken reiten, d. h. nach unseren heimischen Begriffen von Etikette sozusagen den Schnallendrücker machen durfte.

Unsere Leser haben während der Kriegszeiten eine solche Masse von pomphaften Schilderungen der Schönheiten der Südküste der Krim lesen müssen, daß wir hier füglich verschweigen können, was unser Gewährsmann, Dr. Jeannel, über eine Menge reizender Punkte zwischen Balaklava und Yalta sagt. Wir wollen daher sogleich mit ihm in Jeni-Kaleh landen, wohin die Beamten der Expedition an den türkischen Pascha, der die dortigen ottomanischen Truppen befehligte, adressirt waren. Sie fanden diesen Würdenträger rauchen und mit untergeschlagenen Beinen auf einem beschmutzten und verkommenen lumpigen Sopha sitzen, in einem kleinen Zimmer ohne Möbeln und Fenster, wo er mit ächt orientalischer Unterwürfigkeit sich in sein Geschick ergab.

Wohlbeleibtheit ist zwar ein allgemeines Attribut türkischer Würdenträger, allein ausnahmsweise war dieser Pascha ein hochgewachsener, hagerer, derbknochiger Mann, der nach Gestalt und Gesicht eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Don Quixote auf Tony Johannot's Abbildungen hatte. Die hervorstechendsten Eigenthümlichkeiten seines Kostüms waren ein purpurnes, überreich mit bunten Blumen gesticktes Hemd, reichgestickte Hosenträger und weiße Beinkleider mit Sprungriemen, in deren Geheimniß der Pascha noch nicht eingedrungen war, denn da er wünschte ohne Stiefeln auf seinem Sopha zu sitzen, hatte er zwar dieselben unter den Hosen hervor sich ausziehen lassen, ohne aber die Sprungriemen zuvor loszuknöpfen, so daß diese sammt dem Saume der Beinkleider nun auf der Mitte seiner Wade saßen. „Die türkischen Paschas", sagt Dr. Jeannel im Ernste, „tragen zwar unser Beinkleid, wissen es aber noch nicht zu tragen."

Auf die durch den Dolmetscher bestmöglich übersetzte Anrede des Herrn v. Lavalette erwiderte der Pascha durch eine lange Reihe mühsamer Kehltöne von sehr unmusikalischem Klang, welche seine unbe-

gränzte Bereitwilligkeit zu jeder Art von Dienstleistung kundgeben sollten, und bethätigte seine Dienstfertigkeit noch durch die Zusage eines Empfehlungsschreibens an seinen Freund Sefer Pascha, den Kommandanten von Anapa, und durch das Erbieten, einen seiner Adjutanten der Expedition beigeben zu wollen. Hierauf brachten einige Diener in settigen, braunen Jacken, deren Aermel unter den Armen ganz aus der Naht gerissen waren, Pfeifen und Kaffee herein, nach deren Genuß sich der Pascha von seinem gebrechlichen Sopha erhob und die Fremden in Strümpfen und mit den aufgestrüppten Hosen bis an die Thüre begleitete, ihnen der Reihe nach lächelnd die Hand drückte und sie so entließ.

Von Jeni-Kaleh begab sich die Expedition nach Kertsch, das noch unverkennbare Spuren seiner jüngst vorgefallenen Plünderung trug und einen gar traurigen Anblick gewährte. Hier fanden sie jedoch zu ihrer nicht geringen Ueberraschung wieder ein bedeutendes Monument der abendländischen Kultur, das sich hier unter den Ruinen geltend machte, nämlich eine Restauration in großem Style, wohin sie ein französischer Soldat führte. Ein spekulativer Italiener hatte nämlich auf ganz einfache und zwanglose Weise das frühere Lokal des Klubs der Kaufleute von Kertsch eingenommen und darin seine Restauration und Kaffee gegründet, das bei der ganzen Besatzung in hohen Gnaden stand und den ganzen Tag nicht von Gästen leer wurde. Der Weinkeller war trefflich und reich versehen, die Küche bot die größte Auswahl von geräucherten und getrockneten Speisen, vorzüglichem Geflügel u. s. w., und das verlassene Lokal der Kaufmannsschaftsgesellschaft bot eine vorzügliche Kücheneinrichtung, vollständiges Möblement, Zierpflanzen, Blumen, Bücher, alte Zeitungen und alle möglichen Behaglichkeiten, and der italienische Wirth war auf dem besten Wege, ein reicher Mann zu werden. Nachdem die Expedition sich hier in diesem zivilisirten Hotel gütlich gethan, kehrte sie an Bord ihres Dampfschiffes zurück, und fuhr damit am andern Morgen direkt auf ihr eigentliches Ziel zu.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

In Wunsiedel ist dieser Tage ein in psychologischer Hinsicht merkwürdiger Selbstmord vorgekommen. Es erhängte sich ein achtbarer Bürger, K., der in günstigen Vermögensverhältnissen lebte. Um seine That ohne Störung vollführen zu können, schickte er seine Magd auf's Feld mit dem Auftrage, die Hausthüre hinter sich abzuschließen, indem er sein Mittagsschläfchen machen wolle, ohne fürchten zu müssen, daß sich Jemand in das Haus schleiche. Hierauf schrieb er einen Brief, in welchem er Anordnung wegen seiner Leiche traf. Er wünschte zu Nacht ohne alle Begleitung und auf einen Winkel des Friedhofes begraben zu werden, wie es einem Selbstmörder gebühre. Alsdann begab er sich in die untere unbewohnte Stube, in welcher sich ein Wollenlager befand, und vollzog die schreckliche That. Wer sollte aus diesen Umständen schließen, daß sich der Unglückliche in einer getrübten Seelenstimmung befand? Und doch sprechen verschiedene Aeußerungen, welche er in der letzten Zeit seines Lebens machte, dafür. Der Unglückliche litt nach denselben an der fixen Idee, daß er dem Ruine seines Vermögens entgegengehe und der Gefahr ausgesetzt sey, an dem Hungertuche nagen zu müssen. Wie wenig Grund er zu dieser Befürchtung hatte, beweist der Umstand, daß man sein ganzes Vermögen auf 10,000 Gulden schätzt, und daß das bei ihm aufgefundene Geld nebst den vorhandenen Silberwaaren, Wollenvorräthen und Aktivausständen an 4000 Gulden beträgt. Zur Erklärung der That mag auch der Umstand dienen, daß sein Sohn vor kurzer Zeit in's Irrenhaus gebracht werden mußte, und seine Frau nicht lange vorher unter den Anzeichen eines ausgebrochenen Wahnsinns verstorben ist. Der Unglückliche wurde mit Sang und Klang beerdigt und das Gremium der Gemeindebevollmächtigten, dem er angehörte, folgten seiner Leiche.

In Ludwigshafen macht so eben nicht ein Schiffer, sondern ein Küfer, und zwar Heinrich Börckel von Speyer, den Versuch, ein Schiff nach einer neuen Methode zu bauen. Es ist ungefähr 20 bad. Fuß lang und 5 — 6 Fuß hoch. Das ganze Schiff ist aus 1½zölligen eichenen Faßdauben konstruirt. Der Boden ist wie bei den Rheinschiffen flach, und die Bodendauben sind wie bei einem Fasse in eine Gergel eingelassen und mit eisernen Klammern und Schrauben an die Seitenstücke befestigt. Die Dauben an der Seite stehen aufrecht and sind oben durch ein starkes, um das Schiff laufendes Holz und eiserne Schrauben gehalten. Im Innern laufen noch Eisenbänder vertikel und horizontal. Wie der Versuch ausfallen wird, läßt sich nicht sagen, da man nicht voraus wissen kann, ob es sich in Bezug auf Wasserdichtigkeit halten wird, und ob seine Form zur schnellen Fahrt zweckmäßig ist. Bewährt es sich, so wäre viel gewonnen, indem man zu allen kleinen Fahrzeugen jedes kürzere Stück Holz verwenden könnte.

Redakteur: Gustav Reffert.

Druck u. Verlag der Wailandt'schen Buchdruckerei.





Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 177 Montag, 27. Juli 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

Unstreitig war dem linken Flügel der Russen eine der härtesten Prüfungen beschieden worden; denn das furchtbare Bombardement der Flotte, welches um 1 Uhr seinen Höhepunkt erreichte, schlenderte unablässig Tod und Vernichtung in dessen Reihen, ohne daß die aufgestellten Regimenter sich dagegen wehren, oder Gleiches mit Gleichem vergelten konnten. Anfänglich litt das Regiment Moskau, welches zwar in Reserve, aber gerade deßhalb in seiner jetzigen Aufstellung dem Meeresufer am nächsten stand, am meisten. Als aber die Hauptmacht der vereinigten Flotte, sich dem Ausflusse der Alma zu und auf die Gefahr hin zu stranden, gleichfalls mehr dem Ufer näherte, erfuhr das in erster Linie aufgestellte Regiment Thronfolger ein noch härteres Schicksal. Dennoch boten diese beiden braven Regimenter wohl eine halbe Stunde ang dem unaufhörlich auf sie nieder prasselnden Bomben- und Raketenschauer Trotz, bis Fürst Mentschikoff, welcher die Schlacht vom Telegraphenhurme herab beobachtete, ihnen Befehl zum Rückuge sendete. Der Feldherr hatte die Mitwirkung er vereinigten Flotte jedenfalls zu gering geschätzt, nd sah jetzt zu spät ein, daß er versäumt hatte, ste Werke am Ufer anzulegen, um die Schiffe des einbes in gehöriger Entfernung zu halten. Die uaven und die Jäger von Vincennes waren inessen unter Befehl Bosquets, zwischen dem letzten orsprunge des Hügelkammes und dem Seeufer, ber die Mündung der Alma gegangen und klettern nun, an Allem sich festklammernd, was an der hwerzugänglichen Felsenwand einen Anhalt bot, ach dem Plateau hinauf. Nach zwanzig Minuten ngefähr hatten die kühnen Kletterer das Plateau reicht, und ehe Fürst Mentschikoff es nur für öglich hielt, hatten die 8000 Franzosen seine linke anke umgangen und schickten sich an, ihn im Rün anzugreifen. Mehrere türkische Bataillone aren den Franzosen muthig auf dem Fuße gefolgt.

Der Feldherr erkannte die Gefahr, stieg eiligst vom Thurme herab, und stellte sich selbst an die Spitze seiner Truppen, indem er die Regimenter Musk und Wolhynin vorrücken ließ und sie in Person dem Feinde entgegen führte. Es war aber bereits zu spät; denn General Canrobert eilte mit seiner Division über die Thalebene, rechts von Almalamak über den Fluß und durch die Schluchten seines linken Ufers, den Bedrohten zur Hülfe. Jetzt begann der heiße Kampf Mann gegen Mann, und die beiden Regimenter Thronfolger und Moskau, welche schon durch das Bombardement von der See aus furchtbar gelitten hatten, wurden beim ersten Anprall geworfen und mußten sich hinter das Regiment Großfürst Michael zurückziehen, um nicht gänzlich aufgerieben zu werden.

Indessen hatte schon eine ganze französische Division und ungefähr eine Brigade Türken die Höhen erstiegen, und namentlich die Franzosen drängten heftig auf die russischen Truppen. Diese benutzten zwar die kurzen Augenblicke, wo sich die Feinde in Kolonnen zum Avanciren formirten, um ihre zerrissenen Bataillone wieder zu ordnen und gingen dann auf's Neue zum Angriffe vor, aber sie vermochten auch dießmal dem gewaltigen Andrange der überlegenen Feinde nicht zu widerstehen. So wurde das Regiment Michael, welches die Deckung des Rückzugs fast ganz allein übernehmen mußte, von seiner ursprünglichen Rückzugslinie nach einer 30 bis 40 Fuß hohen steilen Bergwand gedrängt, wodurch die Verbindung der einzelnen Bataillone und Kompagnien aufgelöst wurde. Die Kompagnie, die der Hauptmann Trubetzkoi führte, und in welcher auch Stanislaus und Dominik standen, suchte sich bei dieser drängenden Bewegung nach der Telegraphenhöhe hinzuziehen, und wurde fast in demselben Momente, als sie sich von ihrem Bataillone trennte, durch drei bis vier Schwadronen französischer Chasseurs d'Afrique förmlich abgeschnitten, welche aber die kleinere Abtheilung unbeachtet ließen, und sich auf den Rest des Regiments warfen, ehe dieses im Stande war, ein Quarree zu bilden. Viele Russen wurden niedergehauen, viele retteten sich aber auch, indem sie die

Thalschlucht hinunter, dem noch nicht angegriffenen Zentrum zueilten. Die abgeschnittene Kompagnie aber fiel den Türken in die Hände, und sah sich bald von einem ganzen Bataillone derselben umringt. Der uralte Nationalhaß zwischen Russen und Türken loderte hier in hellen Flammen auf, und die Ersteren spotteten laut der Aufforderung, sich der Uebermacht zu ergeben. Der Fürst Trubetzkoi, obgleich er nur mit Widerwillen in den Kriegsdienst getreten war, fühlte doch in diesem Augenblicke eine wahrhaft kriegerische Begeisterung und kühner Muth blitzte aus seinen Augen und glühender Eifer röthete sein Antlitz, seine wackere Kompagnie zu retten. Immer auf's Neue kommandirte er sie zum Sturme, um die feindlichen Reihen zu durchbrechen, und setzte sich selbst mit wahrer Todesverachtung den pfeifenden Kugeln aus. Sein Premierlieutenant war bereits gefallen; noch eine Salve, und auch die beiden Unterlieutenants fielen, denn die türkischen Scharfschützen hatten sich vorzugsweise die Offiziere zu ihren Opfern erlesen. Schon hatte Trubetzkoi zwei Wunden empfangen; da kommandirte er wieder: „Vorwärts! Vorwärts! Wir müssen durchbrechen!“ Doch er vermochte das letzte Wort nicht zu vollenden, denn eine Kugel hatte seine Brust durchbohrt. Er sank in Krasinsky's Arme, der stets an seiner Seite gefochten hatte. Die ganze Kompagnie war einen Augenblick wie erstarrt, denn sie sah sich um ihres letzten Führers beraubt. Krasinsky aber nahm dem tödtlich Verwundeten den Degen aus der Hand und übergab ihn seinem Freunde, dem Doktor Heiter, der eilig die Wunde verstopfte und ihn dann auf Gewehre legen ließ, während sich die Glieder wieder um ihn schlossen. Indessen aber hatte der Korporal Krasinsky sich an die Spitze der Kompagnie gestellt, und den Degen des Fürsten hoch erhebend, rief er: „Kameraden! Noch ist der Hauptmann unter uns! Wollt Ihr ihn rächen? Wollt Ihr seinem Degen folgen, so schwöre ich's Euch; so lange ich lebe, soll kein Feind ihn meiner Hand entreißen, und ich will Euch Bahn damit brechen.“

Diese Rede wurde durch ein donnerndes „Hurrah!“ von der ganzen Kompagnie beantwortet; denn der Fürst war geachtet und geliebt von seinen Soldaten, und der Aufruf zur Rache erfüllte sie mit gränzenloser Wuth. Krasinsky kommandirte zum Bajonnet-Angriffe, und er selbst an der Spitze, mähete rechts und links, mit dem blutigen Degen seines Hauptmannes, die Feinde zu Boden. Es war ein furchtbarer Sturm, dem die Türken nicht zu widerstehen vermochten, und ihre Glieder stoben nach allen Seiten auseinander von der furchtbaren Gewalt der festgeschlossenen Kette, die gegen sie anprallte. Wenige Minuten später war die Kompagnie gerettet, denn Fürst Mentschikoff, dem ihre tapfere Vertheidigung nicht entgangen war, schickte ihr eine Abtheilung des Regiments Thronfolger entgegen, mit welcher es ihr auch gelang, sich zu vereinigen, unter immerwährenden, muthig zurückgeschlagenen Angriffen des Feindes. Stolz, als ob es zur Parade ginge, marschirten sie vor dem Feldherrn vorüber, den tödtlich verwundeten Kompagniechef, den sie aus dem dichtesten Getümmel gerettet hatten, mit sich forttragend. Fürst Mentschikoff kommandirte „Halt!“ und die ganze Kompagnie stand. Einen scharfen Blick ließ er dahin schweifen, über die gelichteten Reihen und rief dann: „Beim heiligen Georg, Ihr habt Euch wacker durchgeschlagen, meine Jungen. Aber wo habt Ihr Eure Offiziere gelassen?“

„Sie sind alle gefallen noch vor unserm letzten Bajonnet-Angriffe,“ berichtete der alte Dominik, der vorgetreten war. „Wir haben aber nur unsern Hauptmann mit fortbringen können.“

„Das seh' ich!“ rief Mentschikoff, der sein Erstaunen kaum zu bergen vermochte. „Aber wer hat Euch angeführt und kommandirt, als Ihr Euch durchschlugt?“

„Der Korporal Krasinsky hat sich an unsere Spitze gestellt und wir sind ihm Alle gefolgt auf Tod und Leben. So hat er die Kompagnie gerettet,“ berichtete der Alte weiter.

„Krasinsky? Ist das nicht derselbe, den ich erst vorgestern zum Korporal avanciren ließ?“ fragte der Fürst wieder, und Stanislaus, der sich bis jetzt bescheiden in Reihe und Glied gehalten hatte, sah sich jetzt genöthigt, aus der Front herauszutreten und salutirte mit dem Degen des Fürsten Trubetzkoi, den er noch in seiner Hand hielt. „Sie haben sich Ihr Offizier-Patent verdient,“ sprach der Fürst zu ihm, „und Sie sollen es haben, gleich nach der Schlacht.“ Dann fuhr er zu der Kompagnie gewendet fort: „Ich kann Euch jetzt keine Offiziere geben, aber folgt nur dem Korporal Krasinsky, er mag Euch kommandiren, ich bin es zufrieden.“ Nach diesen Worten lenkte er sein Pferd herum und sprengte nach rechts fort, wo jetzt der Kampf im Zentrum entbrannte. Ein donnerndes Hurrah wurde ihm nachgesendet, und Stanislaus wendete sich mit seiner versprengten Kompagnie gleichfalls nach rechts, um sich dort dem Zentrum anzuschließen und noch ferner am Kampfe Theil zu nehmen. Dabei war es seine Absicht, den verwundeten Trubetzkoi, welcher viel zu leiden schien, einer Ambulance zu übergeben, und den Doktor Heiter bei ihm zurückzulassen. Nach einem Marsche von ungefähr einer Viertelstunde, stieß man auch wirklich auf einige Krankenwagen, welche zum Theil schon mit Verwundeten angefüllt waren. Aber fast in demselben Augenblicke hörte man auch ein kreischendes Geschrei von weiblichen Stimmen, und gleich

darauf brachen aus dem Gebüsche, welches sich ziemlich bis an das Plateau des Zentrums zog, zwanzig bis dreißig Damen in wilder Flucht hervor und schrieen nach ihren Wagen, welche in geringer Entfernung auf der Landstraße hielten, die nach Sebastopol führt. Es waren dieß die vom Oberfeldherrn eingeladenen Zuschauerinnen, aus der Festung, größtentheils Gattinnen und Töchter hoher Offiziere, welche jetzt mit Wehklagen darauf verzichteten, die Schlacht mit anzuschauen, sobald die Engländer zum Sturme geschritten waren, und ihre Kugeln um ihre mit Federn und Blumen geschmückten Sammthüte pfiffen. Ungeachtet des schweren Ernstes der Situation, war es doch spaßhaft mit anzuschauen, wie die zarten Dämchen schreckenbleich nach ihren Wagen eilten und die Kutscher zitternd baten, sie so eilig als möglich nach der sichern Festung zurückzufahren, während sie Mäntel, Mantillen, Umschlagetücher und Pelerinen auf dem Kampfplatze zurückgelassen, wo sie sich eben so bequem eingerichtet hatten, wie im ersten Range eines Schauspielhauses. Weniger eilig, aber doch in sichtbarer heftiger Aufregung, kam zuletzt noch eine hochgewachsene, außerordentlich schöne, junge Dame, von derselben Richtung daher, gestützt auf eine elegant gekleidete Dienerin und gefolgt von einem jungen Manne, der sich aber in geraumer Entfernung hielt.

Sie ging geradewegs auf die Kompagnie zu, gerade als dieselbe Halt gemacht hatte, bei den Krankenwagen und fragte den alten Dominik hastig: wie die Schlacht stehe auf dem linken Flügel, und ob man Nachrichten habe vom Regimente Großfürst Michael?

Der Alte gab ihr kurzen Bescheid; das Regiment Michael sey leider auseinander gesprengt und sie sehe eine Kompagnie davon vor sich, die sich durch die Türken durchgeschlagen.

Mit großem Interesse fragte sie weiter: „Aber wo sind die Offiziere? Wer war Hauptmann der Kompagnie?"

„Fürst Trubetzkoi! Er ist gefallen!" erhielt sie zur Antwort auf ihre letzte Frage.

Die Dame wurde noch bleicher; sie wankte und die Dienerin vermochte sie nur mit der größten Anstrengung aufrecht zu erhalten.

„Gefallen! todt!" rief sie mit erstickter Stimme, und in demselben Augenblicke wurde der Hauptmann Trubetzkoi auf den Gewehren seiner Leute an ihr vorüber getragen nach den Wagen zu. Kaum hatte sie ihn erblickt, als sie den Trägern verzweiflungsvoll ein „Halt!" zurief, und Alles um sich her vergessend, an der improvisirten Bahre zu Boden stürzte und laut jammernd sich über den Verwundeten warf.

Dieser schlug die Augen auf und als er sie erblickte, erkannte er die Gräfin Olga in ihr, doch ihr Anblick schien keine freudige Empfindung für ihn hervorzurufen, denn er warf einen finstern, strengen Blick auf sie. Trug sie doch eigentlich die erste Schuld an der Todeswunde, die seine Brust durchbohrt hatte; denn hätte sie ihn in Warschau mit ihren Sirenentönen und Gluthblicken nicht an sich gelockt, so wäre er nicht gezwungen worden, an einem Kampfe Theil zu nehmen, den er längst schon im Stillen als ungerecht erkannt, und an dem er sich nur betheiligte, weil seine militärische Ehre es forderte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Ritt in's Tscherkessenland.

(Fortsetzung.)

Die Aussichten auf erfolgreichen Verkehr mit den Tscherkessen waren sehr gering, als die Expedition sich von Sefer Pascha verabschiedete, welcher sie zuvorkommend genug mit einer Eskorte unter dem Befehl seines Sohnes Ibrahim versah, um sie auf ihrem Wege längs der Küste bis Sudschak zu begleiten. Dieses Geleite war auch allem Anscheine nach nicht bloß eine Artigkeit, denn einzelne Reisende oder kleinere Gesellschaften werden sehr leicht von den räuberischen Eingebornen überfallen und dann in die Sklaverei geschleppt. Dieselben Krieger, welche ihnen jetzt das Geleite gaben, würden, nach Ibrahim's Behauptung, den Doktor und seine Freunde, falls sie sie allein und ohne Vertheidigungsmittel angetroffen hätten, zu Gefangenen gemacht und als Sklaven verkauft haben; so lange die Fremden aber in der Eigenschaft von Gästen unter ihnen waren, so lange waren sie sicher. Die von Sefer Pascha bestellte Eskorte bestand aus fünfundzwanzig wohlbewaffneten Reitern und ihrem Befehlshaber Ibrahim Bei, welcher als ein überaus schöner, stattlicher Mann geschildert wird. Er ward begleitet von einem angeblichen ungarischen Obersten, Banga de Illósfalva, der unter dem Namen Mehmet Bei unter den Türken Dienste genommen hatte, und nun Kommandant des Generalstabs der türkischen Armee in Asien war. Dieser Offizier hatte viele Jahre unter den Tscherkessen gelebt und war mit ihrem Charakter und ihren Sitten vollkommen vertraut. Von ihm erfuhr Dr. Jeaunel unterwegs auf seine Erkundigungen mancherlei, was unsere Leser nicht ohne Interesse vernehmen werden.

„Erkennt Schamyl die Autorität des Sultans an, steht er unter den Befehlen von Sefer Pascha?" fragte der Doktor.

„Schamyl? wer in aller Welt soll denn dieß seyn?" fragte Mehmet Bei.

„Wie?" rief Dr. Jeannel; „Sie sind Chef des asiatischen Generalstabs, und Sie fragen mich, wer Schamyl sey? Wissen Sie denn nicht, daß er der berühmteste aller tscherkessischen Häuptlinge und der mächtigste Bergfürst ist, der seit Gott weiß wie lange den hartnäckigsten Krieg gegen die Russen führt?"

„Lieber Doktor," versetzte der Ungar kaltblütig, „schreiben sie in Ihr Notizbuch, daß man hier zu Lande den berühmten Schamyl nicht einmal dem Namen nach kennt! Ich will wetten, daß unter den sämmtlichen Tscherkessen unserer Eskorte, ja unter allen Tscherkessen, mit welchen wir auf unserer Reise zusammentreffen werden, auch nicht ein Einziger ist, der den Namen Schamyl's auch nur einmal gehört hat. Wenn dieser Schamyl wirklich existirt, so muß er ein Bei aus den Bergen seyn, aus welchem Eure Journale einen Helden gemacht haben!"

„Das ist doch köstlich," rief Dr. Jeannel; „seit zwanzig Jahren hat Schamyl ganz Europa mit Bewunderung und Aufsehen erfüllt, und hier, in seiner Heimath, ist er eine fabelhafte Person. Lassen Sie uns einmal Ibrahim Bei nach ihm befragen: er kann uns ohne Zweifel sagen, wo er ist!"

„Recht gerne!" entgegnete der Ungar; der Doktor und Mehmet Bei ritten deßhalb voran zu Ibrahim und der Oberst richtete daher die nöthigen Fragen an ihn. Nachdem er etliche Worte an ihn gerichtet, wandte sich der Oberst wieder zu dem Doktor und sagte: „Sehen Sie, Doktor! Ibrahim versichert mich ebenfalls, daß er den Namen Schamyl zum Erstenmal in seinem Leben gehört hat."

„So wären also Diejenigen, welche von Schamyl sprachen, jenen Naturforschern zu vergleichen, die die große Seeschlange schildern!"

„Gewiß — der Schamyl der europäischen Zeitungen ist eine leere Fabel, eine großartige Zeitungsente der Korrespondenten aus Konstantinopel!" sagte der Oberst.

Dr. Jeannel pflichtet dieser Ansicht allerdings nicht bei, sondern sucht diese außerordentliche Nichtbeachtung einer Berühmtheit wie Schamyl damit zu erklären, daß sein Einfluß sich vermuthlich mehr an den Gestaden des kaspischen Meeres als an den Küsten des schwarzen Meeres fühlbar mache, und daß, weil die russische Regierung in ihm gewissermaßen den Widerstand der Kaukasusvölker personifizirt habe, die Europäer sich daran gewöhnt haben, in Schamyl den Feldherrn und Diktator aller Tscherkessenstämme und den bedeutendsten Häuptling zu sehen.

Von der großen Tapferkeit und Kriegskunst der Tscherkessen hat Dr. Jeannel keine so hohe Meinung, wenigstens bemerkt er an ihnen keine bedeutende Geschicklichkeit in Führung ihrer Waffen. Alle orientalischen Reiter brüsten sich gerne mit ihrer Geschicklichkeit als Schützen, besonders um im vollem Rennen nach einem Ziele zu schießen; allein die Leute der Eskorte, welche sich täglich darin übten, legten mit ihrer Fertigkeit darin nur wenig Ehre ein. Allerdings schreibt Dr. Jeannel diesen Mißerfolg theilweise dem Mangel an Behendigkeit und Leichtigkeit bei ihren Pferden zu, welche nur schlecht unterhalten sind und bloß Grünfutter erhalten. Ihre Sättel, nur einfache Kissen mit sehr kurzen Steigbügeln, sind zu dieser Art von Exerzitien nicht geignet, denn der Reiter verliert darin häufig sein Gleichgewicht; da dieser keine Sporen trägt, so führt er eine Pritsche, welche ihn an der richtigen Handhabung seiner Feuerwaffen hindert, und da er sein Pferd nur mit einem Zaum ohne Kinnkette führt, so kann er es nicht, so oft er will, zum Stehen bringen. Die Flinten und Pistolen sind meist von grober Arbeit, mit schlechten Feuerschlössern versehen, welche unter vier Schüssen dreimal versagen. Die Schützenfertigkeit ist so gering, daß der Stamm einer sehr großen Eiche nach dreißig Schüssen aus einer Entfernung von vierzig Schritten auch nicht ein einziges Mal getroffen wurde. Einige Tscherkessenstämme in der Nähe von Anapa sind sogar noch nicht einmal ganz mit Feuergewehren bewaffnet, sondern führen noch Pfeil und Bogen. Die Bogen sind sehr groß und schwer, die Pfeile sehr künstlich gemacht und mit scharfen, stählernen Spitzen versehen. Dr. Jeannel hatte jedoch nicht Gelegenheit, zu sehen, mit wie viel Geschicklichkeit sie sich derselben bedienen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Ein französischer Oberst, der in der Schlacht an der Alma einen Schuß in das linke Bein bekam und damals in der Krim nothdürftig auskurirt wurde, sah sich in jüngster Zeit, da eben dieses Bein durch einen Bruch schwer verletzt ward, zur Verhütung des Brandes genöthigt, sich dasselbe abnehmen zu lassen. Während er selbst bei dieser furchtbaren Operation vollständige Ruhe und Besonnenheit bewahrte und gelassen seine Cigarre rauchte, stand sein Bursche klagend und jammernd daneben. Als seinem Herrn das Schluchzen und Weinen desselben endlich zu viel ward, rief er ihm ärgerlich zu: Wirst Du nun einmal still seyn, Kerl! Niemand hat weniger Grund zur Betrübniß als Du, denn Du wirst in Zukunft statt zweier Stiefel nur einen zu putzen haben.

Redakteur: Gustav Messerl.
Druck und Verlag der Walland t'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 178 Dienstag, 28. Juli 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

Ohne ihre Umgebung zu beachten, ergriff sie seine herabhängende Hand, bedeckte sie mit feurigen Küssen und rief, wie außer sich: „Dank allen Heiligen, daß er lebt! Ich weiche nicht mehr von seiner Seite. Bringt ihn in meinen Wagen, gute Leute! Ich nehme ihn mit mir, er soll in meiner Wohnung die beste Pflege finden. Ich bin die Gräfin Olga, die Verwandte Eures Hauptmanns," fügte sie erröthend hinzu, denn sie glaubte den Soldaten gegenüber ihre leidenschaftliche Theilnahme für den Verwundeten erklären zu müssen. Indessen war auch Stanislaus hinzugetreten und indem er sich zu Trubetzkoi neigte, fragte er ihn: ob er wünsche, in den Wagen dieser Dame gebracht zu werden?

Der Fürst aber schien seine Worte vollkommen verstanden zu haben, denn seine Miene verfinsterte sich noch mehr und er gab das Zeichen der Verweigerung so heftig, als seine Kräfte es nur irgend erlaubten. Stanislaus hatte ihn augenblicklich begriffen und wendete sich zur Gräfin Olga, indem er in höflichem, aber ernstem Tone zu ihr sprach: „Es thut mir leid, daß ich Ihnen Ihren Wunsch nicht gewähren kann. Es ist meine Pflicht, den Fürsten im Krankenwagen nach der Festung transportiren zu lassen und ihn dort dem Lazarethe zu übergeben."

Jetzt erst erhob die Gräfin Olga ihr Gesicht, welches sie noch immer auf die Hand des Verwundeten niedergebeugt hielt und mit finsterem Erstaunen blickte sie den jungen Mann an, der eben zu ihr in so bestimmten Ausdrücken gesprochen hatte. Im ersten Augenblicke schien sie von der auffallenden Schönheit seiner Gestalt und seines Gesichts überrascht; doch sobald sie seinen groben Kaputrock bemerkte und sich überzeugte, daß er nur in dem Grade eines Korporals stand, ließ sie einen verächtlichen Zug um ihre Lippen spielen, und entgegnete mit stolzem höhnischem Ausdruck: „Habe ich recht gehört, Sie verweigern mir eine Gewährung, um die es mir noch gar nicht eingefallen ist, Sie zu ersuchen? Wer sind Sie, daß Sie sich überhaupt hier einzumischen wagen?

Stanislaus fühlte sich mehr durch die geringschätzende Art und Weise, mit welcher die Dame zu ihm sprach, verletzt, als durch ihre Worte selbst; deßhalb entgegnete er ihr auch in der würdevollsten Haltung, während ein edler Stolz aus seinen Augen leuchtete: „Vor wenig Monaten war ich noch Graf Krasinsky, jetzt bin ich Korporal im Regimente Michail, in kaiserlich russischen Diensten und erst vor einigen Minuten hat mich der Oberfeldherr zum zeitweiligen Führer der Kompagnie ernannt. Sie werden also wohl leicht einsehen, Gräfin Olga, daß ich mich keiner unberufenen Einmischung schuldig machte, sondern daß ich nur meine Pflicht erfülle, wenn ich die eifrigste Sorge trage für den Fürsten Trubetzkoi, meinen Kapitän."

Der ruhige aber entschiedene Ton, indem er diese Worte sprach, schien der schönen Dame imponirt zu haben; doch schien sie diesen Eindruck verbergen zu wollen und nachdem sie noch einen geringschätzenden Streifblick auf ihn geworfen hatte, sprach sie: „Ah! Also ein Pole! Wahrscheinlich im Strafdienst? Ich will Sie durchaus nicht hindern an Ihrer Pflicht, für den Fürsten Sorge zu tragen, doch glaube ich, daß Sie diese Pflicht nicht besser erfüllen können, als wenn Sie ihn mir überlassen, ich werde ihn pflegen wie meinen — Bruder. Uebrigens wird Ihnen mein Wort genügen, daß ich —"

„Ihr Wort in Ehren, Gräfin Olga", unterbrach sie Stanislaus, „aber ich darf den Fürsten nicht gegen seinen Willen der militärischen Verpflegung entziehen, welche der Kaiser für die Verwundeten seines Heeres angeordnet hat."

„Aber das ist ja Alles Unsinn!" fuhr sie heftig auf. „Es wird hier wohl keiner Versicherung bedürfen, daß der Fürst in meiner Wohnung besser aufgehoben und verpflegt seyn wird, als in Ihren Lazarethen. Auch habe ich gar nichts dagegen, daß der Arzt bei ihm bleibt; ich werde ihn gern mit in meinen Wagen nehmen."

„Muß mich höflichst bedanken für Ihre Güte",

versetzte jetzt der Doktor Heiter in einem leichten sarkastischen Tone. Er hatte sich indessen angelegentlich mit Teubetzkoi beschäftigt, seine Wunde genauer untersucht und sie gefahrvoll gefunden, auch einen sorgfältigeren Verband angelegt. „Der Korporal Krasinsky hat vollkommen Recht," fuhr er fort, „wenn er behauptet, daß der Verwundete nicht gegen seinen Willen in eine Privatwohnung gebracht werden darf. Uebrigens kann Ihr Wunsch schon deßhalb nicht erfüllt werden, weil der Transport im Wagen den Fürsten sicher tödten würde. Er muß getragen werden. Beeilt Euch Leute, und schafft eine Bahre herbei."

Damit war der Zwist augenblicklich geschlichtet, denn den Ausspruch des Arztes sah sie sich genöthigt zu respektiren. Die militärisch geschulten Krankenwärter brachten jetzt eine Bahre herbei, auf welche Trubetzkoi sanft niedergelegt wurde und die Gräfin Olga ließ sich nicht wohl abhalten, ihm die weichen Polsterkissen ihres Wagensitzes unterzulegen, was der Arzt gestattete, da dem Verwundeten dadurch wirklich einige Bequemlichkeiten geboten wurde. Der Krankenzug setzte sich hierauf in Bewegung, und da die Wagen nur langsam fahren durften, so konnten die Träger mit der Bahre gleichen Schritt mit ihnen halten. Der Doktor blieb bei dem Transporte und begleitete ihn nach der Festung, um auch unterwegs über den Unglücklichen zu wachen, und ihren Zustand so viel als möglich zu erleichtern. Auch die Gräfin Olga setzte sich mit ihrer Dienerin in ihren Wagen und ließ so langsam fahren, daß sie immer dicht bei dem Zuge blieb. Doch alle ihre Bemühungen, sich dem verwundeten Geliebten bemerkbar zu machen und ihm ihre Theilnahme zu erkennen zu geben, blieben vergebens, denn Trubetzkoi lag fortwährend regungslos mit geschlossenen Augen und schien nichts mehr zu sehen und zu hören, was um ihn hervorging.

Der junge Mann, welcher für den Sekretär der Gräfin Olga galt, war nicht mit ihr in den Wagen gestiegen und sie hatte auch seine Abwesenheit noch nicht einmal bemerkt, da alle ihre Gedanken nur mit dem Fürsten beschäftigt waren. Jener hatte sich während der Unterredung seiner Gebieterin mit Krasinsky in geraumer Entfernung gehalten und endlich hinter einen Busch zurückgezogen und eine vollständige Armatur aufgenommen, die hier, wo sie ein Blessirter niedergelegt hatte, liegen geblieben war. Rasch hing er sich Seitengewehr und Patrontasche um, lud die Muskete, nahm sie auf die Schulter und verschwand damit.

Sobald der Zug der Verwundeten sich in Marsch gesetzt hatte, wendete sich auch Stanislaus mit seiner Kompagnie, ohne Säumen der Schlacht wieder zu, die sich indessen auch im Zentrum und auf dem rechten Flügel der Russen lebhaft entzündet hatte. Ungefähr um zwei Uhr Nachmittags hatten die Russen das lang gedehnte Dorf Burliuk an der Alma in Brand gesteckt und zwar gerade zu rechter Zeit, um den rasch vorrückenden Engländern durch Feuer und Rauch ein Hinderniß in den Weg zu legen. Dazu unterhielten die Russen ein wüthendes Artilleriefeuer auf die sich nähernden Briten. Es war, selbst mit dem größten Verluste, kaum möglich, aufrecht durch diesen Kugelregen zu marschieren, deßhalb erhielten die Engländer Befehl, sich auf den Boden in das Gras zu werfen, und über sie hinweg sendete nun die britische Artillerie einen unablässigen Hagel von Paßkugeln, Granaten und Raketen aus, welche furchtbare Lücken in die russischen Reihen rissen. Diese erwiderten jedoch das mörderische Feuer noch immer lebhaft genug und ihre Kugeln nahmen noch manchem der auf dem Boden gelagerten Engländer Arme und Beine weg. Sobald nun auch die französischen Bataillone die Alma überschritten und sich am jenseitigen Ufer festgesetzt hatten, ließ Lord Raglan, der hier kommandirte, das Zeichen zum Sturme geben. Die Hörner ertönten und die Trommeln wirbelten und die englische Infanterie erhob sich freudig; denn sie wollte lieber dem Feinde offen, mit der Waffe in der Hand entgegen gehen, als noch länger unthätig am Boden liegen, dem entsetzlichen Kugelregen ausgesetzt. Muthig drangen sie vorwärts, die Höhen hinauf, wo die feuerspeienden Batterien postirt waren. Zwar wurden sie von den russischen Büchsenschützen, welche sich in den Weingärten auf den Anhöhen verborgen gehalten hatten, tapfer empfangen, aber sie ließen sich nicht abschrecken und bewährten ihre britische Kaltblütigkeit, indem sie mitten im Kugelregen die reifen Weintrauben pflückten und verzehrten. Indessen wurden sie haufenweise niedergestreckt durch das mörderische Kreuzfeuer der feindlichen Batterien, welche einen furchtbaren Strom von Granaten, Kartätschen und Schrapnels ausspieen, während die zwischen der Artillerie aufgestellten Infanterie-Bataillone ihre Büchsen- und Musketenkugeln auf sie niederschleuderten.

Unstreitig war das Zentrum gerade der stärkste Theil der russischen Stellung. Die Ufer des Flusses boten durch ihre zackige und abschüssige Form schon an sich ein bedeutendes Hinderniß für die stürmenden Truppen. Die Weinberge, durch welche diese sich ihren Weg bahnen mußten, so wie die vom Feinde gefällten und quer über die Hügelseite gewälzten Baumstämme, bildeten überall Barrikaden und machten es fast zur Unmöglichkeit, regelmäßige Sturmkolonnen zu formiren. Doch drangen die tapferen Engländer unaufhaltsam vor und ihre Regimenter bildeten einen ungeheuren Halbkreis, dessen beide Ende dem Feinde zugekehrt und bestimmt waren, die Batterien zu umzingeln und von 2 Seiten

zu nehmen. Die Russen aber hatten vor ihre Zentral-Batterie ein starkes Quarree geschoben, welches gleich einem Keile den englischen Halbkreis sprengen sollte. Sobald dieß gelang, was bei den ausgedehnten, erschöpften und gelichteten Reihen leicht möglich war, konnte der ganze linke Flügel der Verbündeten in die größte Gefahr versetzt, vielleicht gänzlich geschlagen werden. Der englische Befehlshaber, Lord Raglan aber, hatte augenblicklich erkannt, daß hier Alles auf dem Spiele stand. Mit der größten Anstrengung und doch mit unglaublicher Schnelligkeit, ließ er zwei Kanonen auf die Anhöhen schaffen und gegen das Quarree richten. Die Wirkung war furchtbar. Die Kugeln durchschnitten das dicht zusammengedrängte Viereck so scharf und gerade, daß jede einzelne zwanzig, dreißig Soldaten zu Boden schmetterte und eine offene Gasse bildete, die freilich schon in der nächsten Minute durch neue Opfer, welche an die Stelle der Gefallenen traten, wieder ausgefüllt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Ritt in's Tscherkessenland.

(Fortsetzung.)

Die Landschaft, welche die Expedition durchreiste, am Fuße der Ausläufer und Vorberge des Kaukasus, war sehr malerisch, aber beinahe aller Spuren von Anbau bar. Nur da und dort sah man, auf den niedrigsten Abhängen, kleine Felder mit Hirse und Türkischkorn angebaut, und stellenweise bemerkte man ärmliche Aecker mit mageren Ernten von Waizen und Hafer, etliche Streifen Feldes mit einer Art roher Hürden eingefriedigt, allein andere ermangelten dieses Schutzes gegen das unbeaufsichtigt herumlaufende Hornvieh und waren von Sklaven bewacht. Ueberall aber machte in diesen Feldern wucherndes Unkraut dem Getreide den Boden streitig, und von der Nothwendigkeit einer Düngung schienen die Einwohner noch keinen Begriff zu haben. — Was die ganze Gegend noch weit mehr charakterisirte, das war der gänzliche Mangel an Dörfern und Städten, die im ganzen Tscherkessenlande unbekannt zu seyn schienen, denn der entfernteste Versuch zu solchen schienen die wirr zerstreuten Hütten zu seyn, welche ihre Auls oder Weiler bilden. Seiner natürlichen Bildung angemessen, ist das Land in lauter einzelne Bezirke getheilt, die je einem besondern Stamm mit einem unumschränkten Häuptling, welcher sich Bey nennt, gehören; die Auls oder Dörfchen stehen je unter der Autorität eines Schech, und jedes Auß theilt sich wiederum in Gruppen von Häusern oder vielmehr Hütten, die Eine Familie bilden, deren Haupt Eigenthümer von Allem ist, was dazu gehört. Jede Familie nimmt sechs bis acht oder selbst noch mehr aus Lehm erbaute Hütten ein, die sich ungefähr sechs Fuß hoch über den Boden erheben und in Einem Kreis in einer Art von Einhegung beisammenstehen. Unkraut und Schlingpflanzen umgeben diese Hütten in solcher Menge, daß sie beinahe nicht von dem Unterholz der Wälder zu unterscheiden sind.

An einer derartigen Umhegung hielt die Expedition an und stieg ab, weil es hieß, daß man hier übernachten müsse. Ein Greis trat heraus, um ihnen das gastliche Obdach seines Hauses anzubieten; nachdem er dieß mit einer Menge unbeschreiblicher Geberden gethan hatte, entfernte er sich und kam nicht wieder zum Vorschein. Ibrahim Bey und die Eskorte ritten ebenfalls davon, und die französischen Offiziere blieben nun allein und machten es sich so bequem, als es die Landessitte erlaubte, da ihnen der ungarische Oberst einen Wink gegeben hatte, ja nichts zu verlangen, sondern geduldig auf Das zu warten, was ihnen gereicht werden würde.

In der Gruppe von Hütten, welche eine tscherkessische Familie bilden, ist Eine Hütte immer zum ausschließlichen Gebrauche der Fremden bestimmt, und in ein derartiges Asyl, das aus einem einzigen Gelaß von fünfzehn Fuß Länge auf neun Fuß Tiefe besteht, wurden die Fremden nun eingeführt. Es hatte eine sehr schmale, niedrige Thüre, ein sehr kleines Glasfenster und ein ungeheures Kamin, welches die eine Seite des Zimmers ganz ausfüllte. Das ganze Geräthe bestand aus einer ärmlichen, dünnen Matratze und einigen Bündeln Binsen und Schilf, die die Stelle von Betten, Sophas, Stühlen, Tischen und anderen Möbeln des zivilisirten Lebens vertraten. Nach Verlauf von ungefähr einer halben Stunde, während welcher der Hunger unserer Reisenden eine beinahe unerträgliche Höhe erreicht hatte, ward die Thüre geöffnet von dunklen Gestalten, welche hereintrugen — nicht etwa Speise und Trank, sondern nur die Sättel und Bäume von den Offiziers-pferden, die man über Nacht auf irgend einer fernen Weide angepflöckt hatte. Bald darauf erschien aber auch ein Krieger, der mit großer Mühe eine ungeheure lakirte Schüssel trug, welche ungefähr fünf Quart frischen, mit Honigwaben versüßten Wassers enthielt. Es schmeckte nicht unangenehm, nur blieben dem Trinkenden kleine Wachsstückchen in der Kehle hängen. Sodann ward, da der Abend einbrach und Kerze hier unbekannte Dinge waren, ein Feuer angemacht, um welches sich die Reisenden setzten, der Dinge harrend, die da kommen sollten. Nach einer endlosen halben Stunde traten wieder ein Paar Krieger in die Hütte, trugen eine Schüs-

sel von ungeheurer Dimension auf einem hölzernen Gestell herbei und setzten sie in die Mitte des Gemachs. Die Schüssel war vier Finger hoch mit einem zähen, heißen, ungesalzenen Brei oder Mus angefüllt, das aus Hirsenmehl und Wasser bestand; dieser Teig bildet das Hauptnahrungsmittel der Tscherkessen. Auf diesem Brei lag aber noch ein ganzes gesottenes Schaf in Stücke geschnitten, von welchen etliche mehrere Pfund schwer waren; ferner fand man in dem Teig Schnitten von ranzigem Schweinepöckelfleisch und Würfel von in Butter geröstetem Waizenkuchen, und zur Vervollständigung dieses homerischen Gerichts stand in der Mitte des Teiges noch ein weißer Suppenteller mit einer Würzbrühe, welche aus Honig und geschmolzener Butter bestand und auf deren Oberfläche Stückchen von gebratenem Käse schwammen. Nach Dr. Jeannet's Schätzung wogen die in der Schüssel enthaltenen Speisen mindestens vierzig Pfund und waren zwar beinahe ungenießbar, aber mit einer Art Symmetrie arrangirt. Herr v. La Bulette, der Doktor, der Beamte vom Kommissariat und der Tartarenfürst in der Atlasweste machten sich sogleich an's Werk. Jeder erfaßte ein Stück Schöpsenfleisch, ergriff es mit Zähnen und Nägeln an und stopfte sich dazu mit Mus und Waizenmehlkuchen voll; dem Tartarenprinzen behagten absonderlich das ranzige Schweinefleisch und die Sauce mit den Käseschnitten, allein er ließ auch dem substantielleren Theile des Mahles die größte Gerechtigkeit widerfahren. Was sie nicht verzehren konnten, die Knochen und die noch unberührten Stücke, wurde gewissenhaft in der Schüssel gelassen, und als sie so viel gegessen, daß sie absolut nichts weiter vertilgen konnten, war an dem Inhalt der Schüssel noch nicht einmal ein bedeutender Abgang wahrzunehmen. Nun kam die Reihe des Essens an die Soldaten der Expedition, die ebenfalls ihr Möglichstes thaten, worauf die beiden Krieger die Schüssel hinaustrugen, um sie den Kriegern der Eskorte vorzusetzen, welche etwa 10—12 an der Zahl, vor der Thüre warteten. Allein auch diese machten noch nicht leeres Geschirr, sondern der Rest des Mahles ward noch in die Hütten der Familie getragen, wo sich Weiber, Kinder und Sklaven in die besten Bissen des noch übrigen theilten, und der Rest sammt den Knochen endlich den Hunden vorgeworfen wurde. Der zweite Gang der Mahlzeit bestand aus einem großen Stück Honigwaben und noch mehr Kuchen aus Waizenmehl, und die Mahlzeit schloß mit einem großen irdenen Topfe, welcher mindestens zwölf Quart einer Suppe enthielt. Um diese zu essen, bekam jeder einen hölzernen Löffel, um damit in den gemeinsamen Behälter zu tauchen. Diese Suppe war außerordentlich fett und bestand aus Brühe und Fleisch von Schöpsen, die man mit Mehl ohne Salz verdickt, aber mit Pfeffer gewürzt hatte. Als Getränke ward Wasser herumgereicht.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Ueber die Begründung der ersten Kaffeehäuser in Deutschland gibt die „Zeit“ folgende Notizen: Ein Mohr, Olivier, war der erste Berliner Kaffeewirth, der die Erlaubniß zur Anlegung eines Kaffeehauses, und zwar im Lustgarten, von dem Könige Friedrich Wilhelm dem Ersten im Jahre 1721 erhielt. In anderen deutschen Städten existirten schon dergleichen „Kaffeesiedereien“ früher, so in Wien 1683, in Regensburg und Nürnberg 1686, in Hamburg 1687, in Danzig und Wittenberg — in letzterer Stadt hielt ein Italiener seine Wirthschaft in einem Keller — 1700, in Stuttgart 1712, in Leipzig 1720. In Preußen ging es mit der Verbreitung des Kaffees eben nicht rasch, da das neue Getränk an Friedrich dem Großen keinen Freund fand, der am 13. Sept. 1779 den hinterpommer'schen Ständen, die große Moccaliebhaber gewesen zu seyn schienen, antworten ließ: „Es ist abscheulich, wie weit es mit der Konsumtion des Kaffees geht und wie viel Geld dafür aus dem Lande geschickt wird. Das macht, ein jeder Bauer und gemeiner Mensch gewöhnt sich jetzt zum Kaffee, da solcher auf dem Lande so leicht zu haben ist. Wird das aber ein bischen erschwert, so müssen sich die Leute wieder ans Bier gewöhnen. Seine kgl. Majestät Höchstselbst sind in der Jugend mit Biersuppe erzogen worden, das ist gesünder als Kaffee; mithin können die Leute dort eben so gut mit Biersuppen erzogen werden.“

Am verflossenen Mittwoch kaufte ein Würzburger Metzger auf dem Lande ein prächtiges Schwein, packte es auf's Metzgerwägelchen, fuhr ab und langte hier an, wo er die Bemerkung machen konnte, daß er zwei sehr kluge Thiere bei sich gehabt hatte. Denn während er schlief, war das Pferd immer vorwärts gegangen, Würzburg zu, das Schwein aber hinten hinausgesprungen und mit großer Ueberlegung rückwärts und nicht Würzburg zu. Zur Zeit macht dasselbe eine Waldparthie zwischen Gelchsheim und Irtenberg und bittet zugleich mit dem bedrängten Eigenthümer alle Jagdverständige, es nicht für ein Wildschwein anzusehen.

Redakteur: Gustav Meffert.

Druck u. Verlag der Waisandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 179 Mittwoch, 29. Juli 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

Doch schon bei den ersten mörderischen Schüssen zeigten sich die zusammengedrängten Massen, welche eine so sichere Zielscheibe boten, erschüttert; sie wankten nach rechts und links, und als die Kugeln immer rascher durch ihre Glieder fegten und unersättlich immer mehr und mehr Opfer niederstürzten, da brach das Quarree auseinander, zerstob nach verschiedenen Seiten, um über die Spitze des Hügels zu fliehen, und hinterließ sechs oder sieben Reihen von Todten und Verwundeten auf dem Platze zurück. Damit war aber auch die Gefahr der Engländer beseitigt und sie stürmten jetzt unaufhaltsam vorwärts, unterstützt von der Division des Herzogs von Cambridge. Bei der Batterie kam es zum Handgemenge und viel Blut wurde noch vergossen durch den wüthenden Bajonnetkampf, der aber nur von kurzer Dauer war, denn die Russen hatten ihre Geschütze schon herausgezogen und überließen dem Feinde nach hartnäckigem Kampfe die leere Batterie. Damit war der Sieg der Verbündeten auch eigentlich schon entschieden. Drei Divisionen Engländer hatten festen Fuß gefaßt auf den Höhen und die Reserven und die Kavallerie folgten rasch nach. Auch begannen die Franzosen, welche indessen ihre Artillerie herbeigezogen hatten, von rechts her das Plateau mit Kanonen zu bestreichen und hätten die Alliirten nur ein paar Regimenter Reiterei mehr besessen, so würde sich der geregelte Rückzug der Russen, welcher jetzt begann, in eine regellose Flucht haben verwandeln lassen. Aber auf dem rechten Flügel der Russen hatte indessen noch mancher harte und blutige Zusammenstoß stattgefunden. Bei der großen Schanze waren die Regimenter Uglitz und Wladimir postirt, welche dem anstürmenden Feinde Stand halten sollten, bis es gelungen war, die Geschütze zurückzuziehen. Sie hatten es mit den englischen Garden und Hochschotten zu thun. Der Anführer der Letzteren, Sir Colin Campbell, hatte seinen Leuten befohlen, nicht eher ein Gewehr loszuschießen, als bis sie dem Feinde auf Armeslänge gegenüberständen, und die Garde war von ihrem Kommandeur, dem Herzog von Cambridge auf gleiche Weise angefeuert worden. Deßhalb stürmten sie auch an der Seite der wackeren Bergschotten mit dem hartnäckigsten Muthe gegen die Schanze an, ohne auf den Widerstand zu achten, welchen ihnen die beiden Regimenter entgegen setzten, die aber trotz ihrer tapfern Haltung doch beim ersten Anlauf geworfen wurden. Ein großer Theil der zurückgezogenen Geschütze wäre jetzt jedenfalls ihres Schutzes beraubt, verloren gewesen; doch in demselben Augenblicke, als die Russen ihre rückweichende Bewegung machten, brach der Korporal Krasinsky mit seiner Kompagnie seitwärts aus dem Gebüsche hervor und der kleine tollkühne Haufe stürzte sich mit donnerndem Hurrah auf die Hochschotten. Nur einen Augenblick wurde Halt gemacht, um eine Salve zu geben, dann ging es wieder vorwärts. Der Zusammenstoß war furchtbar, und obgleich die tapfern Schotten keine Furcht kannten, so machten sie doch unwillführlich eine zurückweichende Bewegung, um sich enger aneinander zu schließen, denn sie vermochten es im Pulverdampfe nicht zu erkennen, daß es nur ein kleiner Schwarm, kaum hundert und fünfzig Mann stark war, der aus dem Buschwerke hervorstürmte und sie in der Flanke angriff. Auch war ihr tapferer Anführer, Sir Colin Campbell mit seinem Pferde gestürzt, welches ihm der Korporal Krasinsky unter dem Leibe erschossen hatte. Er raffte sich sogleich wieder auf und seinen Degen hochschwingend, zum Zeichen, daß er unverletzt geblieben, rief er seinen Leuten zu: „Es ist mir nichts geschehen, meine wackern Jungen! Bringt mir ein Pferd und dann wieder vorwärts! Wir wollen nichts als Hochländermützen hier haben!“ Diese Worte wirkten elektrisch und ohne sich Zeit zu nehmen, ihre Gewehre zu laden, gingen die Schotten mit Bajonnet und Kolben gegen die Russen los. Die Glieder der russischen Kompagnie wurden getrennt, und es kam jetzt zu einem jener mörderischen Einzelnkämpfe, wo auch der sanftmüthigste Soldat bis zu einer thierischen Wuth entflammt

wird, weil er fühlt, daß er nur sein Leben retten kann, wenn er seinen Gegner tödtet. So war in jenen Augenblicken auch Stanislaus kaum wieder zu erkennen. Sein sanft so blasses, schwermüthiges Gesicht war doch geröthet und hatte einen wahrhaft vernichtenden Ausdruck angenommen. Aus seinen dunkeln Augen blitzte das wilde Feuer des Schlachtenmuthes, und als ob es eine Aufgabe sey, ein glänzendes Beispiel der heroischen Tapferkeit seiner Nation abzulegen, schmetterte er mit einer herkulischen Kraft die Feinde rechts und links um sich nieder. Aber bald sah er sich auch von einem ganzen Trupp riesiger Hochschotten umrungen und so tapfer er sich auch gegen die Uebermacht wehrte, schwebte sein Leben doch in der augenscheinlichsten Gefahr. Sein treuer Begleiter, der alte Korporal Dominik, der sich stets an seiner Seite gehalten hatte, war in dem mörderischen Gewühle doch von ihm getrennt worden, und stand jetzt, seitwärts Athem schöpfend, und sein Bajonnet wieder gerade biegend, welches ein Kolbenstreich gekrümmt hatte. Plötzlich legte sich eine Hand auf seine Schulter, und eine außerordentlich wohllautende, jugendliche Stimme rief ihm fast athemlos die Worte zu: „Krasinsky in Gefahr! Dort! Dort! Wir müssen ihn retten! Vorwärts!"

Der Alte schaute um sich und sah zu seinem Erstaunen denselben jungen Mann an seiner Seite, der ihn in jener Nacht auf seinem Wachtposten über Stanislaus ausgeforscht hatte. Aber er fand ihn jetzt in der heftigsten Bewegung und obgleich er kaum dem Knabenalter entwachsen zu seyn schien, leuchtete doch ein hoher Kampfesmuth aus seinen sanften Augen. Auch war er gewaffnet wie ein Soldat, und ohne seinem Erstaunen Worte zu leihen und auch nur eine einzige Minute mit Fragen zu verschwenden, folgte der Alte seinem Aufrufe und stürzte, nach einige seiner Leute zusammenraffend, auf die Hochländer zu, welche Stanislaus umrungen hielten. Es war Hülfe in der höchsten Noth, denn der tapfere Polenjüngling hatte mit übermenschlicher Anstrengung den Feinden Trotz geboten und fühlte jetzt, aus mehreren leichten Wunden blutend, daß er ermattete. Sicher wäre er ein Opfer des Todes geworden, wenn nicht in demselben Augenblicke, wo die Schotten vereint auf ihn losstürmten, um ihn niederzuschlagen, der junge Sekretär der Gräfin Olga, gefolgt von Dominik und vier Soldaten, ihren dichten Kreis durchbrochen und alles mit dem Bajonnette niedergestochen hätte, was sich ihm widersetzte. Stanislaus selbst aber war gerade mit einem der wildesten jener Bergriesen in einen wüthenden Kampf verwickelt. Jener hatte sein Gewehr weggeworfen und ihn hinterrücks mit beiden Armen so fest umschlungen, daß er ihn des freien Gebrauchs seiner Waffen gänzlich beraubte. Zwischen seinen Zähnen hielt er sein kurzes Seitengewehr, und beabsichtigte nichts anderes, als ihn niederzuwerfen und ihm dann den kalten Stahl in die Brust zu bohren. Obgleich nun Stanislaus auch im Ringkampfe wohl erfahren war und das Gefühl der nahen Todesgefahr seine Kräfte auf's Neue wieder belebt hatte, ja sank ihm jetzt doch die Hoffnung, sich seines offenbar stärkeren Feindes zu entledigen. Er wäre auch sicher unterlegen, doch in demselben Momente, als seine Kniee unter ihm zusammen zu brechen droheten, fiel ein Schuß, und er fühlte sich auf einmal aus der eisernen Umarmung seines Gegners befreit, der getroffen zu Boden stürzte. Der junge Mann, welcher schon in Sebastopol ihn im Kampfe mit den Tartaren gerettet hatte, war jetzt zum Zweitenmale sein Retter geworden. Doch sobald er den Schuß gethan hatte, und den Befreiten von seinen Leuten umgeben sah, die ihn aus dem Gewühle zogen, eilte er auch, als ob er sich jeder Dankesäußerung entziehen wollte, davon. In geringer Entfernung, am Rande des Gebüsches, wendete er sich jedoch noch einmal zurück und rief, mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke des innigsten Flehens: „Krasinsky! Gedenken Sie Ihrer Mutter!" Dann verschwand er augenblicklich im Gesträuche.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Ritt in's Tscherkessenland.

(Schluß.)

Niemand kann das Tscherkessenland besuchen, ohne Lust zu fühlen, auch etwas von seinen Frauen zu sehen, deren Schönheit sprüchwörtlich geworden ist. Unseren französischen Reisenden ward eine treffliche Gelegenheit geboten, über die gerühmten Schönheiten auf Grund eigener Anschauung zu urtheilen, denn am Morgen nach einer durch jene Mahlzeit schlaflosen Nacht kam Mehemet Bei zu ihrer Hütte und sagte ihnen: sie könnten nun nach Belieben alle benachbarten Hütten besuchen, selbst diejenigen der Frauen. Der Ungar erklärte ihnen dieß: „Alles, was ein Tscherkesse besitzt, ist ihm feil," sagte er; „Sie sind ihm in vorliegendem Fall nicht bloß seine Gäste, sondern in seinen Augen wahrscheinlich auch seine Kunden; besichtigen Sie sich daher Alles so genau als Sie nur wollen."

Der Doktor fragte ihn, ob er damit sagen wolle, daß die Tscherkessen sogar ihre Töchter verkauften.

„Das thun sie auch, fürwahr!" sagte der Oberst; „sie verkaufen sie eben so gut, als ihre Söhne, ihre Sklaven, ihre Hunde und Pferde. Es gibt nichts,

was diesen Spitzbuben zu heilig wäre, um ihnen nicht mit Geld oder Geldeswerth abgehandelt werden zu können. Vor Kurzem erst bot mir ein Tscherkesse seine eigene Tochter, ein schönes Mädchen, in Tausch gegen einen großen Hatzhund, den ich aus Kars mitgebracht hatte."

Durch diese Versicherungen ermuthigt, betraten Dr. Jeannel und seine Begleiter die Hütten, wo sie mehrere Mädchen fanden, die übrigens nicht so schön waren, als man sie gewöhnlich schildert. Das Schönste an ihnen waren große, mandelförmige Augen und üppiges Haar, das in schweren Flechten auf die Schultern herunterfiel. Ihre Kattunkleider aber waren entsetzlich zerfetzt und ihre Person abscheulich schmutzig, welche Nachtheile sie jedoch nicht hinderten, während dieser Musterung ihrer Persönlichkeit alle möglichen Künste der Gefallsucht anzuwenden.

»Diese Mädchen wünschen nichts sehnlicher, als daß Sie sie kaufen,« sagte der Oberst. »Sie führen hier in ihren väterlichen Hütten, im Grunde dieser sonnenlosen Schluchten, ein langweiliges, jämmerliches Leben, müssen hart arbeiten und bekommen nur Hirsenbrei zu essen, während die Tradition ihrer Einbildungskraft ihnen alle Herrlichkeiten Stambul's vorgaukelt. Ihr einziger Ehrgeiz geht dahin, in den Besitz eines Pascha zu gelangen, und der erste Schritt hiezu ist der, von hier hinwegzukommen. Sie scheinen diese Mädchen nicht für sonderlich hübsch zu halten,« fuhr er fort, »und sie haben im Grunde Recht. Aber dennoch sind diese Dirnen von der ächten Race. Der Schmutz, das Elend, die schlechte Kost verderben sie in den armseligen Höhlen, worin sie aufwachsen. Zur vollen Entwicklung der tscherkessischen Schönheit bedarf es der Verpflanzung in ein türkisches Harem, bevor diese Mädchen dreizehn Jahre alt sind. Man schickt sie in allen Sorten dorthin. Die häßlichen des Versuchs wegen, die schönen, weil sie stets parate Käufer finden; die ersteren werden mit ungefähr tausend Piastern (fl. 100 —) bezahlt, aber für ein schönes Mädchen löst der Händler zehn-, ja zuweilen sogar zwanzigtausend Piaster. Knaben, die man meist schon im zehnten Jahre verkauft, kosten gewöhnlich das Doppelte und kommen nicht so häufig in den Handel."

Der ungarische Oberst belehrte den französischen Doktor auch über die unter den Tscherkessen übliche Sklaverei. Die Sklaven sind meist kriegsgefangene Russen und ihr Loos kein sehr angenehmes; sie erhalten schlechte Kost, nur die allerärmlichste Kleidung und müssen schwer arbeiten. Meistens vergessen sie nach einigen Jahren ihre Muttersprache ganz, verheirathen sich mit Tscherkessinnen, erhalten dann Pferde und Waffen und werden bei irgend einem Stamme eingetheilt. Wenn sie zu entwischen versuchen, was zuweilen geschieht, so werden sie sehr leicht erkannt und von den Häuptlingen an ihren frühern Herrn zurückgeschickt, welcher ihnen eine zweite Flucht dadurch unmöglich zu machen sucht, daß er dem Sklaven einen Einschnitt in die Fußbiege macht, eine Bohne hineinlegt und mittelst Bandagen darin erhält, so daß dadurch eine chronisch-entzündliche Geschwulst an den Fußknochen entsteht, die gewöhnlich eine Lahmheit auf die ganze Lebenszeit herbeiführt.

Dieß ist das tapfere, edle Volk der Tscherkessen, welches das Abendland so sehr anstaunt! Aus der Nähe betrachtet, eine Horde arbeitsscheuer, roher, grausamer Räuber, die zu träge zum Ackerbau und zu Geweben, inmitten der schönsten, ergiebigsten Natur und eines ziemlich milden Klima's, das Leben des Schakals führen und jeglicher Zivilisation spotten, Leute, denen außer dem Gastrechte nichts heilig ist, wortbrüchig, tückisch und treulos, der Befriedigung ihrer wilden, thierischen Leidenschaften auch das Kostbarste, was der Mensch kennt: die eigenen Kinder — zu opfern bereit! Das sind die vermeintlichen Helden des Kaukasus, die Beduinen der Berge, wenn man sie in der Nähe beschaut.

Der Aufruhr in New-York.

(Aus der „Ostd. Post.")

Die unteren Schichten der Bevölkerung der Stadt New-York wimmeln bekanntlich von gefährlichen und verzweifelten Subjekten (Rowdies), welche ihren Kameraden von London und Paris nichts nachgeben. Diese Elenden, welche größtentheils vom Diebstahl und vom Betruge leben, sind in zwei Feldlager getheilt, die seit langer Zeit einander schlagfertig und haßerfüllt, wie die Montecchi und Kapuletti, sich gegenüber standen: „Dead Rabbits" (todte Kaninchen) ist der nom de guerre der einen Fraktion, „Bowery boys" (Bursche von Bowery) nennen sich die Andern. In diesem alten Zwiespalt des verworfensten Pöbels von New-York liegt eine der Ursachen, vielleicht die wichtigste, welche in dieser größten Stadt der Union beklagenswerthe und blutige Ereignisse, über die in Folgendem berichtet werden soll, hervorgetrieben haben. Eine andere Ursache derselben ist in dem Konflikt zu suchen, welcher zwischen Mr. Wood, dem Major von New-York, und dem Gouverneur des gleichnamigen Staates obwaltete. Mr. Wood, welcher sich als Major (Bürgermeister) ein Polizeikorps aus seinen Anhängern gebildet hatte, weigerte sich, dasselbe aufzulösen, obgleich die gesetzgebende Versammlung des Staates New-York eine Reorganisation der städtischen Polizei beschlossen und den Gouverneur mit der Ausführung dieser Maßregel beauftragt hatte.

Während Mr. Wood seine Polizeischaar beibe-

hielt und der Gouverneur die neue Polizei bildete, kam die Streitfrage vor das richterliche Forum. Der Appellhof von Albany erkannte, daß die von der gesetzgebenden Versammlung votirte Bill keine Verfassungsverletzung in sich schließe, und Mr. Wood beeilte sich, sein Polizeikorps zu entlassen. Ob dieser Gehorsam gegen die richterliche Entscheidung nur das Signal zum Kampfe gegen die neue Sicherheitsbehörde war, oder ob die out-Laws von New-York die Zwischenzeit, in welcher die neuen obrigkeitlichen Organe des Terrains noch nicht mächtig waren, benützen zu müssen glaubten, um ihrem Groll gegen Ordnung und gesetzliche Zustände gütlich zu thun, darüber sind die Meinungen getheilt. Die Gegner des Majors von New-York behaupten, es habe sich um eine organisirte Schilderhebung der aufgelösten Munizipalpolizei gegen die neue Polizei gehandelt und Mr. Wood habe einen Versuch gemacht, den Catilina zu spielen. Andere wollen in den Ereignissen, die bis zum wilden Straßenkampf sich steigerten, nur den Ausbruch der Feindschaft jener beiden Pöbelarmeen erkennen, deren wir oben erwähnt haben. Fest steht die Thatsache, daß die Weltstadt der nordamerikanischen Union zwei Tage lang der Schauplatz anarchischer Auftritte geworden ist, welche den Charakter einer sehr ernsten Emeute annahmen; daß die neukonstituirte Ordnungsgewalt nicht genügte, um den Gesetzen Achtung zu verschaffen; daß die Miliz interveniren mußte; daß 10 Todte und 80 Verwundete gezählt und 30 Mann der Polizeiwache kampfunfähig wurden.

Wir kommen zur Schilderung der Ereignisse. Am 4. Juli war der 81. Jahrestag der Unabhängigkeitserklärung der nordamerikanischen Freistaaten. Diesen festlichen Tag hielten die Unruhestifter zur Ausführung ihrer wüsten Projekte für geeignet. Das erste Sympton des Aufruhrs gab sich gegen zwei Uhr Morgens kund. Eine jener Banditenschaaren, wie sie nur New-York besitzt, griff plötzlich ein Haus der Bowery Straße an, welche einer andern Bande desselben Kalibers zum Hauptquartier dient. Die Stürmer, welche sich den glorreichen Namen „Dead Rabbils" beigelegt, waren fast alle Verbrecher von Handwerk, zwischen 16 und 20 Jahre alt. Die Belagerten gehörten zu der sogenannten Bande des Pat. Matthew. Der Kampf war heftig; aber das Einschreiten der Polizei des 10. und 13. Stadt-Bezirks machte demselben bald ein Ende. Die „Dead Rabbils" zogen sich in Unordnung nach ihren Schlupfwinkeln in Five-Points zurück, nachdem sie auf dem Durchzuge in Bayard-Street harmlosen jungen Leuten eine Schlacht geliefert; einer der letzten wurde durch einen Keulenhieb getödtet.

Dieß war jedoch nur das Vorspiel. Um vier Uhr Nachmittags begann der Kampf von Neuem, dießmal nicht allein in der Bowery-, sondern in der Mulberry-, Barter, Bayard- und Elisabeth-Street. Eine Abtheilung von 25 Polizeimännern, welche die Ordnung wieder herstellen sollte, wurde mit Keulenhieben, Steinwürfen und Pistolenschüssen empfangen. Man hatte jetzt nicht mehr mit einem bloßen Krawall, sondern mit einem Aufruhr zu thun; zwei Barrikaden erhoben sich, die eine in Mulberry-Street, die andere in Bayard-Street. Man hatte Karren und Balken übereinander gehäuft, so daß eine förmliche Belagerung nöthig wurde. Eine Verstärkung von 50 Mann und die Hülfe einer gewissen Anzahl von Bürgern machte der Polizei möglich, die Aufrührer von den Barrikaden zu vertreiben, aber nun setzten sich die „Dead Rabbits" in dem Innern der Häuser fest, deckten die Dächer ab und ließen einen Hagel von Kugeln und Wurfgeschossen aller Art auf die Nachdringenden herabregnen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Fruchtbarkeit der Insekten und Fische.] Eine Bienenkönigin kann zwei Monate lang täglich 200 Eier legen, die in drei Tagen ausgebrütet werden. Eine einzige Stubenfliege, wie wir deren nur zu viel in unseren Häusern haben, legt in einem Sommer 20 Millionen Eier. — Ein Wespennest enthält gewöhnlich 15—16,000 Zellen. — Jedes Pfund Cochenille enthält 70,000 abgesottene Insekten und jährlich werden nach Europa 6—700,000 Pfund Cochenille eingeführt; es sind also zu dieser Einfuhr 49,000 Billionen dieser Thiere erforderlich. — Ein Karpfen und ein Barsch bringen 50—200,000 Eier hervor, der Häring 20—30,000, die Makrele 4—500 000, der Stockfisch 2—3 Millionen und der Salm in einem Jahre sogar 8—10 Millionen.

Mangin, der berühmte Bleistifthändler, ist fälschlicherweise todt gesagt worden. Er hat auch nicht den wohlthätigen Anstalten in Paris 800,000 Fr. vermacht, sondern befindet sich ganz wohl und frisch in der Lorraine, wo er die Bevölkerung harranguirt, um sie zum Kauf seiner Waare zu stimmen.

In Breitenberg in Niederbayern wurden am 15. Juli vier goldene Hochzeiten auf einmal gefeiert; ein fünftes Paar, das ebenfalls schon über fünfzig Jahre verheirathet ist, hat sich zu spät gemeldet.

Redakteur: Gustav Mekkert.
Druck und Verlag der Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 180 Donnerstag, 30. Juli 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

Stanislaus war kaum von der wilden Aufregung des Kampfes wieder zur Besinnung gelangt, als er voller Erstaunen ausrief: „Wieder der Unbekannte! Und wieder entzieht er sich meinem Danke!" Doch es war weder Zeit, seinem unbekannten Retter, dessen Gesicht er nicht einmal gesehen, zu folgen, noch in Grübeleien zu versinken; auch hatte die Erinnerung an seine Mutter seinen wilden Kampfeseifer plötzlich abgekühlt, und er hielt sich jetzt verpflichtet, von seiner Kompagnie zu retten, was noch möglich war. Deßhalb ließ er das Hornsignal zum Rückzug blasen und warf sich mit seinen Kameraden wieder in das Gehölz. Indessen war sein tapferer Angriff vom besten Erfolge gewesen; denn während er die Hochländer in ihrem stürmischen Vordringen aufhielt, hatten die Regimenter Uglitzl und Wladimir die englische Garde zurückgehalten, und so hatte man Zeit gewonnen, die Geschütze aus der Batterie zu retten. Nur zwei demontirte Belagerungskanonen, die man auch noch vernagelt hatte, fielen den Engländern in die Hände und es waren dieß fast die einzigen Siegestrophäen, welche in dieser mörderischen Schlacht von den verbündeten Heeren erobert wurden. Gleich darauf traten die Russen auf dem rechten Flügel und im Zentrum ihren Rückzug in bester Ordnung an. Werfen wir nun auch noch einen flüchtigen Blick auf den linken Flügel des russischen Heeres, wo die Schlacht begann. Während im Zentrum und auf dem rechten Flügel der russischen Armee der blutige Kampf sich erst entwickelte, tobte der Sturm in der linken Flanke immer fort und fort. Als Fürst Mentschikoff, um den Stand der Dinge in der Nähe zu beobachten, nach der oberen Hochebene zurückkehrte, fand er zu seinem Erstaunen, daß die Franzosen, gedeckt durch eine Geschützlinie von wenigstens 40 bis 50 Kanonen, wieder in großen Massen gegen die Telegraphenhöhe vorrückten, von welcher sie schon einmal zurückgedrängt worden waren. Zugleich aber versuchten die Franzosen auch, durch eine dritte Division, die sie in's Gefecht gezogen hatten und im Vereine mit den dort schon kämpfenden Engländern das linke Zentrum der Russen den großen kegelförmigen Berg hinauf zu treiben und so der am Rande der Bergwand aufgestellten Batterie in den Rücken zu kommen.

Es war gegen drei Uhr Nachmittags, und bis zum Einbruch der Dunkelheit blieben noch vier Stunden übrig. Aber schon fehlte es den Russen an frischen Kräften und der Fürst Mentschikoff mußte fürchten, eine vernichtende Niederlage zu erleiden, wenn er den mit so großer Energie und Ueberlegenheit ausgeführten neuen Angriffen einen ernstlichen Widerstand entgegengesetzt hätte. Er traf deßhalb auch hier in aller Stille die nöthigen Einleitungen zum Rückzuge, indem er allen noch beim Heere befindlichen Fuhrwerken und dem Troß der Armee den Befehl sendete, sich in der Richtung nach Baktschiserai zurückzuziehen. Zugleich aber sendete er die schon sehr durch die feindlichen Kugeln gelichteten Regimenter Thronfolger und Moskau nochmals in den Kampf, um dem bedrängten linken Zentrum Luft zu machen und den Kampf auf diesem entscheidenden Punkte noch so lange hinzuziehen, bis die Artillerie geborgen war. Nicht minder bedenklich erschien der Stand der Dinge auf dem Plateau von Lukul. Das Dorf Lukul selbst stand in hellen Flammen und beinahe nur sieben russische Bataillone der Musketier-Brigade sollten dort 25 bis 30 feindlichen Schlachthaufen die Spitze bieten. Das Husarenregiment Weimar versuchte umsonst die erste französische Division von ihrem Umgehungsversuche zurückzuhalten, und nachdem dieses Manöver geglückt war, sahen sich die Russen genöthigt, den Verbündeten die ganze Telegraphenlinie preiszugeben. Unter dem Rande der oberen Hochebene unterhielt zwar die russische Infanterie noch ein Feuergefecht gegen die nachdringenden Franzosen, doch die vortrefflichen Scharfschützen der Letzteren verliehen ihnen ein so gewaltiges Uebergewicht über die Feinde, daß deren Salven mit jedem Augenblicke schwächer und unsicherer re-

tönten und es die höchste Zeit schien, sie zum Rückzuge zu kommandiren. Dieß geschah endlich auch hier, nachdem Zentrum und rechter Flügel ihre rückgängige Bewegungen schon angetreten hatten, gegen vier Uhr Nachmittags unter dem Schutze des Husarenregiments Weimar.

Der Fürst Mentschikoff hatte seine Stellung für so stark gehalten, daß er sie würde vier Wochen lang gegen die Verbündeten vertheidigen können, und doch war die Schlacht in vier Stunden verloren und der stolze Feldherr aus allen seinen Positionen herausgetrieben und zum Rückzuge genöthigt worden. Er hatte in seinem aristokratischen Hochmuthe den großen Fehler begangen, die Tapferkeit und Kriegskunst seiner Feinde zu gering zu schätzen und zu viel von der russischen Unbesiegbarkeit zu träumen. Er hätte sich sagen müssen, daß er es gerade mit den beiden gefährlichsten Feinden, die ihm nur jemals gegenüber treten konnten, zu thun hatte. Die Franzosen bewährten sich als wackere Söhne der Helden von Austerlitz und die Engländer kämpften mit ihrer Ausdauer und ihrem zähen Muthe, der kein Hinderniß kennt, in der ihrer Nation eigenen, zwar langsamen und bedächtigen, aber um so sicheren Weise. So ergänzten sich die hohen, militärischen Vorzüge Beider gegenseitig. Das Schlachtfeld gewährte einen wahrhaft grauenvollen Anblick. An einigen Stellen, wo der Kampf am härtesten gewüthet hatte, war der Boden förmlich mit Leichen und Verwundeten übersäet. Die Russen hatten augenscheinlich mehr verloren, als die Verbündeten und die französischen Scharfschützen hatten sich vorzugsweise die feindlichen Offiziere zu ihrem Ziel erwählt. Auch den Major Tuschkin hatte seine Todesahnung nicht betrogen, denn als sein Regiment, beim Verfolgen des sich zurückziehenden Feindes, unvorsichtiger Weise sich in die Schußlinie der feindlichen Schiffe wagte, schmetterte ihn einer jener furchtbaren Feuerbälle nieder, mit welchen die verbündete Flotte das Plateau überschüttete. Nicht weit von ihm fiel zu gleicher Zeit der Graf Galloschkin, von der Spitzkugel eines Scharfschützen durchbohrt, und so waren von den fünf Offizieren, welche noch vor wenigen Tagen vor dem Kaffeehause in Sebastopol auf Sieg und langes Leben getrunken hatten, wobei ihnen sämmtlich die Gläser gesprungen, bereits zwei getödtet und der dritte, Fürst Trubetzkoi tödtlich verwundet worden. Die Ufer der Alma waren rechts und links mit todten, englischen Gardisten und Musketiren bestreut, von welchen Viele furchtbar verstümmelt waren. Einer der beiden gefangenen russischen Generale wurde erst am Morgen nach der Schlacht unter einem Soldatenmantel gefunden und zwar schwer verwundet. Neben ihm kauerte sein Sohn, gleichfalls aus mehreren Wunden blutend. Der Vater reichte dem englischen Soldaten, der ihm den Mantel nehmen wollte, gelassen seine goldene Tabatiere hin, indem er aber vorher noch eine Prise daraus nahm. Nachdem er mit seinem Sohne hinweggebracht und ihre Wunden verbunden worden waren, sprach er den englischen Offizieren seine Freude darüber aus: daß er seine Wunde von einem Gardisten empfangen habe, und nicht von einem jener Leute in bunten Weiberröcken, womit er die Bergschotten meinte. Mitten unter dem Jammergeschrei der Verwundeten und dem Todesröcheln der Sterbenden, konnten es doch die Franzosen nicht unterlassen, auch den Humor walten zu lassen. Kaum hatten die Zuaven das Plateau erstiegen, welches der russische Feldherr den Damen Sebastopols eingeräumt hatte, um das Schauspiel der Schlacht wie aus einer ersten Rangloge zu genießen, so fanden sie zu ihrer größten Verwunderung die umhergestreuten Putzgegenstände, welche die flüchtende, weibliche Schaar in aller Eile zurückgelassen hatte und trieben allerlei Kurzweil damit, indem sie Pelerinen und Mantillen umhingen, die Putzhüte aufsetzten und in diesem seltsamen erbeuteten Kostüm einen grotesken Tanz aufführten, zur großen Erheiterung ihrer Kameraden.

Die Schlacht an der Alma war jedenfalls ein Ehrentag für beide Partheien, denn auch die Russen hatten sich tapfer geschlagen. Leider verstanden es aber die Führer der verbündeten Heere nicht, den höchsten Gewinn aus ihrem Siege zu ziehen, der sich bei größerer Energie daraus ziehen ließ. Um sich die Thore von Sebastopol zu öffnen, was doch das Endziel der ganzen Expedition seyn sollte, mußten die verbündeten Feldherrn das Heer Mentschikoffs vernichten, wozu sich ihnen in gewissen Momenten der Schlacht die beste Gelegenheit bot, und was, wenn sie nur alle ihre Kräfte eingesetzt und besonders die englische Kavallerie hätten operiren lassen, selbst noch während des Rückzugs der Russen bewirkt werden konnte. Unbegreiflich aber erscheint es, warum man die russische Armee ohne alle und jede Verfolgung vom Schlachtfelde abziehen ließ, und ihnen gestattete wenige Meilen davon entfernt ein Lager aufzuschlagen, wo man sie drei Tage lang ganz unbeachtet ließ, ohne sie auch nur zu rekognosziren, viel weniger anzugreifen. Es ist dieß jedenfalls ein dunkler Punkt in der neuesten Kriegsgeschichte, und die Vermuthung, daß es gleich Anfangs nur auf einen Scheinkrieg abgesehen sey, schien dadurch ihre Bestätigung zu finden. Jeder Kriegskundige wird aber diese Unterlassungssünde einen groben Fehler nennen müssen, der sich als solcher auch späterhin bitter rächte, denn er kostete den Alliirten viele Tausende von Menschenleben. Freilich wollten Viele die unbegreifliche Unthätigkeit nach dem Siege mit der Krankheit des Oberfeldherrn der Expedition, Marschalls St. Ar-

naud entschuldigen, welche schon vor der Schlacht und während derselben sein Leben bedrohete; aber es scheint beinahe, als ob er geheime Instruktionen gehabt hätte, den Feldzug in der Krim nicht mit einem einzigen Schlage zu beendigen. Denn als er zwei Tage nach der Schlacht von seiner Krankheit gänzlich niedergeworfen, den Feldherrnstab in die Hände des Generals Canrobert niederlegte, worauf er am nächsten Tage seinen Geist aufgab, fuhr auch dieser fort, das siegreiche Heer auf seinen Lorbeeren ausruhen zu lassen und der Befehlshaber der Engländer, Lord Raglan, schien ihm auch vollkommen darin beizustimmen, obgleich zwei Divisionen seiner Truppen gar nicht am Gefechte Theil genommen hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Der Aufruhr in New-York.

(Schluß.)

Eine zweite Verstärkung von 50 Polizeileuten mußte auf den Kampfplatz gesandt werden. Gleichzeitig wurde eine Requisition an General Sanford gerichtet, welcher ungesäumt drei Regimenter der Miliz ausrücken, unter diese scharfe Patronen vertheilen und ihnen die Weisung zukommen ließ, sich für das erste Zeichen marschfertig zu halten.

Ehe jedoch zu diesem äußersten Mittel gegriffen werden sollte, beschlossen die Offiziere der Polizei, einen letzten Versuch zu machen. Nachdem sie die Abzeichen ihrer Funktionen abgelegt, gelang es ihnen, in der Eigenschaft als Sheriff-Deputirten in die beiden Lager zu dringen und theils durch Drohungen, theils durch Ueberredung die Einstellung der Feindseligkeiten zu erringen. Diese Friedensmission ging unter Gefährdung ihres Lebens vor sich.

Endlich Herrin aller Positionen, beendete die Polizei ihr Werk, indem sie die Reste der Kampflustigen auseinanderjagte, die Barrikaden demolirte und die Todten und Verwundeten auflud. Die Zahl dieser ist beträchtlich; das Gefecht hatte Nachmittags durch drei Stunden gewährt, und während dieser ganzen Zeit dauerte das Feuer von beiden Seiten mit derselben Lebhaftigkeit wie auf dem Schlachtfelde fort. Man zählte bereits 10 Todte, unter welchen der Polizei-Offizier Jankins. Was die Verwundeten anbelangt, so genügte das Spital zu ihrer Aufnahme nicht; man erzählte von 160. Die Polizei allein hatte 30 Mann kampfunfähig. Abtheilungen der Miliz standen fortwährend unter Waffen, bereit, bei der leisesten neuen Demonstration das Viertel zu besetzen. In diesem scheint übrigens die Emeute keinen politischen Charakter gehabt zu haben; dieß war aber im siebenten Stadtviertel nicht der Fall. Auch dort hatten die Unordnungen gegen 4 Uhr begonnen.

Auf die Nachricht, daß sich eine tumultuirende Menge am Ende der Jakson-Street versammelt habe, begab sich die Polizei dahin. Sie stieß auf einen Haufen von 500 bis 600 Männern, die Rufe zu Ehren des Hrn. Wood vernehmen ließen, und an deren Spitze, wie es heißt, Mr. Letts, Exkapitän der Munizipalpolizei, stand. Diese Schaar griff die Polizei mit Steinwürfen an und drängte sie bis zum Ausgang der Grand-Street zurück. Dort faßte die Polizei jedoch Stellung, und warf ihrerseits die Anführer zurück, wobei sie jedoch drei Mann an schwer Verwundeten zählte, von denen der Eine in der folgenden Nacht an seinen Wunden starb.

Aehnliches ereignete sich in dem 13. Bezirk, wo ein ehemaliger Polizeimann, Namens Philipp Zeiger, eine Emeute gegen die neue Polizei (die sog. Metropolitaner) zu provoziren suchte. Dieser gelang es indeß bald, die Ruhestörer zu verjagen.

New-Yorker Blätter, denen wir in diesen Schilderungen folgen, fügen hier ausführliche Berichte über vier Mordthaten an, die von Rowdies verübt wurden, und bei denen Pöbelmassen der neuen Polizei die Verhaftung der Schuldigen wehren wollten. Ohne in weitere Details einzugehen, fahren wir in der Darstellung der tumultuarischen und blutigen Scenen fort, die sich auch am folgenden Tage, einem Sonntage, wiederholten. Auch die Heiligkeit des Sonntags wurde von den Ruhestörern nicht geachtet. Während des Vormittags ward das Stadtviertel, das Tags zuvor Schauplatz der Emeute gewesen, häufig durch Allarmrufe und Aufläufe in Schrecken gesetzt. Gegen 3 Uhr Nachmittags begann der Kampf mit Flinten- und Pistolenschüssen von Neuem auf der ganzen Linie. Die Veranlassung war, so sagt man, ein Stein, der gegen einen Greis, welcher ruhig durch die Kent-Street ging, geschleudert wurde. Diesen Angriff der Wilden von Five-Points antworteten die wilden Bowery durch einen Flintenschuß, und das Scharmützel war sofort in vollem Gange.

So wie am vorigen Tage hatten die Banditen des Stadtviertels in den Häusern und auf den Dächern Stellung genommen. Die Polizei, nur mit Stöcken bewaffnet, war machtlos und mußte weichen, wenn sie nicht dem mörderischen Feuer beider Parteien ausgesetzt seyn wollte. Die Miliz erhielt Befehl, auszurücken. Sie besetzte den ganzen Raum zwischen Elmstreet und Bowery.

Polizei und Miliz sperrten die Zugänge zu dem Schauplatz des Aufruhrs ab. Noch am Abend hörte man Flintenschüsse, aber die Hauptaktion schien beendet. Drei Regimenter waren in dem Stadtviertel, wo der Aufstand tobte, aufgestellt; drei an-

dere, darunter die „Garden Lafayette“, waren an ihren Waffenplätzen konsignirt.

Der in New-York erscheinende „Courrier des Etats-Unis“ vom 7. Juli fügt hinzu: „Die Ruhe ist wieder hergestellt; doch bleiben einige Abtheilungen der Miliz während der Nacht unter den Waffen. Mr. Wood hat endlich begriffen, welche Gefahren aus dem Beispiel des Widerstandes gegen die Gesetze, das er der Bevölkerung gegeben hat, hervorgehen können. Hätte er dieß früher begriffen, so hätte er viel Unheil verhüten können. Es versteht sich von selbst, daß die ehemalige Munizipalpolizei jeden Antheil an der Emeute ablehnt. Die Mitglieder der neuen Polizei ihrerseits klagen dieselbe entschieden an, dazu beigetragen zu haben, daß aus einem momentanen Straßentumult eine förmliche Emeute wurde.

Margarete.

Ein einfaches Lebensbild.

Wir übernachteten in einem märkischen Städtchen, welches noch Spuren aus der Heidenzeit zeigt, vornehmlich ein alterthümliches Thor, das mir gleich bei der Einfahrt aufgefallen war. — Ich ging vom Gasthof aus noch einmal hin, es in der Nähe und mit Muße zu beschauen, und ließ mich durch den köstlichen Sommerabend weiter verlocken, zum Thore hinaus in Felder und Wiesen. — Doch war ich keine halbe Stunde Weges gegangen, als es mit der lachenden, fruchtbaren Gegend ein trauriges Ende nahm und öde Heidestrecken, durch eben so trostlose, sandige Kieferwälder unterbrochen, sich unabsehbar von mir ausdehnten. Selbst der Mond, der wie eine große glänzende Goldfrucht über den dunkeln Baumwipfeln hing, vermochte nicht der Gegend einen milderen, wohlthuenderen Ausdruck zu geben. Eine unbesiegliche Schwermuth überkam mich. Ich sah einen Bahnzug, einer riesigen Schlange vergleichbar, hinbrausen durch das einsame, unangebaute Land, und von einem halb abgestorbenen Zweige eine Eule herabschauen mit großen gespenstigen Augen. — Ob es der Geist einer Ahne war, in diese eigenthümliche Gestalt gekleidet, dem die blitzartig hinfliehende Wagenkette wie ein toller, die arme Erde nächtlich beunruhigender Spuck erschien? — Thörichter Gedanke? Aber man wird ganz wunderlich und abergläubisch in solch einer dürren, eintönigen Gegend, wo die Natur auf weite Strecken hin wie erstorben liegt unter einem geheimnißvollen Fluche.

Als ich heimkehrte, war es völlig Nacht; die Stadt glich einem leeren Bau von Häusern und Straßen, in welchem keine menschliche Bewegung mehr zu spüren war. Nur in einem einzigen Hause in der Vorstadt, fast eine Hütte zu nennen, so klein und armselig sah es aus, brannte noch Licht und ein schwaches, halb unterdrücktes Weinen ließ sich vernehmen. Wie ich genauer hinsah, unterschied ich vor der Hausthür einen schlechten, schmucklosen Kindersarg, der wahrscheinlich in der Frühe des andern Morgens gebraucht werden sollte und, so klein er war, in der engen Wohnung keinen Raum gefunden zu haben schien.

Ich beeilte meine Schritte, um dem traurigen Anblick zu entfliehen, aber mein Herz krampfte sich zusammen und ich konnte des schmerzlichen Eindrucks lange nicht Herr werden. — Wie ich schon wieder daheim in meinem freundlichen Gaststübchen war und bei hellem Lampenlicht meine verschiedenen Reiseeffekten ordnete, verfolgte mich in Gedanken der matte Schein aus dem ärmlichen Hause und das leise Weinen, welches mir einen einsamen, schlaflosen Kummer verrathen hatte. Selbst im Traume konnte ich nicht davon los werden.

Mit anbrechendem Tag war ich munter, und da ich zu meiner Weiterreise einen späteren Vormittagsbahnzug benutzen wollte, machte ich vorerst noch einen erfrischenden Spaziergang in der Morgenkühle zu einem andern Thore hinaus als gestern Abend.

Wiederum fand ich es still und menschenleer. Wie das geschäftige Treiben des Tages gestern schon beschlossen war, so hatte es heute noch nicht begonnen. Nur zwei Menschen, ein Mann und eine Frau, dem Anschein nach den niederen Klassen angehörig, gingen schweigend vor mir her, einen großen schweren Henkelkorb zwischen sich tragend. — Der Mann hatte eine kurze, gedrungene Gestalt und ein breites verschwollenes Gesicht, in dem ein Zug von plumper, gehässiger Ironie nicht zu verkennen war, wenn er sich zuweilen seitwärts wandte und eine kurze Bemerkung an die Frau richtete, die aber von dieser nur mit einem stummen Kopfnicken beantwortet wurde. Es lag etwas ungemein Rohes, abstoßend Gleichgültiges in der Art, wie er aus seiner schmutzigen Pfeife einen schlechten, übelriechenden Tabak qualmte. Die Frau hingegen erregte meine Theilnahme auf den ersten Blick. Sie war schlank wie eine Binse und für ihren Stand ungewöhnlich anmuthig und ebenmäßig gewachsen, ob auch ihr Nacken ein wenig gebeugt war, wie unter der Last eines schweren Schicksals. Ihr Anzug bestand aus verschiedenfarbigen, sehr dürftigen und abgetragenen Kleidungsstücken, und nur an der Haube trug sie ein neues schwarzes Band, als Abzeichen der Trauer.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Gustav Meffert.

Druck u. Verlag der Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 181 Freitag, 31. Juli 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

IV.

Die französische Batterie, welche der Kapitän Hector de Beaumont kommandirte, hatte sich ruhmvoll ausgezeichnet, und durch ihre treffliche Leitung und die unermüdliche Präzision ihrer Bedienung hauptsächlich zur Eroberung des Telegraphenhügels beigetragen. Sie hatte deßhalb auch dort in der Nähe des Jägerkorps von Vincennes, zu welchem sie gehörte, ihr Lager aufgeschlagen, sobald ihr Ruhe vergönnt worden war. Aber weder der Kapitän noch sein treuer Freund der Oberbombardier Morand vermochten die ihnen nach einer so harten Anstrengung nothwendige Ruhe zu finden. Alle ihre Gedanken schweiften hinüber bis zu den Ruinen des Posthauses, wo sie ihr Theuerstes, ihre Geliebten gelassen hatten. Ueber die Sicherheit derselben fühlten sie sich durchaus nicht beunruhigt; denn der Ort, wo sie sich befanden, lag mehrere Stunden weit hinter der Schlachtlinie und es war kaum anzunehmen, daß sich feindliche Truppen dorthin verirren sollten. Auch durften sie dem Muthe und der Entschlossenheit der beherzten Marketenderin wohl vertrauen, daß sie sich, wenn es nur irgend möglich war, einer drohenden Gefahr würde entziehen, und sich, und die ihr anvertraute Favoritin schützen können. Doch hatte sich ihrer eine peinigende Sehnsucht bemächtigt, wenigstens Nachricht von ihren Lieben zu erhalten. Aber sie selbst konnten sich, nach kaum geschlagener Schlacht, keine Minute von ihrer Batterie entfernen, da sie jeden Augenblick den Befehl erwarten durften vorzurücken, um den Feind zu verfolgen. Endlich entschloß sich der Kapitän, seinen Diener Jean Renard in sein Geheimniß einzuweihen, da er es ihm später, wenn er sich wieder mit Aminda würde vereinigt haben, nicht länger würde verhehlen können. Er wollte ihn augenblicklich nach den Ruinen des Posthauses senden, um Marion von ihrem Standpunkte zu benachrichtigen und ihr mitzutheilen, daß die Schlacht gewonnen und daß sie sich mit der schönen Circassierin wieder in die Nähe der Batterie wagen könne.

Jean Renard war ein ächter Pariser, und machte seinem Namen (Fuchs) alle Ehre, denn er war ungemein schlau, dabei aber beherzt und seinem Herrn mit unsterblicher Treue ergeben, weßhalb auch dieser, der ihn oft geprüft hatte, ihm wohl vertrauen durfte. Da er selbst zärtliche Gefühle für die schöne Marketenderin nährte, die aber freilich keine Erwiderung fanden, so empfing er den Auftrag, ihr die Botschaft zu bringen und sie zur Armee zurückzuführen mit Freuden, und machte sich augenblicklich auf den Weg, nachdem er sich einen Säbel umgeschnallt und mit zwei kleinen Pistolen versehen hatte.

Als der Morgen graute, welcher den blutigen Schlachttag herauf führte, lag der Harems-Beamte Ismael noch immer festgebunden auf derselben Stelle im Gebüsche, wo ihn die Schwarzen zurückgelassen hatten. Es war während der Nacht kein Schlaf in seine Augen gekommen, er hatte aber auch keinen Versuch gemacht, sich aus seiner fatalen Lage zu befreien, sondern hatte sich, seinem fatalistischen Glauben getreu, mit dem Gedanken begnügt: Es ist Allah's Wille! Du sollst leiden! Und so litt er auch ganz geduldig die Pein, welche ihm die Banden verursachten, bis zum hellen Morgen. Ja er hielt es selbst nach reiflicher Ueberlegung für einen ihm sehr günstigen Umstand, daß die Schwarzen ihn auf solche Weise gemißhandelt und sich dann mit dem Eigenthum der Favoritin entfernt hatten. Er konnte sich jetzt selbst gegen seinen Gebieter von aller Schuld rein waschen und diese ganz allein auf die räuberischen Sklaven schieben. Er hatte sich auch schon ein ganz artiges Märchen erdacht, von einer furchtbaren Verschwörung, welche sie unter sich geschlossen, die schöne Aminda an die herumstreifenden Tartaren zu verrathen und ihre Entführung zu begünstigen, um sich später ihrer Koffer bemächtigen und damit flüchten zu können. Ja, er war sogar geneigt, ihnen auch die Verbrennung des kostbaren Zeltes aufzubürden, die er, wie er sich im Stillen eingestehen mußte, selbst durch

seine Tabakspfeife verschuldet hatte. Dabei glaubte er, würde auch noch der Umstand zu seinen Gunsten sprechen, daß er seinen Padischah, vor dessen Abzuge aus dem Lager, dringend gebeten hatte, ihm zum Schutze der Favoritin eine kleine Abtheilung seiner Soldaten zurückzulassen, was Jener aber für unnöthig gehalten, und deßhalb verweigert hatte. Ismael blickte deßhalb dem Aufgange der Sonne keineswegs so trostlos entgegen, als er sie hatte untergehen sehen, und harrte nun, mit seinem wahrhaft türkischen Phlegma in aller Ruhe der Dinge, die der junge Tag ihm bringen sollte.

Bald wurden auch die beiden Frauen wach und als sie bemerkten, daß man sie in die Sänfte eingeschlossen hatte, wurden sie sehr unruhig und riefen nach dem Sklaven und endlich auch nach Ismael. Dieser aber, der ganz in ihrer Nähe am Boden lag, vermochte ihnen nur durch ein unverständliches Grunzen zu antworten, da ihm der Mund noch verstopft war, und durch die Fenster der Sänfte bemerkten jetzt die Frauen seinen hülflosen Zustand. Da sie nirgends einen von den Schwarzen erblickten, ahnten sie endlich auch, daß während ihres Schlafes irgend ein neues Unheil vorgegangen seyn müsse und trafen nun selbst Anstalten, sich aus ihrem engen Gefängnisse zu befreien. Es gelang ihnen, die obere Decke desselben zu öffnen und die Aeltere von Beiden, die ein scharfes Messer bei sich führte, stieg nun auf den Sitz, beugte sich aus der Oeffnung hinaus und durchschnitt die Stricke, mit welchen die Sänfte umwunden worden war. Hierauf vermochten sie die Thüre leicht aufzuschließen, und sahen sich bald befreit. Wenige Schnitte reichten auch hin, die Bande zu lösen, mit welchen Ismael gefesselt war, und als er nun auch seine Zunge wieder befreit sah und auf seinen Beinen stand, waren seine ersten Worte: »Allah ist groß!« Dann theilte er seinen Leidensgefährtinnen sein ausgesonnenes Märchen mit und schilderte ihnen die Verschwörung der Schwarzen mit den düstersten Farben, wobei er die Freude hatte, zu bemerken, daß sie seiner Erzählung, obgleich sie größtentheils auf Vermuthungen beruhete, den vollsten Glauben schenkten. Noch aber standen sie rathlos, was sie eigentlich beginnen sollten, da weder ein Sklave noch ein Maulthier mehr da war, um die Sänfte zu tragen, und die Frauen, an orientalische Bequemlichkeiten gewöhnt, keineswegs Lust hatten, zu Fuß zu wandern, als sie plötzlich menschliche Stimmen hörten, die sich in türkischer Sprache unterhielten. Schon in der nächsten Minute brachen auch Männer durch das Gebüsch, in welchen sie sechs Nachzügler des türkischen Heeres erkannten. Sie gaben vor, sich in der Gegend verirrt zu haben, als man sie ausgeschickt, dürres Holz zu sammeln; doch eigentlich hatten sie sich absichtlich von ihrem Korps entfernt, um herumzuschweifen und tartarische Dörfer aufzusuchen, in der Absicht zu plündern. Sie schienen aber keine Beute gemacht zu haben und ihrer Aussage nach hatten die Tartaren in der ganzen Umgegend ihre Wohnungen verlassen und alles Werthvolle mit sich genommen. Da sie Ismael als einen Beamten ihres Padischah erkannten, so bewiesen sie ihm eine gewisse Unterwürfigkeit, und dieser säumte nicht, sie von allen Unglücksfällen, welche ihn betroffen hatten, sogleich in Kenntniß zu setzen, wobei er es sich nicht versagen konnte, auch die schreckliche Geschichte von der Verschwörung seiner Schaar zu wiederholen. Sie hörten dieselbe auch nicht ohne Erstaunen und Theilnahme an, und versprachen ihm allen Beistand, den sie ihm zu leisten vermochten, um so lieber, da sie hofften, der Padischah werde ihnen für diese Dienstwilligkeit, die sie seinem Beamten erwiesen, jede Strafe für ihre Entfernung vom Korps nachsehen. Es wurde nun beschlossen, daß sie abwechselnd die Frauen in der Sänfte tragen sollten und sobald dieß geordnet war, brach man auf, um wieder zur türkischen Armee zu stoßen. Der Lagerplatz, wo die französische Armee während der Nacht bivouakirt hatte, wurde überschritten und so gelangte der kleine Zug endlich in die Nähe des abgebrannten Posthauses, wo man Halt machte, um sich eine kurze Ruhe zu gönnen. Ein einfaches Mahl von den wenigen Vorräthen, welche man noch bei sich führte, wurde eingenommen und da die Mittagssonne sehr warm schien, verfielen die Nachzügler bald in einen festen Schlaf, während sie auch die beiden Frauen in der Sänfte dem Schlummer überließen. Nur Ismael obgleich er fast die ganze Nacht durchwacht hatte, konnte keinen Schlaf finden, denn so schön er auch sein Mährchen ersonnen, durch welches er alle Schuld von sich abwälzen zu können glaubte, so beunruhigte ihn doch der Gedanke, daß die Zornesausbrüche seines Gebieters, die er aus Erfahrung kannte, ihm gar nicht gestatten würden, zu Worte zu kommen, wenn er ganz allein mit den beiden Frauen zu ihm zurückkehrte.

(Fortsetzung folgt.)

Margarete.

(Fortsetzung.)

»Verflucht schweres Stück Arbeit!« murmelte der Mann, indem er den Korb einen Augenblick niedersetzte und sich die Hände rieb, wie um sie wieder zu kräftigen. Die Frau war gezwungen mit stehen zu bleiben, und da sie sich flüchtig gedankenlos nach mir umwandte, sah ich ein bleiches, gram-

zerstörtes, längst verblühtes Antlitz, welches noch von einstiger Schönheit zeigte.

„Was habt Ihr in dem Korbe?“ fragte ich näher tretend, nur um ein Gespräch zu beginnen. — „Ja, rathet einmal, schöner Herr, wenn Ihr doch so neugierig seyd!“ entgegnete der Mann mit einem widerwärtigen Lachen. „Ein Schatz wird es schwerlich seyn, wenn es auch meinem Arm in's Gewicht fällt, wie eitel Silber und Gold. Den trügen wir nicht fort, sondern behielten ihn für uns hübsch daheim, denn brauchen könnten wir ihn schon. — Meinst nicht, Margrete?“

Statt der Antwort lüftete die Frau das alte zerrissene Tuch, welches den Korb bedeckte. — „Eine Leiche!“ rief ich erschrocken zurücktretend, da ich den kleinen Sarg von gestern Abend gewahrte.

„Ja wohl, eine Leiche,“ spottete der Mann, „und obenein unseres Kindes Leiche — unseres oder deines, Margrete — was meinst du dazu? — aber eine Leiche auf jeden Fall! — Habt Ihr vielleicht zufällig einen Widerwillen gegen Leichen, schöner Herr?“ — „Selig sind die Todten!“ entgegnete ich feierlich, und in innerster Seele mich abwendend von des Mannes fürchterlicher Frivolität, — „Amen!“ flüsterte die Frau.

„Warum tragt Ihr Euer Kind selbst hinaus?“ fragte ich nach einer Pause. „Es sind doch Leichenträger im Ort.“ — „Die thun's nicht umsonst,“ lautete die Antwort. — „Aber wie schwer muß Euch dieser Gang werden, arme Frau! Das eigene Kind, an dem wohl Eure ganze kummerbeladene Seele hing — —“ — „Na, Herr,“ unterbrach mich der Mann mit seinem vorigen unangenehmen Lachen, „so ein gar großer Schade ist's nicht um den kleinen Wurm, den wir hier in der Schachtel haben. Er war von Anfang an nur ein armes, verkrüppeltes Geschöpf, hatte einen Höcker hinten und vorn und konnte weder gehen noch sprechen, obgleich er in's siebente Jahr ging. Meinen kleinen Matthes solltet Ihr sehen; der überragte ihn schon und ist doch nur ein zweijährig Kind. Aber an dem armen Tropfe hier schien nichts zu wachsen als der Kopf und der Buckel. Was hätte im Leben noch einmal aus ihm werden sollen? Er wäre ja doch nur überall zur Last gewesen. Wir aber haben auch ohne ihn zu Hause noch hungrige Mäuler genug. Faß' an, Margrete, daß wir mit dem Begräbniß nicht mehr Zeit verlieren, als nöthig ist! Wir werden den halben Feiertag ohnehin noch verspüren an unsern leeren Töpfen.“

„Nehmt, nehmt — und begrabt Euer Kind in Ruh und Frieden!“ rief ich, erschüttert meine Börse ziehend und ein Goldstück herauslangend. — Der Mann streckte gierig seine schmutzige, schwielige Hand darnach aus. „Ei, ei, Ihr seyd ein feiner, großmüthiger Herr!“ rief er, selbst in der Freude nicht vermögend seinen Spott zu mäßigen. „Verzeiht, daß ich Euch vorhin Unrecht gethan habe in meinen Gedanken! Ich hielt Euch für einen gewöhnlichen, vornehmen, albernen, filzigen Tagedieb, der armen Leuten ihr Elend abfragt zu seinem Zeitvertreib, um sich nachher, wenn's hoch kommt, mit einem lumpigen Zweigroschenstück abzukaufen. Aber Gold! Gold! Das hätte ich wahrlich nicht vermuthet! Schau her, Margrete! — und er drehte es wohlgefällig zwischen seinen plumpen Fingern. — „Schau her! Solch ein kleines, rundes Füchschen gilt fünf große, blanke Thaler und darüber. Hast wohl lange keine blanken Thaler gesehen, armes Schätzchen? Ich will gehen und sie dir holen. Das letzte Haus am Thor ist ein Branntweinladen, da bekomm ich gewechselt. Du kannst derweilen hier warten mit dem Korbe.“

Die Frau schien mit dem Vorschlage schlecht einverstanden. „Wir können ja auf dem Nachhauseweg wechseln,“ meinte sie vernünftigerweise. — „Das können wir wohl, lieber Schatz,“ versetzte der Mann in pfiffigem, aber gedehnten Tone, und wie es schien auf irgend einen Vorwand sinnend. „Aber weißt du was?“ setzte er schneller hinzu, und nicht ohne einen gutmüthigen Anflug, denn der Anblick des Geldes mochte sein Herz erweicht und erheitert haben. „Wenn ich jetzt ginge, könnte ich gleich beim Meister Zimmermann mit einsprechen — er wohnt nur zwei Häuser vom Laden — und für den Gottlieb ein hölzernes Kreuzchen bestellen. Späterhin treffe ich ihn nicht zu Hause, denn er geht zeitig auf Arbeit.“

Die Wangen der Frau rötheten sich in froher, noch zweifelnder Ueberraschung, die sie um ein Jahrzehend zu verjüngen schien. „O Christopf, das wolltest du thun!“ rief sie, von staunender Dankbarkeit ergriffen. „Dem Gottlieb ein Kreuzchen bestellen, dem armen, verachteten Wurm noch über seinem Grabe eine Ehre erweisen! Nicht wie ein Hund soll er eingescharrt liegen, daß man nach Jahr und Tag seine Stätte nicht wieder fände! O Chistopf, lohn' dir Gott diesen edelmüthigen Gedanken! Jetzt aber geh'! Ich warte gern hier am Wege, ob es auch Mittag drüber würde!“

„Das sollt Ihr nicht, gute Frau!“ schlug ich mich dienstfertig in's Mittel. „Die Tage sind jetzt heiß, und um Mittag würde Euch die Last doch wohl ein wenig zu sauer werden. Laßt uns vorausgehen! Ich helfe Euch anfassen statt Eures Mannes.“

(Fortsetzung folgt.)

Kunst und Literatur.

Handbuch der Universalgeschichte. Vom Standpunkte des Christenthums und der Kultur von Dr. Joseph Fehr. Stuttgart 1857.

Der Aberglaube und die katholische Kirche des Mittelalters. Von Dr. Joseph Fehr. Stuttgart 1857.

Der Herr Verfasser ist bereits durch seine Werke „über die englische und französische Revolution", „über die Entwicklung und den Einfluß der politischen Theorien", so wie durch seine allgemeine Geschichte des christlichen Mönchthums der katholischen Lesewelt ruhmvoll bekannt. Derselbe ächt konservativ christliche Geist, welcher dort herrscht, durchweht auch vorliegende Werke. Zwar ist von der Universalgeschichte nur die erste Lieferung in unseren Händen, allein das Fundament, welches dem Aufbaue des Werkes zu Grunde gelegt ist, genügt uns, zur Rechtfertigung des ausgesprochenen Urtheils. Der Herr Verfasser verspricht uns nicht bloß die Erzählung politischer Ereignisse und Zustände, sondern er faßt die Aufgabe der Geschichte tiefer auf, indem er auch die soziale Seite des Völkerlebens ergreift, und sucht so alle Seiten des Völkerlebens als ein fruchtbringendes Material vor die Augen des Lesers zu führen.

Wer je seine Blicke tiefer in die Blätter der Geschichte senkte, wer nicht bloß vorgefallene Thatsachen in derselben suchte, der erkennt darin bedeutungsvollere Erscheinungen. Er findet, daß Alles einen bestimmten Endzweck hat und nicht ein blindes Ungefähr waltet. Solche edlere und höhere Empfindungen macht der Herr Verfasser in seinem Werke in uns rege, weßhalb wir dasselbe dem glaubenswarmen Publikum nur empfehlen können.

Wie der Herr Verfasser selbst bemerkt, fand er bei der Ausarbeitung seiner Universalgeschichte, durch das Studium der kirchlichen Konzilien des Mittelalters eine so mannigfache Wirkungsweise der Kirche gegen den zeitweiligen Aberglauben, daß er sich entschloß, dieselbe in einem Gesammtbilde darzustellen. Dieses Gesammtbild enthält nun das zweite oben angeführte Werk. Mit Recht weist der Herr Verfasser durch Anführung von kirchlichen Erlassen, von Konzilienbeschlüssen rc. den von Gegnern so häufig gebrauchten Vorwurf zurück, als habe die Kirche im Mittelalter absichtlich, d. h. aus gewinnsüchtigen Zwecken das Volk in seinem Aberglauben zu bestärken gesucht.

Der Herr Verfasser hat diese allgemein verbreitete Meinung auf historischem Boden genugsam widerlegt. Der Priester sowohl, wie der Laie, werden in dieser Sammlung ein reiches Material zur Befestigung der Wahrheit finden, daß gerade die Kirche es gewesen, welche stets gegen geistige Finsterniß und Verirrung gekämpft, daß sie immer nur Religion und Glauben förderte und daß der Unglaube von je her die fruchtbarste Mutter des Aberglaubens gewesen. Wir wünschen dem Werke zur Verscheuchung mancher irrigen Meinung die möglichst größte Verbreitung. K. C.

Mannigfaltigkeiten.

[Wie ein Professor seine Schüler in die Ferien entließ.] „Vakanzaufgaben", sagte er, „habt ihr nicht zu machen. Soll ein Acker gut tragen, muß man ihn einmal auch brach liegen lassen. Dasselbe meine ich, darf auch mit dem Geiste des Menschen geschehen. Dafür aber soll der Körper recht gestreckt und gereckt werden. Und wollt ihr doch eine Vakanz-Aufgabe haben, so laufet alle Tage 6 bis acht Stunden in den Feldern, Wäldern und auf den Bergen herum, oder spaltet und säget Holz." Diese Rede wurde mit großem Jubel vernommen und beherzigt.

Der Adjunkt der Berliner kgl. Sternwarte, Hr. Bruhns, befindet sich gegenwärtig in Brüssel, um die Vergleichungsarbeiten zu vollenden, die zwischen beiden Städten gemacht wurden, um die Länge vermittelst des elektrischen Telegraphen zu bestimmen. Zwischen dem Brüsseler Observatorium und dem von Greenwich ist dieses schon geschehen; die Linie wird demnach bis Berlin und Königsberg vollendet, und selbst bis St. Petersburg geführt werden. Es ist die größte astronomische Arbeit, welche durch den elektrischen Telegraphen bis jetzt ausgeführt wurde.

Daß in München viel getrunken wird, ist eine alte Sache, daß hiezu auch viele Trinkgeschirre erforderlich sind, ist natürlich. Bei der letzthin abgehaltenen Visitation der Krüge und Gläser bezüglich der vorgeschriebenen Aiche ergab sich, daß in den sämmtlichen Gasthäusern Münchens (mit Einschluß der Menterschwaige) nicht weniger als 41,118 Maßkrüge und 19,281 Halbgläser vorhanden sind und gebraucht werden.

Aus Kissingen wird geschrieben, daß das Gerücht die Stadt durchlief, der Kaiser Napoleon sey inkognito angekommen, worüber indeß die Kurliste Aufschluß gab, indem der inkognito Angekommene der Landrichter Napoleon Kaiser aus Stadtamhof war.

Redakteur: Gustav Mekkerl.
Druck und Verlag der Wailand'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 182 Samstag, 1. August 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

Da ihn nun die plötzlich aufsteigende Angst nicht ruhen ließ, so erhob er sich von der Stelle, wo die Soldaten lagerten und ging wohl mehr aus Neugierde als in der Absicht Nachforschungen nach Aminda oder den Schwarzen zu halten, gerade auf die Ruinen des Posthauses zu. Das eigentliche Gebäude war in einen Trümmerhaufen verwandelt und die verkohlten Balken der Stallungen rauchten noch immer. Er betrachtete dieß Alles aber mit ziemlicher Gleichgültigkeit und war eben im Begriffe, nach seinem Lagerplatze wieder umzukehren, als ihm der Schuppen, welcher von den Flammen verschont worden war, in die Augen fiel. Zugleich aber drang auch das Geschrei eines Maulthieres in seine Ohren, welches hinter dem Schuppen hervorschallte. Betroffen blieb er stehen und lauschte. Das Geschrei erschallte nochmals und jetzt glaubte er deutlich die Stimme eines derselben Thiere zu erkennen, welche das Gepäck der Favoritin getragen hatten. Ein Strahl der Freude leuchtete aus seinen Augen, denn er hoffte, die flüchtigen Schwarzen hier zu finden, die, wie er meinte, sich in jenem Schuppen verborgen halten müßten, und die er nun zu überraschen gedachte, vielleicht gerade in demselben Momente, wo sie ihren Raub theilten. Schon stand er auf dem Sprunge, eilig nach seinem Lagerplatze zurückzukehren und die Nachzügler zu seinem Beistande herbeizurufen, als ihm einfiel, sich zuvor zu überzeugen, ob sich die räuberischen Flüchtlinge auch wirklich dort versteckt hielten! Mit zurückgehaltenem Athem und leisen Schritten, jedes Geräusch vermeidend, schlich er zu dem Schuppen hin, dessen Thür von innen fest verschlossen zu seyn schien, und suchte irgend eine Oeffnung, durch welche er hinein zu schauen vermochte. Er fand auch bald eine schadhafte Stelle in der Mauer, welche ihm einen Einblick in das Innere gewährte und was er jetzt sah, erfüllte ihn mit einem so freudigen Schrecken, der ihn beinahe zu Boden warf. Zu seinem größten Erstaunen sah er in einem Winkel des Schuppens die schöne Favoritin auf ihren eignen Polstern sitzend, vor sich ihre Koffer, die sie mit augenscheinlichem Wohlbehagen durchwühlte und allerlei kostbare Geschmeide und Putzgegenstände hervorzog, welche sie einer jungen französischen Marketenderin zeigte, die vor ihr am Boden kniete und alle die Herrlichkeiten lebhaft zu bewundern schien. Doch blieb die ganze Erscheinung dem Harems-Beamten ein unauslösliches Räthsel. Wie war sie hierher gelangt? Wie war sie zu ihren Koffern gekommen? Wie hatte sie sich mit der Marketenderin zusammengefunden, und wie sollte er sich die Vertraulichkeit deuten, welche zwischen Beiden zu herrschen schien? Wo waren die Schwarzen geblieben, von welchen sie doch, wie er glaubte, ihr Eigenthum zurückerhalten haben müsse? Diese und andere ähnliche Fragen beschäftigten seinen eben nicht glänzenden Verstand, ohne daß er eine Lösung derselben zu finden vermocht hätte. Aber er mußte ja hier auch handeln und vermochte sich doch nicht zu entschließen, was er eigentlich beginnen sollte. Daß es Aminda wirklich sey, die er dort eben so gemüthlich erblickte, als ob sie in einem ihrer Prachtgemächer des Harems geifsen hätte, daran konnte er nicht zweifeln. Aber er konnte auch nicht glauben, daß sie sich ganz allein mit einer Marketenderin befände, mit welcher sie erst kürzlich zusammengetroffen seyn konnte. Deßhalb hielt er auch sich fest überzeugt, daß in einer dunkeln Abtheilung des Schuppens, die er nicht zu durchschauen vermochte, entweder seine entflohenen Schwarzen, oder andere Räuber, die sich ihrer bemächtigt hatten, versteckt liegen mußten. Den letzten Gedanken hielt er aufrecht, denn seine ganze Phantasie war nur von Kosacken und wilden Tartaren erfüllt und so hielt er es denn auch für wahrscheinlich, daß diese rauhen Söhne der Steppen sich zuerst Amindas bemächtigt und sie hierhergebracht, und daß dann später die flüchtigen Schwarzen während der Nacht in ihre Hände gefallen, welchen sie ihren Raub abgenommen hatten. Unbegreiflich aber erschien es ihm wieder dabei, daß sie so ehrlich gewesen waren,

der Beraubten ihr Eigenthum zurückzuerstatten, und daß Aminda, obgleich sie doch die Gefangene der wilden Burschen war, sich in einer so ruhigen gemüthlichen Laune befand. Daß sie aber selbst freiwillig und absichtlich aus seiner Obhut entflohen sey, um einem christlichen Geliebten zu folgen, das fiel dem guten Ismael gar nicht ein, denn er würde geglaubt haben, seine stolze Gebieterin selbst schon durch eine solche Vermuthung empfindlich zu beschimpfen. In der Ueberzeugung, daß sie nicht allein ohne männliche Bewachung sey, wagte er es auch nicht, sich ihrer ganz allein zu nähern, doch da der nicht allzugroße Raum des Schuppens, der seinen Blicken verborgen blieb, auch keine bedeutende Anzahl Tartaren oder Kosacken enthalten konnte, so faßte er wirklich so viel Muth, einen Befreiungsplan für die vermeintliche Gefangene zu entwerfen, wobei er freilich hauptsächlich auf den Beistand der sechs Soldaten zählte, die zu ihm gestoßen waren.

Mit leisen Katzenschritten zog er sich wieder zurück und eilte nach dem Lagerplatze, wo er Alle noch in tiefem Schlaf versunken fand. Durch Rütteln und Schütteln weckte er die faulen Soldaten, rief auch die beiden Frauen in der Sänfte wach und nachdem er sie Alle um sich versammelt hatte, theilte er ihnen seine Entdeckung mit, daß er die verschwundene Favoritin gefunden habe. Die beiden Dienerinnen erhoben ein lautes Freudengeschrei, welches aufrichtig gemeint war, denn sie hingen wirklich mit großer Treue an ihrer Gebieterin, die sie immer gütig behandelt hatte. Die Soldaten nahmen jedoch Anfangs die Mittheilung mit weniger Theilnahme auf, und der Befreiungsplan Ismaels, in welchem sie natürlich die Hauptrolle spielen sollten, wurde mit großer Zurückhaltung von ihnen angehört. Erst als Jener ihnen begreiflich zu machen suchte, daß sie sich einer großen Pflichtverletzung gegen ihren Oberfeldherrn schuldig machen würden, wenn sie ihm ihren Beistand verweigerten, daß sie aber im Gegentheil auf eine reiche Belohnung zu rechnen hätten, wenn es ihnen gelänge, die Favoritin ihres Gebieters den Händen der Feinde zu entreißen, fanden sie sich geneigter, darauf einzugehen und erklärten sich endlich bereit, sich unter seine Leitung zu stellen. Der Plan, welchen der Haremsbeamte entworfen hatte, war sehr einfach und lief auf einen plötzlichen Ueberfall hinaus. Sie sollten sich so geräuschlos als möglich bis zum Schuppen schleichen, dann die Thür erbrechen, hineinstürmen und Alles niedermachen, was sich ihnen widersetzte. So glaubte er seine Herrin am leichtesten befreien und sich an den Räubern, die sie ihm entführt hatten, zugleich rächen zu können. Doch indem er sich eben eifrigst bemühete, den Nachzüglern seine Instruktionen zu ertheilen, erstarb ihm auf einmal das Wort im Munde, denn er wurde durch ein donnerndes Hurrahgeschrei unterbrochen. Aus einer mit Gebüsch bewachsenen Schlucht, die er gar nicht beachtet hatte, brachen plötzlich wohl an zwanzig donische Kosaken hervor, und ehe die Türken noch zur Besinnung gelangen konnten, sahen sie sich von ihnen umzingelt.

(Fortsetzung folgt.)

Margarete.

(Fortsetzung.)

Die Frau zögerte, aber der Mann, schon im Abgehen begriffen, rief ihr lachend zu: „Warum denn nicht Margrete? Es wird dem Herrn nichts schaden, wenn er auch einmal die Last eines armen Kindes in seinen vornehmen, müßigen Armen spürt. Hast du, armer Narr, dich nicht müed und müde geschleppt an den Kindern der Reichen und dein eigenes darüber verkommen und verkrüppeln lassen?"

Die Frau seufzte aus tiefster Seele, hob schweigend den Korb wieder auf und ließ es zu, daß ich den andern Henkel desselben erfaßte. Stumm gingen wir eine Weile neben einander her, und als ich endlich einige Versuche machte, eine weitere Unterhaltung anzuknüpfen, antwortete sie nur kurz und einsylbig. Sie schien mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt, und wer hätte es ihr verargen mögen auf diesem traurigen Gange? Daß sie sich gegen die Art der Leute ihres Standes jeder Klage und sogar der Thränen enthielt, gab ihrem Schmerz in meinen Augen nur eine erhöhte Bedeutung, denn daß der Schmerz vorhanden war, sah ich am starren, gramvollen Ausdruck ihres Auges, an den fest aufeinander gepreßten Lippen, am wortkargen, fast ein wenig mürrischen Wesen, mit welchem sie sich instinktmäßig gegen einen überwältigenden Ausbruch weicherer Gefühle zu stemmen suchte. Es fiel mir auf, daß sie seit der Entfernung ihres Mannes schneller und rüstiger dahinschritt, wie wenn sie größere Eile hätte, ihr Ziel zu erreichen. Des schweren Tragens ungewohnt, hatte ich Mühe, mit ihr Schritt zu halten, während sie gar keine Last zu fühlen schien.

Endlich erreichten wir den Kirchhof und fanden an der Pforte den Todtengräber, bereit, sein trauriges Amt zu verrichten. Bei meinem Anblick stutzte er und sah erst mich, dann die Frau fragend an. Aber sie schnitt ihm das Wort vom Munde ab. — „Macht voran, Freund, daß das Kind seine Ruhe kriegt, und kümmert Euch um nichts Anderes!" sagte sie in hastigem, beinah bereifchem Ton.

„Wollen wir nicht warten, bis Euer Mann kommt?" fragte ich verwundert. — „Das thut nicht Noth, lieber Herr! Der Christoph macht sich

nichts daraus, ob er dabei ist oder nicht. Mein armes Kind aber hat lange genug zwischen Leben und Sterben gezappelt, und wir dürfen seine Ruhe nicht unnütz aufhalten. Macht voran, Todtengräber!"

Der einfache Akt der Beerdigung war bald vollbracht. Der Todtengräber gab sich daran, das Grab wieder zuzuschaufeln, und die Frau half ihm dabei mit einem Spaten, der sich zufällig in der Nähe fand. Dann gab sie dem Manne ein kleines Geldstück, dankte mir für meine Bemühung und setzte sich, unbekümmert um unser weiteres Verbleiben, auf den frisch aufgeworfenen Sandhügel.

Ich machte noch einige Gänge über den kleinen verwilderten Kirchhof, wo grüner Rasen und üppig wuchernder Flieder die fehlende Sorgfalt liebender Menschen ersetzen zu wollen schienen. Ganze Reihen von Gräbern waren ein und in einander gefallen; hie und da stand ein schiefes, vermorschtes, hölzernes Kreuz, auf dem der Name nicht mehr zu lesen war, auch wohl ein stattlicheres Denkmal von Stein oder Eisen, welches jedoch nicht minder versäumt und verlassen war als die andern. Diese traurige Wahrnehmung menschlicher Vergessenheit und mangelnder Treue würde mir noch tiefer zu Herzen gegangen seyn, hätte nicht über dem allem der Himmel so blau und freundlich geleuchtet, hätten nicht in allen Büschen die Nachtigallen geschlagen und milde, liebliche Sommerlüfte wie Tröstungen über die verlassenen Gräber geweht.

Da ich an die Stelle zurückkehrte, wo ich Margareten — so will ich sie von jetzt an nennen — verlassen hatte, fand ich sie unverändert in ihrer Stellung, nur heller und zugänglicher ausschauend, wie wenn auch über sie ein heimlicher Trost gekommen wäre. Ich sagte ihr das, und sie erwiderte einfach:

„Das Schwerste ist ja nun vorüber; das Kind liegt wohl gebettet und ich freue mich auf das Kreuz, welches wir ihm setzen wollen." — „Ist Euch denn an dem Kreuze so gar viel gelegen, Margarete?" — „Ja, lieber Herr, denn ich möchte den kleinen Gottlieb, der im Leben nur ein verachteter Wurm war, im Tode doch gern zu Ehren gebracht sehen. Vom Christoph aber freut es mich doppelt, daß er selbst gegangen ist, das Kreuz zu bestellen. Das ist ein großes und ächtes Stück von seinem guten Herzen, solch ein rauher und finsterer Gesell er sonst immerhin seyn mag. Das hätte unter Zehen nicht Einer gethan."

„Für sein Kind, Margarete?" — „Es war nicht sein Kind, lieber Herr, ich hatte es vor der Ehe von einem andern geboren. Wen will's da wundern, daß es ihm von Anfang an ein Dorn im Auge war, ein Makel auf seiner Ehre, ein Gegenstand der Eifersucht für seine leiblichen Kinder? Daß ich es nur gestehe, lieber Herr, der Gottlieb, dieses Kind meiner Schande und meines Unglücks, war mir fester an's Herz gewachsen, als die andern Alle, die nachher in rechter, aber dumpfer und freudeloser Ehe kamen. Ich habe oft darüber gedacht, was wohl der Grund davon seyn möchte — vielleicht, daß der Gottlieb aus meinem einzigen freien, frohen Jugendjahre stammte, während ich später kaum mehr als ein Mensch, sondern eigentlich nur noch als ein Last- und Zugthier empfinden konnte. Aber auch wenn ich einen heimlichen Vergleich anstellte zwischen ihm und den andern Kindern, fiel er immer zu seinen Gunsten aus. Freilich sind die anderen gesund und pausbackig, trotz ihrer schlechten Nahrung, aber auch stumpf und fühllos gegen Alles, was nicht ihr eigenes Essen und Trinken ist. Der Gottlieb hatte sein Wesen für sich, ein stilles, himmlisches Wesen, und — Gott verzeih mir! — ich dachte oft, dieses Kind wäre ohne Sünde. — Er war ein Krüppel, wie Euch der Christoph gesagt hat, und lernte weder gehen noch sprechen. Aber glaubt mir's, was der liebe Gott seiner Zunge versagt, das hatte er ihm zehnfach in seine schönen himmelblauen Augen gelegt. Die konnten einen so freundlich und geduldig und eben darum so beweglich anblicken, wenn er von früh bis spät eingesperrt in seinem Stübchen saß — wie selten konnte ich ihn nehmen! — und nicht ein Einzigmal verdrießlich oder begehrlich wurde. Er hatte viel zu leiden, aber das sanftmüthige Lächeln kam nimmer von seinen Lippen, wie wenn er mich noch trösten wollte über sein eigenes Leid."

(Fortsetzung folgt.)

Kunst und Literatur.

Die Reform. Pädagogische Vierteljahresschrift, von Schulrath Dr. Landhard in Weimar. Leipzig 1857. Verlag von J. J. Weber.

Die Nothwendigkeit einer Reorganisation der Volksschule erkennt Jedermann, der mit dem Wesen, so wie mit dem Stande derselben in der Gegenwart betraut ist. Denn die Volksschule weiß im Grunde selbst nicht mehr, was sie will, und ist mit ihrer Halbgelehrsamkeit so zu sagen aus ihren Fugen gekommen. Es muß daher die Volksschule auf ihre eigentliche Bestimmung selbst zurückkehren und selbst erkennen, was sie soll und kann, was von ihr gefordert wird und was sie leisten muß. Diese Aufgabe zu prüfen, zu bestimmen und die Mittel zur Erreichung anzugeben, ist die Tendenz vorstehender Zeitschrift.

Als Basis der Erziehung und des Unterrichts stellt dieselbe das Lesen, Schreiben und Rechnen, über welche sich die Lebenskunde, Landwirth-

schaft, Gewerbskunde und Hauswirthschaft erheben soll. Die Spitze der Erziehung bildet die Religion.

Die Abhandlungen des vor uns liegenden ersten Heftes der Zeitschrift bekunden praktische, aus der Erfahrung gezogene Lebensweisheit, gepaart mit einer angenehmen und anschaulichen Darstellungsweise. Wir glauben, daß diese Blätter auf diesem Wege ihren Zweck vollkommen erreichen, in welchem Glauben uns noch die Namen der Mitarbeiter bestärken. Möge ein so edler Zweck auf allen Seiten die größte Förderung finden. K. C.

Mannigfaltigkeiten.

[Die Geisterklopfer in Amerika.] Während bei uns in Deutschland das Tischrücken und Geisterklopfen doch nur wenige Gläubige gefunden hat, wächst die Zahl der Geisterklopfer und ihrer Anhänger in Nordamerika zusehends. Besonders im Staate Massachusetts gibt es zahlreiche Adepten dieses „Spiritualismus", die dort förmlich Gemeinden bilden. Täglich werden durch die Zeitungen die skandalösesten Geschichten berichtet, in denen der „Spiritualismus" eine Rolle spielt; hier ist er zur Verführung eines unerfahrenen jungen Mädchens, dort zur Umgarnung eines reichen Einfaltspinsels durch ein schönes Medium, oder auch zu einer Erbschleicherei benutzt worden; Fälle von Wahnsinn und Selbstmord, die das Treiben herbeigeführt, sind zahlreich konstatirt; — gleichwohl bleibt das verblendete Volk dabei, daß hier die Geisterwelt im Spiele sey, eine Welt allerdings, in der die unsauberen Geister die Mehrzahl bilden. Ein namhafter Mann in Boston, Professor Felton, polemisirt vergeblich gegen das in dieser Hauptstadt, wie im ganzen Staate Massachusetts, grassirende Unwesen. Kürzlich hat er sogar sich erboten, demjenigen „Spiritualisten" einen Preis von 500 Dollars auszubezahlen, der ihn, oder vielmehr ein von ihm niedergesetztes, gelehrtes Komite, davon überzeugen werde: „daß ein Medium dasjenige auszusagen vermag, was Professor Felton in einem Nebenzimmer den Geistern zuflüstert, oder, dasselbe ein Wort zu lesen vermag, das der Professor auf einen Bogen Papier geschrieben und dann in beliebiger Weise verdeckt hat, oder endlich, daß es — wie die Spiritualisten behaupten, daß sie es können — Klavier spiele, ohne die Tasten zu berühren, einen Stuhl von der Stelle rücke, ohne in dessen Nähe zu kommen." Man sollte glauben, daß ernste Männer es der Mühe werth halten, dergleichen läppische Behauptungen zu widerlegen. Gleichwohl hat sich der berühmte Agassiz herbeigelassen, ein Mitglied des von Herrn Felton ernannten Preis'omite zu seyn, zu dem auch die Professoren Peirce und Horsfold, von der Harvard-Universität, und Dr. Gould, Herausgeber des „Astronomischen Journals" gehören, Amerikanische Blätter vom neuesten Datum melden: „Die Geister haben diese Herausforderung angenommen, und wahrscheinlich wird die Entscheidung bald stattfinden, der die Spiritualisten mit eben so großer Spannung als Siegesgewißheit entgegensehen." —

Das zur Ausführung in Frankfurt a. M. aufzustellende Denkmal der Erfindung der Buchdruckerkunst ernannte Kom:te erläßt so eben eine Ansprache an seine Mitbürger, aus der wir ersehen, daß das Denkmal Ende Septembers vollendet dastehen wird. Es hat somit 17 Jahre gebraucht, bis sich die, bei Gelegenheit der Gutenbergfeier am 25. Juni 1840 angeregte Idee verwirklichte. Das Denkmal hat drei, auf galvanoplastischem Wege gewonnene kolossale Figuren: Gutenberg, Fust, Schöffer, dann vier allegorische: die Theologie, Poesie, Industrie und die Naturwissenschaften (drei davon sind in Zinkguß fertig), vier weitere Figuren, welche Mainz, Straßburg, Venedig und Frankfurt darstellen, als die Städte, die am frühesten ihren Einfluß auf die Entwicklung der Buchdruckerkunst übten (auch davon sind drei fertig). Vierzehn historische Porträts und vier Thierköpfe harren noch des Gusses, so daß das Denkmal, wenn es vollendet ist, im Ganzen 27 verschiedene Figuren haben wird, darunter sind kolossale.

Ein Freund des Kölner Männergesang-Vereins in London hat, angeregt durch den Eindruck, den insbesondere die kirchlichen Gesänge und vorzüglich die B. Klein'schen Chöre auf ihn hervorgebracht, jedem der bei der diesjährigen Sängerfahrt betheiligt gewesenen 86 Vereinsmitglieder ein schön ausgestattetes Exemplar des Neuen Testamentes in englischer Sprache gewidmet.

Eine gelehrte Gesellschaft in New-Orleans setzte voriges Jahr einen Preis von hundert Dollars auf die beste Druckschrift, die ihr zur Beantwortung der Frage: „Was ist das sicherste Mittel, die Mäuse zu vertilgen?" eingesandt werde. Sie hat jetzt den Preis einem Dr. Francostots zuerkannt, dessen sehr lakonisch abgefaßte Druckschrift lautete: „Man vermehre die Zahl der Katzen."

Redakteur: Gustav Reifert.
Druck und Verlag der Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 183 Montag, 3. August 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

Gegen eine geringere Anzahl würden sich die türkischen Soldaten, schon um ihrem Nationalhasse zu genügen, tapfer vertheidigt haben, aber bei einer Uebermacht, mehr als Drei gegen Einen, sank ihnen der Muth und da sie jeden Widerstand für vergeblich hielten, streckten sie die Gewehre. Auch Ismael dachte nicht daran einen Kampf zu beginnen, der nur mit seiner Niederlage enden mußte und gab sich gefangen. Jetzt wurden auch die beiden Frauen, die sich wieder in die Sänfte retirirt und dicht in ihre Schleier gewickelt hatten, von den Kosaken herausgezogen, die durchaus ihre Gesichter sehen wollten und allerlei Kurzweil mit ihnen trieben. Nachdem es ihnen aber gelungen war, sie nach heftigem Widerstande zu entschleiern, wobei sich fand, daß sie weder jung noch schön waren, ließ man sie zwar in Ruhe, doch wurden sie gleichfalls zu Gefangenen erklärt. Sie mußten sich gefallen lassen, hinter zwei Kosaken auf deren Pferde zu steigen, Ismael aber und die Soldaten wurden mit Stricken zusammen gekoppelt und sahen sich genöthigt, beinahe im Trabe gleichen Schritt zu halten mit den Rossen. Die Sänfte wurde zurückgelassen, nachdem man sie zertrümmert und Alles, was irgend werthvoll daran war, davon abgerissen hatte. So ging es vorwärts und zwar nach Baktschiserai zu, indem man vorsichtig die Richtung vermied, welche die verbündeten Truppen eingeschlagen hatten.

Dieß Alles war nur das Werk weniger Minuten. Doch war das wilde Hurrahgeschrei bis zu den Ruinen des Posthauses gedrungen und von Marion und Aminda vernommen worden. Die Erstere vermochte Anfangs einen heftigen Schrecken zwar nicht zu verbergen, doch gewann sie bald ihre Fassung wieder, schlich leise aus dem Schuppen hinaus und warf, hinter den Ruinen verborgen, forschende Blicke in die Umgegend. Der Lagerplatz der Türken war nicht weit entfernt und ihr scharfes Auge vermochte deutlich zu unterscheiden, was dort vorging. Sie erkannte die türkischen Soldaten den Haremsbeamten und die beiden Frauen Amindas, aber sie erkannte auch die Kosakenhorde und sah deutlich, wie diese Alle zu Gefangenen machte und fortschleppte. Damit schwand zwar ihre Angst vor einer unmittelbaren Gefahr, aber wenn sie auch diesen Feinden glücklich entgangen war, so konnten andere Horden herum streifen und ihr sowohl, als der schönen Favoritin, ein ähnliches Schicksal bereiten, wenn sie ihr Versteck zwischen den Ruinen entdeckten. Sie kehrte deßhalb eilig zurück zu ihrer Schutzbefohlenen und da diese der französischen Sprache ziemlich mächtig war, denn sie hatte sich im Harem des Pascha eine nicht gewöhnliche Bildung angeeignet, so vermochte sie sich leicht mit derselben zu verständigen. Sie erzählte ihr, was sie gesehen hatte, und Amindas Angst steigerte sich dadurch so hoch, daß sie selbst vorschlug diesen abgelegenen unsicheren Ort schleunigst zu verlassen und sich in die Nähe der Armee zu begeben. Marion war ganz damit einverstanden, und rasch wurde Alles zur Fortsetzung des Marsches gerüstet. Die Koffer wurden wieder eingepackt, geschlossen und auf die Maulthiere geladen, das Pferd vor den Wagen gespannt, welcher in den Schuppen hinein gezogen worden war und in jenem dunkeln Raume stand, den Ismael mit seinen Blicken nicht hatte durchdringen können. Die schöne Favoritin legte überall mit Hand an, wo sie konnte, denn die Angst hatte ihre vornehme Lässigkeit verscheucht und ihre Thatkraft aufgeregt, so daß bald Alles auf das Beste geordnet war. Die bepackten Maulthiere wurden hinten an den Wagen gebunden, Marion und Aminda bestiegen denselben, das kleine, muntere Pferd erhielt einen leichten Peitschenhieb und fort ging es in schnellem Trabe zu den Ruinen hinaus. Es hielt nicht schwer den Weg zu verfolgen, den die verbündete Armee eingeschlagen, denn diese hatte überall ihre dichten Fußtapfen und Räderspuren im Sande zurückgelassen, und so verfolgten sie den Heerpfad wohl eine Stunde weit, ohne auf Menschen zu stoßen, denn die ganze Gegend schien wie ausgestorben.

Da ertönte der Kanonendonner und die Schlacht

begann. Marion erkannte zwar, daß es die Flottengeschütze waren, welche zuerst ihre furchtbare Stimme erhoben, aber ihr Herz klopfte doch lauter, denn sie wußte, daß nun auch die Feldbatterien ihre ehernen Bälle gegen einander austauschen würden, welche manches blühende Menschenleben vernichten mußten. Doch bemächtigte sich ihrer ein unwiderstehliches Verlangen, in die Nähe des Kampfes zu kommen, und als sie nach wenigen Minuten auch schon das Knattern des Pelotonfeuers vernahm, trieb sie ihr Pferd mit wildem Zurufe an. Auch in Aminda schien sich das kriegerische circassische Blut zu regen, denn sie schaute zuweilen mit hochgerötheten Wangen unter dem Verdecke des Wagens hervor und ließ ihren Feuerblick muthig über die Gegend streifen. Aber noch waren die leichten Rauchwolken des Kampfes nur in weiter Entfernung zu erblicken. Erst nach einer stundenlangen, raschen Fahrt bekamen sie die Reservekolonnen des rechten Flügels der französischen Armee zu Gesicht, aber zu ihrem Schrecken erkannte Aminda, daß dort auch mehrere türkische Regimenter postirt waren, und sie hegte gerechte Furcht, daß der Pascha selbst, oder einer seiner Offiziere sie entdecken möchte. Wenn sie sich auch im Wagen selbst verbarg, so konnte sie schon durch die mit ihren Koffern beladenen Maulthiere verrathen werden. Sie theilte Marion ihre Besorgniß mit und bat sie flehend eine andere Richtung zu nehmen. Diese war auch bereitwillig dazu, obgleich sie vermuthete, daß die Batterie, zu welcher sie gehörte, sich auf dem linken Flügel befand. Sie wagte es daher nicht einmal, sich der Bagage zu nähern, welche sich noch in geraumer Entfernung hinter der türkischen Division befand, sondern lenkte ihr Pferd links, mehr dem Zentrum zu, in der Richtung nach dem Dorfe Burlink. Auf diesem Wege aber fielen sie einem zahlreichen Trupp englischer Nachzügler, bei welchem sich sogar ein Offizier befand, in die Hände, und bald sahen sie den Wagen angehalten und umzingelt. Hätte auch Marion nicht die französische Kokarde stolz an ihrem Hute getragen, so würden doch die Engländer schon an ihrem Kostüm erkannt haben, daß sie dem französischen Heere angehörte. Doch ihr Erscheinen schien ihnen jedenfalls willkommen, denn sie waren marode und ihre Feldflaschen bereits längst geleert. Ungestüm schrieen sie nach Brandy und der Offizier, welcher wahrscheinlich seine höhere Stellung dadurch andeuten wollte, forderte Rum oder Cognac. Anfangs schien die Marketenderin wenig Lust zu haben, ihre Vorräthe diesen Nachzüglern preiszugeben, da sie wußte, daß sie nach der Schlacht ihre Getränke an Würdigere würde verabreichen können, welche sich eine Erquickung im heißen Kampfe wohl verdient hatten. Sie stellte sich daher, als ob sie die Forderungen, die ihr in englischer Sprache zugerufen wurden, nicht verstanden hätte, und gab ihr durch Zeichen zu verstehen, daß man ihr Pferd loslassen solle, indem sie Eile habe und weiter fahren müsse. Allein die Engländer schienen sie jedoch jetzt nicht verstehen zu wollen und wichen und wankten nicht, und da sie sogar drohende Geberden bemerkte, so holte sie ihr Fäßchen hervor, um nicht mit ihnen in Streit zu gerathen. Den Offizier aber, der ein besonderes Gefallen an dem hübschen Mädchen zu finden schien, und der deßhalb auch schon auf das Wagenrad gestiegen war, um sich zu ihr hinauf auf den Sitz zu schwingen, stieß sie ziemlich unsanft hinab, daß er mit einem grimmigen Fluche weithin taumelte. Aminda hatte sie einen Wink gegeben, und diese hatte sich ganz im Hindergrunde des Wagens zusammengekauert und mit einem Tuche überdeckt, so daß Niemand ihre Anwesenheit ahnete. Das Fäßchen enthielt ungefähr gerade so viel Branntwein, daß sie jedem Nachzügler ein Glas davon einschenken konnte, und als dieß geschehen war, schraubte sie den Krahn zu und traf wieder Anstalt fortzufahren. Dieß erregte aber den allgemeinen Unwillen der Soldaten, welche den Branntwein gut gefunden hatten und mit Ungestüm mehr verlangten, ohne daß sie an die Bezahlung der ersten Probe dachten, die sie bereits empfangen hatten. Mehr als Alle tobte aber der Offizier, welcher sich, wie sich jetzt zeigte, auch in der französischen Sprache, wenn auch nur unvollkommen, verständlich machen konnte. Er forderte, indem er eine Fluth von Goddams hinzufügte, daß sie auch Alles, was sie an Eßwaaren bei sich führe, herausgeben und überhaupt den ganzen Inhalt ihres Wagens seinen Leuten überlassen solle. Sie wendete, noch immer in höflichem Tone, dagegen ein, daß sie ihre Vorräthe für die Mannschaft der französischen Batterie, zu der sie gehöre, aufbewahren müsse, daß die Soldaten auch keine Lust zu haben schienen, ihr Getränk zu bezahlen, und daß sie ihre Waaren nur für Geld verabreichen könne. Dadurch schien aber der Offizier auf's Neue empfindlich beleidigt zu werden, zog eine volle Geldbörse aus der Tasche, und indem er sie hoch empor hob, rief er mit höhnischem Lächeln: er hoffe mit diesem Golde sie und ihren ganzen Kram kaufen zu können. Ein wieherndes Gelächter der Nachzügler erschallte hierauf und der Zorn über diese neue Beleidigung röthete Marions Stirn. Doch noch immer ihre Ruhe bewahrend, hing sie den Zügel über den Arm, wendete sich nach dem Wagen zurück und zog aus einer Tasche, welche im Innern des Verdecks angebracht war, zwei zierliche Pistolen hervor, die sie augenblicklich spannte und in jede Hand Eine nehmend, vor sich hinhielt. Dabei rief sie furchtlos und in entschiedenem Tone: „So muß ich denn Gewalt mit Ge-

walt vertreiben! Den Ersten, der es wagt, meinen Wagen zu ersteigen, schieße ich nieder! Herr Lieutenant, Sie werden mich verstanden haben; verdollmetschen Sie Ihren Leuten meine Worte."

Doch war dieß kaum nöthig, denn schon aus ihrer ganzen Haltung hatten die Engländer den Sinn ihrer Worte begriffen. Sie wichen zwar im ersten Augenblicke der Ueberraschung zurück, doch nur, um bald darauf ein wahres Wuthgebrüll auszustoßen. Einige zogen ihre Seitengewehre und schwangen sie drohend, während Andere sogar ihre Musketen auf die kleine Heldin anlegten, und unter gräßlichen Flüchen schwuren, sie mit ihren Kugeln zu durchbohren, wenn sie es wagen würde zu schießen.

(Fortsetzung folgt.)

Margarete.

(Fortsetzung.)

„An warmen Sommertagen setzte ich ihn hinaus vor die Thür, weil ich dachte, der Sonnenschein würde ihm wohl thun. Gutherzige Menschen, die vorüber gingen, fühlten sich von Mitleid ergriffen, wie der arme Krüppel sie so holdselig anlächelte, und schenkten ihm Obst und Semmeln, was sie eben bei sich hatten. Aber meint Ihr, Herr, daß der Gottlieb etwas für sich behalten hätte? Er winkte seine Geschwister herbei, die noch dazu unwirsch genug mit ihm umgingen, und theilte schimmernden Auges seine kleinen Gaben unter sie aus. Gott verzeih mir's noch einmal! Ich mußte an unsern Herrn Jesus denken, wie er die Tausende speist mit Fischen und Broden und sich selber sättigt an der Freude des Gebens."

„Hätte ich den Gottlieb nicht gehabt, lieber Herr," hob Margarete nach einer kurzen Pause wieder an, „so wäre ich wohl manchmal zusammengebrochen unter der Last meines mühseligen Lebens, oder ich hätte mich abgestumpft zum Thier und meine eigentliche menschliche Seele wäre verloren gegangen im unmenschlichen Wust von Sorge, Arbeit und Verdruß. Die Kinder kamen Jahr für Jahr, der Körper wurde schwächer und die Lasten größer, mein Mann behandelte mich leidlich genug nach dem, was vorgegangen war, aber vergessen und vergeben konnte er es mir nicht, und ich sah, daß es ihn heimlich wurmte, ihn in's Wirthshaus trieb und ihn höhnisch und gehässig machte. — So kamen mir denn die einzigen Sonnenstrahlen in meinem Leben aus Gottliebs lieben blauen Augen, die nun für immer geschlossen sind."

Wiederum schwieg sie und ich sah, wie die ersten Thränen sich langsam von ihren Wimpern lösten. Dann plötzlich schien sie sich gewaltsam zusammen zu raffen und sagte mit leiser, aber ruhiger Stimme: „Der Vater im Himmel hat es gnädig mit mir gemacht. Er hat mir das Kind nicht eher genommen, als bis meine Seele im Kampfe und in der Noth des Lebens reif und stark genug geworden ist, um seinen Verlust zu ertragen und ihm die Erlösung zu gönnen. Bei allem Leid, das mich fernerhin treffen mag, werde ich an des Kindes geduldiges Leiden und Sterben gedenken, und über die tägliche Sorge hinaus, daß sie nicht über meinem Kopfe zusammenschlage, wird seine verklärte Hand mich erhalten."

Eine heilige Begeisterung strahlte in den Augen der Frau und schien sie wirklich in ihren groben Kleidern aus ihrer Niedrigkeit heraus zu erhöhen und zu verklären. Wir schwiegen lange Zeit. Endlich stand sie auf und ging an die Pforte, um nach ihrem Manne auszuschauen, der sich immer noch nicht blicken ließ.

„Ich fürchte, er trinkt sich fest im Schnapsladen und das Kreuz für den Gottlieb ist nur die Verheißung eines guten, aber schnell vergessenen Augenblicks gewesen," sagte sie zurückkehrend mit einem kaum hörbaren Seufzer und nahm ihren Platz auf dem Grabe wieder ein. — „Wie seyd Ihr an den Mann gekommen, Margarete!" konnte ich mich nicht enthalten auszurufen. — „Das kann ich Euch nicht so kurz und gut mit zwei Worten sagen, lieber Herr. Es ist eine leidvolle Geschichte, wie sie im Leben der Armen tagtäglich vorkommt und einen Herrn, wie Ihr seyd, nicht interessiren kann."

„O doch, Margarete, ich bitte Euch, erzählt mir. Ihr wißt nicht, welchen Antheil ich an Euch und Eurem armen Gottlieb nehme! — Seht, wenn Ihr ein rechtes Zutrauen zu mir zeigt, und Euer Mann sollte sein Versprechen mit dem Kreuze nicht halten, will ich selber eines setzen lassen auf das Grab Eures Lieblings und daneben den schönsten hochstämmigen Rosenstock, den Ihr jemals gesehen habt."

„Ihr seyd gut, lieber Herr, und habt ein Herz für uns arme Leute, das sehe ich wohl. So will ich Euch denn gern erzählen; aber ich sag's Euch zuvor, etwas Apartes dürft Ihr nicht erwarten, denn fast mein ganzes Leben ist Sorge und Mühe und der Feierstunden sind wenige gewesen. Setzt Euch mir gegenüber dort auf den Hügel. Meine Großmutter liegt darunter, die alte, treue Seele, die mich aufgezogen hat wie ein leibliches Kind, trotz ihrer Armuth."

„Sie war mit meiner Mutter weit hergekommen aus Schwaben, um hier eine Erbschaft einzuthun, die ihr aber von habgierigen Verwandten vor Gericht richtig abdisputirt wurde, und weil auch die kleine Habe, die sie mitgebracht, zum großen

Theil in die Prozeßkosten aufging, konnte sie an die Rückreise nicht denken und mußte sich entschließen im Städtchen zu bleiben und mit der Tochter um den Tagelohn zu arbeiten. — Es mag sie wohl sauer angekommen seyn, denn sie waren es von Haus aus besser gewohnt und die Großmutter, ehe sie Wittwe geworden, hatte ein hübsches, behäbiges Hauswesen gehabt. Weil sie aber durch und durch eine tüchtige Frau war, faßte sie auch ihre neue Lage beim rechten Zipfel an, schämte sich keiner Arbeit und brachte es durch Ordnung und angestrengten Fleiß wieder zu einem erträglichen Wohlstand.«

»Meine Mutter soll sich schon schwerer drein gefunden haben. Ich habe sie früh verloren und nur noch eine schwache Erinnerung von ihr, aber wie die Großmutter erzählte, ist sie eine hübsche, schlanke Person gewesen mit feinen Händen und einem stillen, etwas hoffärtigen Wesen. Sie hat sich hier zu Land immer nur wie in der Fremde gefühlt, zumal sie und die Großmutter einzeln standen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Napoleon Ney, Fürst de la Moskowa, welcher am 25. Juli zu St. Germain einer Nerven-Affektion erlag, an welcher er seit lange litt, war 1803 geboren. Als sein Vater erschossen wurde, war er 13 Jahre alt. Nach des Vaters Tode wurden die Kinder nach Schweden gebracht und dort erzogen. 1826 kam Napoleon Ney nach Paris zurück, wo er von General Foy in die Gesellschaft eingeführt wurde. Beranger, welcher mit Jacques Laffitte sehr befreundet war, vermittelte die Heirath Ney's mit dessen Tochter, welche Heirath im Jahre 1828 geschlossen wurde. Die Verbindung war jedoch nicht glücklich, und schon nach kurzer Zeit trennten sich die Eheleute. Der Fürst de la Moskowa hatte Geschmack für Wissenschaften und Kunst, für Pferde u. s. w. Er selbst komponirte zwei Opern, die jedoch beide nur sehr mittelmäßigen Beifall fanden. Wie sich von selbst versteht, war der Fürst de la Moskowa Miglied des Jockey-Klubs, unter dessen 14 Gründer er gehörte. Seine politische Rolle fing unter der Regierung Louis Philipp's an. Am 19. November 1831 wurde er zum Pair von Frankreich ernannt. Aber mit seines Vaters Namen hatte er nicht auch dessen Geist geerbt. Man machte ihm den Vorwurf, unter den Pairs zu sitzen, welche seinen Vater verurtheilt hatten, aber der Fürst (welcher übrigens erst 1837 in die Sitzungen kam) erwiderte, daß er die Pairie nur angenommen habe, um desto wirksamer für Rehabilitirung seines Vaters arbeiten zu können. Der Juli-Regierung machte der Fürst lebhafte Opposition. — 1847 sprach sich ein Pair (H. d'Alton-Shée) sehr bitter über die Verurtheilung des Marschalls aus; der Präsident, Herzog von Pasquier, antwortete heftig und vertheidigte das Todesurtheil. Am nächsten Tage hielt der Fürst de la Moskowa eine so ausgezeichnete Rede, daß man allgemein behauptete, sie sey ein Werk Guizot's gewesen. — Noch 1848 bekundete der Fürst demokratische Gesinnungen. Er war Mitglied des Klubs »deutsche demokratische Gesellschaft,« deren Präsident Herwegh war, und deren Zusammenkünfte im Estaminet de Mulhouse stattfand. 1848 organisirten die Haupt-Mitglieder dieses Klubs, unter Mithülfe der provisorischen Regierung, ein Korps von ungefähr 1800 Mann, welche an den badener Ereignissen Theil nahmen. — Am Donnerstag, 30 Mai 1848, zog dieses Korps — die demokratische Fremden-Legion — ab, nachdem Herwegh, Bornstedt und der Fürst de la Moskowa es harangirt hatten. — 1849 wurde er für die Departements Mosel und Eure und Loire zum Mitgliede der gesetzgebenden Versammlung und nach Wiederherstellung des Kaiserreichs zum Senator ernannt . . . . . Der Fürst de la Moskowa starb als Brigade-General in Disponibilität.

Eine eigenthümliche Weise, Geld aufzubewahren, kam jüngst in Karlsbad auf sehr komische Art an den Tag. Eine Magd warf einen Stuhl um und zerbrach dabei eine Lehne, sie wurde mit dem vierbeinigen Patienten sofort zu einem Tischler geschickt, damit der Russe, welcher in dem Zimmer wohnte, bei seiner Rückkehr vom Brunnen den Stuhl wieder fände. Der Russe aber kam früher zurück, als die Magd mit dem Stuhl. Kaum hatte derselbe sein Zimmer betreten, so schrie er, daß ihm sein Geld gestohlen sey, und setzte das ganze Haus in Alarm. Die Polizei war sogleich zur Stelle und brachte mit Mühe von dem aufgeregten Manne heraus, daß er sein Geld in dem Polster des Stuhles versteckt habe. In dem Augenblick kam die Magd mit dem geheilten Stuhl zurück, hastig faßte der Russe in das Polster und zog zu seiner großen Beruhigung seine drei Goldrollen heraus. Es versteht sich von selbst, daß alle Welt über den sonderbaren Geldschrank lachte, der gewiß den feuerfesten Arnheim'schen noch eine schwere Konkurrenz machen wird.

Redakteur: Gustav Reffert.

Druck u. Verlag der Waisenhaus'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 184 Dienstag, 4. August 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

Doch Marion blieb ohne zu wanken, aufrecht in ihrem Wagen stehen, die Pistolen im Anschlage haltend, und wiederholte nochmals ihre Aufforderung, daß man sie frei und ungehindert ziehen lassen sollte, was aber nur wieder mit einem grimmigen Geschrei beantwortet wurde. Der Lieutenant forderte jetzt seine Leute förmlich zum Sturme auf und indem er sie in zwei Abtheilungen theilte, befahl er ihnen den Wagen vorn zu ersteigen und zugleich das Verdeck hinten zu erbrechen. Die arme Marketenderin erkannte, daß die Gefahr auf das Höchste gestiegen war, denn wurde sie von zwei Seiten angegriffen, so mußte sie doch erliegen, wenn sie auch von ihren Pistolen Gebrauch machte, und Aminda mußte entdeckt werden. Sie faßte daher den verzweifelten Entschluß, die Kette, die man um sie gezogen hatte, zu durchbrechen, noch ehe es zum Angriffe käme. Kaum gefaßt, führte sie ihren Entschluß auch schon aus. Das Pistol, welches sie in der rechten Hand hielt, auf ihren Sitz legend, ergriff sie die Peitsche, und indem sie ihrem Pferde einen kräftigen Hieb versetzte, schoß sie mit der linken das Pistol ab, daß die Kugel dem Thiere gerade zwischen den Ohren durchpfiff. Es bäumte sich hoch auf und um nicht von seinen Hufen getroffen zu werden, mußten es die beiden Soldaten, die es am Zügel hielten, loslassen. Sobald es sich aber nun frei fühlte, sprang es seitwärts von der Straße ab und sich in einen wüthenden Galopp versetzend, eilte es einem Abhange zu, mit einer so rasenden Schnelligkeit, daß die angebundenen Maulthiere dem Wagen kaum zu folgen vermochten. Rohes Gelächter, wildes Geschrei und Flintenschüsse der Engländer folgten hintendrein, so daß das scheu gewordene Thier nur noch mehr in Angst versetzt wurde. Es gehorchte dem Zügeldrucke seiner Herrin, dem es sonst gehorsam Folge leistete, nicht mehr, und alle Zurufe, alle Kraftanstrengungen es zurückzuhalten, blieben erfolglos. Schon sah Marion die drohende Gefahr fast unvermeidlich vor sich, mit ihrer Schutzbefohlenen und ihrem leichten Fuhrwerke in den Abgrund zu stürzen. Da faßte sie plötzlich den Entschluß mit ihrem zweiten Pistol das Thier, obgleich es ihr große Ueberwindung kostete, niederzuschießen, um ihr eignes und Amindas Leben zu retten. Doch ehe sie noch diesen verzweifelten Vorsatz in Ausführung bringen konnte, trat ein Fall ein, welcher die Tödtung des Thieres unnöthig machte. In einer der vielen Vertiefungen, welche die Regenbäche ausgehöhlt hatten und die bis in den Abgrund hinabliefen, schlug der Wagen plötzlich um, weil eins der Vorderräder über ein aus dem Boden hervorstehendes Felsstück gegangen war, und die arme Marion wurde von ihrem Sitze herab in den Sand geschleudert. Nur einige Augenblicke lag sie betäubt, dann kehrte ihre Besinnung wieder zurück, sie versuchte es, sich zu erheben. Es gelang; sie fühlte sich unverletzt, und jetzt nur an Aminda denkend, eilte sie auf den Wagen zu. Das Pferd stand jetzt, nagte aber noch immer zornig und schäumend am Gebisse. Entsetzen ergriff sie, als sie einen Blick in den umgestürzten Wagen warf, denn die Favoritin lag darin todtenbleich, regungslos, mit geschlossenen Augen. War sie todt oder nur ohnmächtig und wie sollte sie ihr im letzterem Falle Beistand angedeihen lassen, ohne ihre Gegenwart zu verrathen? Denn ihre Verfolger, die kein Auge von dem Wagen gewendet hatten, eilten jetzt schon mit lautem Triumphgebrüll herbei. In der nächsten Minute schon umringten sie auf das Neue den Wagen und schienen seinen ganzen Inhalt jetzt als sichere Beute betrachten zu wollen. Entschlossen und noch bebend vor Zorn und Schrecken, stellte sie sich vor die Oeffnung des Wagenverdecks, zog ihr zweites Pistol aus dem Gürtel und drohete wieder mit ernster, finsterer Miene den Ersten niederzuschießen, der sich ihrem Wagen nähern würde. Doch sie sah selbst wohl ein, daß die Ausführung dieser Drohung nur zu ihrem Verderben führen würde; denn sie konnte wohl einen ihrer Gegner niederschießen, würde aber dann doch der Uebermacht der Uebrigen haben erliegen müssen. Unfehlbar wäre dieß auch

geschehen und auch zugleich die flüchtige Favoritin entdeckt worden, wäre nicht im Augenblicke der höchsten Gefahr Rettung erschienen. Ohne sich um ihre Drohung zu kümmern, hatte sich bereits der vorderste Trupp der herbeieilenden Soldaten auf den Wagen gestürzt und versuchte das Verdeck herab zu reißen, während zwei Andere die Marketenderin umschlichen und auf sie losstürzend, sie fest umklammerten. Es gelang ihr zwar noch ihr Pistol abzudrücken, doch die Kugel streifte nur das Ohr Eines ihrer Angreifer und sie sah sich hierauf auch ihrer letzten Waffe beraubt. In demselben Augenblicke jedoch erschallte rascher Hufschlag von vielen Pferden ganz in der Nähe und eine gebieterische Stimme rief ein donnerndes „Halt!“

Die Soldaten und besonders der Offizier, welcher auch bereits herbeigekommen war, prallten zurück, als ob sie ein Schreckgespenst gesehen hätten, denn ein noch ziemlich junger Mann in französischer Generals-Uniform, mit Sternen und Orden geziert und von einer zahlreichen Suite französischer und englischer Offiziere gefolgt, sprengte im Karriere herbei und auf dem Schauplatze des Unheils angelangt, fragte er in scharfem Tone: „Was geht hier vor?“

Die Engländer standen wie verdutzt, salutirten militärisch und wagten nicht ein Wort hervorzubringen. Marion aber fühlte sich, wieder von neuem Muth belebt, sobald sie nur französische Uniformen erblickte und als sie in dem Fragenden den Prinzen Napoleon erkannte, welcher einen Theil der Armee kommandirte, hielt sie sich bereits ihrer Rettung versichert. Furchtlos und doch nicht keck, sondern bescheiden und mit ihrem natürlichen Anstande, trat sie zu ihm hin, und indem sie in anmuthiger Weise die Hand zum militärischen Gruße an den Hut legte, berichtete sie ihm der Wahrheit gemäß, was vorgegangen war und wie sie von den Engländern bedroht und verfolgt worden sey, so daß sie sich zu ihrer Rettung habe ihrer Waffen bedienen und die Flucht ergreifen müssen, wobei sie beinahe den Tod gefunden und ihr Wagen umgestürzt sey. Der Prinz hatte ihr aufmerksam zugehört und als sie geendet hatte, wendete er sich zu einem höheren englischen Offiziere, und sprach zu ihm in ernstem Tone: „Sie haben gehört? Was sagen Sie dazu?“

„Wenn sich Alles so verhält, wie das Mädchen es berichtete — “erwiderte der Engländer voll Entrüstung„ — so haben diese Leute die schwerste Strafe verdient, den Offizier dort nicht ausgenommen. Der junge Mensch scheint eines jener aristokratischen Muttersöhnchen zu seyn, welcher sein Offizierpatent zwar bezahlt, aber noch nicht verdient hat und sich einbildet, daß ihm die Uniform der Königin einen Freipaß bietet, zu allerlei Ausschweifungen. Sie werden sich auf der Stelle aufmachen, um Ihr Regiment aufzusuchen, welches in der Nähe des Flusses im Zentrum stehen muß,“ wendete er sich hierauf zu dem Lieutenant, der vor Beschämung hätte in die Erde sinken mögen und seiner Anklägerin wüthende Blicke zuwarf. „Melden Sie sich dort sogleich als Arrestant,“ fuhr Jener fort, und ihr andern Bursche, folgt Eurem Lieutenant auf dem Fuße, und sobald Ihr Euer Regiment erreicht habt, übergebt Ihr Euch dem Profoße. Ich werde an Euren Regimentschef berichten und das Uebrige wird sich nach der Schlacht finden. Verlangen Ew. kaiserliche Hoheit noch eine andere Genugthuung für die Marketenderin Ihrer Armee?“

Der Prinz blickte Marion forschend an, welche die Frage des englischen Generals wohl verstanden hatte, und diese entgegnete sogleich: „Nein, mein Prinz, ich verlange keine Genugthuung, als daß mir diese ungalanten Bursche beistehen, meinen Wagen wieder aufzurichten, weil ich sonst hier nicht von der Stelle kann, und daß sie mir dann so weit als möglich aus dem Wege gehen.“

„Das soll geschehen!“ erwiderte der englische Begleiter des Prinzen und gab den Nachzüglern Befehl, den Wagen wieder aufzurichten, was sie auch rasch, wenn gleich nicht mit dem besten Willen thaten. Indessen hatte der Prinz Napoleon die beiden Maulthiere, welche die eleganten, mit rothem Maroquin bekleideten und reich verzierten Koffer Amindas trugen, scharf ins Auge gefaßt und rief verwundert: „Aber mein Kind, wie kommst Du zu dieser eleganten Bagage?“

„Die schönen Koffer gehören dem Kapitän der Batterie zu, zu welcher ich beordert bin, dem Herrn Vicomte Hector de Beaumonte. Er hat sie mir zur Bewachung anvertraut,“ entgegnete sie mit einem gewissen Stolze.

„Aha!“ rief der Prinz lächelnd. „Also Eigenthum meines wackeren Beaumont? Die Koffer machen seinem Geschmack Ehre; sie sind elegant nach einem türkischen Muster gearbeitet. Wahrscheinlich hat er sie erst in Varna anfertigen lassen?“

„Ew. kaiserliche Hoheit haben es errathen,“ versetzte Marion lächelnd und im Stillen erfreut, daß ihre Nothlüge Glauben gefunden hatte.

Nachdem der Prinz noch einen mißtrauischen Blick auf die Nachzügler geworfen hatte, bot er der Marketenderin einen freundlichen Abschiedsgruß und ließ ihr eine seiner Ordonnanzen zurück, um sie zu einem französischen Reserve-Regimente zu bringen, welches nicht weit entfernt stand. Hierauf sprengte er mit seiner Suite fort, um seine Rekognoszirung zu vollenden, welche ihn zufällig auch gerade in diese Gegend geführt hatte.

Auch die Nachzügler mit ihrem Lieutenant ver-

ließen jetzt den Platz, Verwünschungen über die Marketenderin zwischen den Zähnen murmelnd, und wendeten sich in der ihnen angedeuteten Richtung dem Zentrum zu.

Als sich Marion aber endlich allein sah, stieg sie schnell auf ihren Wagen, um nach Aminda zu sehen und wurde freudig überrascht, als sie diese sitzend fand, und mit offenen Augen ihr entgegenlächelnd. Sie war nur ohnmächtig, doch auch sie fühlte sich unverletzt. Selbst der Wagen war unbeschädigt geblieben und so war der Unfall noch glücklich genug vorübergegangen. Die Marketenderin fühlte sich durch diese Ueberzeugung vollkommen wieder erheitert, und nachdem sie ihr Pferdchen geliebkost und mit einigen Stücken Zucker traktirt, auch der Ordonnanz einen frischen Trunk gespendet hatte, wurde die Fahrt fortgesetzt. Nach einer halben Stunde erreichten sie auch ein französisches Reserve-Regiment, wo Marion ihren Wagen in der Nähe der Bagage halten ließ. Bald darauf wurde das Dorf Burliuk gestürmt und von den Russen selbst in Brand gesteckt.

(Fortsetzung folgt.)

Margarete.

(Fortsetzung.)

Da ich älter wurde, fuhr Margarete fort, fiel es mir zuweilen ein, wie es doch sonderbar sey, daß ich von meinem Vater niemals etwas gesehen, oder auch nur ein Sterbenswort gehört hätte. Aber wie oft ich die Alte auch darnach fragte — denn die Neugier prickelte mich ordentlich in meinem Innern — erhielt ich doch statt der gewünschten Auskunft nur eine ernste Ermahnung, mein Herz zu hüten vor allen bösen und gefährlichen Gedanken. Ich sah, daß meine vorwitzigen Fragen der Großmutter ernstlich wehe thaten, und weil ich die gute Frau von Herzen lieb hatte, bezwang ich mich endlich und schlug mir die Sache aus dem Sinn. — Mit vierzehn Jahren ward ich konfirmirt und kam bald darauf als Magd zu ansehnlichen Bürgersleuten. Bisher hatte ich nur der Großmutter ihre kleine Wirthschaft versorgt, wenn sie aus war auf Arbeit, und war von der Alten unter strengster Aufsicht gehalten worden. Wie ich mich nun unter fremden Leuten befand und mir selbst was verdiente, kam gleich ein stolzerer Sinn über mich und ich trug den Kopf ordentlich höher. Nicht daß ich es allzu gut gehabt hätte in meinem Dienst. Arbeit gab es von früh bis spät und nur geringen Lohn, von dem ich der Großmutter noch die halbe Miethe bezahlte, damit sie sich in ihren alten Tagen nicht zu sehr plagen durfte. Auch war meine Frau eine von den unruhigen, zänkischen Haushälterinnen, die den Dienstboten immer auf den Hacken sind, und zu tadeln fand sie, man mochte es anfangen, wie man wollte. Aber bei alledem war es ein gutes, ordentliches Haus, wo jeder satt zu essen bekam, und ich war eine flinke, fröhliche Dirne mit gutem Appetit und ohne irgend welche Sorge in der weiten Gotteswelt. Meinen Sonntagsstaat hatte ich auch im Kasten und alle vierzehn Tage einen freien Nachmittag, wo ich nach Belieben mit andern Mädchen vor's Thor hinaus oder in's Wirthshaus zum Tanze gehen konnte. Das letzte sah die Großmutter gar nicht gern und sie führte mir allerlei kluge Sprüche und Vermahnungen an, um mich davon abzubringen. Aber ich ließ sie reden und dachte, das wäre die Art alter Leute, die ihre Jugendlust hinter sich hätten; sie sähe es wohl am liebsten, wenn ich all meine freie Zeit bei ihr zubrächte und mir ihre alten, längst bekannten Geschichtchen erzählen ließe, denn sie war redselig geworden mit den Jahren. Ich ging auch ganz gerne zu ihr, wenn ich eben nichts Anderes vorhatte; es war hübsch und behaglich in ihrem Stübchen, wo ein brauner Kachelofen und ein blühendes Geranium nicht fehlten, und der Kaffee mit Syrup, wie ich ihn von Kind auf gewohnt war, schmeckte vortrefflich aus ihrer dickbauchigen Kaffee-Kanne.«

»Ihr könnt Euch indeß wohl denken, lieber Herr, daß ein hübsches, rothbackiges Ding, wie ich allzumal war, nicht lange ohne einen Beobachter blieb Der sich zu mir gesellte, war ein strammer, stattlicher Bursch, mit dem ich mich wohl konnte sehen lassen, der aber leider an Stand und Vermögen weit über mir, der einzige Sohn eines wohlhabenden Ackerbürgers war. Bei der Heuernte fing unsere Liebschaft an. Auch meine Herrschaft hatte Felder und Wiesen, die mit denen von Wilhelms Vater zusammengränzten. Ich mußte mit hinaus, beim Heuen zu helfen, und der Wilhelm war ebenfalls draußen, um die Arbeiter auf seines Vaters Grundstück zu beaufsichtigen und anzufassen, wo es galt.«

»Es war ein gesegnetes Jahr. Regen und Sonnenschein waren immer zur rechten Zeit gekommen und das Korn in den Feldern stand dicht und mannshoch, wie es selten der Fall ist in unserem dürren märkischen Lande. Einem Besitzer konnte das Herz im Leibe wohl lachen, und dem schrieb ich's auch zu, daß der Wilhelm so absonderlich aufgeräumt war und seine Freude hatte am muntern Gesang, mit dem ich mir Zeit und Arbeit zu verkürzen pflegte. Er sprach mich oftmals an und nannte mich seine heitere kleine Feldlerche, seine zierliche Bachstelze, und was ihm sonst noch für Schmeichelnamen einfielen. Einmal sogar, in seiner Herzenslust, faßte er mich an den Händen und

tanzte mit mir auf dem heißen, schattenlosen Felde so wacker herum, daß die übrigen Arbeiter, die sich ermattet zur Mittagsruhe gelagert hatten, unsere frische, fröhliche Lebenskraft nicht genugsam bewundern konnten. Die Sonne brannte fast versengend, aber just, so wie man's gern hat in den Erntetagen. Die Morgen und Abende waren um so köstlicher und das Heu duftete so frisch, und angenehm, wie nur jemals.

»Der Wilhelm und ich, wir fanden uns stets früher und später am Platze als irgend ein anderes, und manch süßes, trauliches Wörtchen fiel zwischen uns beiden. Beim Erntefest tanzte der Wilhelm mit mir allein und schenkte mir obenein ein Paar silberne Nadeln, die mich eitles, einfältiges Ding beinah närrisch vor Freude machten. Am Werktag durfte ich sie nicht tragen, das litt die Frau nicht, aber alle Abend, wenn ich allein in meiner Kammer war, holte ich sie hervor und putzte daran und bespiegelte mich darin mit einer wahren Affenzärtlichkeit. Kam endlich der Sonntag, so hätte ich es um keinen Preis der Welt mir nehmen lassen, meine langen, breit und künstlich geflochtenen Zöpfe damit aufzustecken. Meine Frau hätte gar zu gerne gewußt, von wem ich die hübschen Dinger, die Nadeln, eigentlich bekommen hätte; aber ich sagte es ihr nicht, wie sehr sie mich auch plagte, und vertraute es allein der Großmuter an, weil ich vor ihr niemals ein Geheimniß gehabt hatte. Aber die Alte machte dießmal ein so gar finsteres, grämliches Gesicht und hatte gegen meine Liebschaft so viel zu eifern und zu tadeln, daß ich verdrießlich von ihr und eine lange Weile nicht wieder zu ihr ging, während der sie wohl den Kaffee in ihrer Kaffeekanne manches liebesmal für mich gewärmt hatte in vergeblicher Hoffnung.«

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

In der Chronik des germanischen Museums in Nürnberg, vom Monat Juli wird vor allem mit freudigem Dank berichtet, daß die Stadt Nürnberg unterm 17. d. M. dem germanischen Museum unter dem Ausdruck besonderer Anerkennung, „daß es Bayern, und insbesondere der Stadt Nürnberg, zur Ehre gereicht, dasselbe in seinem Schooße zu besitzen," die großen Kreuzgänge der Karthause sammt dem davon umschlossenen Garten zu vollem Eigenthum schenkungsweise überlassen hat, nachdem bisher bloß die Kirche, Kapellen und Wohngebäude, welche Staatseigenthum waren, erworben worden. Die Restauration der letztern schreitet ununterbrochen fort, und wird bis auf die innere Einrichtung zu Anfang Augusts beendigt seyn, so daß die heutige Jahreskonferenz, welche am 10. Sept. beginnt, das Museum in vollständiger Ordnung in seinem neuen Lokale finden wird. Schon beginnt die Aufmerksamkeit der Fremden sich in erfreulicher Weise dem neuen Sitz des Nationalmuseums zuzuwenden, und neben den Sammlungen sind es nun auch schon diese ehrwürdigen Räume, denen zahlreiche Besuche gewidmet werden. Als sehr bedeutende Arbeit wird namentlich das sogenannte Generalrepertorium, oder die Zusammenfassung der Einzelrepertorien des Archives, der Bibliothek und der Kunst- und Alterthumssammlungen in eine Hauptübersicht erwähnt, mit dessen Bearbeitung Dr. Tod sammt einigen Gehülfen betraut ist. Es ist dieß gleichsam der Zentral- und Brennpunkt des ganzen Museums, sowohl seiner Sammlungen als Arbeiten. Der Aufstellung und Benützung dieses Generalrepertoriums allein ist in der Karthause ein eigener Saal gewidmet, welcher vorderhand auch nebenbei noch als Lesezimmer benützt wird. Das Bilderrepertorium ward in diesem Monat um etwa 400 Blätter vermehrt, etwa 150 Gypsabgüsse wurden gefertigt, und außerdem in den Ateliers die von auswärts überkommenen Aufträge, so wie Arbeiten zur Herstellung der Karthause ausgeführt. Der Lokalausschuß hielt bereits seine ordentliche Sitzung vom 1. Juni in der Karthause, wo das Programm für die nächste Jahreskonferenz vom 10. — 12. Sept. d. J. festgestellt wurde. Von Akademien und Vereinen traten neuerdings mit dem Museum in Verkehr und Schriftenaustausch: Smithonian Institution zu Washington, Historisch Genootschap in Utrecht, Société d'histoire du Canton de Fribourg zu Freiburg (in der Schweiz), Académie imhériale zu Metz. Außerdem zählt die Chronik einige größere neue Jahresbeiträge, neuerrichtete Agenturen, neue Beitrittserklärungen von Buchhandlungen, und zahlreiche Geschenke für das Archiv und die Bibliothek auf.

In München hat man, wie dortige Blätter melden, die Entdeckung gemacht, daß in Folge des afrikanischen Sommers und des herrschenden Durstes die Biervorräthe auf eine besorgnißerregende Weise zu schwinden beginnen, so daß sie zuletzt gar nicht mehr ausreichen werden.

[Eine gesegnete Familie.] In K., einer Ortschaft des Neograder Komitats, ist dieser Tage eine Mutter mit ihren zwei Töchtern und einer Schwiegertochter in einer Nacht entbunden worden. —

Redakteur: Gustav Mekler.
Druck und Verlag der Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 185 Mittwoch, 5. August 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

In einiger Entfernung davon aber lag ein kleines einsam stehendes Landhaus, welches sich durch seine elegantere Bauart auszeichnete, auch von einem hübschen Garten umgeben war. Es blieb von den Flammen verschont, doch schien es verlassen zu seyn, und Marion beschloß, nach einigem Nachdenken, dort Quartier zu suchen, um ihrer Schutzbefohlenen einen bequemeren Aufenthalt bieten zu können, als ihr Wagen ihr gewähren konnte. Auch befürchtete sie, daß ihre Kameradinnen, welche sich bei der Bagage befanden, ihr sehr bald ihren Besuch abstatten und die Flüchtige entdecken würden. Deßhalb trieb sie auch nach wenigen Minuten ihr Roß wieder an und fuhr geradewegs auf das kleine Landhaus zu. Kein menschliches Wesen war in der Umgebung desselben zu erblicken; und nachdem sie das Pferd angebunden hatte, wagte sie sich in das Haus hinein, um zu rekognoszieren. Zu ihrem größten Erstaunen fand sie das Gebäude verlassen, doch noch überall vollständig möblirt, so daß es beinahe schien, als ob die Bewohner schleunigst die Flucht ergriffen hätten, ohne nur das Geringste mit sich zu nehmen, oder sonst in Sicherheit zu bringen. Augenblicklich beschloß Marion diesen Umstand zu benutzen, ließ Aminda absteigen und führte sie in ein freundliches Kabinet, dessen ganze Ausstattung verrieth, daß es erst kürzlich von einer weiblichen Bewohnerin verlassen worden seyn mußte. In einem angränzenden Zimmer befanden sich allerlei Toilettengegenstände und ein blendend weißes Bett, von welchem Aminda sogleich Besitz nahm, da sie sich durch Angst und Schrecken und die mancherlei Unbequemlichkeiten, welche sie hatte erdulden müssen, außerordentlich erschöpft fühlte. Die Koffer wurden von den Packsätteln geschnallt und in das Kabinet getragen und erst als die rüstige Marketenderin ihr Pferd und die beiden Maulthiere in den Stall gezogen und mit Futter versehen hatte, gönnte sie sich selbst Ruhe, und setzte sich, nachdem sie die Hausthür verschlossen, neben Amindas Lager, die sich anfing, wieder wohler zu fühlen, hingestreckt auf die weichen Kissen.

Der Lärm der Schlacht donnerte indessen fort und fort, aber Niemand kam in die Nähe des einsamen Hauses und der immer weiter sich entfernende Schall der Geschütze und des Musketenfeuers verrieth deutlich, daß die Verbündeten im Vordringen begriffen waren. Das unglückliche Dorf war beinahe niedergebrannt und man konnte nur noch hier und da einzelne Flammen aus den Trümmern auflodern sehen.

Aminda war so erschöpft, daß der Schlummer sie übermannte; Marion aber suchte sich des Schlafs zu erwehren; damit sie nicht überrascht würden, wenn vielleicht Verwundete von der verbündeten Armee Einlaß in das Haus begehrten, oder die Bewohner desselben zurückkehrten. Sie erhob sich deßhalb leise von ihrem Sitze, durchsuchte nochmals das ganze Haus und stieg jetzt auch bis auf den obersten Bodenraum hinauf. Plötzlich blieb sie vor einer Thür stehen, die zu einem Giebelzimmer führte, dessen kleine Fenster die Aussicht nach dem Schlachtfelde und dem brennenden Dorfe gewähren mußten. Zu ihrem größten Erstaunen hörte sie hinter dieser Thür einen nerverschütternden Klaggesang, von einer glockenreinen, schmelzenden weiblichen Stimme. Es lag eine tiefe Wehmuth, eine trostlose Hoffnungslosigkeit in diesen Tönen; sie klangen wie die letzten Seufzer einer in Verzweiflung Sterbenden, und doch auch wieder erhaben begeistert, wie die Weissagung einer Seherin. Die Marketenderin wurde lebhaft ergriffen von diesem Gesange, obgleich sie die Worte desselben nur unvollkommen verstand, da sie der deutschen Sprache angehörte. Sie stand unbeweglich mit vorgebeugtem Körper und lauschte. Rührung und eine ihr selbst unbegreifliche Bangigkeit wechselten in ihrer Brust, und sie wagte nicht das leiseste Geräusch, aus Furcht, die Sängerin zu stören. Endlich schwieg der Gesang und kein Laut wurde mehr vernommen. Die Thür war mit einem Glasfenster versehen, und da Marion es wagte, mit leisen Schritten näher zu treten, entdeckte sie, daß der Vorhang

hinter dem Fensterchen etwas verschoben war, so daß er einen fingerbreiten Raum frei ließ, durch welchen man das ganze Zimmer überschauen konnte. Jetzt vermochte sie auch der Neugierde nicht länger zu wiederstehen, legte ihr Auge an das Fenster und schaute hinein. Ein Ausruf des Grauens entfuhr ihr und sie wich unwillkürlich wieder zurück. Doch schon im nächsten Augenblicke fühlte sie sich aufs Neue angezogen und sich der furchtsamen Regung, die sie überwältigt hatte, schämend, schaute sie wieder hinein. Sie sah, am Fenster sitzend, eine jugendliche, hochgewachsene Frauengestalt, deren edles, engelgleiches Antlitz halb verhüllt war, durch die glänzenden dunkelbraunen Locken, welche in reicher Fülle aufgelöst, von ihrem Scheitel über ihre Schultern herabfielen. Aber dieses Antlitz, so schön es auch geformt war, entbehrte doch des schönsten Reizes, denn ihm mangelte die Farbe des Lebens, der lebendige Ausdruck. Die Leichenblässe, die es überzog, ließ es als eine Todtenmaske erscheinen, und selbst der starre, unverwandt in die Leere gerichtete Blick der dunkeln Augen hätte kaum ein inneres Leben verrathen, wenn nicht zuweilen gleich einem Blitze aus finsterer Wolke, ein feuriger Strahl daraus hervorgeschossen wäre. Ihre zartgebildeten Hände, welche gefaltet im Schooße ruheten, entbehrten gleichfalls der rosigen Farbe und waren bleich, wie aus weißem Wachs geformt. Sie war in lange, weiße Gewänder gehüllt, und diese trugen noch mehr dazu bei, ihr ein geisterhaftes Aussehen zu verleihen. Um ihre Stirn hatte sie den Dornenzweig einer wilden Rose, ohne Blüthen geschlungen.

Nach und nach gelang es Marion das Grauen, welches ihr der Anblick der seltsamen Erscheinung eingeflößt hatte, zu überwältigen, und bald wich ihre Furcht einer regen Theilnahme, denn obgleich die Züge der jungen Dame unbeweglich, wie aus Marmor gemeißelt, blieben, war doch der Ausdruck eines tiefen, entsetzlichen Leidens in ihnen nicht zu verkennen. Da nun Marion sie für die Herrin des Hauses, oder doch für ein Glied der Familie, welche dasselbe bewohnt hatte, hielt, so erachtete sie es auch für ihre Pflicht, sich ihr zu nähern, und wegen ihres unerbetenen Einzugs um Entschuldigung und zugleich um Erlaubniß zu bitten, bis zum nächsten Morgen, wo sich die Schlacht sicher entschieden haben mußte, mit Aminda, die sie für die Gattin eines französischen Offiziers ausgeben wollte, hier bleiben zu dürfen. Kaum hatte sie diesen Entschluß gefaßt, als sie leise an die Thür klopfte. Da sie aber auf dieß mehrmals wiederholte Zeichen keine Einladung zum Eintreten erhielt, öffnete sie die Thür und trat, alles unnöthige Geräusch vermeidend, in das kleine Zimmer. Dieses war elegant, aber düster ausgestattet. Die Tapeten waren grau, die wenigen Möbeln von dem dunkelsten Jacarandaholze gearbeitet, und die Bettstelle war von Eisen, schwarz lackirt, und nur mit einer harten Matratze und einer einfachen wattirten Decke versehen. Die Bewohnerin des düstern Zimmers schien aber das Eintreten der Marketenderin gar nicht zu bemerken, denn ihr starrer Blick blieb unverwandt durch das Fenster auf den leeren Raum zwischen Himmel und Erde gerichtet. Auch nicht die leiseste Bewegung verrieth, daß ihre Sinne die Annäherung der Eintretenden wahrgenommen hätten und diese gerieth in Verlegenheit, auf welche Weise sie sich bemerkbar machen sollte. Endlich faßte sie ein Herz und begann mit klarer, verständlicher Stimme ihre Anrede. Ehe sie dieselbe aber noch vollendet hatte, wurde sie unterbrochen durch die mit dumpfer Stimme und einer gewissen Feierlichkeit ausgesprochenen Worte: »Der Nordstern wird erbleichen, aber noch nicht untergehen; der Halbmond wird glänzender emporsteigen und dann untergehen.«

Marion fühlte sich betroffen durch den prophetischen Ton, der in diesen Worten lag, doch begann sie nach einer Pause ihre Anrede aufs Neue, die aber eben so wenig zu den Ohren der jungen Dame zu dringen schien, denn diese fuhr noch immer ohne die leiseste Bewegung fort: »Der Nordstern wird erst später versinken, wenn das blutige Meer bis zu den Wolken emporsteigt und über ihm zusammenschlägt. Der Halbmond aber wird schon früher von gierigen Händen auseinandergerissen werden. Wehe! Wehe!« Dann sprach sie, in einer gefühlvolleren Bewegung, plötzlich auffahrend, weiter: »Du hast ihn gefunden, Vater — Du trägst ihn heim; ich sehe Dich — ich sehe ihn — mit der blutigen Rose auf der Brust. — Aber erhebe Dein graues Haupt — er wird leben — leben, um seinen Irrthum zu erkennen.«

Marion konnte sich jetzt des Gedankens nicht mehr erwehren, daß sie einer Wahnsinnigen gegenüberstehe, und das Grauen, welches sie schon bei ihrem ersten Anblicke empfunden, kehrte jetzt mit doppelter Gewalt zurück, daß sie ihm nicht länger zu widerstehen vermochte, und eilig das Zimmer verließ. Ihr Besuch schien auch wirklich ganz unbemerkt geblieben zu seyn, denn als sie die Thür hinter sich geschlossen hatte und noch einmal von außen durch das Fensterchen schaute, bemerkte sie, daß die Bewohnerin des kleinen Zimmers weder die Richtung ihres Blickes, noch ihre Stellung verändert hatte. Zusammenschaudernd floh sie die Treppe hinab. Sie war so sehr von einer ihr selbst unerklärlichen Furcht ergriffen, daß sie schon den Entschluß faßte, Aminda zu wecken, wieder aufzupacken und das unheimliche Haus eiligst verlassen. Sie eilte auch bereits nach dem Stalle, doch

fand sie die Thiere dort so sehr erschöpft, und so gemüthlich der Ruhe pflegend, daß sie es nicht über sich gewinnen konnte, sie schon wieder aufzustören und zu neuen Anstrengungen zu zwingen.

(Fortsetzung folgt.)

Margarete.

(Fortsetzung.)

»Unsere Zusammenkünfte auch nach der Ernte«, fuhr Margarete weiter, dauerten fort, und wie es leichtsinnigen und unerfahrenen Mädchen oft ergeht, so erging es auch mir. Im kommenden Frühjahr mußte ich meinen Dienst verlassen, weil ich nur zu bald fühlte, daß ich Mutter werden sollte. Die Großmutter nahm mich auf, aber — lieber Gott! — mit welch gramvoller, jammerhafter Miene! Ich konnte sie nicht ansehen, ohne daß mir das Herz vor Mitleid und Reue zu brechen drohte, und Nachts in ihrem Bette, so oft ich erwachte, hörte ich sie stöhnen und klagen, daß sie zum Zweitenmal solch Herzeleid erleben müsse. Sie war bis daher noch immer leidlich auf den Beinen gewesen und auswärts zur Wäsche gegangen und auf sonstige Arbeit. Jetzt auf einmal schien alle Kraft sie zu verlassen. Sie keuchte und hustete bei jedem Gange, und wenn sie sich einmal bückte, konnte sie kaum wieder in die Höhe; dabei aber wollte sie durchaus, wenigstens im Hause, noch Alles beschicken und beschaffen und mich nichts anrühren lassen, weil die Stunde meiner Befreiung immer näher rückte und ich mich kränker und matter fühlte, als sonst Frauen unseres Standes in diesen Umständen.''

»Weil wir nun beide, die Großmutter und ich, nichts mehr verdienen konnten, geriethen wir immer tiefer in's Elend, mußten unsere paar Sachen verkaufen und aus dem freundlichen Stübchen hinauf ziehen in eine feuchte, kahle Dachkammer, wo die Decke schief herabging bis an die Erde. Hier ward am ersten Mai, wie zum Spott an einem Sonntagmorgen, bei aufsteigender Sonne mein armes Kind geboren. Ich hatte kaum ein Stück Kindszeug und mußte meinen wollenen Rock zerreißen, um das nackte Würmchen hinein zu hüllen, und ich sage Euch, Herr, es war der elendste Anfang von einem Menschenleben, den Ihr Euch denken könnt. Die Wehmutter zuckte mitleidig die Achseln über das elende Kind, welches kaum einem Menschen ähnlich sah, und dessen Geschrei nur ein leises, heiseres Weinen war. Wie es aber die Augen aufschlug, zeigten sie einen so wunderbaren, überirdischen Glanz, ein so reines, köstliches Blau, daß man hineinschaute, wie in den Himmel. Ich konnte einen Ausruf des Entzückens nicht unterdrücken, aber die Großmutter griff kopfschüttelnd an ihren Rosenkranz, murmelte ein Gebet und sagte endlich: »Das Kind hat den himmlischen Blick und du wirst es nicht lange behalten, Margarete. Wir wollen es Gottlieb taufen, weil ihm die Liebe Gottes nöthiger, und ich denke auch näher seyn wird, als die der Menschen.«

»Tage und Wochen vergingen und das Kind blieb am Leben. Wenn es mit seinem alten Gesicht und seinem kleinen, verschrumpften Körper auch traurig anzusehen war, so trösteten wir uns doch immer wieder an seinen Augen und seinem freundlich sanftmüthigen Wesen und hatten es um so lieber, je mehr wir dachten, daß es von Anderen könnte verspottet und mißachtet werden. Die Großmutter schien Schande und Kummer vergessen zu haben, um das Würmchen zu pflegen, und ihre alten Arme wurden nicht müde, es in der Stube herum und hinaus in die Sonne zu tragen, auf den kleinen Bleichplatz hinter dem Hause, denn vor den Leuten mochte sie es nicht zeigen. Mir aber, wenn ich das Kleine an der Brust hatte, war so wonnig zu Muthe, wie es der Hagar gewesen seyn muß, da sie den verschmachtenden Ismael labte in der Wüste aus einer frischen Quelle. War doch mein Gottlieb auch so ein armes, verschmachtendes Kind, dem das Leben im Voraus zu einer Wüste gemacht worden war!«

»Als ich mich so weit erholt hatte, daß ich aufstehen und die Stube verlassen konnte, stellte mir die Großmutter vor, daß es nun an der Zeit sey, mir einen Ammendienst zu suchen, von dem ich mich und das Kind ernähren könnte. Sie wollte den Gottlieb bei sich in Pflege behalten und ich dürfte ihr dafür nur das Entbehrliche von meinem Lohn zukommen lassen. Mein Herz sträubte sich gewaltig, das Kind zu verlassen, aber ich sah wohl ein, daß mir nichts Anderes übrig blieb, wenn wir nicht alle drei verhungern wollten. So zog ich als Amme zu einer wohlhabenden mit Kindern reichlich gesegneten Bäckerfrau, die in ihrer großen Wirthschaft und Bäckerei, mit der eine Weinstube verbunden war, zu viel zu thun hatte, um selbst zu nähren.«

Die vielen kleinen Kinder machten mir eine fürchterliche Plage, und die schwere Hausarbeit fiel mir obenein zur Last. Weil aber der Lohn nicht unansehnlich war, und ich so am besten für den Gottlieb sorgen konnte, hielt ich geduldig aus. Mit der Großmutter hatte ich ausgemacht, eine Ziege für den Jungen anzuschaffen, weil wir immer gehört hatten, daß Ziegenmilch für Kinder besonders heilsam und nahrhaft sey, und so sauer es uns geworden war, das Kaufgeld zusammen zu bringen, ich hatte meine silbernen Nadeln und mein letztes gutes Zeug versetzen müssen — so fanden wir doch

große Beruhigung im Besitz des Thiers. Keinmal ging ich mit den Kindern in's Feld, wo ich nicht eine Schürze voll Kräutern und frischen Klee mit heimbrachte und der Ziege Abends in ihren Stall trug. Ich dachte, wenn sie recht gut genährt würde, solle es dem Kinde an der Milch wieder zu gute kommen; aber das blieb elend wie zu zuvor. Die Großmutter that ihr bestes in der Pflege, und wenn ich mir hätte einbilden wollen, daß ich selber hätte mehr thun können, als sie, so wäre es der helle Undank gewesen gegen die gute Alte, die sich keine Mühe verdrießen ließ und spät und früh mit dem Kinde herumging.

»Daß wir zwei uns so um den Gottlieb plagten und der Wilhelm gar nicht zu wissen schien, daß das Kind auf der Welt sey, ja mich selber ganz vergessen hatte, fing doch endlich an mir zu wurmen. Die Großmutter hatte schon mehrermal vergeblich bei ihm angepocht, er solle etwas geben, wenn nicht um meinet- so doch um des Kindes willen. Aber er war taub und verstockt geblieben und hatte seine Taschen zugeknöpft gehalten, und da faßte ich mir denn endlich ein Herz und sprach mit seinem Vater, der eines Abends gerade als einziger Gast in unserer Weinstube saß. Die Großmutter hatte mich dazu ermuntert, denn aus mir allein würde ich es doch wohl nicht gewagt haben, dem stattlichen Manne mit meinem ganzen Bekenntniß entgegen zu treten. Er war zu Anfang sehr erbost und machte uns alle schlecht, die Großmutter und mich als liederliche, betrügerische Weibsleute, und seinen Sohn als einen Gimpel, der sich von uns habe fangen lassen; er warf mir vor, daß meine Mutter so gut wie ich unehelich geboren habe, und nannte uns hergelaufene Leute, das man mit Fug und Recht aus der Stadt weisen sollte. Mir brannten die Wangen vor Scham, und ich hätte dem gottlosen Manne, der selbst meine brave, eheliche Großmutter zu schmähen und zu mißachten wagte, gern gesagt, wie viel er selbst mir in jenem Augenblick werth schien. Aber ich nahm mich zusammen und antwortete auf all seine Schimpfreden, wie mich die Alte geheißen hatte, mit der Erklärung, ich werde meine Ansprüche vor Gericht verfolgen, wenn er sie nicht gutwillig anerkenne. Das verfing. Er wollte um keinen Preis einen Skandal, weil er eben jetzt eine gute Partie für den Wilhelm in Vorschlag hatte, und so ließ er denn die Großmutter zu sich kommen und setzte endlich eine runde Summe von hundert Thalern aus, mit der ich ein für allemal abgefunden seyn sollte.«

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

In den Donaufürstenthümern versteht man so treffliche Rechnungen zu machen, daß wir allen unseren Kellnern aufs Dringendste anempfehlen, dorthin in die Schule zu gehen. Diese hohe Kunst bewiesen die Bukareschter kürzlich wieder während der Anwesenheit der europäischen Kommissäre, deren Auslagen für Wohnung, Tisch ic. vom Lande bestritten werden sollten. Durch 26 Tage kostete diese Gastfreundschaft dem Lande 1½ Mill. Piaster, darunter war z. B. täglich ein Bedarf von 200 Pfd. Kerzen angesetzt, ferner 200 Dukaten für Parfümerien zum Gebrauche des türkischen Kommissärs u. dgl. Als die Kommissäre erfuhren, welche fabelhafte Kosten sie dem Lande verursachten, dankten sie sogleich für die Fortsetzung der so kostspieligen Gastfreundschaft. Im vorigen Jahre als Kiamil Pascha 8 Tage in der Walachei weilte, paradirten unter den Ausgaben für seinen Tisch 7000 Piaster (über 600 fl. K.-M.) für — Erdbeeren.

In Sibirien ist eine seltsame Epidemie ausgebrochen. Ein Schlag im Unterleib wie mit einem scharfen Instrument ist das erste Symptom, dann folgt Fieber, Halsanschwellung, Bluterguß im Gesicht und im Gehirn. Es sind Fälle vorgekommen, wo die von diesem Leiden Befallenen nach dem Schlage im Unterleibe unmittelbar starben; auch stellte sich häufig Gallerbrechen ein.

Dem General Bertrand, der bekanntlich mit seiner Gemahlin dem Kaiser Napoleon freiwillig in die Verbannung nach St. Helene gefolgt war, wurde später dort ein Sohn geboren. Als die Gräfin Bertrand ihren jungen Sprößling dem verbannten Kaiser zeigte, sagte sie: »Sire! Es ist der erste Franzose, der ohne Erlaubniß des Master Hudson Lowe auf die Insel gekommen ist.«

[Die Marterwoche.] Schulmeister: Sag mir mal, Gottlieb, warum nennt man die Woche unmittelbar vor Ostern die Marterwoche? Gottlieb: Weil wir da allemal unsere Examen haben.

[Bei dem Mittagessen.] Student: Bitte, Herr Professor, schenken Sie mir nicht mehr ein. Ich habe genug. Professor. Lassen Sie mich. Ich sehe ja, daß Sie noch gar nichts im Kopfe haben.

Redakteur: Gustav Mestert.
Druck und Verlag der Walland t'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 186 Donnerstag, 6. August 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

Deßhalb begab Marion sich auch ins Haus zurück, ihrem Entschlusse wieder entsagend und war eben im Begriff, sich zu Aminda zurück zu begeben, um sich in deren Nähe auch selbst einige Ruhe zu gönnen, als laut und ungestüm an die Hausthür geklopft wurde.

Sie schrack zusammen und war unschlüssig, ob sie öffnen sollte oder nicht, und die Furcht, daß eine Rotte Nachzügler sich auch bis hierher verirrt haben könne, hielt sie zurück.

Wenige Augenblicke später aber rief draußen eine gebrochene, fast athemlose, männliche Stimme wie verzweifelnd: „Um Gotteswillen! Konstantia! Erwache aus deinen Träumen! Komm herab und öffne schnell die Thür, oder ich muß erliegen unter dir Last.“

Diese herzzerreißende Bitte erinnerte Marion plötzlich an die ihr bisher unverständlichen Worte der Dame: „Du hast ihn gefunden, Vater — Du trägst ihn heim — ich sehe Dich u. s. w.“ — Sie schienen ihr jetzt erst klar zu werden und ohne Zögern öffnete sie die Hausthür. Als sie hinausschaute, stellte sich ihr ein Anblick dar, der sie aufs Neue in Schrecken versetzte, ihr zugleich aber auch die innigste Theilnahme einflößte.

Ein starker, riesenhaft gebauter Mann trat ihr entgegen, der einen Jüngling in russischer Junkeruniform wie ein Kind auf seinen Armen trug. Der Aeltere war einfach gekleidet wie ein wohlhabender Gutsbesitzer, trug aber einen bereits ergrauten, militärischen Bart. Auch sein Haupthaar, welches in dichten Locken unter einer Kappe von Seehundsfell herabfiel, war grau, sogar schon stark mit weiß gemischt, aber doch zeigte sein Gesicht eine auffallende Aehnlichkeit mit den Zügen des Jünglings, den er in seinen Armen trug. Dieser mochte kaum achtzehn Jahre zählen, war außerordentlich zierlich und zart gebaut, und in seinem Antlitze, welches eine wahrhaft weibliche Schönheit zur Schau trug, trat eine Aehnlichkeit mit der jungen Dame, noch weit sprechender hervor, als mit den Zügen des Aelteren. Es war unschwer zu errathen, daß Beide Geschwister, und der bejahrte Mann ihr Vater seyn mußte. Dieser hatte die Marketenderin kaum erblickt, und die Kokarde an ihrem Hut bemerkt, als er ihr, ohne das geringste Erstaunen zu äußern, sie in seinem Hause zu finden, in französischer Sprache zurief: „Oeffnen Sie mir rasch das Parterrezimmer rechts.“

Marion gehorchte mit der größten Bereitwilligkeit und bot mit lebhafter Theilnahme ihre Dienste an. Doch sie erhielt keine Antwort. Der Träger des Jünglings schien bereits gänzlich erschöpft; er legte seine Bürde auf ein eisernes Feldbett und sank dann an dem Lager auf seine Kniee nieder. Er drückte die herabhängende Hand seines Sohnes an seine zuckenden Lippen, ließ dann seine heiße Stirn darauf sinken und stöhnte tief und schmerzlich. In dieser Stellung blieb er mehrere Minuten lang, wie betäubt durch Erschöpfung und Gram. Endlich aber raffte er sich wieder empor, und die Hände ringend, schaute er sich trostlos um, und als er die Marketenderin erblickte, rief er ihr flehend zu: „Um Gottes Barmherzigkeit willen! Schaffen Sie mir einen Arzt! Mein Sohn stirbt!“

Marion fühlte sich durch die schmerzliche Scene, deren Zeugin sie war, so tief ergriffen, daß sie augenblicklich bereit war auf das Schlachtfeld zu eilen und den ersten besten Arzt, den sie dort erblickte, herbeizuholen. Doch kaum hatte sie sich nach der Thür gewendet, als sie auch erschrocken wieder zurückprallte, denn auf der Schwelle stand das weißgekleidete Fräulein und rief mit einem freudigen Selbstgefühle und in sanftem, tröstendem Tone: „Wozu einen Arzt? Bin ich nicht hier?“

Des armen Vaters nachtumdunkeltes Antlitz klärte sich bei ihrem Anblicke plötzlich auf, und auf sie zueilend und sie an seine Brust ziehend, rief er vertrauungsvoll: „Gott sey gedankt, Du bist wach, Konstantia. Eile, eile! Rette Deinen Bruder — erhalte mir meinen Sohn!

„Ich werde ihn retten, wenn Gott es will!“

entgegnete sie sanft und sich aus seinen Armen windend. Dann ging sie rasch auf das Lager zu, ergriff die Hand ihres Bruders und betrachtete ihn forschend mehrere Augenblicke lang. Ihr ganzes Wesen hatte sich wunderbar verändert. Ein unaussprechlicher Liebreiz hatte sich über ihr Antlitz verbreitet und milderte die starren Leidenszüge, welche sich darauf eingegraben hatten. Ein leichter Rosenschimmer färbte ihre bleichen Wangen; eine wahrhaft himmlische Sanftmuth strahlte aus ihren Augen, während zugleich ein Zug um ihre zusammengeklemmten Lippen eiserne Festigkeit verrieth. Nachdem sie den Jüngling, der offenbar schwer verwundet, regungslos ausgestreckt vor ihr lag, als ob ihm das Leben schon entflohen sey, mit inniger Theilnahme betrachtet hatte, zog sie aus einem schwarzen Kästchen, welches sie unter dem Arme trug, mehrere chirurgische Instrumente und ein vollständiges Verbandzeug hervor und breitete Alles auf einem nahestehenden Tische aus. Dann warf sie Marion, deren Anwesenheit sie eben so wenig in Verwunderung zu setzen schien, als ihren Vater, einen freundlich bittenden Blick zu, wobei sie nur das einzige Wort flüsterte: „Wasser!"

Die Marketenderin hatte augenblicklich ihre Bitte begriffen und beeilte sich aus der Küche eine mit reinem Quellwasser gefüllte Schaale herbeizuholen. Indessen hatte Konstantia die Brust ihres Bruders entblößt, wo sich eine gefährliche Schußwunde zeigte. Gleich dem geschicktesten Wundarzte untersuchte sie zuerst mit einer silbernen Sonde die schwere Verletzung, und obgleich Anfangs ihr Blick dabei von tiefer Betrübniß umschleiert war, schien doch endlich eine freudige Hoffnung daraus hervorzuleuchten. Ohne Säumen ergriff sie nun ein zangenartiges Instrument und brachte es mit sanfter Hand in die Wunde, um die Kugel herauszuziehen. Keiner ihrer zarten Finger zitterte dabei und mit einer fast unbegreiflichen Ruhe und Sicherheit führte sie die schwierige Operation glücklich aus. Sie hatte die Kugel erfaßt, hob sie vorsichtig heraus und ließ sie in das Kästchen fallen. Jetzt erst gab der Verwundete das erste Lebenszeichen von sich. Seine Brust hob sich unter einem tiefen Stöhnen, und freiere Athemzüge folgten, als ob er von einer erstickenden Last befreit worden sey.

„Wird er leben?" fragte der Vater noch immer angstvoll jede ihrer Bewegungen verfolgend.

„Er wird leben! Gott will es!" entgegnete sie sanft und ruhig und fuhr fort, die Wunde zu reinigen und mit einem Balsam zu versehen, worauf sie einen völlig kunstgerechten Verband anlegte.

„Mein Felix wird leben! Der Herr sey gelobt!" rief der Vater, in einen wahren Freudenjubel ausbrechend, den er aber nach einem Blicke auf die ruhige, beinahe feierliche Haltung seiner Tochter augenblicklich wieder unterbrach, und sich aufs Neue an dem Schmerzenslager seines Sohnes auf seine Kniee niederließ.

Da schlug dieser endlich seine Augen auf und ein schmerzliches Lächeln zuckte um seine Lippen, als er das Zimmer erkannte, in welchem er sich befand, und sein erstes Wort war der Angstruf: „Wo ist meine Fahne?"

„Sie ist gerettet, mein Sohn!" entgegnete ihm der Vater, der sich unaussprechlich glücklich fühlte, den Ton seiner Stimme wieder zu hören. „Der Obrist Deines Regiments hat sie Dir selbst aus der Hand genommen, als er Dich fallen sah, und hat sie treulich bewahrt für Dich. Ein Verwundeter, der neben Dir lag, hat es selbst gesehen und es mir berichtet."

Ein Lächeln der Befriedigung flog über das bleiche Antlitz des Jünglings, dann reichte er seinem Vater die Hand und winkte auch seiner Schwester mit einem bittenden Blicke, näher zu treten. Sie folgte auch seinem Winke ungesäumt, empfahl ihm Ruhe und flößte ihm durch einige tröstende Worte, die sie zu ihm sprach, Hoffnung auf seine Genesung ein. Mit der rührendsten Besorgniß aber wußte sie dann ihren Vater zu bewegen, sich in ein Nebenzimmer zurückziehen und dort der Ruhe zu pflegen, deren er nach der furchtbaren Gemüthsbewegung, die er erlitten, so nothwendig bedurfte. Auch Marion gab sie einen freundlichen Wink, sich zu entfernen, dem diese sogleich Folge leistete und so blieb sie mit dem kranken Bruder ganz allein.

(Fortsetzung folgt.)

Margarete.

(Schluß.)

„Hundert Thaler, lieber Herr, fuhr Margarete weiter, sind für ein Mädchen aus meinem Stande kein kleines Vermögen. Obgleich wir es geheim zu halten suchten, wie Wilhelms Vater gewünscht, kam es doch unter die Leute und zog mir verschiedene Freier an, die gewillt waren, das Kind mit dem Gelde in Kauf zu nehmen. Ich kann nicht läugnen, daß es ein mächtig lockender Gedanke für mich war, mein eigenes Wesen und den Gottlieb wieder bei mir zu haben. Aber unter den Männern, die um mich warben, war keiner, der mir ein rechtes Zutrauen einflößte, und auch die Großmutter redete mir ab, indem sie sagte, das Kind werde früher oder später der Zankapfel in der Ehe werden; ein Mädchen, das sich einmal vergangen, thue gut, nie an's Heirathen zu denken,

denn das Unglück lasse sich wohl besser zu zweien, die Schande aber am besten allein ertragen."

„Der Christoph war noch der beste unter meinen Freiern. Er hatte einen harten, rauhen, aber ehrlichen Sinn, und wenn er das Geld zu brauchen glaubte, weil er sich in den Kopf gesetzt hatte, von einem Verwandten einen kleinen Kramladen zu übernehmen, so merkte ich ihm doch an, daß der Makel, der am Gelde klebte, ihm ein schwer hinunter zu würgender Bissen war. Aber diese Empfindlichkeit gefiel mir besser als die Gleichgültigkeit der andern, die mit ein paar plumpen Späßen ohne weiters drüber weg kamen. Wenn der Christoph später in seiner Ehe ein Gleiches gelernt hat, und eben so stumpf und gleichsam ehrlos geworden ist in seinem Herzen, so war das nur die Folge davon, daß er seine bessere Stimme einmal übertäubt und ein verunehrtes Weib genommen hatte um des Mammons willen. Da dieß einmal geschehen war, blieb ihm ja doch nichts übrig, als Zeitlebens einen Stachel zu fühlen in seinem braven, ehrlichen Sinn, oder diesen Sinn zu ertödten in Branntwein und frecher Genossenschaft."

„O wie Recht hat die Großmutter gehabt mit der Rede, daß die Schande sich besser allein, als zu zweien erträgt! Wie manche Nacht hab' ich gewüthet in Vorwürfen gegen mich selbst, wenn ich sah, wie meine Schuld den bisher schuldlosen Mann unbarmherzig herab zog! Doch ich habe vergessen, Euch zu sagen, wie ich dazu gekommen bin, den Christoph zu nehmen, da ich doch unentschlossen war in meinem eigenen Sinn und die Alte noch dazu mir's auszureden suchte."

„Eines Sonntag Morgens, während die Herrschaft in der Kirche war, war er zu mir gekommen und hatte mir recht dringend zugeredet und für den Gottlieb das Beste versprochen. Ich sagte, ich wolle mir's überlegen, und weil ich Nachmittags eine Stunde frei hatte, ich zur Großmutter, um noch einmal mit ihr zu berathen. Es fällt mir auf, da ich in die Kammer trete, daß sie *auf ihrem Stuhle* sitzt und sich nicht rührt und *nicht regt*, da sie mich sonst immer herzlich zu begrüßen pflegte. Der Kopf ist ihr so sonderbar auf die Brust herabgesunken — die Finger halten krampfhaft das alte Gebetbuch — verwundert trete ich näher, rüttle sie am Arm. O Gott, sie war todt!"

„Ein jäher Riß ging durch mein Herz und, wie ich meinte, durch mein ganzes Leben. Die alte, müde, zusammengesunkene Gestalt, war sie mir nicht von Anfang an die einzige treue und befreundete Seele gewesen auf der weiten Welt! Wen würde mein und meines Kindes Schicksal jetzt noch kümmern? Der Kleine lag ruhig und schlummernd in seinem Bettchen; ich beugte mich über ihn und gelobte unter heißen Thränen, ihn niemals in fremde Hände zu geben, so lange sich die meinigen noch regten."

„Selbigen Abend kündigte ich meinen Dienst und gab dem Christoph mein Jawort. Drei Wochen später waren wir Mann und Frau. Wie es weiter mit uns gegangen ist, hab' ich Euch schon erzählt und zum Theil konntet Ihr es Euch heute mit eigenen Augen absehen. Was ließ sich auch erwarten von einer Ehe, die gleichsam nur aus lieber Noth geschlossen ward, die wir beide als ein Mittel betrachteten zu andern Zwecken! Der Christoph dachte an das Geld für den Kramladen und ich an die Heimath für mein Kind. Wenn wir dennoch nachher leidlich mit einander auskamen und in Armuth und Kummer zu einander hielten, so geschah es auch wieder aus lieber Noth und die rechte Freudigkeit fehlte. — Merkt Euch das, lieber Herr, wenn Ihr selbst einmal daran denkt, eine Frau zu nehmen, denn es wird sich wohl so ziemlich gleich bleiben in allen Ständen: Wer an den Altar tritt und schaut daneben hinaus, dem wird es zu keinem Segen."

Mit diesen Worten erhob sich meine einfache Erzählerin und schickte sich geduldig zum Heimweg an: denn sie meinte, der Christoph scheine doch nicht zu kommen und die Kinder würden zu Hause auf sie warten. Ich wiederholte mein Versprechen, für die Ausschmückung des Grabes zu sorgen, und wir trennten uns mit herzlichem Händedruck. (Morgenblatt.)

Delhi.

Die Stadt Delhi, Hauptort des Distrikts dieses Namens in der Präsidentschaft Kalkutta, liegt auf dem rechten Ufer des Dschumnah, der im Himalayagebirge entspringt und sich bei Alahabad in den Ganges ergießt. Dieser Platz, früher die Hauptstadt des Reiches des Großmoguls, erfuhr mannigfache Schicksale. 1398 nahm ihn Tamerlan ein und zerstörte ihn; erst als Schah Dschihan 1620 den Thron bestieg, erhob sich die Stadt wieder zum alten Glanze. Dieser Fürst ließ die Festungswerke aufführen, welche sich noch heute vertheidigen und die — trotz der Fortschritte der Kriegswissenschaften — von Wichtigkeit sind, weil sie gut unterhalten wurden und ein vollständiges Ganzes bilden. Sie bestehen aus einer mit Schießscharten versehenen Umfangmauer von etwa 3 Viertelmeilen Ausdehnung, mit massiven Thürmen und tiefen Gräben. Schah Dschihan wurde durch seinen Sohn Aurengzeb, den größten aller Moguls, entthront, der sodann die Hauptstadt seiner Staaten in großartigem Maßstabe vergrößerte. Unter seiner langen Regierung erreichte die Bevölkerung dieser Stadt die un-

geheuere Zahl von zwei Millionen. Seitdem nahm sie um fast neun Zehntel ab. Nach Aureng-Zeb's Tod im Jahr 1707 gerieth das Reich der Moguls nach und nach in Verfall. 1739 behnte Nadir-Schah, welcher sich des persischen Thrones bemächtigt hatte, seine Eroberungen bis Indien aus, nahm die Stadt Delhi mit Sturm und plünderte und verwüstete sie. Er wollte auch die Festungswerke zerstören, mußte aber die Ausführung dieses zu langwierigen Vorhabens aufgeben. Als Nadir die Hauptstadt des Mogul-Reiches verließ, schleppte er eine Beute mit, die man auf 1000 Millionen schätzte. 1760 bemächtigten sich die Mahratten Delhi's und behandelten es nicht minder grausam, als die Perser; aber auch sie vermochten die Befestigung nicht gänzlich zu zerstören, welche dann die Engländer 1803 wieder herstellten. Dieselben ließen dem letzten Ablömmling Aureng-Zeb's nur eine nominelle Macht und ein Jahrgehalt von 3,640,000 Franks. In dem Augenblicke, wo die Empörung zu Delhi ausbrach, befanden sich in diesem Platze ein bedeutender Artilleriepark und auch sonst zahlreiche Hülfsmittel, welche es den Insurgenten möglich machten, unter Benützung der alten Befestigungen, die Vertheidigung zu organisiren. Die Empörer, wie alle Eingeborenen, haben großes Geschick für die Artillerie; sie konnten die in den Parks vorgefundenen Geschütze in Position bringen und bedienen sich derselben; aber obwohl sehr zahlreich und Herren mehrerer Kommunikationspunkte mit dem Felde, vermochten sie es dennoch nicht, eine Unterstützungsarmee zu bilden, welche im Stande wäre, die Engländer vor Eintreffen der Verstärkungen im offenen Felde anzugreifen, und Dieß gibt der brittischen Armee die Sicherheit des schließlichen Erfolges. Bengalen bildet 19 Distrikte der großen Präsidentschaft Kalkutta. Seine Bevölkerung ist die fanatischste von ganz Indien, und seine Armee besteht aus dem exaltirtesten Theil dieser Bevölkerung. Man kann sie als ein Ganzes von Militärkasten betrachten, welche durch tief eingewurzelte religiöse Vorurtheile unter einander verbunden sind. Wenn (Das bezeugen alle Fremden, welche Indien bereist haben) ein Hindusoldat seinen Reis in der Sonne kochen läßt und ein Europäer so nahe an ihm geht, daß dessen Schatten auf das kochende Gericht fällt, so ist der Reis unrein, und mit Abscheu wirft der Soldat ihn auf die Erde. Die auf die bengalische Armee beschränkte Revolte wird von den Engländern unfehlbar unterdrückt werden. Anders wäre es, wenn auch die Truppen der Präsidentschaften von Madras und Kalkutta sich empört hätten — dann wäre die Herrschaft Englands in Indien ernstlich in Frage gestellt gewesen.

Mannigfaltigkeiten.

Vor einigen Tagen saßen in Regensburg in der Nacht zwei Nachtwächter am Petersthor, jeder mit seiner Hellebarde bewaffnet in einer Laube friedlich beisamen und schliefen endlich ein. Ein Schmiedgesell aus einer der nähern Werkstätten, der dieses Thor passirte und die schlafenden Wächter der Stadt erblickte, fiel auf den Gedanken, die beiden Hellebarden zusammenzuschweißen, was um so leichter war, als er wußte, daß seine Nebengesellen noch arbeiteten. Dem Gedanken folgte die rasche That und nachdem er die zusammengeschweißten Hellebarden wieder an Ort und Stelle gebracht hatte, versteckte er sich in der Nähe, um die Wirkung abzuwarten, wenn einer von den Wächtern erwachen würde. Auch dieses erfolgte bald und als die Erwachten an einen solchen Streich nicht gedacht haben mochten, geriethen dieselben ernstlich in Streit, worauf der Schmiedgeselle ungeschickterweise als Vermittler auftrat und endlich von der herzugekommenen Polizei-Patrouille als muthmaßlicher Thäter mitgenommen und die Nacht über aufgehoben wurde. Welch' weitere Strafe derselbe etwa erhielt, ist bis jetzt nicht bekannt geworden.

Die Masse von Dampfern, welche gegenwärtig den Ocean durchschiffen, gehört unstreitig mit zu den größten Wundern, dessen unser Jahrhundert sich rühmen kann. Zwischen Europa und Amerika allein gibt es nicht weniger als 14 verschiedene Dampferlinien, die im Jahre 586 Fahrten machen, die unregelmäßig ab- und zufahrenden Dampfer nicht mit eingerechnet. Durchschnittlich gehen somit jetzt fünf Dampfer wöchentlich von Europa nach Amerika, und eben so viele von dort zurück. Die deutschen Dampfer machen im Allgemeinen durch Beförderung von Reisenden gute Geschäfte, während die schweren Frachten auf den Havre- und Liverpool-Dampfern verladen werden; aber offenbar ist es, daß das Geschäft für die vielen kostspieligen Dampfer, die mit den Segelschiffen zu konkurriren haben, keineswegs ausreicht.

In Nubien besteht ein Gesetz, daß die Mutter, sobald deren Tochter geheirathet, mit derselben in ihrem ganzen Leben kein Wort sprechen darf, will sie nicht von obrigkeitswegen gespießt werden. Die nubischen jungen Eheleute sollen in Folge dieses Gesetzes weit einiger, zufriedener und glücklicher leben, als außerhalb Nubiens.

Redakteur: Gustav Meffert.

Druck u. Verlag der Wollandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 187 Freitag, 7. August 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

V.

Der dunkle Schleier, welcher über die geheimen Ordres, die die Oberbefehlshaber der verbündeten Armee von ihren Regierungen erhalten hatten, ausgebreitet liegt, wird wohl nie gelüftet werden. Allgemein sprach sich jedoch im Heere die Verwunderung darüber aus, daß man die Vortheile, welche der Sieg an der Alma gewährte, nicht verfolgte, sondern in thatenloser Ruhe mehrere Tage lang das Schlachtfeld behauptete, ohne auch nur den Versuch zu wagen, die geschlagene russische Armee gänzlich zu vernichten, oder durch einen kühnen Handstreich die von Truppen entblößte Festung selbst zu nehmen.

Die Russen hatten sich auf ihrem Rückzuge von der Alma getheilt. Der Fürst Mentschikoff war mit der Hauptmacht seiner geschlagenen Armee in der Richtung von Baktschiserai abgezogen, und der Rest war nach der Mündung des Belbek aufgebrochen, und hatte in der Nähe von Sebastopol ein Lager aufgeschlagen. Dorthin hatte sich auch Stanislaus Krasinsky mit seiner Kompagnie gewendet, der es gelungen war, sich auf dem Marsche wieder mit den Trümmern ihres Regiments zu vereinigen. Der Ruf der außerordentlichen Tapferkeit, durch welche diese Kompagnie sich während der Schlacht ausgezeichnet, hatte sich bereits verbreitet, und überall, wo sie vor anderen Truppentheilen vorüberzogen, wurden sie mit lautem Hurrahrufe begrüßt, ohne daß jedoch diese Beifallsäußerungen einen besondern Eindruck auf ihren kühnen Anführer, den Unteroffizier, Graf Krasinsky, auszuüben schienen. Bescheiden marschirte er in Reihe und Glied dahin, und sobald sie den bestimmten Lagerplatz erreicht hatten, meldete er sich beim Obristen seines Regiments und stattete diesem getreulich, doch ohne seine eigenen Thaten dabei besonders hervorzuheben, Bericht ab über die Theilnahme, welche die Kompagnie an der Schlacht genommen hatte, von jenem Augenblicke an, als der letzte Offizier, Fürst Trubetzkoi, gefallen war. Der Obrist Raslow aber, ein noch ziemlich junger Mann, betrachtete den heldenmüthigen Unteroffizier mit neidischen Blicken, hörte seinen Bericht nur mit geringer Aufmerksamkeit an und entließ ihn hierauf mit einigen belobenden Worten, die aber in sehr kaltem Tone gesprochen wurden. Eine Stunde später aber übernahm ein Stabsoffizier, welcher die Schlacht ganz gemächlich aus der Ferne mit angesehen hatte, als Hauptmann das Kommando der Kompagnie.

Als am Abende desselben Tages Stanislaus mit seinem getreuen Dominik an einem und demselben Wachtfeuer beisammen lag, rief der Letztere nach langem Schweigen leise aus: „Unser neuer Hauptmann gefällt mir nicht."

„Warum nicht?" fragte Stanislaus, wie aus finsterm Hinbrüten erwachend.

„Weil er ein gesticktes Vorhemd trägt, eine Busennadel und Ringe an den Fingern;" erhielt er zur Antwort. „Aus dem Tornister seines Burschen guckte ein Brenneisen hervor und als ich ihn fragte: ob das auch eine militärische Waffe wäre? schämte sich der Kerl ordentlich, als er mir vertraute, daß er seinem Herrn jeden Morgen die Locken kräuseln müsse, selbst im Lager."

„Es verräth allerdings Eitelkeit, doch kann er trotzdem ein tapferer Mann und tüchtiger Offizier seyn!"

„Hm! Sein Bursche meinte: er wäre nur tapfer gegen Frauenzimmer, und möchte lieber Rosenöl, als Pulver riechen."

„Sein Bursche scheint mir ein unverschämter Patron zu seyn; wir aber wollen über unsern neuen Vorgesetzten nicht eher urtheilen, als bis wir ihn im Feuer gesehen haben."

Der Alte schüttelte unwillig den Kopf und fuhr dann fort: „Man kann zwar nicht wissen, was noch kommt, aber wenn er unser Hauptmann bleiben sollte, so würde Ihnen ein himmelschreiendes Unrecht geschehen."

„Mir? Wie so?"

„Wie Sie auch noch fragen können? Haben Sie nicht die Kompagnie geführt, als wir uns durch die Türken schlugen? Haben Sie nicht die Batterie gerettet, als Sie sich mit uns auf die schottischen

Teufel in den Weiberröcken losstürzten? Haben Sie nicht die Kompagnie zusammengehalten und sie wieder zum Regiment geführt? Wem gehört also das Kommando der Kompagnie, als Ihnen? Ja, wenn noch Recht in der Welt zu finden wäre, müßten Sie unser Hauptmann seyn, das sagen auch alle unsere Bursche."

„Ich geize nicht nach solcher Ehre und bin überhaupt noch mit mir selbst im Streit, ob ich überhaupt auch Recht gethan habe, mich an die Spitze der Kompagnie zu stellen und eine so schwere Verantwortlichkeit zu übernehmen, da ich überhaupt diesen ganzen Krieg verwünsche. Wie heißt aber unser Hauptmann?

„Graf Tortschin heißt er und gehört einer der altrussischen Familien an, welche die Kriegspartei bildeten und den ganzen Kampf eigentlich entzündet haben."

„Hm!" entgegnete der Alte, die Lippen höhnisch aufwerfend; „was ist wohl so ein russischer Edelmann gegen einen polnischen Grafen? Und mag er zehnmal zur Kriegspartei gehören, so bleibe ich doch zehnmal dabei, daß er eher dazu paßt, einen Ball zu arrangiren und sich im Tanze zu drehen, als eine Kompagnie zu kommandieren, und gegen einen Feind zu fechten. Ich sage ihnen: es geht nimmermehr gut, wenn er unser Hauptmann bleiben sollte."

Stanislaus aber bemühete sich eifrig, seinem alten Freunde und Diener die Versicherung zu geben, daß er durchaus nicht nach einem höheren Posten geize, und ermahnte ihn dabei ernstlich, seinen ganzen Einfluß aufzubieten, die Kompagnie ruhig zu erhalten und jede Demonstration zu seinen Gunsten schon im Keime zu ersticken; weil sie ihm bei seinen Vorgesetzten mehr Schaden als Nutzen bringen würden. Der Alte sah dieß wohl ein und gab deßhalb auch sein Versprechen, seinen Willen zu befolgen. Schon am Morgen nach dieser Unterredung aber erhielt das Regiment den Befehl, nach der Festung zurückzukehren, um dort neu organisirt zu werden, und eine Stunde später wurde der Marsch angetreten.

Wenige Tage später traf der Fürst Mentschikoff selbst in Sebastopol ein, während er seine Armee nun ganz nach Baktschiserai und Sympheropol zurückgezogen hatte. Die Alliirten, von welchen man sicher geglaubt hatte, sie würden die Festung von der Nordseite angreifen, gingen nach ihrer unbegreiflichen mehrtägigen Ruhe über das Thal der Katscha nach dem Belbeck, und statt sich nach den nördlichen festen Werken zu wenden, schwenkten sie östlich ab, und hielten sich dann südlich, wo sie den kleinen Hafenort Balaklava am 26. September erreichten. Ihr Marsch führte sie durch unwegsame Wälder und tiefe Thäler, welche sie passiren mußten, um den Rand des Amphitheaters zu erreichen, welches die Umgebung der Bai von Sebastopol bildet. Als ob gar kein Feind in der Nähe wäre, wurden sie auch nirgends gehindert oder angegriffen, und fanden in Balaklava Verstärkungen, Proviant und Munition, welche in den letzten Tagen dort gelandet waren. Jetzt erst wurde es klar im Heere, daß die Oberbefehlshaber den ursprünglichen Feldzugsplan geändert, und die Nordseite der Festung aufgebend, die eigentliche Belagerung derselben von der Südseite beschlossen hatten, was allerdings auch vortheilhafter erschien, weil sich den Verbündeten im Süden günstige Häfen zur Ausschiffung des Belagerungsgeschützes boten und die Festung überhaupt von dieser Seite weniger Widerstand leisten zu können schien, was sich freilich später als völlig unbegründet erwies.

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Tage aus dem Leben.

(Von K. E.)

Motto.

„Ging ich einst von dem Vaterhaus,
Mein Herz in der Hand, zu den Menschen hinaus,
Und allen bot ich's mit freier Wahl,
Denn alle liebt ich allzumal.
Da hascht es einer mit plumper Hand,
Daß mir fast alle Besinnung schwand,
Ein zweiter legte mir Feuer dran,
Daß kaum die Thrän' es löschen kann.
Ein dritter mit hartem Demantstein
Schnitt lachend tiefe Wunden hinein;
Der vierte fragt, ob des Herzens Schlag
Nicht seine Papiermühl treiben mag?
Da barg ich tief das arme Herz
Und wankte wieder heimathwärts;
Das Vaterhaus ich nicht mehr fand:
Ein heilig Kreuz am Orte stand."

Friedrich Bausback.

Der bekannte Dichter und Literarhistoriker Edgar Educenet sagt an einer Stelle: Der Mensch auf der Erde wird immer einem Robinson auf seiner wüsten Insel gleichen; was er mit seinen Händen thut, lauft darauf hinaus, sich ein Boot zu zimmern, um sie verlassen zu können.

Es ist dieses eine Wahrheit, die von jedem wirklich Gebildeten anerkannt werden muß und auch von allen wirklich Gelehrten jeden Zeitalters anerkannt worden ist. Die abstrahirte Lehre aus dieser Wahrheit ist das Gebot der Arbeit, einer edlen Beschäftigung. Wie oft kommt es jedoch nicht vor, daß Einzelne sich die Lebensaufgabe zu setzen scheinen, mit der Zeit, die Geld ist, zu spielen, d. h. die Zeit zu vergeuden und bloß einem genußsüchtigen, lüsternen Leben nachzuhängen. Das Ende solcher Einzelner, die als Krebsschaden dem Familien- und Gemeindeleben ankleben und vermöge ihrer Charakterlosigkeit und Unselbstständigkeit nie

zur Vernunft kommen, nie mündig werden, ist der geistige und pekuniäre Ruin. Betrachten wir das Gemeindeleben im Kleinen, so finden wir gewöhnlich überall solche Exemplare und ist es gerade diese Klasse Menschen, welche wegen ihrer gewöhnlich geistigen Halbbildung, oder Verbildung unser Proletariat gefährlich machen. Reichen dann alle Rettungsmittel nicht mehr aus und ist eine strafrechtliche Behandlung noch nicht zur Reife gediehen, dann heißt es: „nach Amerika, in das Eldorado“, in das Land der Freiheit, der Hoffnung! Amerika soll dann diesen Abschaum Europas ziehen, soll ihn glücklich machen. Es ist dann sonderbar, daß solche Leute sich immer am meisten nach Freiheit sehnen, sie, die nichts als Sklaven der Leidenschaften sind.

Es gibt auch brave Bursche, ehrliche Familien, die in dem fernen Westen ihr Glück entweder freiwillig suchen, oder genöthigt sind, es zu suchen. Wir sprechen zunächst nicht von diesen.

An einem schönen Sommerabende saß ich mit mehreren Freunden in einer Gartenwirthschaft. Der Main trieb so ruhig seine Wellen dahin, die Stille ward nur durch unser trautes Gespräch unterbrochen, man konnte so ganz voll Wonne und Zufriedenheit seine Gedanken austauschen. Plötzlich ward jedoch der abendliche Frieden gestört; ein Trupp Bursche mit mehreren Mädchen kam in den Garten gezogen voll fröhlichen Treibens und munterer Lieder. Wir konnten uns Anfangs die Ursache dieses heutigen Festes und der überaus fröhlichen Gesellschaft nicht erklären; endlich erfuhren wir, daß es Europamüde seyen, die nach Amerika auswanderten.

Zwei Tische wurden zusammengestellt, an welchem sich der ganze Zug lagerte. Da schallten nun die Vivats auf die zukünftige neue Heimath in die Nacht hinaus, daß Einem wirklich jede Sympathie für Amerika vergehen mußte. Man merkte es, so zu sagen Allen an, daß sie leichten Herzens von der Wiege ihrer Kindheit schieden. Mir that es in der Seele weh, diese Leute so frohen Muthes vom Vaterlande Abschied nehmen zu sehen, von der Heimath, die sie geboren und seither gepflegt. Diese Leute konnten keine Liebe zum Vaterlande, zu Eltern oder Freunden besitzen, sonst konnten sie nicht so gleichgültig scheiden. Wie ganz anders schied jene Familie von der lieben Heimath, von welcher Berthold Auerbach erzählt! Unwillkürlich dachte ich bei der Betrachtung dieser Gruppe an die Worte Heine's:

„Manchmal kommt mir in den Sinn,
Nach Amerika zu segeln,
Nach dem großen Freiheitsstall,
Der bewohnt von Gleichheitsflegeln“.

Besonders machte sich Einer mit untersetzter Gestalt bemerklich durch sein lustiges und heiteres Benehmen. Derselbe war, wie wir später vom Wirthe erfuhren, Tambour gewesen, war jetzt Steinhauer und suchte als solcher sein Glück im fremden Lande. Er spielte mit ziemlicher Fertigkeit Guitarre zu seinen oftmals obscönen Liedern. Er trug ganz den Ausdruck eines selbstgefälligen, lebenslustigen Alltagsmenschen, der wohl sein Vaterland überall fand, wo es ihm gut ging und den keine Sehnsucht nach höheren geistigen Genüssen plagte. Die Persönlichkeit gefiel uns, da sie ihre Rolle ganz angemessen spielte. —

Eine andere Figur erregte nicht minder unsere Aufmerksamkeit, es war ein frech aussehender Junge, der, wie es schien, durch den Anflug eines Bartes sich den Anstrich von Männlichkeit zu geben suchte, der ihm in seinem Benehmen mangelte. Derselbe wußte durch triviale Schlagwörter, der gewöhnliche Beweis eines Halbgebildeten, die Gesellschaft, die natürlich hierin das Genie eines Witzboldes erkannte, fortwährend in Athem zu erhalten.

Bei Beiden schien die Moral nicht in besonders hohem Kours zu stehen, denn abgesehen von den oft rohen Gesprächen, stand auch die ganze Sinnesrichtung in den Gesichtszügen abgebildet; Amerika konnte sich auf diese hoffnungsvolle Acquisition freuen.

Einen schneidenden Kontrast zu diesen Sujets bildete ein Mädchen, in der Blüthe der Jahre, das an dem unteren Ende des Tisches neben einem jubelnden Burschen saß und weinte. Es war ein hübsches Kind, das sich in diesem wehmuthsvollen Zustande noch reizender ausnahm. Dasselbe erregte unsere ganze Theilnahme, zumal die lustige Gesellschaft sich nicht viel um dasselbe kümmerte. Das Schicksal eines Unglücklichen bewegt gewiß jedes fühlende Herz, weßhalb wir uns durch die Theilnahmelosigkeit dieser Auswanderer an dem anscheinend unglücklichen Geschöpfe in unseren seitherigen Bemerkungen über den Geist dieser Gesellschaft nur bestärkt fanden. (Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Russische Zustände.] Der „Russische Anzeiger“, eine in Moskau erscheinende Monatsschrift, welche sich durch ihre Freimüthigkeit auszeichnet, erzählt: „In einem Gerichtskreise des inneren Rußlands wurde ein großer Holzdiebstahl begangen. Die Untersuchung blieb natürlich nicht aus. Es wurde der Wichtigkeit wegen eine besondere Kommission dazu ernannt, und ein Assessor, der als ehrenhafter Mann bekannt war, wurde Präses derselben. Man belagerte ihn von allen Seiten. Man versuchte es mit Geld und Schmei-

cheleien; es gelang aber nicht. Ein Paar, die sich dabei betheiligt hatten, wandten nun Alles auf, dem Dinge eine andere Wendung zu geben. Sie beschlossen, den Vorsitzenden so ins Verderben zu bringen, daß es ihm unmöglich würde, Untersuchungsrichter zu bleiben. Die übrigen Mitglieder der Kommission waren alle auf ihrer Seite; sie beredeten noch einen reichen Bauer, und heckten dann einen der tückischsten Streiche aus. Es fuhr also Peter Gawrilowitsch (so hieß der Assessor) bei dem Dorfe vorbei, in welchem jener Bauer wohnte; es war gegen Abend, Thee mußte getrunken werden; er spricht mithin bei dem Bauer vor, und mit ihm die ganze Kommission. Dieser weiß vor Freude nicht, wie er am besten die werthen Gäste bewirthen soll; er bringt eine Flasche Champagner und reicht ihn den Beamten in goldenen Bechern. Sie tranken; nachher tranken sie auch Thee. Da gab es nur einen Deputirten; Alles ging dem Peter Gawrilowitsch um den Bart. Man nannte ihn „mein Herzchen! Tugend der Christenheit!“ Man riß sich darum, ihn zu küssen. Peter Gawrilowitsch ließ sich das gefallen; er war sehr leutselig, ließ sich umarmen; Einer aber läßt, während er ihn umarmt, aus seinem Aermel ein Becherchen in des Assessors Rocktasche gleiten. — Gut! Sie sitzen und amüsiren sich. Endlich ist es Zeit, aufzubrechen. Da kommt der Bauer herein und erzählt, daß ihm einer von den Bechern fehle. Sie sehen sich einander groß an, und Peter Gawrilowitsch braust in seiner Heftigkeit auf: „Du hast uns wohl gar in Verdacht, niederträchtiger Schuft?“ „Wie Ihnen gefällig ist,“ antwortete der Wirth, „aber außer Ew. Wohlgeboren kann Keiner den Becher gestohlen haben.“ „Das ist wahr“, setzt derselbe Deputirte hinzu, der kurz zuvor den Peter Gawrilowitsch umarmt und geküßt hatte, „ich habe selbst gesehen, wie Peter Gawrilowitsch den Becher in die Tasche gesteckt hat.“ — Man fing nun an zu suchen, und fand den Becher natürlich in seiner Hintertasche. Man nahm darüber eine Verhandlung auf, und am andern Morgen erging von der Kommission die Anzeige von dem, was sich zugetragen habe, und daß es ihnen zur Unehre gereichen würde, unter dem Voesitz eines Spitzbuben die Untersuchung fortzusetzen. Es versteht sich von selbst, daß sie ihn herausbissen. — Man sieht daraus, was für Intriguen gespielt werden, und daß selbst ein kräftig unterstützter Mensch nicht im Stande ist, sich zu schützen.“

Am 25. Juli ließ eine belgische Gesellschaft Morgens 5 Uhr in **Montauban**, Departement Tarn und Garonne, 50 Tauben auf. Sie hatten in gerader Linie 195 geographische Meilen bis Brüssel zu machen; es war klares Wetter, Südwind und 20 Grad Hitze nach hundertgradigem Thermometer. Die erste traf am 26. Juli um 10 Uhr 25 Minuten Morgens in Brüssel ein, die zweite um 12 Uhr 6 Minuten Mittags. Die erste machte mithin den Weg von 96 Stunden in 15 Stunden 35 Minuten.

[Ein neuer Tanz.] Auf dem Rosen- und Blumenfest, das jüngst im Schießwerder zu Breslau unter freiem Himmel gefeiert wurde, führte man, da sich die Tanzlustigen ihre Freude durch plötzlich eintretendes schlechtes Wetter nicht nehmen lassen wollten, dem Regen zum Trotz, die Polonaise und den folgenden Walzer unter Regenschirmen aus. Die Sache fand, einem Bericht der Breslauer Zeitung zu Folge, so vielen Anklang und erregte so großes Vergnügen, daß man erwarten darf, eine Regenschirmtour auch in die Winterballfeste mit hinübergenommen zu sehen.

Die Mailänder sind außer sich, — nicht über das Spiel, welches Mazzini treibt, sondern über das Geigenspiel zweier Wunderkinder, der Geschwister Ferni. Karoline und Virginia Ferni, 16 bis 18 Jahre alt, gaben bereits zwei Konzerte mit einem Erfolg, der die Triumphe der Pasta und Malibran weit hinter sich läßt. Das Schwesterpaar übertrifft nicht nur die Milanollo's, sondern alle anderen Violin-Celebritäten der Jetztzeit, sogar den Hofkonzertisten Bazzini. Dieß ist das einstimmige Verdikt der k. k. Musik-Professoren und der strengsten Kunstrichter. Nur mit dem alten Paganini sollen die beiden jungen Mädchen verglichen werden können. Sie werden nächstens in Triest eintreffen.

[Nudelmüller und Breetenborn.] Breetenborn. Sag mer mal, Nudlich, warum de Dotterschs de Patienten so gern ufs Land schicken. Nudelmüller. Dummer Deibel, siehste das nich ein. Weil se da bequemer — in's Gras beißen können.

Frau Harriet Becher Stowe, die Verfasserin von „Onkel Tom's Hütte“, ist von einem schweren Unglück heimgesucht worden: sie verlor ihren einzigen 18jährigen Sohn, der bei einer Lustwasserfahrt ertrank, während sie bei ihrem Bruder in Brooklyn war.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Mailand'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 188 Samstag, 8. August 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

Ein anderes dunkles Räthsel, dessen Lösung wohl auch der Zukunft schwerlich gelingen wird, liegt nun auch wieder darin, daß der Fürst Mentschikoff dieses Flankenmanöver ganz ungehindert geschehen ließ, als ob er aus gastfreundlicher Höflichkeit den Verbündeten vollkommen frei gestellt hätte, sich selbst den ihnen am passendsten scheinenden Ort ihrer Lagerstätte und ihren Belagerungswerken auszusuchen. Es stand ihm eine starke Kavallerie zu Gebote, die nur zum Theil, und nur höchst unbedeutend in der Schlacht verwendet worden war, und die den Alliirten fast gänzlich fehlte; wie leicht hätte sich diese zur Beunruhigung des Feindes auf seinem kecken Marsche verwenden lassen; wie leicht konnten nicht der, nach der allerdings schwächeren Seite der Festung vordringenden Armee durch Scharfschützen und Artillerie, in den waldigen und gebirgigen Gegenden, die sie durchziehen mußte, bedeutende Hindernisse in den Weg gelegt werden? Aber der russische Feldherr fühlte sich nicht veranlaßt, seinen Feinden auch nur ein Steinchen in den Weg zu werfen; er ließ sie ruhig ziehen, wohin sie wollten, gerade als ob es so verabredet gewesen wäre. Wenn sich ein Entschuldigungsgrund dafür angeben ließe, so könnte es kein Anderer seyn, als ein höherer, geheimer Befehl, oder eine gänzliche Demoralisation seines geschlagenen Heeres, welche ihm nicht gestattete, dasselbe wieder gegen den siegreichen Feind zu führen.

Auch in Sebastopol herrschte eine bedenkliche Stimmung unter den Truppen, denn es ließ sich nicht läugnen, daß sich ihrer durch den raschen Sieg der Feinde eine tiefe Niedergeschlagenheit bemächtigt hatte, die fast mit jeder Stunde durch die theils wahren, theils übertriebenen Gerüchte, von der Stärke und Wehrkraft des Feindes noch vergrößert wurde. Die fabelhaftesten Mittheilungen über ganz neu erfundene, unwiderstehliche und Alles vernichtende Belagerungswaffen der Feinde wurden verbreitet und geglaubt. Der russische Soldat ist in der Regel leichtgläubig, weil es ihm größtentheils an aller geistigen Bildung mangelt. Auch in der Kompagnie des Regiments Michael, welcher Stanislaus Krasinsky angehörte, herrschte eine niedergeschlagene, gedrückte Stimmung. Die Leute waren sich bewußt, ihre militärische Pflicht während der Schlacht an der Alma auf das Strengste erfüllt und sich vielleicht von allen Truppentheilen am tapfersten gezeigt zu haben, und doch hatten sie, außer einer flüchtigen Belobung, die ihnen ihr Obrist im Vorbeireiten zu Theil werden ließ, auch noch nicht die geringste Anerkennung erhalten. Ja, sie betrachteten sogar die Zurücksendung des Regiments hinter die Festungsmauern, als eine Zurücksetzung, und würden, wenn sie die freie Wahl gehabt hätten, zehnmal lieber bei der Armee Mentschikoffs im freien Felde geblieben seyn, wo sie sich freier im offenen Lager bewegen konnten und einen weit weniger beschwerlichen Dienst hatten. Dazu kam noch die Befürchtung, daß die Festung von der übrigen Armee und aller Zufuhr abgeschnitten werden könne; daß sie würden Hunger leiden müssen, und auf keine Hülfe ihrer Kameraden zu hoffen haben. Deßhalb steckten sie auch ihre Köpfe zusammen, wo sie gingen und standen, und es bedufte der ernstlichsten Ermahnungen Krasinsky's und Dominik's, um sie von lauter Kundgebung ihres Mißvergnügens zurückzuhalten. Der neueingesetzte Hauptmann hatte sich schon in den ersten Tagen durch sein hochmüthiges übermäßig strenges, und doch zugleich in mancher Hinsicht weibisches Betragen verhaßt und lächerlich gemacht, und einem Premierlieutenant, welcher später ernannt wurde, war es ebenso ergangen. Der Unteroffizier Krasinsky aber war ein Abgott der Kompagnie geworden, weil man seiner tapfern Führung allein die Rettung der Kompagnie zuschrieb, und allgemein war man darüber einig, daß man eine himmelschreiende Ungerechtigkeit begangen, weil man nicht ihn, sondern eine Modepuppe, die noch nicht den geringsten Beweis von Tapferkeit abgelegt, zum Kompagniechef befördert hatte.

Ein schöner Herbstmorgen breitete sich über

Sebastopol aus, und das Regiment Michael, welches durch Ersatztruppen aus der Festung so ziemlich wieder auf seine ursprüngliche Stärke gebracht worden war, hatte sich auf dem prächtigen, wohl über eine halbe Meile langen, Kai aufgestellt, um vor dem Oberbefehlshaber eine Parade zu bestehen. Als der Fürst Mentschikoff endlich mit seinem glänzenden Generalstabe erschien, wurde er von dem klingenden Spiel der Regimentsmusik empfangen, aber keiner der Soldaten öffnete den Mund zu der gewöhnlichen Begrüßung durch ein lautes Hurrah! Schon durch dieses Schweigen schien sich der stolze Fürst unangenehm berührt zu fühlen, und die belobende Rede die er an das Regiment hielt, wurde dadurch nur noch kürzer und kälter, als er vielleicht anfangs beabsichtigt hatte, und da er, wie wir schon bemerkten, überhaupt kein Redner war, welcher das Herz des gemeinen Mannes zu ergreifen wußte, so brachten auch jetzt seine Worte fast gar keinen Eindruck hervor und die düstre Stimmung im Regimente dauerte fort. Die Parade ging jedoch zur Zufriedenheit der Offiziere von statten und erst nach Beendigung derselben spendete der Fürst den Soldaten ein wärmeres Lob und erklärte ihnen, daß sie zur Belohnung ihrer in der Schlacht an der Alma bewiesenen Tapferkeit das Band des Andreasordens an der Fahne tragen, und daß die Kompagnie, welche alle ihre Offiziere verloren, und sich am meisten ausgezeichnet habe, zur Fahnen-Kompagnie erhoben werden solle. Dann rief er den Korporal Krasinsky vor die Fronte, und nachdem er seine Tapferkeit und Umsicht die er bei Führung seiner Kompagnie, zum Theil unter den Augen des Oberfeldherrn, an den Tag gelegt, öffentlich anerkannt hatte, ernannte er ihn zum zweiten Lieutenant in seiner Kompagnie und versprach ihm, in seinem Berichte an das Kriegsministerium, seines ausgezeichneten Verhaltens noch besonders zu erwähnen.

Krasinsky hatte eine solche Belohnung kaum noch erwartet, und empfing sie kalt und ruhig, ohne besondere Darlegung einer freudigen Bewegung, und auch sein alter Diener Dominik zeigte eine unzufriedene, mürrische Miene; durch die Reihen seiner Kameraden aber, lief ein leises Gemurmel, wie ein dumpfes Grollen vor einem Sturme. Es blieb auch von dem Fürsten nicht unbemerkt, und als er gleich darauf die gewöhnliche Frage an das Regiment stellte: ob irgend Jemand über Etwas zu klagen oder etwas zu erbitten habe? Da trat fast die ganze Kompagnie, welche der Fürst Trubetzkoi kommandirt hatte, aus der Front hervor und bat einstimmig: der Fürst möge den Korporal Krasinsky zu ihrem Hauptmanne ernennen.

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Tage aus dem Leben.

(Fortsetzung.)

„Verzweifle nur nicht!" sprach der Bursche neben dem weinenden Mädchen, „oder warte nur erst bis ich fort bin. Wenn ich einige Jahre in Amerika bin, dann schreibe ich dir schon, damit du auch hineinkommst und wir heirathen."

„'s ist wahr", fiel der lustige Tambour ins Wort, „wir wollen heiteren Sinnes von der Heimath scheiden und diese sitzt da und will uns die Trennung schwer machen. Du reist ja doch nicht mit, Käthchen, was weinst du! Dein Schatz? Der wird schon wieder eine andere finden, und du wirst auch nicht verzweifeln, die ganze Welt läuft ja voll! Also lustig Käthchen. Ich will dir einmal ein Liedchen singen, das mußt du befolgen, dann bist Du immer heiter!

Der lustige Sorgenverscheucher mit seiner geist- und herzlosen Weltweisheit holte nun die Guitarre hervor und sang:

„Babette und Lisette
Euch lieb ich um die Wette
Mit gleicher Zärtlichkeit,
Bin euch in Freud und Leid.
Halli, Hallo, Halli Hallo ꝛc."

Das Mädchen blieb jedoch sprachlos und wischte sich die Thränen von den Wangen, die jetzt nur um so reichlicher flossen.

Nach einiger Zeit erhob sich endlich die Gesellschaft und bestieg einen bereitstehenden Kahn, um zu Wasser zur nächsten Station zu gelangen. Im halbbetrunkenen Zustande und unter lärmendem Singen ging es mainabwärts. Nur das Mädchen und ein Knabe von ungefähr 10 Jahren waren zurückgeblieben. Das Mädchen sah mit thränenvollen Augen den Scheidenden nach, bis dieselben im Schatten der Nacht verschwanden. Dasselbe hatte unsere ganze Theilnahme gewonnen, weßhalb wir es um die Ursache seiner Traurigkeit fragten. „Er ist jetzt fort", erwiderte das Mädchen unter Schluchzen, „ich sehe ihn vielleicht nie mehr wieder, und so gleichgültig ist er fortgegangen, wo ich ihn doch so sehr liebte und ihm so treu ergeben war."

„Die ganze Gesellschaft scheint zusammenzupassen," sagte ich. „Glückliches Amerika!"

„Ja die Gesellschaft", stammelte das Mädchen, „diese Gesellschaft hat ihn verdorben, früher war er nicht so."

„Trösten Sie sich", sprach einer meiner Freunde, „an diesem Geliebten haben Sie nichts verloren, denn wenn er Gefühl besäße, wäre er nicht fortgezogen. Bei uns gibt es noch Arbeit und Verdienst und wer wirklich arbeiten will, braucht die winkenden Arme Amerika's nicht."

„Komm Käthchen, wir gehen jetzt heim“, unterbrach uns der Kleine. „Die Mutter und wir wollen Dir schon auch wieder Freude machen.“

Beide brachen auf, ich mußte mir wirklich selbst eine Thräne aus den Augen wischen, als ich das arme Mädchen so gebrochenen Herzens mit dem Kleinen der Heimath zuwenden sah. Auf solche Weise mit der Liebe und Treue eines Menschen, besonders eines weiblichen Wesens, Spott zu treiben, ist wirklich ein Verbrechen. Allein schlechte Menschen sind auch immer gefühllose Menschen, die Tugend hingegen adelt Herz und Geist.

Einige Tage später befanden wir uns wieder in der obigen Gartenwirthschaft, ein kühlender Wind strich vom Maine her durch die Lauben und erregte ein angenehmes, wohlthuendes Gefühl nach der niederdrückenden Tageshitze. Uns gegenüber saß ein betagter Mann an einem Tische; sein Auge schien gebrochen, seine Haaren waren vor Alter und Sorgen gebleicht, seine Gesichtszüge trugen das Bild des Grams und Schmerzes. Er saß an dem nämlichen Tische, an welchem vor kurzer Zeit erst jene lebensfrohen Auswanderer gesessen. Welcher Kontrast lag nicht zwischen diesen beiden Bildern! Hier einen altersschwachen Greis, dem des Lebens Stürme vielleicht bereits das Herz gebrochen, der vielleicht die Wahrheit schon empfunden, daß das Leben Nichts enthält, als Täuschungen, damals das Bild einer genußsüchtigen Gesellschaft, die im blinden Wahne trügerischen Traumgebilden nachjagte, die eben das Leben und des Menschen Zweck nicht weiter suchte, als das Auge reichte, oder der thierische Trieb allenfalls vormalte.

Wenn jene triviale Gesellschaft nur das Gefühl der Verächtlichkeit hervorrufen konnte, so mußte der Anblick dieses Greises das der Theilnahme in uns rege machen. Ich war noch in Betrachtungen ganz in mich versunken, als plötzlich eine Tyrolerfamilie mit jener heiteren, lebensfrischen Gemüthlichkeit in den Garten trat und sich neben uns, den Tische des Alten gegenüber, niederließ. Die Familie schien aus Vater und Mutter, Sohn und Tochter zu bestehen. Das Mädchen, eine jugendliche, heitere Gestalt, der die Frische und Heiterkeit der Unschuld aus den Augen leuchtete, sang allerliebst.

Alle Anwesenden lauschten den angenehmen Tönen, da begann der Sohn ein Lied mit einer Klarheit und Kraft der Stimmen, daß wir uns nicht an ähnlichen Genuß erinnerten. Die Melodie war auch so voll von Empfindung und Gemüthstiefe, die Worte klangen so weich und anspruchsvoll in meine Ohren, daß ich dieselben jetzt noch zu hören glaube:

„Wenn ich mich nach der Heimath sehn,
In meinem Aug die Thränen stehn,
Wenn's Herz mich drückt halt gar zu sehr
Dann fühl' ichs Alter um so mehr.

Doch leichter wird es mir ums Herz,
Fühl' weniger den bittern Schmerz,
„Wenn ich zu meinem Kinde geh',
In seinem Aug' die Mutter seh!“

Ich weiß nicht mehr, welche wehmuthsvollen Gefühle meine Seele durchzogen; als ich aufblickte und den Greis anschaute, sah ich dicke Tropfen aus den Augen über die Wangen rollen, und kein Anblick greift das Herz wohl mehr an, als das Alter weinen zu sehen, besonders wenn dasselbe ohnedieß die Spuren eines vielgeprüften Lebens an sich trägt.

(Fortsetzung folgt.)

Das Komplot gegen den Kaiser der Franzosen.

Die Kölnische Zeitung ist in Stand gesetzt, den Wortlaut des Anklageaktes in Sachen der Angeklagten Tibaldi, Grilli, Bartolotti ꝛc. aus **Paris** vollständig mitzutheilen. Das Aktenstück lautet folgendermaßen:

Die revolutionäre Partei hat keineswegs ihre Projekte und ihre Hoffnungen aufgegeben. In den Kämpfen mit bewaffneter Macht besiegt, von Frankreich in der feierlichen Prüfung mehrerer dem allgemeinen Stimmrechte eröffneten Abstimmungen zurückgewiesen, würde sie auf die Machtlosigkeit zurückgeführt worden seyn, wenn sie sich vor dem Rechte und dem Willen des Landes zu beugen wüßte. London ist der von einigen der kompromittirtesten Demagogen gewählte Aufenthalt. Dort bildet sich (man weiß es) eine Art insurrektioneller Kongreß, wohin Männer, den verschiedensten Nationalitäten angehörend, gekommen sind, um ihren Haß und ihre Leidenschaften zu vereinen; der Kaiser Napoleon III. ist der Hauptgegenstand dieser Leidenschaften und dieses Hasses, weil er der glorreichste und festeste Repräsentant des Autoritätsprinzips ist. In der revolutionären Logik ist die Ermordung des Kaisers das einzige Mittel, um zum Umsturze der Dinge in Frankreich und Europa zu gelangen, und mehrere Flüchtlinge von London sind vor dieser Extremität nicht zurückgeschreckt; deßhalb ist auch das gastfreundliche Asyl, das eine edelmüthige Nation gewährt, der Herd der Unruhen und der Komplotte geworden.

Die Angeklagten Mazzini und Ledru Rollin werden in der Untersuchung als solche bezeichnet, die von der ihnen in England gewordenen Gastfreundschaft einen verbrecherischen Mißbrauch gemacht haben. Schon mehr als einmal waren ihre Namen mit Mordthatsprojekten in Verbindung gebracht worden, deren Urheber von der Wachsamkeit der Behörden überrascht und entmuthigt wurden.

Seit dem Ende des Jahres 1856 wurde die

bevorstehende Erneuerung des gesetzgebenden Körpers als ein günstiger Zeitpunkt erwartet. Ein von Paris, 2. November, datirter Brief, der sich bei den Aktenstücken des Prozesses befindet, unterhält den Empfänger von diesen schuldvollen Hoffnungen. Man liest darin, was folgt: „Eine Gelegenheit!!! Es ist an Ihnen, zu wissen, welche . . . Da wir von einer Gelegenheit sprechen, so müssen wir sagen, daß die Wahlen zum gesetzgebenden Körper viel Agitation herbeiführen werden. Eine Gelegenheit in diesem Augenblick könnte viele Dinge zur Folge haben. Es ist das allgemeine Stimmrecht, das man bei den Wahlen in Anwendung bringt. Denken Sie nach.“ Der Verfasser dieses Briefes, ein gewisser Pignières, wurde bei der Untersuchung vernommen; er konnte nicht läugnen, daß derselbe von seiner Hand war; er läugnet auch nicht, daß er von ihm an Mazzini geschrieben worden war, und seine Bemühungen, um die Ausdrücke zu rechtfertigen oder zu erklären, werden die zu klare Bedeutung, die aus diesen Ausdrücken selbst hervorgeht, nicht schwächen können.

Beim Herannahen der allgemeinen Wahlen mußte die Regierung eine thätige Ueberwachung über die Umtriebe im Auslande ausüben, die eine günstige Gelegenheit inmitten der Wahlagitation zu finden oder hervorzurufen suchten. In dieser Zeit hatte Mazzini London verlassen, um sich nach Genua zu begeben, wo seine Gegenwart das Signal zu einem Aufstande auf mehreren Punkten Italiens gab. Er war mit seinen Londoner Freunden und Mitverschwornen in Korrespondenz geblieben wegen dessen, was er selbst die Affaire von Paris nannte, das heißt, wegen eines Attentats, das indem es die Person des Kaisers traf, den Beschützer des europäischen Friedens gegen die revolutionären Leidenschaften vernichtete.

Unter den Mitverschwornen Mazzini's figurirt in erster Linie Massarenti, der in London das Handwerk eines Schweinemetzgers auszuüben scheint. Massarenti ist ein thätiger und gefürchteter Mensch. Mazzini nennt ihn in einem seiner Briefe das eingefleischte Geheimniß. Er ist es (wie man bald sehen wird), der beauftragt ist, die Meuchelmörder in den Wirthshäusern von London anzuwerben. Der Angeklagte Kampanella, der die Eigenschaft eines Schriftstellers annimmt, ist der Freund und zu gleicher Zeit Agent Mazzini's. In Abwesenheit des Meisters war es ihm gelungen, dessen Befehle in London auszuführen und sich mit Massarenti zu verständigen.

Zwei andere Namen müssen noch genannt werden: derjenige von James Stansfield, Bierbrauer zu London, der sich zum Banquier von Mazzini gemacht hat, und der Stalferdo, einer weniger hervorstehenden Person als der erstere, und der dieses Beweggrundes halber ohne Zweifel dazu gewählt worden war, seinen Namen für die Korrespondenz zwischen London und Genua herzugeben.

Am 13. Juni 1857 wurde auf der Pariser Post kraft eines regelmäßigen Mandats ein mit dem Stempel Genua 10. Juni versehener und an Stalferd in London gerichteter Brief mit Beschlag belegt. Dieser Brief enthielt drei Schriftstücke von der Hand Mazzini's, in denen sich der Beweis des heute den Gerichten übergebenen Verbrechens befindet, welcher Beweis so klar und deutlich ist, daß die Untersuchung, die darauf folgte, ihn nur weiter entwickelt hat. (Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Der Ostsee-Zeitung berichtet man aus Soldin vom 29 Juli: Gestern wurde durch eine Windhose das eine Meile von hier gelegene Dorf Wuthenow fast ganz verwüstet. Ein Gewitter, welches von Nordwest heranzog, entlud sich durch zwei kalte Schläge, welche beide, der eine einen neuen, massiven Stall, mit Pappe gedeckt, der andere eine große Scheune trafen. Der Sturm erfaßte die durch den Blitz schon zum Theil verwüsteten Gebäude und zertrümmerte mit denselben noch drei andere. Die Gewalt des Orkans war so furchtbar, daß er große Balken über ein 40—50 Fuß hohes Gebäude von welchem die Schornsteine und ein großer Theil des Daches wie abgefegt wurden, 180 Schritte weit schleuderte, worauf sie noch ein Familienhaus zertrümmerten; sie wurden dann an dieser Stelle bis 3 Fuß tief in harten Lehmboden eingeschlagen gefunden. Auf dem Wege bis zu dem zertrümmerten Hause hatten die Balken Alles verwüstet, Dächer, Zäune, Bäume, Baumstiele 2c. In der vom Blitz getroffenen und vom Sturm vernichteten Scheune waren zur Zeit 40 Menschen beim Einfahren beschäftigt; zwar ist kein Menschenleben zu beklagen, doch waren fünf unter den Trümmern begraben; sie sind, schwer verletzt, in ärztlicher Behandlung doch sind sie nicht in Lebensgefahr. 16 Personen liegen aber darnieder, theils durch die Blitze betäubt, theils vom Hagel fast unkenntlich zerschlagen. Hasen, Hühner, ja selbst Hunde wurden vom Hagel erschlagen gefunden.

[Der Verletzte.] Ein Betrunkener hatte einen bösen Fall gethan und mußte von dem Chirurgen behandelt werden. Dieser fragte ihn bei der ersten Untersuchung: Haben Sie sich nicht in der Gegend des Wirbelbeines verletzt? — Nein Herr Bader, versetzte dieser, sondern in der Gegend am Marktplatze, wo die Branntweinbude ist.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag der Wailand'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 189 Monag, 10. August 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

Diese unerhörte Bitte schien aber nicht allein alle Offiziere des Regiments, sondern auch den Oberbefehlshaber in finsteres Erstaunen zu versetzen, und der Letztere erklärte kurz und entschieden: „Was fällt Euch ein Leute? Das geht nicht an. Der Korporal Krasinsky ist belohnt worden durch Avancement. Ich kann ihn aber nicht mehrere Grade überspringen lassen; das wäre gegen alle hervorgebrachte Ordnung. Einen tüchtigen Offizier habe ich zu Eurem Hauptmanne ernannt, und ich erwarte, daß Ihr ihm den strengsten Gehorsam leistet."

Die Soldaten zogen sich, augenscheinlich wenig befriedigt durch diesen Bescheid, murrend zurück.

Mentschikoff aber winkte dem Obristen des Regiments, näher zu ihm zu treten und sprach leise zu ihm: „Was soll das bedeuten Obrist? Sollte dieser Krasinsky anmaßend genug seyn, die Leute zu dieser Bitte veranlaßt zu haben?

„Man kann nicht wissen;" erhielt er zur Antwort. „Er ist ein Pole und den Polen ist Alles zuzutrauen.

„Hm!" bemerkte der Fürst weiter. „Aber tapfer ist er, tapfer bis zur Bewunderung. Doch gleichviel! Das soll ihn nicht schützen im Falle er sich's einfallen ließe, Verschwörungen anzuzetteln. Lassen Sie ihn scharf überwachen und beim geringsten Zeichen der Untreue machen Sie ihn unschädlich. Sollten die Leute aber unruhig werden bis zur Meuterei, verfahren Sie mit der größten Strenge." Nach diesen Worten suchte er den Korporal Krasinsky mit seinen Blicken, und bemerkte, daß dieser eben vor die Fronte getreten war, augenscheinlich in der Absicht, um Gehör bei dem Fürsten zu erlangen. Dieser gab ihm einen Wink, worauf er sich näherte und bescheiden zu ihm sprach: „Die ungehörige Bitte der Leute hat auch mich in Erstaunen gesetzt und um so unangenehmer berührt, da es den Schein haben könnte, als ob ich sie selbst dazu veranlaßt hätte. Um mich von diesem möglichen Verdachte zu reinigen, und zu beweisen, daß mir selbst der Wunsch eines Avancements fremd geblieben, bitte ich mich in meiner gegenwärtigen Stellung als Korporal zu belassen."

Diese edelmüthige Entsagung fand jedoch keineswegs eine richtige Würdigung; denn der Funke des Mißtrauens war einmal in das Herz des Fürsten gefallen, und so fühlte er sich denn auch geneigt, die Bitte Krasinsky's für Trotz auszulegen, mit welchem er die Charge eines Lieutenants verschmähte, weil ihm der Hauptmannsrang nicht zu Theil geworden war. Deßhalb entgegnete er auch ziemlich ungnädig: „Nichts da! Sie erhalten Ihr Offizier-Patent! Dabei bleibt es!"

Stanislaus bemerkte wohl, daß man ihn mit Mißtrauen betrachtete, aber zu stolz sich noch weiter zu vertheidigen, da man seinen einfachen Worten keinen Glauben zu schenken schien, trat er schweigend in die Front zurück.

„Lassen Sie ihn scharf beobachten;" flüsterte der Fürst dem Obristen zu; „er scheint mir jetzt beinahe selbst verdächtig. Als Korporal steht er in näherer Gemeinschaft mit den Leuten und kann in's geheim weit mehr auf sie einwirken. Als Lieutenant steht er ihnen aber ferner, muß sich an das Offizierkorps anschließen und kann leichter überwacht werden."

Die Parade war zu Ende und das Regiment marschirte in die Kaserne zurück. Auf dem Hofe derselben wurde Krasinsky vom Doktor Heiter begrüßt, der hierauf mit ernster Miene zu ihm sprach: „Der Fürst Trubetzkoi wünscht Dich vor seinem Tode noch zu sprechen. Er liegt im Sterben."

Obgleich Stanislaus auf diese Trauerkunde vorbereitet war, so fühlte er sich doch dadurch erschüttert, und da er seines Dienstes entledigt war, so folgte er bereitwillig dem Freunde, der ihn nach seinem Lazarethe führte, wo dem Fürsten ein eignes Zimmer eingeräumt worden war. Sie fanden den Verwundeten sehr schwach, aber noch bei voller Besinnung.

„Ich will Abschied von Ihnen nehmen, Graf Krasinsky;" sprach er, ihm matt die Hand reichend

und ohne seine untergeordnete, militärische Stellung zu beachten. „Ich habe mit wahrer Freude gehört, daß Sie sich tüchtig gegen den Feind geschlagen, und meine wackere Kompagnie von Vernichtung oder Gefangenschaft gerettet haben. Ich hoffe, man hat Sie würdig für Ihre Tapferkeit belohnt?“

„Ich bin zum Lieutenant befördert worde ' entgegnete Stanislaus.

Ein bittres Lächeln schwebte um die Lippen Trubetzkoi's, und er erwiderte mißbilligend: „Nur zum Lieutenant? Man hätte Sie zum Hauptmanne machen sollen. Doch genug davon. Ich habe Ihnen Mittheilungen zu machen, die den militärischen Verhältnissen ferner liegen und da ich sie nur allein Ihnen zu vertrauen wünsche, so bitte ich, Sie, lieber Doktor, uns kurze Zeit allein zu lassen.“

Der junge Arzt entfernte sich und der Fürst blieb mit Stanislaus allein.

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Tage aus dem Leben.

(Fortsetzung.)

Die Tyroler entfernten sich wieder, der Alte blieb noch sitzen, und wischte sich, die Blicke nach dem stillfluthenden Maine gerichtet, die Augen. Obwohl es keine besondere Bescheidenheit verräth, in das Innere einer leidenden Menschenseele eindringen zu wollen, setzten wir uns doch an den Tisch des Alten und knüpften ein Gespräch mit demselben an. Ist man doch oftmals, wenn auch unbewußt, dazu bestimmt, die Leiden Anderer durch Trostworte oder hülfreiche That zu lindern. Der Alte begann nach einiger Unterhaltung von selbst die Erzählung seines Schicksals:

„Im Jahre 1851“, erzählte der Alte, „verließ ich mit meinem lieben Weibe und drei Kindern meine süße Heimath, das Schwabenland, um über dem Meere in dem Lande der Freiheit und der Hoffnungen ein neues Vaterland zu suchen. Meine älteste Tochter, die an einen wohlhabenden Nachbarsmann, der mir und meinem Kinde wegen seines edlen Herzens und seiner Thätigkeit gefiel, verheirathet war, blieb allein in Deutschland zurück.

Mich durchzog damals, als ich mit meinen Theuren die Wanderung antrat, ein eigenthümliches Gefühl, es war mir, als sollte ich nicht nach Amerika gehen, sondern zu Hause bleiben, allein andere Landsleute, die denselben Weg betraten, befestigten wieder den gefaßten Entschluß.

Es war gerade Herbst, als wir die Heimath verließen, es war also das Weh einer doppelten Trennung, der Sommer mit seinen Reizen, seinen süßen Träumen sagte „Lebe wohl“ und auch wir sagten „Lebe wohl“ der theuren Gegend, die uns groß gezogen, die meine Jugend und mein Alter gesehen. Als ich noch einmal die Georginen in meinem Garten betrachtete und mein Auge über den mit dem blassen Rosa der Zeitlose bekleideten Wiesengrund warf, da beschlich mich eine Melancholie, die mich zu Thränen brachte. Das sogenannte Weltbürgerthum wollte mir nicht in den Kopf.

Die Seefahrt ging glücklich von statten, wir, kamen nach New-York. Die Neuheit dieses Lebens, die Menge der großen und kleinen Segel, die sich in der Bai schaukelten, der lichtblaue Himmel, die zierlich schimmernden Landhäuser, das noch frische Grün des ganzen Landes, das dem Auge nach der einförmigen Seefahrt so wohlthuend ist, Alles winkte mir freundlich und einladend entgegen, wir versprachen uns goldne Berge. In den Straßen der volkreichen Stadt gefiel es uns gut, das ganze Treiben in denselben schien das Gepräge des Wohlstandes und einer ungezwungenen Zufriedenheit an sich zu tragen. Allein ich befand mich noch nicht zwei Tage in der westlichen Weltstadt, als ich auch schon etwas überall vermißte, nämlich die Solidität. Das ganze Haschen und Jagen der Amerikaner in ihren Geschäften verbarg etwas Krankhaftes und Schwächliches; ich merkte nur zu bald, daß das Motiv bei allen Handlungen nur „Geld“ ist, daß man selbst bei rein sittlichen Zwecken nicht weiß, wo dabei das Geldgeschäft aufhört und der sittliche Zweck anfängt.

Wir hielten uns nicht lange in der westlichen Weltstadt auf; nachdem wir mit einem ansehnlichen Deutschen, dessen Kommissionsbureau uns empfohlen war, über den Kauf eines Gutes einen Kontrakt abgeschlossen hatten, traten wir einen Weg von mehreren hundert Stunden nach den Ufern des Missouri an. Unter unzähligen Leiden und Mühsalen gelangten wir nach St. Louis, in dessen Nähe unsere Farm liegen sollte. Wir eilten an Ort und Stelle, allein die bezeichnete Farm besaß bereits ein Anderer. Alle meine Bemühungen bei Gericht, alle Verwendungen theilnahmsvoller Menschen waren vergebens. Mein Geld war verloren, ich mußte mir ein zweites Gut kaufen. Dasselbe lag in einem waldigen, von Sümpfen durchzogenen Thale, und mußten wir erst mehrere Monate unter den härtesten Anstrengungen arbeiten, um nur einigermaßen auf hinreichenden Ertrag rechnen zu können.

(Schluß folgt.)

Das Komplot gegen den Kaiser der Franzosen.

(Fortsetzung.)

Seit mehr als einem Monat waren zwei von Massarenti angeworbene Meuchelmörder von Mazzini und Ledru-Rollin nach Paris gesandt worden. Nachdem sie ihre letzten Instruktionen, um ein Attentat auf das Leben des Kaisers zu machen, erhalten hatten, wurden sie an einen Mitschuldigen adressirt, der seit mehreren Jahren Paris bewohnte und sich dort unter falschen Namen verbarg, um eine günstige Gelegenheit zu erwarten, ein Verbrechen zu begehen. Mehrere Monate vor der Ankunft dieser beiden Meuchelmörder war das zur Ausführung des Verbrechens bestimmte Material nach Paris befördert worden. Es bestand aus einer großen Anzahl Dolche und Pistolen, von welch letzteren eins, aus zwei über einander gelegten Läufen bestehend, durch seine Form an das Pistol erinnerte, von welchem Pianori Gebrauch machte.

Endlich wurden zwei neue Meuchelmörder von Massarenti in Vorschlag gebracht. Von Genua aus, wo Mazzini sich aufhielt, beauftragte er Campanella, an seiner Stelle zu urtheilen, ob sie zugelassen werden sollten, um an ihrem verabscheuungswürdigen Plane mit zu arbeiten, und für den Fall, daß Campanella sie annehmen werde, forderte er ihn, so wie Massarenti auf, bei dem Bierbrauer Stansfield Geld zu erheben, um die beiden Neuen zum Pariser Mitschuldigen zu senden, und ihnen von diesen Waffen geben zu lassen, die er in dem schon zu seiner Verfügung gestellten Material auswählen sollte. Alle diese Thatsachen gehen klar und deutlich aus den drei Berichten hervor, deren Inhalt hier mitgetheilt werden muß. Der erste ist an Massarenti gerichtet, wie die Aufschrift und das Wort, mit welchem er beginnt, andeutet und lautet:

„Lieber Massarenti! Ich habe Ihren Brief vom 6. erhalten (er trägt das Datum vom 10. Juni.). Was die zwei Freunde von Bol (wahrscheinlich Bologna) und Fa (wahrscheinlich Faenza) betrifft, deren Vorschlag Sie mir zukommen lassen, so ist die Sache wichtiger geworden denn je, weil die Frage ganz darauf beruht. Ich kann dieselbe jedoch nicht beurtheilen. Sie können es; kennen Sie dieselben gut? Halten Sie dieselben für fähig und wirklich entschlossen? Gehen sie alsdann zu Camp (Campanella) und sprechen sie mit ihm. Ich habe Ihn beauftragt und unterrichtet. Erinnern Sie Sich an das, was ich Ihnen über die Methode, die befolgt werden muß, gesagt habe, unabhängig, zwei und zwei, dieses ist das einzige Mittel. Wenn der Freund abgereist ist, was Sie durch die Journale erfahren werden, so ist es unnütz, sowohl für Sie als für die beiden, welche mit Ihnen sind. Wenn er vom Lande zurückkommt und bleibt, dann haben die beiden alten Freunde ebenfalls etwas Geld nöthig, und wenn Sie zum Freunde der Bierbrauerei gehen, so wird er Ihnen für sie geben; ich habe ihm den Befehl dazu ertheilt. Die beiden Neuen müssen sparsam seyn. Ich würde gern Millionen geben; aber ich kann nicht. Die Ausgaben in Italien sind unglaublich. Ihr Joseph.“

Man hat in dieser so wenig verschleierten Sprache leicht das Projekt zur Ermordung des Kaisers erkannt, so wie das darin erwähnte Hinderniß, das sich der Ausführung entgegenstellte, nämlich die Reise Sr. Majestät nach Fontainebleau, und endlich den Gegenstand, der das Allgemeine in Anspruch nimmt, sich auf Italien bezieht, und die Sache, die in Paris ausgeführt werden soll, wichtiger macht, denn je.

Die italienischen Angelegenheiten nehmen in dem zweiten an Campanella gerichteten Briefe einen größeren Raum ein. Mazzini spricht darin zuerst von einem Zwischenfall, der den Erfolg seiner Plane in Gefahr bringt; aber die bitteren Bemerkungen, die ihm dieses einflößt, bringen seine Ideen auf die Pariser Affaire zurück. Dieser zweite Brief trägt als Aufschrift das einzige Wort Camp, welches hinlänglich den Angeklagten Campanella bezeichnet. Er ist vom 16. Juni datirt, wie der vorhergehende, und beginnt mit folgenden Worten:

„C. F. (wahrscheinlich Caro Fratel)! Ein ganzes Gebäude, mit einer unendlichen Schwierigkeit aufgebaut, ein unerwarteter Erfolg bis heute, und bemerke wohl, daß heute der entscheidende Tag war, ist zusammen geworfen worden durch Einen Windstoß in Folge eines vom Sturme heimgesuchten Schiffes, welches das Material und andere Gegenstände ins Meer werfen mußte. Denn ohne diese Dinge kann die andere Operation, die heute stattfinden sollte und die nicht mißglücken konnte, nicht gemacht werden; man möchte sich den Kopf wider die Wand rennen. Ich thue es nicht und sage, man muß wieder von vorn anfangen. Du mußt wissen, daß ich noch eine Chance habe, um das Gebäude mit Einem Schlage wieder aufzurichten, ich werde nächsten Sonntag etwas darüber erfahren. Jetzt höre. Willst du in geheimer Unterredung Massarenti über die Pariser Affaire verhören? Wisse, daß sie mehr als erwünscht und dringlich ist. Es sind zwei, die sich vorschlagen, aber die Hauptfrage ist, zu wissen, ob er sie kennt, ob er sie genau kennt und er sie für fähig hält. Im bejahenden Falle, ob sie Geld fordern, um einen Monat am Orte zu leben; ob ihre Forderungen mäßig sind und ob die Ueberzeugung von Mass (Massarenti) günstig ist; dann suche er, oder sie mögen Pässe suchen. Ich kann mich von hier aus nicht damit beschäftigen. Einliegend eine Zeile für

den Massarenti bekannten Freund, der die Rue Menilmontant Nr. 122 wohnt: dort findest sie das Material. Es gibt noch zwei Andere; meine Absicht ist aber, daß sie unabhängig von einander handeln. Ich handle hier eben so. Falls Alles gut geht, verlange von James Geld, den ich benachrichtige und zu dem ich dich schicke. Massarenti, ich muß ihm nach einer langen Erfahrung diese Gerechtigkeit widerfahren lassen, ist das eingefleischte Geheimniß, und du darfst nur mit ihm zu thun haben. Die Rose ist lebensfähig, für das Land, und deßhalb zähle ich auf dich. Lebe wohl, mit einem Sturm im Herzen, aber immer der Deine! Gui.“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt aus Stuttgart, 4. August: Gestern wurde hier eine weibliche musikalische Celebrität zur Erde bestattet, wobei sich eine so allgemeine Theilnahme aus allen Ständen kund gab, wie sie gewiß nur selten einem in bescheidenen Verhältnissen und als alte Jungfer lebenden Wesen zu Theil wird. Es war dieß Emilie Zumsteeg, die ledige, 61 Jahre alt gewordene Tochter jenes berühmten Stuttgarter Kapellmeisters Zumsteeg, welcher in der hohen Karlsschule zu dem kleinen Kreise der vertrauten Freunde Schillers gehört hatte. Fräulein Emilie Zumsteeg war ein entschiedenes musikalisches Talent, und genoß den Ruf einer ganz besonders begabten Klavierlehrerin, als welche sie viele Jahre lang in den bedeutenderen Häusern hiesiger Residenz sehr gesucht war. Sie war eine der Mitbegründerinnen des hiesigen weiblichen Liederkranzes, als welche sie bei den ersten Schillerfesten in unserer Stadt einen sehr thätigen und anregenden Antheil nahm. Seit längerer Zeit war sie jedoch sehr leidend, und seit fast einem Jahr beständig krank.

Dieser Tage bot ein Bauer in Kitzingen eine Fuhre Wellen vergebens um 5 fl. feil; man bot ihm nur 3 fl. 30 kr. Aergerlich über dieses Angebot rief er endlich aus: „Lieber werf ich sie in den Main!“ — Schnell waren einige lustige Leute bei der Hand, die ihm noch ein Trinkgeld zusagten, wenn er das thue; der Bauer, dadurch gereizt, behauptete sein Wort. Die Leute legten als Trinkgeld 1 fl. 52 kr. zusammen, der Bauer führte sodann sein Gefährte langsam dem Maine entlang und einer der Spaßvögel warf alle 10 Schritte ein paar Wellen in's Wasser, während der Bauer brummte und nicht bemerkte, daß ein großer Nachen vom Ufer nachfuhr, und die hinabgeworfenen Wellen aufnahm, und er auf diese Weise also seine Wellen noch weit unter dem gebotenen Preise an den Mann brachte.

Wie aus Eisenach mitgetheilt wird, befanden sich die Arbeiter im Tunnel der Werra-Bahn (in der Nähe der genannten Stadt) kürzlich in großer Lebensgefahr. Beim Sprengen im Einschnitt flog ein großes Felsenstück gegen 50 Fuß tief in die zweite Abtheilung des Tunnels auf den daselbst befindlichen Vorrath von 40 — 50 Pfund Pulver, entzündete dieses und warf die 100 Fuß weiter hinten Arbeitenden der zweiten Schichte, so wie die gegen 300 Fuß oder mehr zurück befindlichen Leute der obersten Schichte sämmtlich zu Boden, ohne irgend einen Mann weiter zu verletzen. Die mit dem Schreck Davongekommenen mußten sich beeilen, aus dem furchtbaren erstickenden Pulverdampf zu gelangen, was nur mit der größten Anstrengung, aber doch glücklich von Allen bewirkt wurde.

Aus Kissingen erzählt die N. Pr. Ztg. folgende Anekdote: Der Kaiser von Rußland hatte die Uniform des ihm verliehenen Chevauxlegers-Regiments erhalten, in der er dem König von Bayern seinen Besuch machen wollte. Die in Kissingen anwesenden Offiziere des genannten Regiments sollten den Kaiser begleiten und wurden deßhalb von einem Diener aufgesucht; dieser nun findet sie nicht, geht ins Kurhaus und von da nach dem Palais, wo ihm der Kaiser in Uniform begegnet. Ganz ruhig tritt er auf ihn zu mit der Frage: „Sie, könnens nit so gut seyn und mir sogen, wo ich d'Herrn Schwoleschè-Offiziere find?“ — Nun, was sollen denn Die? fragte der Kaiser. „Ei, sollen gleich 'nein kumme zum Kaiser!“ Dieser drehte sich um und lachte herzlich.

Unsere Leser werden sich noch des beklagenswerthen Ereignisses erinnern, welches wir Anfangs Mai dieses Jahres aus Weimar meldeten, wo bei einer seiner Vorstellungen der bekannte Herr Bosco Sohn das Unglück hatte, sich einen Ladstock durch die Hand zu schießen. Man glaubte, daß derselbe nie wieder seine Kunst würde ausüben können. Dieß hat sich aber nicht bestätigt, da Bosco gegenwärtig in Erfurt verweilt und Vorstellungen in der ägyptischen Magie gibt. Der Umstand, daß er in Folge jenes Unfalles nur des Gebrauches von sieben Fingern mächtig ist, hindert ihn nicht, mit seiner früheren Geschicklichkeit zu glänzen.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 190 Dienstag, 11. August 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

„Ich weiß nicht;" fuhr der Erstere langsam und mit Anstrengung die Worte zusammenreihend fort, „ob Sie jemals das Gefühl kennen gelernt haben, welches wir wahre Liebe nennen. So viele zärtliche Verhältnisse ich auch im Leben geschlossen, so habe ich dieses Gefühl doch nur ein einzigesmal empfunden, und zwar mit einer Allgewalt, die selbst hier auf meinem Sterbelager ihren Zauber auf mich übt. Ich werde kurz seyn, denn meine Zeit ist gemessen. Es war ungefähr vor zwei Jahren, als ich den Obristen Alberti, einen gebornen Deutschen und einen der tüchtigsten Offiziere unsrer Armee, kennen lernte. Er war Wittwer und besaß einen hoffnungsvollen Sohn von sechszehn Jahren, welcher sich in der Junker-Akademie befand und eine um zwei Jahre ältere Tochter, Konstantia, ein Musterbild von Herzensreinheit, geistiger Bildung und äußerer Schönheit. Sie war es, die den Götterfunken der wahren Liebe in mir entzündete, der noch jetzt in meinem brechenden Herzen flammt. Die kleine Familie lebte in Petersburg, wo sich das Regiment des Obristen befand, still und glücklich zusammen, und als es mir vergönnt wurde, in ihren Kreis zu treten, fühlte ich mich so beseligt, als ob mir ein Paradies erschlossen worden wäre. Es schien, als ob eine höhere Macht mich und Konstantia für einander bestimmt hätte; denn wir hatten uns kaum gesehen, so schlugen auch unsere Herzen schon zusammen. Aber unser Glück war nur ein Traum von wenigen Monaten; denn als ich meinem Vater meine Liebe entdeckte und um seine Einwilligung zu unserer Verbindung bat, gerieth dieser in den heftigsten Zorn und schwur hoch und theuer, mich zu verstoßen, zu enterben und zu verfluchen, wenn ich es wagen würde, diese Bitte noch einmal zu wiederholen. Der Obrist Alberti war ja nur von bürgerlicher Herkunft und ein Mann von mäßigem Vermögen. Es wurde ihm von meinem Vater angedeutet, mir sein Haus zu verbieten und er mußte es thun, um die Ehre seiner Tochter willen, da jede Aussicht auf eine Verbindung zwischen uns geschwunden war. Ich aber wurde mit einem Auftrage der Regierung an unsere Gesandtschaft nach Paris gesendet, wo man mich mehrere Monate gleichsam in der Verbannung festhielt, bis ich Befehl erhielt, mich, ohne Petersburg zu berühren, nach Warschau zu meinem Regimente zu begeben. Sobald ich dort eintraf, zog ich Nachrichten ein, über den Obristen Alberti und seine Familie. Ich mußte Entsetzliches erfahren. Konstantia war nach unserer Trennung in eine seltsame Nervenkrankheit verfallen, durch welche sie zuweilen in einen somnambulen Zustand versetzt worden, welcher nicht selten mit einer Lethargie endigte, die alle ihre geistigen und körperlichen Kräfte in Erstaunen versetzte. Einer unserer jungen Wüstlinge, der Graf Tortschin, hatte davon gehört, und Konstantia's Arzt war schwach genug gewesen, seinen Bitten nachzugeben und ihn bei ihr einzuführen, als sie sich gerade in jenem somnambulen Zustande befand. Ihr heller Blick schien auch wirklich sogleich einen gefährlichen Feind in ihm erkannt zu haben; denn sie zeigte einen heftigen Widerwillen gegen ihn und bat den Arzt, den Grafen nie wieder in ihre Nähe zu bringen. Dieser versprach es auch, aber Tortschin, der eine wahrhaft rasende, sinnliche Leidenschaft für Konstantia gefaßt hatte, die ihn Ehre und Menschlichkeit vergessen ließ, hatte ihr Mädchen bestochen, welches ihn in das Zimmer ihrer Herrin ganz insgeheim einließ, während diese sich gerade in ihrem lethargischen Zustande befand, der sie ihrer Besinnung beraubte und zu jedem Widerstande unfähig machte. Der Elende benutzte diesen hülflosen Zustand, um sie zu entehren. Indem sie in seinen Armen erwachte, gelangte sie auch zum Bewußtseyn der ihr angethanen Schmach; sie stieß ihn mit Abscheu von sich und ihr Geschrei rief das ganze Haus herbei. Dem Grafen gelang es, durch die treulose Dienerin zu einer Hinterthür gezogen, wie ein Dieb zu entwischen. Der Obrist wüthete, er durchsuchte ganz Petersburg, um dem Niederträchtigen die wohlverdiente Züchtigung zu Theil werden zu lassen; doch dieser war aus der Resi-

denz verschwunden; Niemand wußte wohin? Da wendete sich der beleidigte Vater an das Gericht, um den Verbrecher zur Strafe zu ziehen; doch der junge Graf hatte mächtige Verwandte, welche bereits einer Anklage vorgebaut hatten, und die Richter erklärten: sie könnten nichts weiter thun, als dem Angeklagten eine Geldbuße auferlegen, die der Entehrten zufließen solle. Mit Abscheu wies der beleidigte Vater diese noch beleidigendere Vermittelung zurück, und wollte seine Klage beim Kaiser selbst anbringen. Doch man hatte bereits Maßregeln getroffen, ihm den Zutritt bei dem Monarchen, der sicher ein gerechtes Urtheil gesprochen hätte, zu wehren. Als er aber öffentlich bittere Aeußerungen darüber fallen ließ, wurde er verhaftet und bald darauf, wegen aufrührerischer Reden verabschiedet, zwar mit einer Pension, doch unter der Bedingung, sich augenblicklich aus Petersburg zu entfernen und sich mit seiner Tochter an einem beliebigen Ort des Reiches, doch wenigstens hundert Werste weit von der Residenz, niederzulassen. Der wackere Mann verschmähete die Pension, raffte sein kleines Vermögen zusammen und verließ noch an demselben Tage mit seiner unglücklichen Tochter die Stadt. Sein Sohn aber durfte ihm nicht folgen; denn man hielt ihn gleichsam als Geißel für das ruhige Verhalten des Vaters in der „Akademie der Junker“ zurück. Sobald ich wieder in Warschau eintraf und diese empörende Geschichte vernahm, war es meine eifrigste Sorge den schändlichen Ehrenräuber zu züchtigen, doch nie gelang es mir, seinen Aufenthalt mit voller Gewißheit zu erfahren und alle meine Briefe an ihn, die eine Ausforderung auf Leben und Tod enthielten, erhielt ich unerbrochen zurück, mit der Bemerkung: „Empfänger ist nicht gegenwärtig.“ Erst am Tage vor der Schlacht erfuhr ich, daß Graf Torischin sich in Sympheropol, bei dem Generalstabe des Fürsten Mentschikoff, befinden solle und nur meine Verwundung hat mich bisher abgehalten, weiter nach ihm zu forschen. Eben so scheiterten auch alle meine Bemühungen, in Erfahrung zu bringen, wohin sich der Obrist Alberti mit seiner Tochter gewendet hatte, und ich richte nur meine dringendste Bitte an Sie: meine Nachforschungen fortzusetzen und Konstantia dieß Päckchen entweder selbst zu übergeben, oder wenn Ihnen dieß nicht möglich seyn sollte, auf dem sichersten Wege zukommen zu lassen.“ Er zog ein versiegeltes Packet in Briefform unter seinem Kopfkissen hervor und übergab es ihm, indem er fortfuhr: „Es enthält mein Vermächtniß und ich hoffe, obgleich mein Vater mir meinen heißesten Wunsch versagte, den ich jemals an ihn gerichtet, so wird er doch meinen letzten Willen ehren. Aber auch für Sie habe ich ein Vermächtniß! Ich vererbe Ihnen meine gerechte Rache an dem Elenden und ich bin überzeugt, Sie werden ihn so scharf züchtigen, wie er es verdient und wie ich es selbst gethan haben würde, wäre es mir nur gelungen, ihn schon früher aufzufinden. Haben Sie vielleicht schon von ihm gehört?“

„Allerdings;“ entgegnete Stanislaus. „Er ist in unserm Regimente an Ihre Stelle getreten und mein Hauptmann geworden.“

„Hauptmann meiner braven Kompagnie?“ rief Trubetzkoi schmerzlich und ein edler Unwille ließ auf Augenblicke eine leichte Röthe über sein bleiches Antlitz flammen. „Man hätte wahrlich keinen schlechteren Nachfolger für mich wählen können; denn es sollen ihm alle militärischen Kenntnisse mangeln und nur durch seine einflußreiche Verwandtschaft ist es ihm gelungen, sich zum Generalstabe emporzuschwingen. Durch diesen fatalen Umstand aber werden Sie verhindert werden, mein Rachewerk zu übernehmen; denn als ihr Vorgesetzter würde er es Ihnen verweigern, einen Zweikampf mit Ihnen auszufechten und nach den Kriegsgesetzen würden Sie sich noch eine harte Ahndung zuziehen, wenn Sie es wagten, ihn herauszufordern.“

„Und doch werde ich das ehrenvolle Vermächtniß, welches Sie mir zugedacht haben, übernehmen und nach besten Kräften auszuführen suchen;“ erwiderte Stanislaus entschlossen. „Ich werde mich sogleich darum bemühen, zu einem andern Regimente versetzt zu werden und ich denke: man wird es mir um so lieber bewilligen, da ich mir die Zuneigung meiner Kompagnie in so hohem Grade erworben, daß man bereits angefangen hat, mich mit Mißtrauen zu betrachten.“

Statt aller Worte des Dankes reichte ihm der Fürst seine Hand und sprach: „Ich habe mich nicht in Ihnen getäuscht; Sie sind ein wahrer Edelmann. Erlauben Sie mir, daß ich Sie in den letzten Minuten, die mir noch vergönnt sind, Freund nenne. Ich bedaure es schmerzlich, daß wir uns nicht früher kennen lernten, unsere Herzen würden sich verstanden haben.

(Fortsetzung folgt.)

Das Komplot gegen den Kaiser der Franzosen.

(Fortsetzung.)

Das dritte Schriftstück, das die Form eines einfachen Billets hat, war in den Brief an Campanella eingeschlossen; es war augenscheinlich an den in Paris wohnenden Mitschuldigen gerichtet, der mit dem Empfang und der Direktion der Meuchelmörder beauftragt war. Der Empfänger ist

darin nur mit dem Buchstaben A. P. T. bezeichnet, aus welchem man lesen muß: A. Paola Tibaldi. Es ist folgendermaßen abgefaßt:

„Die Ueberbringer sind in Allem die Nämlichen, wie die Beiden, welche Sie kennen. Behandeln Sie dieselben auf die nämliche Weise und ohne Rückhalt; aber lassen Sie getrennt arbeiten; dieß ist besser für Alle. 10. Juni. Ihr Giuseppe.“

Die drei Schriftstücke, welche hier vorliegen, überliefern nicht allein die Geheimnisse der Verschwörer, der Brief an Campanella enthielt auch eine kostbare Andeutung, vermittels welcher mehrere derselben ergriffen und den Händen der Justiz übergeben werden konnten. Man las darin, daß der gemeinschaftliche Freund Massarenti's, d. h. der Mitschuldige von Paris, in der Rue Menilmontant Nr. 122 wohnte; übrigens hatte man schon durch frühere Nachforschungen seinen Namen, Paolo Tibaldi, entdeckt; was jedoch diese früheren Nachforschungen nicht hatten kennen lehren, war, daß in diesem Hause der Rue Menilmontant Nr. 122 das Material des Verbrechens sich befinden soll.

Der Angeklagte Tibaldi wurde am 13. Juni in seiner Wohnung verhaftet; am nämlichen Tage nahm man die Verhaftung der Angeklagten Bartolotti und Grilli in einem Zimmer vor, welches sie in der Straße des Faubourg St. Denis Nr. 82 bewohnten, und zwar der erste unter dem falschen Namen Lazzeri, der zweite unter dem von Faro. Zu gleicher Zeit saisirte man in dem Portefeuille Tibaldi's die Adresse des Bierbrauers Stansfield in London, und in den Papieren Bartolotti's einen Brief, den Massarenti ihm am 26. Mai 1857 geschrieben hatte und dessen Inhalt weiter unten mitgetheilt werden wird.

Eine noch wichtigere Beschlagnahme wurde am 4. Juni bei den Eheleuten Gallibourg vorgenommen, die eine Wohnung in dem nämlichen Hause, wie Tibaldi, Rue Menilmontant Nr. 122, inne hatten. Gegen den Monat Februar 1857 hatte die Frau Girot, die mit Tibaldi zusammenwohnte, von den Eheleuten Gallibourg die Erlaubniß erhalten, in ihrer Wohnung einen verschlossenen Koffer zu deponiren, der, wie sie sagte, Tibaldi angehöre. Nachdem die Justiz diesen Koffer hatte öffnen lassen, fand sie, unter alten Kleidern und Lumpen verborgen, fünf Dolche englischer Fabrikation, vierzehn Taschenpistolen mit doppelten Läufen, eine Kavalleriepistole mit zwei über einander liegenden Läufen, einen Revolver mit fünf Läufen, zwei Kugelformen und zwei Schachteln mit Zündhütchen; alle diese Pistolen waren mit Kugeln geladen und zum Abfeuern bereit. Zwei vereidete Waffenkenner, welche die Justiz vorlud, erklärten, daß die Kavalleriepistole und besonders der Revolver Waffen von großer Präzision seyen. Was die Dolche anbelangt, so waren dieselbe alle in ihre Scheiden eingeschlossen und mit einer braunen, verdächtig aussehenden Masse bedeckt. Ein vereideter Chemiker, mit der Analyse dieses Stoffes beauftragt, konstatirte, daß derselbe nicht die geringste Aehnlichkeit mit dem Fette habe, womit man die Waffen bestreiche, um sie vor Feuchtigkeit zu bewahren; denn er habe gerade Stahlrost auf mehreren der saisirten Dolche erzeugt; daß er von einem Pflanzenstoffe herzurühren scheine; daß derselbe, obgleich er keine giftige Materie enthalte, doch in gewissen Fällen bösartige Wunden hervorbringen könne.

Tibaldi ist ein in Italien geborener Arbeiter in optischen Gegenständen, welcher jedoch seit 1850 in Paris lebt. Er hat zugestanden, daß er 1852 eine Reise nach London gemacht, woselbst er sich ein Jahr lang aufhielt; daß er im Monat Januar 1858 dahin zurückgekehrt sey, jedoch dieses Mal nur drei Wochen dort zugebracht habe. Von seinem ersten Verhöre an vertheidigte sich dieser Angeklagte, indem er läugnete, und bestand bis zum Ende auf diesem Vertheidigungs-System. Einfache Verneinungen konnten bei gewissen, bis zur Augenscheinlichkeit bei den ersten Akten der Untersuchung bewiesenen Thatsachen indessen nicht ausreichen. Als er zum Beispiel behauptete, Massarenti nicht zu kennen, legte man ihm zwei auf der Post saisirte Briefe vor, von denen den einen Massarenti am 8. Juni und den anderen am 12. des nämlichen Monats an ihn gerichtet hatte, und die beide mit den Worten begannen: Caro Tibaldi. Ebenfalls gezwungen, zu gestehen, daß er Beziehungen zu Bartolotti gehabt habe, gab er zu, ihn 1850 in Turin gekannt und ihn zufällig in Paris kurze Zeit vor seiner Verhaftung wieder angetroffen zu haben. Aber fast sofort wurde er durch die Erklärung Bartolotti's widerlegt, daß ihre Bekanntschaft erst von der viel späteren Epoche herrühre, wo Grilli und Bartolotti zu ihm nach Paris gesandt worden seyen, um ein Attentat gegen das Leben des Kaisers zu begehen. Tibaldi hatte zuerst feierlich in Abrede gestellt, daß die Frau Giro auf sein Verlangen bei den Eheleuten Gallibourg den saisirten, Waffen enthaltenden Koffer deponirt habe; als man ihm diese Waffen und diesen Koffer vorzeigte, war er genöthigt, die Thatsache zu bekennen, indem er sich auf die Behauptung beschränkte, daß der Koffer ihm ein Jahr vorher von einem gewissen Merighi anvertraut worden sey, und daß er den Inhalt nicht gekannt habe, da man ihm den Schlüssel nicht zugestellt und Merighi ihm gesagt habe, er enthalte Bücher und Papiere.

Es geht aber aus den förmlichen Erklärungen der Frau Girot hervor, daß der in Rede stehende Koffer von Tibaldi in ihre gemeinschaftliche Wohnung vor höchstens fünf oder sechs Monaten und jeden

falls nach der Reise, die Tibaldi im Monate Januar 1857 nach London machte, gemacht wurde. Als man andererseits Tibaldi aufforderte, den Rock und die Hosen, in welchen die Waffen verborgen waren, anzulegen, stellte es sich heraus, daß sie nach seiner Taille gemacht waren. Endlich war es dem weiteren Verlaufe der Untersuchung vorbehalten, den Verneinungen des Tibaldi noch das bestimmteste Dementi zu geben; denn der Schlüssel des Koffers wurde am 18. Juli in seiner eigenen Wohnung aufgefunden; er war bereits am 12. Juni bemerkt worden, ohne daß man jedoch zu dieser Zeit die Wichtigkeit dieses Beweismittels ahnen konnte. — In der ersten Phase der Prozedur hatte der Angeklagte Grilli Alles geleugnet. Weniger in Verlegenheit gesetzt als Tibaldi durch die schon erhaltenen Resultate der Untersuchung, konnte er sich hinter einem vollständigen Leugnen verschanzen. Bartolotti, sagte er, sey der einzige der Angeklagten, den er gekannt; er habe ihn zum Erstenmal auf dem Schiffe gesehen, daß sie von London herübergebracht habe, und dieser ganz zufällige Umstand habe sie dazu gebracht, eine gemeinschaftliche Wohnung zu nehmen. Bartolotti hat sich vom ersten Augenblicke an geneigter gezeigt, zum wenigsten einen Theil der Wahrheit zu gestehen. In seinem Verhöre vom 31. Juli gestand er, daß er von London nach Paris Ende April 1857 mit einem Passe auf dem Namen Lazzeri und in Gesellschaft Grilli's gekommen sey, der sich selbst unter dem falschen Namen Faro verborgen habe.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Jedes Volk hat seine eigene Trauerfarbe.] Der Europäer bedient sich der schwarzen; der Syrier der himmelblauen oder violetten. Die Aegyptier trauern dunkelgelb, die Aethiopier grau, die Japanesen weiß. Jede dieser Nationen folgt darin einem richtigen Gefühl. Die Syrier trauern himmelblau zum Andenken an den Ort, an welchen man die Gestorbenen wünscht. Die Aegyptier sind der Meinung, das Dunkelgelbe stelle das Ende des Lebens und aller irdischen Hoffnungen vor, weil die verwelkten Blätter auch gelb werden. In Aethiopien ist die Trauer grau, weil die Muttererde grau ist, in welche die Todten zurückkehren. Das Weiß der Japanesen versinnbildet die Reinheit des Lebens der Gestorbenen. Den Verlust alles Lichtes, alles Lebens, aller Freude deutet unsere schwarze Trauerfarbe an.

Eine deutsche Erfindung hat wieder einmal im Ausland den Sieg davongetragen. Die französische Artillerie probirte in letzter Zeit Kanonen von Gußstahl aus der Krupp'schen Fabrik in Essen an der Ruhr, wobei eine Gewaltprobe interessant war; aus einem 25pfündige Kanonen-Haubiz-Rohre wurden zuerst 3000 Schüsse mit gewöhnlicher Ladung und dann noch 5 Schüsse mit 6 Kilo's Pulver und 5 Kugeln ohne die geringste Beschädigung des Rohrs abgefeuert, sodaß der Kommandirende „Halt" gebot, „weil es schade wäre, ein solches Geschütz bis zum Sprengen zu probiren, wie im Programm vorgeschrieben stehe." — In Folge dessen, hat Hr. Krupp von der franz. Regierung eine Lieferung von 300 Stück 12 Pfünder Kanonen-Haubiz-Rohre übertragen erhalten.

Literary Gazette kündigt den Tod des Lieutenants James Holman in London an, des sogenannten „blinden Reisenden," dessen Persönlichkeit und Reisebeschreibungen durch die seltsame Lage des Verfassers zu ihrer Zeit viel Aufsehen erregten. (Sein hauptsächlichstes Werk „A Voyage round the World. 4 Vols. 1834") Er war Lieutenant auf der königlichen Flotte, und hatte das Unglück, sein Gesicht im Dienst zu verlieren, worauf er in Begleitung eines Dieners seine Reisen 1822 durch Deutschland und Rußland begann, die ihn bis 1000 Meilen weit über Tobolsk führten. Seine Reise um die Welt (Afrika, Asien, Australien und Amerika) geschah von 1827 bis 1832; die Beschreibung ward für sein bestes Werk erklärt.

Vor einiger Zeit wurden die Bewohner Straubings durch mehrere hundert Storchen heimgesucht, welche eine Nacht auf ihren Dächern und Kaminen Lager suchten und andern Morgens, nachdem sie dem zahlreichen Volke der Grünröcke in den nahen Teichen und Sümpfen einen Besuch abgestattet und daselbst ein reiches Frühstück eingenommen hatten, sich in die Luft erhoben und dem bayrischen Walde zuzogen. Einige unserer ernstesten Politiker wollen in dieser auffallenden Erscheinung das sichere Zeichen eines nächstens ausbrechenden Krieges erblicken!!

Der Geschäftsbetrieb an dem Selterser Mineralbrunnen ist seit längeren Jahren nicht so stark und lebendig gewesen, als gegenwärtig. Es läßt sich mit Sicherheit annehmen, daß der diesjährige Debit den sich auf mehr als zwei Millionen Krüge belaufenden Absatz des vorigen Jahres bedeutend überschreiten wird. Durch die in neuerer Zeit vervollkommnete Füllungsmethode behält das versendete Selterser Wasser selbst Jahre lang seinen vollen natürlichen Gasgehalt.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag der Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 191 Mittwoch, 12. August 1857.

Das Komplot gegen den Kaiser der Franzosen.

(Fortsetzung.)

Tibaldi habe ihnen eine Wohnung im Faubourg St. Denis verschafft. Nachdem sie einige Zeit in Paris zugebracht hätten, wäre er allein nach England zurückgekehrt und erst in den ersten Tagen des Monats Juni zurückgekommen. In London hätte er Massarenti gesehen, aber er kenne Mazzini nicht und habe die Mission, den Kaiser zu ermorden, nicht erhalten. Indessen würde ein wichtiges bei Bartolotti im Augenblicke seiner Verhaftung saisirtes Aktenstück hingereicht haben, um der Justiz darzuthun, daß diese letzten Worte nicht aufrichtig waren. Er hatte in York Ende Mai 1857 folgenden Brief von Massarenti erhalten:

„London, 26. Mai 1857. Lieber Bartolotti! Wir sind jetzt in einer schönen Verlegenheit! Ich erhalte in diesem Augenblicke einen Brief des Alten, in welchem er mir von Euch Beiden spricht, indem er glaubt, daß ihr Euch noch auf Eurem Posten befindet; ferner glaubt er, daß Ihr darauf besteht, zu bleiben, und es wahrscheinlich ist, daß er erfährt, daß die Sache vollbracht ist, in Anbetracht, daß nach dem ihm gemachten Berichte der Henker von einem Augenblick zum andern nach dem bezeichneten Orte abgehen wird. Was soll ich ihm also antworten? In dem Briefe, den ich erhalten habe, sagte er mir, daß er von Eurem guten Willen hoffe, daß er jenes Ortes nicht müde werde; selbst dann nicht, wenn er fortgegangen, da er sicherlich zurückkommt .... Ich glaube, du verstehst mich, ohne daß ich dir Alles erkläre. Jetzt will er eine Antwort; was soll ich ihm antworten? wenn du gethan hättest, was Paul gethan hat, wenn du auf deinem Posten geblieben wärest, so wären wir heute nicht in Verlegenheit. Du hast kein Geld mehr; der Andere hat vielleicht noch. So gibt es keinen Grund mehr, ihm zu antworten, wenn es zum wenigsten auf dem Terrain ausgegeben worden wäre. Dieses würde nichts thun, denn es war dazu bestimmt, es war nicht für die Promenade hergegeben worden. Wenn keins mehr dagewesen wäre, so würde es kein Unrecht gewesen seyn, mir zu schreiben, ich hätte mein Möglichstes gethan, um Euch welches zu senden, sey es um Euch zurückzuziehen oder um zu bleiben. Je nach den Befehlen, die ich erhalten hätte, würde ich gehandelt haben. Ich sehe wohl, daß du etwas verliebt bist; wenn man aber Interessen dieser Art angehört, so muß man Alles vergessen. Einstweilen grüße ich dich. Ich bin dein G. Massarenti."

Der Inhalt dieses Briefes bedarf keines Kommentars. Man ersieht daraus deutlich, daß ein Mordprojekt gegen das Leben des Kaisers Bartolotti und seinen unter dem Vornamen Paul (der nichts als der Vorname Grilli's ist) bezeichneten Kameraden nach Paris geführt hatte, daß dieses Projekt durch die Rückkehr Bartolotti's nach England suspendirt wurde, daß endlich die Vorwürfe Massarenti's den Letzteren bestimmt haben, nach Frankreich zurückzukehren, um sein scheußliches Projekt auszuführen.

Von dieser Rückkehr spricht Tibaldi in einem Briefe vom 4. Juni, welchem die Frau Girot unter seinem Diktum geschrieben zu haben behauptet und den er an Mazzini richtete, welchen er einem Uebereinkommen gemäß seinen Onkel nannte. Dieser in Folge eines regelmäßigen Mandats saisirte Brief lautet folgendermaßen:

„Paris 4. Juni 1857. Mein lieber Onkel! Dieses ist der dritte Brief, den ich Ihnen schreibe, ohne Antwort zu erhalten ... Einen ihrer Freunde habe ich in einem der besten Häuser placirt; der andere war abgereist, er ist, wie Ihr Wille war, zurückgekommen. Ich sage Ihnen, daß unser Kranker nicht besser ist, er kommt von Zeit zu Zeit hieher, und ich glaube, daß es auf diese Weise schwer seyn wird, ihn zu heilen; man wird aber nichts versäumen, um zu unserem Ziele zu gelangen. P. T."

Massarenti, an welchen Tibaldi seinen Brief hätte schicken sollen, um ihn in die Hände Mazzinis gelangen zu lassen, zeigte dessen Empfang an durch folgenden, ebenfalls auf regelmäßige Weise saisirten Brief:

„London 8. Juni 1857. Lieber Tibaldi! Ich habe Ihren lieben Brief erhalten, den ich an Ihren Onkel schicken soll. Da Ihr Onkel Geschäfte halber nach Irland gegangen ist, so habe ich ihm denselben zugesandt, und ich glaube, er wird Ihnen sofort und direkt antworten. Massero."

Angesichts dieser so gewissen Dokumente mußte Bartolotti die Nothwendigkeit begreifen, einen Schritt weiter in der Wahrheit zu thun; er that ihn, indem er jedoch versuchte, das letzte Wort, das seine Geständnisse vervollständigt hätte, noch nicht zu sagen. In seinem Verhör vom 16. Juni und in denen vom 9. und 17. Juli machte Bartolotti folgende Thatsachen bekannt: Im Monat April 1857 war er Soldat der aufgelösten englisch italienischen Legion in York, und zwar in der bedürftigsten Lage. Massarenti suchte ihn dort auf; er proponirte ihm eine Affaire, die, wie er sagte, ihm Geld einbringen würde; er brachte ihn nach London und führte ihn ein erstesmal zu Mazzini. Dort befand sich bei Mazzini ein wohlbeleibter Franzose, der einen Schnurbart trug und dessen Name von ihm ausgesprochen wurde. Diesen Namen gab Bartolotti mit seinem italienischen Accente folgendermaßen wieder: Rodrone-Rolline. Mazzini sprach von der Affaire vor diesem Franzosen. Er sagte zum Angeklagten: Ihr werdet zu Zweien seyn; Ihr werdet Euch in die Nähe des Palastes des Kaisers begeben. Ihr werdet Euch, der Eine auf der einen, der Andere auf der anderen Seite aufhalten. Ihr werdet Euren Posten nicht verlassen und mich wissen lassen, ob der Kaiser am Tage ausgeht und des Nachts wiederkommt.

Eine zweite Konferenz fand bei Mazzini einige Tage später statt. Massarenti und Grilli wohnten derselben bei. Ledru-Rollin war abwesend. Man kündigte den beiden Angeklagten an, daß sie sich nach Paris begeben werden, und händigte ihnen die Adresse Tibaldi's, Rue Menilmontant Nro. 122, ein. Mazzini sagte ihnen: „Ihr werdet sagen, daß Ihr von London kommt. Dieses reicht hin. Ihr fügt dann hinzu: Fahren Sie uns zum Palais des Kaisers! und man wird Euch hinführen." Am Morgen des Tages, wo die zweite Konferenz bei Mazzini stattfand, sagte Massarenti zu Bartolotti, der ihm Geld abverlangte, indem er ihm von seinem Elend sprach, Folgendes: Mazzini wird dir geben! aber er hat in diesem Augenblicke keinen Sou, und er wird dir erst geben können, wenn der Franzose ihm welches zugestellt hat. Ich habe selbst kein Geld, und ich werde erst Geld haben, wenn Rodrone Rolline uns gegeben haben wird. (Ich bin sicher — fügt hier Bartolotti hinzu —, daß in diesem Augenblicke dieser Name von Massarenti ausgesprochen wurde.)" Massarenti gab hierauf Bartolotti fünfzig 5 Frankenstücke; dieser letztere weiß nicht, welche Summe Grilli empfangen hat. Zwei oder drei Tage nach ihrer Einschiffung nach Frankreich empfing sie Tibaldi in Paris, führte sie nach dem Palais des Kaisers und verschaffte ihnen eine Wohnung, die an Tibaldi von einem Briefträger der Postverwaltung vermiethet worden war. Alle diese den Verhören Bartolotti's entnommenen Einzelheiten sind in vollständiger Uebereinstimmung mit den übrigen Elementen der Untersuchung. Bartolotti glaubte aber den Konsequenzen entgehen zu können, die daraus für ihn entspringen, indem er hinzufügt, daß er nicht die Mission erhalten habe, den Kaiser zu tödten, sondern nur die, dessen Schritte zu überwachen, und denen, welche ihn abgesandt, darüber Bericht zu erstatten.

Wenn es nöthig wäre, zu beweisen, daß Bartolotti den Zweck sowohl als die Gefahren seiner Mission anders verstand, so würde es vielleicht hinreichen, einen Brief zu zitiren, den man saisirte und in welchem er am 10. Juni einer Frau, die sich in York befand, schrieb, daß er zurückkehren werde, wenn er mit dem Leben davon komme. Aber die Prozedur selbst hat gegen die Aussagen Bartolotti's einen zugleich vollständigen und deutlicheren Beweis geliefert. Der Angeklagte Grilli hatte, wie oben gesagt, Alles geläugnet. Am 13. Juli mit Bartolotti konfrontiet, vernahm er in allen Einzelnheiten die Erklärung dieses Letzteren. Der Magistrat fragte ihn hierauf, welcher von Beiden der Lügner sey. Ich bin es, antwortete Grilli; ich werde die ganze Wahrheit sagen, und wenn ich die geringste Sache vergesse, so möge man mir den Kopf abschlagen. Der Angeklagte machte hierauf in dem Tone der vollständigen Aufrichtigkeit eine Erzählung die man mit Genauigkeit zusammenfassen muß.

Bis dahin hatte Grilli seinen falschen Namen Faro beibehalten; er gab es auf, in Zukunft seine Individualität zu verbergen, und gab zu, daß er sich Paolo Grilli nenne, geboren zu Cesine (im Kirchenstaate). Er verließ sein Vaterland im Jahre 1854, um einer Verhaftung zu entgehen, von der er bedroht war. Seit jener Zeit lebte er in Genua, Marseille und dann in London. Eines Tages befand er sich in London ohne Hülfsquellen und begegnete Massarenti, der ihm in einer Unterredung sagte: Mazzini gibt dir 50 Napoleonsd'or, um den Kaiser zu ermorden. Grilli verlangte zwei oder drei Tage Bedenkzeit, worauf er annahm. Es war alsdann, daß Massarenti Bartolotti aus York abholte. Grilli wohnte nur der zweiten Konferenz bei Mazzini bei. Es waren keine andere Personen anwesend als Massarenti und Bartolotti. Dort kombinirte man die Affaire und ertheilte Instruktionen. Mazzini sagte ihnen offen: ihr werdet die

Gewohnheiten des Kaisers studiren und ihr werdet euern Schlag führen, wenn euch die Gelegenheit günstig erscheint. Sie erhielten von Massarenti jeder 50 Napoleonsd'or und reisten dann ab. „Ich weiß nicht“, fügte Grilli hinzu, „ob Tibaldi in dem Geheimniß vor unserer Ankunft war, aber er erfuhr es bald, denn wir erzählten ihm die Sache und später gab er mir zwei Dolche, den einen für mich, den anderen für Bartolotti.“ Unter der Wucht dieser erschwerenden Worte versuchte Bartolotti doch seine Seffion aufrecht zu erhalten. „Man muß nicht die halbe Wahrheit sagen“, antwortete hierauf Grilli, „ich habe damit angefangen, Alles zu läugnen; als ich aber gesehen habe, daß du einen Theil der Wahrheit gesagt hast, hielt ich es für besser, Alles zu gestehen; du hättest es thun sollen, weil du damit angefangen hast.“

(Schluß folgt.)

Zwei Tage aus dem Leben.

(Schluß.)

Bevor die Ernte erschien, waren zwei meiner Kinder dem gelben Fieber erlegen, das dritte folgte bald nach, so daß zuletzt nur mein theures Weib und ich übrig blieben. Was sollte ich jetzt beginnen? Allein Gott ersparte mir weitere Ueberlegung, denn als unser letztes Kind kaum zwei Monate in der Erde ruhte, drückte ich auch meinem Weibe die Augen zu. Ich hatte beinahe keine Thränen mehr und es fehlte nicht viel, so wurde ich so gefühllos, wie nur immer ein ächter Amerikaner seyn kann. Nachdem ich das theuerste Wesen, mein liebes Weib, das ich so heiß liebte, zur Erde bestattet und ein einfaches Kreuz auf ihren Leichenhügel gepflanzt, setzte ich mich auf einen Eichenstamm, der vor meiner Wohnung lag und schaute in die blutig rothe Sonnenscheibe, die hinter den nahen Urwald hinuntersank, schweigsam, trostlos, verlassen. Nirgends hatte ich eine Sprache, die mich verstand, selbst jener theilnehmende Gesang der Vögel, wie er in den heimischen Wäldern und Buchenhainen ertönte, war mir versagt. Die Erinnerung an Jugend und Heimath trat lebhaft vor meine trauernde Seele.

Mir erging es, wie dem Schweizer beim Alphornliede, mir rollten die Thränen des Heimweh's über die Wangen; auch ich rief in meinem Jammer:

„Das Land, das meine Sprache spricht —
O Land, wo bist du?!

Mein Entschluß war kurz gefaßt. In der Heimath hatte ich noch ein Wesen, auf das sich meine ganze Liebe und Sehnsucht konzentrirte, meine älteste Tochter. An ihrer Seite wollte ich den Rest meiner Tage zubringen, die mir der Aufenthalt in Amerika so sehr verkümmerte.

Ich ging also nach St. Louis, verkaufte meine Farm und segelte mit dem ersten Dampfboote, das stromabwärts ging, den Mississippi hinunter nach New-Orleans und von dort aus nach Europa. Könnte ich allen Auswanderern meine Erlebnisse in Amerika mittheilen, viele würden umkehren und die Lehre befolgen: „Bleibe im Lande und nähre dich redlich“. . . Der Unglückliche findet in Amerika kein Herz und Glückliche kommen nach Amerika wenig.

Ich bin jetzt auf der Heimreise nach meinem lieben Schwaben begriffen. Meine Tochter liebt mich sehr, sie ist ganz das Ebenbild meines verstorbenen Weibes, sie ist die erste Frucht unserer Liebe. Im Geiste umarme ich schon mein noch einziges, theures Kind und höre ich wieder die gefühlvollen Volksmelodien meines theuren Schwabens; ich sitze schon auf der Moosbank, die sich am lieblichen Waldesrand in der Nähe meines heimischen Dorfes hinzieht und träume von der Vergangenheit, wie ich und mein süßes Weib vor unserer Vermählung in reiner Liebe den liebathmenden Melodien der Nachtigall lauschten, wie wir oftmals beim Scheiden nach den Sternen blickten, wie Paul und Virginie, als sie bei der letzten Unterhaltung vom Greis beim Anblick des Kreuzes im Süden, an das Scheiden erinnert wurden.

Die Thränen, welche ich vorhin bei dem Liede des Tyrolers weinte, waren Thränen der Sehnsucht und des Heimweh's.“

Der Alte erhob sich jetzt von seinem Tische und entfernte sich. Wir hatten ihm unter größter Theilnahme zugehört.

Mehrere Sommer sind seitdem dahingeschwunden. Das Mädchen, welches jene Auswanderer bis in die Gartenwirthschaft begleitet hatte und so gebrochenen Herzens nach Hause zurückkehrte, ist als Novize bei den barmherzigen Schwestern eingetreten, denn der „Geliebte“ hat in Amerika ein anderes Mädchen „genommen“, und der Alte ist seitdem, wie ein Brief an einen meiner Freunde meldete, ebenfalls gestorben. Beider Liebe und Schmerzen sind jetzt wohl erloschen.

Eugen Sue.

Eugen Sue's am 3. August Morgens 9 Uhr in Annecy erfolgter Tod konnte nicht überraschen. Schon seit geraumer Zeit hielt ihn das Herzleiden, dem er jetzt erlegen ist, zwischen Tod und Leben in der Schwebe. In Sue verliert die französische

Romantik einen ihrer charakteristischsten Vertreter, einen Schriftsteller, der alle Vorzüge und Schwächen dieser wunderbaren und wundersamen Richtung in hohem, ja, als Romanschriftsteller sogar im höchsten Grade in sich vereinigte. Ein schwarzer Gewitterhimmel mit zuckenden Blitzen, welche in grellen Lichtern das finstere Erdreich enthüllen, um es schnell wieder desto greller in chaotisches Durcheinander versinken zu lassen, geniale Gedanken und abstruse Einfälle, die an Wahnwitz gränzen, das Höchste und das Niedrigste, ja, Niederträchtigste, was die Menschenbrust bewegt, glänzende Naturschilderungen, zumal in den früheren Arbeiten, und scheußliche Fratzenbilder aus dem Menschenleben, keine Abrundung, keine Begränzung und doch in Menge das Zeug, um die Masse der Leser zu fesseln und den gebildeten Geschmack zur Verzweiflung zu bringen — so war Sue als Schriftsteller und nicht viel anders auch als Mensch, bei welchem aristokratisches Raffinement mit ultra-demokratischen Bestrebungen Hand in Hand gingen. Eugen Sue war am 10. Dezember 1804 in Paris geboren; die Kaiserin Josephine und der Prinz Eugen Beauharnais hoben ihn aus der Taufe. Nachdem er als Militärarzt den spanischen Feldzug mitgemacht und 1827 der Schlacht bei Navarin auf dem Linienschiffe Breslau beigewohnt, trat er aus, um unter Gudin sich der Malerei zu widmen. Auf Zureden seiner Freunde verarbeitete er seine Reiseeindrücke zu einem Romane. So entstand sein Erstlingswerk: Kernock le pirate, 1830, dem, als das Buch Beifall fand, mehrere andere folgten. So wurde Sue Begründer des französischen Seeromanes Plick et Plock, Altar-Gull, La Salamandre, La vigie de Koatven entstanden rasch hintereinander und wurden zu Anfang der Dreißiger Jahre viel gelesen, viel getadelt und viel überschätzt. Die jetzige Generation, die sich an Sue's Romanen aus der zweiten Periode, namentlich seinen „Mysterien“ und dem „ewigen Juden“ bis zum Ekel übersättigt hat, kennt jene Seebilder kaum, die in landschaftlicher und stylistischer Beziehung manche geniale Schilderungen enthalten. Die Weltanschauung des Dichters und die Maßlosigkeit in Liebe und Haß, das phantastische Arbeiten nur mit Schlaglichtern und Schlagschatten, überhaupt das Unheimliche, Fratzenhafte hat die vielen glänzenden Seiten des Sue'schen Genius in einem Grade beeinträchtigt, wie vielleicht bei keinem Schriftsteller der Gegenwart. Sue ist in dieser Beziehung, wie in Bezug auf den französischen Styl, das gerade Gegentheil von Beranger, dessen weise Maßhaltung und Korrektheit sich auf jeder Seite bekundet. In die Zwischenzeit zwischen dem See- und dem Gesellschafts-Roman fällt Sue's historische Periode, in welcher er die „Geschichte der französischen Marine unter Ludwig XIV.“ und den „Abriß der Geschichte der Kriegsmarine aller Völker“ schrieb, Arbeiten, die manche Lücken haben, doch zu dem Besten gehören, was Frankreich auf diesem Felde besitzt, und die wesentlich zur Belebung des Nationalgeistes für das Seewesen beigetragen haben. Von Sue's Versuchen als dramatischer Dichter reden wir nicht, sie sind unter aller Kritik. Seine letzten Jahre waren eine endlose Reihe physischer Schmerzen und politischer Enttäuschungen.

Das Kruzifix bei Röttingen.

(Fränkische Volkssage.)

Dort bei Röttingen, dem Städchen,
Wir des Heilands Bildniß schauen;
Klagend saß dort einst ein Mädchen,
Thränen ihrem Aug' entthauen.

Und ihr Liebster stand zur Seite,
Seine Falschheit sie beklagte,
Daß er eine Andre freite,
Eh' von ihr er los sich sagte.

Vor des Heilands heil'gem Bilde
Stellt sie weinend ihn zur Rede.
Barsch entgegnet' ihr der Bursche,
Daß den Schall der Wind fortwehte:

„Lügen sind's — ich kann's beschwören,
Und man sucht uns zu entzweien;
Hier der Heiland soll es hören,
Daß ich nie werd' auswärts freien.

Ja so wenig Du jetzt sollen
Siehst die Hand vom Christusbilde:
Will ich auswärts freien gehen,
Dich nur frei' ich treu und milde.“

Kaum war ihm das Wort entfahren,
Eine Hand vom Bild fällt nieder;
Schrecken sträubet seine Haare,
Schauer rieselt durch die Glieder.

Also straft' das Bildniß Lügen,
Ließ nicht freveln vor sich schwören.
Keiner je kann Gott betrügen,
Kann er Menschen auch bethören.

An dem Bild seh'n wir noch heute,
Daß die Hand getrennt gewesen.
Es erzählen alte Leute,
Was im Lied ihr hier gelesen.

Julius Ruttor.

Redakteur: Gustav Reffert.
Druck und Verlag der Wailand t'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 192 Donnerstag, 13. August 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

Beide schwiegen hierauf mehrere Minuten lang, bis der Fürst zuerst wieder begann: „Ich habe noch eine andere, vertrauliche Mittheilung in Ihren Busen niederzulegen und eine zweite Bitte daran zu knüpfen. Sie werden vielleicht gehört haben von dem Verhältnisse, welches mich in Warschau kurze Zeit mit der Gräfin Tschernakoff verband, als es entdeckt wurde, den Befehl zuzog, mich ungesäumt hierher, auf den Schauplatz eines Krieges zu begeben. Es war eine blinde Leidenschaft, zu der mich ihre Schönheit reizte; doch meine Herzensneigung vermochte ich ihr niemals zuzuwenden; denn ich bewahre sie bis zu diesem Augenblicke meiner Konstantia treu. Bald, nachdem ich Warschau verlassen mußte, starb ihr Vater plötzlich, und dadurch frei geworden, trieb sie die rasende Gluth, die sie für mich nährte, an, mir bis hierher zu folgen; nachdem sie in Petersburg die Einwilligung meines Vaters erschmeichelt hatte, mich mit ihr vermählen zu dürfen. In der Nacht vor dem Abmarsche unseres Regimentes aus dieser Festung nach dem Schlachtfelde, war sie hier eingetroffen und ließ mich sogleich aufsuchen und zu sich rufen. Ich folgte auch ihrem Rufe; doch die erste Unterredung, die ich mit ihr hatte, endete mit einer heftigen Scene, die durch den Befehl, den mir eine Ordonnanz brachte, unterbrochen wurde: mich ungesäumt nach dem Gouvernementspalaste zu begeben, wo der Oberbefehlshaber seine Ordres vertheilte. Ihr letztes Wort, das sie mir nachrief, war: „Geh' in den Tod!" — Ihr grausamer Abschiedsspruch hat sich an mir erfüllt; denn ich zog in die Schlacht, um mir meine Todeswunde dort zu holen. Als ich meiner Sinne nicht mehr mächtig, vom Kampfplatze getragen wurde, erschien es mir wie im Traume, als ob ich sie an der Bahre, auf welcher ich ausgestreckt lag, vor mir knieen sähe. Der Arzt sagte mir später, daß es keine Sinnentäuschung gewesen, daß sich die Gräfin Tschernakoff wirklich mit mehreren andern Damen auf dem Schlachtfelde befunden und mich erkannt habe, als man mich herbeigetragen. Sie ist auch später mehrmals bis in dieß Lazareth eingedrungen, hat sich erboten, bei mir zu wachen, mich zu pflegen; doch der Arzt hat sie jedesmal entschieden zurückgewiesen und er erfüllte damit nur meine eigenen Wünsche, denn ich fühlte die Nähe meines Todes und hielt es für meine Pflicht, meine letzten Stunden ernsteren und würdigeren Gedanken zu widmen, als ihre Gegenwart mir vergönnt haben würde. So habe ich sie nicht wieder gesehen. Doch ich will nicht im Unfrieden von ihr scheiden; deßhalb bitte ich Sie, morgen, wenn ich meinen letzten Kampf gekämpft, zu ihr zu gehen; ihr meine letzten Grüße zu bringen und ihr zu sagen, daß ich ohne Groll gegen sie und versöhnt mit ihr gestorben sey."

Tief bewegt versprach Stanislaus sich auch dieses Auftrags entledigen zu wollen, als ihr Gespräch unterbrochen wurde durch den Eintritt des Arztes, der Trubetzkoi meldete, daß ihn eine barmherzige Schwester zu sprechen wünsche.

Der Fürst blickte verwundert auf und schien wenig geneigt, den Besuch anzunehmen. Er gab deßhalb dem Arzte zu erkennen, daß er sie abweisen möge.

Doch dieser entgegete: „Da ich diesen Bescheid schon vorausgesehen, habe ich sie bereits abgewiesen; doch sie erwiderte mir mit einer unwiderstehlichen, sanften und wohllautenden Stimme: ich möchte Ihnen nur den Namen „Konstantia" nennen, dann würden Sie sie sicher vorlassen.

„Konstantia!" rief der Fürst freudig erschreckend und in großer Aufregung versuchte er es, sich aufzurichten. Doch zu schwach, sank er zurück und flüsterte dem Arzte zu: „Um Gotteswillen! Lassen Sie sie ein! Schnell! schnell!"

Der Arzt eilte hinaus. Trubetzkoi aber reichte Stanislaus seine Hand und sprach zu ihm: „Sie ist es! Es ist meine Konstantia. Ich werde sie noch einmal sehen dürfen, um Abschied von ihr zu nehmen für dieses Leben, und es ist dieß das höchste Glück, was mein Herz noch ersehnte. Geben Sie mir das Paquet zurück, ich kann es ihr jetzt selbst einhändigen und nun leben Sie wohl, mein Freund

und nehmen sie den heißen Dank eines Sterbenden mit sich."

Stanislaus trennte sich mit tiefer Rührung von dem Fürsten, der trotz mancher Fehler und Schwächen doch den wahrhaften Edelsinn, der den Menschen der Gottheit nähert, treu bewahrt hatte. So wie er die Thür öffnete, trat ihm eine hohe Frauengestalt entgegen, in das schwarze Gewand der barmherzigen Schwestern gehüllt und tief verschleiert. Sie ging ernst grüßend an ihm vorüber und er verließ das Zimmer, von ernsten und trüben Gedanken erfüllt, die der Doktor Heiter nicht zu zerstreuen vermochte, der nach geraumer Zeit plaudernd mit ihm im Vorsaale sitzen blieb.

Die fromme Schwester war indessen zum Lager des Sterbenden getreten und nachdem sie noch einmal rings umgeschaut, ob sie auch mit ihm allein sey, schlug sie den Schleier zurück, und unfähig sich länger aufrecht zu erhalten, sank sie auf ihre Kniee nieder. So ruhig und fest sie auch eingetreten war, so war doch, bei seinem Anblicke, wie ein anschwellender Strom, der alle Dämme durchbricht, eine heftige Bewegung in ihr ausgebrochen, die zwar nur wenige Minuten dauerte, aber um so gewaltiger ihr Inneres durchwühlte. Hohe Schamröthe färbte ihre sonst so bleichen Wangen, als sie ihr Antlitz enthüllte; und es wieder in ihre Hände bergend, als ihre Kniee zusammenbrachen, rief sie unter leisem Schluchzen aus: „So siehst Du mich wieder, mein Feodor! Gemißhandelt — entehrt — einem frühzeitigen Tode geweiht!"

Aber auch in der Brust des Fürsten hatte die heftige Gemüthsbewegung alle Lebenskräfte, wie ein aufflackerndes Licht noch einmal entflammt, und im Tone des höchsten Entzückens rief er: So sehe ich dich wieder, meine Konstantia und Gott sey gepriesen, daß ich Dich wieder sehe. Doch sprich nicht von Entehrung, Du bist rein, rein wie der Schwan, der sein Gefieder in die klare Fluth taucht, wenn ihn eine Bube befleckt hat, und nur um so reiner und glänzender daraus wieder hervorgeht. Du bist rein, wie die Sonne, die nur noch herrlicher leuchtet, wenn sie die schwarzen Wetterwolken durchbrochen hat. Drum still davon! Laß uns nicht mehr denken an die unselige Vergangenheit; laß mich in der letzten Stunde meines Lebens nur das Glück der Gegenwart genießen, Dich zu sehen, Deine harmonische, trostreiche Stimme zu hören, auf Deine sanfte Hand mein müdes Haupt zu stützen, und Deine liebevollen Worte zu vernehmen, die kindlich fromme Gedanken in mir erwecken und mich einlullen werden, in den ewigen Schlaf, wie ein mütterliches Schlummerlied. Dank! Dank! Heißen Dank, daß Du gekommen bist, denn ich weiß, Du bist gekommen, mir in meinem Todeskampfe beizustehen und mir die Augen zuzudrücken."

„Du hast es errathen, Lieber;" entgegnete sie nach Fassung ringend; „aber bald möchte ich zweifeln, ob der Herr mir wird die Kraft dazu verleihen; denn ich fühle mich sehr schwach. Wohl hätte ich gewünscht, schon längst zu Dir eilen und Dich pflegen zu können, doch eine andere Pflicht hielt mich in meines Vaters Hause fest, bis jetzt. Am Tage der blutigen Alma-Schlacht sah' ich in meinen wachen Träumen nicht allein Dich fallen, mein theurer Feodor, sondern auch meinen armen Bruder Felix. Mein Vater brachte ihn vom Schlachtfelde nach Hause und da kein Arzt zu erlangen war und Gefahr im Verzug, da mußte ich ihm selbst den ersten Beistand leisten und ich durfte Tage lang nicht von ihm weichen, bis er ärztliche Hülfe erhielt, der ich ihn anvertrauen durfte. Da eilte ich hierher — ich wußte, daß Du Dich in guten Händen befandest — daß Du noch lebtest — o, ich sehe jetzt Alles, hell und mit offenen Augen, was mir früher in tiefe Nacht gehüllt war und wovon ich nichts ahnete. Deßhalb wußte ich auch, daß Du Dich recht innig nach mir sehntest, und konnte selbst dem Verlangen nicht widerstehen, Dich noch einmal zu sehen. Und die heftigen Schmerzen ihres blutenden Herzens gewaltsam unterdrückend, blickte sie lächelnd in sein brechendes Auge, mit dem innigen Ausdrucke unaussprechlicher Liebe. Ihm aber schien es, als ob dieser Blick, der Zauber dieses Lächelns, ein wunderbarer Balsam wäre, welcher augenblicklich seine Wunde heilen und ihn genesen lassen müsse. Doch gerade dieß Gefühl des Wohlseyns und der Wonne war das letzte Aufflammen seiner Lebenskraft und wenige Minuten später verdunkelte sich bereits sein Blick, und er war so matt geworden, daß er es kaum vermochte, ihre Hand noch an seine Lippen zu führen, während sie mit der Anderen sein Haupt stützte.

„Bist Du noch bei mir, geliebte Konstantia? flüsterte er dann leise und mühsam. „O, sprich zu mir; so lange ich Deine Stimme vernehme, glaube ich Engelsgesang zu hören und helles Licht zu sehen; doch wenn Du schweigst, wird es dunkel um mich und Bangigkeit senkt sich in mein Herz."

Und sie sprach zu ihm, so liebreich und so sanft, wie zu einem Kinde. Keine Sylbe von weltlicher Liebe kam über ihre Lippen, aber mit wahrer Begeisterung pries sie die ewige Liebe, die bis über das Grab hinausreicht und von welcher sie eine Wiedervereinigung im bessern Jenseits hoffte. Ja sie glaubte an ein Jenseits, an Unsterblichkeit und persönliche Fortdauer; denn die wunderbaren Ahnungen, die ihr somnambuler Zustand oft in ihr hervorrief, hatten es ihr verheißen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Jägerhaus.

Von Eduard Ziehen.

In einem stillen Thal des schönen Thüringerwaldes liegt ein einsames Jägerhaus. Gegen Mitternacht und Morgen umschließen dasselbe hohe waldbewachsene Berge, von deren einem man die wellengleichen grünen Kuppen des Gebirges weithin nach allen Seiten überschauen und den Lauf der weißschimmernden großen Landstraße, welche Elbe und Rhein mit einander verbindet, bis zum fernsten Horizont verfolgen kann. Gegen Abend breitet sich eine blumenreiche Waldwiese aus, gegen Mittag aber öffnet sich der dunkle Forst, und ferne blaue Höhen schimmern freundlich in die Einsamkeit herüber. Der kleine trauliche Garten, welcher das von zwei mächtigen Linden beschattete, weinumrankte Haus umgibt, stößt mit seinen Obstbaumpflanzungen, kühlen Buchenlauben und duftenden Blumenbeeten unmittelbar an den düstern, schweigenden Hochwald, von welchem die Rehe manchmal nächstens zur Wiese niedersteigen und mit den klaren Augen neugierig in das mondbeglänzte Blüthenrevier hereinschauen.

Dort lebte zu Anfang dieses Jahrhunderts ein bejahrter Förster Namens Reinold mit seiner Pflegetochter Renate in tiefster Ruhe und Einsamkeit. Der Erstere war ein kräftig gebauter, stattlicher Fünfziger mit scharf markirten Zügen und düsterglühenden Augen. Das dichte schwarze Haar war schon stark mit Grau untermischt, nur der Bart, der Oberlippe und einen Theil des Kinns bedeckte, hatte noch ganz die ursprüngliche dunkle Farbe. Sein Gesicht zeigte einen eigenthümlichen Ausdruck finstern Ernstes, welcher sich manchmal bis zur düstersten Schwermuth steigerte. Nur Renate vermochte es durch ihr kindlichheitres Geplauder, diesen unheimlichen Geist auf Augenblicke zu bannen und den grimmigen Zügen ein Lächeln abzuzwingen.

Von seinem früheren Leben war wenig bekannt, nur Das wußte man, daß er vom Rhein stamme, mehrere Feldzüge gegen die Franzosen mitgemacht und dann diese einsame Försterstelle im Gebirge angenommen habe. Die Leute in den benachbarten Dörfern fürchteten ihn wegen seines finstern Wesens und wegen seiner unerbittlichen Strenge im Dienst und wichen ihm auf alle mögliche Weise aus. Er selbst kam oft mondenlang nicht aus seinem Revier und ging nur, so oft es dringende Geschäftsangelegenheiten forderten, in das nächste, an der großen Landstraße gelegene Kirchdorf, dessen Thurm man von dem Gipfel des waldigen Berges erblicken konnte, an dessen Fuß das Jägerhaus stand.

Mehrere Jahre hatte er ganz allein in dem Thal gelebt, späterhin aber war er durch den plötzlichen Tod einer entfernten Anverwandten seiner Frau, welche Letztere er früh verloren hatte, bewogen worden, deren beide Töchter an Kindesstatt anzunehmen. Die Aeltere hatte sich einige Zeit darauf mit einem benachbarten Förster verheirathet, und die um mehrere Jahre jüngere Renate, welche der alte Weidmann wie seinen Augapfel liebte, stand nun der kleinen Haushaltung allein vor. Schöner, lieblicher und holdseliger als diese war seit Menschengedenken kein Wesen in jenen stillen Gründen gesehen worden. Wenn sie in einfachem grauen Gewande, von ihrem zahmen Reh begleitet, durch den dunklen Forst ging, ihre lichtglänzenden goldnen Locken im Winde wehten, ihre klaren Augen jugendfreudig umher schauten und ihre glockenhelle Stimme durch die hohen Laubhallen klang — da war es nicht anders, als ob eine der uralten schönen Sagen Leben gewonnen habe und ein holdseliges Frauenbild längstverklungener Zeiten plötzlich aus tiefem Zauberschlummer erwacht sey.

Außer einem bejahrten Waldwärter, Konrad geheißen, und einem oder dem andern Bewohner der Dörfer hinter den grünen Bergen pflegte Niemand das stille Jägerhaus zu betreten. Selbst die wilden Kriegsstürme, welche dazumal alle Länder ringsumher durchtobten und verödeten, störten den tiefen Frieden des Thales nicht — kaum daß dann und wann einzelne halbverlorene Klänge von Kampf- und Waffengetümmel in die Einsamkeit herüberdrangen.

Derselbe Friede und dieselbe Armuth, welche in den näheren und ferneren Umgebungen des Jägerhauses wohnten, walteten auch in seinem Innern. Von den weißgetünchten Mauern der geräumigen Hausflur schauten riesige Hirschgeweihe herab; an den Wänden des traulich eingerichteten Wohnzimmers hingen Büchsen, Flinten, Hörner, Hirschfänger und Jagdtaschen, Landkarten und Städtepläne; das Besuchzimmer aber, dessen blumenbesetzte Fenster auf den kleinen Garten hinausgingen, war mit seinen Kupferstichen, die mancherlei Jagd- und Kriegsscenen darstellten, und mit schönen Madonnen- und Heiligenbildern geschmückt.

Ueber den Häuptern der beiden Bewohner dieser friedlichen Räume zog ein Tag wie der andere dahin. In jeder Morgenfrühe ging der Förster nach dem Walde und kehrte nur um Mittag und Abend auf einige Stunden heim, wo er dann mit Renate im blühenden Garten oder unter den schattigen Linden vor der Thüre saß und sich von ihr vorlesen ließ oder ihr Mancherlei aus seinen Jugendjahren und seinem Kriegsleben erzählte. Sobald aber die Nacht anbrach, warf er Jagdtasche und Büchse über die Schulter, pfiff seinem treuen Hunde und schritt schweigend dem dunklen Forste zu, derweil Renate beim Rauschen der hohlen Waldbäume getrost einschlummerte, bis der erste Morgenstrahl im Osten dämmerte. (Fortsetzung folgt.)

Das Komplot gegen den Kaiser der Franzosen.

(Schluß.)

Als Tibaldi aufgefordert wurde, sich seinerseits zu erklären, beschränkte er sich auf die Antwort, daß die Erzählung Grilli's nur ein Gewebe von Lügen sey; eins der Dinge aber, die Grilli erzählt hatte, gab sofort Gelegenheit, seine Aufrichtigkeit zu verifiziren. Er hatte gesagt, daß die beiden Dolche, die ihnen Tibaldi geliefert, sich an einer Stelle befänden, wo er sie verborgen habe, und zwar unter einer Kommode in der Nähe des Fensters in der Wohnung, die er bei den Eheleuten Augrand in der Rue des Faubourg St. Denis Nr. 91 inne gehabt habe. Am nämlichen Tage begab sich ein Polizeikommissär zu den Eheleuten Augrand und fand die beiden Dolche am bezeichneten Orte. Diese beiden Dolche, die sich in ihren Scheiden befanden, waren wie die, welche man am 14. Juni in dem Koffer saisirt hatte. Die fettige Masse, die sie umgab, war nach der Erklärung des Experten Lassaigne von der nämlichen Art, wie die, mit welchen er schon Versuche angestellt hatte.

Daß Tibaldi dem Grilli die zwei Dolche zugestellt hat, von welchen die Rede gewesen, erklärt eine Thatsache, über welche Frau Girot und Frau Gallibourg gleich Anfangs vor dem Instruktionsrichter Aussagen gemacht haben. Aus der Erklärung dieser beiden Zeugen geht hervor, daß ungefähr einen Monat vor der Verhaftung Tibaldi's Frau Girot bei Frau Gallibourg das Felleisen, welches sie in Empfang genommen hatte, am nächsten Tage wieder ablieferte. Man kennt gegenwärtig den Beweggrund, welchen diese augenblickliche Lokal-Veränderung zu der Zeit, wo sie stattfand, hatte, nämlich zu Anfang des Monats Mai 1857. Grilli und Bartolotti waren eben in Paris angekommen, und um diese Zeit war es, wo Tibaldi sie mit Dolchen bewaffnete, die offenbar aus dem erwähnten Felleisen genommen waren. Die Aussagen des Angeklagten Grilli, welche so vollständig mit den übrigen Dokumenten der Instruktion übereinstimmen, liefern den schlagendsten Beweis, sowohl daß das der Jury überwiesene Verbrechen begangen worden ist, wie, daß an diesem Verbrechen Mazzini, Massarenti, Tibaldi, Bartolotti und Grilli selbst sich betheiligt haben. Nur zwei Angeklagte werden durch die Aussagen Grilli's nicht gravirt; allein der Beweis ihrer Schuld ist deßhalb nicht weniger sicher. Ledru-Rollin wohnte der ersten Konferenz bei Mazzini bei; wenn er sich auch nicht aktiv bei den Verhandlungen betheiligte, so begriff und billigte er doch jedenfalls den Zweck und die Konsequenzen. Den Bartolotti kann man in diesem Theile seiner Erklärung der Lüge nicht beargwöhnen. Er hat sich nur in so fern von der Wahrheit entfernt, als er den wahren Zweck des von ihm angenommenen Mandats läugnete, und sogar die Form, in welcher er seine auf Ledru-Rollin bezügliche Aussage abgab, scheint ein weiteres Zeugniß von der vollständigen Richtigkeit derselben zu seyn. Dieselbe Bürgschaft der Vorsichtigkeit ist in Bezug auf das Geld vorhanden, welches er von Massarenti verlangte und erhielt. Bartolotti kann nicht behaupten, daß Ledru-Rollin dieses Geld hergegeben habe, allein er sagt, Massarenti habe als Antwort auf seine erste Forderung erklärt, Ledru-Rollin werde wohl das Geld liefern.

Was Campanella betrifft, so liefert der von Mazzini für ihn bestimmte Brief den vollständigsten und unwidersprechlichsten Beweis. Derselbe beweist, daß Campanella in alle Plane Mazzini's eingeweiht war, selbst in die gegen Italien gerichteten; er zeigt aufs Klarste, daß Campanella an allem Theil genommen hat, was bis zum 10. Juni gethan worden ist, damit das gegen das Leben des Kaisers angelegte Komplot zum Ziele gelange. Schließlich forderte derselbe Campanella auf, seine verbrecherische Mitwirkung fortzusetzen, indem er ihm den Auftrag anvertraute, von Neuem Meuchelmörder an die Schritte des Kaisers zu heften. Demnach sind Paolo Tibaldi, Giuseppe Bartolotti, Paolo Grilli, genannt Faro, Giuseppe Mazzini und Alexandre August Ledru-Rollin, Gaetano Massarenti und Federigo Campanella — die vier Letzten abwesend — sämmtlich angeklagt, im Jahre 1857 durch einen unter sich entworfenen und festgestellten Beschluß ein Komplot gebildet zu haben, das einen Mordanfall gegen das Leben des Kaisers zum Zwecke hatte, welches Komplot, da es bereits eine Handlung zur Folge hatte, die vollbracht oder begonnen wurde, um die Ausführung des Zweckes vorzubereiten, ein durch den Artikel 89 des Code pénal vorgesehenes Verbrechen bildet.

Mannigfaltigkeiten.

Die Schillerstiftung in Dresden ist ein ansehnliches Legat zugefallen. Dasselbe besteht in der Summe von 2000 fl., welche Freiherr Karl Siegmund v. Pflummern in München zur Förderung des Unternehmens ausgesetzt hat. Der Zuwachs, den das in Dresden gesammelte Kapital hierdurch erhält, steigert dasselbe, mit Einschluß der noch außenstehenden zahlbaren Beiträge bis über 8000 Thaler, ein Beitrag, welchem wohl die von allen übrigen, in verschiedenen Städten Deutschlands bestehenden Komites erzielten Geldmittel mindestens gleichkommen dürften, so daß im Ganzen etwa 16,000 Thaler gesichert seyn mögen.

Redakteur: Gustav Reffert.
Druck u. Verlag der Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 193 Freitag, 14. August 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

So drangen die begeisterten Worte aus ihrem Munde, nicht wie finstere Mahnungen zur Reue und Buße, nein, wie liebliche, duftende Blumen, aus einem fernen, unbekannten Lande, welche die Seele erfüllten mit einem ahnungsreichen Drange zum Aufschwunge in die Unendlichkeit, und Hoffnungen hauchten in das brechende Herz.

Nur noch einmal erhob sich in seiner Brust das weltliche Verlangen und er flüsterte ihr seufzend zu: „O, Konstantia! Könnt' ich doch leben an Deiner Seite, nur ein Jahr, nur einen Monat, nur eine kurze Woche —"

Doch sie unterbrach ihn sanft mit den Worten: „Verlange nicht mein Feodor, was das urewige Wesen Dir versagt. Wie der große Geist, der über uns waltet, den Lauf der Welten regelt, hat er auch Dir Deinen Lauf zugemessen und bestimmt. Drum wende Deine Gedanken ab von dieser Welt und richte sie auf das große, weite All, welches vor Dir liegt; wo auch Du Deine ewige Heimath finden wirst; denn der Herr sagt: „Im Hause meines Vaters sind viele Wohnungen." Der seltsame Geist, der in mir erwachte, seit unserer Trennung, hat mich oft eingeführt in das wunderbare Land, das uns erwartet; er erhellte meinen Blick und ließ ihn in die Zukunft schauen und da sah ich Dich vorauswandeln auf dem dunkeln Todespfade, der zum ewigen Lichte führt; aber ich hörte auch bald den Ruf des Herrn, welcher mir gebot, Dir zu folgen. Drum bebe nicht zurück vor der Scheidestunde und schwinge Dich getrost empor. Die Menschen haben uns getrennt für eine kurze Spanne Zeit, unser allgütiger Vater, der Alles eint, wird uns wieder zusammen führen für alle Ewigkeit."

Trubetzkoi hatte ihren Worten gelauscht, mit einer Innigkeit und Zuversicht, wie er sie nie im Leben empfunden und ein wahrhaft himmlischer Trost war in sein Herz gezogen. Da fiel sein Auge auf die versiegelten Papiere, die ihm Stanislaus wieder zurückgegeben hatte, und indem er sie ihr darreichte, sprach er: „Nimm mein Vermächtniß, Konstantia. Ich wollte Dir es durch Freundeshand zustellen lassen und Du darfst es nicht verschmähen. Es sichert Dir das Vermögen, welches ich von meiner Mutter ererbte und über welches ich frei verfügen kann. Laß mich keine Fehlbitte thun; es ist die Letzte, die ich an Dich richte, und ich würde nicht ruhig sterben können, wenn ich Dich nicht vor Mangel geschützt wüßte."

Sie nahm auch das Vermächtniß aus seiner Hand und versetzte schmerzlich lächelnd: „Ich will es auch nicht verschmähen; denn obgleich ich selbst keine irdischen Güter mehr bedarf, so wird der blutige Krieg doch bald hier unzählige Wunden schlagen, wird Gattinnen zu Wittwen und Kinder zu Waisen machen und manchen Wohlstand in Armuth verkehren. Da wird es denn auch manche tiefe Wunden geben, und wenn sie sich auch nicht heilen lassen mit Geld, will ich doch versuchen, ihren Schmerz damit zu lindern und will dieß Alles thun in Deinem Namen, mein Feodor!"

Der Sterbende wollte noch sprechen; doch er vermochte es nicht mehr. Sein Auge hatte sich fast ganz verdunkelt, doch noch immer hielt er es fest geheftet auf Konstantia's liebliches, bleiches Antlitz, welches ihm allein noch vorschwebte, wie ein Lichtpunkt, in dunkler Nacht. Der Todesschweiß perlte bereits auf seiner kalten Stirn und sanft trocknete sie ihn ab mit ihrem Tuche, und über ihre Lippen drangen noch immer Worte des himmlischen Trostes, um ihm den letzten Kampf zu erleichtern. Er hörte sie noch und wenn er sie nicht mehr beantworten konnte, nahm er sie doch auf in seine sich losringende Seele, und er fühlte sich stark dadurch, die letzten Schauder des Todes zu bekämpfen.

Der Kampf war kurz; denn schon nach wenigen Minuten verschied er in ihren Armen und mit ihrem Namen auf seinen Lippen, den er mühsam und kaum hörbar flüsterte, erstarb auch sein letzter Athemzug.

Jetzt erst entströmten heiße Thränen ihren Augen und sie drückte einen leisen Kuß auf seine bleiche Stirn. Dann beugten sich ihre Kniee wieder und

niedersinkend an seinem Lager, hob sie die gefalteten Hände empor, und betete mit der reinen Gluth einer Heiligen nur die wenigen Worte: „Nimm ihn gnädig auf, mein Herr und Gott!"

Ihre Thränen trocknend, erhob sie sich wieder, unter Todtenstille herrschte nun im Zimmer, als sie ihre Blicke unverwandt auf sein ruhiges, bleiches Antlitz richtete, welches kein Schmerz, kein krampfhaftes Angstgestöhn verzerrt hatte, im Hinscheiden. Doch da wurde sie durch ein lebhaftes Geräusch im Vorsaale unterbrochen, von eiligen Schritten — und rauschenden Gewändern. Sanft drückte sie die Augen des Hingeschiedenen zu und breitete dann ihr Tuch über sein kaltes, bleiches Angesicht aus, worauf sie sich selbst wieder mit ihrem Schleier verhüllte.

Indessen war die Thür beinahe mit Ungestüm geöffnet worden, und eine Dame trat rasch und in großer Aufregung in das Krankenzimmer. Es war die junge, schöne Gräfin Olga Tschernakoff, welche bisher alle Mittel umsonst versucht hatte, sich dem verwundeten Geliebten zu nähern; denn Doktor Heiler hielt die strengste Wache und hatte den gemessensten Befehl ertheilt, sie jedenfalls abzuweisen, unter welchem Vorwande sie auch begehren möchte ihn zu sehen. Jetzt aber war es ihr endlich gelungen, den Vorsaal leer zu finden, da der junge Arzt, während Konstantia sich bei seinem Patienten befand, plötzlich zu einem andern gefährlich Erkrankten abgerufen worden war, auch Stanislaus sich entfernt hatte, und die Wärter, welche sich fast stets im Vorzimmer aufhielten, in der Apotheke des Lazareths auf Bereitung der Arzeneien harrten. Die günstige Gelegenheit benutzend, war sie rasch und aufgeregt in das Zimmer getreten; doch als ihr erster Blick hier auf die barmherzige Schwester fiel, die mit aufgehobenem Arme ihr Ruhe zuwinkend, wie ein schützender Engel vor dem Entseelten stand, da bebte sie erschrocken zurück und stammelte: „Verzeihung fromme Schwester — ich muß den Fürsten sehen — ich fand keine Ruhe mehr, seitdem ich ihn verwundet wußte — die innigste Theilnahme trieb mich hierher —"

„Eine wilde Leidenschaft trieb Dich hierher!" unterbrach sie Konstantia streng. „Suche den Beweggrund nicht zu beschönigen. Du kommst zu spät, um sein Herz auf's Neue zu bestricken. Die eiskalte Hand des Todes hat das unlautere Feuer, welches Du in seiner Brust zu entzünden wußtest, verlöscht für immerdar."

„Höre ich recht?" rief Olga mit bebender Stimme; „Sagtest Du, er sey Todt? Das kann, das darf nicht seyn! Er soll und muß leben, leben für mich."

Doch Konstantia fuhr in feierlichem Tone fort: „Glaubst Du, daß Du der göttlichen Macht gebieten kannst? Dein eitler Wunsch ist nur ein leerer Hauch gegen den Willen des Ewigen."

— „Todt! Todt!" schluchzte Olga und ihre Kniee brachen zusammen, und sie sank wie vernichtet am Sterbelager nieder.

Konstantia zog das Tuch zurück und auf sein Antlitz deutend, sprach sie: „Schaue her, Unglückliche und lies in seinen lächelnden Zügen, daß kein irdisches Verlangen mehr seinen Geist beunruhigte, als er sich zum Himmel empor schwang. Dir wurde Zeit vergönnt zur Reue, benutze sie und versöhne Dich mit Gott!" Doch Olga schien ihre Worte nicht gehört zu haben, sie hatte nur einen entsetzensvollen Blick auf das kalte Leichenantlitz geworfen, und wie in einem Krampfanfalle wand sie sich laut schreiend am Boden, wobei sie die abgebrochenen Worte hervorstöhnte: „Todt — todt! Alles aus — jede Hoffnung verloren! Alles, was ich für ihn gethan habe — umsonst!"

„Lästere nicht, Unglückliche!" entgegnete ihr hierauf Konstantia wieder in strengem Tone. Die himmlische Milde aber, welche in Konstantia's Herzen wohnte, ließ auch für die Gräfin die zarte Blüthe des Mitleids gedeihen. Sie beugte sich sanft zu ihr nieder, strich ihr leise mit der Hand über die Stirn, und es schien, als ob eine magnetische Kraft von ihr ausgeströmt wäre, und die wüthende Aufregung des Schmerzes beruhigt hätte. „Bereue!" rief sie ihr innig bittend zu; „und suche den himmlischen Vater zur Gnade zu bewegen, durch aufrichtige Buße. Wir werden uns wiedersehen, dann will ich Deine Beichte hören. Jetzt laß den Todten in Frieden schlummern."

Diese wenigen Worte schienen den furchtbaren Sturm in Olga's Innerem beschwichtigt zu haben. Sie gewann Kraft, sich vom Boden aufzurichten und ließ sich fortführen, auf ihren Arm gestützt, wie ein willenloses Kind.

(Fortsetzung folgt.)

Das Jägerhaus.

(Fortsetzung.)

Eines Nachmittags im hohen Sommer war Renate in einer ungewöhnlichen Bewegung. Sie ging zu wiederholten Malen in das Besuchzimmer, trug Epheuranken aus dem Forst herbei, pflückte Immortellen von den Gartenbeeten und spähte mehrmals den Fußpfad entlang, der zu einem benachbarten kleinen Dorfe führte, gleich als ob sie Jemand erwarte. Endlich setzte sie sich mit den Epheuranken und Blumen an den großen steinernen Tisch unter den Linden und begann dieselben zu Gewinden und Kränzen zu verarbeiten.

„Wo die Frau Tanner nur bleibt!" sagte sie

mit ungeduldigerer Miene, indem sie einer zierlichen Guirlande die Gestalt eines großen R gab. „Sie hatte es gestern so fest versprochen, mir heute Nachmittag vor fünf Uhr Bericht von ihren Einkäufen abzustatten. Käme der Vater heute früher als gewöhnlich nach Hause, so wüßt' ich wahrhaftig nicht, was ich anfangen sollte!“

Diese Frau Tanner war eine Freundin von der Frau des Schullehrers in dem nächsten Dorfe und hielt sich seit einiger Zeit bei der Letztern zum Besuche auf. Da Renate früherhin von dem Schullehrer unterrichtet worden war und noch häufig zu ihm ging, so hatte sie dort die Frau Tanner, welche in keiner entfernten Stadt wohnte, kennen gelernt und war in Kurzem so mit ihr vertraut geworden, daß fast kein Tag verstrich, an welchem sie nicht mit ihr zusammen kam.

In ihrer eifrigen Bemühung, eine zweite, äußerst zierliche Immortellenguirlande in ein kleines lateinisches e zu verwandeln, bemerkte Renate nicht, wie eine schlanke ältliche Frau mit freundlich-ernsten, bleichen Zügen und mildblickenden Augen durch eine Seitenthür in den Garten trat und langsam auf sie zuschritt. Als Diese das in seine Beschäftigung vertiefte Mädchen erblickte, blieb sie unweit der Bank stehen und schaute der emsig Arbeitenden eine Weile lächelnd zu; dann aber sagte sie näher tretend mit sanfter Stimme:

„Du zürnest mir doch nicht, daß ich so spät komme, liebe Renate?“

Die Letztere warf bei diesen Worten Blumen, Zweige, Buchstaben, Gewinde und Kränze freudig von sich, sprang und rief, der Kommenden entgegeneilend:

„O wie freue ich mich, daß Sie Wort halten, Frau Tanner! Ich fürchtete schon, daß Sie heut' einmal wieder meinem alten Freunde und Lehrer für den Abend hätten Gesellschaft leisten müssen.“

„In dem Falle würd' ich Dich gewiß nicht ohne Nachricht gelassen haben,“ entgegnete Jene. „Es thut mir nur so leid, daß ich Dir die Jagdtasche und das Pulverhorn für Deinen Vater erst morgen bringen kann. Der Bote aus der Stadt ist noch nicht zurückgekommen und wird auch wohl schwerlich vor Sonnenuntergang eintreffen. Da der Geburtstag Deines Vaters ja aber erst übermorgen ist, so wird diese Verspätung hoffentlich Nichts zu bedeuten haben.“

„Nun, für die kurze Zeit, während welcher Sie in unserer Nachbarschaft wohnen, wissen Sie in unserem Hause aber schon vortrefflich Bescheid, Frau Tanner!“ rief das Mädchen mit dem Ausdruck des höchsten Erstaunens. „Ich glaubte Wunder, welch ein Geheimniß ich besäße, und hatte mir vorgenommen, Ihnen dasselbe heute Nachmittag beim Kranz- und Guirlandenwinden mitzutheilen und Sie selbst allen Ihren Hausgenossen feierlichst auf übermorgen zu des Vaters Geburtstag einzuladen — und nun wissen Sie Alles!“

„Hast Du mir denn nicht selbst das große Sagen- und Legendenbuch Deines Vaters gegeben, auf dessen erstem Blatt das ganze Geschlechtsregister der Familie Reinold und der Geburtstag eines Jeden verzeichnet steht?“ fragte Jene mit einem lächelnden Blick auf das verwunderte Mädchen.

„Hätt' ich ahnen können, daß Sie sich in das fast unleserlich geschriebene Geschlechtsregister vertiefen würden, anstatt die schönen gedruckten Geschichtchen zu studiren, Frau Tanner,“ erwiderte Renate, indem sie einen Versuch machte, ihrem holdseligen Angesicht einen zürnenden Ausdruck zu verleihen, „so hätten Sie das Buch sicherlich in die Hände bekommen! — Da Sie's nun einmal wissen,“ fuhr sie nach einiger Zeit mit gewohnter Fröhlichkeit fort, „so sollen Sie mir morgen aber auch tapfer beim Ausschmücken des großen Zimmers helfen, damit der Vater rechte Freude hat — er denkt dießmal gar nicht an seinen Geburtstag.“

„Wollt Ihr den festlichen Tag denn ganz allein begehen?“ fragte die Frau Tanner, indem sie sich neben Renate setzte und an deren Beschäftigung Theil nahm.

„Nein, gewiß nicht,“ erwiderte das Mädchen. „So menschenscheu der Vater sonst auch ist, übermorgen soll er durchaus ein paar Freunde und Nachbarn sehen. Schon gestern hab' ich den alten Förster Berger mit seiner Frau heimlich eingeladen, mit Dem kann der Vater am besten von seinen Kriegszügen reden. — Ich mag so gern, wenn Alles froh und heiter ist,“ fügte sie seufzend hinzu, „und die wenigste Zeit wird mir diese Freude zu Theil! Sie sind heute auch wieder recht traurig gestimmt, Frau Tanner!“

„Einst war ich auch so harmlos und fröhlich wie Du, liebe Renate,“ antwortete Jene mit weicher Stimme, „aber der Ernst des Lebens hat frühzeitig meine schönen Jugendträume zerstört und mir Nichts gelassen als die Erinnerung an eine kurze glückliche Vergangenheit. Hier bei Dir im stillen grünen Wald, ist mir seit langer, langer Zeit zum Erstenmal wieder leicht um's Herz geworden!“

„Wenn ich's nur anzufangen wüßte, um Sie und den Vater einmal so recht, recht froh zu machen,“ sagte Renate nach einer Pause, indem sie die sechs vollendeten Buchstaben, welche den Namen ihres Vaters bildeten, der Reihe nach in ihr Körbchen legte und darauf den großen Kranz zu flechten begann, welcher jenen Namen umschließen sollte. „Der Vater bedarf der Aufmunterung gar sehr. Seit einiger Zeit ist er wieder ganz trübsinnig und

sitzt oft stundenlang drüben am Rande des Bergwaldes und starrt mit finstrem Blick in die Ferne."

„Und gegen Dich ist er stets freundlich und liebevoll, sagst Du?" fragte die Frau Tanner.

„Es ist wirklich schade, daß Sie auch so menschenscheu sind und wie viele andere Leute dem Vater ausweichen," versetzte Renate, „sonst sollten Sie gleich heute Abend einmal sehen, wie unendlich sanft und gut er gegen mich ist. Wo er mir eine Freude machen kann, da thut er's gewiß. Darum schmerzt es mich auch doppelt, daß ich mit all meiner Liebe zu ihm doch nicht seinen Gram zu lindern vermag!"

„Ist Dir denn die Ursache seines Kummers nicht bekannt?" fragte Jene mit anscheinender Gleichgültigkeit das eifrig arbeitende Mädchen.

„Ja, wenn ich die wüßte, da wollt' ich schon Mittel ersinnen, um ihn zu erheitern," antwortete Renate. „Aber ich armes Mädchen sehe gar keine Möglichkeit, dahinter zu kommen. Der Vater selbst spricht nie mit mir darüber, und ausfragen mag ich ihn nicht. Es verdrießt mich jetzt gewaltig, daß ich mich bei seinen beiden Landsleuten, die im vorigen Sommer mehrere Tage hier waren, nicht nach seinen früheren Schicksalen erkundigt habe. Ich glaube, daß diese ihm wohl hauptsächlich das Leben verbittern, da er manchmal von traurigen Erfahrungen und Treulosigkeiten der Menschen spricht."

„Es scheint mir, daß die große Einsamkeit, worin Ihr hier lebt, Euch Beiden nicht wohl thut," entgegnete Jene. „Du solltest Deinen Vater dann und wann einmal zu einem Besuch bei seinen Bekannten in den nächsten Dörfern bereden."

„O, mir thut die Einsamkeit unendlich wohl, Frau Tanner!" sagte das Mädchen mit leuchtendem Blick. „Ich kann gar nicht vergnügter seyn, als wenn ich so im dichten, dunklen Walde allein unter den hohen grünen Tannen sitze und das leise Rauschen in den Zweigen höre. Aber dem Vater ist es gewiß nicht gut, daß er wochenlang einsam den Forst durchstreicht," setzte sie mit nachdenklicher Miene hinzu. „Früher ging er manchmal mit mir nach den umliegenden Orten, wenn's Jahrmarkt, Kirchweihe oder sonst ein schönes Fest gab; — seitdem aber der Krieg wieder ausgebrochen ist und tagtäglich französische Truppen durch die Nachbardörfer ziehen, ist's Nichts mehr damit. Konrad hat mir gestern erzählt, daß der französische Kaiser im vorigen Winter in Rußland sein ganzes großes Heer verloren habe und jetzt drüben an der Elbe frische Truppen sammle, um die Eroberung Rußlands von Neuem zu beginnen und sich zum Herrn von ganz Europa zu machen."

„Das würde Deinem Vater gewiß nicht lieb seyn," versetzte Frau Tanner wehmüthig lächelnd; „der scheint ja die Franzosen sehr zu hassen."

„Besonders die französischen Offiziere," fügte Renate hinzu. „Das sollen aber auch ganz abscheuliche Menschen seyn!"

„Sagt Das Dein Vater?" fragte Jene mit forschendem Blicke.

„Ja, er sagt es sehr oft," antwortete das Mädchen. „Ich kann es eigentlich nicht recht begreifen, warum sie allzusammen so abscheulich und schlechter seyn sollen als andere Menschen. Was sie Böses gethan haben, hat der Vater mir nie mitgetheilt. Vermuthlich mag ihm auf seinen vielen Kriegszügen wohl Manches vor Augen gekommen seyn, was er noch jetzt nicht vergessen kann."

„Ist Ihr verstorbener Mann nicht auch mehrere Jahre Soldat gewesen, Frau Tanner?" fragte Renate nach einer kleinen Pause, indem sie den halbvollendeten großen Kranz vor sich hin hielt und mit prüfendem Blick betrachtete.

„Leider ist er es gewesen!" versetzte Jene mit schmerzlichem Ton. „Wär' er nicht in's Feld gezogen, ich brauchte meine Tage jetzt nicht einsam zu vertrauern!"

Renate schaute die Redende einige Zeit mitleidig aus ihren blauen Augen an, gleich als ob sie es bereue, diese Frage gethan zu haben — dann aber sagte sie, in ihrer Beschäftigung fortfahrend:

„Heute Morgen sind wieder zwei französische Reiter in's Kirchdorf eingerückt. Ich saß gerade drüben auf dem Fichtenberg, als sie auf der Landstraße mit lustigem Trompetenklang dahergezogen kamen."

Bei diesen Worten fuhr die Frau Tanner plötzlich auf und fragte mit freudiger Hast:

„Wie war die Uniform des Regiments, liebe Renate?"

„Nun, da sieht man doch gleich, daß Sie den Franzosen nicht so böse sind wie der Vater!" rief das Mädchen lachend. „Ich weiß es wirklich nicht genau mehr — war die Uniform grün oder blau — aber Roth war dabei — Roth und Gold — o das funkelte prächtig in der Sonne!"

Kaum hatte Renate dieß gesagt, als sich Jene in seltsamer Aufregung erhob und unruhig umherblickend sich zum Weggehen anschickte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Die beispiellose Hitze hat am 5. August in der mit Kohlenstaub reich gesegneten Fabrikstadt Charleroi eine Sandhose entstehen lassen, welche von der Stärke war, daß sie auf der Straße gehende Personen aufhob und einige Schritte weiter wieder niedersetzte.

Redakteur: Gustav Meffert.

Druck und Verlag der Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 194 Samstag, 15. August 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

VI.

Im blendenden Glanze ihrer reichen Toilette wiegte sich die Gräfin Tschernokoff, auf einer mit Sammet überzogenen Causeuse, und blätterte in einem kostbaren eingebundenen Album. Wer sie vor wenigen Tagen an dem Sterbelager des Fürsten Trubetzkoi gesehen hätte, aufgelöst in Schmerz und Verzweiflung, der würde sie jetzt nicht wieder erkannt haben. Die eben so feierliche, als innige Aufforderung der barmherzigen Schwester Konstantia zur Reue und Buße, schien ihrem Gedächtnisse gänzlich entschwunden zu seyn und der furchtbar erschütternde Eindruck, welchen der Tod des Fürsten Trubetzkoi in ihr hervorgerufen hatte, war beispiellos schnell unter dem Einflusse neuer Hoffnungen und Wünsche und ihrer unersättlichen Genußsucht aus ihrer Brust gewichen. Die schöne Olga gehörte zu denjenigen weiblichen Charakteren, welche in der Freude, wie im Schmerz, der höchsten Aufregung fähig sind, doch jedes wahrhaft tieferen Gefühls entbehrend, bald darauf in die größte Gleichgültigkeit versinken, und ihre Gedanken kalt abwenden von dem Vergangenen, um sie mit um so heißerer Gluth auf das Zukünftige zu richten. Sie hatte den Fürsten, mit dem dämonischen Feuer, welches in ihr loderte, geliebt, und würde diese Flamme auch noch längere Zeit für ihn genährt haben, hätte nicht der Tod das Band, welches sie mit ihm verknüpfte, zerrissen. Um den Hingeschiedenen aber zu trauern und den Schmerzen um seinen Verlust eine bleibende Stätte in ihrem Herzen zu gönnen, hielt sie für eine unnütze Selbstpeinigung, für eine Verkürzung der Ansprüche, die sie an das Leben machte, welches sie nur aus dem Gesichtspunkte des Genusses betrachtete.

Deßhalb war auch das Roth auf ihre Wangen wieder zurückgekehrt, keine Thräne netzte mehr ihr Auge, und die glühenden Strahlen ihrer Blicke schweiften wieder frei umher. Nur zuweilen, wenn sie unwillkürlich an Trubetzkoi dachte, zeigte sich ein trüber Schatten auf ihrer Stirn, aber er glich nur jenen leichten Wölkchen, welche am heitern blauen Horizonte vorüberhuschen und durch die Macht der Sonnenstrahlen zerstreut werden. Indem sie ihr Album durchblätterte, stiegen mancherlei Erinnerungen in ihr auf, welche sie zerstreuten, indem sie nur die angenehmen und heitern festzuhalten suchte; doch bald warf sie das Buch von sich, ließ ihre Blicke umherkreisen und schien nach einer andern Unterhaltung zu suchen. Endlich ergriff sie die silberne Klingel, die vor ihr auf dem Tische stand, und als auf den hellen Ton derselben ihr Mädchen herbeieilte, befahl sie ihr, Herrn Georgewitsch, ihren Sekretär, herbeizurufen.

Wenige Minuten später trat der Erwartete ein, in seiner ernsten Haltung, wie gewöhnlich, und fragte nach ihren Befehlen.

„Ich habe Ihnen schon oft gesagt," entgegnete Olga mit dem sichtbaren Ausdrucke des Wohlwollens, „daß ich Ihnen keine Befehle zu ertheilen, sondern nur Bitten an Sie zu richten habe. Nehmen Sie Platz und lassen Sie uns zusammen plaudern. Sie sind mir noch immer eine Erzählung Ihrer Heldenthaten schuldig, die Sie als Volontair, während der Schlacht an der Alma, verübten. Lassen Sie hören; aber werfen Sie Ihre gewohnte, allzugroße Bescheidenheit bei Seite und entwerfen Sie mir ein recht treues Bild Ihres Kampfes mit den wilden Bergschotten, deren Kostüm ich freilich nicht ganz dezent, aber doch recht interessant finde."

„Ich ersuche Sie, mir jede Mittheilung darüber zu erlassen;" entgegnete Georgewitsch bescheiden. „Ich selbst erinnere mich nicht gern an jene Scenen des wilden Kampfes und möchte es beinahe bereuen, daran Theil genommen zu haben."

Die Gräfin warf ihm einen glühenden, vielsagenden Blick zu, welcher jedoch nicht verstanden zu werden schien, worauf sie mit sanfterer Stimme, die ein theilnehmendes Gefühl verrathen sollte, fortfuhr: „Warum so zurückhaltend, lieber Georgewitsch? Schon oft habe ich Sie recht dringend ersucht, mir Ihr ganzes Vertrauen zu schenken; aber

noch niemals haben Sie sich geneigt gefunden, meinen Wunsch zu erfüllen. Sie wissen, daß ich jetzt ganz allein in der Welt stehe, daß ich des Trostes, des freundschaftlichen Rathes mehr als je bedarf, und doch beharren Sie in Ihrer stillen Abgeschiedenheit, in Ihrem düstern Schweigen. Beunruhigt Sie irgend ein Kummer, warum öffnen Sie mir nicht Ihr Herz? Eine mitgetheilte Last trägt sich leichter und wir könnten es gegenseitig versuchen, uns zu trösten und zu erheitern, da uns das Schicksal doch einmal zusammen geführt hat. Kommen Sie näher Freund, nehmen Sie Platz an meiner Seite, wir wollen uns recht vertraulich gegen einander aussprechen. Noch weiß ich eigentlich nichts von Ihnen, als Ihren Namen, und mein theilnehmendes Gefühl forderte mich längst auf, recht viel von Ihnen zu erfahren, da Sie mir so nahe getreten sind. Erzählen Sie mir von Ihrer Familie, von Ihrem früheren Leben, Ihren Bestrebungen, Wünschen und Hoffnungen. Ich werde Alles mit Interesse vernehmen und dadurch veranlaßt werden, Ihnen ähnliche Eröffnungen zu machen."

Georgewitsch hatte sinnend vor sich niedergeblickt und als er jetzt seine schwärmerischen Augen frei und offen zu ihr erhob, sprach er mit jenem edeln Freimuthe, welcher leider nur zu oft mißverstanden wird: „Was ich Ihnen mittheilen könnte, aus meinem früheren Leben, ist so alltäglich, daß es Ihnen nur Langeweile erregen würde. Was ich Ihnen jedoch verschweigen muß, gehört nicht mir allein an, weßhalb ich es in mein Inneres verschließen muß, wie ein anvertrautes Gut. Erlauben Sie daher, daß ich lieber von andern Dingen, als von meinen persönlichen Angelegenheiten mit Ihnen spreche."

„Ah! Sie wollen mir entschlüpfen?" erwiderte Olga, indem sie seine Hand ergriff und ihn neben sich auf die Causseuse niederzog. Aber das soll Ihnen nicht gelingen; denn Sie haben meine Neugierde — doch was sage ich? meine Theilnahme nur um so höher gespannt. Haben Sie mir doch eingestanden, wenn auch nicht mit klaren Worten, daß Sie ein Geheimniß in Ihrer Brust verborgen tragen. Fürchten Sie nun nicht, daß ich es Ihnen mit Gewalt entreißen will; doch ich würde es als einen Triumph betrachten, wenn es mir gelänge, es Ihnen freiwillig zu entlocken."

Wehmüthig lächelnd entgegnete Georgewitsch: „Das dürfte Ihnen schwerlich gelingen, so hoch ich auch die Mittel schätze, die Ihnen zu Gebote stehen, ein armes Menschenherz in Versuchung zu führen. Für mich gibt es jedoch keine Lockungen, die mich bewegen könnten, an mir und Andern zum Verräther zu werden."

„Um Gotteswillen!" fiel ihm Olga in's Wort, plötzlich eine ernste Miene annehmend; „Sie verbergen doch kein politisches Geheimniß in Ihrer Brust?"

Der Sekretär verneinte ernst und ruhig und sich wieder erhebend, als ob es ihm peinlich sey, an ihrer Seite zu sitzen und sich von ihr ausforschen zu lassen, sprach er: „Es wird mich schmerzlich berühren, von Ihnen vielleicht für undankbar gehalten zu werden; aber Verhältnisse, die ich nicht zu ändern vermag, zwingen mich, Sie um Entlassung aus meiner gegenwärtigen Stellung zu bitten. Nehmen Sie aber zugleich die Versicherung, daß auch nicht der geringste Grund der Unzufriedenheit mich dazu bestimmt, und daß ich es stets dankbar anerkennen werde, daß Sie mir durch die Aufnahme in Ihr Gefolge die günstigste Gelegenheit boten, die weite Reise, von St. Petersburg bis hierher, in der angenehmsten Weise, zurückzulegen. Soll ich Ihnen offen gestehen, was mich forttreibt, so will ich Ihnen bekennen, daß ich mir hier selbst nicht genüge; da die geringe Beschäftigung, die Sie mir übertragen, durchaus in keinem Verhältnisse steht, zu den Vortheilen, die mir mein Amt gewährt. Ich sehne mich nach einem thätigeren Leben und möchte meine Kräfte, so schwach sie auch seyn mögen, gern der leidenden Menschheit widmen; denn die Reichen und Glücklichen finden mehr dienstwillige Hände als sie brauchen; während der Arme und Leidende oft vergebens nach einer hülfreichen Hand seufzt.

(Fortsetzung folgt.)

Das Jägerhaus.

(Fortsetzung.)

„Wie? Sie wollen mich schon verlassen?" frogte das Mädchen verwundert, als es die Absicht der Frau Tanner gewahrte. „Vor dem Vater brauchen Sie keine Furcht zu haben, Der kommt vor einer Stunde gewiß nicht aus dem Forst zurück."

„Es ist morgen Sonntag, liebe Renate, erwiderte die Letztere, „und da hab' ich noch manche Kleinigkeiten in meinem Stübchen zu ordnen."

„Dann müssen Sie mir aber fest versprechen, morgen Nachmittag recht früh wieder zu kommen, liebe Frau Tanner," sagte Renate, indem sie Kranz und Blumen bei Seite legte und der Scheidenden die Hand reichte. „Der Vater geht morgen schon bei Zeiten fort, und da können wir mit rechter Ruhe die Immortellenbuchstaben und die Kränze und Guirlanden im Gartenzimmer über dem Sopha befestigen."

Die Frau Tanner schloß das Mädchen schweigend mit tiefer Bewegung in die Arme und eilte

raschen Schrittes auf dem schmalen Waldpfade dahin, der nach ihrem Wohnort führte.

Renate blickte ihr einige Zeit nach, legte darauf Zweige und Blumen und Kränze sorgfältig in einen großen Korb und trug denselben in eine abgelegene kühle Laube des Gartens, welche selten Jemand zu betreten pflegte, am wenigsten ihr Pflegevater. Dann ging sie, von ihrem Reh begleitet, zum Brunnen, füllte die Gießkanne und besprengte ihre Blumen, die im Schatten eines weitästigen Apfelbaums auf das Herrlichste blühten und dufteten. Als Dieß geschehen war, eilte sie in das stille, weinumrankte Haus, um dem Vater das Abendbrod zu bereiten.

Einige Zeit herrschte tiefe Stille rings um das kleine Jägerhaus. Die Sonne neigte sich den Häuptern der westlichen Berge zu, die Schatten der hohen Buchen dehnten sich weit und weiter über das Thal hin, und die Stimmen der Vögel, die in heißer Mittagssonnengluth verstummt waren, klangen fröhlich wieder durch die Waldesruhe.

Da ertönte plötzlich Hufschlag in der Ferne, und bald darauf wurden zwei Reiter auf dem Fahrwege sichtbar, der in einem großen Bogen in der Thalniederung fortlaufend zum benachbarten Kirchdorf führte. Der Eine derselben war ein kräftiger, blühender junger Mann mit lichtbraunem lockigen Haar und trug die Uniform eines französischen Dragonerofffiziers; den Andern hätte man seiner eingefallenen Züge und seiner bleichen Gesichtsfarbe wegen, welche durch das pechschwarze glänzende Haupt- und Barthaar noch mehr hervorgehoben wurde, für bedeutend älter gehalten, obgleich er in Wahrheit nur wenige Jahre mehr zählte als sein Begleiter. Trotz seiner einfachen dunkeln Zivilkleidung sah man es ihm auf den ersten Blick an, daß auch er dem Kriegerstand angehöre.

Als die beiden Reiter um die Waldecke bogen, von wo man das Jägerhaus zuerst gewahrte, rief der Offizier mit einer Betonung, welche den Deutschen im Elsaß eigen ist, hocherfreut aus:

„Das muß Hohntann seyn! Die Beschreibung, welche uns der Pfarrer davon gemacht, paßt auf das Genaueste. Dort ist der Berg mit den hohen Buchen und Fichten, dort die Waldwiese und der Blumengarten mit den beiden Linden. Es ist wirklich ein zauberhaft friedliches Thal!"

„Es freut mich, daß wir das Nest so bald gefunden haben," versetzte der Andere mit gleichgültigem Ton in einem Deutsch, das jeder Dialekteigenthümlichkeit entbehrte. „Ich begreife nur nicht, wie Sie an dergleichen Eremitagen Gefallen finden können, lieber Bernard! Wär's im Kirchdorf nicht eben so langweilig als hier in diesen verwünschten todtenstillen Gebirgsklüften, ich würde Sie nicht begleitet haben!"

„Was den Aufenthalt im Dorf drüben betrifft, so stimme ich Ihnen vollkommen bei, lieber Doktor," entgegnete der Offizier. „Die Aussicht, vielleicht mehrere Wochen dort bleiben zu müssen, ist wahrlich nicht erfreulich. Lieber im ärgsten Schlachtgetümmel, als so monden- und jahrelang im ewigen Einerlei des Dienstes hinzubringen und Nichts zu sehen als die finstern Mienen Derer, welche genöthigt sind, eine gezwungene Gastfreundschaft gegen uns zu üben! Gegen dieß Gefühl hat eine längere Gewohnheit Sie bereits abgestumpft — ich aber empfinde das Peinliche einer solchen Lage heute noch eben so stark, als an dem Tage, wo ich zum Erstenmale auf Deutschlands Boden stand. Darum erscheinen mir diese „verwünschten Gebirgsklüfte" auch wie ein Paradies, weil ich dieselben nicht als Feind, als französischer Unterthan und Offizier, sondern als Mensch und Freund betrete."

„Nun, Jeder nach seinem Geschmack!" rief Wolfenstein, das war der Name des Aelteren, der als Wundarzt bei demselben Regiment stand, in welchem der Jüngere als Offizier diente. „Ich muß sagen, daß mir ein romantisches Liebesabenteuer à l'espagnole oder à l'italienne zehnmal mehr Spaß machen würde, als dieser Ritt zu einem alten griesgrämigen Förster. Was wollen Sie denn nur eigentlich bei dem Menschen, lieber Lieutenant?"

„Ich suche den Förster Reinold im Auftrag meines Oheims auf, der ein Jugendfreund desselben ist und mir mehrere Briefe und Empfehlungsschreiben an ihn mitgegeben hat," antwortete Bernard.

„Das läßt sich allerdings hören," versetzte der Arzt. „Nur möcht' ich Ihnen rathen, sich nicht allzugroßen Erwartungen hinzugeben — der Alte soll ein verdammt mürrischer Kauz seyn, der selbst seine besten Bekannten und Nachbarn maltraitiet. Sie haben ja selbst gehört, was der Pfarrer uns von ihm erzählte."

„Hoffentlich wird die Erinnerung an die alte Liebe zu meinem Oheim sein finsteres Wesen in so weit mildern, daß er mir wenigstens ein paar freundliche Wort schenkt," erwiderte der Offizier. „In Feindes Land thut selbst ein liebevoller Blick dem Herzen unendlich wohl."

„Diese deutschen Bären — uns Beide rechne ich zur großen Nation, lieber Bernard — sind wahrhaftig unausstehlich!" rief Wolfenstein lachend. „Es kostet mir jedesmal Ueberwindung, mich mit einem solchen Grobian in ein Gespräch einzulassen. Als Ihr Freund will ich Ihnen jedoch gern bei der Attaque auf den alten Griesgram behülflich seyn — ich habe mir in den deutschen Landen einige Routine darin erworben."

„Nun, ich denke, hier werd' ich schon allein fertig werden!" entgegnete Jener lächelnd. „Bei minder freundschaftlich Attaquen soll mir Ihre Hülfe stets indessen willkommen seyn, lieber Doktor!"

Während dieses Gespräches waren sie bei dem Jägerhause angelangt. Sie sprangen von den Pferden und banden diese unweit der Gartenpforte an einen Baum. Der Arzt setzte sich auf den Stamm einer kürzlich gefällten Buche und rief seinem dem Hause zueilenden Begleiter nach:

„Machen Sie's für heute kurz! In einer Stunde muß ich wieder im Lazareth seyn und die Kranken des Regiments inspiziren!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Aus Jerusalem meldet die Wiener Zeitung: „Se. k. k. Hoheit der durchlauchtigste Herr Erzherzog Ferdinand Max hatte bei dem Besuch Jerusalems im Jahre 1855 die so sehr mangelhafte Ausstattung der heiligsten Orte wahrgenommen, und daher großmüthigst beschlossen, zu einer würdevollern Herstellung derselben beizutragen. Unter den der römisch-katholischen Kirche gehörigen Sanktuarien daselbst fand Se. k. k. Hoheit insbesondere den Altar in der Grotte der Auffindung des heiligen Kreuzes, der sehr ärmlich aus Holz konstruirt war, einer Neuherstellung bedürftig. Kaum nach Oesterreich zurückgekehrt, ließ daher Se. k. k. Hoheit an einem neuen für diese Grotte bestimmten Altar arbeiten, und sendete denselben nebst vielen reichen Geschenken zur Ausschmückung anderer Sanktuarien durch den Rath Herrn von Scherzenlechner im Mai 1857 nach Jerusalem. Die gedachte Grotte befindet sich hinter dem den Griechen gehörigen Presbyterium der heiligen Grabeskirche, zwei Stockwerk tiefer, als der Fußboden der Kirche, und man gelangt in dieselbe, nachdem man die um ein Stockwerk niedrigere Helenen-Kapelle der Armenier passirt hat. Ober der Grotte befindet sich ein den abyssinischen Christen (Kopten) gehöriger Garten. In dieser Grotte hat die Kaiserin Helena, die Mutter Konstantins des Großen, das Kreuz Christi, welches von dem nahen Golgatha hierher gekommen war, wieder aufgefunden. Es konnte daher keine passendere Idee für die Herstellung des Altars geben, als die Darstellung der heiligen Helena — als Statue — auf einem Steinaltar das Kreuz umfassend, welches sie hier gefunden. Jedes Gemälde, jede Holzarbeit, wäre in der feuchten und wenig beleuchteten Grotte unzweckmäßig gewesen. Nach dem Plan des Werkmeisters der Votivkirche in Wien, Herrn J. Kramer, wurde die Statue in Lebensgröße aus Bronce hergestellt. Sie steht auf einem, einen natürlichen Fels nachahmenden Postament, welchem ein breiterer geschliffener Stein (grüner Serpentin) zu Unterlagen, den Altarleuchtern als Hintergrund dient. Die auf zwei Säulen im romanischen Styl ruhende Tischplatte beschattet die an der Hinterwand des Tisches angebrachte Inschrift:

Ferdinandus Maximilianus
Archidux Austriae
Erexit MDCCCLVII.

welche von den Wappen des durchlauchtigsten Hrn. Erzherzogs und der Terra sancta eingeschlossen ist. Sämmtliche eben beschriebene Steine wurden wie die Statue in Wien, die Predella und zwei Altarstufen aber in Jerusalem angefertigt. Die Aufstellung des Altars leitete der in Jerusalem mit dem Bau des österreichischen Pilgerhauses beschäftigte Architekt und k. k. Ingenieur-Assistent Anton Endlicher, und dieselbe wurde nach Anlagen sämmtlicher Altarbestandtheile in drei Tagen vollendet. Große Schwierigkeiten bereitete jedoch vor Aufstellung des Altars der Transport der Statue der heiligen Helena wegen des großen Gewichts und der für derlei Transporte gänzlich unzureichenden Transportmittel in Palästina. Nur unter Beihülfe der bei dem Baue des österreichischen Pilgerhauses für die Steinzufuhr in Verwendung stehenden, von Maulthieren gezogenen Wagen (den bis jetzt einzigen in Palästina), war es möglich, die Statue theils auf Wagen, theils auf Kamelen von Jaffa nach Jerusalem zu bringen. Dienstag den 3. Juni d. J. wurde von dem hochwürdigen Patriarchen von Jerusalem in Gegenwart des k. k. Konsuls Herrn von Pizzamano und des erzherzoglichen Rathes Herrn von Scherzenlechner die erste heilige Messe bei diesem neuen schön beleuchteten und dekorirten Altar gelesen; und hiebei figurirten die von Sr. k. k. Hoheit für das heilige Grab gesendeten prachtvollen Leuchter, ein herrlicher Teppich und ein goldgesticktes sammetenes Altartuch. Herr von Scherzenlechner überbrachte außerdem noch ein gleiches Altartuch für Bethlehem, Porträte Sr. Maj. des Kaisers und Sr. k. k. Hoheit für die Konvente in Jerusalem und Bethlehem, für den Kaimakam am Libanon und für das k. k. Konsulat in Jerusalem; endlich zwei prachtvolle Lüster für den Patriarchen von Jerusalem.

Aus Salisbury in den Vereinigten Staaten wird vom 9. Juli berichtet, daß der berühmte Geolog Mitchell aus Nordkarolina umgekommen ist. Er war zu einem kurzen Ausfluge nach den schwarzen Bergen abgereist und trotz aller Nachforschungen spurlos verschwunden, bis man seine Leiche endlich an dem sogenannten Katzensprunge, einer Gabelung des Flusses, Lavey, entdeckte. Man vermuthet, daß der Geolog, als er an einem Abgrunde hinschritt ausgeglitten und herabgestürzt sey.

Redakteur: Gustav Neffert.
Druck- und Verlag der Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 195 Montag, 17. August 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

Olga hatte mit immer steigendem Erstaunen seiner Rede gelauscht und die Sonnenstrahlen der Freundlichkeit, die ihr Antlitz erheitert hatten, verschwanden immer mehr. Sie konnte sich allerdings des Vorwurfs der Undankbarkeit gegen den jungen Mann nicht erwehren, den sie, ohne ihn näher zu kennen, nur durch sein ungemein einnehmendes Aeußeres bestochen, in ihre Umgebung gezogen hatte, unter so außerordentlich günstigen Bedingungen, als hätte sie die wichtigsten Dienste von ihm erwartet. Als sie sich längere Zeit in Petersburg aufhielt, um den alten Fürsten Trubetzkoi für sich und ihre Pläne zu gewinnen, hatte sie mit ihm dasselbe Hotel bewohnt, und war zuweilen im Garten desselben mit ihm zusammengetroffen. Seine stets gewählte und geschmackvolle Kleidung, der sichere, graziöse Anstand in allen seinen Bewegungen, verriethen ihr bald den gebildeten Mann; so daß sie sich gern in ein Gespräch mit ihm einließ, welches eine Annäherung zwischen Beiden vermittelte und das Verhältniß herbeiführte, in welchem er sich gegenwärtig zu ihr befand. Er hatte vorgegeben, daß er sich in der Residenz mit schönwissenschaftlichen Studien beschäftigt habe, die jedoch seine Mittel ihm nicht erlaubten, weiter fortzusetzen, weßhalb er sich um irgend eine Privat-Anstellung bemühen müsse. Doch hatte er den größten Theil seiner Zeit, wohl weniger den Studien, als ritterlichen Uebungen und militärischen Exerzitien zugewendet, als ob er Willens gewesen wäre, sich auf den Eintritt in die Armee vorzubereiten. Unermüdlich hatte er sich mit Reiten, Fechten, Voltigiren und mit Schießübungen beschäftigt, und es auch in allen diesen Künsten in unglaublich kurzer Zeit, zu einer gewissen Vollkommenheit gebracht, die ihn der Gräfin nur noch interessanter machte, obgleich sie damals noch nicht daran dachte, ihn durch ein wärmeres Gefühl, als das eines unzweideutigen Wohlwollens auszuzeichnen. Er aber hatte sich ihr wohl hauptsächlich aus dem Grunde genähert, weil sie ihm mitgetheilt hatte, daß sie entschlossen sey, sich nach dem Kriegsschauplatze zu begeben, welcher gerade auch das Ziel seines Strebens bildete. So war er als Sekretär in ihr Gefolge eingetreten und sie hatte ihm zugleich das Amt eines Reisemarschalls anvertraut und ihn zu ihrem Gesellschafter erhoben. So lange sie nun noch durch die Sehnsucht beschäftigt wurde, den geliebten jungen Fürsten Teubetzkoi wieder zu sehen und dabei die sichere Hoffnung nähete, seine Gattin zu werden, erfreute sie sich des Umgangs mit ihrem Sekretär, ohne andere Absichten und Wünsche zu hegen. Als jedoch schon das erste Wiedersehen ihres Geliebten Veranlassung zu jener heftigen Scene gab, und die gleich darauf folgende, lebensgefährliche Verwundung desselben ihr eine ewige Trennung von ihm in Aussicht stellte, da begann sie schon innigere, heißere Blicke auf ihren jungen Hausgenossen zu werfen und schien jetzt erst seine Schönheit vollkommen zu würdigen. Als sie nun nach dem Tode des Fürsten sich so ganz vereinsamt fühlte in der kriegerischen Stadt, beschloß sie, ihrem Herzen eine neue Beschäftigung zu geben, damit der Quell ihrer Schmerzen um so schneller versiegen möge. Gewohnt, diejenigen Männer, die sie durch ihre Gunst zu beglücken beschlossen hatte, augenblicklich bereit zu sehen, ihr die glühendsten Huldigungen darzubringen, hatte sie gehofft, daß auch ihr Sekretär auf den ersten Wink zu ihren Füßen liegen würde, um sich die Sklavenkette, die sie ihm zugedacht hatte, überwerfen zu lassen. Sie fühlte sich deßhalb um so empfindlicher in Erstaunen gesetzt und gekränkt, als er, zwar in der höflichsten Weise, aber doch sehr entschieden, seine Entlassung von ihr forderte, und dabei deutlich genug zu verstehen gab, daß er die Gefühle, welche sie ihm weihen wollte, keineswegs zu theilen beabsichtigte.

Hohe Röthe trat auf ihre schöne Stirn und ein finsterer, zorniger Blick ruhte auf seiner zierlichen Gestalt, als sie ihm entgegnete: „Es kann Ihr Ernst nicht seyn, mich gerade jetzt zu verlassen, hier in diesem vom wilden Kriegssturme umtosten Orte, wo ich rath- und hülflos stehe, ohne Freunde und

bekannte. Ich hatte sicher darauf gerechnet, daß Sie mich wieder zurückbegleiten würden nach St. Petersburg und ich müßte Sie wirklich für undankbar halten, wenn Sie sich im Ernst von mir trennen wollten."

Georgewitsch gestand ein, daß er leider diesen Vorwurf verdiene; aber obgleich er eine gewisse Verlegenheit nicht zu verbergen vermochte, wiederholte er doch seinen Entschluß mit einer Festigkeit, welche ihren Unmuth nur noch erhöhete, und sie war eben im Begriffe, eine heftige, bittere Entgegnung auszusprechen, als die Thür sich öffnete und ihre Kammerzofe meldete, daß der Lieutenant, Graf Krasinsky, vom Regimente Michael, sie um eine Unterredung bitten lasse.

„Graf Krasinsky?" rief sie, unangenehm berührt durch diese Unterbrechung und ihr schönes Haupt stolz erhebend. Der Name klang ihr bekannt, doch konnte sie sich nicht gleich besinnen, bei welcher Gelegenheit sie ihn erst kürzlich gehört hatte.

Der Sekretär Georgewitsch war sichtbar erbleicht, sobald jener Name genannt wurde und nachdem er einen unruhigen Blick nach der Thür geworfen hatte, wendete er derselben den Rücken und bat seine Gebieterin, sich durch das Nebenzimmer entfernen zu dürfen. Seine seltsame Bewegung war ihr entgangen und durch eine Neigung ihres Hauptes gewährte sie seine Bitte und fügte die Worte hinzu: „Entfernen Sie sich nicht aus dem Hause; denn ich habe noch mit Ihnen zu sprechen, sobald ich wieder allein seyn werde."

In demselben Augenblicke, als sich Georgewitsch hierauf durch das Nebenzimmer entfernte, trat Stanislaus Krasinsky durch die Hauptthür ein. Die neue Lieutenants-Uniform, die er angelegt hatte, kleidete ihn vortrefflich und hob nicht allein seine edeln Körperformen vortheilhafter hervor, sondern gewährte auch eine größere Uebereinstimmung mit dem wahren Adel seiner Gesichtszüge und seiner edeln Haltung, als es die grobe Hülle des gemeinen Soldaten vermocht hatte. Er kam in der Absicht, den Auftrag, welchen ihm der sterbende Fürst Trubetzkoi gegeben hatte, zu erfüllen, und begann mit einer Entschuldigung, daß dieß erst jetzt, nach Verlauf mehrerer Tage geschehe, indem ihn die dringendsten Dienstgeschäfte bis jetzt davon abgehalten hätten.

Die Unterredung mit ihrem Sekretär hatte die leichtsinnige Stimmung, mit welcher sie die Trauer niedergekämpft, schnell aus ihrer Brust verscheucht, und die düstern Wolken auf ihrer Stirn in Verbindung mit der finstern Miene, welche dem heitern Lächeln gefolgt war, konnten wohl für den Ausdruck eines Trübsinns gelten, welcher nach dem schweren Verluste, der sie betroffen hatte, natürlich erscheinen mußte. So hatte sie Stanislaus zu finden erwartet, und obgleich er ihre Handlungsweise keineswegs billigen konnte, so vermochte er ihr doch, da er sie anscheinend so unglücklich sah, sein herzliches Mitgefühl nicht zu versagen. Er theilte ihr deßhalb auch mit der zartesten Schonung und mit einer offenen, innigen Theilnahme die letzten Grüße des Fürsten mit, und seine Versicherung, daß er ohne Groll gegen sie und versöhnt mit ihr aus der Welt geschieden sey.

(Fortsetzung folgt.)

Das Jägerhaus.

(Fortsetzung.)

Als Bernard das Haus fast erreicht hatte, öffnete sich die Thür, und der Waldwärter Konrad trat heraus, der bei dem Anblick des französischen Offiziers stutzte und einige Worte in den Bart murmelte.

Der Letztere grüßte den Greis auf das Freundlichste und fragte mit sanftem Ton:

„Könnt Ihr mir sagen, guter Freund, ob ich den Förster Reinold zu Hause finde?"

Der Waldwärter maß den Offizier mit erstaunten Blicken und erwiderte mürrisch:

„Der Herr Förster ist draußen im Revier und kommt vor Sonnenuntergang nicht heim."

„Werd' ich ihn denn morgen Vormittag sprechen können?" fragte Jener weiter.

„Weiß es nicht bestimmt zu sagen," entgegnete Konrad, „aber hier kommt die Pflegetochter meines Herrn," fügte er, auf Renate deutend, welche in der Hausthür erschien, hinzu: „Die wird Ihnen am besten Auskunft darüber geben."

Mit diesen Worten trat er in den Garten und machte sich hie und da mit den Obstbäumen und Blumen etwas zu schaffen, indem er leise vor sich hin murmelte:

„Will doch in der Nähe bleiben — Der ist nicht des Herrn Försters wegen gekommen!"

Die plötzliche Erscheinung Renatens, welche den Offizier zwar mit einigem Erstaunen, aber doch mit der größten Unbefangenheit grüßte, mußte wohl einen tiefen Eindruck auf den Letztern machen, denn er stand einige Sekunden sprachlos da, ganz versunken in den Anblick des lieblichen Wesens, dessen Stimme ihm wie ein Engelsgruß entgegentönte.

„Der Herr Förster wird erst heute Abend spät aus dem Walde heimkehren?" fragte er endlich, das Mädchen mit freudiger Bewegung begrüßend.

„In einer Stunde längstens erwart' ich den Vater," antwortete Renate, indem sie den vor ihr stehenden stattlichen Reiter mit neugieriger Bewunderung betrachtete.

„O dann werd' ich hier bis zu seiner Ankunft verweilen," entgegnete Bernard und wandte sich, um seinem Begleiter seine Absicht mitzutheilen.

Der aber hatte sich bereits bei dem ersten Ton von Renatens Stimme von seinem Sitz erhoben und sich dem Hause genähert. Auch er schien von dem Anblick des Mädchens ganz bezaubert zu seyn, denn seine sonst so regungslosen, kalten Mienen, die sich nur dann und wann zu einem spöttischen Lächeln verzogen, hatten plötzlich ein eigenthümliches Leben gewonnen.

„Ich bin genöthigt, Sie allein zurückreiten zu lassen, lieber Freund," sagte der Offizier jetzt zu dem herantretenden Arzt, der Renate mit leichtfertigem, vertraulichem Ton begrüßte und sie mit flammenden Augen betrachtete. „Da der Herr Förster noch innerhalb dieser Stunde kommt, so will ich ihn hier erwarten, zumal da ich nicht weiß, ob der Dienst mir morgen vergönnen wird, meinen Besuch zu wiederholen."

„Kann es Ihnen nicht verdenken, daß Sie in so schöner Gesellschaft Studien im Warten machen wollen, lieber Lieutenant," versetzte Wolfenstein mit bedeutsamem Lachen. „Wenn ich nicht so gewissenhaft in der Erfüllung meiner Pflichten wäre, so würd' ich hier ebenfalls der Romantik nachjagen!"

Bernard fühlte sich durch diese Worte unangenehm berührt, ohne daß er sich zu sagen vermochte, weßhalb, und sann auf eine passende Erwiderung: Renate aber blickte Jenen mit ihren klaren Augen fast verwundert an, gleich als ob sie fragen wolle, was er doch mit seinen seltsamen Reden meine. Der Arzt schnitt indessen alle ferneren Erörterungen dadurch ab, daß er dem Mädchen mit demselben leichtfertigen, vertraulichen Ton einen vergnügten Abend wünschte, dem Offizier ein kurzes: „Auf Wiederseh'n!" zurief, sein Pferd bestieg und davonjagte.

Der Letztere bat darauf den in der Nähe des Hauses herumhandirenden Konrad, der ihm dann und wann einen argwöhnischen, finsteren Blick zuwarf, seinem Pferde etwas Heu zu geben, er wolle ihm diesen Dienst reichlich lohnen.

Der Waldwärter erfüllte diesen Wunsch zwar auf der Stelle, brummte aber im Fortgehen: „Müßte die Herren Offiziere schlecht kennen, wenn Der nicht Böses im Schilde führt! Er will mich durchaus los seyn — ich weiß aber, was ich zu thun habe!"

Bernard erzählte nun der gespannt horchenden Renate, daß er von seinem Oheim, der ein Landsmann ihres Pflegevaters sey, hierher gesendet worden, um Diesem einige Briefe zu überreichen. In einigen Wochen gedenke sein Oheim selbst nachzukommen und seinen alten Jugendfreund zu begrüßen.

„O das ist herrlich!" jubelte Renate. „Das wird dem Vater eine ganz außerordentliche Freude machen."

Wie von einem plötzlichen Gedanken erfaßt, schwieg sie darauf eine Weile und fragte dann mit erwartungsvollem Ton: „Nicht wahr, Sie gehören zu dem Reiterregiment, welches heute morgen in das Kirchdorf eingerückt ist?"

„So ist es," entgegnete der Offizier. „Wahrscheinlich werden wir mehrere Wochen in der hiesigen Gegend bleiben."

„Wollen Sie mir dann einen großen Gefallen erweisen?" fragte Renate zögernd.

„Gern, liebes Mädchen," antwortete Bernard, indem er auf der Bank unter den Linden Platz nahm. „Un worin besteht derselbe?"

„Daß Sie dem Vater Ihre Briefe erst übermorgen an seinem Geburtstag einhändigen," erwiderte Renate schnell. „Die Ueberraschung würde doppelt groß für ihn seyn."

„Nun, wenn ihm meine Erscheinung und meine Briefe wirklich Freude machen können, so will ich mit Vergnügen Ihren Wunsch erfüllen," versetzte Jener lächelnd.

„O Sie glauben nicht, wie froh der Vater war, als er im vorigen Sommer Besuch von zwei Landsleuten hatte," sagte sie. „Sonst ist er immer düster und in sich gekehrt, aber in den Tagen war er wie verwandelt — seine Augen leuchteten recht von stillem Entzücken. Mir ist, als säh' ich schon seine freudige Miene, mit welcher er Sie anschauen wird, wenn er hört, wer Sie sind."

„Mein Oheim wird aber erst in in einigen Wochen hier eintreffen," warf Jener ein; „und Der ist denn doch die Hauptperson!"

„Sie hätten gar nicht gelegener kommen können," fuhr das Mädchen mit steigender Lebhaftigkeit fort, ohne diese Worte zu beachten. „Sie selbst sollen übermorgen auch ein Geburtstagsgeschenk für den Vater vorstellen! Ich habe allerlei Sachen für ihn gearbeitet und gekauft: einen großen Shawl und ein Paar warme Handschuhe für den Winter, ein Pulverhorn und eine Jagdtasche. Da legen wir nun Ihre Briefe in die Mitte des Tisches unter einen schönen Blumenkranz und ringsumher die anderen Geschenke. Sie selbst stellen sich hinter die spanische Wand am Ofen, und wenn der Vater Alles betrachtet, kommen sie plötzlich zum Vorschein und gratuliren ihm zum Geburtstag. O, das soll eine allerliebste Ueberraschung für ihn werden!"

„Machen Sie mit mir, was Ihnen gut dünkt," erwiderte Bernard lächelnd; „ich gebe mich ganz in Ihre Hände."

Renate war schon im Begriffe, ihre Kränze und Guirlanden aus der Laube herbeizuholen, um sie dem Letztern zu zeigen, als sie plötzlich nachdenkend stehen blieb und Bernard zögernd fragte:

„Sie sind Offizier im französischen Heere — nicht wahr?"

„Allerdings," entgegnete Jener mit einiger Verwunderung über diese Frage. „Warum befremdet Sie Das?"

Renate schwieg eine Welle, gleich als ob sie sich fürchte, Das, was ihr Herz bekümmerte, zu entdecken; dann sagte sie, die klaren Augen bittend zu dem Offizier aufschlagend:

„Wenn Sie mir dann einen recht großen Gefallen erzeigen wollen, so kommen Sie übermorgen nicht in Uniform hieher; nehmen Sie mir meine thörichte Bitte nur nicht übel — aber der Vater hat eine gewisse Abneigung gegen die französischen Offiziere."

Es war, als ob diese Worte den jungen Mann auf's Schmerzlichste berührten, denn seine eben noch so freudigen Züge nahmen einen fast finstern Ausdruck an, und sich von dem Mädchen abwendend, sprach er seufzend vor sich hin:

„Also auch in diesem einsamen Waldthale wohnt der unversöhnliche Haß gegen Alles, was vom Westen kommt!"

„Habe ich Sie gekränkt?" rief das Mädchen mit trauriger Miene. „Verzeihen Sie mir — ich wollte Ihnen ja nur den besten Empfang beim Vater bereiten! Ihr Herr Oheim kennt diesen sonderbaren Groll des Vaters gegen die französischen Offiziere ohne Zweifel und hat es gewiß nur vergessen, Sie davon in Kenntniß zu setzen."

„Nun, der Groll ist so sonderbar nicht!" rief Jener mit bitterm Ton aus. „Was sollte der fremde Krieger auch Anderes zu erwarten haben!" Aber gleich als ob er seine unfreundlichen Worte bereue, fügte er mit sanfter Stimme hinzu: „Ich führe einen vollständigen Jagdanzug mit mir; in dem werd' ich übermorgen erscheinen. Dann ist es, als gehört' ich ganz mit zum grünen Wald."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Die „Annales du commerce extérieur" veröffentlichen das neue Gesetz über den Verkauf von geistigen Getränken im Staate New-York. Dieses interessante und für die in den Vereinigten Staaten herrschende Stimmung bezeichnende Gesetz wurde unter dem Titel: „Akte, um die Unmäßigkeit aufhören zu machen und den Verkauf von Spirituosen zu regeln" von der gesetzgebenden Versammlung des Staates New-York zu Albany am 16. April 1857 angenommen. — Dieses Gesetz tritt an die Stelle des vom Handelsstande heftig angefochtenen alten sogenannten Mäßigkeitsgesetzes. — Die Taxe für die Erlaubniß zum Verkauf von Spirituosen steigt — nach dem neuen Gesetze — in den Flecken und Dörfern zwischen von 30 bis 100 Dollars, in den Städten von 50 bis 300 Doll.; ein und dieselbe Person kann mehrere Lizenzen nicht mehr erlangen. . . . Jedes Individuum, welches um eine Wirths-Konzession nachsucht, hat außer der vorgeschriebenen Kaution nachzuweisen, daß es mindestens sechs vollständige Betten zur Verfügung der Reisenden hat. Auf dem Lande ist die Zahl der Betten auf drei ermäßigt, wogegen Stallungen und Remisen mit der nöthigen Fourage vorhanden seyn müssen. — Art. 15 bedroht jedes, selbst konzessionirte Individuum mit einer Geldstrafe von 10—25 Doll., welches an Lehrlinge, Diener und Minderjährige unter 18 Jahren oder Indianer Spirituosen verkauft. — So ist es auch bei Geldstrafe verboten, einem Betrunkenen zu trinken zu geben, und kann dieser, so wie jeder das Gesetz Verletzende verhaftet werden. — Wenn (Art. 19) ein Mann gegen seine Frau oder diese gegen den Mann wegen Trunksucht klagt, so ist der Beamte gehalten, die Völlerei des betreffenden Theils allen Wirthen anzuzeigen und ihnen aufzutragen, dem Benannten — bei Strafe von 50 Dollars — sechs Monate lang keinen Branntwein oder dergleichen zu verabreichen. — Des Sonntags und an Wahltagen ist die Verabreichung von Spirituosen verboten. — Eine einmal eingezogene Konzession kann erst nach drei Jahren wieder verliehen werden. — Verfälschung der Liqueure wird mit 10 — 25 Doll. bestraft. — Endlich sind die Eisenbahn-Gesellschaften, Dampf- und Transport-Schiffe angewiesen, jeden Trunkenbold zu entlassen; ja, sie werden für die Folgen seiner Betrunkenheit verantwortlich gemacht und in solchen Fällen mit 50—100 Doll. bestraft.

Der Buchhändler Perrotin in Paris hat Alles angekauft, was sich in dem Zimmer Beranger's befand. Er ließ einen Architekten kommen, der, nachdem er das von Beranger bewohnte Zimmer sorgfältig abmaß, nun im Hause des Herrn Perrotin ein in allen Punkten Aehnliches aufführen wird. Dieselben Dimensionen, dieselbe Lage, dieselben Fenster, Kamin, Schränke, Thüren. Wenn das Zimmer fertig ist, so wird man die Tapete durch Befeuchtung von der Wand des Originalzimmers lösen und damit die Kopie bekleiden. Dann werden alle Möbel an dieselbe Stelle gebracht, wo sie beim Tode Beranger's standen. Man wird sein Bett, seinen Arbeitstisch mit Schreibzeug und seiner letzten Feder sehen; der Lehnstuhl, in welchem er saß, jener wo Judith, „die gute Alte", ruhte, Stühle, Bilder, nichts wird fehlen und sicher werden die Freunde und Verehrer des Sängers noch nach vielen Jahren — wie nach Rousseau's Eremitage — nach diesem Zimmer wallfahren.

Redakteur: Gustav Neffert.
Druck und Verlag der Walland t'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 196 Dienstag, 18. August 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

Olga war erfahren genug in der Verstellungskunst, vielleicht wurde sie auch wirklich von einer Rührung durchschauert, so daß sie einen Ausbruch des Schmerzes zu erkennen gab, welcher durchaus nicht erkünstelt schien. Sie wollte sprechen, aber ein lautes Schluchzen erstickte ihre Stimme, und als sie auf Augenblicke das Tuch zurückzog, welches ihr schönes, schmerzbewegtes Antlitz verhüllte, perlten helle Thränen in ihren Augenwimpern. Durch diesen Thränenschleier warf sie aber verstohlene Blicke auf den jungen Mann, der mit so viel Gefühl zu ihr gesprochen hatte, und sie fühlte sich durch seine imponirende Schönheit beinahe eingeschüchtert. Es schien ihr, als ob sie nie einen edleren Ausdruck gesehen, als in den Zügen seines Gesichts, die ihr auch so bekannt erschienen, als ob sie sie erst kürzlich erblickt hätte, obgleich sie sich nicht erinnern konnte, wann und wo?

Der Dank, den sie ihm für seine zwar traurige, doch gewissermaßen auch wieder beruhigende Botschaft spendete, wurde mit großer Wärme ausgesprochen, obgleich mehrmals von lautem Schluchzen unterbrochen. Zugleich ließ sie aber auch die herzzerreißendsten Klagen laut werden, daß sie nun ganz verlassen in der Welt stehe, keinen Freund, keine Freundin besitze, deren Rath sie beanspruchen, welchen sie vertrauen könne.

Um nicht unhöflich zu erscheinen, mußte Stanislaus eine Antwort darauf geben, und um das Mitgefühl, welches er ihr zugesichert hatte, zu bewähren, mußte er ihr das Anerbieten stellen, sich ihrer in ihrer verlassenen Lage annehmen zu wollen. „Das Vertrauen, mit welchem mich der sterbende Fürst beehrte," sprach er zu ihr; „berechtigt mich zu diesem Anerbieten; denn es konnte des Sterbenden Wille nicht seyn, mich mit seinen letzten Grüßen an Sie zu beauftragen, um Ihnen dann, unbekümmert um Ihr ferneres Schicksal, den Rücken zu wenden. Hat er es auch nicht mit klaren Worten ausgesprochen, so hat er es doch gewiß gewünscht, daß ich Ihnen meine Dienste anbieten soll, für die Zeit Ihrer Trauer. Gebieten Sie deßhalb über mich."

Ein flammender Blick, den sie ihm zuwarf, sprach ihren Dank noch feuriger aus, als die Worte, die sie zu ihm sprach, wobei sie ihm die Versicherung ertheilte, daß sein edles Anerbieten ihr den ersten Trost gewähre, seit dem Hinscheiden des Geliebten; denn sie fühlte doch nun, daß sie nicht ganz verlassen stehe, daß ein Freund des edeln Verewigten ihr nahe bleiben wolle, um sich ihrer anzunehmen. Aber Stanislaus ahnte, nicht wie theuer ihm sein menschenfreundliches Anerbieten zu stehen kommen würde, denn mit dieser ersten Unterredung begann auch die schöne Gräfin schon ihre Netze um ihn zu spinnen.

Sie bat ihn, ihr Gedächtniß zu unterstützen, denn sie sey überzeugt, ihn kürzlich erst gesehen zu haben und könne sich doch nicht entsinnen, wo und bei welcher Veranlassung dieß geschehen sey?

„Es thut mir leid;" entgegnete Stanislaus, „daß die Veranlassung unserer ersten Begegnung eine höchst traurige war, und mir zugleich die unangenehme Pflicht auferlegte, mich Ihren Wünschen widersetzen zu müssen. Wir sahen uns zuerst in der Nähe des Schlachtfeldes an der Alma, als ich eben unsern verwundeten Kapitän, den Fürsten Teubetzkoi, einem Arzte übergab, um weiter für ihn zu sorgen, nachdem wir ihn aus dem Getümmel des Kampfes gerettet hatten. Ich kommandirte als Korporal die Kompagnie, welche alle ihre Offiziere verloren hatte, und durfte mich Ihren Wünschen, den verwundeten Fürsten in Ihre Obhut zu nehmen, leider nicht willfährig zeigen."

Jetzt schwebte die ganze Scene wieder lebendig vor Olga's Augen, und es bedurfte keiner weiteren Andeutung, um ihre Erinnerung zu wecken. Zugleich aber fühlte sie sich auch beschämt, als sie der offenbar beleidigenden Behandlung gedachte, welche sie dem Korporal Krasinsky bei jener Gelegenheit hatte zu Theil werden lassen. Mit der Miene einer schmerzlich Bereuenden bat sie ihn um Verzeihung, nahm aber auch zugleich den Vortheil wahr, der sich ihr dabei darbot, indem sie ihm, gleichsam um

ihren Fehler zu verbessern, eine um so lebhaftere Aufmerksamkeit und Achtung widmete.

Auch war, nachdem Stanislaus erklärt hatte, daß er ihr nie, wegen ihrer Aeußerungen, die sie in der Aufregung des Schmerzes ausgestoßen, gezürnt, also auch nichts zu verzeihen habe, die Unterhaltung eine lebendigere und vertraulichere geworden, und hatte wohl bereits eine Stunde lang gedauert, als sich der junge Lieutenant erst wieder erhob und verabschiedete. Doch entließ sie ihn nicht, bis er versprochen hatte, seinen Besuch recht fleißig zu wiederholen.

Der arme Georgewitsch aber war plötzlich so tief in ihrer Gunst gesunken, daß sie ihm, als er später wieder zu ihr eintrat, mit kaltem Hohne den Bescheid gab, daß sie ihn durchaus nicht hindern wolle, sich der leidenden Menschheit zu widmen und deßhalb auch gegen seine Entlassung nichts einzuwenden habe.

War es nun der verletzende Ton, in welchem sie diese Worte zu ihm sprach, oder ein anderes Gefühl, welches sich plötzlich seiner bemächtigte — kurz, Georgewitsch schied in großer Aufregung von ihr und verließ wenige Minuten später schon ihr Haus.

Stanislaus kehrte mit seltsamen Gefühlen in die Kaserne zurück, in welcher sein Regiment lag. Er hatte geglaubt, in der Gräfin Tschernakoff eine Kokette gewöhnlichen Schlags zu finden, und war durch ihre Verstellungskunst so getäuscht worden, daß er ihr wirklich ein innigeres Gefühl zutraute und sich unwillkürlich zu ihr hingezogen fühlte. Ihre blendende Schönheit, welche sie mit dem Schleier einer wahren Treuer zu umhüllen gewußt hatte, konnte zwar die Treue, welche er seiner ersten und einzigen Liebe bewahrte, nicht erschüttern, doch hatte sie sein Herz doch wenigstens in soweit bestochen, daß er ihr seine lebhafte Theilnahme nicht versagen könne, war jedoch auch fest entschlossen, sich mit ihr in keine innigere Verbindung einzulassen, als wozu er sich durch Annahme des Auftrages, den ihm der Sterbende ertheilt hatte, verpflichtet fühlte. Deßhalb fühlte er sich auch durch die Unterredung, die er mit ihr gehabt, auf das Angenehmste angesprochen, doch keineswegs in seinem Innern beunruhigt.

Als er in den weiten Hof der Kaserne, der rings mit hohen Mauern umschlossen war, eintrat, schallte ihm ein tobender Lärm von zornigen Stimmen entgegen, und es drangen meuterische Ausrufungen an sein Ohr, die ihn in Besorgniß versetzten, welche immer höher stieg, als er bemerkte, daß sie von seiner Kompagnie ausgingen, welche unter Gewehr im Hofraume aufgestellt war. In einiger Entfernung sah er den neueingesetzten Kapitän, Graf Tortschin stehen, bleich, mit sichtbar verhaltener Wuth, den gezogenen Degen in der Hand und umgeben von den übrigen Offizieren.

(Fortsetzung folgt.)

Das Jägerhaus.

(Fortsetzung.)

Diese Worte schienen Renate einen Stein vom Herzen zu nehmen. Sie schlug vor Freude in die Hände und rief mit strahlenden Augen:

O, das ist ja ein rechtes Glück! Nun soll auch das ganze Haus auf's Schönste mit Zweigen und Kränzen geschmückt werden, daß Alles grün und eitel grün ist!"

„Sind Sie denn auch den französischen Offizieren böse?" fragte Bernard, dessen frühere Heiterkeit vollständig zurückgekehrt war.

„Wie sollt' ich?" antwortete das Mädchen. „Ich weiß ja nicht einmal, weßhalb der Vater ihnen grollt, und mir haben sie nie etwas zu Leide gethan. Sie sind der Erste, mit dem ich spreche. Von fern hab' ich Ihre Kameraden aber gar oft gesehen. Wenn ich manchmal allein hier vor der Thüre saß, und dann plötzlich die Trompeten so hell von der Landstraße herüberklangen, da ließ ich oft Haus und Garten und Arbeit im Stich und kleterte auf den Fichtenberg drüben und schaute in's Thal hinab. Ach! es ist gar prächtig anzusehen, wenn die blitzenden Offiziere so stolz aus dem Walde hervorsprengten, und Schaar auf Schaar lustig hintendrein jagt!"

„Von ferne sieht Das leider am besten aus!" seufzte Bernard halblaut vor sich hin.

„Aber wie geht Das zu," fragte Renate plötzlich — „Sie sind ein Deutscher und dienen in einem französischen Regiment?"

„Ich bin aus dem Elsaß gebürtig, liebes Mädchen," erwiderte Jener. „Das ist ein Land, welches vormals zu Deutschland gehörte, seit anderthalb Jahrhunderten aber mit Frankreich vereinigt ist. Darum sind die Bewohner desselben auch verpflichtet, den französischen Herrschern zu gehorchen und in ihrem Heere zu dienen."

„Dann müßten Sie aber eigentlich doch nicht gegen Deutschland fechten!" rief das Mädchen mit naivem Ton. „Ich verstehe zwar Nichts von dergleichen Dingen, aber an Ihrer Stelle hülf' ich meinen Landsleuten."

„Das Herz hat mir auch gar oft geblutet, wenn ich an der Spitze meiner Reiter, den Säbel in der Faust, gegen meine deutschen Brüder anstürmen mußte," entgegnete der Offizier, finster vor sich hinstarrend.

„Warum verlassen Sie denn nicht den französischen Dienst?" fragte Renate verwundert.

„Dann dürft ich nie wieder nach Frankreich zurückkehren," versetzte Bernard. „Mein Oheim würde mich verstoßen, und mir würde Nichts übrig bleiben, als zu betteln."

„O, in Deutschland sucht man jetzt überall geschickte Offiziere!" fiel das Mädchen rasch ein. „Der Herr Oberförster hat neulich lange mit dem Vater davon geredet."

„Gerade das Soldatenleben ist mir verhaßt," entgegnete Jener mit sanftem Lächeln. „Ich bin nicht freiwillig Offizier geworden. Der Kaiser und mein Oheim wollten es so, und da mußt ich gehorchen."

„Ach, dann werden Sie Förster," fuhr Renate eifrig fort, „an Förstern fehlt es bei uns gar sehr! Fast alle Jägerburschen und Forstgehülfen haben sich beim preußischen Heer anwerben lassen — Sie erhalten gleich eine schöne Stelle. Oder bleiben Sie beim Vater," fügte sie mit steigender Lebhaftigkeit hinzu, „Der muß doch bald einen tüchtigen Gehülfen haben — der alte Konrad versteht zu wenig und kann auch nicht mehr recht vorwärts."

„Welch' ein Himmel voll Unschuld blickt aus den Augen dieses holden Mädchens!" sprach der Offizier leise vor sich hin, indem er wie träumend zu den fernen blauen Höhen hinüberschaute, welche vom Süden in das stille Thal hereinschimmerten, dann erhob er sich, reichte Renaten die Hand und sagte:

„Ja, wenn Ihre lieben Hände mir die Dornen aus meinem Lebenswege räumen könnten, da wär' ich ein glücklicher Mann!"

In der Meinung, daß Bernard sich schon auf den Heimweg begeben wolle, wandte sich Renate plötzlich von ihm, eilte einige Schritte zur Seite und spähte in die düstern Gründe hinein, die zwischen den steilen, gegen Mitternacht emporsteigenden Waldhöhen lagen.

„Noch arbeiten die Holzhauer drüben am Fuß der Berge," rief sie freudig aus, „und so lange Die bleiben, bleibt auch der Vater dort. Sie haben heute schon vom frühen Morgen an zu Pferde gesessen," fuhr sie, zu Bernard zurückkehrend, fort, „und sind gewiß recht ermüdet und angegriffen; ich werde Ihnen, bevor Sie heimreiten, eine kleine Erfrischung holen."

Mit diesen Worten eilte sie rasch in's Haus. Der Offizier schaute ihr lange mit stillem Entzücken nach und brach endlich mit überströmendem Herzen in die Worte aus:

„Einen kalten, mürrischen Greis wähnt' ich hier zu finden, und statt dessen find' ich ein Wesen, lieblich und holdselig, wie ich es auf Erden nimmer erblickt habe! Ich, der seit Jahren nur zwischen öden Mauern einen Tag wie den andern in dumpfem Mißmuth hinbrachte, der Nichts hörte, als das rauhe Schelten harter Lehrer und das starre Kommandowort herrischer Obern, der Wald und Feld nur erblickte, um unter Säbelgeklirr und Kanonendonner eine fluchwürdige Menschenjagd anzustellen, ich erfahre heute zum Erstenmal, daß es noch Freude auf Erden für mich gibt, und fühle mit seliger Lust, wie mein kaltes, versteinertes Herz plötzlich zu glühendem Leben erwacht! Welch ein heilig-stiller Friede waltet in diesem trauten Thal! Wie ein glückliches Eiland liegt es inmitten der Kriegswogen, welche alles Land ringsumher überfluthen. Ich glaube, in frühester Jugend hab' ich einmal bei Waldesrauschen und Vogelschall in solcher Himmelsruhe selige Träume geträumt. Du hast mir die Pforten dieses Paradieses geöffnet," rief er nach einer Pause, den Brief seines Oheims hervorziehend und in der Begeisterung seines Herzens an die Lippen drückend; „du sollst nun auch der Talisman seyn, mit dem ich den finstern Haß des Mannes bezwinge, den dieses holde Mädchen als Vater verehrt! Ist mir doch, als hätt' ich sie schon jahrelang gesehen; jedes Wort, das von ihren Lippen tönt, klingt mir wie ein altbekannter, freundlicher Gruß!"

Hier ward er in seinem Selbstgespräch durch Renate unterbrochen, welche mit Wein und Früchten aus dem Hause trat.

„Da bring ich Ihnen etwas zur Labung aus Ihrem und meinem Vaterlande!" rief sie dem Offiziere fröhlich zu, indem sie Flasche, Glas und Teller auf den steinernen Tisch stellte. „Diese Pflaumen sind auf meinem kleinen Bäumchen gewachsen — hab's vom Vater vor zwei Jahren zum Geburtstag geschenkt bekommen. Der Wein aber stammt aus Ihrer Heimath," fügte sie lachend hinzu; „dem französischen Wein ist der Vater ganz und gar nicht abhold!"

(Fortsetzung folgt.)

Ein schuldlos Verurtheilter.

Unter dieser Ueberschrift lesen wir in der „Ztg. für ND.": Von einem Wiener Bürger, der durch den hochherzigen kaiserlichen Gnadenakt vom 8. Mai d. J. seine Befreiung aus harter Gefangenschaft in Theresienstadt erlangt hat, erhalten wir von Hamburg aus, wo derselbe sich nach Amerika einschiffte, eine Zuschrift, deren wesentlichen Inhalt mitzutheilen wir uns gedrungen fühlen, da ihre Angaben den Stempel der Wahrheit zu tragen scheinen. Sie lautet: „Indem ich selbst des Glücks der wiedererlangten Freiheit genieße, denke ich mit um so innigerer Theilnahme eines Unglücklichen,

von dem ich die tiefste Ueberzeugung gewonnen, daß er ohne Schuld in härtester Gefangenschaft schmachtet. Wenn ich auch nur eine schwache Hoffnung hege, daß meine Worte dazu beitragen könnten, ihm Rettung zu bringen, so gebietet doch die Menschlichkeit, den Versuch zu machen. Die Großmuth, welche Hunderten von Schuldigen die Freiheit schenkte, wird vielleicht, wenn mein Wort durch die Presse zu ihr dringt, gebieten, daß auch einem Unschuldigen Gerechtigkeit werde. Für einen solchen Unschuldigen halte ich Sigmund Takats. Dieser, in Raab in Ungarn geboren, diente schon vor dem Jahre 1848 in der k. k. österreichischen Armee und nahm später Dienste in dem ungarischen Insurektionsheere. Im Jahre 1848 befand er sich in Pesth, als der Graf Lamberg in der Eigenschaft eines kaiserlichen Kommissärs dorthin gesandt und von dem Pöbel auf der Pesther Brücke ermordet wurde. An diesem unseligen Ereigniß ist Sigmund Takats in folgender Weise betheiligt: er kam zufällig über die Pesther Brücke, als der Graf in seinem Wagen angehalten und umringt worden; er trat hinzu, erkannte den Grafen und sagte, ohne an Jemand die Worte besonders zu richten: „Das ist ja Lamberg." Und als er sah, daß demselben Gefahr drohte, begab er sich sogleich nach der nächsten, von Nationalgarde besetzten Wachstube, meldete den Vorgang, welchen er auf der Brücke wahrgenommen, dem wachhabenden Offizier und fügte hinzu: „Das Klügste wäre, Lamberg zu arretiren." Das ist der ganze Thatbestand, auf welchen hin Sigmund Takats im Jahre 1850 verhaftet, von dem k. k. Kriegsgericht in Pesth zu zwanzigjähriger Schanzarbeit in Eisen verurtheilt und zu deren Verbüßung er nach der Festung Theresienstadt in Böhmen transportirt wurde. Bei der Publikation des Urtheils wurde ihm vorgelesen: „er habe die wüthende Menge zum Morde des Grafen Lamberg aufgereizt." Haben die Richter wohl erwogen, daß tausend Andere, die den Grafen Lamberg in jener Lage erkannt, eben so absichtslos, wie Takats, die Worte: „Das ist ja Lamberg" — ausgesprochen haben würden? Und haben sie nicht erwogen, daß Jemand, der sich beeilt, einen vom Pöbel Bedrohten dadurch der Gefahr zu entziehen, daß er räth, denselben in die Obhut gesetzlichen Gewahrsams zu bringen, nicht die Absicht haben kann, zum Morde desselben aufzureizen? Bei diesen Erwägungen scheint es kaum glaublich, daß jenes Urtheil habe gefällt werden können. Aber dasselbe verliert an seiner Unglaublichkeit, wenn man den Sigmund Takats kennt. Er besitzt den doppelten Stolz einer oberflächlichen Bildung und des ungarischen Nationalcharakters, ist also leicht reizbar und spricht sein erregtes Gefühl mit der ganzen Unumwundenheit eines festen Gradsinnes aus. Wenn ein solcher Mann vor dem Richter steht, der in ihm einen Verbrecher vermuthet: so läuft seine rücksichtslose Offenheit schon Gefahr, als verbrecherischer Trotz angesehen zu werden. Nehmen wir aber dazu noch, daß Takats der deutschen Sprache, in welcher die Untersuchung und Verhandlung geführt wurde, nicht ausreichend mächtig ist, daß er sehr leicht mißversteht, dem entsprechend antwortet, sich dabei in seiner hastigen Weise auch noch falsch ausdrückt und seinerseits wieder Mißverständnisse erregt, so ist es wahrlich kein Wunder, wenn das Kriegsgericht die Schuld an ihm fand, deren er angeklagt worden. Auf diese Weise aber — die feste Ueberzeugung habe ich gewonnen — ist Takats schuldig befunden worden. Und dieser schuldlos Verurtheilte ist nicht nur von der kaiserlichen Amnestie ausgeschlossen, sondern die Behörden haben auf ihn nicht einmal die Bestimmung des Amnestiedekrets anwendbar gefunden, nach welcher für gewisse Kategorien politischer Verbrecher Strafmilderungen eingeleitet werden sollen. Der unglückliche Takats hat die Aussicht, nachdem er bereits sechs Jahre gelitten, erst nach vierzehn Jahren der härtesten Gefangenschaft als ein an Seele und Körper gebrochener Greis, unschuldig belastet mit dem Fluche des Mordes, in das ihm fremd gewordene Leben zurückzukehren. Wer ein so entsetzliches Loos mitempfinden kann, zu Dem habe ich das Vertrauen, er werde, so viel in seinen Kräften steht, dazu beitragen, daß es von einem Unschuldigen abgewendet werde. Vor Allem aber bitte ich die Redaktionen der deutschen Zeitungen, daß sie meiner obigen Darstellung des Prozesses ihre Spalten öffnen und so dazu mitwirken wollen, daß sie zur Kenntniß der hohen Stellen gelange, von denen aus eine Revision desselben angeregt oder anbefohlen werden kann."

Mannigfaltigkeiten.

Der Wiener Komiker Herr Scholz hat ein drolliges Stammbuchblatt geliefert. Er hat einen Schwager Namens Melzer, und diesem schrieb er in's Album: „Melzer ist stolz auf seinen Schwager Scholz; aber Scholz ist noch stölzer auf seinen Schwager Melzer."

Künftig muß jeder in Wiesbaden Bürger werdende Ausländer außer der seither stipulirt gewesene Taxe noch extra 200 Gulden an die Armenkasse geben, „wegen des raschen Wachsthums der Stadt, der dadurch hervorgerufenen hohen Wohnungs- und Lebensmittelpreise und der Besorgniß, das Proletariat möchte sich vermehren."

Redakteur: Gustav Reffert.
Druck und Verlag der Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 197 — Mittwoch, 19. August — 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

Was Stanislaus längst schon befürchtet hatte, war zur Wahrheit geworden. Die Kompagnie hatte dem Kapitän, welcher gleich bei seinem ersten Auftreten sich unbeliebt gemacht, und später durch die maßloseste Strenge und durch allerlei Quälereien im Dienste geradezu verhaßt geworden wär, den Gehorsam verweigert. Er hatte sie verurtheilt, drei Stunden lang zur Strafe im Kasernenhofe zu exerziren, weil einige seiner Leute ihm am vergangenen Abende nachgerufen hatten: „Mannschetten-Kapitän!" Im Dunkeln war es ihm nicht möglich gewesen, die Schuldigen zu entdecken, und als er am nächsten Morgen die Kompagnie aufmarschiren ließ, um Untersuchung zu halten, läugneten Alle und Keiner verrieth den Andern. Es beliebte darauf dem Kapitän, für das Vergehen Weniger Alle büßen zu lassen und deßhalb befahl er ein dreistündiges Strafexerziren, dem sich aber die ganze Kompagnie widersetzte, indem sie dem Kommandoworte ihrer Vorgesetzten keine Folge leistete, und erst in ein dumpfes Murren, dann aber gar in laute, wilde Ausrufungen und Drohungen ausbrach.

Gerade in diesem Momente trat der Lieutenant Krasinsky in den Hof ein und kaum hatten ihn seine Leute erblickt, als sie ihm ein donnerndes Hurrah! entgegenbrüllten, welches ihn auf das Unangenehmste berührte; denn es konnte den Anschein haben, als sympathisire er mit den Meuterern und habe sie zu ihrer Widersetzlichkeit veranlaßt. Er gebot ihnen deßhalb auch, mit einer Strenge, welche er nur selten anwendete, Schweigen und verbat sich sehr energisch, für jetzt und in Zukunft, alle ähnlichen Demonstrationen zu seinen Gunsten. Dann trat er zu den Offizieren und fragte nach der Ursache dieser aufrührerischen Bewegung, denn die Vorgänge, durch welche sie hervorgerufen worden, waren ihm unbekannt geblieben. Die Lieutenants aber wendeten sich von ihm ab, ohne ihm zu antworten; der Kapitän jedoch trat auf ihn zu, maß ihn mit zornfunkelnden Blicken und sprach zu ihm: „Sie fragen noch? Und doch sind Sie es ganz allein, der mir meine Kompagnie verdorben in Grund und Boden und mir die Leute abspenstig gemacht hat."

Stanislaus zuckte zusammen, als er diesen schweren Vorwurf vernahm, als ob er eine Wunde erhalten hätte; allein er bedachte noch zeitig genug, daß er sich gegen seinen Vorgesetzten keine harte Entgegnung erlauben dürfe, und erwiderte deßhalb, wenn auch mit bebender Stimme, doch in bescheidenem Tone: „Darf ich um nähere Erklärung der Thatsachen bitten, auf welche Weise Sie den ungerechten Vorwurf, den Sie mir machen, begründen?"

„Nein, das dürfen Sie nicht bitten, Herr Lieutenant! schrie ihm Torischin zu, in den heftigsten Zorn ausbrechend. „Sie haben keine Erklärung von mir zu fordern, und wenn ich Ihnen Vorwürfe mache, so haben Sie sie schweigend hinzunehmen und dürfen sich überzeugt halten, daß ich sie jederzeit zu begründen wissen werde; aber wahrlich nicht gegen Sie, sondern gegen meine Vorgesetzten."

„Dann freilich bleibt mir nichts übrig;" antwortete Stanislaus, „als mich bei dem Chef unseres Regimentes zu beschweren und eine förmliche Untersuchung des mir angeschuldigten Vergehens zu beantragen." Er zog sich hierauf von der Offiziergruppe, unter welcher sich kein Einziger befand, der er bisher eines vertrauteren Umganges gewürdigt hatte, zurück, blieb aber in der Nähe stehen, um das Ende der drohenden Bewegung abzuwarten.

Der Kapitän trat jetzt vor, und nachdem er die Leute mit den rohesten Schimpfreden gescholten hatte, befahl er ihnen augenblicklich die Waffen niederzulegen und sich von den Sergeanten und Korporalen, welche an der Widersetzlichkeit keinen Theil genommen hatten, als Arrestanten hinwegführen zu lassen. Doch vergeblich wiederholte er seinen Befehl, kein Einziger leistete ihm Folge.

Zähneknirschend trat er zu den Offizieren zurück, und Stanislaus, welcher wohl einsah, daß jetzt strengere, gewaltsame Maßregeln gegen die Meuterer, unter welchen sich jedoch so viele brave, tapfere Soldaten befanden, ergriffen werden würden, vor

welchen er sie gerne bewahren wollte, trat jetzt wieder näher zu Tortschin und sprach bescheiden zu ihm: „Erlauben Sie, Herr Kapitän, ehe Sie zum Aeußersten schreiten, daß ich ein paar Worte zu den Leuten spreche; vielleicht gelingt es mir, sie zu ihrer Pflicht zurückzuführen.“ Doch in seinem Eifer Unheil zu verhüten, hatte er nicht daran gedacht, daß er seinen Vorgesetzten empfindlich beleidigte, indem er sich eine größere Gewalt über die Kompagnie zutraute, als Jener selbst genoß. Und Tortschin fühlte sich auch wirklich so schwer dadurch beleidigt, daß er ihm einen wüthenden Blick zuwarf, und ihm schäumend vor Zorn, zurief: „Wagen Sie es nicht, sich in meine Angelegenheit zu mischen und bilden Sie sich nicht ein, daß ich Ihres Einflusses bedarf, um meinen Befehlen Gehorsam zu verschaffen. Ich werde meinen Willen durchsetzen und müßte ich die ganze Kompagnie füsseliren lassen.“

In demselben Augenblicke öffnete sich ein großes Flügelthor der Kaserne, und ein ganzes Bataillon des Regiments Michael, welches sich in den beiden großen Exerziersälen versammelt und aufgestellt hatte, marschirte unter Trommelschlag, und mit dem Obristen Raelow an der Spitze, heraus und umzingelte die meuterische Kompagnie. Sobald „Halt“ kommandirt worden war, ließ der Obrist laden und die Gewehre wieder aufnehmen. Dann befahl er den Widerspenstigen die Waffen niederzulegen und sich ohne den geringsten Widerstand arretiren zu lassen.

Einige Augenblicke lang herrschte Todtenstille im weiten Kreise; aber die rebellische Kompagnie war offenbar eingeschüchtert, und kein Einziger wagte es, sich gegen die Uebermacht aufzulehnen, die ihnen drohend gegenüber stand. Zuerst legten Einzelne ihre Muskete und ihr Seitengewehr nieder, dann folgten Mehrere und endlich Alle diesem Beispiele der Unterwerfung, und wenige Minuten später ließen sie sich sämmtlich in kleinern Abtheilungen abführen, um in die Gefängnisse eingesperrt zu werden und einem schwereren Strafgerichte entgegen zu sehen.

Trotz der strengen Mannszucht, finden solche Meutereien in der russischen Armee nicht so selten statt, als man vielleicht glauben möchte; doch werden sie fast immer durch gewaltsame Maßregeln unterdrückt, ehe sie zum Ausbruche kommen, und durch die härtesten Strafen geahndet.

Nachdem Alles vorüber und die Ruhe wieder hergestellt war, näherte sich der Lieutenant Krasinsky dem Obristen und bat um eine kurze Unterredung. Sie wurde ihm bewilligt und er brachte, der Wahrheit gemäß, seine Beschwerde gegen den Kapitän Tortschin vor, in Betreff der harten Vorwürfe, die er von diesem hatte erdulden müssen, und ersuchte um ein Kriegsgericht, vor dem er sich rechtfertigen könne.

Mit mißtrauischer Miene hörte ihn der Obrist an und erklärte ihm dann kalt: er möge seine Beschwerde vor demselben Kriegsgerichte vorbringen, welches zur Verurtheilung der Meuterer niedergesetzt werden würde. Dann wendete er ihm den Rücken zu und führte sein Bataillon in die Kaserne zurück.

Durch diesen Vorfall waren die Dienstverhältnisse Krasinsky's, welche sich eben erst durch seine Erhebung zum Offizier aufgeklärt hatten, wieder bedeutend getrübt worden; ja, er konnte es sich nicht verhehlen, daß ihn wieder neue Gefahren umringten. Schon längst hatte er bemerkt, daß seine Kameraden vom Offizier-Korps sich theils mißtrauisch von ihm zurückzogen, sich theils ihm nur näherten, um ihn auszuforschen, oder alle seine Schritte zu bewachen. Deßhalb hatte er sich auch vorgenommen, sich ganz zurückgezogen zu halten, doch sein ganzes Thun und Treiben offen darzulegen, um dem Verdachte zu begegnen, daß er Heimlichkeiten verberge. Da sich die Soldaten der Kompagnie, zu welcher er gehörte, in Arrest befanden, so war er auch mehrere Tage lang fast von allen Dienstgeschäften befreit, und da er wenig Neigung fühlte, sich den Trinkgelagen und der dabei herrschenden lärmenden und wenig geistreichen Unterhaltung seiner Kameraden anzuschließen, glaubte er den Ueberfluß seiner Mußestunden nicht besser benutzen zu können, als wenn er einen Theil derselben der Gräfin Tscherno-koff widmete. Schon in den nächsten Tagen hatte er seine Besuche häufiger bei ihr wiederholt, als es die gesellschaftlichen Formen eigentlich erlaubten; doch glaubte er dieselben unter den besondern Umständen, die ihn zu ihr geführt, nicht so genau beobachten zu dürfen. Sie stand ja fremd, einsam und verlassen in der belagerten Festung, und es erschien ihm nur als eine Pflicht der Humanität, sich ihrer anzunehmen und die düstern Trauergedanken, in welche er sie versenkt glaubte, durch eine erheiternde Unterhaltung von ihr abzulenken.

Sie empfing ihn auch stets mit der größten Freundlichkeit, und wußte ihm ihre Dankbarkeit für die Aufmerksamkeit, die er ihr widmete, nicht lebhaft genug auszudrücken; ja, sie gestand ihm offen ein, daß seine Gegenwart stets einen beruhigenden Eindruck auf sie ausübe, und daß seine herzlichen Trostesworte bereits die düstere Verzweiflung, die sich ihrer bemächtigt, zerstreut, und in eine mildere Trauer verwandelt hätten. Mit einer seltenen Verstellungskunst wußte sie den sonst so scharfblickenden, jungen Mann zu täuschen, und indem sie ihn wiederholt bat, sie wie eine unglückliche Schwester, welcher das Schicksal eine schwere Wunde geschlagen habe, zu betrachten, gab sie sich zugleich das Recht, einen vertraulicheren Ton gegen ihn anzuschlagen, in welchen er bald unwillkürlich mit einstimmte, weil

er ihn für ungekünstelt hielt. Sie erinnerte sich in Warschau mit seiner Mutter in Gesellschaften zusammengetroffen zu seyn, und da sie wußte, daß er diese mit wahrhafter Begeisterung liebte und verehrte, erschöpfte sie sich im Lobe derselben, und suchte ihn dadurch zu Mittheilungen aus seinem Familienleben zu verleiten, was ihr auch gelang. Denn er hatte ja in seiner neuen Lebensstellung, außer seinem Freunde, dem Doktor Heiter und seinem alten Dominik, noch Niemand gefunden, mit welchem er über seine eignen Angelegenheiten ein vertrauliches Wort hätte wechseln können. So erfuhr sie denn auch bald, wenigstens andeutungsweise die Ursache, die ihn in seine gegenwärtige Lage versetzt und auf den Kriegsschauplatz geführt hatte und ihr spekulativer Geist wußte auch sogleich diese Mittheilung für die Förderung ihres Planes, ihn gänzlich an sich zu ziehen, zu benutzen. Als Tochter eines Generals war sie mit den militärischen Verhältnissen ihres Vaterlandes ziemlich vertraut und konnte leicht ermessen, daß er sich in seiner gegenwärtigen Lage nicht wohl fühlen könne, daß er die Fesseln eines Subalterndienstes und das Mißtrauen, das ihn von allen Seiten umgab, schmerzlich empfinden müsse. Deßhalb beschloß sie auch ihren ganzen Einfluß aufzubieten, dessen sie sich als Tochter eines sehr geachteten Generals bewußt war, um ihn aus seiner untergeordneten Stellung zu einem höheren militärischen Grade zu erheben, und das auf ihm lastende Mißtrauen möglichst zu verscheuchen. Sie glaubte dadurch nicht allein seine Dankbarkeit, sondern auch noch ein heißeres Gefühl für sich zu erwecken, und zugleich in den Augen der Welt ihre Wahl zu rechtfertigen, die sie durchaus nicht zu verhehlen gedachte, die aber, so lange Krasinsky einfacher Lieutenant blieb, doch von vielen Seiten Mißbilligung gefunden haben würde.

(Fortsetzung folgt.)

Das Jägerhaus.

(Fortsetzung.)

Bernard ergriff das dargebotene Glas mit dankbarem Blick, hob es empor und rief mit freudigem Tone:

„Nun denn — im Rebensaft meines Vaterlandes auf Ihr Wohlergehen!"

„Aber Sie sagen immer „Sie" zu mir", sprach das Mädchen, das geleerte Glas auf's Neue füllend; „ich meine, es schicke sich nicht wohl, daß ein so vornehmer Offizier eine arme Waise „Sie" nenne. Mich hat doch Niemand so angeredet, und darum klingt es mir auch gar so fremd und kalt!"

„Nun, wenn Du es verlangst, will ich Dich „Du" nennen", entgegnete Jener. „Aber dann mußt Du mir auch Deinen Vornamen sagen."

„Renate heiß' ich", erwiderte das Mädchen.

„Und ich heiße Julius — Julius Bernard", versetzte der Offizier.

„Julius! — Julius!" wiederholte Renate; „ach, das ist ein gar schöner Name! Aber mich däucht, daß Derjenige, welcher Julius heißt, auch allezeit recht sternklar und fröhlich dreinschauen muß", fuhr sie fort, indem ihr Blick forschend auf dem Angesicht des Offiziers weilte. „Meistens schauen Sie auch recht fröhlich drein — manchmal fliegt aber auch eine finstere Wolke über Ihre Stirn — Das ist gar nicht schön."

„Daran ist die große Einsamkeit schuld, in der ich meine Tage verlebt habe", erwiderte Bernard seufzend. „Mein Vater ward mir schon in der frühesten Jugend entrissen, und als ich sechs Jahre alt war, mußt' ich auch meine treue Mutter verlassen und kam in eine fremde große Stadt, wo ich vom Morgen bis zum Abend Nichts sah als düstre Mauern und unfreundliche Gesichter und sehr hart gehalten wurde. Als ich dann größer geworden war, mußt' ich das Kriegshandwerk lernen. Da hieß es bei Allem: eins . . . zwei . . . drei! — Und wenn ich anders stand und ging und sprach, als vorgeschrieben war, so ward ich gescholten und bestraft."

„Da möcht' ich kein Soldat seyn!" warf Renate staunend und kopfschüttelnd ein.

„Dazu hatt' ich Niemanden auf der Welt, mit dem ich Freud' und Leid hätte theilen können", fuhr Jener fort. „Meine Kameraden waren rohe Gesellen, die mich verlachten, weil ich an ihrem wilden Leben keinen Gefallen fand. Mein Oheim besuchte mich wohl dann und wann, aber seine Geschäfte gestatteten ihm nicht, sich viel um mich zu bekümmern. Meine treue Mutter aber sah ich kaum alle drei Jahre einmal, und zuletzt trennten mich die Kriegsstürme gänzlich von ihr. So vergingen mir Monate und Jahre, ohne daß ich ein einziges freundliches Wort vernahm. Sieh, liebe Renate, Das hat mein Herz recht kalt gemacht und die düstern Wolken auf meine Stirn gelegt."

„Ich habe auch immer in der Einsamkeit gelebt", versetzte das Mädchen nachdenklich, „aber meine Einsamkeit muß denn doch besser gewesen seyn als die Ihrige. Der Vater ist aber auch stets so lieb und gut gegen mich gewesen, daß ich recht undankbar seyn müßte, wenn ich nicht allezeit fröhlich und vergnügt wäre. Manchmal sehnt' ich mich wohl hinaus in das schöne Land mit den prächtigen Städten und klaren Strömen, das man von unseren Bergen weithin überschauen kann; wenn ich dann aber wieder des Vaters stilles, friedliches Haus

hier sah und den kleinen Garten mit den Blumen, die ich gepflanzt, und mein zahmes Reh angelaufen kam und mich mit seinen hellen Augen so treu anblickte, da vergaß ich gleich all' meine Sehnsucht und ward wieder ganz wohlgemuth. Der Vater würde sich auch gewiß bitter grämen, wenn ich einmal fortginge; er hätte dann ja Niemanden auf der ganzen großen, weiten Welt, der ihn liebte und pflegte und erheiterte!"

„Gewiß müßt' er sich grämen", rief der Offizier in sichtlicher Bewegung aus, „mit Dir würde er das theuerste Kleinod seines Lebens verlieren!"

„So bin ich denn immer froh und zufrieden in meiner Einsamkeit gewesen", fuhr Renate fort. „Nur einmal war ich recht, recht traurig; es war vor zwei Jahren, als meine Schwester sich mit dem Förster Burgwald verheirathete, der auf der andern Seite des Gebirges wohnt, und ich nun ganz allein bei dem Vater zurückblieb. Des Nachts mußt' ich oft bitterlich weinen, bei Tag aber nahm ich mich zusammen und schaute fröhlich drein, damit dem Vater mein Kummer nicht weh thun sollte. Für meine Schwester hab' ich nun eine liebe Freundin gefunden, die Frau Tanner, eine gar herzensgute, sanfte Frau. Sie wohnt dort hinter'm Walde bei dem Schullehrer des nächsten Dörfchens und kommt fast Tag für Tag zu mir, wenn der Vater im Forste ist. Sonst wagt sie's nicht, da die unverständigen Leute ihr vorgeschwatzt haben, er sey ein hartherzigee, finsterer Mann, der Alle hasse und verachte. Mich ärgert das Gerede; kein Mensch auf Erden hat ein so edles Gemüth wie der Vater. Heftig kann er zwar manchmal werden — entsetzlich heftig, das ist wahr; wer ihm aber nichts in den Weg legt, gegen Den ist er so sanft und gut wie ein Kind. Ich sag's ihr alle Tage, daß die Leute ihn nur darum verleumden, weil er auf Recht und Ordnung hält und es nicht leidet, daß Jeder nach Gefallen den Forst plündert, wie's in andern Revieren geschieht; allein sie glaubt mir doch noch nicht so ganz und hat mich gebeten, dem Vater Nichts davon zu sagen, daß sie mich besuche. Ich habe sie aber schon tüchtig vorgenommen! Seit der Zeit, daß sie zu mir kommt, ist sie viel, viel vergnügter geworden — hat sogar schon einmal ein Kriegslied mit mir gesungen."

„Von wem hast Du denn das gelernt?" fragte der Offizier lächelnd.

„Vom Vater," versetzte Renate, „der hat ein ganzes Büchlein voll der schönsten Soldatenlieder. Das ist aber auch das Einzige, was ich vom Kriege weiß; sonst leb' ich im tiefsten Frieden hier im Walde."

„Gott erhalte Dir Dein ruhevolles, kindliches Herz, liebes Mädchen," sagte Jener mit weicher Stimme, „der Krieg macht die Herzen wild und hart! . . . Doch, horch! da schlägt die Thurmuhr im Kirchdorf," fuhr er fort, indem er sich erhob und Renaten die Hand zum Abschied reichte; „ich muß von hinnen — Dein Vater möchte uns sonst überraschen! Darf ich denn morgen nicht noch einmal wieder kommen?" fragte er mit sanftem Ton. „Sieh, zwischen heute und übermorgen liegt ein ganzer Tag — hier bei Dir würd' ich selig seyn — darf ich kommen?"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Die verlängerte Nase.] Die Oper war zu Ende. Se. Durchlaucht sagten zum Intendanten: „Im Ganzen ging es sehr brav; nur die Chöre ließen hie und da Manches zu wünschen übrig." — Exzellenz eilten zum Opernregisseur: „Herr Regisseur! Mit dem Chore hatte ich Ursache unzufrieden zu seyn. Kein Eifer, keine Energie. Es sollte mich wundern, wenn Durchlaucht dieß nicht übel vermerken sollte." — Der Regisseur eilte zum Kapellmeister: „Herr Kapellmeister! Ich muß Ihnen gestehen, daß der Chor heute sehr schlecht, daß mir bange war vor dem Umwerfen. Sehen Sie darauf, daß ein andermal mehr Präzision stattfindet. Exzellenz wird die Sache scharf rügen." — Der Kapellmeister eilt zum Chordirektor: „Herr Chordirektor! Die Chöre gingen heute unter der Kritik. Einer vor, der Andere nach — kommst du heute nicht, so kommst du morgen. Der Eine zu hoch, der Andere zu tief. Gerade wie die Kurrende auf der Gasse. Werden Ihren gehörigen Rüffel vom Herrn Regisseur besehen und dieß mit Recht." — Den andern Tag kommt der Chordirektor in die Chorprobe: „Kerls! Wie habt Ihr gestern gegröhlt; 's ist Gott soll mich . . . . eine Schande! Habt Ihr keine Ohren, keinen Takt in den Knochen, daß Ihr beüllt, wie die Hottentotten? Mich hat's gewundert, daß Euch der Kapellmeister nicht die Noten um den Kopf geschmissen und Euch dann Alle zum Teufel gejagt hat. Ich sage Euch, Ihr habt unterm Luder gesungen, und wenn noch einmal solche Schweinerei vorfällt, so soll ein Kreuzhageldonnerwetter dreinschlagen."

Der Friseur der Königin Viktoria, ein Franzose mit Namens Isidor, der die Verpflichtung hat, der Königin zweimal täglich das Haar zu machen, bezieht dafür einen Jahresgehalt von 24,000 fl.

Redakteur: Gustav Reffert.
Druck u. Verlag der Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 198 Donnerstag 20. August **1857.**

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

So plauderten sie oft zusammen, bis zu später Abendstunde. Oft, wenn er das Hotel verließ, bemerkte er die Gestalt eines jungen Mannes, welcher in einen Mantel gehüllt, vor dem großen Thorwege schon seit geraumer Zeit auf und nieder gegangen war, und regelmäßig beim Heraustreten Krasinsky's sich seufzend abwendete und in einer nahegelegenen Straße verschwand. Der Letztere aber achtete wenig auf ihn und begab sich gewöhnlich in tiefe Gedanken verloren, in seine Kaserne zurück.

Bis jetzt hatte sich die Gräfin Tschernakoff von der höheren Gesellschaft Sebastopols entfernt gehalten, obgleich sich mehrere ihr befreundete Familien dort befanden. Nun aber trat sie aus ihrer Zurückgezogenheit heraus und stattete Visiten ab in mehreren angesehenen Häusern, deren Besitzer größtentheils höhere Militärchargen bekleideten. Doch fand sie nicht überall eine günstige Aufnahme; denn das Gerücht ihres Verhältnisses mit dem Fürsten Trubetzkoi hatte sich auch bis hierher verbreitet, und ihr plötzliches Erscheinen in der belagerten Festung wurde als unleugbare Bestätigung betrachtet. Nur in dem Hause des Generals Miloffsky fand eine Ausnahme statt; denn dieser alte Krieger hatte Olga als Kind gekannt und sie war mit seiner einzigen Tochter, die sich bei ihm befand, mehrere Jahre lang in einem Institute erzogen worden, wo Beide eine innige Freundschaft geschlossen hatten, die sich länger, als in der Regel Mädchenfreundschaft dauern, erhielt, da ihre Charaktere, Neigungen und Ansichten mit einander übereinstimmten. Der General aber, der sich ganz von seiner Tochter leiten ließ, konnte ihr gerade in der Ausführung ihres Planes, in Bezug auf Krasinsky am meisten nützen, da er Chef der Division war, zu welcher das Regiment Michael gehörte, und sie säumte auch nicht, theils durch direkte Ansprache, theils durch seine Tochter, ihn für ihre Wünsche geneigt zu machen.

Indessen war die Voruntersuchung beendet und das Kriegsgericht zusammengetreten, um über die rebellische Kompagnie abzuurtheilen. Man glaubte, mit der größten Strenge verfahren zu müssen, weil man sich im Kriegszustande befand, wo ein böses Beispiel die übelsten Folgen für die ganze Armee nach sich ziehen konnte; denn schon nach der Schlacht an der Alma waren die deutlichsten Zeichen der Demoralisation unter manchen Truppentheilen an das Licht getreten. Der Spruch des Kriegsgerichts lautete deßhalb auch hart genug. Drei der Rädelsführer wurden zum Erschießen, zwanzig Andere zu harten Prügelstrafen verurtheilt und von den Uebrigen die Meisten unter Strafsektionen gesteckt; der Kompagnie aber wurde die Fahne wieder abgenommen, die ihr zum Lohne ihrer Tapferkeit zuerkannt worden war. Hierauf wurde es dem Lieutenant Stanislaus Krasinsky gestattet, seine Klage gegen die Beschuldigungen, mit welchen ihn sein Kapitän belastet hatte, vorzubringen und sich zu vertheidigen. Er that es mit der ruhigen Würde, welche ihm seine Unschuld verlieh und in so überzeugender Weise, daß die militärischen Richter, obwohl ihm kein Einziger derselben gewogen war, seine Schuldlosigkeit anerkennen mußten, da sich auch in der über die Soldaten verhängten Untersuchung nicht das Geringste gegen ihn ergab, was jene Beschuldigungen hätte rechtfertigen können. Doch mußte er sich mit der zweifelhaften Genugthuung begnügen, daß der Kapitän Tortschin, welcher fast lauter Freunde unter den Beisitzern des Gerichts zählte, einen leichten Verweis erhielt, weil er die Beschuldigungen zwar voreilig ausgesprochen, aber doch durch seinen anerkannten Diensteifer zu entschuldigen sey. Die dringende Bitte, welche Stanislaus hierauf an das Gericht stellte, zu einem andern Regiment versetzt zu werden, wurde ihm jedoch entschieden verweigert. Der Kapitän Tortschin aber warf ihm, als er sich hierauf entfernte, einen hämischen drohenden Blick nach, welcher es deutlich genug ausdrückte, daß er sich zu rächen wissen werde. Denn er fand sich nicht allein durch den, wenn auch leichten, Verweis empfindlich berührt, sondern hatte auch noch eine andere Ursache, den jungen Polen zu hassen. Während der Fürst Trubetzkoi sein geheimes Verhältniß mit Olga geknüpft hatte, hatte auch er in

Warschau eine glühende Leidenschaft für die schöne Gräfin gefaßt; doch waren seine Huldigungen stolz zurückgewiesen worden. Jetzt, seitdem sie sich in Sebastopol befand, hatte er es noch nicht gewagt, sich ihr wieder zu nähern, hatte aber zu seinem größten Mißvergnügen erfahren, daß der Lieutenant Krasinsky bei ihr ein- und ausgehe und allgemein für ihren begünstigten Liebhaber gelte.

Wenige Tage, nachdem das Kriegsgericht sein Urtheil über die Meuterer gesprochen hatte, wurde Stanislaus überrascht durch die Ordre: sich zu einer bestimmten Stunde zu seinem Divisionschef, dem General Miloffsky zu begeben, der ihn zu sprechen wünsche. Sein Erstaunen stieg aber noch höher, als ihn dieser Vorgesetzte, der noch nie ein Wort mit ihm gewechselt, auf das Freundlichste empfing und ihm anzeigte, daß er zum Regiment Minsk versetzt werden solle, und zwar, als Premier-Lieutenant. Es war ihm unbegreiflich, wie der General veranlaßt worden seyn konnte, aus eignem Antriebe seinen sehnlichsten Wunsch zu gewähren, dessen Erfüllung ihm sowohl sein Obrist, als die Beisitzer des Kriegsgerichts so entschieden abgeschlagen hatten. Doch äußerte er seinen Dank lebhaft und entfernte sich bald darauf freudig bewegt. Als er jedoch vor dem reizenden Gärtchen, welches sich vor dem Hause des Generals befand, vorüberging, trat Olga aus der Veranda hervor, am Arme ihrer Freundin, der Tochter des Generals, und winkte ihm einzutreten. Er folgte ihrem Winke auch bereitwillig, um ihr die glückliche Botschaft mitzutheilen, die er so eben erhalten hatte; doch zu seiner größten Verwunderung mußte er erfahren, daß sie bereits von Allem unterrichtet sey; denn ehe er noch den Mund öffnen konnte, brachte sie ihm schon ihre Glückwünsche dar, zu seiner Versetzung und Rangerhöhung und es bedurfte jetzt keiner Anstrengung seines Scharfsinnes mehr, um zu errathen, daß er ihrer Verwendung die günstige Aenderung seiner drückenden Verhältnisse zu danken habe. Seine Freude wurde dadurch allerdings etwas getrübt, und eine gewisse Beschämung bemächtigte sich seiner; denn sein edler Stolz fand sich verletzt durch den Gedanken, sich durch weiblichen Einfluß empor gehoben zu sehen. Da er sich indessen überzeugt hielt, daß Alles, was Olga für ihn gethan, in der besten Absicht geschehen sey, um die freundliche Theilnahme, die er ihr gewidmet, zu erwidern; so hielt er sich auch verpflichtet, die unangenehmen Gefühle, die sich durch diese Entdeckung in ihm regten, zu unterdrücken und ihr in der wärmsten Weise seinen Dank auszusprechen. Sie lehnte diesen zwar mit einem bezauberten Lächeln ab; doch widersprach sie mit keiner Sylbe seiner allerdings richtigen Vermuthung, daß sie ihm als Fürsprecherin beim Generale gedient habe.

Wenige Tage nach diesem Ereignisse, als er bereits in das Regiment Minsk eingetreten war, wo er eine freundlichere Stellung und angenehmere kameradschaftliche Verhältnisse fand, weil sich unter den Offizieren mehrere Polen befanden, die ihn herzlich unter sich willkommen hießen, begab er sich in das Quartier seines vormaligen Kapitäns, des Grafen Tortschin und ließ ihn um eine Unterredung unter vier Augen ersuchen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Jägerhaus.

(Fortsetzung.)

„Eigentlich dürft' ich's Ihnen nicht erlauben, weil der Vater es nicht weiß", antwortete Renate nach kurzem Besinnen. „Da Sie und Ihr Oheim aber Landsleute von ihm sind und Sie gar so gut und treu aussehen, so kann ich's schon wagen. Kommen Sie aber genau um dieselbe Zeit wie heute, damit der Vater Sie nicht erblickt. Die Frau Tanner ist dann auch hier, und wenn Sie wollen, können Sie uns das Gartenstübchen ausschmücken helfen."

„Auf Wiedersehn denn, liebe Renate, auf ein recht baldiges Wiedersehen!" rief der Offizier, indem er dem Mädchen noch einmal die Hand drückte, sich dann rasch auf sein Pferd warf und dem Kirchdorf zusprengte.

Renate blickte ihm mit leuchtenden Augen nach, und als er im Walde verschwunden war, sprach sie stillentzückt vor sich hin:

„Ach das ist ein lieber, lieber Mann! Was der Vater nur gegen die französischen Offiziere haben mag?! Alle sind schlecht, grundschlecht, sagt er — aber wenn Dieser schlecht ist, dann weiß ich nicht, welcher Mensch auf Erden gut seyn soll! — Julius heißt er", fuhr sie nach einer Pause fort, „Julius! ach, der Name klingt wie Musik! Was hab' ich doch eigentlich all die Zeit her so allein angefangen?" fragte sie sich nachsinnend. „Es ist mir unbegreiflich, daß ich es so einen wie den andern Tag vom Morgen bis zum Abend hier im einsamen Wald allein habe aushalten können, denn der Vater ist ja kaum ein paar Stunden zu Hause! Meine Blumen sind zwar recht schön, und mein Reh hab' ich auch recht lieb, aber im Grunde sind es doch nur unvernünftige Geschöpfe, mit denen man nicht reden kann, wie's Einem um's Herz ist!"

Als sie noch so dastand und sinnend in die düstern Thalgründe hineinschaute, die schon im tiefen Abendschatten dalagen, trat der Waldwärter zu ihr heran und sagte mit finstrem Blick:

„Ihr hattet ja Viel mit dem Herrn Offizier zu reden, Mamsell Renate — thatet auch recht bekannt mit ihm!"

„Denke Dir, lieber Konrad, der Offizier ist ein Landsmann vom Vater!“ rief das Mädchen freudig aus, ohne die mürrische Miene des Alten zu beachten.

„Ein Landsmann!“ wiederholte Dieser spöttisch, „Das kann Jeder sagen, ob's aber wahr ist, Das ist eine andere Frage. Eurem Vater wär's gewiß nicht lieb zu hören, daß Ihr während seiner Abwesenheit stundenlang mit französischen Offizieren plaudert. Wenn sich der sogenannte Landsmann hier wieder blicken läßt, muß ich's Eurem Vater sagen. Ihr wißt ja selbst, daßer mir auf's Strengste befohlen hat, Alles zu melden, was hier vorfällt.“

„Aber ist es denn etwas Unrechtes, daß ich mit dem Offizier gesprochen habe?“ fragte das Mädchen mit trauriger Miene. „Er hat einen Brief von seinem Oheim mitgebracht, der ein Jugendfreund des Vaters ist und in den nächsten Wochen selbst nachkommen will, und da haben wir verabredet, den Vater an seinem Geburtstag damit zu überraschen.“

„Warum gab er Euch das Schreiben denn nicht in Verwahrung?“ fragte Konrad mit forschendem Blick. „Habt Ihr es gesehen? — Dacht' ich's doch, Ihr habt es nicht gesehen“, fuhr er fort, als Renate darauf keine Antwort gab; „ja, ja, ein Vorwand ist leicht gefunden!“

„Ich habe den Offizier selbst gebeten, es bis übermorgen zu behalten“, erwiderte das Mädchen mit wachsender Bangigkeit. „Wenn Du daran zweifelst, daß er einen Brief für den Vater hat, so magst Du selbst zum Kirchdorf hinübergehen und Dir denselben für mich ausbitten.“

„Das verlohnte sich drum!“ lachte Konrad höhnisch. „Hab' wohl was Besseres zu thun, als französischen Offizieren und nicht vorhandenen Briefen nachzulaufen.“

„Dann thu' mir wenigstens den Gefallen, guter Konrad, und sag' es heute und morgen dem Vater nicht, daß ich mit dem Offizier gesprochen“, entgegnete Renate. „Uebermorgen will ich ihm ja selbst Alles erzählen. Du würdest mir und ihm eine große Freude verderben, wenn Du nicht bis dahin schwiegst.“

„Nun, wenn Ihr Flasche, Glas und Teller dort stehen laßt“, versetzte der Waldwärter, auf den steinernen Tisch deutend, „so überhebt Ihr mich der Mühe, Eurem Vater Bericht von dem Vorfall abzustatten.“

Renate erschrack heftig, eilte rasch zum Tische und trug Flasche, Glas und Teller in's Haus. Konrad aber murmelte vor sich hin:

„Erführ' es mein Herr, daß ich Renate mit einem französischen Offizier allein gelassen, ich könnte den Dienst verlieren. Und doch mag ich's dem Mädchen auch nicht zu Leide thun, daß ich die Geschichte erzähle; das arme Ding freut sich ja über alle Maßen zu der Ueberraschung mit dem Brief!“

„Nicht wahr, lieber Konrad, Du sagst dem Vater Nichts?“ bat Renate, aus dem Hause zurückkommend, mit schmeichelnder Stimme. „Sieh, der Offizier ist ja so ehrlich und gut!“

„Ehrlich und gut!“ rief der Waldwärter spottend. „Ja, so sehen die Herren Offiziere alle aus! Ehrlich und gut! Wohl deßhalb, weil er recht glatte Worte zu Euch sprach und recht schön that? Ja, ja, ich kenne Das!“

„Ich weiß wahrlich nicht, was Du hast, Konrad!“ rief das Mädchen unwillig und schmerzlich. „Der Fremde ist bei Gott ohne Falsch; ein böser Mensch kann nicht so sprechen wie er — Das sagt mir mein Herz!“

Der Greis blickte eine Weile stumm vor sich hin; dann versetzte er rasch und bestimmt, gleich als ob er einen Entschluß gefaßt habe:

„Nun, so sey's drum — Euch zu Liebe will ich bis übermorgen schweigen! Aber Das sag' ich Euch: sobald ich das Geringste höre oder sehe, was mir nicht gefällt, so erfährt Euer Vater die ganze Geschichte noch in derselben Minute.“

Damit wandte er sich von dem Mädchen ab und schritt dem Obstgarten hinter dem Hause zu, wo er seine vorhin unterbrochene Beschäftigung, junge Stämme an neueingeschlagene Pfähle zu binden, mit großem Eifer fortsetzte.

Renate, vor wenig Augenblicken noch so überglücklich in Erwartung und Hoffnung, war durch die Worte des Waldwärters aller ihrer Freude beraubt worden. Obwohl ihr Herz rein wie der klare Morgenthau war und kaum eine Ahnung von Schuld und Frevel in ihrer Seele wohnte, so erfüllte sie dennoch ein heimliches Bangen, wenn sie dachte, daß ihr Pflegevater durch ein Spiel des Zufalls die Anwesenheit des französischen Offiziers erfahren und auf den Gedanken kommen könne, daß sie ihn hintergehen wolle. So beschloß sie denn in ihrer Angst, am andern Morgen in aller Frühe zur Frau Tanner zu gehen, Dieser Alles zu entdecken und von dort aus den Offizier brieflich auf das Dringendste zu ersuchen, vor der Ueberreichung des Schreibens von seinem Oheim nicht wieder zum Jägerhause kommen zu wollen.

Mit dem Vorsatz eilte sie leichtern Herzens in ihr trauliches Stübchen, vor dessen offenem Fenster sich die duftenden Rosen im Abendwinde wiegten und die Blätter der zitternden Weinreben leise flüsterten und rauschten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Ueber [die] Frequenz der bayerischen Bäder und Heilquellen meldet die Neue Münchner Zeitung: Die Kissinger Kurliste zählte bis zum 11. Aug. 4989, die Brückenauer Kurliste bis 8. Aug. 560 Kurgäste, darunter Prinz und Prinzessin Karl von Hessen und bei Rhein, und die verwittwete Herzogin von Leuchtenberg, jetzt Gräfin Stroganoff. Von den 4693 Kurgästen, welche bis 3. August in Kissingen waren, sind 959 aus Preußen, 889 aus Bayern, 851 aus Rußland, 360 aus England, 171 aus Oesterreich, 129 aus dem Königreich Sachsen, 122 aus Hannover, 117 aus Württemberg, 105 aus Frankfurt, 105 aus Frankreich, 101 aus Holland, 91 aus dem Großherzogthum Hessen, 82 aus der Schweiz, 78 aus Hamburg, 68 aus Baden, 55 aus der Walachei, 54 aus Schweden, 49 aus Nordamerika, 253 aus verschiedenen kleineren deutschen Staaten, 9 aus der Moldau, 4 aus der Türkei rc. rc. In Reichenhall waren bis 5. Aug. 852 Personen in 492 Partien eingetroffen, darunter mehrere Gäste aus Warschau. Im Wildbad Adelholzen waren vom 2. — 7. Aug. 18 Partien mit 29 Personen zugegangen, in allem 200 Personen eingetroffen. Das Mineralbad Empfing zählte vom 25. Juli bis 1. August 27, vom 1. — 8. August 21 Gäste. Im Ottobad bei Wiesau sind 55 Kurgäste eingezeichnet. In Bad Rosenheim wurden von Eröffnung des Bades bis 1. August an 182 Gäste 1246 Mineral-, 1006 Mineralsoolen-, 41 Mineral-Mutterlaugen- und 236 Moorbäder verabreicht; vom 1. — 6. August waren 16 neue Kurgäste eingetroffen. Bad Seeon zählte vom 18. Juli bis 1. Aug. einen Zugang von 18 Personen. Die Kurliste des Bades Krankenheil zählte vom 19. Juli bis 1. Aug. 35 neue Kurgäste (im Ganzen 152, worunter 131 Ausländer), jene des Bades Heilbrunn vom 18. bis 31. Juli 18 (im Ganzen 93, worunter 17 Nichtbayern). Bad Steben führt in seiner Kurliste vom 26. Juli bis 1. August 23 neue Gäste auf (im Ganzen 266). Das Schwefelbad in Abbach bei Kelheim gebrauchten bis 10. Aug. 140 Kurgäste. Die Kurliste von Streitberg zählt bis 9. August 184 Personen, jene von Ludwigsbad vom 26. Juli bis 3. August 23 neue Gäste (im Ganzen 150). Im Mineralbad zu Alexanderbad waren an Passanten und Gästen vom 29. Juni bis 27. Juli 70 Personen eingetroffen. Die Kaltwasserheilanstalt ebendaselbst zählte vom 26. Juni bis 31. Juli 53 neue Gäste.

Wie ein deutsch-amerikanischer Brief in Deutschland verstanden wird, davon gibt folgender Briefwechsel Kunde: „Davenport, im Staate Jovah, 3. Jenner 1857. Liebe Eltern! Aus eiren Briefe hab' ich gesehen das ihr gesunt seit und das freit mir sehr. Ich bin gut ab, seit Kristmes hab ich eine schöne Lotte und einen großen Stock an Hand, ich geh' im Land petteln und mach Geld. Fiele Grüße an Alle von eirem getreiem Sohn. Jacob." Die Eltern, höchlichst erschrocken über diesen Brief, antworteten: „Säwinkel, 12. April 1857. Lieber Sohn! Deinen unglücklichen Brief haben wir erhalten. Oft haben wir gesagt, du sollst nicht so früh heirathen, und nun haben wir die Bescheerung. Eine schöne Lotte hast du genommen, sagst du, und dabei einen großen Stock an der Hand, daraus schließen wir, daß eure Ehe eine unglückliche ist; O Jammer! Jetzt hast du schon die Früchte davon, daß du im Lande mußt betteln gehen! Doch das Schrecklichste für uns ist die Nachricht, daß du Geld machst! Also nicht allein ein unglücklicher Ehemann und Bettler, sondern sogar auch ein Verbrecher, ein Falschmünzer bist du geworden? Falschmünzerei wird schwer bestraft, darum weiche ab von dem betretenen Pfade und kränke nicht deine tiefbetrübten Eltern." — Zur Verständigung: Lotte, englisch a lot — ist ein Bauplatz. Einen großen Stock an der Hand haben — to have a great stock on hand — heißt eine schöne Parthie Waaren an der Hand haben. Petteln — to peddle — heißt hausiren. Geld machen heißt nur Geld verdienen.

[Das Examen.] Ein Kandidat der Theologie wurde im Examen von den Examinatoren gar gewaltig mit schweren Fragen in die Enge getrieben, bestand aber gegen alles Erwarten so brav, daß die Herren schließlich nichts mehr zu fragen wußten. — Das ärgerte den einen von ihnen, der dem Kandidaten gern Eins angehängt hätte und um diesen doch noch zuletzt außer Fassung zu bringen, wandte er sich an den jungen Mann mit der Frage: „Sagen Sie mir doch noch, Herr Kandidat, an welchem Ufer des Nils wurde Moses aufgefunden?" Rasch, und anscheinend von dieser Frage überrascht, erwiderte schnell der pfiffige Kandidat: „Es gereicht mir zum großen Vergnügen, meine Herren, über diesen Punkt von Ihnen hier eine genügende Aufklärung erhalten zu können, indem ich zeither, wiewohl vergebens, eifrig bemüht gewesen bin, in der heiligen Schrift sowohl, wie in andern Büchern darüber mir Gewißheit zu verschaffen! Sie werden mich daher zum größten Danke verpflichten, wenn Sie meine geringen Kenntnisse durch die genaue Angabe dieses Umstandes bereichern wollten." Die Herren sahen sich ganz verblüfft an, entließen den Kandidaten mit der freundlichen Versicherung, daß er gut bestanden und daß die letzte Frage nur im Scherz an ihn gerichtet worden sey.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Walland t'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 199 Freitag, 21. August 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

Der Graf empfing ihn mit jener kalten, hämischen Höflichkeit, welche oft mehr beleidigt als Grobheit, und ehe Jener noch sein Anliegen vorgebracht hatte, rief er ihm schon entgegen: „Ich kann mir schon denken, was Sie zu mir führt. Sie betrachten den Verweis, der n. e ertheilt wurde, und den ich in der That bereits abgeschüttelt habe, nicht für genügend und kommen vielleicht in der Absicht, eine andere Genugthuung von mir zu fordern, da Sie nicht mehr im Regimente Michael dienen. Doch machen Sie das mit dem Kriegsgerichte aus; denn ich sage Ihnen im Voraus, daß ich mich auf nichts einlassen werde."

„Sie werden sich auf das, was ich von Ihnen zu fordern habe, einlassen müssen;" entgegnete Stanislaus ruhig, aber entschieden. „Auch befinden Sie sich in einem Irrthume, wenn Sie glauben, ich käme in meinen eignen Angelegenheiten zu Ihnen. Die Beleidigung, welche Sie mir durch Ihre unwahren Beschuldigungen zuzufügen gedachten, konnten mich schon deßhalb nicht treffen, weil ich eben vom Lager eines Sterbenden kam, der mir die Versicherung gab, daß Sie Ihre eigne Ehre bereits mit Füßen getreten hätten."

„Sie wagen es, hierher zu kommen, um mich zu beleidigen?" fuhr der Kapitän auf.

„Ich glaube nicht, daß ich etwas dabei wage," sprach Stanislaus in seinem gemessenen, nachdrücklichen Tone weiter. „Der Sterbende war der Fürst Trubetzkoi und er beehrte mich mit einem heiligen Vermächtnisse, indem er mich beauftragte, Genugthuung von Ihnen zu fordern, für eine ehrlose, feige, niederträchtige Handlung, durch die Sie Ihren Adel geschändet und sich zum niedrigsten Verbrecher herabgewürdigt haben. Ich brauche Ihnen nur den Namen Konstantia Alberti zu nennen —"

„Konstantia Alberti!" unterbrach ihn Tortschin erbleichend und wankte mehrere Schritte zurück. Dieser Name schien einen niederschmetternden Eindruck auf ihn hervorgerufen zu haben, denn er mußte sich mit den krampfhaft geballten Fäusten auf einen Tisch stützen, der ihm zur Seite stand. „Und was wissen Sie von diesem Mädchen?" fuhr er, indem er nach Fassung rang, mit bebender Stimme fort.

„Ein so edler Mann, wie der Fürst Trubetzkoi war," erwiderte Stanislaus mit einem Blicke der Verachtung auf seinen Gegner: „pflegt in seiner Sterbstunde keine Märchen zu erzählen. Deßhalb bemühen Sie sich nicht eine Thatsache zu leugnen, die zum Himmel schreit."

Es war indessen dem Kapitän wirklich gelungen, seine Fassung wieder zu gewinnen und mit einem Ausdrucke des Hohnes in seinen Zügen, durch den er den jungen Mann zu einer übereilten Handlung des Zornes hinzureißen gedachte, welche ihm einen Vorwand verleihen sollte, ihn auf der Stelle verhaften zu lassen, versetzte er: „Sie scheinen auf dem besten Wege zu seyn, sich vor dem ganzen Offizierkorps lächerlich zu machen, indem Sie sich zum Ritter der unglücklichen, hinterlassenen Geliebten des Fürsten Trubetzkoi aufwerfen, deren Zahl Legion seyn soll. Mir scheint, Sie hätten bereits genug zu thun, mit den Aufmerksamkeiten, die Sie der Gräfin Olga Tschernoff widmen, und Sie brauchten sich wahrlich nicht auch noch um die überspannte Geisterseherin Konstantia zu kümmern."

Diese Worte erregten allerdings einen Sturm des Zornes in Krasinsky's Brust und hätte er dem hämischen Lästerer frei, ohne die Fesseln der militärischen Subordination gegenüber gestanden, hätte er ihn wahrscheinlich niedergeschlagen. So aber unterdrückte er gewaltsam die aufgährende Wuth in seinem Innern, und entgegnete ihm nur mit stolzer Verachtung: „Sie sind noch elender, als ich glaubte; denn Sie versuchen Ihr unglückliches Opfer noch zu schmähen. Lassen Sie uns diese Unterredung schnell beendigen. Sie kennen meine Forderung; ich erwarte Ihre Antwort."

„Nein, ich kenne Ihre Forderung nicht, und wünschte, daß Sie sich endlich deutlicher erklärten," bemerkte der Kapitän.

„Ich fordere, daß Sie sich mit mir schlagen auf Tod und Leben, und hoffe Sie zu züchtigen

für die niederträchtige Schmach, die Sie der armen Konstantia zugefügt haben;“ antwortete Stanislaus. „Zur weiteren Besprechung unseres Zweikampfes werde ich Ihnen meinen Sekundanten senden, und damit betrachte ich unsere Unterredung als beendet.“

Er wollte sich hierauf zurückziehen; doch der Kapitän rief ihm ein „Halt!“ zu und fuhr dann fort: „Sparen Sie sich die Mühe, mir Ihren Sekundanten zu senden; denn ich erkläre Ihnen, daß ich mich nicht mit Ihnen schlagen werde. Sie kennen so gut als ich die strengsten Duellmandate, während der Kriegszeit, und wir sind unser Blut und Leben unserm Kaiser schuldig, und dürfen es nicht um eines halbwahnsinnigen Mädchens willen auf's Spiel setzen. Nach beendigtem Kriege jedoch werde ich mich Ihnen jederzeit stellen, und ich denke das muß Ihnen genügen.“

Doch Stanislaus entgegnete: „Es genügt mir keineswegs und ich werde Sie zu zwingen wissen, meiner Forderung Folge zu leisten;“ worauf er sich entfernte.

Mit einer Mischung von Zorn, Rachgier und Furcht, blickte ihm Tortschin nach und murmelte vor sich hin: Es wird die höchste Zeit dieser Schlange den Kopf zu zertreten; ich darf nicht länger säumen.“

(Fortsetzung folgt.)

Das Jägerhaus.

(Fortsetzung.)

2.

Eine Stunde mochte über das stille Waldthal hingezogen seyn, da erschallte plötzlich lautes, fröhliches Hundegebell am Rande des Forstes, und gleich darauf erschien eine hohe kräftige Gestalt, von zwei stattliche Hunden umjauchzt, zwischen den von der Abendsonne durchfunkelten Buchenstämmen. Es war der Förster Reinold, der von der Beaufsichtigung der Holzhauer heimkehrte, um sich von der nächtlichen Wanderung durch das Revier einige Stunden in seinem Häuschen zu erholen.

Renate war gleich bei dem ersten Anschlagen der Hunde aufgesprungen und lief dem langsam Heranschreitenden jetzt in freudiger Hast entgegen.

„Tausendmal willkommen, lieber Vater!“ rief sie, ihm Jagdtasche und Büchse abnehmend. „Du bist ja heute recht lange ausgeblieben!“

„Es sind vergangene Nacht wieder Holzdiebe im Walde gewesen,“ versetzte der Förster mit sichtlichem Aerger, „und da bin ich denn ein paar Stunden ihrer Spur nachgelaufen. Habe die Schurken aber gottlob erwischt! Diesen ewigen Diebereien werd' ich ein Ende machen, so wahr ich Reinold heiße!“

„Haben die Leute denn wieder Bäume abgesägt?“ fragte Renate, den Vater mit sanfter Gewalt auf die Bank unter der Linde niederziehend.

„Zweige haben sie von den Bäumen abgebrochen und Reisholz aufgelesen,“ erwiderte Reinold, „und Das hab' ich ein- für allemal auf das Strengste verboten. Hauptsächlich aber kann ich's nicht leiden, daß sie so bei Nacht und Nebel durch den Forst schleichen. Sind's arme Leute, warum kommen sie nicht zu mir und bitten mich offen und ehrlich um Holzabfall? Die Dürftigen sind noch nie mit leeren Händen von mir gegangen, aber das Heimliche ist mir nun einmal bis in den Tod verhaßt!“

Bei diesen Worten zog er den Tabaksbeutel aus der Jagdtasche und stopfte sich mit einiger Umständlichkeit seine kurze Pfeife, wobei seine finsteren Züge nach und nach einen freundlicheren Ausdruck gewannen.

„Soll ich Dir den Tisch hier draußen decken, lieber Vater?“ fragte das Mädchen schmeichelnd.

„Thu' es, mein Kind,“ antwortete der Förster mit beifälligem Kopfnicken, „der Abend ist gar schön — es sitzt sich gut hier.“

Renate sprang darauf fröhlich in's Haus, gefolgt von den beiden Hunden, welche durch ihre Liebkosungen dem Mädchen bemerkbar zu machen suchten, daß auch sie nicht vergessen zu werden wünschten.

Reinold blickte seiner Pflegetochter mit stiller Freude nach und sprach bei sich selbst:

„Meine Renate ist doch ein herziges Kind! Wenn ich ihr nur in die klaren, treuen Augen blicke, nur ihre liebe Stimme höre, so wird's gleich still und friedlich hier in der Brust. Hätt's nimmer gedacht, daß ich in meinen alten Tagen noch einmal eine solche Freude haben sollte; ohne dieß Mädchen wär' ich ein armer, einsamer Mann. Ihre seltene Liebe und Treue kann ich ihr gar nicht vergelten; all ihr Dichten und Trachten geht nur dahin, mir das Leben zu versüßen. — Nun, der Leiden hab' ich auch zur Genüge genossen,“ fügte er nach einer kurzen Pause hinzu, indem er die gefüllte Pfeife seitwärts an den Stamm der Linde lehnte und mit untergeschlagenen Armen regungslos in die Dämmerstille des Hochwaldes hineinschaute, aus dem die Abendlieder der Vögel herüberklangen.

Einige Zeit darauf erschien Renate mit dem einfachen Abendbrod und sagte, den Tisch mit einem saubern, weißglänzenden Tuch deckend:

„Hier bring' ich Dir Alles, was ich habe, lieber Vater. Hätt' ich ahnen können, daß Du so lange ausbleiben würdest, so hätt' ich mehr zugerichtet. Aber Du bist ja wieder so traurig,“ setzte sie mit einem wehmüthigen Blick auf ihren Pflegevater hin-

zu, „was fehlt Dir? Sieh, es ist ja Alles so licht und freundlich ringsum; es betrübt mich immer, wenn Du so düster vor Dich hinstarrst. Schau' doch nur, wie die Abendsonne den dunklen Wald durchfunkelt, wie die goldnen Wolken so herrlich über die hohen Tannen herüberschimmern und die Blumen im Garten so hell und freudig glänzen, als ob der Frühling sie mit seiner schmeichelnden Luft umwehte; ich könnte an solch' einem Abend gar nicht traurig seyn!“

„Wohl Dir, Du heldes, unschuldiges Kind, daß Du Nichts von Leid und Trauer weißt!“ entgegnete der Förster tief aufseufzend. „Sieh, wenn das Leben mir stets so freundlich gelächelt hätte, wie hier bei Dir im stillen Walde, so könnt' ich auch froh und glücklich seyn, aber die Erinnerung an die Vergangenheit breitet einen dunklen Schleier über die hellere Gegenwart. Hätt' ich Dein treues Herz nicht, es wäre düstre Nacht um mich!“

„O könnt' ich Dir die Gegenwart doch zum hellsten, freudigsten Tage machen, theurer Vater!“ rief das Mädchen mit schwärmerischem Blick aus. „Mir däucht immer, als müßt' es mir noch einmal gelingen, Deinen stillen Gram ganz zu verscheuchen!“

Der Förster rückte jetzt näher an den Tisch und begann sich von den aufgetragenen kalten Speisen vorzulegen.

„Hast Du vielleicht vorhin Jemand hier vorbeireiten sehen, Renate?“ frugte er nach einiger Zeit mit gleichgültigem Ton. „Als ich drüben auf der Höhe am kleinen Tannengehölz vorbei kam, war mir's, als hört' ich Hufschlag auf dem Kirchdorfswege im Thal.“

Todtenblässe überzog das Angesicht Renatens bei dieser Frage, und vor jähem Schreck vermochte sie kein Wort hervorzubringen. Sie fürchtete, daß ihr Pflegvater die Hufspuren draußen vor dem Garten gesehen, oder daß Konrad gegen sein Versprechen doch geplaudert haben könne, und daß der Erstere jetzt ihre Wahrhaftigkeit prüfen wolle.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Flucht aus Delhi.

Die „Times“ enthält den Brief eines im 38. indischen (einheimischen) Infanterieregiment dienenden Offiziers, der über die Flucht der Europäer aus Delhi und ihre Bedrängniß genaueres Licht verbreitet; er lautet: „Der Montag Morgen kam und die ganze Brigade wurde in Parade aufgestellt, um der Verlesung des Urtheils des Barrackpurer Kriegegerichts beizuwohnen. Um 8 Uhr stand das 54. Regiment bereit und marschirte mit zwei Kanonen von Kapitän De Teissiers Batterie nach der Stadt. Die Meuterer von Mirut zogen gerade über die Schiffbrücke. Das 38. und 74. Regiment waren noch nicht lange unter den Waffen gestanden, als uns berichtet wurde, das 54. weigere sich, zu feuern und Oberst Ripley und andere Offiziere seyen erschossen oder niedergehauen worden. Wir marschirten also nach dem Artillerieparadeplatz, wo De Teissiers Kanonen und einige Kompagnien des 74. Regiments sich befanden. Von da begaben wir uns an den Flaggenstockthurm, wo die Mittagskanone feuert und bildeten Linie längs dem hohen Grund. Leute ritten von der Hauptwache herein und sagten uns, die Truppen würden nichts thun. Wir hatten am Thurm Posto fassen wollen, und man brachte uns von den Linien Munition; allein wir waren außer den Offizieren nur 19 Europäer, Trommler rc., auf die wir zählen konnten. Die Seapoys zeigten den sie beseelenden Geist bald dadurch, daß sie auf Kapitän De Teissier feuerten, glücklicherweise aber nur sein Pferd tödteten. . . . Einige unserer Leute fingen an, uns zur Flucht zu drängen, wir weigerten uns aber, und ich schlief ein. Als ich erwachte, bat mich mein Fahnenträger, zu gehen, und sagte, die Schurken kämen aus der Stadt heraus. Jeder von uns nahm eine Fahne, und wir gingen bis an's Thor, allein die Mannschaft drängte sich an uns und riß uns die Fahne aus den Händen. Das Feuern hinter uns nahm seinen Anfang; die Freude, von seinen eigenen Truppen erschossen zu werden, ist aber nicht sonderlich groß. Ich begegnete dem Obersten im Thorweg, faßte ihn an der Hand und nöthigte ihn mit mir fort über den Paradeplatz nach der Brücke bei unsern Schießmauern. Es war ganz dunkel. Wir erreichten sie unbehelligt und kletterten fort, bis wir erschöpft an einem Baum niederfielen. Bald ging der Mond auf, und in Flammen stehende Kantonirungen warfen ihren Glanz auf die Epauletten des Obersten; meine Säbelscheide funkelte und weiße Kleider sahen aus wie Schnee. Wir duckten uns wie Hasen und brachten so diese ganze furchtbare Nacht zu, bald uns in Höhlen und Erdlöchern verbergend, wenn Stimmen sich vernehmen ließen und man uns auf die Spur gekommen zu seyn schien. Wir hielten uns parallel der Straße, welche nach den Schalismargärten führt, kreuzten dann den Dschumnakanal an einer Furt und tranken, wie wir vielleicht nie zuvor getrunken hatten. Der arme Oberst war im höchsten Grad erschöpft; den ganzen Tag war kein Bissen über unsere Lippen gekommen.“

„Der Morgen brach an, wir befanden uns unter einem Baum; der Oberst riß die Epauletten von seinem Rock und verbarg sie im Gebüsch. Wir nahmen den Weg nach dem Dschumnaufer. In einiger Entfernung sahen wir eine niedergerissene

Erdhütte. Wir krochen hinein und legten uns nieder; während wir uns, als die Sonne aufging, daselbst befanden, sahen wir eine Abtheilung Seapoys und andere Leute auf uns zukommen; sie schienen die Gebüsche zu durchsuchen, und die Sonne funkelte auf ihren Gewehren. Ich spannte mechanisch meine Pistole, hatte aber nur Munition für zwei Schüsse. Der Oberst hatte nicht einmal seinen Degen. Ich brach in die Worte aus: „Oh, Oberst, der Tod ist besser als diese entsetzliche Ungewißheit.“ Doch Gottes Hand schwebte schirmend über uns wie immer. Die Seapoys wandten sich nach dem Flusse, als hätten sie geglaubt, wir seyen durch die Furt gegangen, und verschwanden. Einige Brahminen entdeckten uns, als sie sich an ihre Arbeit begaben; einer nahm uns mit nach dem Dorfe, versteckte uns in ein Gebüsch und holte dann Tschuppaties (Brod) und Milch. Unterwegs begegnete uns der Handelsmann Marshall. Er hatte die Quartierwache unmittelbar nach dem Oberst und mir mit noch drei Andern verlassen; am Morgen aber sah sich Marshall allein, und wo die Andern sind, lebendig oder todt, wissen wir nicht. Nachdem uns unsere brahminischen Freunde mit Lebensmitteln versorgt hatten, brachten sie uns über die Furt eines Armes der Dschumna und verbargen uns in dem langen Dschungelgras auf der andern Seite. Gleichzeitig aber kam ein Anderer zu mir mit der Nachricht, es befinde sich eine Abtheilung Flüchtlinge gleich uns in geringer Entfernung im Grase. Ich folgte ihm; er führte mich ungefähr zwei englische Meilen weit, wo ich dann eine Anzahl Damen und andere Flüchtlinge verborgen fand. Mit diesen waren wir unserer 13, und so hielten wir uns, mit Gewehren und Säbeln versehen, einer herumstreifenden Meutererbande vollkommen gewachsen.“

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Der Donnersturm am 6. August d. J. und seine ungeheure Verwüstung zu Scarborough.] Der 4., 5. und 6. d. Mts. waren die Tage seit lange auf unseren Breiten nicht erlebter wahrhaft vorderindischer Schwülhitze. An denselben entluden sich in Holland, England und unseren Ländern die stärksten Donnerstürme. Zu den allermerkwürdigsten Erscheinungen in meteorologischer Beziehung gehört der tropische Regenguß zu Scarborough, welcher den ganzen Donnerstag, den 6. Aug. 1857, und die folgende halbe Nacht anhielt. Am Tage vor dem schweren Donnersturm zu Scarborough wüthete in Nordholland und Friesland ein fürchterliches Wetter. Zu derselben Zeit, als zwischen halb 5 Uhr und 10 Minuten nach halb 5 zu Harlingen der Donner unaufhörlich krachte, ohne eine Sekunde aufzuhören, stieg eine Windhose aus der See über den Außendeich herein und schleuderte die Planken einiger Holzstapel bei einer Holzmühle mehr als 100 Fuß hoch in die Luft. Der 6. August war für Scarborough ein Tag, deßgleichen die Stadt wohl nie vorher erlebt hat. Die Regengüsse bei dem Sturm, der wehte, richteten unermeßliche Zerstörungen an. Es regnete, wie gesagt, den ganzen Tag in Strömen. Rings umher schwollen die Fluthen an und rissen Steine, Bäume und Alles mit sich fort. Mehrere Straßen mit ihren Häusern standen im Wasser, die Verheerung war entsetzlich, nicht allein an Hausrath, sondern auch an den Häusern selbst, einige Häuser wurden ganz weggerissen, eine Menge Vieh ertrank in den Ställen, einem Bauer wurden 2000 Gallonen Ale und Porter zerstört, Bademaschinen, große Bäume und ungeheure Holzmassen trieben in allen Richtungen umher und in der Nachbarschaft wurden mehrere Brücken und Mühlen weggerissen.

Eine barmherzige Schwester in Konstantinopel schreibt dem Univers über eine Audienz, die sie mit ihren Kolleginnen beim Sultan aus Veranlassung der Vermählung einer seiner Töchter gehabt hatte: „Wer hätte vor einigen Jahren gedacht, daß die Nonnen von Unserer lieben Frau von Sion Seiner Majestät dem Großsultan vorgestellt würden? Und doch war Dieß so eben der Fall. Man benachrichtigte uns eines Samstags, um 1 Uhr, daß für unsere Zöglinge in einem der kaiserlichen Zelte ein Frühstück bereitet sey, und daß um 4 Uhr der Sultan selbst uns zu empfangen beabsichtige. Bei dieser unerwarteten Nachricht war unsere gute Mutter wie versteinert, und ihr erster Gedanke war, die Ehre abzulehnen, doch gab sie den Rathschlägen des apostolischen Vikars nach, der von einer Ablehnung ungünstige Folgen befürchtete. Eine Ehrenwache holte uns ab, und wir schritten, die Fahne voran, durch die Straßen, um dem Verbündeten Frankreichs unsere Reverenz zu machen. Ich weiß wahrhaftig nicht, wer über diese Vorstellung erstaunter war, der Sultan oder die armen Mägde Jesu. Ganz bewegt nach Hause zurückgekehrt, beteten wir mit doppelter Inbrunst um Bekehrung dieser braven Türken, die mehr und mehr sich verchristlichen.“

Redakteur: Gustav Reffert.

Druck u. Verlag der Wailand'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 200 Samstag 22. August 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

VII.

In der frühesten Morgenstunde des 17. Oktobers begann das Bombardement auf die Festung Sebastopol. Wie graue Spuckgestalten bewegten sich die Artilleristen im Morgennebel auf den Erdwällen und festen Thürmen der Stadt und ehe ihnen noch die Sonne dazu leuchtete, begannen die Russen ihr Feuer aus mehr als hundert Kanonen zugleich.

Indessen näherte sich die Flotte der Verbündeten dem versperrten Hafen so viel als möglich, und als der Tag zu grauen begann, wurden auf der ganzen befestigten Linie der Belagerer die Schießscharten, die bis dahin sorgfältig verdeckt gewesen waren, aufgehauen, und die Engländer zeigten 70, die Franzosen 49 drohende Feuerschlünde, deren eherner Mund den Geschützdonner der Russen laut beantworten sollte. Gegen 7 Uhr Morgens gaben drei englische Mörser das verabredete Signal dazu und plötzlich brach der furchtbarste Donner los, welcher jemals die Erde erschütterte. Es war ein so gewaltiges Getön, ein unablässiges Brüllen und Rollen, als ob hundert schwere Gewitter auf einem Punkte sich vereinigt hätten, sich zu entladen unter dem betäubendsten Lärmen, der jemals gehört wurde. Bald sah man weiter nichts mehr, als eine dichte, lang hingestreckte, schwarze Dampfwolke auf beiden Seiten, aus welcher Blitz auf Blitz hervorzuckte.

Aus der Rauchwolke auf der Seite der Russen tauchte trotzig, wie ein ungeheurer Riese, der runde, weiße Ostthurm auf, dessen Gipfel mit vier Kanonen besetzt war; während zugleich die Erdwerke unter ihm ihre Geschütze spielen ließen. Aber schon nach einer Stunde ließen die trefflichen Geschosse der Engländer ihre deutlichen Spuren an den Quadersteinen des Thurmes zurück und die wohlgezielten Bomben hatten auf dessen Höhe nicht allein drei der dort aufgestellten Kanonen demontirt, sondern auch die ganze Mannschaft niedergeschmettert, bis auf einen einzigen Artilleristen, welcher unbekümmert um die Gefahr, die ihn von allen Seiten umtoste, hartnäckig auf seinem Posten blieb und unter lauten Beifallsrufen seiner unten stehenden Kameraden das vierte Geschütz immer und immer wieder lud und gegen die feindliche Linie donnern ließ. Doch der tapfere Bursche sollte bald das Opfer seiner heldenmüthigen Ausdauer werden; denn eben als er wieder lud, zerschmetterte eine Granade ihn und sein Geschütz unter furchtbarem Geprassel, und als die dunkle Rauchwolke sich verzogen hatte, sah man den Lauf der Kanone, in seltsamer Lage gen Himmel gerichtet, der wackere Artillerist aber lag bereits starr am Boden und hatte sein Leben rasch ausgehaucht. An andern Punkten der Festung aber sah man die Kanoniere weniger Muth entwickeln und man bemerkte deutlich, wie sie von ihren Geschützen entflohen und sich hinter die Brüstungen zu verstecken suchten, bis sie von ihren Offizieren alsbald mit flachen Säbelhieben wieder auf ihre Posten zurückgetrieben wurden. So zeigte sich das Feuer der Russen, schon nach Verlauf einer Stunde, weit schwächer, als zu Anfang. Auch die rechte Flanke des Redan ließ in ihrem Eifer merklich nach und für den Rest des Tages war nur noch ein einziges Geschütz rechts, auf dem vorspringenden Winkel dieser Batterie, im Stande, den brittischen Kanonen zu antworten. Die Aussicht jedoch, bedeutende Vortheile an diesem Tage zu erlangen, wurde durch unerwartete Unfälle gestört. Eine russische Bombe schlug in das Pulvermagazin der französischen Hauptbatterie ein, dessen furchtbare Explosion die Geschütze nebst einem Theil der Brustwehr zerstörte und zweiundvierzig Mann tödtete, oder verwundete. Kurze Zeit darauf ereignete sich eine nicht weniger schreckliche Explosion in der von der Marine bedienten Batterie, welche ihre ganze Angriffslinie vollständig kampfunfähig machte. Die Franzosen mußten hierauf, mit Ausnahme weniger Geschütze, ihr Feuer einstellen. Die Engländer fuhren jedoch tapfer fort in ihrem Bombardement, und gegen Mittag nahm auch die vereinigte Flotte am Kampfe Theil, und nun erst erreichte der betäubende Donnerschall, der die Lüfte zerriß, eine Gewalt, die sich nicht beschreiben läßt. Im Ganzen nahmen 26 Linienschiffe mit beinahe zweitausend Kanonen an dem Bombardement Theil; doch

es zeigte sich leider bald, daß die Flotte wenig oder nichts auszurichten vermochte, da sie, um sich selbst vor Vernichtung zu schützen, nur in einer allzugroßen Entfernung gegen die Festung operiren konnte. Der Erfolg, den sie erzielte, stand durchaus in keinem Verhältnisse zu dem bedeutenden Schaden, den sie erlitt. Gegen drei Uhr Nachmittags gelang es den Engländern, eine Bombe aus ihrer Lancaster-Batterie in das Magazin des großen Redan zu werfen, worauf eine grauenvolle Explosion erfolgte. Ganz Sebastopol wankte und erzitterte, wie bei einem Erdbeben und als die Rauch- und Staubwolken sich verzogen hatten, konnte man im Lager der Verbündeten deutlich bemerken, daß der größte Theil des sternförmigen Walles weggerissen war und daß an der Stelle, wo die größte Redoute gestanden, sich nur noch eine schwarze, kesselartige Höhle zeigte. Um sieben Uhr Abends endlich hörte das Bombardement auf allen Punkten auf, und der Erfolg war für die Verbündeten eben nicht tröstlich; denn sie mußten bekennen, daß sie den günstigsten Augenblick die Festung zu überrumpeln versäumt, daß sie dem Feinde viel zu viel Zeit gegönnt, sich zu waffnen und zu befestigen, und daß jetzt nur noch eine regelmäßige Belagerung sie zum Ziele führen könne. Die Russen aber jubelten; denn sie hatten sich überzeugt, daß die Verbündeten, trotz des höheren Grades der Kriegskunst, der sich ihnen nicht absprechen ließ und trotz ihrer größtentheils weit vortrefflicheren Waffen, doch gegen den gepanzerten Riesen des schwarzen Meeres wenig oder nichts hatten ausrichten können. Deßhalb steigerte sich auch der Muth und die Hoffnung der Russen, Sebastopol halten zu können, mit jedem Tage und das furchtbare Bombardement hatte eigentlich nur dazu beigetragen, die trübe Stimmung, welche bisher geherrscht hatte, zu verscheuchen. Doch war dieß nur in den militärischen Kreisen der Fall, während im Bürgerstande noch immer die größten Besorgnisse herrschten, die sie aber freilich kaum laut zu äußern wagten. Viele Einwohner hatten ihre Frauen und Kinder bereits aus der belagerten Stadt entfernt, weil sie dieselben dort nicht mehr für sicher hielten; mehrere waren denselben, nachdem sie ihre Habe so viel als möglich aus der Festung gerettet, nachgefolgt und hatten ihre Häuser verschlossen. Das Gouvernement hatte sogar diese Auszüge unterstützt, um bei seinen militärischen Operationen, jeder Rücksichtsnahme auf die wehrlosen Bewohner der Festung überhoben zu seyn. Größtentheils nur diejenigen Handwerker, deren geschäftliche Thätigkeit die Armeeverwaltung vielleicht späterhin zum Besten der Besatzung benutzen zu können hoffte, waren zurückbehalten worden.

Indessen war der Verlust der Russen, den sie am ersten Tage des Bombardements erlitten hatten, bedeutend genug, um ihre Freude sich nicht bis zum lauten Jubel steigern zu lassen. Es waren während dieses heißen Tages 5—600 Mann theils getödtet, theils verwundet worden, und unter den Ersteren befanden sich einige verdienstvolle Offiziere. Der Admiral und Generaladjutant Kornlloff, welcher die Bastion Nro. 3 unter seiner Leitung hatte errichten, und mit seiner Schiffsmannschaft besetzen lassen, trat am Nachmittage eben unter dem Portikus des Theaters hervor, wo er eilig einen Befehl niedergeschrieben hatte, den er einem Adjutanten eben übergeben wollte, als eine Bombe niedersauste und ihm das rechte Bein wegriß. An Rettung war nicht zu denken und obgleich ärztliche Hülfe herbeieilte, gab er doch seinen Geist auf, unter den Händen der Aerzte. Er fand seinen Tod Angesichts des Kaffeehauses, vor welchem er erst vor wenigen Tagen, im Kreise seiner Kameraden, die Todesahnung empfangen hatte. Fast um dieselbe Zeit wurde auch der Obrist Eichstädt, welcher die Artillerie einer Schanze kommandirte, durch eine englische Kanonenkugel getödtet, und so waren die fünf frohen Zecher, welche an jenem Abende, wo die Nachricht von dem Anrücken der verbündeten Truppen so große Aufregung in der Festung erzeugte, vor dem Theater-Kaffeehause saßen, und in ihrem Toaste auf Sieg und Leben durch das Zerspringen ihrer Gläser gestört wurden, sämmtlich in kurzer Zeit nach einander hingerafft worden; denn der Fürst Trubetzkoi, Graf Galloschkin und der alte Major Tuschkin ruhten bereits in kühler Erde.

(Fortsetzung folgt.)

Das Jägerhaus.

(Fortsetzung.)

Schon war sie im Begriff, Alles zu gestehen — da fiel es ihr plötzlich ein, daß der Hufschmied des Kirchdorfes vor einer halben Stunde hart am Jägerhause vorbeigeritten sey, um seinen tiefer im Gebirge wohnenden Schwager zu besuchen. So erwiderte sie denn, halb zur Seite gewendet, mit unsicherer Stimme:

„Es mag vielleicht der Schmied Walter gewesen seyn, den Du gehört hast, lieber Vater; Der reitet ja manchmal noch spät Abends hier vorüber.“

„Möglich wär's,“ entgegnete der Förster, „es fiel mir nur auf, daß das Pferd so kunstgerecht galoppirte, und daß sich bei jedem Satze ein Klirren hören ließ, als ob ein Säbel gegen Steigbügel und Sporen schlüge. Weil heute Morgen französische Dragoner in's Kirchdorf eingerückt sind, kam mir unwillkürlich der Gedanke in den Kopf, daß vielleicht irgend ein Marodeur hier herumspionirt haben könne.“

Als er noch so sprach, schallten plötzlich Huf-

schläge durch die Abendstille, und bald darauf erschienen auf dem Fahrwege, der vom Kirchdorf nach dem Jägerhaus führte, zwei Reiter. Bei dem Anblick derselben rief der Förster wie triumphirend aus:

„Siehst Du, Renate, daß ich recht gehört habe! Der Walter galoppirt nicht so kunstgerecht!“

Dann aber nahmen seine Züge wieder den alten finstern Ausdruck an, und scharf zu den Reitern hinüberspähend, murmelte er halblaut zwischen den Zähnen:

„Sie sprengen grade auf das Haus los! Was mögen die Menschen von mir wollen?“

Renate aber blickte dankbar gen Himmel und flüsterte leichtaufathmend vor sich hin:

„Gott sey Dank! Die erlösen mich aus einer entsetzlichen Angst!“

Nicht wenig erstaunte sie aber, als sie in dem einen Reiter den Begleiter Bernard's erkannte, der sie vorhin mit so unheimlichen Blicken angeschaut und so seltsam geredet hatte. Es war ihr ganz unbegreiflich, was Der bei ihrem Vater zu suchen habe, und eine bange Ahnung stieg in ihrer Seele auf.

Es war in der That der Regimentsarzt Wolfenstein, der von seinem Reitknecht gefolgt, in kurzem Galopp heransprengte. Vor der Gartenthüre stieg er ab, warf dem Letztern die Zügel seines Pferdes zu und rief mit lauter, befehlender Stimme:

„Reite nur langsam zurück, Anton. Der Abend ist so schön, daß ich den Heimweg zu Fuße machen werde!“

Mit diesen Worten öffnete er die Gartenthür und schritt rasch auf den Förster und Renate zu.

Dieser aber ergriff ruhig seine Jagdtasche, reichte sie Renaten und gebot ihr, in's Haus zu gehen und das schadhafte Netz auszubessern, welchem Befehl Renate mit Hast Folge leistete. Dann stand er auf, ging dem Arzte einige Schritte entgegen und fragte seine Mütze lüftend, kalt und streng:

„Was steht zu Diensten, mein Herr?“

Wolfenstein schien diesen kühlen, fast unfreundlichen Empfang nicht zu beachten. Er grüßte den Förster mit gnädig lächelnder Miene und sagte mit vertraulichem Ton:

„Lassen Sie sich nicht stören, Herr Förster! Wenn Sie es erlauben, setz' ich mich eine Weile zu Ihnen.“

Damit warf er sich nachlässig auf die Bank und fuhr, sobald als Reinold seinen Platz wieder eingenommen hatte, in derselben herablassend-vertraulichen Weise fort:

„Eine Jagdangelegenheit führt mich hierher, Herr Förster. Ich heiße Stephan Wolfenstein und stehe als Oberwundarzt bei dem französischen Dragonerregiment, das heute in den benachbarten Dörfern Quartiere bezogen hat. Da ich nun eine große Leidenschaft für das edle Waidwerk hege, so möcht' ich Sie bitten, mir zu erlauben, dann und wann mit Ihnen jagen zu dürfen.“

(Fortsetzung folgt.)

Eine Flucht aus Delhi.

(Schluß.)

„Die Flucht dieser Geretteten von der Hauptwache in Delhi war wunderbar. Während des Nachmittags hatte Major Abbott am Cashmirthor den Entschluß gefaßt, alle Damen, welche sich daselbst befänden, nach den Kantonirungen zu senden. Da keine Fuhrwerke da waren, bestiegen sie Kanonenwagen; plötzlich aber wurden sie daraus vertrieben, indem ein mörderisches Feuer auf alle dort Versammelten eröffnet ward. Alles eilte nun die Wälle hinauf nach der Hauptwache. Osborne wurde durch den Schenkel geschossen, er sagte: „Ich will nicht von diesen Seapoys ermordet werden“, ging voraus und stürzte sich über die Mauer in den Graben; Andere folgten seinem Beispiel, erreichten glücklich den Graben, kletterten die Böschung hinan und flüchteten sich in Sir T. Metcalfe's Haus. Die Diener gaben ihnen etwas Bier und Speise und führten sie, wenige Minuten früher, als das Haus beschossen wurde, an daß Flußufer. Sie verbrachten eine gleiche Nacht wie wir und waren mit noch knapperer Noth entkommen. Als sie in ihrem Versteck lagen, kamen einige Leute vorbei und sahen ein Band oder eine Flasche, gingen aber mit den Worten: „Ah, sie sind augenscheinlich hier gewesen“, weiter. Sie gelangten an dieselbe Furth wie wir, und während sie sich versteckt hielten, hörten sie mich sprechen, erkannten mich, schickten nach mir, und so trafen wie glücklich zusammen. Wir konnten in dem Grase nicht bleiben und wurden daher, als der Abend hereinbrach, von den Braminen an eine Furth über die Dschumna geleitet. Wir marschirten zwei oder drei Meilen stromaufwärts, ehe wir den Fluß erreichten. Der Muth entschwand uns (was nicht zu verwundern ist, wenn man in solcher Lage Damen bei sich hat), als wir unsere Blicke auf den breiten Strom richteten. Ueberdieß wurde es dunkel. Zwei Eingeborne gingen hinüber. Wir sahen ihnen mit Aengstlichkeit zu, wie sie einen beträchtlichen Theil des Flusses durchwateten und endlich nur noch ihre Köpfe aus dem Wasser hervorsteckten. In dem Uebergang über den Fluß lag unsere einzige Aussicht auf Lebensrettung, und das Benehmen unserer braven Damen in diesem kritischen Augenblick war über alles Lob erhaben. Der Strom war so tief,

daß, wo ein hochgewachsener Mann durchwaten konnte, ein kleiner ertrinken mußte. Wir wagten den gefährlichen Gang, und schon hielt ich Alles für gewonnen, als ich, mit Mrs. Forrest auf meinem linken Arm und einem Eingebornen als Stütze für sie auf der andern Seite, das tiefe Wasser erreicht hatte. Jetzt wurden wir stromabwärts gerissen, und nur durch die verzweifeltsten Anstrengungen und den Beistand eines andern Eingebornen gelang es uns endlich, wohlbehalten das Ufer zu erreichen. Ich schwamm wieder zurück, um eine andere Dame abzuholen, und so gelangten wir endlich alle glücklich hinüber. Unsere Damen hatten sich wahrhaft tapfer bewiesen."

„Wir brachten noch eine zweite elende Nacht zu, litten viel von Kälte und drängten uns, um nur einigermaßen warm zu werden, dicht aneinander. Ringsum vernahm man kein anderes Geräusch, als das Aneinanderklopfen unserer Zähne. Am nächsten Morgen wurden wir entdeckt und in einen Tope geführt, wo sich die Braminen abermals zeitweilig als unsere Freunde erwiesen; allein bald brachten sie uns auch die Nachricht, Sowars seyen hinter uns und vor uns. Wir wendeten uns müde links, waren aber in die Hände der Gugars gefallen. Diese Schurken sammelten sich allmählig in größerer Anzahl um uns und griffen uns endlich mit wildem Geheul an. Unsere Gewehre waren unter Wasser gewesen und unbrauchbar geworden. Sie waren aber 15 gegen 1. Man entwaffnete uns, beraubte uns und zog uns die Kleider aus. Ein Fakir rettete uns, wie ich glaube, unser Leben. Wir plackten uns den ganzen Tag fort in brennender Sonnenhitze mit nackten Füßen, sich abschälender und bei sengendem Winde blasenziehender Haut. Wie sich die Damen aufrechthalten konnten, gleich einem Wunder, allein sie murrten und bebten nie, auch setzten sie uns nie in Verlegenheit durch Schreckensäußerungen. Wir wurden diese Nacht in ein großes Braminendorf gebracht und in einer Fakirshütte versteckt. Drei Tage hielten wir uns hier auf, und ich hoffe zuversichtlich, daß wir später unsere Wohlthäter werden belohnen können. Wir wurden nachher von Shelia (so hieß dieses Dorf) nach Hartichendpur (Hurchundpore) gebracht, und zwar auf das Gesuch eines alten Zemindars, der von unserem Umherirren gehört hatte und uns königlich bewirthete. Er war ein geborener Deutscher, 80 oder 90 Jahre alt und jetzt in Kleidung, Sprache ꝛc., nicht aber an Herz und Religion, ein Eingeborener. Er sandte uns reinliches Zeug zu Kleidern und gab uns wieder einigermaßen zivilisirte Speisen. An diesem Abend ritten 30 Sowars (Reiter) unter den Lieutenants Gough und Mackenzie, welche in Folge unseres Briefs freiwillig diesen Dienst übernommen hatten, herein, und wir genossen das unbeschreibliche Gefühl der Erlösung aus einer fast stündlich über uns schwebenden Todesangst. Der alte Mann sorgte für Wagen, und um 10 Uhr Abends, gerade acht Tage nach unserem Entrinnen aus Delhi, erreichten wir Mirut."

Mannigfaltigkeiten.

Die Stadt Roermonde hat einen alten Thurm, den Kruidtoren, in welchem zur Verhütung von Unglück die Pulvervorräthe der Stadt aufbewahrt werden und jetzt etwa 1600 Kil. Pulver lagern. In dem Thurme sind mehrere Luken, welche der Lüftung wegen offen sind. Vor einigen Tagen sahen drei Jungen eine Taube in eine dieser Oeffnungen schlüpfen. Um dieselbe zu fangen, kletterten sie nach und ließen sich etwa zehn Fuß in den Thurm hinab. Da es aber dunkel war, so steckten sie Zündhölzchen, welche sie bei sich hatten, an, entdeckten hierauf bei dem Schimmer des Hölzchens die Pulvervorräthe, bemächtigten sich einer Menge Pulvers und stiegen wieder aus dem Thurme. Draußen spielten sie mit dem Pulver und verbrannten sich so, daß der eine am Sterben liegt und die beiden anderen auf lebenslänglich die Zeichen ihres Leichtsinnes behalten werden. Welch ein Unglück wäre erfolgt, wenn die Vorräthe im Thurme Feuer gefangen hätten!

Am vergangenen Freitag erschien in einer der ersten Restaurationen Braunschweigs ein Individuum, gut angezogen und mit Stulpenstiefeln und Sporen versehen, bestellte daselbst als Kurier für den Großherzog von Oldenburg ein Diner von 16 Gedecken und nahm selbst ein gutes Mittagessen ein, natürlich ohne zu bezahlen. Dann begab sich dieselbe Persönlichkeit in eines der ersten Hotels, um für die Pferde des hohen Reisenden Stallungen zu miethen; hier wurde auch ein guter Imbiß ohne Weiteres genommen. Da der Großherzog ausblieb, so suchte man dem Besteller der Quartiere von Seiten der Polizei auf die Spur zu kommen, was bis jetzt aber nicht gelungen ist.

[Der Schild zur schönen Gans.] In einem Städtchen lebte eine Wirthin, Wittwe, die sehr hübsch war und deßwegen vielen Zuspruch hatte. Ihr Gasthof hieß: Zur schönen Gans. Sie verehelichte sich wieder und änderte auch ihren Schild dahin ab: Zur hübschen Wirthin, vormals schönen Gans.

Redakteur: Gustav Meffert.

Druck u. Verlag der Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 201 Montag, 24. August 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

Das Bombardement wurde, wenn auch mit Unterbrechungen und geringerem Eifer, nicht allein in den nächsten Tagen, sondern auch während der Nacht fortgesetzt und erhielt die Truppen der belagerten Festung fast immerwährend in Allarm. Wie feurige Ungeheuer sah man die Bomben am nächtlichen Himmel auftauchen und sich in weiten Bogen niedersenken, auf die der Vernichtung geweihte Stadt, um Unheil anzurichten. Mehrere Häuser waren auch bereits in Brand gerathen und die Unsicherheit auf den Straßen und selbst in den Wohnungen wurde immer größer. Deßhalb hatte auch der alte General Miloßky seine Tochter endlich durch die dringendsten Vorstellungen der immer steigenden Gefahr bewogen, sich nach den nördlichen Werken der Festung zu begeben, bis wohin die Geschütze der Feinde nicht reichten. Doch war es ihrer Ueberredung, wie ihren Bitten nicht gelungen, auch ihre Freundin, die Gräfin Tschernokoff zu bewegen, ihr dorthin zu folgen. Olga hatte im Stillen den festen Entschluß gefaßt, jeder Gefahr zu trotzen, und so lange es nur irgend möglich sey, nicht aus der Nähe Stanislaus Krasinsky's zu weichen, denn die Flammen der Leidenschaft, die sie für ihn hegte, loderten mit jedem Tage mächtiger in ihrer Brust. Selbst seinen täglich wiederholten, immer dringenderen Bitten und Ermahnungen, sich in ein sicheres Asyl zu begeben, hatte sie mit einer Hartnäckigkeit widerstanden, die er sich kaum zu deuten wußte; denn noch immer ahnete er es nicht, welchen Sturm er in ihrem Herzen erregt hatte, weil er es nicht für möglich hielt, daß ihre Trauer um den Fürsten Trubetzkoi, die sie noch immer zur Schau trug, in so kurzer Zeit einer neuen Liebe könne Raum vergönnt haben. Aber er hielt es um so mehr für seine Pflicht, ihr wie bisher seine Aufmerksamkeit zu bezeigen, und setzte deßhalb auch, so oft es ihm seine Dienstverhältnisse nur erlaubten, seine Besuche bei ihr fort. So war er eines Abends, erschöpft von den Anstrengungen des Tages in sein Quartier zurückgekehrt, als er dort einen Diener Olga's fand, der ihn erwartet hatte, um ihm die Meldung zu bringen, daß seine Gebieterin ihn bitten lasse, zu ihr zu kommen, wenn es sein Dienst nur irgend erlaubte.

Ohne daran zu denken, daß er selbst der Ruhe höchst nöthig bedürfe, eilte er zu ihr, und wurde von ihrer Zofe augenblicklich zu ihr geführt. Kaum hatte er jedoch das Zimmer betreten, da geschah plötzlich ein furchtbarer Donnerschlag über seinem Haupte, ein ohrenbetäubendes Prasseln folgte und dann ein Krachen im Nebenzimmer, daß die Fenster zersprangen und das ganze Gebäude bis in seine Grundvesten zitterte.

„Eine Bombe hat eingeschlagen!" rief er entsetzt. Olga stieß einen Schrei aus und sie sank todtenbleich auf ihren Stuhl zurück. Stanislaus öffnete schnell die Thür, welche in das Nebenzimmer führte. Seine Vermuthung hatte ihn nicht getäuscht. Ein erstickender Qualm drang ihm entgegen. Eine der größten Bomben hatte durch das Dach eingeschlagen und war in jenem Zimmer geplatzt. Ihre Explosion hatte aber nicht allein eine furchtbare Zerstörung angerichtet, sondern auch gezündet. Fast aus allen brennbaren Gegenständen loderten schon die hellen Flammen auf. Es war ein entsetzlicher Anblick und unten aus dem Hause herauf erschallte ein Geschrei des Schreckens und der Verzweiflung. Stanislaus schloß die Thür und eilte zur Gräfin zurück. Diese fand er noch, wie er sie verlassen hatte, besinnungslos und ohnmächtig. Das Prasseln des Feuers im Nebenzimmer verrieth ihm, daß der Brand sich ausdehnte. Es war keine Zeit zu verlieren; deßhalb verschmähete er es auch, fremde Hülfe herbeizurufen, trug die Ohnmächtige rasch aus ihrem Gemache, welches bereits mit Rauch erfüllt war. Von den schreienden und klagenden Menschen im Unterhause hatte sich noch Niemand herauf gewagt. Gleich der Thür dieses Zimmers gegenüber stand auf dem Korridor, in eine Nische gedrückt, bleich und bebend ein junger Mensch. Er sah, wie Stanislaus die schöne Olga vorübertrug, und so schnell als es ihm die Last erlaubte, die Treppe mit ihr hinabeilte. Es war Georgewitsch, der ehemalige

Sekretär der Gräfin, welcher alle Schritte Krasinsky's zu überwachen schien. Ein herzzerreißendes Stöhnen drängte sich aus seiner Brust heraus, als er den jungen Mann aus dem Kabinet treten sah.

Stanislaus aber bemerkte den Lauschenden nicht, er hörte im Vorübereilen den Wehlaut nicht, der über seine Lippen drang, und als er unten im Vorhause angekommen war, brachte er die Ohnmächtige in ein leeres Zimmer, welches ihm geöffnet wurde, legte sie dort nieder und übergab sie ihren rathlos umherstehenden Dienerinnen, während er eiligst einen Arzt herbeirufen ließ.

Aber er war auch noch von einem andern Lauscher beobachtet worden. Der Kapitän Tortschin hatte, wie gewöhnlich, wenn es ihm der Dienst erlaubte, seinen Abend in dem Gastzimmer des Hotels zugebracht, welches die Gräfin Tschernokoff bewohnte, und da er schon längst ein geheimes Einverständniß mit der Zofe derselben unterhielt, so hatte ihn diese bereits benachrichtigt, daß sie den Premierlieutenant Krasinsky habe zu seiner Gebieterin rufen müssen. Da er aber noch immer eine Leidenschaft für die schöne Olga nährte, obgleich sie seine Bewerbungen entschieden zurückgewiesen hatte, so erwachte auf's Neue die Eifersucht in ihm, gegen den, wie er glaubte, glücklichen Nebenbuhler, den er aus mehr als einem Grunde haßte. Er beschloß deßhalb seine Rückkehr abzuwarten, und ihm dann mit mehreren ihm gleichgesinnten Kameraden in höhnender Weise Gutenacht zu wünschen, um ihm anzudeuten, daß sein heimlicher Besuch zu so ungewöhnlicher Zeit nicht unbemerkt geblieben sey. Der Einschlag der Bombe hatte nun freilich ihren Plan zerstört, aber ihnen zugleich einen Anblick gewährt, welcher ihnen einen sehr pikanten Stoff für die Chronique scandaleuse an ihrer Offiziertafel gab, denn als sie gesehen hatte, daß Stanislaus die ohnmächtige Gräfin aus ihrem Zimmer herabtrug, glaubten sie auch keinen Augenblick mehr daran zweifeln zu dürfen, daß zwischen Beiden ein inniges Verhältniß stattfand.

Stanislaus aber dachte nicht an die Folgen und hämischen Deutungen, welche seine menschenfreundliche Handlung für ihn haben konnte. Sobald ein Arzt, welcher sich in der Nähe befunden hatte, herbeigeeilt war und seine Versuche begann, die Ohnmächtige wieder zu erwecken, zog er sich aus dem Zimmer zurück und ermuthigte den Wirth des Hauses und dessen Leute, die wie kopflos durcheinander liefen, an das Löschen des Brandes zu denken, stellte sich selbst an ihre Spitze, ordnete selbst Alles auf das Beste an, und so gelang es ihm, indem er eine rastlose Thätigkeit entwickelte, dem um sich greifenden Feuer bald Einhalt zu thun und wenigstens das Eigenthum der Gräfin, welches sich außerhalb des brennenden Zimmers befand, zu retten.

Nachdem dieß geschehen war, begab er sich wieder hinab, und nachdem ihm der Arzt, der ihm auf der Hausflur entgegen trat, die Versicherung gegeben hatte, daß es ihm gelungen sey, die Ohnmächtige wieder in's Leben zu rufen, und daß sie sich den Umständen nach wohl befinde, verließ er das Hotel, ohne sie gesehen zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Das Jägerhaus.

(Fortsetzung.)

„Würde mir eine Ehre daraus machen," entgegnete der Förster kurz, „aber leider hausen die Wilddiebe hier im Gebirge so arg, daß man fast immer beutelos nach Hause zurückkommt."

„Mir ist es weniger um Beute zu thun," versetzte der Arzt, „das Herumstreifen in Wald und Feld gewährt mir das Hauptvergnügen. Da wir wahrscheinlich längere Zeit hier rasten werden, meine Geschäfte von keiner Bedeutung sind und ich mit den Offizieren des Regimentes keinen Umgang habe, so bleibt die Jagd mein einziges Unterhaltungsmittel. Der Ton, der unter unsern Offizieren herrscht," fuhr er mit forschendem Blick auf den Förster fort, „ist mir so zuwider, daß ich jede Gelegenheit aufsuche, um mich ihrer Gesellschaft zu entziehen."

„In der Hinsicht haben wir einen Geschmack," rief Reinold; „die französischen Offiziere hass' ich wie den Tod!"

„Von einem deutschen Biedermann läßt sich nichts Anderes erwarten," entgegnete Wolfenstein mit lauernder Miene. „Mir ist das ganze französische Soldatenwesen überhaupt so verhaßt, daß ich in einigen Monaten meine militärische Stellung aufgeben und mich in Deutschland als Arzt ansiedeln werde. Ich habe bereits mit den Magistraten einiger benachbarten Städte Unterhandlungen angeknüpft, und da überall großer Mangel an Aerzten ist, so hoff' ich mit Zuversicht, eine Stelle zu erhalten."

„Daran thun Sie recht," erwiderte Jener mit steigendem Wohlwollen. „Ich will lieber in dem elendesten Dorfe mein kümmerliches Brod erwerben, als Tag für Tag mit französischen Offizieren in Herrlichkeit und Freude leben!"

„Es sollte mir lieb seyn, wenn ich in Ihrer Nähe eine Stelle fände, Herr Förster," fuhr der Arzt fort; „wir wollten dann gute Freundschaft halten."

Auf diese Worte entgegnete Reinold Nichts. Er schwieg eine Weile und sagte dann, Wolfenstein scharf anblickend:

„Es scheint mir, als wären Sie von Geburt ein Deutscher, obgleich Ihre Sprache hie und da etwas fremd klingt.“

„Allerdings bin ich ein Deutscher,“ versetzte Jener rasch und fügte nach einigem Besinnen hinzu: „Mein Geburtsort heißt Gomarshausen, ein kleines Dorf in der Nähe . . .“

„Von Trier!“ ergänzte der Förster mit leuchtenden Augen.

„Wie? Sie kennen das Dorf?“ fragte Wolfenstein sichtlich überrascht.

„Nun, ich muß es wohl kennen,“ antwortete Reinold; „ist Trier doch mein Geburtsort!“

„Das konnte ja nicht besser kommen!“ murmelte Jener stillvergnügt vor sich hin, indem er mit seiner Reitpeitsche tändelte und mit Wohlbehagen den glänzend schwarzen Schnurrbart drehte.

„Diese unerwartete Begegnung müssen wir nothwendig mit einem Glase heimischen Weins feiern!“ fuhr der Förster fröhlich fort, der plötzlich ein ganz Andere geworden war. „Ich habe noch ausgezeichneten Obermoseler im Keller; ein alter Freund hat mir voriges Jahr einen Anker davon geschickt. — He! Konrad! Konrad!“ rief er dann mit lauter Stimme dem in der Nähe arbeitenden Waldwärter zu; „lass' Alles steh'n und liegen und schaffe mir ein paar Flaschen Obermoseler und Gläser herbei!“

Der Letztere ging auf diesen Befehl sofort in's Haus und kehrte nach einiger Zeit mit dem Verlangten zurück.

Der Förster füllte die Gläser und rief mit freudigem Ton:

„Die Heimath soll leben!“

„Sie grüne und blühe lustig fort und fort!“ setzte der Arzt, mit dem Förster anstoßend, lächelnd hinzu.

Dieser füllte die geleerten Gläser auf's Neue und fragte seinen Landsmann mit neugieriger Miene.

„Was hat Sie denn aber eigentlich veranlaßt, trotz Ihrer Abneigung gegen das Soldatenwesen die militärische Laufbahn zu wählen?“

Wolfenstein warf einen lauernden Blick auf den Förster, gleich als ob er prüfen wolle, wie viel er hier vertrauen könne und sagte dann, nachdem er sein Glas geleert, mit gleichgültiger Miene:

„Die leidige Sucht nach Abenteuern, Herr Förster. Als ein armer Teufel trat ich vor mehreren Jahren als Arzt in die französische Armee ein, weil ich hoffte, auf diese Weise am schnellsten Reichthum und Ehre zu gewinnen. An Frankreichs Ruhm lag mir, aufrichtig gesagt, sehr wenig; mein Wahlspruch hieß: „Dem Mächtigen dien' ich!“ Einige glückliche Operationen“ — dieß Wort begleitete er mit einem seltsamen Lächeln — „verhalfen mir bald zu Ansehen und rascher Beförderung. Ich ward mit steigendem Gehalt von einem Regiment in das andere versetzt, bis ich vor drei Monaten zu meiner jetzigen Stellung gelangte, welche ich indessen, wie gesagt, baldmöglichst mit einer sicheren vertauschen werde. Des Kaisers Stern ist stark im Sinken begriffen — das erheischt Vorsicht!“

„Da brauchen Sie sich über Ihr Geschick nicht zu beklagen, Herr Doktor,“ versetzte Reinold, das Glas des Arztes füllend. „Selig der Mann, der Schmerz und Leid nur vom Hörensagen kennt!“

„Nun, wie mir scheint, hat das Unglück auch von Ihnen wenig Notiz genommen, Herr Förster,“ entgegnete Wolfenstein.

„Wollte Gott, es wäre Dem so!“ sagte Jener seufzend.

(Fortsetzung folgt.)

Das Horenbrünnlein bei Würzburg.

(Fränkische Sage.)

Auf der Wiese siehst Du rinnen
Hell ein Brünnlein, und darinnen
Fließt ein Wasser, dessen Kraft
Manchem Kranken Heil verschafft,
Kühles Horenbrünnlein.

Täglich einst beim Horasbeten
Aus dem nahen Kloster *) treten
Sah zwei Mönche man, die dort
Beteten am kühlen Ort,
An dem Felsenbrünnlein.

Und sie segneten die Quelle,
Die so silberrein und helle
Aus dem Fuß des Berges fließt,
Und die Wiese dann begießt,
Nannten's Horenbrünnlein.

Mancher Wandrer sich erquicket,
Dann zum Weitergeh'n schicket;
Mancher Leidende sich labt,
Und gestärket heimwärts trabt
Von dem Horenbrünnlein.

Ich auch schöpfte aus der Quelle,
Trank vom Wasser kühl und helle,
Als ich kehrte von der Reis';
Darum sey im Lied Dir Preis,
Kühles Horenbrünnlein!

Julius Nuttor.

---

*) Außerhalb des Burkarderthores am Fuße des Marienberges, wo jetzt die aus Stein gehauene Bildsäule des heiligen Andreas steht, stand das 751 vom heil. Burkard erbaute Andreaskloster, das im Jahre 1033 abgebrannte Kloster auf die Stelle der jetzigen Burkarder Pfarrkirche neu erbaut, welches 1464 in ein adeliges Chorherrnstift verwandelt, das bis zur Säkularisation im Jahre 1802 fortbestand.

Mannigfaltigkeiten.

Ein wahres Riesenwerk wird gegenwärtig in Holland ausgeführt, nämlich die Abdämmung zweier Seearme und ihre Ersetzung durch einen schiffbaren Kanal für Kauffahrteischiffe von größter Tragfähigkeit. Durch diese Unternehmung wird eine Strecke des Landes von 14,000 Hektaren oder 35,000 Acker der schönsten Gattung der Schelde abgewonnen werden. Dieser Kanal, welcher in zwei Jahren fertig seyn wird, durchschneidet die Insel Süd-Beveland zwischen den Dörfern Hanswerd an der Wester- und Wemerdinge an der Osterschelde. Derselbe wird 10 Kilometer oder 2 und eine halbe Stunden lang und mit Ziehpfaden an beiden Seiten so wie mit Aquädukten und anderen zur Ableitung des Wassers erforderlichen Werken versehen werden. An beiden Enden des Kanals würden Schleußen seyn mit nassen Docken von je 100 Meter. An verschiedenen Punkten werden Drehbrücken den Kanal kreuzen. Die Dämme sollen vier Meter über Hochwassermarke sich erheben. Eine doppelte Eisenbahn, von Vliessingen aus über Middelburg und Goes gehend und zu Bergen-op-Zoom endend, wird an den Dämmen bin auf zehn Meter breiten und anderthalb Meter über Hochwassermarke stehenden Balken laufen. Durch diese Bahn wird Vliessingen in unmittelbare Verbindung mit allen Eisenbahnen Deutschlands gebracht werden.

Vor einiger Zeit wurde ein amerikanischer Kaufmann im Schuldgefängniß zu Paris von einer Schildwache aus Mißverständniß erschossen, an demselben Tage, wo er, da seine Schulden getilgt waren, in Freiheit gesetzt werden sollte. Er sah nämlich zum Fenster heraus und verstand den französischen Zuruf der Schildwache nicht, welche, als der Unglückliche dem Warnungsruf keine Folge leistete, ihren Weisungen gemäß Feuer gab. In Folge dieses Vorganges kam es zu einer Unterhandlung zwischen der französischen Regierung und dem Gesandten der Vereinigten Staaten, welcher auf eine passende Geldentschädigung für die Wittwe des Getödteten drang. Die aus drei Advokaten bestehende juridische Kommission, welche zum Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten gehört, und in solchen internationalen Rechtsfällen ihr Gutachten abzugeben hat, hatte sich dahin ausgesprochen, daß die Regierung in diesem Falle nicht verantwortlich zu machen sey. Aber der Kaiser war damit nicht einverstanden und ordnete an, daß eine Entschädigungssumme auf der Grundlage „moralischer Verpflichtung" festgesetzt werde. Das ist geschehen, und es sind dem Gesandten für die Wittwe Morey siebenzig Tausend Franks zur Verfügung gestellt worden.

Der Univers schreibt: Während seines Aufenthaltes in Ravenna begab sich der Papst nach dem Grabmahl Dante's. Um dem Wunsch der Lokalbehörden zu entsprechen, auch ihn seinen Namen in das Buch einschreiben zu sehen, wo alle hohen Reisenden, welche das Grab besuchen, sich einzeichnen, schrieb der heil. Vater mit eigner Hand diese Verse (aus dem zweiten Gesang des Fegfeuers) ein:

> Non è il mondan rumore altro che un fiato
> Di vento, che or va quindi, ed or va quinci
> E muta nome, perchè muta lato.

(Das Geräusch der Welt ist nur ein Windhauch, der bald hierhin, bald dorthin weht, und den Namen mit der Richtung verändert.) Die Behörde beschloß, daß durch Protokoll bestätigt werde, daß der Papst diese Zeilen mit eigener Hand schrieb, und daß das Buch als unvergängliches historisches Andenken für ewige Zeiten aufbewahrt werden solle.

[Neues Fernrohr.] Porro, Astronom zu Paris, hat ein neues Teleskop konstruirt nach der Newton'schen Manier, welches er Helioskop genannt hat. Mit Zuhandnehmen desselben beobachtet er die Sonne ohne Anwendung des bisher gebräuchlichen Blendglases und ohne daß er von der Hitze der Sonne belästigt wird. Bei der Beobachtung erscheint das Bild der Sonne völlig weiß und scharf. Die Intensität des Lichtes kann bei der Konstruktion dieses Fernrohrs nach Belieben gemäßigt werden und die Wärme der Sonne ist kaum wahrnehmbar, so daß man viele Stunden lang die Sonne beobachten kann, was natürlich bei der bisherigen Methode mittelst des gewöhnlichen achromatischen Fernrohrs mit Blendglas nicht der Fall war.

Aus Temesvar wird dem „Pesther Lloyd" geschrieben: „Rosza Sandor, der bekannte Räuberhauptmann, wurde unter starker Eskorte hier durchgeführt und verweilte einen halben Tag in unsern Mauern. Rosza soll zu einer Amtsperson, die ihn auch sah, gesagt haben, daß er garantire, eine Million Silbergulden einzutragen, wenn es ihm gestattet wäre, sich für Geld, die Person 2 fl. K.-M. sehen zu lassen.

Ein alter Forstmann hatte sich entschlossen, das Forstexamen zu machen. Der Examinator fragte ihn: „Können Sie Kubikwurzeln ausziehen?" — „Schaffen Sie mir Kubikbäume, und ich werde mit den Wurzeln schon fertig werden."

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Walland t'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 202 Dienstag 25. August 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

Georgewitsch hatte das Haus schon früher verlassen, mit dem schmerzlichen Ausrufe: „Er ist verloren!“ Dann hatte er seinen Mantel fester um sich geschlagen, und war gesenkten Hauptes durch mehrere Straßen geschritten, bis er das Kloster der barmherzigen Schwestern erreichte. Dort klopfte er an und als die Pförtnerin ihm öffnete, verlangte er Schwester Konstantia zu sprechen, worauf er eingelassen wurde. Er mußte jedoch geraume Zeit im Pförtnerzimmer harren; denn es wurde ihm gesagt, daß bereits ein andrer Besucher des Klosters die fromme Schwester zu sprechen begehrt, und daß dieser den Vorrang habe, sobald sie überhaupt geneigt sey, Jemand vorzulassen, denn sie befinde sich eben in ihrem somnambulen Zustande. So verhielt es sich auch in der That und in dem kleinen Vorgemache, vor ihrer einfachen Zelle, saß auf dem einzigen, schlichten Strohstuhle, den es enthielt, ein hochgewachsener Mann in Zivilkleidung, vom Kopfe bis zu den Füßen in einen dunkeln Mantel gehüllt und sein Gesicht unter einer schwarzen Maske verbergend. Obgleich er noch nicht lange hier harrte, schien er doch schon die Geduld verloren zu haben; denn einzelne Ausrufungen entschlüpften seinen Lippen und auf dem kleinen Tische von Föhrenholz trommelte er einen kriegerischen Marsch. Unter dem breitgekrämpten Hute, den er trug, drang graues Haar hervor und als er sich endlich erhob, um ungeduldig auf und nieder zu gehen, zeigte er eine fast steife, militärische Haltung. Endlich öffnete sich leise die Thüre der Zelle und Mutter Renata, die Oberin des Klosters der barmherzigen Schwestern, trat heraus und sprach zu ihm „Du darfst jetzt eintreten, aber tritt leise auf und vermeide jedes rauhe Wort, welches sie verletzen könnte und was sie Dir auch sagen mag, bedenke, daß sie sich im magnetischen Schlummer befindet, und daß in diesem Zustande ein fremder Geist aus ihr redet, für dessen Aussprüche kein Sterblicher das Recht hat, sie verantwortlich zu machen.“

Der Vermummte gab durch ein kurzes Kopfnicken zu erkennen, daß er sich den Vorschriften fügen wolle und trat in die Zelle. Es war ein ziemlich geräumiges, aber klösterisches Gemach, ohne allen Schmuck, mit einem einzigen Bogenfenster. Wände und Decke waren nur mit weißer Kalkfarbe überstrichen und außer einem einfachen Tische, einigen Strohstühlen und einer großen niedrigen und schwarz gemalten Truhe, die einem Sarge glich, waren keine Möbeln zu schauen. An der Wand, welche sich dem Fenster gegenüber befand, stand eine schlichte Bettstelle, wie sie in Lazarethen üblich sind und hier lag auf harten Matratzen, in eine weiße, wollene Decke gehüllt, Konstantia, ihr schönes, schlummerndes Haupt, auf einem Pfühl ruhend, welcher nur mit Moos ausgestopft war. Von der Decke hing eine kupferne Ampel herab, deren Flamme die Zelle nothdürftig erhellte.

Der Fremde war zum Lager getreten und der Anblick des reizenden, aber fast todtenbleichen Antlitzes schien einen tiefen Eindruck auf ihn hervorzurufen, den er aber gewaltsam zu unterdrücken strebte, denn in seiner hochfahrenden Weise flüsterte er der Mutter Renata zu: „Was soll das? Sie schläft ja! Wie kann sie mir antworten?“

„Nur ihr Körper schlummert, ihr Geist aber wacht;“ entgegnete ihm die Oberin. „Frage sie, sie wird Dir antworten, mit geschlossenen Augen.“

Doch eben als Jener den Mund öffnen wollte, zu einer Frage, bewegten sich die Lippen der Schlummernden, und mit dem Ausdrucke eines unbehaglichen Gefühls, brachte sie die Worte hervor: „Laß ihn nicht allzunahe zu mir treten, Mutter Renata. Seine Nähe erregt mir so schmerzliche Empfindungen, als ob jeder einzelne Nerv meiner Glieder auf die Folter gespannt würde.“

„Aber wenn Dir seine Gegenwart Pein bereitet, so will ich ihm sagen, daß er sich entferne;“ versetzte die Oberin.

Doch Konstantia erwiderte rasch: „Nein, nein! Ich werde das Weh dulden, das ich in seiner Nähe empfinde und will ihn sprechen, denn ich muß ihn warnen.“

„Du willst mich warnen? Kennst Du mich?“ frogte der Vermummte, nicht ohne Bestürzung.

„Wohl kenne ich Dich;“ erhielt er zur Antwort. „Nimm nur die Maske ob, ich habe Dich längst durchschout. Ich sehe Dein Antlitz geschwärzt vom Pulverdampf; ich sehe Dich, wie Du Dich schlaflos auf Deinem Lager regst. Du bist der Fürst Mentschikoff.“

Der Angeredete trat erschrocken einen Schritt zurück, riß dann die schwarze Maske von seinem Antlitze und warf sie unmuthig auf den Tisch. Die Oberin richtete einen Blick des Erstaunens ouf ihn. Es war wirklich der Fürst Mentschikoff. So unangenehm sich dieser aber auch durch seine Erkennung berührt fühlte, suchte er doch seine Fassung zu behaupten und entgegnete kalt: „Es war die leichteste Probe Deines Weissagungs-Talentes, die ich selbst von Dir gefordert haben würde, mir zu sagen, wer ich bin? Du hast sie bestanden; doch ich verlange mehr von Dir. Kannst Du mir die Zukunft enthüllen? Kannst Du mir wahrsagen über die Wendungen des Krieges, über das Schicksal unseres Vaterlandes, über mein eignes Loos?“

„Ich wahrsage nicht;“ erwiderte sie in ihrem sanften, kindlichen Tone. „Aber wenn der Geist, der meinen Schlummer hütet, Dir antworten will, so wird er Dir die Wohrheit sagen, durch mich. Frage jetzt!“

„So sage mir: ob unsern Waffen der Sieg erblühen wird in diesem Kriege; ob es uns gelingen wird, den kecken Feind in's schwarze Meer zu jagen?“

„Der Feind wird triumphiren und stolz auf seinen Schiffen von dannen ziehen.“

„Stolz von dannen ziehen wird der Feind nimmer; denn es wird ihm nie gelingen, sein Ziel zu erreichen und die Riesenfestung zu erobern, die unbezwinglich seiner Keckheit spottet.“

„Nenne ein Menschenwerk nicht unbezwinglich. Sebastopol, dieser Riese des schwarzen Meeres, wird fallen, seine festen Mauern wirden sinken und ein ungeheuerer Trümmerhaufe wird das Grab von vielen Tausenden blutigen Menschenopfern bezeichnen: „Du mußt Dich töuschen, fromme Schwester. Sebastopol kann nicht untergehen! Es ist der edelste Stein in der Krone des Kaisers und der Kaiser will, daß wir siegen.

„Du weißt, daß jeder Menschenwille zum leeren Hauche wird, wenn Gotteswille mit Donnerworten spricht. Des Kaisers Tage sind bereits gezählt. Der Todesengel schwebt schon über seinem Houpte.“

„Bist Du wohnwitzig? Du willst doch nicht sagen, daß —“

„Der Kaiser Nikolaus den nächsten Lenz nicht mehr erleben wird.“

„Unerhört! Du wagst es, eine Behauptung auszusprechen, welche das ganze Reich in seinen Grundvesten erschüttern muß?“

„Ich wage nichts. Rechte nicht mit mir, sondern mit dem Geiste, der aus mir spricht. In wenigen Monden wirst Du Dich überzeugen, daß er Wahrheit sprach. So oft Du den in Stein gehauenen Namenszug des Kaisers schauest, am Gouvernementsgebände, so oft gedenke meiner Worte. Dieser Namenszug wird Dir den Tag andeuten, an welchem Nikolaus seine Augen schließen wird auf ewig; denn er wird sich ablösen von der Mauer und herabstürzen in Trümmern, ohne die geringste gewaltsame Veranlassung, und dieß wird geschehen drei Tage vor dem Tode des Kaisers.“

Eine Pause des Schreckens folgte, der sich deutlich abspiegelte auf dem bleichen Gesichte des Fürsten, so wie in der bangen Miene der Oberin, welche fürchtete, der mächtige Mann möchte in einem Ausbruche seines Zornes gegen die Seherin wüthen, die sie zärtlich liebte, wie ihr eigenes Kind. Doch ein seltsames Gefühl hatte sich des Füesten bemächtigt, und eine Niedergeschlagenheit, wie er sie noch nie empfunden hatte, verlöschte das Feuer seines Zornes. Der Ruf der wunderbaren Weissagungsgabe der feommen Schwester Konstantia, der sich in den höheren Kreisen verbreitet hatte, hatte ihn hierhergelockt, und er war gekommen durch eine strenge Prüfung, seine Zweifel, die er hegte, nur noch mehr zu befestigen. Aber er hatte auch erwartet, wie bei gewöhnlichen Prophetinnen, allerlei mystische Apporote vorzufinden, ja, er wor vorbereitet auf Sinnentäuschungen, und um so mehr wurde er überrascht, als sich ihm nirgends dergleichen Nothbehelfe zeigten, die auf die Stimmung einzuwirken suchen. Die unveränderte, einfache Ausstattung der klösterlichen Zelle, der rührende, die innigste Theilnahme erweckende Anblick der bleichen Schlummernden, der Ausdruck der himmlischen Güte, des reinsten Edelmuthes, in ihren Zügen, die Gegenwart der würdigen Oberin, deren fleckenloser Ruf hoch erhoben war über jeden Verdacht einer absichtlichen Täuschung, die augenblickliche Erkennung seiner Person endlich, hatten ein so wunderbares Gefühl in ihm erregt, welches er sich selbst nicht zu erklären vermochte und welchem er sich vergebens zu entziehen suchte, durch ein stolzes, vornehmes Herabblicken auf die Seherin. Als diese nun aber, mit einer Stimme, die wie aus Engelsmunde vom Himmel herab zu ihm erschallte, frei, ohne Menschenfurcht, und mit einer Festigkeit und Strenge, wie sie kein unter ihm stehender Sterblicher gegen ihn anzunehmen gewagt haben würde, zu ihm sprach, da wallte zwar der Zorn in ihm auf; doch es ergriff ihn auch zugleich ein ahnungsvoller Schouer, als ob er die Stimme einer höheren Macht zu sich sprechen höre, gegen welche ihm

Demuth gezieme. Dieser Schauer aber verließ ihn auch nicht wieder, so sehr er sich auch bemühete, ihn von sich abzuwehren. Er mußte sich endlich seinem Einflusse beugen, und fühlte sich von einer weit höheren Achtung gegen die barmherzige Schwester erfüllt, als er ihr eigentlich hatte gestehen wollen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Jägerhaus.

(Fortsetzung.)

„Wie? Sie seufzen?" fragte der Arzt. „Sie leben hier ja wie im Paradiese!"

„Wenn Sie wüßten, Herr, welche Qualen ich in diesem Paradiese ausgestanden habe," erwiderte der Förster mit bitterem Ton, „Sie würden mich beklagen!"

„Sie machen mich neugierig, Herr Förster!" rief Wolfenstein.

Reinold schwieg einige Augenblicke, wie von schmerzlichem Erinnerungsweh ergriffen, dann sagte er zögernd mit bewegter Stimme:

„Obwohl ich eigentlich nicht gern von den Erlebnissen vergangener Jahre rede, so darf ich bei einem Landsmann wohl eine Ausnahme machen, zumal da Sie mir ebenfalls Ihr Vertrauen geschenkt haben und mir früher oder später vielleicht noch einen großen Dienst leisten können. — Ich war nicht immer Förster," fuhr er nach einer Pause mit anscheinender Ruhe fort. „Zu Ende des vorigen Jahrhunderts stand ich als Beamter in einem kleinen Städtchen am Rhein. Drüben in Frankreich wüthete die Revolution mit allen ihren Gräueln, ich aber lebte mit meiner jungen Gattin in einem kleinen Häuschen so glücklich, als gäbe es keinen Mord und keinen Krieg in der Welt. In der Liebe zu meiner Marie fand ich das Ziel aller meiner Wünsche — ich wähnte, Himmel und Erde könnten mir keine höhere Seligkeit bieten."

„Die Siege der französischen Waffen in dem zwischen Deutschland und Frankreich ausgebrochenen Kriege hatten indessen die Heere des letztern an den Rhein geführt, und unser Städtchen sah fast täglich Truppendurchzüge. Mein Haus blieb natürlicherweise nicht von Einquartierung verschont. Mir ward das Drückende dieser fortwährenden Gastfreundschaft sehr bald fühlbar, — meine Marie aber schien je länger je mehr Gefallen an dem fröhlichen Leben und Treiben zu finden, und einige Mal glaubte ich sogar zu bemerken, daß sie den französischen Offizieren, von denen manche sie mit ungemeiner Artigkeit behandelten, mit allzu großer Vertraulichkeit entgegenkäme. Obschon mich dieß Benehmen im Stillen verdroß, so hielt ich es jedoch ihrer Jugend und Unerfahrenheit zu gute und äußerte mich darüber nicht weiter gegen sie; mein Glaube an ihre Treue war riesengroß und unerschütterlich. — Im zweiten Jahr unsrer Verbindung schenkte sie mir einen Sohn, und im Uebermaß meines Glückes flehte ich zu Gott, mich nicht übermüthig werden zu lassen. Der Krieg, der bis dahin ringsumher getobt hatte, ruhte; ich meinte, die Welt habe nun nichts als Freude und Wonne für mich."

„Diese selige Zeit entschwand leider nur zu schnell. Die Feindseligkeiten zwischen Deutschland und Frankreich begannen auf's Neue und damit auch die drückenden Einquartierungen französischer Truppen.

„Als ich eines Herbstmorgens eben mit der Flinte auf der Schulter das Haus verlassen wollte, um an einer Jagdpartie Theil zu nehmen, trat ein französischer Kürassieroffizier herein und verlangte Quartier für den Tag. Ich empfahl ihn mit kurzen Worten meinen Hausgenossen und eilte raschen Schrittes dem schönen grünen Walde zu, wo ich bald allen Unmuth vergaß. Erst die einbrechende Dämmerung fand mich auf dem Heimweg."

„Arglos wanderte ich durch die Felder, die meinen Garten begränzten, und öffnete die kleine Pforte desselben. Ein Anblick herzzerreißend und sinnverwirrend bot sich meinen Augen dar. Meine Marie, meine heißgeliebte Marie, lag in den Armen des Offiziers, der in meinem Hause gastliche Aufnahme gefunden hatte! Ich wähnte anfangs, ein Fiebertraum halte mein Hirn umfangen. Sprachlos vor Wuth und Entsetzen stand ich da und sah, wie die Falsche den Räuber meiner Ehre mit Liebkosungen überhäufte, — sah, wie der Freche ihren Mund mit glühenden Küssen bedeckte, sich auf sein Roß schwang und mit seiner Schwadron zum Thor hinaussprengte."

„Erst der verhallende Hufschlag brachte mich zur Besinnung zurück. Ein Schrei der grimmigsten Verzweiflung entrang sich meiner gepreßten Brust, — höllischer Rachedurst erfüllte mein ganzes Wesen. Mich reut es heute noch, daß ich den niederträchtigen Schurken nicht an der Spitze seiner Reiter niedergeschossen habe!"

„Ich bewundere Ihre Selbstbeherrschung, lieber Herr Förster", warf Wolfenstein dazwischen. „Wäre ich an Ihrer Stelle gewesen, ich hätte dem Bösewicht noch in den Armen meines Weibes eine Kugel durch den Kopf gejagt!"

„In gränzenloser Wuth stürzte ich auf die Ungetreue los, welche ein jäher Schreck durchzuckte, als sie mich so plötzlich vor sich stehen sah", fuhr der Förster in seiner Erzählung fort. „Ihre Thränen und stammelnden Worte trieben meinen Grimm auf die Spitze. Ich stieß den Knaben, der liebkosend auf mich zukam, von mir und rief ihr mit

dem Hohnlachen der Verzweiflung zu: Deinen Sohn magst Du behalten, — der meinige ist er nicht! Mich aber siehst Du niemals wieder! Mit diesen Worten entwand ich mich ihren umklammernden Armen, raffte die nöthigsten Sachen zusammen und verließ, ohne auf den heuchlerischen Jammer der Nichtswürdigen zu hören, noch in derselben Stunde das Haus."

„Mein erster Gedanke war Rache, vollständige Rache."

„Ich beschloß, dem Schurken nachzueilen und blutige Genugthuung von ihm zu fordern. Deßhalb ging ich zum Maire des Städtchens und fragte nach dem Namen und Bestimmungsort jenes Offiziers. „Alexander Bernard", war die Antwort."

„Was sagen Sie, Herr Förster?!" rief Wolfenstein, plötzlich emporfahrend, mit unheimlich funkelnden Augen — „Bernard hieß der Offizier?"

„Alexander Bernard, Oberlieutenant im zweiten Kürassierregiment, marschiert nach Würzburg," lautete der Bescheid, fuhr Reinold fort, ohne die teuflische Freude zu gewahren, die aus den Augen des Arztes blitzte. „Die Worte tönen mit ihrem furchtbaren Klang noch in meinem Ohr. Ich machte mich sogleich auf den Weg, allein der Verhaßte hatte einen zu großen Vorsprung gewonnen — ich konnte ihn nicht erreichen. Auch hatte ich in der Stille der Nacht bereits einen andern Plan gefaßt. Im besten Falle hätte ich dem Elenden das Lebenslicht ausgeblasen; mein Glück aber war und blieb doch auf ewig vernichtet. So gab ich denn die Verfolgung auf und trat als Freiwilliger in das österreichische und später in das preußische Heer ein, um meinen glühenden Rachedurst im Blute der Feinde Deutschlands zu kühlen. Ein unsäglicher Haß gegen Alles, was Franzose hieß, erfüllte meine Brust, und mancher von ihnen hat unter meinem Säbel geblutet. Der Tod aber floh mich, wie sehr ich ihn auch suchte."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

In Bonyhad, im Tolnaer Komitate, ist am 27. v. Mts. folgendes fürchterliche Verbrechen verübt worden: Der zum Militärstande gehörige Diener des k. k. Oberstlieutenants des daselbst garnisonirenden Uhlanenregiments „Fürst Schwarzenberg," Herrn Müller von Neckarsfeld, erdrosselte am Morgen des genannten Tages die allgemein geachtete, liebenswürdige Gattin des erwähnten Stabsoffiziers und erhenkte sich dann. Der elende Mörder hatte den Zeitpunkt abgewartet, als der Oberstlieutenant sich zum Exerziren begab, sperrte hierauf die Köchin in die Küche ein und begab sich zu der noch im tiefen Schlafe liegenden Gattin des Oberstlieutenants. Der Kampf der tief beklagenswerthen Frau mit dem kaum 20jährigen Mörder muß furchtbar gewesen seyn, da die Ermordete ganze Büschel Haare des Bedienten in ihren krampfhaft geschlossenen Händen hielt. Das Motiv der That wird verschiedenartig erzählt. Der Schmerz des Gatten ist gränzenlos; die Gemordete stand in der Blüthe des Alters und war von Allen, die sie kannten geachtet und geliebt.

[Gemüthsruhe.] Du sollst dich nicht durch jede Kleinigkeit, durch jeden unvermeidlichen Unfall um deine Ruhe bringen lassen. — Der Wanderer, welcher einer angenehmen Heimath entgegeneilt, bleibt getrost, auch wenn es regnet, auch wenn es stürmt, auch wenn tiefer Sand ihn ermüdet. Er denkt, es kann nicht anders seyn. Der Weg muß vollendet werden, wenn du in die Heimath gelangen willst. Dort ist er schon in seinen Gedanken und darum bleibt er ruhig auf dem Wege. — Mensch! du bist hier ein Wanderer für die Ewigkeit. Ihr kommst du immer näher. Sey denn auch ruhig, wenn es stürmt, wenn dich Unfälle ermüden. Sey getrost auch auf dem dornenvollen Wege. Er führt dich in das Land ewiger Ruhe.

Ein Berliner Cigarrenhändler hat als Neuigkeit allen Rauchern, die an Magenschwäche, Magensäure, Aufstoßen, Leibesstopfungen und Hämorrhoiden leiden, eine nur allein bei ihm zu beziehende Sorte Cigarren unter dem Namen „Unterleibs-Cigarren" offerirt und versichert, daß Jeder, der nur erst einmal den Versuch mit so einer „Unterleibs-Cigarre" gemacht hat, sich so „gebessert" und so „glücklich" fühlen wird, daß er gewiß keine andere Sorte mehr rauchen wird.

Anfangs Juni wurde bei Echingen, eine Stunde von Nordendorf, ein bedeutender antiquarischer Fund gemacht, nämlich einige dreißig große und kleine antike Bronce-Gefäße aus römischer oder vor-römischer (keltischer) Zeit. Die gefundenen Gefäße, große und kleine Schüsseln, Henkel und andere Gegenstände gelangten an den historischen Verein in Augsburg, durch welchen die Kundgebung dieses Fundes wohl zu erwarten seyn dürfte.

Redakteur: Gustav Reffert.

Druck u. Verlag der Wailand'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 203 Mittwoch, 26. August 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

„Aber bedenkst Du nicht," fuhr er endlich fort, „daß Deine Aussprüche gefährlich sind? Wenn sie sich im Volke verbreiteten, so würden sie eine tiefe Entmuthigung hervorrufen und die Interessen unseres Vaterlandes würden dann um so sicherer verloren seyn."

„Ich spreche nicht zum Volke, der Geist spricht nur zu Dir allein, weil der Wille des Kaisers das Schicksal so vieler Tausende in deine Hand gelegt hat. Willst Du nun dem Czaaren dienen, als wahrer Freund und treuer Diener, so flehe ihn fußfällig an, sein Schwert zurückzuziehen, Blut und Leben seiner Kinder zu schonen und dem Feinde den Oelzweig des Friedens zu bieten. Selbst das Heil unseres Glaubens wird nimmermehr errungen durch blutigen Kampf, sondern durch Frieden, Menschenleben und Versöhnung, wie sie unser Heiland predigte. Drum gehe hin und bitte Deinen Herrn um Frieden."

Ein schwerer Seufzer löste sich von der Brust des Fürsten und noch einmal in Unmuth aufwallend, rief er aus: „Ach ich bin ein Thor, daß ich die Zeit hier vergeude, um Deine Reden anzuhören, die auf Irrthum beruhen müssen; denn sie lauten so unglaublich, daß es mir als Pflicht erscheint, daran zu zweifeln. Oder bist Du im Stande, mir die Wahrheit Deiner Worte zu verbürgen? Oder kannst Du mir ein sicheres Zeichen geben, daß Dich eine höhere Eingebung beseelt."

„Die Wahrheit meiner Worte kann Dir nur die Zukunft verbürgen. Doch Du verlangst das Zeichen einer höheren Eingebung von mir? Wenn ich Dir nun sage, daß ich Deine heimlichsten Gedanken lese, die Du noch keinem Sterblichen vertraut hast? Das fortwährende Unglück, welches Rußlands Waffen traf, führte Dich zum Nachdenken, und der Muth der Dich anfangs beseelte, ist bereits gebrochen, und Du blickst zaghaft in die Zukunft, denn Du hoffst kaum selbst noch auf einen ruhmvollen Ausgang. So ist es! Suche es nicht zu leugnen, denn ich lese hell und klar in Deinem Herzen."

Der Fürst gerieth auf's Neue in Bestürzung, die er jedoch sichtbar zu verbergen strebte und entgegnete endlich: „Du suchst nur zu errathen, was in meinem Innern vorgeht; doch wenn du es vermagst, das zu lesen, was auf meinem Herzen liegt, so will ich auch allen Deinen übrigen Weissagungen Glauben schenken."

Ohne zu zögern und ohne das geringste Zeichen einer Verlegenheit, entgegnete Konstantia fest und bestimmt und noch immer mit geschlossenen Augen: „Ein eigenhändiges Schreiben des Kaisers Nikolaus liegt auf Deinem Herzen. Du erhieltest es erst an diesem Morgen und hast noch keinem Menschen auch nur eine Sylbe seines Inhalts offenbart."

„So ist es in der That!" rief der Fürst erstaunt. „Und kannst Du mir den Inhalt dieses Schreibens nennen?"

„Ich kann es;" versetzte sie zuversichtlich. „Der Kaiser gibt Dir seine Unzufriedenheit zu erkennen, daß Du noch nichts gethan hast, um den Feind aus seinem festen Lager zu vertreiben. Er befiehlt Dir deßhalb die verbündeten Heere ernstlich anzugreifen und aus Balaklawa zu verjagen, wobei Du die Verstärkungen benutzen sollst, welche er Dir durch den General Liprandi gesendet hat und die in der Gegend von Tschorguna stehen. Endlich zeigt er Dir an, daß er seine beiden Söhne, die Großfürsten Nikolaus und Michael, zur Anfeuerung der Truppen nach dem Kampfplatze senden will. Dieß Alles aber sind Geheimnisse, die noch tief verschlossen in seiner Brust ruhen, und die er weder seinen Söhnen, noch irgend Jemanden aus seiner Umgebung mitgetheilt hat. Verlangst Du es, so will ich Dir das ganze Schreiben Wort für Wort wiederholen; denn es liegt hell vor meinen Augen."

„Nein, nein!" rief der Fürst in großer Bewegung, und mit einer gewissen Scheu zurücktretend. „Ich verlange keine weitere Probe — ich glaube Deiner Weissagung. Aber ich kann Dir nicht danken dafür, denn sie hat mich mit Gram und schweren Sorgen belastet.

Damit raffte er die schwarze Maske vom Tische auf, verhüllte sein Gesicht damit und entfernte sich schnell.

Als die Oberin, welche ihn begleitet hatte, wieder zurückkehrte, trat sie zu dem Lager Konstantia's, und fragte mit dem Ausdrucke wahrhaft mütterlicher Zärtlichkeit: „Wie fühlst Du Dich, Liebe?"

„Weit leichter, seit er fort ist;" erhielt sie zur Antwort. „Laß mich jetzt erwachen."

Die Oberin beugte sich zu ihr nieder, und zog mit ausgebreiteten Händen ihre magnetischen Kreise um Haupt und Brust der Schlummernden, bis diese langsam ihre Augen öffnete und mit einem freien Athemzuge aus ihrem somnambulen Zustande erwachte. Sie richtete sich bald von ihrem harten Lager empor und blickte um sich, als ob sie eben aus einem natürlichen Traume erweckt worden sey, dessen Inhalt aber gänzlich aus ihrem Gedächtnisse entschwunden zu seyn schien. Denn sie fragte in einem seltsamen Tone: „War Jemand hier, während ich schlief? Hat der Geist aus mir gesprochen?"

Mutter Renata aber antwortete ihr nur durch ein einfaches „Ja!" bat sie aber sanft, nicht weiter zu forschen, da sie der größten Ruhe bedürfe und eine nähere Mittheilung sie leicht in Aufregung versetzen könne. Dann half sie ihr, sich ganz von ihrem Lager zu erheben und das klösterliche Gewand wieder anlegen, welches sie als barmherzige Schwester trug.

Sobald dieß geschehen war, trat die Pförtnerin ein und meldete, daß ein junger Mann sie zu sprechen wünsche.

Die Oberin war sehr geneigt, ihn abzuweisen, damit die Ruhe Konstantia's ganz und ungestört bliebe, doch diese entgegnete mit dem gewohnten Ausdrucke einer himmlischen Milde: „Wozu ihn abweisen, Mutter? Vielleicht bedarf er unserer Hülfe; ach — und es ist so schmerzlich, wenn ein Hülfesuchender vergebens an eine Thür klopft und ihm nicht aufgethan wird. Laß ihn ein, um der Barmherzigkeit willen, die wir heilig gelobt haben gegen alle Menschen zu üben."

„So sey es!" entgegnete Mutter Renata und gab der Pförtnerin einen Wink, welche den jungen Mann eintreten ließ.

(Fortsetzung folgt.)

Das Jägerhaus.

(Fortsetzung.)

„Des ewigen Wanderns müde, ging ich nach Beendigung des letzten preußisch-französischen Krieges mit dem Obristen meines Regiments hierher auf seine Güter und nahm diese Försterstelle an. Hier im stillen Walde fand ich Ruhe und tiefen Frieden, aber mit der Ruhe und dem Frieden erwachte auch das Andenken an die einstige glückliche Zeit mit doppelter Stärke. Oft habe ich stundenlang dort am Rande des Forstes gesessen und über die blauen Höhen gen Westen geschaut, wo der grüne Rhein die sonnigen Rebenhügel umwallt, wo das Paradies meiner Jugend liegt, das Paradies meiner Liebe, aus dem mich ein unseliges Geschick so bald verstieß. Meine Marie ist schuldig, strafbar schuldig — kann ich doch noch jeden Schritt auf dem Wege zu ihrem Verbrechen nachweisen — ob ich meinen Sohn aber nicht ungerechter Weise verstoßen habe, das ist mir oft schwer auf das Herz gefallen, wenn ich so allein, so ganz allein durch den nächtlich schweigenden Wald wanderte."

„Mein Sohn wäre ungefähr von Ihrem Alter, vielleicht etwas jünger," fuhr Reinold fort, Wolfenstein wehmüthig anblickend; „so groß und schlank wie Sie habe ich mir ihn immer vorgestellt, wenn ich in der letzten Zeit an ihn dachte."

„Haben Sie denn niemals wieder etwas von ihm gehört?" fragte der Arzt mit sichtlicher Unruhe.

„Niemals," entgegnete Jener. „Wohl habe ich mich heimlich bei einem alten Freunde nach ihm erkundigt, aber der konnte mir nicht die geringste Auskunft geben."

„Und auch von Ihrer ungetreuen Gattin nicht?" forschte Wolfenstein weiter.

Der Förster schwieg eine Zeitlang und versetzte nach einem heftigen Kampfe mit gepreßter Stimme:

„Ja — einmal zu Anfang des Sommers, wenn anders meine allzeit geschäftige Einbildungskraft mir kein Trugbild vor die Augen geführt hat. Ich ging langsam am Rande des Waldes hin, meine Gedanken weilten im fernen Rebenhügellande des Rheins — da rauschte es plötzlich neben mir im Gebüsch. Ich blicke auf, und vor mir steht meine Marie mit gramgebleichten Wangen und verweinten Augen und schaut mich mit flehender Geberde an. Wie von einem Zauber geblendet, starrte ich nach der Erscheinung hin, und unwillkürlich entfuhr meinen Lippen der schmerzliche Ausruf: „Marie!"

„Als ich wieder zu mir selbst kam, war die Gestalt verschwunden. Ich aber blieb die ganze Nacht im wildesten Forst und wanderte über alle Bergeshöhen und durch alle Schluchten meines Reviers, um meiner stürmischen Gefühle Herr zu werden und die Truggestalt aus meiner Seele zu verscheuchen; vergebens — immer stand das Bild der falschen, ungetreuen Gattin vor meinen Augen."

„Ist das Mädchen, das vorhin bei Ihnen saß, denn nicht Ihre Tochter?" fragte der Arzt.

„Nein, es ist meine herzliebe Pflegetochter Renate, die einzige Freude meines Lebens," antwortete

Reinold. „Wenn ich so Tag für Tag am Morgen ein ödes Haus verließ und am Abend ein ödes Haus wiederfand, Niemand sich freute, wenn ich kam, Niemand sich betrübte, wenn ich ging, und niemals mir ein Wort der Liebe entgegentönte — da fühlte ich, was es heißt, allein auf Erden stehen. Ich bedurfte eines menschlichen Wesens, mit dem ich reden, dem ich mein Herz ausschütten, an dem ich das Unrecht wieder gut machen konnte, das ich vielleicht an meinem Sohn begangen habe. So nahm ich denn vor mehreren Jahren das Mädchen, welches Sie vorhin gesehen, und dessen nun verheirathete Schwester in mein Haus auf, und das kindlich heitere Geplauder der fröhlichen Renate hat gar oft den finstern Geist verscheucht, der mich in trüben Stunden zu überwältigen drohte."

„Nun, wenn Sie Ihre Pflegetochter lieben, so hüten Sie dieselbe nur vor den französischen Offizieren," sagte Wolfenstein mit bedeutsamem Ton, den Förster scharf fixirend; „ich glaube, Sie erhalten hier in der Gegend oft militärischen Besuch."

„Meine Renate kommt mit keinem Menschen in Berührung," entgegnete der Förster ruhig, „am wenigsten mit französischen Offizieren."

„Man könnte doch nicht wissen!" sagte der Arzt langsam und mit scharfer Betonung. „Und da Mädchen nun einmal glänzende Uniformen lieben, so wäre es gar nicht so undenkbar, daß —"

„Meine Renate sich in einen französischen Offizier vergaffte!" ergänzte Reinold lachend.

„Möglich wär es doch," versetzte Jener mit erheuchelter Gleichgültigkeit. „Es könnte sich sogar ereignen, daß sie sich wie Ihre ungetreue Gattin in einen Bernard vergaffte, denn bei unserem Regiment drüben im Kirchdorf befindet sich ein schöner junger Offizier Namens Bernard!"

„Tod und Teufel! reden Sie wahr?" schrie der Förster, wild emporfahrend.

„Nun, nun, der Bernard's gibt's viele in der Welt," erwiderte der Arzt mit scheinbar begütigendem Ton, obwohl er kaum im Stande war, die teuflische Schadenfreude zu bergen, die aus seinen Augen blitzte. „Mit Ihrem Todfeind steht unser Bernard gewiß in keiner Verbindung. Es ist ein herzensguter, aber äußerst verliebter Bursche, der für ein schönes Mädchen bis an's Ende der Welt ritte. Da wir mehrere Wochen hier bleiben, so wird er sich zweifelsohne die Schönheiten der hiesigen Gegend anschauen."

„Sollte irgend Jemand die Frechheit haben, auf meine Renate auch nur einen strafbaren Blick zu werfen," rief Reinold mit funkelnden Augen und drohender Geberde, „beim höchsten Gott! er müßt' es theuer bezahlen!"

„Den hätt' ich aufgehetzt!" murmelte Wolfenstein vor sich hin, indem ein höhnisches Lächeln seinen Mund umspielte.

Das Gespräch wurde hier durch den Waldwärter unterbrochen, der mit Flinte und Jagdtasche aus dem Hause trat und mit ehrerbietiger Miene zu Reinold sagte:

„Herr Förster, 's ist Zeit, daß wir zum Walde gehen; die Holzdiebe fangen jetzt schon bei hellem Tag ihr Stehlen an."

Auf diese Worte hin ergriff Reinold die neben ihm lehnende Büchse und gebot Konrad, in's Haus zu gehen und seine Jagdtasche von Renate zu holen. Sey dieselbe noch nicht fertig, so solle er warten und sie ihm dann nachtragen; am Kreuzweg hinter dem Tannenschlag werde er ihn treffen.

(Fortsetzung folgt.)

Falschheit kränket mehr als Tod.

Wenn das Herz ist aufgeschlagen
Vor der Menschheit wie ein Buch,
Unsrer Meinung Urtheilsspruch
Wir dem stillen Lauscher sagen,
Wenn die Bösen uns befeinden,
Weil sie sich für besser meinten,
O! dann ruft man zornigroth:
„Falschheit kränket mehr als Tod!"

Wer auf treue Freundschaft baute
Und des Herzens hehrstes Pfand
Ihrer sammt'nen Schmeichelhand
Unbekümmert anvertraute,
Und er findet sich belogen,
Um sein Kleinod noch betrogen;
Ja! der knirscht gewiß und droht:
„Falschheit kränket mehr als Tod!"

Aber wo die Lieb' erglommen,
Und du hast ein theures Bild,
Schmerzlich süß und lusterfüllt,
In dein Selbst ganz aufgenommen,
Doch Du mußt's mit Höllenschmerzen
Ruhen seh'n an andern Herzen,
Größer gibt es keine Noth:
„Solches kränket mehr als Tod!"

Gustav Stoll.

Das System des Offizierstellenverkaufs im englischen Heere,

über welches jetzt eine k. Kommission ihr Gutachten abgegeben hat, scheint so alt wie das System stehender Heere in England zu seyn. Wilhelm III. hatte zwar ein Verbot dagegen erlassen, das jedoch nie streng gehalten wurde, und im Jahre 1711 wurde kraft eines kgl. Dekrets der Verkauf von Offiziers-

stellen wieder gestattet, und nur die nachträgliche Genehmigung des Königs zur Bedingung gemacht. Seit dieser Zeit blieb das System im ganzen Heere — Artillerie- und Ingenieurkorps ausgenommen — in voller Kraft. Die einzelnen Details dieser so abnormen Einrichtung sind unter dem Zivil nicht einmal in England, geschweige denn im Ausland, genau gekannt. Wir wollen daher Einiges darüber (nach Daily News) hier mittheilen. Ein junger Mann kann gegenwärtig als Offizier in die Armee eintreten, wenn er sich entweder seine Stelle kauft oder das Patent vom Oberbefehlshaber erhält. Der erste Einkaufspreis ist fixirt, und wird nie überschritten. Ist einer einmal Offizier, so kann er sogenannte Armee- oder Regimentsbeförderung erhalten: die erste durch Brevet des Kriegsministeriums, die zweite durch Kauf, und in dieser Beziehung können mancherlei Komplikationen eintreten. Regel ist daß, wenn eine höhere Stelle dadurch erledigt wird, daß ein Offizier die seinige verkauft und aus dem Regimente austritt, jeder Offizier, je nach Altersrang das Recht hat, sich den nächst höheren Rang zu kaufen, vorausgesetzt, daß der Oberbefehlshaber oder der Regimentskommandant keine Einwendung dagegen macht. Meldet sich kein Offizier aus dem Regiment, in welchem die Stelle erledigt ist, so kann ein Offizier, der auf Halbsold steht, oder einer aus einem andern Regiment, als Käufer auftreten. Diese Regel gilt bis zur Oberstlieutenantsstelle, findet somit auch auf den Majorsposten Anwendung. Sonst gilt das Gesetz, daß der im Altersrang nächste Offizier des Regiments vor allen Andern das unbestrittene Recht zum Kauf der erledigten Stelle hat. Aber auch dieses Gesetz wird umgangen, und die vakante Stelle gewöhnlich theurer bezahlt als die Vorschrift ist. Nehmen wir an, es sey ein Offizier höhern Grads ausgetreten; ein Oberst z. B. wolle seine Stelle verkaufen, aber nur um das Doppelte des Reglementspreises. Der Major ist zu arm, der Kapitän aber ist reich genug, den hohen Preis zu zahlen, und zieht ersterer seinen Namen von der Bewerbeliste zurück, so kann letzterer ohne Weiteres das Avancement kaufen, wodurch natürlich nach abwärts wieder eine Reihe von Posten leer wird. Der ärmere Major behält dabei seine alte Stelle. Aber nicht genug an dem, findet sich im ganzen Regiment keiner, der den vom Exobersten geforderten Preis zahlen will, so kann er einen Käufer in einem andern Regiment finden; er tritt aus, der neue Oberst tritt an seine Stelle, und die andern Offiziere des Regiments haben bei diesem Wechsel nicht einmal den Vortheil, daß sich ihnen Gelegenheit zum Avancementskauf bietet. Der Schacher ist ganz merkwürdig, und wunderbar ist es nur, wie sich trotzdem das englische Offizierkorps auf einer moralischen Höhe erhielt. Die Kommission befürwortet das Kaufsystem ausdrücklich nur deßhalb weil sich einstweilen kein zweckmäßigeres für die englische Armee gefunden hat. Es wird sich mit der Zeit wohl finden lassen müssen; einstweilen ist es ein Fortschritt — wenn auch ein kleiner, — daß Obersten- und Oberstlieutenantsstellen nicht mehr auf den Markt kommen dürfen.

Mannigfaltigkeiten.

Ein seltener Todesfall kam vor einigen Tagen in Osiaczek in Westpreußen vor: Der dortige Fischer Frischalowski war nach einer neuntägigen Krankheit, wahrscheinlich am Nervenfieber, gestorben. Als man die Leiche gereinigt und bei Seite gebracht hatte, sagte dessen bejahrte, noch völlig gesunde Ehefrau zu ihren schon zum Theile erwachsenen Kindern: der Vater sey nun beseitigt und sie wollte sich zu Bette legen, denn er würde sie sicher nicht hier lassen. So lag sie bis zum dritten Tage im Bette und wurde zusehends schwächer. Als am dritten Tage die Leiche im Sarge angezogen wurde, verlangte die Frau in ein anderes Bett in die Nähe des Sarges gebracht zu werden, um den Anzug besser überwachen zu können. Hier ordnete sie, im Bette sitzend, alles, was zum Anzuge und dem Begräbnisse gehörte, auf's Sorgfältigste an. Als endlich Alles geschehen war, sagte sie: sie wolle nun mit dem Vater gehen, legte sich rücklings auf's Kissen und war — eine Leiche.

Man hat in Toulon Versuche mit einer unter dem Wasser brennenden Lampe gemacht, die in einer Tiefe von drei Fuß so helles Licht verbreitete, daß man vom Decke des Schiffes „Eylau" die Vernietungen des Kupfers, die Bolzen ganz genau unterscheiden konnte. Nicht weniger intensiv war das Licht in einer Tiefe von 24 Fuß. Zwei und eine halbe Stunde brannte die Lampe gleich hell unter Wasser und wird vom größten Nutzen bei kleinen Reparaturen unter Wasser seyn, um die Schrauben von Seepflanzen zu reinigen u. s. w.

Königin Viktoria ist der erste Herrscher Englands, der, seitdem die Normandie nicht mehr England gehört, nach Cherbourg kam. Der letzte englische Monarch, den Cherbourg sah, war Heinrich im Jahr 1420, vor 437 Jahren. Wie sich seitdem die Zeiten änderten!!

Der thätige Astronom Dr. Klinkerfues in Göttingen hat am 20. Aug. Abends 9¼ Uhr wieder einen Kometen im Sternbilde der Giraffe entdeckt.

Redakteur: Gustav Reffert.
Druck und Verlag der Walland t'schen Buchdruckerei.

// Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 204 Donnerstag 27. August 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

Erst als Georgewitsch in der schmucklosen, dürftigen Zelle stand, den beiden ernsten Frauen gegenüber, deren schwarzes einfaches Gewand von grobem Wollenstoffe schon eine Entsagung jedes äußeren Prunkes und aller weltlichen Freuden verkündete, gerieth er in sichtbare Verlegenheit und es schien ihm schwer zu werden, eine Einleitung zu finden, um den eigentlichen Beweggrund seines Besuches auszudrücken. Er wendete sich zuerst an Konstantia, deren Ruf auch bis zu seinen Ohren gedrungen war, und die er während des Bombardements, unbekümmert um die eigene Gefahr mitten im Kugelregen in Ausübung ihres schönen Berufes gesehen hatte, und sprach zu ihr mit bebender Stimme: „Verzeihe mir, fromme Schwester, daß ich mich in Deine Zelle eindränge, aber eine Angelegenheit, die mein ganzes Herz erfüllt und die ich Dir gern allein vertrauen möchte, führt mich in Deine Nähe."

Er hatte nicht bedacht, daß seine Worte leicht mißverstanden werden konnten, ja, daß man vermuthen durfte, es würde sich vielleicht gar die Erklärung eines zärtlichen Gefühls daran knüpfen, und in der That hegte die Oberin eine solche Besorgniß, weßhalb sie auch mit finsterer Miene versetzte: „Ehe Du weiter sprichst, mein Sohn, bedenke wohl, daß wir abgeschlossen haben mit der Welt, und daß wir Angelegenheiten, die nicht in unser Bereich gehören, auch unser Ohr nicht leihen. Wir heilen leibliche Krankheiten durch ärztliche Mittel und Seelenleiden durch geistlichen Zuspruch, doch weiter erstreckt sich unsere Wirksamkeit nicht. Ueberlege dieß wohl und dann rede. Liegt es in unserm Berufe, Dir zu helfen, so soll Dir Beistand, Rath und Trost werden; aber verlange nicht allein mit Konstantia zu sprechen; denn es ist kein Geheimniß zwischen mir und ihr.

Konstantia hatte sie mit achtungsvoller Zurückhaltung aussprechen lassen, sobald Jene aber geendet hatte, ging sie auf Georgewitsch zu, ergriff seine Hand und sprach mit herzgewinnender Freundlichkeit: „Sey willkommen!" Dann führte sie ihn zu der Oberin und fuhr fort: „Laß Dich nicht täuschen, durch die Kleidung, hochwürdige Mutter. Es ist kein Mann, der vor Dir steht, es ist ein unglückliches Mädchen, ich habe es in ihrem Antlitze gelesen, nimm sie gütig auf."

Doch die Oberin trat beinahe entsetzt einen Schritt zurück und rief in strengem Tone: „Ein Mädchen in Männerkleidern! Einer solchen Maskerade kann nur ein leichtfertiges Spiel zu Grunde liegen —"

„Nicht immer, theure Mutter!" fiel ihr Konstantia besänftigend in's Wort. „Es gibt auch edle Gefühle, welche zu einer Verleugnung unseres Geschlechts hinreißen können, ohne jedoch dabei auch unsere Weiblichkeit aufzugeben. Dieß scheint mir hier der Fall zu seyn, wenn ich mich nicht irre und ich glaube mich nicht zu irren; denn wie ein treuer Spiegel der Seele leuchten mir diese klaren Augen hier entgegen. Laß sie sprechen."

Diese milden, freundlichen Worte schienen tief und ermuthigend in das Herz der Verkleideten gedrungen zu seyn; denn sie unterdrückte die hervorquellenden Thränen und sprach mit jenen seelenvollen Tönen, welche fast nie verfehlen, die innigste Theilnahme zu erwecken! „Du hast es errathen, fromme Schwester; ja, ich bin ein unglückliches Mädchen! So über allen Ausdruck unglücklich, daß ich allen Freuden dieser Welt entsagt habe und keinen andern Trost auf dieser Erde mehr zu finden weiß, als die Leiden Anderer zu mildern. Drum komme ich Euch zu bitten, mich aufzunehmen in Euern frommen Bund, mich einzuweihen in Euern heiligen Beruf. Ich bringe zwar nur ein gebrochenes Herz mit, das aber den festen Willen bewahrete und die Entsagung aller Güter, die mir theuer waren, festhalten wird."

Konstantia vermochte nicht, sich einer tiefen Rührung zu erwehren, denn ähnliche Worte hatte sie ja selbst gesprochen, als sie um die Aufnahme in das Kloster der barmherzigen Schwestern bat.

Aber auch auf die Oberin schienen die Worte der Unglücklichen einen mildernden Eindruck hervor-

gerufen zu haben, denn sie reichte ihr jetzt mit einer wohlwollenderen Miene beide Hände dar, und sprach theilnehmend: „Wie nennst Du Dich, mein armes Kind?"

„Georgine Dombrowska!" erhielt sie zur Antwort, und mit gespannter Aufmerksamkeit fragte sie wieder: „Dein Name erweckt Erinnerungen in mir — Du bist polnischer Abkunft? Und Deine Eltern?"

„Ich habe meine Eltern nie gekannt?" entgegnete Georgine traurig. „Eine gute, liebe Frau, die sich Dombrowska nannte, die mich pflegte und erzog wie ihr eignes Kind, gab mir auch ihren Namen, denn sie sagte mir: ein dunkles Geheimniß schwebe über meiner Geburt und ich dürfe den Namen meines Vaters nicht führen, wenn ich mich nicht schweren Verfolgungen aussetzen wolle. Wenn ich sie bat, mir von meinen Eltern zu erzählen, wurde sie traurig und versagte meine Bitte, weil sie einen schweren Eid geschworen habe, mir nichts weiter zu entdecken, als daß ich die Waise unglücklicher, verbannter Eltern sey, die längst verschollen wären. Zuweilen jedoch suchte sie mich dadurch zu trösten, daß sie sich mit Gott berathen wolle, ob sie mir in ihrer Sterbestunde das Geheimniß enthüllen dürfe. Allein auch diese Hoffnung, die ich darauf baute, wurde mir nur unvollkommen erfüllt. In einer Nacht, deren Schrecken ich nie vergessen werde, erweckte mich ihr ängstliches Stöhnen. Ich sprang auf, eilte zu ihr und fand sie vom Schlage getroffen, im Sterben. Ich ließ einen Arzt rufen, doch ehe er herbeikam, gab sie mir durch Zeichen zu verstehen, ihr ein Kästchen zu reichen, welches sie stets sorgfältig verschlossen hielt. Sie fand noch so viel Kraft und Besinnung, es zu öffnen, und nahm ein Portrait in einem Medaillon heraus, welches auf mehreren zusammengebundenen Papieren lag. Dieses Bild gab sie mir und stammelte mit der größten Anstrengung hervor: „Dein Vater!" Dann verschloß sie das Kästchen wieder und ließ es nicht aus der Hand, bis der Arzt erschien, ein alter, würdiger Mann, welchem sie schon früher alle ihre Geheimnisse anvertraut zu haben schien — Ihm übergab sie das Kästchen und bat ihn mit einem flehenden Blicke, indem sie meine Hand in die seinige legte, sich meiner anzunehmen. Er versprach es feierlich und wenige Minuten später schloß ich ihr, fast verzweifelnd vor Schmerz, die Augen. Der alte Arzt, der sich Doktor Soltyk nannte, nahm mich freundlich in seinem Hause auf und seine hochgebildete Tochter Atanasia bemühte sich mit wahrhaft schwesterlichem Eifer, Talente in mir zu erwecken und meinen Geist durch Kenntnisse zu bereichern, welche mir die Erziehung meiner seelenguten, aber einfachen Mutter nicht zu bieten vermocht hatte. Eine glühende Vorliebe für Musik, Poesie und alle schönen Künste und Wissenschaften beseelte mich bald und meine unermüdlichen Studien wurden vom besten Erfolge gekrönt. Es schien, als ob das Schicksal mich für die künstlerische Laufbahn bestimmt hätte, denn kaum waren zwei Jahre vergangen, als mich ein neuer harter Schlag traf, der mich meiner edeln Wohlthäter und Freunde beraubte und mich zwang, mir einen selbstständigen Beruf zu wählen. Der wackere Arzt, der mich aufgenommen, war ein treues Polenherz und wegen einiger freimüthigen Reden, die er gegen die russische Regierung leider allzulaut geführt hatte, wurde er in nächtlicher Stunde verhaftet und nach kurzem Prozesse nach Sybirien verwiesen. Seine edle Tochter folgte ihm freiwillig in die Verbannung, sein Vermögen wurde konfiszirt und ich stand nun rath- und schutzlos ganz allein und verlassen in der Welt. Doch die Kunst sollte meine Stütze werden. Der Direktor des ersten Theaters in Warschau hatte mich zuweilen in gesellschaftlichen Kreisen gesehen, und war aufmerksam auf meine künstlerischen Leistungen geworden; er lobte meinen Gesang, meine Deklamation, und gab mir manchen guten Rath für meine Ausbildung. Sobald er nun erfuhr, daß ich meine edeln Freunde verloren und allein stehe, eilte er zu mir und überraschte mich durch den Vorschlag, mich der Bühne zu widmen und unter seiner Leitung ausübende Künstlerin zu werden. Um meine Existenz zu sichern, blieb mir fast keine andere Wahl. Auch fühlte ich einen gewissen Beruf in mir und dieß gab mir den Muth, seinen freundlichen Antrag anzunehmen. Schon mein erstes Auftreten wurde von einem Erfolge gekrönt, welchen ich niemals zu hoffen gewagt hatte, und bald war ich der Liebling des Publikums geworden —"

(Fortsetzung folgt.)

Das Jägerhaus.

(Fortsetzung.)

Der Waldwärter ging hinein, Reinold aber wandte sich zu dem Arzt, reichte ihm die Hand und sagte:

„Sie verzeihen, Herr Doktor, daß ich aufbreche. Meine Pflicht ruft, und der muß ich selbst die liebe Gesellschaft eines Landsmannes opfern. Wenn Sie mir eine Freude machen wollen, so kommen Sie morgen gegen Mittag wieder, dann wollen wir zusammen auf die Jagd gehen und nach Herzenslust von der Heimath plaudern."

Damit warf er die Büchse über die Schulter und schritt rasch durch den abendlich dämmernden Garten dem Walde zu.

Wolfenstein wandte sich gleichfalls zum Gehen, kehrte aber in geringer Entfernung vom Jägerhause wieder um und stellte sich in der Nähe des Gartens auf, in der Absicht, den seinem Herrn nacheilenden Waldwärter auf geschickte Weise auszufragen, in welchen Stunden sich Renate allein zu Hause befinde.

Reinold's Lebensgeschichte schien ihn ungewöhnlich bewegt zu haben. Er lehnte sich nachdenklich an eine Buche und murmelte vor sich hin:

„Hätte mich der Alte mit seiner Geschichte doch beinahe herumgebracht! Als er von seinem Sohne sprach und mich dabei mit seinen düstern Augen so schmerzlich anblickte, kam mir's plötzlich so vor, als ob er mit meinem verstorbenen Vater Aehnlichkeit habe. — Pah, ich bin ein rechter Narr mit meiner Weichherzigkeit!" fuhr er nach einer Pause fort; „ein alter Mann sieht so aus wie der andre; Renate aber ist das reizendste Geschöpf, was die Erde trägt, und muß mein werden trotz allen Bernard's und Pflegevätern! Daß der mürrische Graukopf mein Landsmann ist, kommt mir sehr gelegen; ohne diesen glücklichen Zufall würd' ich seinem Mißtrauen gegenüber einen schweren Stand gehabt haben. Meinem tugendhaften, verliebten Freunde ist nun jede Hoffnung auf Renatens Besitz abgeschnitten; schon sein Name bringt den Alten in eine gränzenlose Wuth. Das wird eine schöne Scene geben, wenn er morgen angeritten kommt, und der geträumte herzliche Empfang sich in ein Donnerwetter verwandelt! — Aber halt!" rief er, wie von einem plötzlichen Gedanken erfaßt; „sagte er nicht, daß er Empfehlungsbriefe von seinem Oheim mitgebracht habe? Die könnten denn doch am Ende den Grimm des Försters in zärtliche Freundschaft verwandeln und meine Aufhetzerei an den Tag bringen; denn daß der Alexander Bernard in keiner Beziehung zu Julius Bernard steht, ist wohl gewiß. Darum muß ich mich vor allen Dingen der Empfehlungsschreiben bemächtigen; ohne sie kann mein edler Freund weder dem Alten, noch seiner Tochter beikommen!"

Mit diesem Entschluß schritt er auf den eben aus dem Hause tretenden Waldwärter zu und sagte mit schmeichelndem Ton:

„Heda! guter Freund, auf ein Wort!"

Bei der Erscheinung der dunkeln Gestalt, die so plötzlich aus dem Dämmerschatten der Bäume hervortrat, stutzte Jener einen Augenblick; als er aber den Fremden erkannte, der vorhin mit seinem Herrn gesprochen, ließ er die unwillkürlich erhobene Flinte sinken und lüftete ehrerbietig die Mütze.

„Könnt Ihr mir nicht sagen, zu welchen Nachmittags- und Abendstunden ich Euern Herrn sicher treffe?" fragte der Arzt. „Ich habe vorhin versprochen, ihn morgen gegen Mittag zur Jagd abzuholen, erinnere mich aber, daß es mir dringender Geschäfte wegen unmöglich ist, um diese Zeit zu kommen."

Der Waldwärter horchte hoch auf bei dem Klange von Wolfensteins Stimme und betrachtete den vor ihm Stehenden mit steigendem Erstaunen; dann zog er plötzlich die Mütze und sagte mit freundlicher Miene:

„Ei, schönen guten Abend, Herr Lieutenant!"

Bei diesen Worten fuhr Wolfenstein erschrocken zusammen und wandte sich ab, um seine Verwirrung zu verbergen.

„Was fällt Euch ein, lieber Mann!" entgegnete er, sich fassend, nach einiger Zeit mit erzwungenem Lächeln. „Ihr haltet mich in der Dämmerung wohl für einen Andern!"

„Sind Sie denn nicht der preußische Offizier, dem neulich in Naumburg das Pferd stürzte?" fragte der Waldwärter, „Ja, ja, Sie sind es — ich würde Sie unter Hunderten herauskennen. Ich stand eben vor dem Hause meines Bruders, da kamen Sie mit drei preußischen Offizieren die Straße heraufgeritten. Sie lachten und scherzten mit dem Einen, der auf dem Schimmel saß, und achteten nicht auf die unangefahrenen Steine. Ihr Pferd stolperte darüber — Sie rissen es wieder auf — es machte einen großen Satz und stürzte dann zusammen. Ich half Ihnen ja noch auf und erhielt zur Belohnung von Ihnen einen harten Thaler!"

„Der verwetterte Schuft hat ein teufelmäßig gutes Gedächtniß!" murmelte Jener ingrimmig zwischen den Zähnen. Dann versetzte er laut und mit anscheinender Gleichgültigkeit: „Ach ja — ich entsinne mich des Unfalles und danke Euch nochmals für den guten Dienst, den Ihr mir geleistet habt. Doch was den Lieutenant betrifft, da seyd Ihr im Irrthum. Ich bin Arzt bei dem französischen Dragonerregiment, welches drüben im Kirchdorf liegt."

„Nun, da muß ich mich wohl irren", versetzte der Waldwärter; „ich meinte aber, daß Sie damals preußische Uniform getragen und daß die Offiziere Sie Herr Lieutenant titulirt hätten."

„Da verwechselt Ihr mich mit meinem Bruder, der neben mir ritt", entgegnete Wolfenstein rasch und bestimmt; „Der ist Lieutenant im preußischen Heer und sieht mir sehr ähnlich. Ich war damals gerade zum Besuch bei ihm."

„Dann bitt' ich vielmals um Entschuldigung, Herr Doktor", sagte Jener; „Irren iß menschlich. Doch ich muß jetzt rasch meinem Herrn nach", fügte er, die Flinte über die Schulter werfend, hinzu. „Am sichersten finden Sie ihn des Abends vor und nach Sonnenuntergang — da bleibt er gewöhnlich zwei Stunden zu Hause."

Nach diesen Worten grüßte er den Arzt noch

einmal sehr ehrerbietig und eilte mit großen Schritten nach dem Forste.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

In Berlin ereignete sich kürzlich folgende komische Geschichte. Eine reiche und namhafte Dame in der Wilhelmsstraße will ein glänzendes Souper geben und sendet u. A. auch einem Offizier von ihrer und ihres Gatten Bekanntschaft eine Einladung. Doch diese trifft am Mittag zugleich mit einer Ordre zu einem Uebungsmarsch am Abend ein. Die Pflicht geht natürlich über die wohlbesetzte Tafel und der Geladene entschuldigt sich in einem Billet mit Angabe des Grundes, daß er am Abend nicht erscheinen könne. Der Brief wird dem Burschen zur sofortigen Bestellung übergeben mit der Ordre (denn die Mittagszeit ist da), „das Essen gleich mitzubringen" (aus der Garküche nämlich). Der Bursche macht sich auf den Weg, übergibt das Billet und faßt an der Thüre Posto. Die Dame liest mit Bedauern die Entschuldigung, trägt ihm eine Empfehlung an seinen Herrn auf und sagt ihm, daß keine Antwort nöthig sey. Der ehrliche Bursche aber fragt pfiffig, wie es denn mit dem Essen wäre, denn sein Herr habe ihm befohlen, „das Essen gleich mitzubringen." Die Dame, sogleich das Mißverständniß errathend, beschließt, die Naivität des Boten zu einem Scherz zu benutzen, heißt ihn warten und kommt bald mit einem großen Korb zurück, in den sorgfältig von allen für das Souper bestimmten und bereiten Schüsseln die gastfreundlichen Antheile eingepackt sind. Mit diesem Korbe beladen, wandert schmunzelnd der Bursche nach Hause und beginnt, zum Erstaunen seines Herrn, der die einfache Portion der gewohnten Restaurationsküche erwartet, all die gastronomischen Herrlichkeiten auszupacken. Verschiedene Kreuz- und Querfragen bringen den wahren Ursprung ans Tageslicht. Erst Aerger, dann Lachen! Um sich für den Scherz galant zu revanchiren und der Tafel Ersatz zu leisten, läßt der Offizier eine feine Torte für drei Thaler holen und sendet sie mit einem Kompliment an seine gastfreie Wirthin. Diese amüsirt sich gleichfalls über die schnelle Revanche und gibt dem Burschen einen Thaler als Trinkgeld. Der treuherzige Bote besieht sich den Thaler lange, wird verlegen und bricht endlich, um der Geschichte die Krone aufzusetzen, in die Erklärung aus: „Entschuldigen Sie, Madame, aber der Kuchen kostet drei Thaler!" — Das wird denn zu viel für den Ernst; ein schallendes Gelächter macht den Burschen noch verblüffter, und nur mit Mühe kann ihm endlich begreiflich gemacht werden, daß der Thaler nicht als Preis des Kuchens für seinen Herrn, sondern als Douceur für ihn bestimmt sey.

Am 1. September Früh 9 Uhr geht von Leipzig ein Extra-Plaisirzug nach Paris ab. Die Abfahrt erfolgt vom Thüringer Bahnhofe in Leipzig ab. Die Fahrpreise sind, für Hin- und Rückreise, mit 32 Thlr. für die II. Wagenklasse und mit 25 Reichsthaler für die III. Wagenklasse festgesetzt, indeß werden dafür die Passagiere III. Klasse von Aachen ab mit der II. Klasse befördert. II. Klasse bis Aachen mit I. Klasse von dort ab kostet 42 Rthlr. Abfahrt von Leipzig 9 Uhr früh; angehalten wird dann in Markranstädt, Dürrenberg, Koebetha, zum Anschluß der über Halle von Berlin oder Magdeburg kommenden Passagiere 10 Minuten; — in Weißenfels, Naumburg, Kösen, Apolda, Weimar, Erfurt, Gotha. In Eisenach wird nach der Ankunft um 2 Uhr eine Stunde angehalten, um zu Mittag essen und zugleich einer kurzen Ruhe genießen zu können. Von Eisenach geht es dann ununterbrochen über Kassel, Paderborn, Soest, Dortmund, Elberfeld und Düsseldorf nach Aachen. In Aachen wird der Zug bis Mittag am 2. September ankommen und dann am nächsten Morgen weiter gehen, damit die Passagiere Aachen besichtigen, einer erquickenden Nachtruhe genießen und den Umtausch der Interimbillets mit Muße bewirken können. Von Aachen geht es dann ohne weitere Unterbrechung über Lüttich, Namur, Charleroi und St. Quentin nach Paris. Die Rückreise erfolgt auf derselben Tour, nur mit dem Unterschiede, daß dabei Köln berührt wird, was den Reisenden jedenfalls angenehm seyn kann. Die zu dieser Extrafahrt ausgegebenen Billets haben ihre Gültigkeit bis zum 30. Sept. und können während dieser ganzen Zeit zur Rückfahrt zu jedem fahrplanmäßigen Zuge (Schnellzüge allein ausgenommen) und mit beliebigen Unterbrechungen benutzt werden. Es sind 50 Pfund Gepäck frei. Alle näheren Aufschlüsse ertheilt Hr. L. v. Alvensleben in Leipzig.

Einen sprechenden Beweis deutscher Gutmüthigkeit lieferten jüngst deutsche Eisenbahnkondukteure dadurch, daß sie ein fünf Monate altes Knäbchen, welches ihnen an den Ufern der Ostsee von seinem Vater, einem aus München gebürtigten, von Petersburg kommenden Schauspieler, dem die Zeit und die Mittel mangelten, selbst nach München zu reisen, übergeben wurde, wohlbehalten zu den Großeltern in München brachten.

Redakteur: Gustav Reffert.

Druck u. Verlag der Wailand'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 205 Freitag, 28. August 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

Hier sah Georgine sich plötzlich unterbrochen. Die Oberin, welche Anfangs ihrer Erzählung die gespannteste Aufmerksamkeit und Theilnahme gewidmet, hatte sich bei der Erwähnung des Bildes, welches ihre sterbende Pflegemutter ihr übergeben, plötzlich von ihr abgewendet und war zum Fenster getreten, als ob sie eine heftige Bewegung vor ihr verbergen wollte. Jetzt aber schien sie einen Entschluß gefaßt zu haben. Sie schritt hastig auf sie zu und die Hand ausstreckend, rief sie ihr, sie unterbrechend, entgegen: „Und das Bild? Wo ist das Bild Deines Vaters?"

Konstantia und Georgine erstaunten, denn sie begriffen nicht, welches Interesse die ernste, fromme Frau an dem Bilde eines Mannes nehmen konnte, der ihr wahrscheinlich ganz fremd war. Doch die Letztere reichte ihr schweigend das Medaillon dar, welches sie auf ihrem Busen trug.

Mutter Renata nahm es mit einer krampfhaften Bewegung, welche alle ihre Glieder zu durchzucken schien, und kaum hatte sie einen Blick auf das Porträt geworfen, als eine seltsame Veränderung in ihrem Antlitze vorging; denn die harten, strengen Züge desselben schwanden wie dunkle Nebelstreifen, welche die hervorbrechende Sonne zerstreut. Ein unbeschreiblich milder und wehmüthiger Ausdruck verbreitete sich über ihr Gesicht, und ein leuchtender Strahl brach aus ihrem Auge hervor, als ob er im tiefsten Winkel ihres Herzens verborgene Erinnerungen erweckt und das Grab eines erstorbenen Glückes beleuchtet hätte. Es war ein ungemein rührender Anblick, die so sichtbar von ihren Empfindungen überwältigte Frau, die sonst stets eine unerschütterliche Ruhe behauptete, zu beobachten, und die beiden jungen Mädchen vermochten sich der Thränen nicht zu erwehren, obgleich ihnen die Bewegung räthselhaft erschien. Doch wagten sie sie nicht durch ein Zeichen oder ein Wort der Theilnahme zu stören und mehrere Minuten lang herrschte in der Zelle die tiefste Stille.

Renata unterbrach diese Stille selbst zuerst, indem sie, wie in einen seligen Traum versunken, Alles um sich her vergessend, den Namen „Georg" mit dem innigsten Ausdrucke vor sich hinflüsterte. Dann aber fuhr sie, wie aus einem Traume erwachend, erschrocken zusammen und ihre strenge Miene wieder annehmend, sprach sie zu Georgine: „Fahre fort in Deiner Erzählung — Du bist noch nicht zu Ende."

Doch die Angeredete entgegnete ihr mit einem bittenden Blicke: „Erlaß mir das Ende, fromme Mutter. Ich könnte Dir nur von einem Unglücke berichten, welches mein armes Herz so tief verwundete, daß es nimmer wieder gesunden kann. Laß mich schweigen."

Die Oberin blickte ihr lange in das schmerzbewegte Antlitz, dann reichte sie ihr die Hand, zog sie nahe zu sich hin und sprach in einem bebenden Tone, welcher verrieth, daß sie sich vergeblich bemühete, ihre Festigkeit wieder zu erlangen: „Warum schweigen, mein Kind? Auch dem Seelenarzte muß die Wunde offen liegen, die er heilen soll. Du sagst mir: Dein armes Herz sey so tief verwundet, daß es nie wieder gesunden könne? Aber der Schmerz läßt uns oft irren in unserm Urtheile; er zeigt uns oft nur Finsterniß und Vernichtung, wo der Keim der Hoffnung noch immer grünt und das Licht des Trostes unsern thränenden Blicken entgeht. Drum laß mich Alles wissen, laß mich bis in die verborgensten Tiefen Deines Herzens schauen, vielleicht ist es mir doch vergönnt, Dir einen lindernden Balsam zu reichen."

Georgine fühlte sich durch diese Worte und durch den ermuthigenden Wink, den ihr Konstantia gab, so freundlich angesprochen, daß sie nicht widerstehen konnte ihr schwerbeladenes Herz durch offene Mittheilung zu entlasten.

„Ich war kaum siebenzehn Jahre alt —" fuhr sie fort — „als ich die Bühne betrat, aber die Triumphe, die ich feierte, schrieb ich mehr dem Glücke zu, als meinen Kunstleistungen und deßhalb erkaltete auch mein Eifer nicht, mich immer mehr zu vervollkommnen. Treu bewahrte ich alle die trefflichen Lehren, welche meine gütige Pflegemutter und später meine Freundin Afanasia in mein Herz gepflanzt hatten und ließ mich nicht täuschen, durch alle die

Huldigungen die allein meiner Kunst, sondern auch meiner Person dargebracht wurden. Ich wies alle die größtentheils glänzenden Anträge zurück, mit welchen ich bestürmt wurde, bis der zündende Funke in mein Herz fiel, und zum Erstenmale die Empfindung des Hochgefühls der Liebe in mir erweckte. Es war ein junger Mann aus edelm, polnischen Geschlechte, der sich mir achtungsvoll näherte, begeistert, wie ich, für die Kunst, für alles Edle und Schöne, begeistert, wie ich, für unser armes Vaterland. Er gestand mir seine glühende Liebe, und ich — mußte sein Gefühl erwidern; denn er war es ja, welcher jenen zündenden Funken in mir erweckt hatte. Er war edel gesinnt, und obgleich unser Verhältniß ein geheimes war, denn seine stolze Mutter würde unsere Verbindung nie gebilligt haben, hielten wir doch unsern Schwur getreulich, die Reinheit unserer Liebe zu bewahren und durften deßhalb auch der Welt, ohne zu erröthen, ins Auge blicken. Doch unser Bündniß sollte in schrecklicher Weise getrennt werden. Stanislaus hatte sich in eine politische Verschwörung eingelassen und sollte gleich seinen Genossen in die Verbannung gesendet werden. Allein den Bitten seiner Mutter war es gelungen, den Kaiser zu bewegen, sein Urtheil in einen Strafdienst im Heere umzuwandeln. Der edle, polnische Grafensohn mußte als gemeiner Soldat dienen und wurde hierher, nach dem Kriegsschauplatze versetzt. Der glühende Eifer, den ich für meine Kunst gehegt hatte, war plötzlich im Trennungsschmerze erkaltet. Ich fühlte jetzt einen andern, heiligeren Beruf in mir. Ich wollte dem Geliebten folgen auf seiner rauhen, gefahrvollen Prüfungsbahn, die ihn Allem entriß und entfremdete, was ihm lieb und theuer war, die ihn im blutigen Kampf jagte und ihn jeder freien Regung beraubte. Als sein Schutzgeist wollte ich ihn umschweben, unsichtbar, unerkannt, wollte ihm dienen insgeheim, seine rauhen Wege zu ebnen suchten, über ihn wachen mit der uneigennützigsten Aufopferung eines liebenden Herzens und das höchste Ziel meines Strebens war, die drohenden Gefahren von seinem Haupte abzuwenden. Deßhalb raffte ich alle meine Ersparnisse zusammen, verließ Warschau, begab mich nach Petersburg, wo ich männliche Kleider anlegte und mich in allen ritterlichen Künsten übte, um mich auch zu seinem thätigen Beistande zu befähigen. Die Gräfin Tschernokoff, die in einem und demselben Hotel mit mir wohnte, war eben im Begriffe, nach der Krim abzureisen und gewährte mir, als Privatsekretär Aufnahme in ihr Gefolge, wodurch es mir gelang, die weite Reise bis hierher, außerordentlich rasch und ohne jene Gefahren und Unannehmlichkeiten, mit welchen ich, wäre ich ganz allein gereist, wahrscheinlich zu kämpfen gehabt haben würde, zurückzulegen. Kaum hier angelangt, schien mir auch das Glück schon in meinem Vorhaben, dem ich mich der glühendsten Begeisterung meines liebenden Herzens widmete, zu begünstigen. Denn es gelang mir nicht allein, den Geliebten gleich nach meinem Eintreffen hier aufzufinden und mich ihm unbekannt zu nähern, sondern ihm auch einige, nicht unwichtige Dienste zu leisten, indem mir ein günstiges Geschick Kraft und Gelegenheit verlieh, ihn aus drohenden Gefahren zu retten, ohne daß er meine Nähe auch nur ahnete.

(Fortsetzung folgt.)

Das Jägerhaus.

(Fortsetzung.)

„Das fehlte noch, daß dieser verdammte Graukopf meine Doppelgängerei ausposaunte, eh' ich mein Schäfchen in's Trockne gebracht habe!" rief Wolfenstein, dem Waldwärter mit grimmigem Blick nachsehend. „Das Beste ist nur, daß der Tölpel nicht ahnt, weßhalb ich damals bei den Preußen in Naumburg gewesen bin."

Mit dem Vorsatz seinen Entführungsplan noch heute Abend durch ein Gespräch mit Renate einzuleiten, schlich er vorsichtig durch den Garten, der schon von halbem Dunkel umhüllt war, und legte sich im Schatten der hohen Linden auf die Lauer, indem er hoffte, daß sich das Mädchen bei dem milden Abend noch im Freien ergehen werde.

Einige Minuten mochte er in regungsloser Stille nach dem Hause hinübergespäht haben, als er plötzlich leise Schritte hinter sich vernahm und gleich darauf eine dunkle Gestalt durch die Gartenpforte eintreten und auf sich zukommen sah.

Nachdem dieselbe einige Augenblicke athemlos gelauscht hatte, rief sie mit kaum hörbarer Stimme: „Renate, meine liebe Renate!"

Da keine Antwort auf diesen Ruf erfolgte, so schritt sie behutsam näher, fuhr aber erschrocken zurück, als ihr Wolfenstein aus dem tiefen Lindenschatten entgegentrat. Indessen faßte sie sich schnell und fragte den Letzteren in gespannter Erwartung:

„Sind Sie vielleicht der Herr, der als Wundarzt bei dem im Kirchdorf einquartierten französischen Dragonerregiment steht, wie mir Konrad eben sagte?"

Wäre es minder dunkel gewesen, die Frau Tanner — denn sie war die eben erschienene Gestalt — würde sie vor der Wuth, die sich plötzlich in des Angeredeten Zügen malte, entsetzt haben.

„Teufel! hier gibt's ja ein förmliches Spionensystem!" murmelte er zähneknirschend und erbittert über die Störung seines Liebesabenteuers. „Das ist gewiß irgend eine Muhme oder Base, welche der

Alte als Wächterin bei Renatens Unschuld angestellt hat; aber nur Geduld, eine Nase dreh' ich Euch doch! . . . Nun ja, ja, ich bins," fuhr er laut und ärgerlich fort; „was will Sie denn von mir, gute Frau?"

„O, dann können Sie mir gewiß Auskunft darüber geben, ob bei Ihrem Regiment ein junger Offizier aus Straßburg steht?" rief Jene freudig.

Wolfenstein blickte der Frau Tanner einige Sekunden scharf in das vom Abenddunkel verschleierte Gesicht; es war ihm, als müsse er diese Züge schon einmal gesehen haben; auch die Stimme kam ihm bekannt vor, obgleich er sich nicht entsinnen konnte, wann und wo er dieselbe gehört. Um der vermeintlichen Wächterin indessen alle Sorge um Renate zu benehmen und damit Spielraum für sich und seine Pläne zu gewinnen, antwortete er barsch:

„'S gibt keine jungen Offiziere bei unserem Regiment; es sind lauter graubärtige Burschen, die nicht auf Mondschein- und Liebespartien ausgehen. Bin auch nicht zum Vergnügen hier — habe Geschäfte mit dem Förster gehabt."

Mit den Worten schritt er rasch von dannen, um seine Eroberungspläne zu günstigerer Zeit auszuführen, und schlug den Fußpfad ein, der vom Jägerhause in gerader Linie über die Höhe nach dem Kirchdorf führte.

Die Frau Tanner blieb noch einige Augenblicke unter den Linden stehen, schaute wehmüthig zu dem kleinen weinumrankten Häuschen hinüber und sprach leise und schmerzlich vor sich hin:

„Also auch diese Hoffnung ist verschwunden!"

Dann verließ sie leise, wie sie gekommen war, den Garten und eilte durch den dunklen Wald dem kleinen Dörfchen zu, in welchem sie wohnte. —

Wieder herrschte tiefe Stille um das Jägerhaus. Die Schlummerlieder der Vögel waren längst verhallt, das glühende Abendroth hinter den grünen Bergen längst verglommen und Stern auf Stern aus dem tiefen Blau des Nachthimmels emporgetaucht. Wie Riesenhüter hielten die hohen finstern Tannen am Hause Wacht, und durch ihre langen Fächerzweige ging dann und wann ein leises Sausen. Von den grünen Höhen stiegen die Rehe nieder zum Thal und gingen weidend über die Waldwiese. Im Osten aber war es heller und heller, und groß und glühend hob sich der Mond vom dunklen Waldrande empor und goß milden Schein in das friedliche Thal.

Da öffnete sich leise die Thür des Jägerhauses, und mit zögerndem Schritt trat Renate heraus. Selig stille Freude im Angesicht, blickte sie mit glänzenden Augen in die zauberische Nacht hinein, die wie ein Traum über Wald und Wiese lag. Ihr war wundersam zu Sinne. Es däuchte ihr, als sey Alles anders geworden — viel schöner und geheimnißvoller; als hätten die leise säuselnden Zweige und die duftenden Blumen ihr Etwas zu sagen. Sie selbst kam sich ganz anders vor; sie war so froh und doch auch wieder so traurig — noch nie hatte ihr Herz so bange in der unermeßlichen Stille gepocht.

Nachdem sie eine Weile in dem mondbeglänzten Garten umhergewandelt war, setzte sie sich gedankenvoll auf die Bank unter den hohen dunkellaubigen Linden.

„Ich wollte nur, es wäre erst übermorgen und der Brief in des Vaters Händen!" sprach sie bei sich selbst. „Mir ist's, als soll't ich doch keine rechte Freude von der Ueberraschung haben. Was der finstre fremde Herr, der Doktor Wolfenstein, wie Konrad sagte, wohl bei dem Vater wollte? Mit Dem könnt' ich keine Minute allein reden, ohne mich zu fürchten."

Plötzlich sprang sie auf und lauschte in die Nachtstille hinaus. Es war ihr, als hörte sie ferne Hufschläge.

Und als sie noch so athemlos horchend dastand, rauschte es seitwärts im dichten Unterholz des Forstes, und ein schlankes Reh trat aus dem Walde. Einge Augenblicke schaute es sich verwundert um und floh dann am Garten vorbei über die mondbeschienene Wiese dahin.

(Fortsetzung folgt.)

Das Höchste.

Der Reichthum posaunte:
Das Höchste bin ich!
Was Menschen geleistet,
Sie haben's durch mich.

Da sprach das Vergnügen,
Das Höchste bin ich!
Sie wollen und kaufen
Mit dir ja nur mich.

Da rief die Gesundheit,
Das Höchste bin ich!
Ihr seyd nicht genießbar,
Entbehren sie mich.

Das Höchste, fiel Tugend,
Bescheidentlich ein:
Ihr Reichthum, Vergnügen,
Gesundheit? O nein!
Denn wenn ich ermangle,
Nichts frommet ihr Drei!
Unglücklich ist ohne mich,
Wer es auch sey.

Mannigfaltigkeiten.

[Ein einsames Kirchlein] so lautet eine Geschichte, welche Dr. Bertram in seinen jüngst erschienenen „Baltischen Skizzen" erzählt, liegt am Peipussee in Livland. An einem warmen Märzsonntage hatte wegen der großen Zahl der Kommunikanten die kirchliche Feier lange gedauert bis gegen den Sonnenuntergang; da zeigt sich eine ungewöhnliche Bewegung am Haupteingange. Der Geistliche eilte selbst zum Schluß und vernahm, auf dem See, der erst am Tage zuvor vom Eise befreit worden, sehe man in weiter Ferne ein schwimmendes Eisfeld, auf dem ein Mensch zu stehen scheine. Man eilt zur Rettung, und der Probst kann nur dazu ermuntern. Sechs rüstige Fischer besteigen ein Fahrzeug; Aller Blicke folgen ihnen. Sie bahnen sich bei widrigem Winde mühevoll den Weg durch treibende Schollen; sie erreichen das Eisfeld — des Gefährdeten. „Man sah deutlich", so schreibt nun der Berichterstatter, „wie die liegende Gestalt sich erhob und zum Boot ging; aber es ereignete sich das Unerklärliche, daß man die Fischer abstoßen sah, so daß es schien, sie wollten den Unglücklichen seinem Schicksal überlassen. Dieser aber entschloß sich rasch, stürzte sich ins Wasser, schwamm hinter dem Boot her und erreichte es. Man sah nun eine große Verwirrung entstehen; aber da es schon anfing zu dunkeln, konnte man bei der Entfernung die Details der Scene nicht mehr unterscheiden. Endlich kehrte das Boot zurück. Man eilte hinab und fand den Unbekannten todt, von den Fischern erschlagen im Boot. Es war niemand anders, als ein großer schwarzer Bär! Die Fischer hatten einen schweren Kampf mit ihm gehabt, und der hungrige Bär war schon ins Boot geklettert, als ein glücklicher Schlag mit dem Ruder auf die Schnauze das mächtige Thier niederstreckte."

In dem Neubau der Pariser Militärschule wurde ein Speisesaal für 110 Offiziere eingerichtet. Daran stoßt ein Billardsaal und eine Bibliothek. Das Abonnement der Offiziere wird nach dem Gehalte eines jeden berechnet. Täglich sind zwei Mahlzeiten. Die Küche und die Aufwartung werden von Soldaten besorgt. Jeden Dienstag ist große Fremdentafel mit Musik. Damen sind streng ausgeschlossen. Der Kaiser interressirt sich lebhaft für diese Einrichtung eines gemeinschaftlichen Offiziertisches, dem er ein prächtiges Tafelservice zum Geschenk gemacht hat. Auf Befehl des Kaisers errichtet man eben 21 neue Musikbanden für die Gendarmerie. Ueberall wo ein Gendarmerieoberst stationirt ist, soll sich auch ein Militärorchester befinden, das zugleich bei Festlichkeiten der Zivilbehörden, auf den Mairien u. dgl. verwendet werden soll. Die Musikanten beziehen je nach ihrem Grade einen Monatsgehalt von 80 bis 150 Franks, ungerechnet die Gratifikationen und das Erträgniß vom Unterrichtgeben.

Aus Norddeutschland wird über die Freimaurerei im preußischen Staate folgende Mittheilung gemacht: Es bestehen in der Provinz Brandenburg 36 Logen, in Pommern 16, in der Provinz Preußen 16, im Großherzogthum Posen 6, in Schlesien 30, in der Provinz Sachsen 22, in Westphalen und in den Rheinlanden 19, zusammen also 158 Logen, während die im übrigen Deutschland im Ganzen nur 113 betragen. Die ausgedehnteste preußische Loge ist die große Nationalmutterloge „zu den drei Weltkugeln" in Berlin, die 98 arbeitende Töchterlogen unter sich hat; auf sie folgen, und zwar ebenfalls in der preußischen Hauptstadt, „die große Landesloge von Deutschland", welche 67, und die große Loge von Royal York „zur Freundschaft", welche 20 Töchterlogen aufzuweisen hat.

Den amerikanischen „Farmers" wird die Arbeit immer leichter gemacht, so zwar, das der Bauer zur Erntezeit am Ende noch die Hände in die Taschen stecken und sich ein Stückchen pfeifen kann, während Maschinen seine ganze Arbeit verrichten. Jetzt hat ein Yankee ein Patent auf eine Maschine zum Kartoffelausgraben genommen und ein Handelshaus in Boston ist eben daran, diese neueste Erfindung für den praktischen Gebrauch einzuführen. Die Maschine hat die Form eines Pfluges mit einem doppelten Spiel sich im Kreise drehender metallener Finger, welche die Kartoffeln herausholen, von der Erde befreien und sie in Körben werfen, die an beiden Seiten angebracht sind. Mit zwei Pferden und einem Manne soll die Maschine täglich 8 — 10 Morgen ausgraben können.

Eine neue Spekulation ist die Abonnements-Eröffnung des „Direktors der deutschen Bekleidungs-Akademie," des Marchand tailleur Müller in Dresden, auf Herrengarderobe-Artikel. Das Abonnement zerfällt in 5 Klassen; in 1. Klasse erhält man für 300 Thlr. jährlich 14 div. Röcke, 12 Pantalons, 15 Gilets, in 2. Klasse für 250 Thlr. 12 Röcke, 10 Pantalons, 10 Gilets, in 3. Klasse für 200 Thlr. 10 Röcke, 7 Pantalons, 8 Gilets, in 4. Klasse für 150 Thlr. 8 Röcke, 5 Pantalons, 5 Gilets und in 5. Klasse für 110 Thlr. 6 Röcke, 4 Pantalons und 4 Gilets jährlich, Alles von den feinsten Stoffen und solidest gearbeitet. Natürlich werden bei Empfangnahme neuer Kleider die getragenen zurückgegeben.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 206 Samstag, 29. August 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

O, wie unaussprechlich fühlte ich mich da! fuhr Georgine in ihrer Erzählung weiter fort, wie innig habe ich da auf meinen Knieen dem Höchsten gedankt, daß er es mir gelingen ließ. Doch die Wonne dieses Glückes sollte nur von kurzer Dauer seyn; denn ich mußte leider bald erkennen, daß ich mich in Stanislaus bitter getäuscht, daß er mich in dem kurzen Raume weniger Monate ganz vergessen, hatte. Nie — so wahr ein Gott über uns wohnt! habe ich Ansprüche auf seine Hand erhoben und Hoffnungen genährt, jemals seine Gattin zu werden; denn ich wußte, daß der Standes-Unterschied eine tiefe Kluft zwischen uns gezogen hatte. In der bittern Trennungsstunde wollte er mich bewegen, meinen Eid zurückzunehmen, den ich ihm geschworen. Ich sollte frei seyn, ganz frei, und als ich es entschieden verweigerte, stimmte er mir endlich bei und betheuerte: er würde meinen Eid mit hinwegnehmen, als Stab und Stütze auf seiner trostlosen Pilgerfahrt, er solle ihn begleiten wie den armen Bettler das Bildniß seiner Schutzheiligen. So ließ ich ihn ziehen, im festen Vertrauen, daß mein Bild in seinem Herzen nicht erbleichen würde, und doch ist es geschehen und so bald — so bald! Er hat mich vergessen, um einer Unwürdigen willen! Die Gräfin Tschernakoff hat ihn in ihre Netze verstrickt und er ist schwach genug gewesen, sich von ihr fesseln zu lassen. Ich habe Beweise —"

Ueber das Antlitz Konstantia's war bei Nennung des Namens der Gräfin Tschernakoff eine dunkle Wolke gezogen; denn sie wußte ja, daß es ihr gelungen war, auch den Fürsten Trubetzkoi zu bethören; doch der trübe Schatten schwand fast augenblicklich wieder von ihrer Stirn, und Georgine unterbrechend, rief sie: „Du glaubst Beweise zu haben; doch der Blick der Liebe täuscht sich gar leicht, wenn er durch die Flamme der Eifersucht geblendet wird. Was gedenkst Du nun zu thun? Willst Du ihm entsagen im Zorne? Oder sollte gar das unedle Gefühl des Hasses sich in Dein Herz geschlichen haben?"

„Nein, nein!" entgegnete Georgine hastig und in wehmüthigem Ausdrucke: „Ich hege weder Zorn noch Haß gegen ihn, aber ich beklage ihn; denn alle seine edleren Gefühle werden untergehen in jener unedeln Leidenschaft und ich fürchte — er ist verloren!"

Einige tröstende Worte schwebten auf Konstantia's Lippen; doch auf einen Wink ihrer Oberin schwieg sie und diese sprach, ihre Hand auf Georginens Haupt legend: „Friede sey mit Dir: Bist Du gekommen, mit uns die schweren Pflichten gegen Kranke und Leidende zu üben, die unser heiliger Beruf uns auferlegt, so sey willkommen. Ich nehme Dich auf in unsern stillen Kreis und Du sollst als unsere Mitschwester geachtet werden, in unserm heiligen Bunde. Du sollst meine Zelle theilen und ich selbst werde Dich unterweisen in der Heilkunst und Krankenpflege; aber Du wirst nur Novize seyn, kein Eid soll Dich auf ewig binden an diese klösterlichen Mauern, und die Rückkehr in die Welt soll Dir offen stehen, sobald Dein Herz darnach verlangt."

„Laß mich nicht Novize seyn;" flehete Georgine dringend. „Laß mich den Eid leisten, gleich und auf ewig; denn mein gebrochenes Herz wird sich nie wieder hinaussehnen in die Welt. Ich fühle es, daß für mich kein Lenz mehr erblüht, kein Sonnenstrahl des Glückes mehr mein Auge erfreuen wird. Auch habe ich den Muth, Allem zu entsagen, was sonst mein Herz erfreute, und ich will mich zwingen, selbst die Erinnerung aus meinem Gedächtnisse zu verwischen. Was soll mir die Freiheit, da ja doch Alles für mich verloren ist? Drum erfülle meine Bitte und laß mich den Eid schwören, der mich für immer an diese Mauern bindet."

Mit schmerzbewegter Miene hatte ihr die Oberin zugehört; doch bald bildete sich wieder der feste, strenge Zug um ihre Lippen und sie sprach ein entschiedenes „Nein!" aus, dem die Bittende nicht mehr zu widerstreben wagte. Dann fuhr sie fort: „Noch eine Frage möchte ich an Dich richten. Hat Dir der Doktor Soltyk das Geheimniß Deiner

Geburt enthüllt und wo ist das Kästchen mit den Papieren geblieben, welches ihm Deine Pflegemutter auf ihrem Sterbelager übergab?"

„Der Doktor Soltyk —" erwiderte Georgine traurig — „weigerte sich stets entschieden, mir das Geheimniß meiner Geburt zu entdecken, denn er behauptete: es sey besser, wenn ich es nie kennen lernte. Deßhalb billigte er es auch nicht, daß mir meine Pflegemutter, kurz vor ihrem Tode, das Portrait meines Vaters eingehändigt hatte, weil er fürchtete, auch das Bild schon könnte zu einer Enthüllung führen. Von dem Kästchen, welches die Papiere enthielt, habe ich nie wieder etwas erfahren und ich kann nicht sagen, ob die Schriften vernichtet wurden, oder in die Hände der Gericht fielen, als das Vermögen des Doktors konfiszirt wurde."

Die Oberin entgegnete nichts mehr, ließ jedoch einen recht innig wohlwollenden Blick auf dem Leidensantlitze Georginens weilen, und indem sie das Portrait, welches sie noch immer in der Hand hielt, fest an ihre Brust drückte, umschlang sie dieselbe mit dem andern Arme und sprach sanft zu ihr: „Folge mir in meine Zelle! Ich will Dich einkleiden!"

(Fortsetzung folgt.)

Das Jägerhaus.

(Fortsetzung.)

„Ha! da fällt mir ein prächtiges Kunststück ein!" rief Renate, mit heimlicher Freude dem leichtfüßigen Thier nachblickend; „die Rehe sollen mir wahrsagen! Der Konrad macht's auch so, wenn er wissen will, was für Wetter es geben wird. Ich will aber etwas Besseres wissen," fuhr sie mit leiser Stimme fort, indem sie draußen vor der Gartenpforte mit einem abgebrochenen Lindenzweig einen großen Kreis auf dem Sande beschrieb. „Läuft mir in den nächsten zwölf Stunden ein Reh durch den Kreis, so bedeutet dieß, daß der freundliche Offizier beim Vater bleibt — bei uns — — bei mir. Bei mir!" sprach sie nach einer Pause träumerisch vor sich hin — „ach, das sollte ein Leben werden — ein Leben, wunderschön und wunderfreudig!"

In diesem Augenblick fühlte sie sich plötzlich sanft umschlungen und hörte eine weiche Stimme neben sich sagen: „Darf ich Deine holden Träume stören, liebe Renate?"

Es war Julius Bernard, der sich ihr unbemerkt durch den Garten genähert hatte.

Ein freudiger Schreck durchzuckte das Mädchen, und die Hände auf das pochende Herz pressend, rief sie leise mit seligem Blick:

„Ach! wie haben Sie mich erschreckt!"

Dann aber trat sie rasch zurück und stieß mit angstvoll bebender Stimme hervor:

„Aber um Gotteswillen, wie kommen Sie jetzt hierher? Wenn Sie der Vater oder Konrad sähe, es könnte ein großes Unglück geben!"

„Fürchte nichts," entgegnete der Offizier. „Dein Vater und der Konrad sind mir ganz in der Nähe des Kirchdorfes am Rande des Waldes begegnet und müssen jetzt im tiefsten Forste seyn. Ich hörte wenigstens, wie Konrad, dessen Stimme ich gleich wieder erkannte, Deinem Vater zurief: „Wenn wir uns nicht seitwärts in den Wald schlagen, Herr Förster, so fangen wir die verwegenen Holzdiebe nimmermehr!" Hätte unser Regiment nicht vorhin den Befehl erhalten, morgen in aller Frühe aufzubrechen, so würd' ich Dich so spät am Abend nicht mehr in Deiner Ruhe gestört haben."

„Wie? — Sie wollen fort?" rief das Mädchen zum Tode erschrocken. „Das ist ja sehr traurig!"

„Wohl ist es traurig," versetzte Bernard. „Niemals hab' ich einen Befehl mit größerem Widerwillen empfangen als diesen. Unmöglich war es mir aber, ohne Abschied von Dir genommen zu haben, davon zu reiten, wenn auch nur für kurze Zeit."

„Ach! nun ist alle meine Freude hin!" sagte Renate schmerzlich. „Sie sollten dem Vater einmal einen recht herzensfrohen Tag bereiten — und nun gehen Sie fort, und Alles ist aus!"

„So viel ich weiß, liebe Renate, ist der Marsch unseres Regiments nur eine Scheinbewegung, um den Feind irre zu führen, der sich gegen unsere Hauptmacht zusammenzieht," erwiderte der Offizier. „Hoffentlich werd' ich übermorgen noch vor Abend wieder hier seyn, und dann wollen wir Deines Vaters Geburtstag recht fröhlich feiern."

„Wenn Sie nur wahr reden!" seufzte Renate mit traurigem Blick. Dann aber fragte sie, wie von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, mit einiger Hast: „Zieht denn der finstere Mensch, der heute Nachmittag bei Ihnen war, der Doktor Wolfenstein auch mit?"

„Woher kennst Du denn seinen Stand und Namen?" fragte der Offizier verwundert. „Ich habe doch kein Wort mit Dir über ihn gesprochen!"

„Er ist vorhin lange beim Vater gewesen," versetzte das Mädchen. „Obgleich mir vor dem hämisch aussehenden Menschen graut, so freute ich mich doch fast über seine Erscheinung, da sie mich aus einer großen Angst erlöste. Der Vater, der Hufschlag im Walde vernommen hatte, fragte mich nämlich, ob in seiner Abwesenheit Jemand vorbeigeritten sey, und da ich meinte, er habe durch Konrad von Ihrem Besuche gehört und wolle mich nur prüfen, so war ich schon im Begriff, ihm Alles zu gestehen, wenn nicht in demselben Augenblicke Ihr

Begleiter mit seinem Reitknecht herbeigesprengt wäre. Der Vater freute sich, daß in sein Ohr nicht getäuscht habe, schien anfangs aber sehr ungehalten über die Ankunft des späten Gastes. Er that sehr kalt gegen ihn und schickte mich sogleich in's Haus. Nachher muß er aber doch sehr vertraut mit ihm geworden seyn, denn einige Zeit darauf kam Konrad zu mir und forderte mir zwei Flaschen Wein und Gläser ab. Der Fremde sey ein Doktor Wolfenstein, sagte er, und es scheine, als ob der Vater großes Gefallen an ihm finde; er habe ihm schon mehrmals recht freundlich die Hand gedrückt. Ich selbst hörte dann, wie sie fröhlich mit den Gläsern anstießen und noch lange mit einander redeten."

„Das ist seltsam!" sagte Bernard nachsinnend. „Hat Wolfenstein denn auch mit Dir gesprochen?"

„Kein Wort," entgegnete das Mädchen. „Es würde mir auch schwer ankommen, mit diesem unheimlichen Menschen zu reden."

„Nun so böse ist er nicht, wie Du denkst," versetzte der Offizier. „Es ist der einzige Freund, den ich besitze."

„Ich begreife nicht, wie Sie den zum Freunde haben können!" rief Renate, erstaunt den Kopf schüttelnd.

„Hoffentlich wird er Dich ferner nicht mehr belästigen," fuhr Jener fort. „Er marschirt mit uns aus und bekommt vielleicht bald so viel zu thun, daß ihm wenig Zeit zu Abenteuern bleibt."

Das Mädchen blickte den Offizier forschend an und fragte mit ängstlicher Stimme:

„Es gibt doch keine Schlacht?"

„Das hoff ich um Deinet- und meinetwillen nicht," erwiderte der Letztere wehmüthig lächelnd. „Da könnte uns unsere schöne Geburtstagsfreude leicht verdorben werden."

„Ich weiß nicht — mir ist so traurig zu Sinn, daß Sie fortgehen," sagte Renate schmerzlich; kommen Sie denn auch gewiß zu des Vaters Geburtstag wieder?"

„Gewiß, mein holdes Mädchen — ich komme wieder," entgegnete Bernard, indem er Renaten die Hand zum Abschied reichte. „Wenn der Mond zum Drittenmal dieß stille Thal und Dein friedliches Häuschen bescheint, dann sitz' ich mit Dir und Deinem Vater hier unter dem wunderhohen Baum. Lebe wohl und gedenke auch manchmal meiner!"

Mit diesen Worten drückte er dem Mädchen noch einmal die Hand und eilte rasch dem Rande des Waldes zu, wo er sein Pferd angebunden hatte.

„Leben Sie recht, recht wohl und kommen Sie auch ja bis zum Geburtstag des Vaters wieder!" rief Renate dem Forteilenden mit gepreßter Stimme nach.

Lange blickte sie starr in die Dämmerstille der Nacht hinaus und horchte athemlos auf die mehr und mehr verhallenden Hufschläge. Es war ihr zum Sterben bange.

„Julius!" rief sie endlich wie im tiefsten Schmerz aus; „Julius! — Ach, er hört mich nicht mehr!" fuhr sie mit thränenerstickter Stimme fort. „Er zieht in die Schlacht — er kommt vielleicht niemals wieder — und ich kann ihm nicht einmal mehr sagen, wie ich ihn von Herzensgrund liebe!"

Die Hufschläge waren längst im düstern Walde verklungen, als sie weinend dem Hause zuschritt und sich auf ihr Stübchen begab, wo sie bald sanfter Schlummer umfing. —

Als die Mitternachtsstunde vom Thurm des Kirchdorfes hallte, wanderte der Förster Reinold noch ruhelos über die waldigen Höhen und durch die dunklen Gründe seines weiten Reviers. Manchmal blieb er gedankenvoll stehen und blickte in die duftige, mondbeglänzte Ebene hinab, oder horchte auf das einförmige Rauschen in den Wipfeln, das nur durch den Schrei des Wildes unterbrochen wurde. Sein finstres Gesicht schien im Mondlicht seltsam bleich, und die düstern Augen glühten wie von unheimlichem Feuer. Die Erzählung seiner Lebensgeschichte hatte ihn in eine mächtige Aufregung versetzt und all das alte Leid in seiner Brust aufgestachelt. Auch wollte ihm die Warnung vor dem französischen Dragoneroffizier, der denselben Namen trug wie der Verführer seiner Frau, nicht aus dem Sinn; die höhnischen Worte Wolfenstein's: „Es könnte sich sogar ereignen, daß Renate sich wie Ihre ungetreue Gattin in einen Bernard vergaffte!" klangen ihm noch immer im Ohr.

„Nein, Renate wäre nicht fähig, mich zu hintergehen," sprach er im Wandern bei sich selbst. „Sie liebt mich zu sehr — es wär' eine Sünde, Etwas der Art nur zu denken!"

Nach langem Umherirren stieg er endlich nieder in das Thal, wo sein Haus stand.

Dort war Alles todtenstill. Einige Rehe gras'ten ruhig auf der mondbeglänzten Waldwiese und blickten mit den klaren Augen manchmal zu den dunklen Bergeshäuptern empor. In den fernen Thälern wallten seltsame weiße Nebelgebilde und zogen langsam am Fuß der Höhen hin. Sein kleines weinumranktes Haus mit den weißschimmernden Wänden und dem Hirschgeweih über der Thüre lag in wunderbarem Frieden am Rande des schweigenden Forstes da. Im kleinen Garten blühten und dufteten die Blumen und wiegten sich leise im Hauch des Nachtwindes, der vom Wald herüberwehte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Wanderer und das Waldvöglein.

„Waldvöglein, was singst du so kläglich? —
Waldvöglein, was fehlet denn Dir?"
„Ach, Wandrer man fing mir mein Bräutchen,
Jetzt sitz' ich verlassen allhier!"

„Sie haben die Braut dir gefangen? —
O! Vöglein, schnell setze dich her,
Auch mich hat mein Liebchen verlassen
Und hat mich betrogen so sehr!"

„Komm Vöglein, weil du mein Gefährte
Im qualvollen Schicksale bist,
Ich streun dir Futter, damit du
Dein Leiden darüber vergißt!"

„O! Wandrer, wie kannst du nur wähnen,
Wenn einmal du wahrhaft geliebt,
Daß je für die Schmerzen der Seele
Die Erde Dir Linderung gibt? —

„Nein! laß mich hier sitzen und klagen
In nimmer ersterbendem Schmerz,
Denn mir gab die Schöpfung zur Liebe
Für Eine ein einziges Herz."

Da kehrte der harmvolle Wandrer
Beschämt von dem Waldvöglein sich,
Er drückte den Hut in die Stirn
Und weinte recht bitterlich. —

Gustav Stoff.

Mannigfaltigkeiten.

Es wird nachträglich durch ein offizielles Dokument bestätigt, daß mit den „Azteken", von denen angeblich ein ganzer Völkerstamm existiren soll, nichts als eine der gewöhnlichen amerikanischen Schwindeleien getrieben worden ist. Der preußische Vizekonsul in San Salvador, Dr. Bernhard, welcher aus deutschen Zeitungen von diesem großartigen Schwindel Kunde erhielt, hat nämlich an die „Kölnische Zeitung" geschrieben, daß dieselben nichts sind, als zwei Cretins, Söhne einer Indianerin, welcher sie gestohlen und dann an einen gewissen Morvii verkauft wurden, der sie im Jahr 1851 zu New-York zeigte. Der Indianerstamm, dem diese Cretins angehören, ist im Allgemeinen gesund und kräftig; die sogenannten Azteken sind vielleicht die einzigen Krüppel, die daselbst zu finden waren.

Zwei elegante Herren rauchten auf dem Boulevard des Italiens gemüthlich ihre Cigarre. Plötzlich kommt ihnen ein gleichfalls sehr elegant gekleideter Herr entgegen, der jedoch, als er den einen der ersteren erblickt, sichtbar in Verlegenheit geräth, ob er grüßen solle oder nicht, während dieser auf ihn zueilt, ihm die nicht dargebotene Rechte drückt und tief den Hut zieht. „Wer war der Herr?" fragte der Freund, als der Fremde mit verlegenem Lächeln weitergegangen war. „Mein Schneider! Ich bin ihm noch viel schuldig, und da ich noch nicht im Stande bin, mich ihm anderweitig erkenntlich zu zeigen, so gab ich ihm wenigstens die Hand auf Abschlag!"

In dem Eisenwerke zu Krems ist am 8. d. M. ein gegen 200 Zentner schweres eisernes Schwungrad gesprungen. Wunderbarer Weise wurde kein Mensch bei diesem Unfalle verletzt, obwohl kaum 2 bis 3 Ellen davon entfernt Arbeiter beschäftigt waren. Unter den herumgeschleuderten Stücken flog eines, mehr als 15 Zentner schwer, beinahe vertikal aufwärts, knickte da die Querbäume des Dachstuhles, die Dachsparren und Latten wie Strohhalme und nahm den Weg durch das Ziegeldach in die Luft. In Thurmhöhe flog es über ein Wohnhaus hinweg und grub sich, als es auf dem nebenan befindlichen Zimmerplatz niederfiel, über 3 Schuh tief in die Erde.

Ein geniales Pröbchen von Baukunst gab dieser Tage in Wien ein Hausmeister, dem sein Prinzipal befahl, eine im Hofe befindliche Nische zuzumauern. Der Maurerdilettant geht an seine Arbeit, hat sich jedoch vorher behufs derselben ein wenig zu viel Muth und Kraft aus dem Gläschen geholt, und stellt sich in die Nische hinein, welche er nun getrost zumauert, bis er endlich bemerkt, daß er sich bis an den Hals eingemauert hat, und ein Angstgeschrei erhebt, auf welches hin man den Baukünstler aus seinem mittelalterlichen selbstverfertigten Grabe hervorholt.

Ein Eckensteher lag total betrunken in einem gefüllten Rinnstein. Einer seiner Kollegen bat die Umstehenden um eine Kleinigkeit für einen Fiaker, um den Betrunkenen nach Hause zu fahren. „Wie könnt Ihr Euch unterstehen, zu betteln?" redete ihn ein Gendarm an. „O bitte", antwortete der Eckensteher, „nicht vom Betteln; ich sammle hier fürn Ueberschwemmten."

Redakteur: Gustav Reffert.

Druck u. Verlag der Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 207 Montag, 31. August 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

VIII.

Hinter dem kleinen Hafenorte Balaklawa, unmittelbar unter dem, kaum eine halbe Stunde davon entfernten Orte Kadikoi, beginnt eine Thalsenkung, deren Ränder nach Süd und Nord durch die waldbewachsenen Höhen gebildet werden, welche die Bucht von Balaklawa einschließen und sich bis zu dem an dem Flusse Tschernaja gelegenen Dorfe fortsetzen. Im Osten befinden sich die unmittelbar aus der Thalebene des genannten Flusses, ganz vereinzelt aufsteigenden Berge von Brod und im Westen die Felsen, welche das Plateau von Sebastopol bilden. Vermittelst des Zwischenraumes, zwischen jenen Felsen und den genannten Bergen, steht dieses Thal mit dem von Inkerman, wo die Tschernaja in die Bucht von Sebastopol mündet, in Verbindung, und diesen Fluß als Grundlinie angenommen, hat es fast die Gestalt eines gleichseitigen Dreiecks. Die Fläche desselben zeigt sich jedoch nicht überall gleich geebnet, sondern die Höhen im Osten ragen vielmehr mit ihren Ausläufern bis weit nach links vor und es zieht sich endlich von ihnen noch eine Hügelkette mit vier vereinzelten Spitzen bis über Kadikoi hinaus. Hierdurch entstehen zwei nach Westen mit einander in Verbindung stehende Thäler und es ergibt sich aus dieser Schilderung schon, daß nur das Terrain im Westen von Balaklawa eine freie Uebersicht und eine ungehinderte Bewegung mit allen Waffengattungen gestattete, während die Höhen im Osten zu einem Ueberfalle des Städtchens vortrefflich geeignet waren. Die Engländer hatten die nicht sehr hohe Hügelkette, welche die Ebene durchzieht, in der Eile nur durch vier kleine Schanzen befestigt. Aber nur drei derselben waren mit Kanonen besetzt und auf einem etwas höheren Gipfel, vor dem Dorfe Kamara, in der Fronte des rechten, englischen Flügels, war ein stärkeres Werk errichtet worden. Die Besatzung dieser Schanzen bestand aus Türken und einigen englischen Artilleristen. In der Ebene lagerte das 93ste Regiment schottischer Hochländer, befehligt von dem Obristlieutenant Ainslie. Außerdem befanden sich dort von der englischen Armee nur noch eine zur dritten Division gehörige Batterie und ein detachirtes Bataillon, aus maroden Mannschaften und einer Abtheilung Matrosen gebildet. Die Verbündeten hatten Anfangs ihre Posten bis zum Baidar vorgeschoben, auch die Berge von Brod durch ein Beobachtungskorps besetzt. Später aber als die Belagerung von Sebastopol das Aufbieten einer größeren Truppenmacht erforderte, waren diese vorgeschobenen Korps wieder zurückgezogen worden und man begnügte sich, die vier Redouten auf den Bergkuppen besetzt zu halten, hatte aber zugleich auch begonnen, Balaklawa durch ringsum aufgeworfene, feste Werke sicher zu stellen.

Es war in der Nacht vom 25. bis 26. Oktober 1854, als der russische General Liprandi acht Regimenter Infanterie, dreitausend Mann Kavallerie und vierzig Kanonen durch das Thal der Tschernaja führte, so daß er gegen Morgen die Gegend von Kamara mit seinen Truppen erreichte. Ungefähr halb sieben Uhr erschien die Avantgarde, unter General Gribbe, auf dem Kampfplatze, den feindlichen Redouten Nro. 1 und 2 gegenüber, blieb aber im Gebüsch verdeckt stehen, um das Hauptkorps heran kommen zu lassen, welches eine Stunde später auch wirklich eintraf und sich gegen die beiden andern festen Werke Nro. 3 und 4 wendete. Die Avantgarde griff nun ungesäumt die beiden ersten Redouten an, und nur die Eine derselben wagte einen schwachen Versuch sich zu vertheidigen; doch war es ihr kaum anmöglich, einige Salven abzufeuern, als der Feind sich mit gefälltem Bajonet heranstürmte. Die türkische Besatzung, welche größtentheils aus Rekruten bestand, gerieth in große Verwirrung, und von einem panischen Schrecken ergriffen, warf sie Wehr und Waffen von sich und lief in unrühmlicher Flucht den Abhang nach Balaklawa hinunter, nicht eher Athem schöpfend, als bis sie die Stellung der Hochländer erreicht hatte. Die wenigen, englischen Artilleristen, welche sich auf diese Weise plötzlich verlassen sahen, hatten nun

freilich auch keine andere Wahl, als eiligst die Kanonen zu vernageln und den Türken zu folgen. Indessen ließen sich auch die Bataillone des Hauptkorps nicht mehr halten und kaum war das Kommando „zum Sturme!“ erfolgt, als sie sich jubelnd auf die beiden andern Schanzen stürzten, und sie ohne Wiederstand zu finden, in wenigen Minuten in Besitz nahmen; denn auch hier flüchtete die etwa tausend Mann starke türkische Infanterie und die 30 bis 40 englischen Artilleristen mußten ihr folgen, wenn sie nicht niedergemacht, oder gefangen werden wollten.

So waren in Zeit von wenigen Minuten die vier festen Werke, mit allen ihren Geschützen den Russen in die Hände gefallen, ohne daß sie auch nur einen einzigen Mann dabei verloren hätten, und jubelnd bereiteten sie sich vor, ihren leichten Sieg weiter zu verfolgen und die von Sebastopol nach Balaklawa führende Straße zu gewinnen. Diese Vorbereitungen jedoch und der Befehl des Gener ls Liprandi, die Redoute Nro. 4 zu demoliren, weil si sich den Angriffen der Alliirten, die zu erwarten waren, zu sehr ausgesetzt zeigte, als daß man sie hätte halten können, wurden mit großer Zeitverschwendung ausgeführt. Diese genügte auch vollkommen, um den in der Ebene ziemlich verlassen stehenden Hochschotten Verstärkungen aus dem englischen Lager zuzuführen. Der Befehlshaber desselben, Lord Raglan, erschien selbst mit seinem Stabe und brachte nicht allein das schottische Schimmel-Regiment und das irländische Reiterregiment Enneskillens, sondern auch ein Bataillon englischer Infanterie und zwei oder drei türkische Bataillone mit.

Die russische Reiterei hatte sich indessen hinter den Redouten zum Angriffe formirt, aber es war ein wunderliches Hin- und Herziehen und sie schienen durchaus nicht damit fertig werden zu können. Als sie sich endlich doch zum Vordringen geordnet hatten, geriethen sie, beim Passiren der engen Durchgänge zwischen den festen Werken, wieder in Unordnung und das Richten und Ordnen begann auf's Neue. Endlich trabte das Regiment Weimar-Husaren und die Kosacken vom Ural links, und das Regiment Nikolai und die donischen Kosacken rechts den Hügel hinunter. Doch die Ersteren wurden von den Bergschotten übel empfangen, welche ihnen ohne erst Quarree zu bilden, eine mörderische Salve auf dreihundert Schritte weit zuschickten, worauf die Husaren in Unordnung geriethen, die Kosacken aber links abschwenkten und sich auf die türkischen Bataillone warfen, die sie freilich in die Flucht jagten, aber nicht verfolgen konnten, da sie sonst unter das Feuer der festen Werke von Balaklawa gerathen wären. Die zweite Salve der Hochländer, die es noch immer verschmähten, sich ein Quarree zu formiren, war noch entscheidender; denn sie blitzte Tod und Verderben unter die russischen Husaren, die sich aufgelöst nach links und rechts in wilder Flucht im Thale zerstreuten. Damit war die Niederlage der einen russischen Reiter-Abtheilung entschieden, die Andere sollte noch ein weit schlimmeres Loos treffen. Die Nikolai-Husaren, in ihren lichtblauen, mit Silber gestickten Jacken, und die donischen Kosacken warfen sich auf die englische Reiterei. Sobald sie in Sicht kamen, schmetterten die Trompeten von Scarlett's schwerer Kavallerie und verkündeten, daß sie zum Angriffe bereit sey. Dann herrschte tiefes Schweigen ringsum, denn man erwartete ein großartiges Schauspiel. Lord Raglan, sein Stab, französische Generäle und viele Gruppen von Offizieren, auch eine Abtheilung französischer Linienfoldaten, hatten sich auf den Höhen versammelt und blickten auf das blutige Schauspiel hinab, welches sich im Thale vorbereitete, wie Zuschauer im Theater, die auf die Bühne blicken. Die Russen ritten im langsamen Trab herab, und schienen im Gefühle ihrer Uebermacht, den an Anzahl weit geringeren Feind zu verachten. Da schmetterten die englischen Trompeten zum zweitenmale und das schottische Schimmelregiment, den Obrist Griffith an der Spitze, und die Enneskillens, geführt vom Obrist White, sprengten geradewegs auf das Zentrum der russischen Reiterei los.

(Fortsetzung folgt.)

Das Jägerhaus.

(Fortsetzung.)

Er lehnte sich auf seine Büchse und starrte, in schmerzliches Sinnen verloren, in die heimlich webende Nacht hinaus. Sein ganzes bisheriges Leben zog in der regungslosen Stille vor seinem Geiste vorüber; es war ihm, als halte ihn ein seltsamer Traum umfangen, und verwundert schaute er Haus und Garten und Wald an, gleich als ob er sagen wolle: „Wie bin ich doch hierher, in dieß einsame nächtliche Thal des fremden Landes gekommen? Ich hoffte so viel, so unermeßlich viel vom Leben, und nun ist es so fast dahin?“ Es war ihm unsagbar wehe um's Herz — sein hartes Gemüth war erweicht; in diesem Augenblick hätte er Vieles vergeben können.

Plötzlich däuchte es ihm, als riefe man seinen Vornamen. Er horchte erstaunt auf. Noch einmal klang der Ruf durch die Nachtstille wie aus weiter Ferne — dann war Alles wieder todtenstill.

Seit zwanzig Jahren hatte ihn Niemand bei seinem Vornamen gerufen; der verhallende Ton klang wie ein Sehnsuchtslauf unendlicher Liebe an sein Herz.

„Es wird Renate gewesen seyn, die träumend ihren verstorbenen Bruder gerufen hat," sprach er, im blüthenreichen Garten auf und niederschreitend, bei sich selbst. „Wohl ihr, daß sie so sanft schlummern kann!"

Endlich öffnete er leise die Hausthür und begab sich auf sein Zimmer. Als er Büchse und Jagdtasche abgelegt, schritt er zum Fenster und blickte, in Gedanken versunken, lange in das nachtumhüllte Thal hinaus. Dann trat er an den Schreibtisch, in dessen verborgenstem Fach das Bild seiner verstoßenen Gattin lag. Dasselbe war an dem Tage, wo er sein Haus am Rhein verlassen, zufällig unter die hastig zusammengerafften Sachen gekommen und erst lange nachher, als die Zeit seinen Haß gemildert, von ihm entdeckt worden. So hatte er es denn als das einzige Andenken an die seligsten Tage seines Lebens aufbewahrt. Seit vielen, vielen Jahren hatte er das Gemälde nicht gesehen; es war ihm, als müsse er die einst so theuren Züge einmal anschauen. Er nahm das Bild aus dem verborgenen Fach und betrachtete es mit tiefer Bewegung. Es blickte ihn im dämmernden Zwielicht des Mondes seltsam wehmüthig an.

„So schön und doch so falsch!" sprach er leise vor sich hin; aber der Ton, mit welchem er diese Worte sagte, stand im Widerspruch mit dem Gefühl, das sein Herz bewegte, eine Thräne rollte über die bleiche Wange herab.

Endlich schloß er das Bild wieder ein und begab sich zur Ruhe.

Bald herrschte die tiefste Stille im kleinen Jägerhause, und Mondenschein und Waldesrauschen zogen träumend darüber hin.

3.

Mehrere Wochen später saß Reinold mit seiner Pflegetochter um die Mittagszeit unter den Linden vor der Thür des Jägerhauses. Es war schon tief im Herbst und Alles still geworden in den waldigen Gründen; nur dann und wann schallten einzelne Töne fortziehender Wandervögel durch das bange Schweigen. Viele Bäume hatten schon das Laub verloren, andere standen regungslos im bunten Blätterschmuck da. Nur die hohen Tannen prangten in demselben dunkelgrünen Kleide, das sie Winter und Sommer ziert. Die Sonne schien aber noch warm und kräftig, und auf den Beeten im kleinen Gärtchen blühten noch dunkelrothe Georginen und bunte Astern, die letzten Grüße des scheidenden Sommers.

Der Förster schien ungewöhnlich heiter. Er rauchte behaglich aus seiner kurzen Jagdpfeife und schaute ruhig in die herbstlich stillen Gründe hinein. Neben ihm lehnte seine Büchse, und zu seinen Füßen lagen die treuen Hunde und sahen ihn mit den klaren, klugen Augen unverwandt an.

Renate aber saß bleich und regungslos da. Sie hielt einen welken Blumenstrauß in der Hand und blickte manchmal seufzend zu den tiefblauen Hügeln hinüber, die sich in weiter Ferne am südlichen Horizont erhoben.

Nachdem Beide eine Weile geschwiegen, sagte Reinold zu seiner Pflegetochter,

„Du bist seit einiger Zeit so traurig, liebe Renate — was hast Du nur? Freuen solltest Du Dich mit mir, daß die gerechte deutsche Sache endlich triumphirt hat und unser schönes Vaterland wieder frei aufathmen kann. Als mir Konrad gestern die Nachricht von dem großen Sieg bei Leipzig brachte, sieh, da war mir's nicht anders, als klängen von allen Höhen und aus allen Thälern jauchzende Siegeslieder in mein Ohr. Im Rauschen des Baches und im Säuseln der Tannen hört' ich nichts als Jubelstimmen!"

„Wie viel tausend freudige Herzen sind das Opfer dieses Sieges geworden!" entgegnete Renate mit schmerzlichem Ton.

„Heil allen Denen, die dort gefallen sind!" rief der Förster aus; „sie haben sich einen ruhmvollen Heldentod erkämpft! Lieber auf grüner Haide bei Trommel- und Trompetenklang das Auge schließen, als in irgend einem Winkel unter Angst und Qual auf dem Siechbette den Geist aufgeben! Ja, es ist ein großer, ein gewaltiger Kampf gewesen. Ich dacht' es gleich, daß etwas Besonderes vorgefallen seyn müsse, da der Doktor Wolfenstein nicht wiederkam, was er mir doch am Abend vor dem Abmarsch seines Regimentes versprochen hatte.

„Ja — ja — er hatt' es mir fest versprochen!" sagte Renate wie träumend.

„Nun, Dir doch wohl nicht?" erwiederte Reinold. „Hast ihn ja kaum gesehen. Es muß übrigens hart hergegangen seyn an den drei Tagen; was man davon hört, klingt wirklich grauenvoll. Weißt Du's schon, Renate? Der schmucke Franz, der früher beim Oberförster als Jäger stand, soll auch gefallen seyn. Die arme Mutter — sie hatte nur den einen Sohn!"

„O, wie war er so hold und schön!" seufzte Renate leise.

„Ja, es war ein stattlicher Bursche," versetzte der Förster. „Aber die Kugeln kümmern sich nicht um rothe Wangen und schöne Gestalt. Das Blei saust daher, und im nächsten Augenblick ist's mit Stolz und Schönheit vorbei!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Feier des Geburtsfestes des Kaisers von Oesterreich in Venedig.

Die Feier gewann in Venedig durch die Anwesenheit Ihrer k. k. Hoheiten einen doppelten herzlichen Ausdruck. Auf 11 Uhr war Kirchgang des Hofes in die Basilika St. Marco angesagt. Das Hochamt wurde zelebrirt vom hochwürdigen Domkapitular und apostolischen Vikar Monſ. Moro, assistirt von zahlreicher Geistlichkeit. Die Kirche, ihre innern und äußern Gallerien, waren gefüllt; die Fenster und Arcaden des Platzes, so wie der freie Raum vor dem Gotteshause von zahlreichen Zuschauern dicht besetzt. Unter dem Läuten der mächtigen Glocken des Campanile verließ um 11 Uhr die Spitze des glänzenden Zuges das Thor der Zecca. Derselbe wurde eröffnet durch einen Zeremonienmeister des erzherzoglichen Hauses mit dem Stab. Ihm folgten acht Hellebardiere mit Hellebarden — Männer von ausgesuchter Schönheit und unbeschreiblich reich gekleidet. Sie trugen karmesinrothe spanische Röcke mit breiten Silberborten über und über besetzt; gelbe, kurze Pluschhosen, weiße Strümpfe, Schnallenschuhe und dreieckige bordirte Hütchen, endlich breite Schärpen über die Schulter, deren Grundfarbe sich unter der Silberstickerei nicht erkennen ließ. Ihnen folgten 20 Hofdiener in den grauen Hoflivreen, mit Jabots, Pluschhosen, lackirten Schuhen, weißen Strümpfen und schwarzgelben Achselreffen. Jetzt kam eine Abtheilung Piqueurs in dunkelblauen Fräcken. Ihnen schlossen sich zwei Jäger in hellgrüner, silberbordirter Livree an, denen die Hofgondolieri folgten, welche im Gefühl ihrer Größe kaum durch eine leichte Handbewegung oder ein Blinzeln die Grüße ihrer Freunde und Landsleute zu erwiedern geruhten. Sie tragen graue kurze Jacken mit Silberborten, einen schwarzlackirten bebänderten Matrosenhut, kurze schwarze Pluschhosen, gelbe Westen und Schnallenschuhe. Eine ihnen folgende andere Parthie von Gondolieren trägt schwarze Jacken und Leibschärpen mit Goldborten, die Hüte und Schärpen, so wie Aermschilder mit dem kaiserlichen Wappen gleich den früheren. Eine Menge Lakaien folgt. Nach einer Abtheilung von vier Hellebardieren kommen zwei Albanesen mit Waffen im Gürtel und sechs Hausoffiziere in violetten silbergestickten Uniformen, mit Degen und Dreispitz. (Nach englischer Sitte trägt jeder von der Dienerschaft auf der Brust einen Blumenstrauß). Ein Zeremonienmeister mit dem Stabe eröffnet die Reihe der Hofstellen, Kämmerer, Truchsesse, Geheimräthe, des hohen Adels, darunter die rothen Uniformen der adeligen italienischen Garde, jene der Nobili, grün mit Silberstickerei. Die Chefs der Behörden schließen sich an, der Statthalter Graf Bissingen, der Podesta, der Polizeidirektor, die Gerichtspräsidenten, die Generalität, Admiralität u. s. w. Die Heldengestalt des Militärgouverneurs, Ritters von Gorczkowski, in der rothen Husaren-Generals-Uniform und bedeckt mit strahlenden Dekorationen zieht alle Blicke auf sich. Vor ihm das militärische Haus des durchlauchtigsten Marine-Oberkommandanten, der unter Vortritt des Dienstkämmerers, Grafen Bembo, mit dem Stabe in der Admiralsuniform mit der Kette des goldenen Vließes und andern leuchtenden Orden geschmückt, huldvoll für die freundlichen Grüße dankt, die ihm von allen Seiten erschallen. Der Obersthofmeister Graf Zichy, in ungarischer Magnatentracht, folgt Sr. kaiserl. Hoheit. Aber jetzt wird das Evvivarufen und Beifallklatschen noch lebendiger, die Hintenstehenden stellten sich auf die Zehen, und alles blickt jubelnd, und die Hüte schwenkend auf die liebliche Gestalt ihrer kaiserl. Hoheit der Erzherzogin Charlotte — o che bella, o che graziosa, hallt es von allen Seiten, und die Damen, die strengsten Richterinnen hierin, sind am wärmsten im Ausdruck ihres Lobes. Freundlich dankend und lächelnd grüßt die hohe Frau mit unbeschreiblicher Grazie nach allen Seiten, und mit jedem Schritt gewinnt sie neue Bewunderer. Der Eindruck konnte nicht wärmer und herzlicher ausfallen. Der Obersthofmeisterin und dem Obersthofmeister Grafen Citadella folgen 16 Palastdamen, darunter die Frau Gräfin Pallavicini, Tochter des Feldmarschalls Grafen Nugent. Die Frau Erzherzogin trug ein weißes, überaus kostbares Spitzenkleid, einen rothen goldgestickten Ueberwurf, dessen Schleppe von einer Ehrendame getragen wurde, und ein blitzendes Diamanten-Diadem. Ihr schönster Schmuck aber bestand in den Reizen, mit welchen die gütige Natur sie verschwenderisch geziert hatte: in dem schwarzen reichen Haar, dem zarten Teint und dem graziösen Wuchse. Eine Abtheilung Hellebardiere schloß den glänzenden Zug. Nach beendeter kirchlicher Funktion, deren einzelne Momente durch Geschütz- und Flintensalven bezeichnet wurden, bewegte sich das Kortége in derselben Ordnung in die erzherzoglichen Gemächer zurück. Das Beifallrufen und Jauchzen des Volks ward wo möglich noch lebendiger, und erreichte seinen Gipfel als die durchlauchtigste Frau an den Fenstern des Palastes Platz nahm, um der Defilirung zuzusehen, welche vor Sr. kaiserl. Hoheit dem Erzherzog Ferdinand Maximilian, der von glänzender Suite umgeben war, am Platz in schönster Ordnung stattfand.

Redakteur: Gustav Heffert.

Druck und Verlag der Wailand'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 208 Dienstag, 1. September 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

Die Russen neigten beide Flügel vorwärts und drohten sie zu erdrücken; doch mit einer leichten Schwenkung nach links, daß sie auf die rechte, russische Flanke stießen, hieben die Schimmelreiter unter einem donnernden Hurrah! ein; während zu gleicher Zeit die Irländer ihren wilden Schlachtruf ertönen ließen. Wie tausend Blitze zuckten ihre blanken Schwerter nieder, Funken sprühten im Zusammenklirren der funkelnden Waffen in die Luft empor, und schon nach wenigen Augenblicken herrschte nur noch ein wildes, verworrenes Getümmel. Die erste Linie der Russen war durchbrochen. Freilich in verminderter Anzahl und nicht mehr in geschlossenen Gliedern, tauchten die tapfern englischen Rothröcke wieder auf, und wie von einem Geiste beseelt, warfen sie sich jetzt auf die zweite Linie, die wüthend heranstürmte, um das Unglück ihrer Kameraden zu rächen. Es war ein furchtbarer Augenblick. Den Zuschauern auf den Höhen pochten die Herzen so laut, als den Kämpfenden, und Mancher vermochte den bangen Ausruf nicht zu unterdrücken: „Sie sind verloren!" Aber ein Glückstern schien über den Verwegenen zu walten, und ohne ihr Feuer zu mäßigen, stürzten sie auf den Feind und ihrem Heldenmuthe gelang es auch, die zweite Linie zu durchbrechen. Die erste, russische Linie jedoch, kehrte indessen von ihrem Zentrum, wohin sie geflohen war, wieder zurück, um einen neuen Angriff zu wagen, der das tapfere Häuflein vernichten sollte. Es wäre auch wahrscheinlich geschehen, denn ihre Uebermacht war noch immer groß; doch in dem entscheidenden Augenblicke sprengte das Königin-Regiment und das vierte und fünfte Garde-Dragonerregiment ihnen zur Hülfe. Unwiderstehlich schlugen sie sich durch die erste feindliche Linie hindurch, und warfen sich dann auf das zweite, russische Korps, welches sie mit Hülfe der wackern Schimmelreiter und Irländer vollständig zersprengten, daß es nach allen Seiten auseinanderstob. Jetzt erschallte ein donnerndes Hurrah von den Zuschauern der Verbündeten, auf den Anhöhen, in begeisterter Anerkennung schwenkten die höchsten Offiziere ihre Mützen hoch, klatschten in die Hände und riefen Bravo!

Doch war mit diesem Siege der Kampf noch nicht zu Ende. Es war nur eine Zwischenpause eingetreten, welche durch Artilleriefeuer ausgefüllt wurde und während welcher die Engländer Verstärkungen aus ihrem Lager herbeizogen. Lord Raglan aber, getäuscht durch die falsche Nachricht, daß die Russen bereits im Rückzuge begriffen wären, ließ sich zu dem Befehle verleiten, sie zu verfolgen und ihnen die erbeuteten Kanonen wieder abzunehmen. Lord Cardignan sollte diese Ordre vollziehen und wenige Minuten später setzte er sich mit der leichten Kavallerie-Brigade, welche noch nicht im Feuer gewesen war, in Bewegung und sprengte kühn gerade auf die feindlichen Kanonen los. Doch die Russen, welche noch an keinen Rückzug dachten und Zeit gewonnen hatten, sich mit Hülfe ihrer Artillerie wieder festzusetzen, eröffneten aus 24 Feuerschlünden einen furchtbaren Kugelregen auf die im kühnen Muthe heransprengenden Engländer. Bald hüllte eine Wolke von Rauch und Flammen die Tapfern ein und tiefe Lücken in ihren Reihen wurden dadurch verborgen; während schon Viele ihrer Todten und Verwundeten den Boden deckten. Ihre erste Linie war gebrochen, doch sie vereinigten sich mit der zweiten und stürmten unaufhaltsam vorwärts. Mit hochgeschwungenen Säbeln stürzten sie sich auf eine Batterie von vierzehn Kanonen, säbelten die Kanoniere nieder, kehrten dann zurück und trieben ein Infanterieregiment, welches sich eben zu einem Quarree formiren wollte, auseinander; geriethen dann aber leider unter das Feuer der Batterien auf den Höhen, wodurch sie haufenweise niedergestreckt wurden. Auch von einer ungeheuren Masse Kosacken bedroht, welche sich in ihre Flanke warfen, mußten sie sich endlich zurückziehen, durch ein fürchterliches Rottenfeuer der seitwärts stehenden, russischen Infanterie; während ihnen von drei Seiten Kartätschen und Paßkugeln nachgesendet wurden. Sie wären völlig aufgerieben worden,

hätten sich nicht die afrikanische Jäger auf die Batterie im rechten Flügel der Russen geworfen und sie zum Schweigen gebracht. Nur ein Bajonnetangriff von zwei russischen Bataillonen konnte den tapfern Jägern ihre Beute wieder entreißen. Damit endete das Gefecht dieses Tages ungefähr um die Mittagszeit, und die Verbündeten zogen sich zurück, ohne weiter etwas zu unternehmen. Die Russen behaupteten ihre eroberte Stellung und drei von den englischen Schanzen, welche stark mit Infanterie besetzt wurden. Die Kavallerie wurde wieder geordnet und in die Reserve zurückgenommen, zugleich aber wurde die ganze Artillerie vorgeschoben, um dadurch den Feind im Zaume zu halten. Der größte Theil der verbündeten Truppen kehrte in die Lager von Kadikoi und Balaklava zurück, die Russen aber lagerten über Nacht auf dem Schlachtfelde, so wie in und hinter den eroberten Redouten.

Es war deßhalb auch nicht zu verwundern, daß sich die Russen, trotz ihrer entschiedenen Kavallerie-Niederlage, den Sieg des Tages zuschrieben, und daß die übertriebendsten Gerüchte von diesem Gefechte ihren Weg auch nach Sebastopol fanden. Ein ungeheurer Jubel erhob sich dort, die Stadt wurde illuminirt, die Kirchenglocken geläutet, Dankgebete gehalten, und die Militärmusik mußte wieder auf öffentlichen Plätzen heitere Melodieen spielen, um der Bevölkerung das freudige Ereigniß zu verkünden. Man sprach von einer Menge eroberter Kanonen, Fahnen und andren Siegeszeichen; auch erwartete man eine große Anzahl Gefangener einbringen zu sehen. Selbst die trübe, finstre Miene des Fürsten Mentschikoff hatte sich aufgeheitert und schon begann er wieder ernstliche Zweifel zu hegen an der Unglücks-Prophezeihung der barmherzigen Schwester Constantia. Man hatte ihn, während des ganzen Krieges noch nie so heiter gesehen und schon in der Nacht nach dem in der Festung so pomphaft verkündeten Siege, entwarf er den Plan zu einem neuen Angriffe. Dieser wurde auch ausgeführt; denn schon am andern Morgen zogen 8000 Mann Russen, mit 32 Kanonen gegen die Engländer aus, um sie aus ihrer festen Stellung, die sie auf den Höhen vor Inkerman eingenommen hatten, zu vertreiben. Der Ausfall sollte gegen den äußersten, rechten Flügel der Engländer unternommen werden und war jedenfalls ein unüberlegtes Wagstück, welches offenbar nur der übertriebene Siegesjubel hervorgerufen hatte. Zuerst zogen die Russen die Straße hinauf, welche nach den Ruinen von Inkerman führt, wendeten sich dann rechts und erstiegen die Höhen, in deren Nähe die zweite englische Division, unter Befehl des Sir de Lacy Evans, ihr Lager aufgeschlagen hatte. Den Hügel, welchen sie heraufkamen, hatten die britischen Soldaten den „Bombenberg“ getauft, weil sie dort stets, so oft sie sich bei einer kleinen Ruine auf seinem Gipfel blicken ließen, mit Bomben begrüßt wurden. Links von jener Ruine stand ein starkes Beobachtungskorps englischer Infanterie und ein anderes war rechts hinter einer Steinmauer aufgestellt, die quer über die nach Sebastopol sich hinabschlängelnde Straße läuft. Noch weiter hin stand ein drittes Piquet, bei einem Felsen, welcher über die Straße hinabhängt. Die Russen, welche in drei Kolonnen, jede ungefähr 2500 Mann stark, vorrückten, trieben dieses Piquet zuerst in die Ruinen zurück. Dann rollten sie sich rechts und links auf, und während ihr rechter Flügel in die Schlacht am Bombenberge hinabstieg, ging der linke über die Straße und versuchte um den Felsen herum zu marschiren und auf diese Weise gerade auf die zweite britische Division loszustürmen und sie aus ihrer Stellung zu vertreiben. Allein die als Vorposten vorgeschobenen Piquets der Engländer, die im Ganzen nur fünf schwache Kompagnieen betrugen, hielten sich vortrefflich, und beschäftigten den Feind unausgesetzt zwei ganze Stunden lang, daß dieser nicht im Stande war, rasch vorzurücken, wie es seine Absicht gewesen war. Dieß gewährte der ganzen englischen Division Zeit, in fester Schlachtordnung vorzurücken und Verstärkung an sich zu ziehen. Der Herzog von Cambridge erschien selbst mit einer Gardebrigade und einer Batterie, und auch der General Bosquet führte fünf Bataillone Franzosen herbei. Mit großer Bravour rückten die Russen zwar vor, doch hatten sie die Schwierigkeit nicht berechnet, die ihnen die Aufstellung ihrer Geschütze verursachen würde; denn sie waren im Stande, fünf ihrer Kanonen so zu stellen, daß sie ein einigermaßen wirksames Feuer damit eröffnen konnten, und selbst diese bescheidene Artillerie mußte schweigen und zurückgezogen werden, als die englischen Batterien zu spielen begannen. Dieser Umstand brachte die russischen Infanteriekolonnen, welche sich dem heftigen Musketenfeuer der Engländer zu offen ausgesetzt sahen, bald zum Wanken, und als der Feind ihnen fest und muthig entgegenschritt, zogen sie sich in Unordnung über den niedrigem mit Strauchwerk bewachsenen Boden zurück. Eine englische Brigade verfolgte sie, über die Hügel, bis zu den Gräben Sebastopols, und ihre Artillerie sendete ihnen Kartätschen und Granaten nach, besonders aber die Lankasterkanone schleuderte Bomben unter sie, welche die Retirirenden haufenweise niederwarfen. Aber auch die Franzosen hatten den thätigsten Antheil an dem Gefechte genommen, denn die tapfern afrikanischen, reitenden Jäger, hatten die von mehreren Seiten herandringen Kosackenhorden auseinander gesprengt und in die Flucht gejagt, und die wackern Jäger von Vincennes waren in einen furcht-

baren Kampf verwickelt worden, mit den wilden tschernomorischen Scharfschützen. Die Letzteren hatten von Anfang an hinter der Redoute Nro. 4 im Hinterhalte gelegen und als nun die französischen Jäger sich vorsichtig bis über diesen Punkt hinauswagten, brachen sie plötzlich unter furchtbarem Geschrei, welches dem gellenden Schlachtrufe der Indianer gleicht, hervor, und sobald sie ihre erste Salve abgefeuert hatten, griffen sie ungesäumt, wie sie es aus den Tscherkessenkämpfen gewohnt waren, sofort mit Säbel und Yatagan an. So muthig sich nun auch die Franzosen wehrten, so waren sie doch dieser furchtbaren, ihnen ganz fremden Fechtweise nicht gewachsen und sie wären vielleicht verloren gewesen, wären nicht zwei Schwadronen der afrikanischen reitenden Jäger herbeigesprengt, und hätten sie herausgehauen und die wüthenden Tschernomoren zerstreut.

(Fortsetzung folgt.)

Das Jägerhaus.

(Fortsetzung.)

Nach diesen Worten zog der Förster ein kleines Buch aus der Tasche, reichte dasselbe seiner Pflegetochter und sagte:

„Hier, Renate — lies mir einige von den Kriegsliedern vor, die mir meine Kameraden vor Zeiten zum Andenken beim Schein der Wachtfeuer aufgeschrieben haben. In mancher heißen Schlacht sind wir mit freudigem Muth bei den Jubeltönen in den Kugelregen hineingesprengt."

„Was soll ich lesen, lieber Vater?" fragte Renate fast erschrocken, wie aus einem Traum erwachend.

„Nimm das erste beste," entgegnete Jener; „aber nur ein Siegeslied; mir ist gar fröhlich zu Sinn!"

Renate schlug das Buch mit einiger Hast auf und begann zu lesen:

Der Donner schweigt, die Schlacht verbraus't,
Im Föhrenwalde der Nachtwind saus't.

Die Sterne hell zu Häupten mir glüh'n,
Mein Herzblut strömt in die Gräser grün.

So leuchten die Sterne klar und rein
Auch über dem Thal der Heimath mein;

Wo die Eltern sitzen im stillen Haus
Und horchen bang in die Nacht hinaus;

Ob nicht Trompetenjubel erklingt
Und freudige Kunde vom Sohne bringt.

So leuchten die Sterne klar und rein
Auch über dem Garten der Liebsten mein,

Darin wir saßen, eh' fort ich zog,
Umrauscht von der Linde so wunderhoch.

Wohl rauscht und blüht und duftet der Baum,
Wohl glüht die Holde im seligsten Traum.

Ich muß in die kalte Erd' hinab,
In fremdem Lande find ich mein Grab.

Hier hielt Renate einige Augenblicke tief ergriffen inne, dann las sie mit zitternder Stimme weiter:

Fahrt wohl, Ihr Lieben! — mein Auge bricht —
Es stirbt der Himmelssterne Licht.

Gelobt sey Gott! nun ist's vollbracht;
Trompeten durchjubeln die schweigende Nacht.

Hurrah! wie rufen so freudenreich
Die Siegesklänge in's Himmelreich!

Die letzten Worte vermochte Renate vor heftiger Bewegung kaum zu lesen, Das Buch entsank ihren Händen, und in Thränen ausbrechend, rief sie laut und schmerzlich:

„Ach Vater — er ist gewiß todt!"

„Wer? der Franz?" fragte der Förster verwundert. „Ja, man sagt's — aber was geht der Franz Dich an?"

„Ach, ist es doch gar so traurig, wenn einer so jung sterben muß!" erwiderte Renate sich fassend.

„Seine arme Mutter ist am schlimmsten dran!" sagte Reinold mitleidig. „Die sitzt nun einsam in ihrem kleinen Häuschen und hofft und harrt, daß ihr Franz bei ihr eintreten soll — — da mag sie lange warten!" fügte er mit düsterm Blick hinzu.

Als sie noch so sprachen, öffnete sich plötzlich die Gartenthür, und der Doktor Wolfenstein trat herein. Seine Miene war verstört und bleich, und seine unheimlich glühenden Augen rollten unstät umher.

Der Förster sprang bei seinem Anblick freudig auf, reichte ihm die Hand und sagte: „Tausendmal willkommen, bester Herr Doktor! Eben hab' ich noch von Ihnen geredet!"

„Großer Gott, was werde ich hören!" sprach Renate angstvoll bei sich.

„Ich komme, um Ihnen Lebewohl zu sagen, Herr Förster," erwiderte Wolfenstein, nachdem er Reinold und seine Pflegetochter begrüßt hatte. „Ich bin genöthigt, eiligst nach Frankreich zurückzukehren, da unsere unerwartete Niederlage bei Leipzig mir jede Hoffnung benommen hat, jetzt eine Anstellung in Deutschland zu erhalten."

„Es thut mir recht weh, daß wir uns so bald trennen müssen," entgegnete Reinold. „Indessen werde ich Alles aufbieten, um Ihnen späterhin zu einer Ansiedelung in meiner Nähe zu verhelfen, wär's auch anfangs nur in einem kleinen Orte in unserm Gebirge. Sind Sie denn ein Augenzeugen der Schlacht gewesen, Herr Doktor?" fragte er in gespannter Erwartung.

„Wollte Gott, ich wäre nur ein Augenzeuge gewesen!" rief der Arzt mit erheucheltem Schmerz. „Mein Eifer, den Verwundeten Hülfe zu leisten, führte mich aber zu weit, und so gerieth ich in das wildeste Schlachtgetümmel und war endlich gezwungen, um mein Leben zu retten, am Kampfe Theil zu nehmen. Manchen wackern Mann sah ich an meiner Seite niedersinken — unser Regiment hat entsetzlich gelitten — — fast alle Offiziere desselben sind gefallen."

Bei diesen Worten machte Renate eine heftige Bewegung und horchte athemlos mit steigender Angst auf Wolfenstein's Erzählung.

„Namentlich schmerzt mich der Verlust eines jungen blühenden Freundes, der gleich beim ersten Angriff von einer Flintenkugel in die Brust getroffen wurde," fuhr der Arzt mit erheuchelter Trauer fort, indem er einen lauernden Blick auf Renate warf. „Ich wandte Alles an, um ihn zu retten — vergebens — ich sah ihn vor meinen Augen sterben, er war der Einzige, den ich unter den Offizieren des Regimentes liebte: — einen zweiten Julius Bernard find' ich sobald nicht wieder!" setzte er mit scharfer Betonung, wie von herbem Scherzen ergriffen, hinzu.

„Dem gönn' ich die Kugel, die ihn getroffen hat!" murmelte der Förster tiefaufathmend, gleich als ob eine schwere Last von seinem Herzen genommen sey.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Verunglücktes Badevergnügen.] Aus Nantes meldet der Phare de la Loire, daß zwei Damen, Mme. Dault und Mme. Mathieu, in der Sevre badeten, während zwei Mlles. Boitard auf dieselben am Ufer warteten. Plötzlich fiel Mme. Dault in eines der steil abfallenden Löcher des Flusses; Mme. Mathieu wollte sie retten und ward nachgezogen. Auf den Hülferuf der Mlles. Boitard eilten die Herren Boitard, Dault und Mathieu herbei. Boitard stürzte sich sofort mit den Kleidern ins Wasser; obwohl er ein trefflicher Schwimmer, verschwand er gleich den beiden Damen. Auch Mathieu machte einen Rettungsversuch, fühlte seine Kräfte jedoch bald erlahmen; Dault konnte nicht schwimmen, ward jedoch nur mit Mühe zurückgehalten, sich gleichfalls nachzustürzen. Eine halbe Stunde später wurden die beiden Damen und Herr Boitard todt aus den Fluthen der Sevre gezogen. Die drei Leichen hielten sich noch fest umschlungen.

Der „Münchener Bote" erhält von sachkundiger Hand folgende interessante und genau berechnete neue Zusammenstellung aller bayerischen See'n nach ihrer Größe und Tiefe. Erstere ist jedoch weit zweckmäßiger und anschaulicher in der Anzahl der Tagwerke ausgedrückt, statt wie gewöhnlich in den Geographien und Reisebüchern nur annähernd in Stunden und Meilen des Umfanges. Die Tiefenmessungen sind zudem fast nirgends richtig zu finden; in folgenden Daten sind sie in doppelter Weise angegeben:

Name.	Tagwerkzahl:	größte Klafter-Tiefe	Schuh
Chiemsee	27,248	84	504
„ Herreninsel	608	—	—
„ Fraueninsel	84	—	—
„ Krautinsel .	24	—	—
Starnbergersee . .	16,852	69	414
„ Insel	174	—	—
Ammersee	13,784	50	300
Walchensee . . .	4,965	112	672
Tegernsee	2,471	50	300
Königssee	1,700	—	—
„ Hintersee	250	—	—
Kochelsee	1,590	40	240
Wörthsee	1,348	—	—
„ Insel .	21	—	—
Meisingersee . . .	1,091	—	—
Schliersee	718	28	168
Weßlingersee . . .	51	—	—
See im englischen Garten	6	—	—

[Ein verwegener Räuber.] In der Nähe von Narbonne im südlichen Frankreich wurden am 13. August, um 6 Uhr Morgens, zwei Metzger, die sich nach dem genannten Markte begaben, beraubt. Die That wurde von einem einzelnen Manne, der ein Katalane schien, begangen. Derselbe war mit zwei Pistolen und einem Dolche bewaffnet. Dem einen der Metzger schoß er ins Gesicht und nahm ihm 150 Franken ab. Den anderen zwang er, indem er ihm seine Pistole auf die Brust setzte, zur Herausgabe von 400 Franken. Nach vollendeter That ergriff er die Flucht. Obgleich man sofort Nachforschungen anstellte, so gelang es nicht, dem Raubmörder auf die Spur zu kommen. Man fand nur in einem Graben ein Dolchmesser und eine Pistole. Dem verwundeten Metzger hofft man das Leben erhalten zu können.

Die Zuaven-Schauspieler werden im Monat September von Paris in Wien eintreffen und geben vorläufig zwölf Generalvorstellungen im Abonnement im Theater an der Wien. Die Gesellschaft aus acht Männern und einer Marketenderin bestehend, bringt nur Spektakelstücke zur Aufführung.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag der Wailand'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 209 | Mittwoch, 2. September | 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

So endete auch dieser Kampf und wahrlich nicht zum Vortheile der Russen; denn sie mußten sich, ohne ihren Zweck auch nur im Mindesten erreicht zu haben, zurückziehen und verloren nicht weniger als 500 Todte und Verwundete und gegen 70 Mann Gefangene, unter welchen sich vier Offiziere befanden.

Demungeachtet aber verbreitete sich in Sebastopol wieder ein neuer Siegesjubel, und von jenem Tage an herrschte überhaupt ein ganz wunderliches Treiben in der Festung. Die durch den täglichen Dienst so schon hart angestrengten Truppen wurden auch noch gepeinigt durch militärische Exerzitien, unter welchen die sogenannten Gefechtsstellungen, deren Anwendung der Kaiser Nikolaus seinen Generälen jüngst erst auf das Dringendste empfohlen hatte, eine Hauptrolle spielten. Die wenigen freien Stunden aber, welche den gequälten Truppen noch übrig blieben, wurden durch Beten und Einsegnen ausgefüllt, denn der Russe wird vor jedem Kampfe regelmäßig durch priesterlichen Segen zum Siege oder zum Tode geweiht.

Auch Stanislaus Krasinsky war durch den Dienst im Innern der Festung so unausgesetzt und angestrengt beschäftigt worden, daß er nicht im Stande gewesen war, der Gräfin Tschernaloff seine Aufmerksamkeit wie bisher zu erweisen. Nach jenem schrecklichen Vorfalle in dem Hotel, welches sie bewohnte, hatte er sich begnügt, sie unter den Händen des Arztes zurückzulassen, welcher sich zugleich erbot, sie, sobald es ihr Zustand erlaubte, in eine sicherer gelegene Wohnung bringen zu lassen. Er selbst aber fühlte es jetzt klar, welchem schmählichen Verdachte er sich ausgesetzt hatte, indem er die Ohnmächtige in jener nächtlichen Stunde aus ihrem Zimmer herabtrug. Es war ihm nicht entgangen, daß der Beistand, den er ihr in der menschenfreundlichsten Weise geleistet hatte, nicht ohne Zeugen geblieben war, und er mußte sich deßhalb auch durch den ganzen Vorfall höchst unangenehm berührt fühlen. Zugleich aber peinigte ihn auch ein gewisses Schamgefühl, daß er sich durch Olga so lange hatte täuschen lassen; denn es stand jetzt erst klar vor seiner Seele, daß sie ihn mit ihren Netzen umsponnen hatte, um ihn an ihren Triumphwagen zu fesseln. Schrecken und Widerwillen bemächtigten sich seiner, so oft er nur daran dachte, wie nahe er daran gewesen, in ihre Schlingen zu fallen. Wie ein heiliges Kleinod hielt er seine Liebe zu Georginen in seinem Herzen verborgen und überhäufte sich selbst mit den bittersten Vorwürfen, daß er sich durch die Reize der schönen Gräfin auch nur einen Augenblick hatte verblenden lassen. Doch die Festigkeit seines Charakters ließ ihn bald zu dem Entschlusse gelangen, ähnliche Versuchungen entschieden von sich abzuwehren, und hinfort jedes Zusammentreffen mit der Gräfin so viel als möglich gänzlich zu vermeiden. Die überhäuften Dienstgeschäfte, die ihn in den nächsten Tagen in Anspruch nahmen, gaben ihm auch einen gegründeten Vorwand, ihre schriftlichen Einladungen, sie in ihrer neuen Wohnung zu besuchen, abzulehnen; doch ihre glühende Leidenschaft verleitete sie bald zu weiteren unvorsichtigen Schritten. Nicht allein, daß sie wiederholt auf dem Exerzierplatze in ihrer Equipage erschien, und seine Aufmerksamkeit, während er mit den militärischen Uebungen seiner Leute beschäftigt war, vor den Augen Aller auf sich zu ziehen suchte; verfolgte sie ihn auch in Verkleidung zuweilen und drang endlich sogar in männlichem Kostüm bis in sein Quartier, welches er in der Kaserne bewohnte.

Aber gerade dadurch verfehlte sie ihren Zweck, denn die Verletzung aller weiblichen Sitte, die sie zur Schau trug, empörte ihn und scheuchte ihn nur noch mehr von ihr zurück. Das Mitleid, welches er bisher für sie gefühlt, hatte sich bereits in offenbaren Widerwillen verwandelt, und alle Künste der Koketterie, welche sie in der raffinirtesten Weise ausübte, waren nicht mehr im Stande, ihn auch nur auf einen Augenblick zu verblenden. Als sie sich aber so weit vergaß, in Männerkleidung bis in seine Wohnung zu dringen, da zwang ihn sein offener redlicher Sinn, sich durch eine entschiedene Erklärung von ihren zudringlichen Verfolgungen zu

befreien. Er gestand ihr, daß er bereits eine heiße und innige Liebe in seinem Herzen trage, die er treu und heilig zu bewahren fest entschlossen sey, und deutete ihr an, daß das freundschaftliche Verhältniß, in welchem er zu ihr gestanden, die schmählichsten Mißdeutungen erfahren habe, die ihren Ruf verletzen mußten, weßhalb er es durchaus für nothwendig erachte, daß sie in Zukunft einander fern blieben.

Mit finsterm Erstaunen nahm sie diese Erklärung auf, und schien sich tief verwundet dadurch zu fühlen. Doch noch gelang es ihr, den auflodernden Zorn, der sich in ihr regte, zu unterdrücken, und indem sie ihm jetzt mit gleicher Offenheit entdeckte, daß nur ihre glühende Liebe zu ihm sie zu allen diesen Schritten bewogen habe, suchte sie ihn durch Thränen und Bitten zu erweichen, und seinen Entschluß sich fern von ihr zu halten, zu erschüttern; doch vergebens. Stanislaus wankte nicht, er trat ihr nur um so schroffer gegenüber und sie verließ ihn endlich in der furchtbarsten Aufregung und unter heftigen Rachedrohungen, welche verriethen, wie tief ihr Stolz verwundet worden war. Doch er legte diesen Aeußerungen ihres Zornes wenig Gewicht bei und weit davon entfernt, Besorgnisse deßhalb zu hegen, hatte er sie im Drange der kriegerischen Ereignisse und seiner militärischen Verpflichtungen, welche seine ganze Zeit in Anspruch nahmen, nach wenigen Tagen schon beinahe gänzlich vergessen.

So war der vierte November herangekommen und um zum größten Erstaunen des Fürsten Mentschikoff die Vorhersagung der barmherzigen Schwester Konstantia wahr zu machen, waren die beiden jüngsten Söhne des Kaisers Nikolaus, die Großfürsten Nikolaus und Michael, von Kischeneff eingetroffen, und hatten die entschiedene Weisung ihres Vaters an den Oberfeldherrn mitgebracht, ungesäumt einen entscheidenden Schlag zu wagen, durch welchen die Belagerer vernichtet, oder doch aus der Krim verjagt werden sollten. Der Fürst Mentschikoff hatte auch bereits Alles zu einer Hauptschlacht vorbereitet und nicht allein die Festung war mit frischen Truppen überfüllt, sondern auch dem Lager außerhalb derselben waren bedeutende Verstärkungen zugeführt worden. Es läßt sich auch durchaus nicht läugnen, daß es den Russen gelungen war, ein ansehnliches Heer zusammenzubringen, welches den Verbündeten an Anzahl und besonders an Artillerie und Kavallerie überlegen war. Im südlichen Theile der Festung befanden sich 32 Bataillone mit 240 Feldgeschützen und im Nordfort 6500 Mann. Im Lager an der Tschernaja aber standen 66 Bataillone, 37 Schwadronen regelmäßiger Kavallerie nebst 34 Sotnien Kosaken, mit 244 Feldkanonen. Zusammen bildeten also diese Truppen eine Streitmacht von 108,000 Mann mit 484 Kanonen. Mit dieser Macht ließ sich allerdings ein bedeutender Schlag wagen, der um so nothwendiger erscheinen mußte, da die Alliirten mit unglaublicher Schnelle in ihren Belagerungsarbeiten vorgerückt waren. Die zweite Parallele war bereits vollendet und die Anlage der dritten hatte schon begonnen. Ließ man den Feind auf diese Weise der Festung ungestört immer näher rücken, so war zu befürchten, daß er schon in wenigen Tagen zum Sturme schritt und alle seine Kräfte aufbot, um die Festung noch vor Eintritt der harten Winterzeit zu nehmen, damit er seinen Truppen bessere Quartiere schaffen könne, als sie die offenen, freien Lagerplätze darboten. Auch hatte das unausgesetzt fortdauernde Bombardement in der Stadt bereits erheblichen Schaden angerichtet und bedeutende Brände verursacht. Deßhalb hatte auch Mentschikoff geglaubt, den Versuch wagen zu müssen, dem drohenden, allgemeinen Angriffe nicht allein zuvorzukommen, sondern ihn wo möglich für immer zu vereiteln.

(Fortsetzung folgt.)

Das Jägerhaus.

(Fortsetzung.)

Renate aber war bei den letzten Worten des Arztes mit dem leisen Schrei: „Gott sey mir gnädig!" zu Boden gesunken.

„Um aller Heiligen willen! was ist dem Mädchen?" rief Reinold voller Entsetzen, die Ohnmächtige emporhebend. „Renate! meine liebe Renate! was ist Dir begegnet?"

„Das arme Kind hat gewiß sehr zarte Nerven!" sagte Wolfenstein höhnisch. „Ich hätte in ihrer Gegenwart nicht so viel Gräßliches erzählen sollen!"

Nach einigen Sekunden schlug Renate die Augen auf und sagte, sich erhebend, mit matter Stimme zu ihrem Pflegevater, der sie mit namenloser Angst anschaute:

„Sey unbesorgt, lieber Vater — es war nur der Schreck über die vielen Todesnachrichten. Ich dachte an das Lied — an — an Franz — an seine unglückliche Mutter; — mir wird schon besser werden."

„Denke nicht weiter daran, mein Kind," hat der Förster mit sanftem Ton, indem er das Mädchen zum Hause geleitete. „Lege Dich eine Weile auf Dein Ruhebett; der Schlummer wird Dir wohlthun."

Renate wankte schweigend und todtenbleich auf ihr Zimmer, Reinold aber kehrte zu dem Arzt zurück, um sich noch Einiges von ihm über den Hergang der Schlacht berichten zu lassen.

„Mir wären unter dem Blutbade auch bald die Sinne vergangen," fuhr Wolfenstein in seiner Erzählung fort. „Hätte ich nicht eine so kernfeste Natur, ich stände nicht hier vor Ihnen. Bis zum letzten Augenblick hielt ich auf dem Schlachtfelde aus und half, wo zu helfen war. Endlich aber riß mich der Strom der Fliehenden mit sich fort. Eine halbe Schwadron unseres Regimentes hatte sich mit Löwenmuth durchgeschlagen und zog sich in möglichster Ordnung zurück. Als die Braven mich erblickten, nahmen sie mich wider meinen Willen in ihre Mitte, gaben mir ein Pferd, und fort ging's in unausgesetztem Jagen bis Erfurt. Dort verabschiedete ich mich von ihnen und reiste mit Kurierpferden hierher, um Ihnen Lebewohl zu sagen und meine im Kirchdorf zurückgelassenen Sachen abzuholen. Noch diesen Abend denk' ich meine Reise nach Frankreich fortzusetzen. Da ich auch Ihren Heimathsort berühren werde, Herr Förster, so sollte es mir zur Freude gereichen, wenn ich Ihnen als Botschafter dorthin dienen könnte. Sie stehen ja noch mit einigen von Ihren Freunden in Korrespondenz, wie ich meine."

„Allerdings hab' ich vor wenigen Tagen ein Schreiben an einen meiner früheren Kollegen angefangen, worin ich ihn gebeten habe, noch einmal wegen meines Sohnes Nachforschungen anzustellen," erwiderte Reinold; „dasselbe ist aber leider noch nicht vollendet."

„Vor Einbruch der Nacht reise ich nicht ab," entgegnete Jener.

„Nun, so werd' ich Ihnen den Brief gegen Sonnenuntergang durch meinen Konrad zusenden," sagte der Förster. „Dort links vom Pfade nach dem Kirchdorf gibt's einen neuen Tannenschlag anzulegen, und da muß ich die Leute noch ein paar Stunden beaufsichtigen, ehe ich an's Schreiben gehen kann."

„Den Weg will ich Ihrem Konrad ersparen," versetzte Wolfenstein. „Da die große Landstraße so mit Fliehenden bedeckt ist, daß ein Wagen kaum durchzukommen vermag, so habe ich beschlossen, auf Nebenwegen durch das Gebirg zu reisen, und da ich dabei doch dieß Thal berühren werde, so will ich gegen Sonnenuntergang hier vorüberfahren und Ihren Brief selbst in Empfang nehmen."

„Wär's mir nicht darum zu thun, einen lieben Landsmann noch einmal zu sehen, so litt ich es nicht," erwiderte Reinold; „aber unter solchen Umständen darf ich Ihre Freundlichkeit schon annehmen. Schlag fünf Uhr soll der Brief gesiegelt auf meinem Schreibpult liegen."

„Auf Wiedersehen denn!" rief der Arzt, reichte dem Förster die Hand und eilte rasch von dannen.

„Ich gönne sonst keinem Menschen den Tod," sprach Reinold, die Büchse ergreifend, nach einer Weile bei sich selbst; „aber daß der Bernard bei Leipzig gefallen ist, hat mir eine wahre Last vom Herzen genommen! Seitdem der Wolfenstein mir gesagt, daß bei seinem Regiment ein Offizier stehe, der denselben Namen trage, wie der Mörder meines Glückes, hat mich Tag und Nacht der Gedanke verfolgt, daß der Mensch mir noch einmal meine Renate verführen könnte. Von der Angst bin ich nun gottlob befreit," fügte er hinzu, indem er Jagdtasche und Büchse über die Schulter warf und dem Tannenschlag zuschritt.

Wolfenstein hatte indessen den Pfad nach dem Kirchdorf nur eine kleine Strecke verfolgt. Sobald er den Forst erreicht hatte, schlug er sich seitwärts durch den Wald und eilte ungesehen durch das dichte Unterholz wieder zum Jägerhause zurück.

„Jetzt gilt es Schlauheit und Eile," sprach er, hastig am Abhange der Berge hinschreitend, bei sich selbst. „Noch innerhalb der nächsten Stunde muß Alles entschieden und Renate mein seyn, sey es mit Güte, List oder Gewalt; auf deutschem Grund und Boden ist es nicht recht geheuer mehr für mich. — Der Bernard wird mich übrigens in keiner meiner Operationen mehr stören," fuhr er mit teuflischem Behagen fort, — „Den hat meine Kugel gut getroffen, als er sich im dicken Pulverdampfe mit den Preußen herumschlug! Wäre er nur mein glücklicher Nebenbuhler gewesen, so hätte ich ihn schon auf andere Weise vom Halse schaffen wollen; aber daß er um meine Doppelgängerei wußte und mir drohte, meine Pläne zu entdecken, das verdiente zehnfachen Tod! An den Briefen mit den wichtigen Geheimnissen, die er mir sterbend zur Besorgung an den Förster einhändigte, mag sich Renate trösten und ergötzen, wenn sie an meiner Seite dem schönen Frankreich entgegen eilt, wo ich auf meinen Lorbeeren auszuruhen gedenke."

In der Nähe des Jägerhauses verbarg er sich in einem dichten Gebüsch, von wo aus er die Thür im Auge hatte, und spähete erwartungsvoll hinüber, in der Hoffnung, bald Gelegenheit zu finden, Renate zu sehen zu sprechen.

Einige Zeit hindurch herrschte tiefe Herbstesstille in dem einsamen Thal, die nur dann und wann durch das Zirpen einzelner Drosseln unterbrochen wurde, welche den Wald durchflogen. Von den regungslos dastehenden Bäumen des Gartens fielen die welken Blätter langsam zur Erde, so oft ein leises Lüftchen vom Süden herüberwehte und um die glühendrothen Blüthenkronen der Georginen spielte. Es war, als ruhe ein unheimlicher Bann auf dem schönen Jägerhause und seinen Umgebungen.

Wolfenstein hatte sich in seiner Erwartung nicht getäuscht. Als er eine Weile in seinem Versteck zugebracht, öffnete sich die Thür, und Renate trat heraus. Das sonst so blühende, holdselige Angesicht war bleich und das klare blaue Auge feucht von Thränen.

Sie schritt langsam nach der Bank unter den Linden und sprach mit zitternder Stimme leise vor sich hin:

So leuchten die Sterne klar und rein
Auch über dem Garten der Liebsten mein,
Darin wir saßen, eh' fort ich zog,
Umrauscht von der Linde so wunderhoch.
Wohl rauscht und blüht und duftet der Baum,
Wohl glüht die Holde im seligsten Traum.
Ich muß in die kalte Erd' hinab,
In fremdem Lande find ich mein Grab.

„Und das ist nun Wahrheit, furchtbare Wahrheit!" rief sie mit dem Ausdruck des höchsten Schmerzes. „Julius liegt allein und unbeweint in fremder Erde — die welken herbstlichen Blätter fallen auf sein Grab — ich werde ihn nie, nie wiedersehen!"

Bei diesen Worten verhüllte sie ihr Antlitz mit dem Tuch und sank weinend auf die Bank nieder.

Indessen hatte Wolfenstein sein Versteck verlassen, öffnete die Gartenpforte und schritt auf Renate zu. Das dadurch entstehende Geräusch weckte die Letztere aus ihren schmerzlichen Träumen. Als sie den Arzt erblickte, erschrack sie heftig und wollte dem Hause zueilen, dieser aber sagte mit schmeichelnder Stimme:

„Erschrecken Sie nicht, schöne Renate. Ich komme, um Ihnen ein schweres Unrecht abzubitten. Ich befand mich vorhin in einer solchen Aufregung, daß ich Ihre Gegenwart vergaß und Sie auf eine so unzarte Weise mit dem Tode eines Mannes bekannt machte, der Ihrem Herzen theuer gewesen ist. Ja, Ihr Hinsinken hat es mir bewiesen, daß Sie ihn lieben, so lieben wie er es sterbend hoffte und ahnte — seine Liebe zu Ihnen war unermeßlich — sein letztes Wort war Ihr Name."

Der sanfte Ton, mit welchem Wolfenstein dieß sagte, und der Wunsch, etwas Näheres über den Tod des Geliebten zu erfahren, siegten über das heimliche Grauen, welches sie vor Jenem hegte, und so fragte sie leise schluchzend:

„Sie sind sein Freund gewesen — haben ihn fallen sehen; — — wo ist sein Grab?"

„Fassen Sie sich, theure Renate," erwiderte der Arzt bittend; „Sie sollen Alles hören und werden mir gewiß für das danken, was ich als Freund gethan habe." Dann warf er einen forschenden Blick auf das Mädchen und fragte mit gedämpfter Stimme: „Fühlen sie sich stark genug, Ihren Geliebten noch einmal zu sehen? Wir führen seine entseelte Hülle mit uns, um sie in heimathlicher Erde zu bestatten."

„Großer Gott, was hör' ich!" rief das Mädchen.

„In jenem kleinen Dörfchen dort, abseits von dem wilden Getümmel, welches auf der großen Landstraße tobt, steht die Leiche," fuhr Wolfenstein fort. „Heute Abend wird der Trauerzug, der aus den übrig gebliebenen Tapfern unseres Regiments besteht, vom Kirchdorf wieder aufbrechen. Fürchten Sie die Nachrede der Leute, so soll Sie mein Wagen, der dort im Thale meiner wartet, sogleich dorthin führen. Alle störenden Zeugen werde ich fern zu halten wissen — das gelob' ich Ihnen feierlich."

„Ja, — ich muß ihn noch einmal sehen, und kostete es mein Leben!" rief Renate nach kurzem schmerzlichem Kampfe.

„Gott sey Dank! die List gelingt!" murmelte Wolfenstein mit triumphirender Miene vor sich hin.

„Lassen Sie den Wagen nach dem Fichtengehölz dort drüben fahren," bat das Mädchen mit bebender Stimme; „in einer Viertelstunde werde ich mich daselbst einfinden."

„Vertrauen Sie mir," entgegnete Jener. „Alles soll rasch und in der größten Stille vor sich gehen."

Damit eilte er schnellen Schrittes von dannen; Renate aber sank, von Schmerz und Angst überwältigt, auf die Bank, und ein heißer Thränenstrom entquoll ihren Augen. Jetzt erst war es ihr klar, wie unendlich sie die Liebe zu dem Dahingeschiedenen beseligt hatte. Es war ihr, als müsse die leise verglühende Sonne auch bald über ihrem Grabe scheinen, und wie die Blätter so langsam von den hohen Linden zur Erde niedersanken, meinte sie ferne Stimme zu hören, die sie zum freudigen Wiedersehen riefen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Bei Cricklewood in England ist am Montag — es ist nicht genau ersichtlich, ob man am 27. Juli oder 3. August — nach einem Orkan am vorangegangenen Tage und bei darauf folgendem sehr heißen Wetter ein Block von reinem krystallinischen Eise, 25 Pfund schwer, auf eine Wiese herabgefallen. Es wird daran erinnert, daß Mezeray in seiner französischen Geschichte erzählt, im Jahre 1510 sey während eines Gewittersturmes ein 100 Pfund schwerer Eisblock zur Erde gefallen.

Das deutsche Lied hat abermals in Frankreich die gebührende Anerkennung gefunden. Der vor einem halben Jahre in Paris gegründete deutsche Gesangverein „Germania" unter Leitung des Kapellmeisters Eberwein hat kürzlich bei den großen Gesangfesten zu Caen und Melun mit 5000 Sängern gewetteifert und den ersten Preis, eine große goldene Medaille, davon getragen.

Redakteur: Gustav Messert.
Druck u. Verlag der Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 210 Donnerstag, 3. September 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

Sobald Mentschikoffs Absicht bekannt wurde, verbreitete sich nicht allein im russischen Lager, sondern auch in der Festung großer Jubel, welcher am letzteren Orte durch die unvermuthete Ankunft der beiden kaiserlichen Prinzen nur noch gesteigert wurde. In ganz Sebastopol erblickte man fast nur noch Soldaten und auf allen Plätzen und Straßen, in allen Kaffeehäusern und andern öffentlichen Orten hörte man von nichts sprechen, als von der unzweifelhaften Vernichtung der ganzen feindlichen Armee, woran die übertriebensten Hoffnungen auf weitere glückliche Erfolge und kühne Eroberungen geknüpft worden.

Unter den Offizieren des Regiments Minsk, dem Stanislaus jetzt angehörte, befanden sich mehrere geborene Polen, mit welchen er sich schnell befreundet hatte, und mit einigen derselben, saß er in seinem Quartiere beisammen, wo sie unter ernsten, aber weniger hoffnungsreichen Gesprächen, der vergangenen Ereignisse gedachten und den kommenden entgegensahen. Das Regiment Minsk hatte sich an den Kämpfen vom 25. und 26. Oktober nicht betheiligt; aber da man jetzt eine Hauptschlacht erwartete, so war auch mit ziemlicher Gewißheit darauf zu rechnen, daß es daran Theil nehmen würde und man harrte schon den ganzen Abend hindurch auf die bestimmte Ordre zum Ausmarsche.

Endlich, um 9 Uhr Abends, am 4. November, begannen plötzlich die Glocken von allen Kirchthürmen zu läuten und zugleich rief die wirbelnde Trommel zum Sammeln. Stanislaus und die ihm befreundeten Offiziere sprangen von ihren Sitzen empor, und nach wenigen Augenblicken eilten sie vollkommen gerüstet in den Kasernenhof hinab, wo die einzelnen Kompagnien ihres Regimentes bereits schweigend zusammen traten. Doch es galt noch nicht einem Ausrücken gegen den Feind; die Soldaten sollten erst durch die Einsegnung zum Kampfe und Tode geweiht werden. Erst als das Regiment sich in Bewegung setzte, erfuhr man, daß es nach dem Dome marschiren sollte, um dort einem feierlichen Gottesdienste beizuwohnen.

Das Gotteshaus war hell erleuchtet und die Einsegnung der Schlachtopfer, mit ihren Fahnen und Waffen, wurde mit dem ganzen Pomp der griechischen Kirche vollzogen. Die Zeremonie war noch nicht beendet, als die Soldaten auch schon in einen gellenden Schlachtenruf ausbrachen und ungestüm verlangten, gegen den Feind des heiligen Rußlands geführt zu werden.

Stanislaus hatte indessen, wenig Antheil an der Feier nehmend, in trübe Gedanken verloren, an eine Säule gelehnt, und mit untergeschlagenen Armen, selbst im Schatten stehend, in das flimmernde Lichtgefunkel hinein geblickt. Da hörte er plötzlich, sehr vernehmlich und ganz nahe seinen Namen flüstern. Verwundert schaute er sich um und erblickte hinter der Säule eine schwarzgekleidete und in einen langen, schwarzen Schleier ganz verhüllte Dame. An ihrem hohen, vollen Wuchse, und an ihren funkelnden Augen, die feurig durch das leichte Gewebe, welches ihr Antlitz bedeckte, hindurchblitzten, erkannte er Olga, und seine Stirn zog sich in finstere Falten zusammen.

„Stanislaus!" rief sie ihm mit gedämpfter Stimme zu; „Du ziehst in den Kampf Theurer! Laß uns nicht scheiden, ohne uns verlobt zu haben. Hier an dieser heiligen Stätte schwöre ich Dir es, daß ich Dich liebe, wie ich noch niemals einen Mann geliebt —"

Doch Stanislaus unterbrach sie fastheftig, indem er zu ihr sprach: „Schweigen Si und entweihen Sie diesen heiligen Ort nicht durch Ihre Liebesschwüre, die ich fest und entschieden zurückweisen muß. Ich habe Ihnen bereits gesagt, daß ich selbst das freundschaftliche Band, welches mich an Sie knüpfte, um Ihres Rufs, um Ihrer Ehre willen, trennen mußte; ich habe ihnen ein offenes Geständniß abgelegt —".

Doch sie ließ ihn nicht ausreden und unterbrach ihn mit den Worten: „Ich glaube nicht an Dein Geständniß, Stanislaus! Nein, nein, Du liebst keine Andere und es kann Dich kein weibliches

Wesen mehr lieben, als ich. Gehe nicht zürnend von mir, ohne Abschied. Ich muß Dich sprechen, ehe Du ausziehst in den Kampf, nur wenige Minuten, gönne mir diesen Abschied —«

„Das kann auch hier — jetzt gleich geschehen!« entgegnete Stanislaus. »Lassen Sie uns scheiden, ohne Groll! Ich zürne Ihnen nicht und wollen Sie einen Freundesrath von mir annehmen, so verlassen Sie Sebastopol, sobald als möglich. Leben Sie wohl!" Und mit einer leichten Neigung seines Hauptes verließ er die Säule und trat zu einer Offiziergruppe, welche wenige Schritte von ihm entfernt stand.

Olga sendete ihm einen wüthenden Blick nach, und unter leisem Zähneknirschen rief sie mit unterdrückter Stimme: »Hüte Dich, daß ich Dich nicht verderbe, stolzer Pole!« Dann wendete sie sich rasch ab von ihm und ging eilig, in großer Aufregung den langen Säulengang hinab, bis zum Ausgange des Doms, wo sie verschwand.

Diese ganze Scene war aber nicht ohne Zeugen geblieben; denn in einem vergitterten Betstuhle, ganz nahe bei jener Säule, an welcher Stanislaus gelehnt hatte, befanden sich drei barmherzige Schwestern, welche die schöne Gräfin nicht allein gesehen, sondern auch ihr Gespräch mit dem jungen Manne gehört hatten, so leise es auch geführt worden war.

Da sich die Zeremonie ihrem Ende näherte, so traten sie geräuschlos aus dem Kirchenstuhle heraus und die Eine derselben näherte sich Stanislaus, und flüsterte ihm mit unterdrückter Stimme und in sichtbarer Bewegung zu: »Graf Krasinsky, gedenken Sie Ihrer Mutter im Kampfe!"

Dann wendete sie sich rasch von ihm ab und schritt mit ihren Gefährtinnen eilig den Säulengang hinab, worauf sie den Dom verließen.

Stanislaus hatte sich zwar sogleich nach ihr umgewendet, als sie zu ihm sprach, doch vermochte er ihr dichtverschleiertes Antlitz nicht zu erkennen, und ihre feierliche Warnung erregte einen so seltsamen, tiefergreifenden Eindruck in ihm, daß er wie gefesselt stand, und erst daran dachte, ihr zu folgen und sie um nähere Erklärung ihrer Anrede zu bitten, als sie bereits verschwunden war. Er vermochte sich ihre Worte nicht anders zu deuten, als, daß sie durch die Mahnung, seiner Mutter zu gedenken, ihn veranlassen wollte, sich im Kampfe zu schonen, und sich nicht zu tollkühn den Gefahren auszusetzen, die ihn vielleicht noch in dieser Nacht erwarteten. Nun hatten aber gerade in der letzten Zeit die kriegerischen Ereignisse seinen Geist so ausschließlich beschäftigt, daß er seiner geliebten Mutter weniger, als es sonst der Fall war, gedacht hatte, weßhalb ihm auch die warnende Stimme schwer auf sein Herz fiel. Wer aber konnte die geheimnißvolle Warnerin seyn, die das innige Band, welches ihn mit seiner Mutter verknüpfte, so genau zu kennen schien, und die eine so rege Theilnahme für ihn zeigte, hier am Ende des Reiches, auf dem wilden Kampfplatze, wo er sich von allen Freundesherzen verlassen fühlte? Er wußte sich das Räthsel nicht anders zu lösen, als daß die barmherzige Schwester — denn als solche hatte er sie auf den ersten Blick erkannt — eine Freundin seiner Mutter und von dieser beauftragt sey, seine kindlichen Erinnerungen zu wecken. Er ließ sich dieß wohl vermuthen, da nicht selten Damen aus den höchsten Ständen des Reiches in den Orden der barmherzigen Schwestern traten, und mit bewunderswerther Selbstverläugnung die Pflichten der Menschenliebe erfüllten. Er beschloß deßhalb auch, sobald ihm irgend Zeit dazu bliebe, sich nach dem Kloster der barmherzigen Schwestern zu begeben und dort nähere Nachforschungen nach der ihm Unbekannten anzustellen. Zugleich aber gelobte er sich auch im Stillen, ihre Warnung, so weit es ihm seine militärische Ehre erlaubte, zu beherzigen. Doch wenige Minuten später wurden seine Gedanken wieder durch seinen Dienst in Anspruch genommen; denn als die Feierlichkeit beendigt und sein Regiment vor dem Dome wieder in Reihe und Glied getreten war, erhielt es Befehl; nach dem Quarantänefort zu marschiren und dort bis auf weitere Ordre zu verbleiben.

(Fortsetzung folgt.)

Das Jägerhaus.

(Fortsetzung.)

Eben war sie im Begriffe, die Thür des Hauses zu verschließen und dem Fichtengehölz zuzueilen, als die Frau Tanner in seltsamer Aufregung und Hast in den Garten trat. Bei Renatens Anblick schien ein Freudenstrahl ihr Gesicht zu überfliegen, und dem Mädchen krampfhaft die Hand drückend, fragte sie:

»Weißt Du nicht, liebe Renate, ob das französische Dragonerregiment, das vor mehreren Wochen im Kirchdorfe lag, schon von Leipzig zurückgekehrt ist? Es kam mir eben auf der Höhe drüben so vor, als sprengten Einige von diesem Regiment durch den Wald."

„Ach, Frau Tanner, Sie sind recht glücklich, daß keiner von Ihren Anverwandten Soldat ist," sagte Renate schluchzend; „bei Leipzig ist entsetzlich hergegangen!"

„Wollte Gott, es wäre dem so!" rief Jene mit gepreßter Stimme. „Aber was seh' ich — Du weinst, Renate? Was fehlt Dir?"

»Morgen sollen Sie Alles, Alles hören, liebe Frau Tanner," erwiderte das Mädchen angstvoll;

„jetzt kann ich es Ihnen nicht sagen — — aber ich bin recht zum Tode betrübt!"

„Was könnte Dein kindlich frohes Herz betrüben?" sagte die Frau Tanner mit schmerzlichem Ton. „Die Qualen, die mein Herz zerreißen, vermagst Du kaum zu ahnen! Sieh, ich bin in der schrecklichsten Ungewißheit, ob mein Sohn lebt oder todt ist!"

„Ihr Sohn?" rief das Mädchen, die Frau Tanner erschrocken anstarrend.

„Ja, Renate, Du mußt es doch endlich wissen," versetzte Jene, „ich habe einen theuren Sohn. Er zog mit dem französischen Dragonerregiment nach Leipzig und ist bis zur Stunde nicht zurückgekehrt. Tagelang hab' ich drunten im Thal, wo die Landstraße von Osten kommt, in der qualvollsten Angst gesessen und die Haufen der vorübereilenden Flüchtlinge angestarrt und Jeden, den ich mit meiner Stimme erreichen konnte, nach meinem Sohne gefragt; keiner wußte etwas von ihm."

„Ja, Frau Tanner, die französische Dragoner sind angekommen," erwiderte Renate in freudiger Hast. „So eben war der Doktor Wolfenstein hier und sagte, daß Alle, die von seinem Regiment übrig geblieben, im Kirchdorf seyen und heute Abend ihren Marsch fortsetzen würden. Drum eilen Sie, so schnell Sie vermögen, dorthin — Sie werden daselbst gewiß Auskunft über Ihren Sohn erhalten."

„Gott wird mir ja gnädig seyn!" rief Jene, das Mädchen stürmisch umarmend. „Lebe wohl! bald bin ich wieder bei Dir!"

Mit diesen Worten eilte sie rasch von dannen, wandte sich dem Fußpfad zu, der nach dem Kirchdorf führte, und war bald im Hochwalde verschwunden.

Renate blickte ihr schmerzlich bewegt nach und sprach bei sich:

„Nein, zwei Herzen können an einem Tag nicht so namenlos unglücklich werden! Ihr Sohn wird leben, wird zurückgekehrt seyn und ihren Schmerz in Freude und Jubel verwandeln — so sagt es mir meine Ahnung. Was mein Herz quält, kann nur verschwinden, wenn es nicht mehr schlägt!"

Dann raffte sie sich schnell entschlossen auf, verriegelte die Hausthür und schritt mit mächtig pochendem Herzen einem Seitenpförtchen des Gartens zu, von welchem ein wenig betretener Pfad nach dem Fichtengehölz führte, wo Wolfenstein mit dem Wagen zu warten versprochen hatte.

Aber kaum war sie einige Schritte gegangen, so sah sie zu ihrem größten Schrecken den Waldwärter aus dem Forst auf sich zukommen, der mehrere Stücke erlegten Wildes herbeitrug. Als er Renate erblickte und die Aufregung gewahrte, in der sie sich befand, fragte er theilnehmend:

„Was ist Euch denn, Renate? Ihr seyd ja ganz außer Euch!"

Diese schwieg und schaute verwirrt vor sich nieder; endlich aber fragte sie mit mühsam erzwungener Ruhe:

„Wo ist der Vater, guter Konrad? Kommt er bald heim?"

„Ei, der Herr Förster ist heute, wo er alle Tage seither gewesen ist: drüben beim Tannenschlag," antwortete der Waldwärter, verwundert über des Mädchens Frage; „vor einer Stunde wird er schwerlich heimkommen. Aber ich glaube gar, Ihr habt geweint!"

„Soll man denn nicht weinen, wenn man eine Trauerkunde nach der andern hört?" entgegnete das Mädchen. „Auch die arme Frau Tanner hat einen Sohn, — er ist mit nach Leipzig gezogen, und Niemand weiß, ob er noch lebt oder gefallen ist."

„Dacht's mir wohl, daß ihr etwas Schlimmes begegnet seyn müsse," versetzte der Waldwärter; „sie eilte vorhin so verstört an mir vorüber. Ja, ja, jetzt gibt es viel traurige Gesichter; man braucht nur an die Landstraße zu gehen, da schaut man des Jammers genug! Ich habe viel Noth und Elend im Leben gesehen — aber was mir in den letzten Tagen vor die Augen gekommen ist, hat mich recht traurig gemacht. Das schöne Dragonerregiment, das im vorigen Monat im Kirchdorf einquartiert war, soll ja bis auf eine halbe Schwadron niedergehauen seyn. Ich kann zwar die Franzmänner nicht besonders leiden, aber wenn ich denke, daß nun fast all' die stattlichen Reiter und Rosse zerhauen auf den Weiden bei Leipzig liegen, so blutet mir doch das Herz! Wahrscheinlich läßt der Herr Doktor Wolfenstein, der ja auch damals hier beim Herr Förster gewesen ist, einige von den schwerverwundeten Offizieren auf Nebenwegen in die Heimath transportiren. Wenigstens sah ich ihn eben mit seinem Reitknecht und einem Wagen drüben am Fichtengehölz langsam vorüberfahren."

Diese Worte sagten Renate, daß der Wagen sie schon erwarte, und so ergriff sie rasch entschlossen einen auf der Bank liegenden Shawl und bat den Waldwärter, denselben ihrem Pflegvater zum Schutz gegen die feuchte Abendluft nach dem Tannenschlage zu tragen.

Da Jener inzwischen das erlegte Wild an den dazu bestimmten Ort geschafft hatte, so leistete er dem Befehl seiner jugendlichen Herrin augenblicklich Folge.

(Fortsetzung folgt.)

Wiedersehen!

Auf Wiedersehen! ruft mit froher Lust
Ein Freund dem Andern zu, wenn er auf Reisen geht;
Auf Wiedersehen tönts aus starkbewegter Brust,
Wenn in dem Buch des Schicksals neues Wandern steht.

Der Vater spendet Segen seinem Sohne;
Den tiefgerührt derselbe sich erholt.
Ergeh' Dir's gut in einer fernen Zone
Der Himmel hat die Trennung so gewollt.

Wann sehen wir in dieser Welt uns wieder?
So fragen Eltern und Geschwister all;
Sie sinken betend auf die Kniee nieder
Vor Gott, daß er ihn schütze überall.

Ein Mädchen — zart — es ist zur Frau geworden,
Mit Freud und Schmerz gemischt verläßt's der Eltern Haus,
Wie glücklich fühlt sie sich an allen Orten,
Doch — baldig Wiedersehen — spricht sie mit Sehnsucht aus.

Und wenn nach Monden sie zur Heimath kehret,
Der Liebe Frucht im Arme emsig wiegend;
Dann danken Alle, daß Gott ihr hat bescheeret
Das hübsche Kind, in Windeln freun lich liegend.

Doch wenn am Sterbebette wir die letzten Stunden
Bei Theuersten in stummem Schmerz verbringen;
Und uns die Hoffnung schwindet, — tiefe Wunden
Das Innerste erbarmungslos durchdringen;

Dann fragt das Herz, ist es kein Wahn?
Daß unser Trost besteht im Wiederseh'n?
Erhebe nur dein Auge himmelan,
Und ruhig wiest du von dem Todten geh'n.

Louis A . . .

Mannigfaltigkeiten.

Man berichtet aus Cincinnati: Die vielbesprochene Vergiftung der Kinder mit Karamellen, welche eine so große Sensation in der „Porkopolis" hervorgerufen hat, ist nun kein Geheimniß mehr und liegt derselben auch nicht die entfernteste verbrecherische Absicht zu Grunde. Ein Deutscher nämlich, der sehr stark dem Trunke ergeben ist, und den man gewöhnlich nur den „Ratten-Peter" heißt, indem er Rattengift, in Form von kleinen Plätzchen oder Oblaten (wafers) an Metzger, Leihstalleigenthümer u. dgl. verkauft, unser „Ratten-Peter" nun befand sich in einem Kaffeehaus an Bukeyn-Straße, wo er sich einen solchen Rausch angetrunken hatte, daß man ihn auf die Straße warf. Wie gewöhnlich, hatte er auch seine kleine Kiste mit den Giftkügelchen bei sich, von denen er bei seinem Hin- und Herstolpern eine Anzahl auf das Pflaster fallen ließ, welche dann die dort spielenden Kinder aufhoben, aßen und auch andern davon gaben. Etwas strengere Sanitätspolizei dürfte demnach der „Königin des Westens" wohl nichts schaden.

Als ich, erzählt Milne in seinem „Life in China", zum Erstenmale Milch in einer chinesischen Straße zu sehen bekam, geschah es bei einem Weibe, das, wie mir dünkte, einen Becher ächter, unverfälschter Waare trug. „Was ist dieß?" fragte ich sie. „Es ist Milch", erwiderte sie. „Was für Milch? von einer Kuh oder von einer Ziege?" „Frauenmilch, mein Herr!" „Frauenmilch! zu welchem Gebrauch?" „Sie wurde für einen alten Nachbar gekauft." „Und was kostet dieser Becher voll?" „Etwa 80 Cash." Später entdeckte ich, daß es bei stillenden Frauen nicht ungewöhnlich sey, ihre eigen. Milch für mutterlose Kinder oder achtzigjährige, in zweiter Kindheit befindliche Greise zu verkaufen, und daß die Ammen ihre eigene Milch abzapften, um sie zu 2 oder 3 Pence (6—9 kr.) den Becher zu verkaufen.

Der Storch verspricht noch einen schönen Nachsommer zu bringen. Ein Forstmann von der Murg hat einem Schweizer Blatte mitgetheilt, daß die Störche zum zweiten Male brüten, eine seltene Naturerscheinung, die seit 1811 in jener Gegend nicht dagewesen ist und noch eine Reihe warmer Sommertage verkündet. Dazumal, im Jahre 1811, blieben die Störche, welche sonst schon im August nach dem heißen Afrika ziehen, bis tief in den Herbst hinein und traten dann ihre Wanderung im Gefolge der schon flugkräftigen zweiten Brut an. So wäre 1857 nicht allein ein Weinjahr wie 1811, sondern auch ein Storchjahr.

Herrn Pogson in Oxford; dem bereits die Entdeckung der Isis und Ariadne zu verdanken sind, ist am 16. August eine dritte Planeten-Entdeckung gelungen. Ein paar Beobachtungen dieses sehr lichtschwachen 54. Planeten zeigen, daß er seine Bahn zwischen Mars und Jupiter beschreibt, wo uns also schon 46 kleine Planeten bekannt sind.

In den jüngst vom Münchner Boten gebrachten Größenangaben über die bayerischen See'n ist ein leicht erkennbarer Druckfehler dahin zu verbessern, daß der Flächeninhalt der Insel im Starnbergersee nur vier Tagwerk beträgt. Die übrigen Daten sind alle richtig.

Redakteur: Gustav Neffert.
Druck und Verlag der Waisand'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 211 Freitag, 4. September 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

Ein leises Murren ertönte durch die Reihen; denn die zum Kampfe aufgeregten Soldaten wären weit lieber gleich zur Festung hinausgezogen, um sich mit dem Feinde auf offenem Felde zu schlagen. Jetzt aber sahen sie sich zu einem weit beschwerlicheren und gefährlicheren Dienste, in einem dem Geschützesfeuer der Belagerer am meisten ausgesetzten, festen Werke beordert, wo sie den feindlichen Bomben preisgegeben waren und ihre Waffe nur im Falle eines Sturmes zur Abwehr und Vertheidigung gebrauchen konnten. Ihr Murren wurde jedoch von den höheren Offizieren, welche das Regiment führten, nicht beachtet und so zog das Regiment bald darauf in das Quarantainefort ein, an der Bucht von Sebastopol gelegen, der französischen Flotte gegenüber. Es war ein mächtiges Werk. Auf der Anhöhe gegen das Belagerungskorps hin zeigte es sechszehn steinerne Batterien, deren jede durchschnittlich mit 18 Geschützen des schwersten Kalibers armirt war. Diese Batterien waren mit Sturm nicht zu nehmen; denn sie waren am Rande fast senkrecht abfallender Felswände erbaut. Auf der äußersten Linken dieser Batterien, standen sie in unmittelbarer Verbindung mit dem sogenannten Malakoffhügel, auf welchem sich der so berühmt gewordene, westliche runde, oder Malakoffthurm erhob, der mit seinen dreißig Kanonen und im Verein mit dem Quarantainefort das umliegende Plateau durch ein Kreuzfeuer vertheidigte.

Das Plateau von Sebastopol läuft gegen diese Stadt und den Hafen in mehrere Schluchten aus, von welchen die letzte, die von Kilen Balka genannt wird und dicht vor der Schiffervorstadt, in der sogenannten Kalfaterbucht endigt und sich aufwärts in südlicher Richtung, bis etwa zur halben Entfernung vom östlichen Rande der genannten Hochebene fortzieht. Mit ihrem Ende stößt diese Schlucht hier fast mit einer andern zusammen, die in nordöstlicher Richtung von dem Plateau in das Thal von Inkerman abfällt und durch welche die Landstraße von Sebastopol nach Baktschisserai führt. Im Grunde dieser zweiten Schlucht befinden sich ausgedehnte Steinbrüche und die Berge östlich derselben bilden die Ostecke, des westlich, zwischen ihr und der Schlucht von Kilen Balka befindlichen aber, das Nordende des die Festung einschließenden, Höhenrückens. Dieser letztbezeichnete Theil des Plateaus, welcher mit Gebüsch bewachsen, noch von mehreren kleinen Schluchten durchschnitten ist, fällt nach Norden überaus steil gegen das Ende der Hafenbucht ab. Die Nordecke der Hochebene besteht aus kahlem Kalksteinfelsen und gränzt in ihrer ganzen Ausdehnung an das Thal von Inkerman. In diesem fließt die Tschernaja und mündet in die Hafenbucht aus. Unfern dieses Punktes führt, der Straße nach Baktschisserai wegen, noch eine Brücke über den Fluß und einige hundert Schritte weiter abwärts liegen die Ruinen der ehemaligen Stadt Inkerman.

Von diesem Punkte aus sollte nun der russische General Wlaskow die Berge der Ostecke des Plateaus von Sebastopol angreifen und sich auf denselben festsetzen. Für größere Truppenmassen und für Artillerie sind jedoch diese Höhen, von dem Thale von Inkerman aus, nur auf dem Wege, welcher nach Baktschisserai führt, zu ersteigen, und da die Schlucht, durch welche diese Landstraße aufwärts führt, feindlicher Seits verschanzt und durch Vorposten besetzt war, so hatte General Sjoimonoff, um Wlaskow Zeit und Gelegenheit zu verschaffen, diese Hindernisse aus dem Wege zu räumen, den Befehl erhalten, vor dessen Angriffe, aus der Schlucht von Kilen Balka gegen den rechten Flügel der Belagerungsarmee hervorzubrechen und diesen wenigstens zu beschäftigen, wo möglich aber im ersten Angriffe, bis über den Punkt zurückzutreiben, wo der erwähnte Weg in die Hochebene ausläuft. Nachdem aber Wlaskow die Höhen gewonnen und oben aufmarschirt war, sollten sich beide Heeresabtheilungen gegenseitig unterstützen und in der Flanke und Front zugleich den rechten Flügel der Verbündeten bestürmen, während gleichzeitig ein Ausfall aus der Festung geschehen und Fürst Gortschakoff das Lager von Balaklawa überrumpeln sollte, um eine totale Niederlage des Feindes herbeizuführen. Im ungünstigen Falle hoffte man wenigstens, daß Wlaskow,

während Ssoimonoff allein den Kampf unterhielt, Zeit gewinnen würde, sich in den feindlichen Werken auf der Nordostecke des Plateaus festzusetzen, was an sich vielleicht schon allein genügt haben würde, die Verbündeten zur Aufhebung der Belagerung zu bewegen. Vor Allem kam also vorzüglich Alles darauf an, daß General Wlaßow die Höhen noch im gefechtstüchtigen Zustande gewann.

Es war eine kalte dunkle Nacht und der Regen floß unaufhörlich in Strömen herab. Die Armee der Verbündeten war durch Verwundungen und Krankheiten bereits nicht unbedeutend vermindert worden und der überaus beschwerliche Dienst, verbunden mit der rauhen Witterung und mancherlei Entbehrungen, lieferte täglich neue Opfer in die Feldspitäler. So waren denn auch in dieser Nacht die englischen Vorposten erschöpft und ganz durchnäßt und es war eben nicht zu verwundern, wenn sie nicht überall sich der scharfen Aufmersamkeit befleißigten, welche man von Schildwachen dem Feinde gegenüber, verlangt. Diejenigen, welche in der Nähe Sebastopols, auf den umliegenden Anhöhen standen, hörten fast die ganze Nacht hindurch, von der Festung herüber, das Glockengeläute von allen Thürmen. Sie sahen auch die Kirchen erleuchtet, aber sie achteten wenig darauf; denn sie hatten diesen nächtlichen Gottesdienst schon oft bemerkt. Selbst nächtliche Angriffe und Allarmirungen, von Seiten der Russen waren so häufig, daß sie gar keine Ueberraschung mehr gewährten, sondern zu den täglichen Vorkommnissen gerechnet wurden.

Niemand ahnete deßhalb auch im englischen Lager, daß sich der Feind gerade diese unfreundliche Nacht auserseben habe, um mit so gewaltigen Streitmassen einen Angriff zu wagen. Das ganze englische Lager war in Ruhe und Sicherheit eingewiegt. Der wackere General de Lacy Evans hatte schon längst die unsichere Stellung der zweiten englischen Division, auf diesem schutzlosen Punkte erkannt. Es war dieß der einzige Punkt, welcher den Russen eine Ueberrumpelung gestattete, da gerade hier mehrere Schluchten und Thalkrümmungen sich nach dem Kamme des Hügels hinauf ziehen, an dessen Seite die britische Flanke, ohne Verschanzungen und Verhaue sich schutzlos anlehnte. Aber der Oberfeldherr schien ein zu großes Selbstvertrauen zu besitzen und die gerechten Warnungen des Generals Evans blieben unberücksichtigt. Man hatte zwar eine Batterie mit Schanzkörben, Sandsäcken und Faschinen am Abhange der Höhe über Inkerman, auf der Ostseite aufgeworfen, auch mit zwei Achtzehnpfündern armirt, diese aber später wieder entfernt. Die Russen hatten in dem Treffen vom 26. Oktober ihre Stärke bereits an demselben Punkte versucht, und es ließ sich vermuthen, daß sie damals eigentlich nur eine Rekognoszirung in größerem Maßstabe vornahmen und nur ihre Verstärkungen abwarteten, um durch diese Lücke das schlafende Lager im nächtlichen Dunkel zu überfallen.

Schon um 4 Uhr Morgens hörte das scharfe Ohr eines Sergeanten auf einem Vorposten der zweiten Division ein verdächtiges Räderknarren und Wagengerassel unten im Thale und säumte auch nicht, seinem Majore sogleich eine Meldung zu machen. Dieser nahm sich jedoch nicht die Mühe, in dem abscheulichen Wetter weiter nachzuforschen, sondern meinte nur, das Geräusch möge von Munitionskarren herrühren, die sich auf der Straße von Inkerman bewegten und nach Sebastopol bestimmt wären. Deßhalb wurde auch dem Brigadegeneral Codrington, als er kurz nach fünf Uhr die Vorposten seiner Brigade von der leichten Division inspizirte, berichtet, daß nichts Außergewöhnliches vorgefallen sey. Da jedoch ein diensthuender Hauptmann der Möglichkeit gedachte: daß die Russen diesen dunkeln, unfreundlichen Morgen vielleicht zu einem Angriffe benutzen könnten, entgegnete Codrington, einer der kaltblütigsten und tapfersten Offiziere der englischen Armee: „Laßt sie nur kommen! Wir sind ja munter!“ und wendete dann sein Pferd, um durch das Buschwerk nach seinen Linien zurückzukehren. Doch er war kaum einige Schritte weit gekommen, als sich am Fuße des Hügels und zur Linken des Piquets von der leichten Division, schon ein lebhaftes Musketenfeuer hören ließ. Ohne Säumen wendete sich der General nach dieser Richtung und als er sich überzeugt, daß wirklich ein Kampf begonnen hatte, sprengte er nach dem Lager zurück, um seine Division herauszuführen. Die Russen drangen jetzt mit Macht heran und der Regen, welcher sich in einen dichten Nebel umgewandelt hatte, hüllte sie fast gänzlich ein, so daß sie in ihren grauen Mänteln fast unsichtbar blieben, selbst als sie schon ganz nahe herangekommen waren. Kaum hatten die englischen Piquets den Feind wahrgenommen, der in Massen die steilen Abhänge des Hügels heraufstieg, so wurden sie auch schon durch einen Hagel von Flintenkugeln, die ganz in ihrer Nähe auf sie abgeschossen wurden, zum Rückzuge auf den Gipfel des Hügels genöthigt. Dort aber machten sie den Andringenden jeden Schritt streitig, und beantworteten das feindliche Feuer so lange, als sie nur noch eine Patrone hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Das Jägerhaus.

(Fortsetzung.)

Sobald der Waldwärter verschwunden war, wandte sich Renate mit beflügelten Schritten wieder dem Seitenpförtchen des Gartens zu, um die verlorne Zeit durch doppelte Eile einzubringen.

Da schlug plötzlich eine Stimme an ihr Ohr — eine Stimme, welche wie ein Engelsgruß ihre Brust mit Himmelsseligkeit erfüllte.

„Renate! meine herzliebe Renate!" rief es laut und freudig hinter ihr, und als sie sich, kaum ihrer Sinne mächtig, umwandte, sah sie den todtgeglaubten Bernard mit offnen Armen auf sich zueilen.

Einen Augenblick stand sie, von unsäglicher Freude überwältigt, sprachlos da — dann aber warf sie sich mit stürmischem Jubel in die Arme des Geliebten und rief:

„Er lebt! er lebt! — Julius, mein geliebtester Julius! Nein, es ist kein Traum — ich halte Dich in meinen Armen! Herr des Himmels, ich kann die Seligkeit kaum fassen!"

„Liebst Du mich denn, Renate?" fragte der Offizier mit leuchtenden Blicken.

„O mehr als ich es sagen kann!" rief das Mädchen. „Ich habe seither nur an Dich und immer an Dich gedacht — wenn Du wieder fortgingest, ich stürbe vor Gram!"

„Nein, mein holdes Mädchen, nun hat alles Leid ein Ende!" versetzte Jener: „nun bleib' ich alle Tage meines Lebens bei Dir."

„Aber wo ist mein Vater?" fügte er rasch und bewegt hinzu; „mein Herz schlägt ihm mit stürmischer Freude entgegen."

„Dein Vater?" fragte Renate mit dem Ausdruck des höchsten Erstaunens. „Sagtest Du mir nicht, der sey lange todt?"

„Lange, lange Jahre war er todt für mich und meine Mutter," erwiderte Bernard, „aber noch in dieser Stunde soll er in unsern Armen zum Leben erwachen."

„Und wer ist Dein Vater?" fragte das Mädchen in athemloser Spannung.

„Der Mann, den auch Du als Vater verehrst — der Förster Julius Reinold!" versetzte Jener.

„O Gott, wie selig, wie überselig machst Du mich!" jauchzte Renate, den Offizier in maßlosem Entzücken umschlingend. „Nun ist ja Alles, Alles gut — nun mußt Du ja bei mir bleiben — nun kann ich ja dem Vater sagen, wie ich Dich aus Herzensgrund liebe; er darf Dir nicht mehr zürnen, und wenn Du immer französischer Offizier bliebst!"

„Aber wo ist mein Vater?" rief der Glückliche abermals.

Renate war so außer sich, daß sie kaum wußte, was sie that.

„Er ist im Forst — ich will ihn holen," rief sie entzückt und eilte dem Walde zu. Plötzlich aber kehrte sie wieder um und sagte: „Nein, nein, ich kann es nicht! — Konrad! gehe Du hin und rufe den Vater!" Dann umschlang sie wieder den Offizier und jubelte: „O Glück, Du lebst, Du lebst!" und rief dann wieder nach dem Waldwärter in den Forst hinein, bis sie endlich erschöpft auf die Bank unter den Linden niedersank.

Jener bat sie nun mit liebevoller Stimme, sich Ruhe zu gönnen, und setzte sich neben sie, um des Vaters Ankunft abzuwarten.

„Aber eigentlich war es doch nicht recht von Euch, mir solchen Schrecken einzujagen!" sagte das Mädchen nach einer Weile mit lieblichem Zorn. „Dein Freund Wolfenstein machte ein so ernsthaftes und trauriges Gesicht, als er uns erzählte, Du wärst gefallen, daß ich wirklich daran glaubte."

„Wie? er war bei Euch, und doch weiß der Vater nichts Näheres von mir?" fragte der Offizier mit der größten Verwunderung. „Hat er dem Vater denn keine Briefe übergeben?"

„In meiner Gegenwart nicht," erwiderte Jene. „Er kam ganz verstört hierher und sagte, daß er sofort nach Frankreich zurückreisen müsse. Dann erzählte er, daß die meisten Offiziere seines Regimentes gefallen seyen; Du wärst gleich zu Anfang der Schlacht von einer Kugel in die Brust getroffen und vor seinen Augen gestorben."

„Weiter, weiter!" rief der Offizier in ungeduldiger Erwartung.

„Mich durchzuckte bei diesen fürchterlichen Worten ein solch jäher Schreck, daß ich halb bewußtlos niedersank und vom Vater ins Haus geleitet wurde," fuhr Renate fort. „Als ich mich einigermaßen wieder erholt hatte und mich hier unter dem Baum allein recht ausweinen wollte, stand Wolfenstein plötzlich wieder vor mir, entschuldigte sich, daß er mir durch die Botschaft von Deinem Tode einen solchen Schrecken verursacht habe, und fragte mich, ob ich Dich noch einmal sehen wolle; er führe Deine entseelte Hülle mit sich, um sie in heimathlicher Erde zu bestatten."

In diesem Augenblick trat Wolfenstein unbemerkt seitswärts aus dem Walde und spähete unruhig nach dem Jägerhause hinüber.

„Wo sie nur bleibt!" murmelte er. Hat sie die plumpe List gemerkt, so führ' ich sie mit Gewalt fort; ich habe keine Zeit zu verlieren."

Da fiel sein Blick plötzlich auf den Offizier und Renate, und wie von einem Blitzstrahl getroffen, taumelte er zurück.

„Hölle und Teufel! stehen denn die Todten wieder auf!" knirschte er in unaussprechlicher Wuth. Dann raffte er sich auf, schlich vorsichtig näher und horchte, hinter einem dichten Gebüsch verborgen, auf das Gespräch der beiden Liebenden, welche keine Ahnung von seiner Gegenwart hatten.

„Damit ich das Gerede der Leute und den Zorn des Vaters nicht zu fürchten habe," fuhr Renate fort, „versprach er, mich durch seinen Wagen in

aller Stille an den Ort führen zu lassen, wo Deine Leiche stehe. In demselben Augenblick, als Du kamst, war ich im Begriff, nach dem Fichtenwald drunten im Thal zu eilen, wo der Wagen mich erwarten sollte!"

„Gott sey Dank, daß Du nicht gegangen bist!" rief der Offizier erschrocken aufspringend; „eine entsetzliche Ahnung steigt in mir auf! Ja, mein Oheim hat Recht — Wolkenstein ist ein nichtswürdiger, heimtückischer Betrüger, dem ich nur zu sehr vertraut habe. Aber er wird seiner Strafe nicht entgehen; Freund und Feind können seine verrätherischen Pläne — und wenn ihn nicht die Hölle beschützt, so ereilt ihn noch heute die Rache."

Diese Worte versetzten den Lauschenden in eine namenlose Wuth. Er ballte drohend die Faust gegen den Offizier und rief leise und ingrimmig:

„Zum zweiten Mal sollst Du mir nicht entgehen! Die Kugel, die Dich zerschmettern wird, ist schon im Rohr! Ich will einen Schützen holen, der besser zielt als ich!"

Mit diesen Worten eilte er lautlosen Schrittes in den Forst hinein dem Tannenschlag zu, wo der Förster seine Leute bei der Arbeit beaufsichtigte.

„Aber warum sagtest Du mir nicht, wer Du seyst, als Du zum ersten Mal hier warst?" fragte Renate den Offizier verwundert; „es wäre vielleicht Alles anders gekommen!"

„Sieh, liebe Renate, ich wußte von allen den Dingen, die meine Herkunft betreffen, nicht das Mindeste; wußte nicht einmal, daß mein Name nur ein angenommener sey. Erst vor einigen Tagen hat mir mein Oheim mitgetheilt, was in den Briefen stand, die wir dem Vater zu seinem Geburtstag geben wollten, und die ich meinem falschen Freund auf dem Schlachtfeld zur Besorgung einhändigte. Doch bis zur Ankunft des Vaters will ich Dir Alles erzählen," fuhr er fort, indem er sich wieder neben das Mädchen setzte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

In Waidhofen an der Ybbs wurde am 16. v. Mts. der 68jährige Drahtziehergeselle Matth. Schüttau (aus Oberösterreich in der Nähe von Freistadt) zum Zweitenmal feierlich freigesprochen, da mit diesem Tage gerade 50 Jahre verflossen waren, wo er in den ehrsamen Gesellenstand getreten war. Das größte Inteesse bei dieser Feier erregte der Jubilar durch seinen kolossalen, 6 Fuß und 1 Zoll langen Bart. Derselbe war vom Friseur auf das Zierlichste in zwei Flechten getheilt und mit bunten Schleifen geschmückt und wurde bei dem Festzuge von zwei weiß gekleideten Mädchen getragen. Erst von seinem 51. Jahre an ließ Schüttau seinen Bart stehen und innerhalb 17 Jahren war derselbe zu der seltenen Länge von 73 Wiener Zoll angewachsen. Schüttau mißt nur 5 Fuß 6 Zoll und pflegte seinen Riesenbart im Winter in zwei Theile zu theilen, von welchem er einen gleich einem Shawl um den Hals windet, während ihm der andere als Brustleibchen dient. Im Sommer trägt er ihn auf bloßem Leibe unter Hemd und Beinkleid.

Die Chinesen sind durch außerordentliche Zärtlichkeit gegen ihre Eltern berühmt. — Ein vierzigjähriger Sohn erhielt von seiner alten, sehr heftigen Mutter noch öfters derbe Schläge, ertrug sie aber jederzeit mit musterhafter Geduld. Um desto mehr wunderte sich ein Freund desselben, als er ihn eines Tages in Thränen schwimmend und ganz trostlos erblickte, nachdem auch wieder einmal ein Hagel von Püffen über ihn gekommen war. „Was weinst du denn so über alle Maßen?" fragte er den Schluchzenden. — „Ach!" erwiderte dieser, „das ging heute nicht wie sonst. Die gute Mutter schlug nicht halb so fest, wie zeither; ihre Kräfte nehmen ab; ich fürchte, sie wird nicht lange mehr leben."

In einem Bierhause zu Danzig saß harmlos ein Marinesoldat, seine Mütze mit dem K. M. vor sich. Ein Paar junge Laffen machten in der Nähe ihre Späße, und fragte Einer, was wohl die Buchstaben besagten, worauf die Antwort eines Andern: „Kuh-Mist." Der Seemann stieg auf, trat zu den Burschen und korrigirte: „Sie lasen falsch, K. M. heißt: „Königliche Maulschelle" und im Nu saß eine solche, von derber Hand applizirt, auf der Wange des Witzboldes, der unter schallendem Bravo der Gäste mit seinem Kameraden Fersengeld gab.

Das Geschenk, welches die Kommune Berlins als eine Hochzeitsgabe dem hohen Fürstenpaare, Ihren königlichen Hoheiten dem Prinzen Friedrich Wilhelm und der Prinzessin von England an ihrem Vermählungstage überreichen will, besteht in einem Kunstwerke aus Silber, dessen Herstellung der mit solchen Arbeiten öfter betrauten Werkstätte des Herrn Vollgold übertragen ist. Die Summe, welche die städtischen Behörden zu diesem Zwecke ausgesetzt haben, beläuft sich auf 40,000 Thaler.

In der letzten Versammlung ungarischer Forstwirthe wurde über die Verheerungen wilder Thiere im Kaschauer Distrikte berichtet. Im vorigen Jahre wurden 64 Bären, 1 Luchs und 367 Wölfe theils durch Vergiftung, theils durch Erschießen vertilgt.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag der Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 212 Samstag, 5. September 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

Gegen 5 Uhr Morgens, am 5. November, hatte sich die Kolonne des russischen Generals Ssoimonoff in Bewegung gesetzt, um die erhaltene Ordre auszuführen. Die Regimenter Tomsk und Koliwan bildeten die Spitze und ihnen folgte zur Unterstützung das Regiment Jekatherinenburg. Das Gros wurde durch die Regimenter Butir und Uglitzk gebildet, und in Reserve blieben vorläufig die Regimenter Susdal und Wladimir. Zwei Kompagnien Scharfschützen und eine starke Abtheilung Tschernomoren schwärmten der Kolonne voraus, welcher eine starke Artillerie folgte. So günstig nun aber auch der dichte Nebel für die Angreifenden war, so wurde er ihnen doch in anderer Hinsicht verderblich; denn die Regimenter Tomsk und Koliwan, anstatt rechts aus der Schlucht von Kilen-Balka hervorzubrechen, hielten sich links; das Regiment Jekatharinenburg verfolgte jedoch die vorgeschriebene Richtung, wodurch alle drei Regimenter zugleich in das Feuer kamen und die Kraft von zwei Regimentern, durch das Verirren derselben, dem beabsichtigten Stoße gerade auf dieser schwachen Stelle entzogen wurde. Für den General Wlasow hatte jedoch dieser Irrthum die günstige Folge, daß er späterhin, nach Vertreibung der Engländer von diesem Theile des Schlachtfeldes, fast ungehindert bis zu den Höhen vordringen konnte. Ueberhaupt wäre dieser Fehler vielleicht noch zum Glücke ausgeschlagen, wenn man nur nicht nachher die Regimenter Tomsk und Koliwan ganz vergessen, und sie sich, bis über die Mitte der Schlacht hinaus, selbst überlassen hätte.

Anfangs schienen die Engländer den Angriff nur als eine der gewöhnlichen Neckereien anzusehen, die so oft schon vorgefallen waren, um ihre Wachsamkeit zu erproben, und erst als die verirrten beiden Regimenter mit einem donnernden Hurrah, sich auf die feindliche Vorpostenlinie warfen, wurde das ganze englische Lager unter die Waffen gerufen.

Die erste Brigade unter Codrington besetzte die lang gestreckten Abhänge, zur Linken gegen Sebastopol zu, schützte die rechte Batterie und deckte gegen einen Angriff von der Seite her, während die zweite Brigade unter General Buller sich links von der zweiten Division mit dem vorgehenden elften Regimente formirte. Die Gardebrigade, unter dem Herzog von Cambridge und dem General-Major Bentink, rückte gleichfalls vor in die Fronte und besetzte, im vollen Laufe herbeistürzend, das höchst wichtige Terrain auf der rechten Flanke der zweiten Division, von welcher sie durch eine tiefe und steile Schlucht getrennt war. Die vierte Division unter Generallieutenant Cathcart rückte in die Front links von dem durch die Kolonnen der zweiten besetzten Terrain und rechts von der Angriffsseite ein.

Der Kampf, welcher sich nun entwickelte, war einer der furchtbarsten, welcher jemals gekämpft worden ist; denn es war keine regelmäßige Schlacht, sondern nur eine Reihenfolge der entsetzlichsten Bajonetangriffe, die bald von den Russen, bald von Engländern ausgeführt wurden und welchen sich später auch noch einige französische Abtheilungen von General Bosquets Deckungskorps anschlossen. Außer in den Schlachten bei Eylau, Borodino oder Belle-Alliance, hat wohl nirgends ein blutigeres Ringen stattgefunden. Weit über eine Stunde lang raste das Gefecht auf diesem einzigen Punkte hin und her und erinnerte an Schillers Worte, in seiner Jungfrau von Orleans: „Ein Schlachten war's, nicht eine Schlacht zu nennen!“ Man sah rings von Nebelwolken umhüllt ein unaufhörliches auf und nieder wogendes Gefühl und dazwischen das Aufblitzen einiger Schüsse. Man hörte nur das wüthende Geschrei der Kämpfenden, das Klirren der Waffen und zuweilen das Wirbeln der Sturmtrommeln, oder das gellende Geheul der Signalhörner. Zweimal wurden während dieser Zeit die Russen von den Engländern bis in die Schlucht von Kilen-Balka zurückgetrieben, doch kehrten sie mit erneuter Wuth zurück und die Engländer wurden zweimal bis in ihr Lager zurückgedrängt. In Schluchten, Thalengen, in Gebüschen, abgelegenen

Vertiefungen und auf freien Anhöhen, überall kämpfte man Mann gegen Mann, Brust an Brust mit einer an Raserei gränzenden Erbitterung und doch sah man nirgends weiter, als höchstens dreißig Schritte vor sich. In diesem unheimlichen Halbdunkel führten die Generale ihre Kolonnen durch dichtes Gestrüpp, Dorngebüsch, die Anhöhen auf und ab, wo sie bei jeder Wendung von einem Feinde beschossen wurden, den sie nicht sehen konnten und dessen Kugeln sie doch fühlten. Inzwischen war es auch den Russen gelungen, während der Nacht auf den Höhen vor der rechten englischen Flanke eine furchtbare Artillerie, wenigstens vierzig schwere Geschütze aufzustellen, aus welchen sie unaufhörlich Hohl- und Vollkugeln schleuderten. Viel Blut war bereits geflossen, als der Tag anbrach, aber Regen und Nebel dauerten fort und man unterschied kaum die Hand vor den Augen. Neue, russische Schlachthaufen betraten mit Tagesanbruch die Wahlstatt und die Soldaten sangen von ihrer Feldmusik begleitet: „Gott erhalte den Czaren," und jubelnd, als ob es zum Tanze ginge, zogen sie in den blutigen Kampf. Mit dem wenn auch nur schwachen Leuchten des Tageslichtes hatte die Schlacht aber auch einen regelmäßigen Charakter angenommen und das wilde, sinnverwirrende Geschrei war nach und nach verstummt; die Gewehrsalven krachten geregelter, und die Kanonen donnerten dazwischen, daß die alten Felsen unter den Füßen der Streitenden bebten. Allem Anscheine nach schien der Kampf für die Russen bereits eine ungünstigere Wendung zu nehmen, der General Ssoimonoff war bereits getödtet, und der General Villebois, der nächste nach Jenem im Kommando, war schwer verwundet. Alle Bataillonschefs von drei im Feuer stehenden Regimentern waren gleichfalls gefallen. Endlich wären auch die beiden Schanzen, welche die Russen in der ersten Ueberraschung genommen hatten, von den Engländern wieder zurückerobert worden.

Aber auch diese hatten bedeutende Verluste gehabt; der Brigadier Goldie wurde ihnen getödtet und der Brigadier Torrens verwundet. General Cathcart wurde von einer Kugel getroffen, deren Kraft sich jedoch am Kreuze des Bathordens brach, das er an einem Bande um den Hals trug. Ohne sich dadurch beirren zu lassen, drang er mit seinen Leuten unaufhaltsam vor und schon war er mit den gelichteten Reihen seiner Braven der feindlichen Linie bis auf zehn Schritte nahe gekommen, als ihm eine zweite Kugel die Brust durchbohrte. Der greise Held sank aus dem Sattel und die herzustürzenden Russen ließen ihre grausame Wuth noch durch Bajonetstiche an ihm aus. Sein Adjutant, Obrist Seymour, sank gleich neben ihm mitten in das Herz getroffen. Die Truppen, welche er angeführt hatte, wehrten sich jetzt wie Löwen gegen eine fünffache Uebermacht, und sie wären am Ende erlegen, wenn nicht die Franzosen zu Hülfe herbeigeeilt wären. Ein furchtbarer Schlachtenruf ertönte und auf dem Kamme des Hügels erschienen, wie im Fluge, die wohlbekannten Zuaven und der Vortrab der Brigaden Autemarre und Bourbaki, welche unter Bosquet heranzogen. Ehe sich die Russen noch von ihrem Erstaunen über das plötzliche Erscheinen der Franzosen erholen konnten, erhielten sie schon eine furchtbar wirkende Salve und bald darauf wankten und zersplitterten ihre Reihen, unter dem furchtbaren Bajonetangriffe der Franzosen. Leider war Bousquet in denselben Fehler verfallen, welcher dem General Cathcart das Leben gekostet hatte. Er griff den Feind mit großem Ungestüm in seiner Fronte an und warf ihn in das Thal hinab. Die Russen aber wichen zwar in der Front, sammelten sich jedoch nach der Flanke, wodurch die Franzosen von der Rechten und im Rücken zugleich bedroht wurden und bei ihrem jetzt nöthig werdenden Rückzuge nach der Höhe viele Leute verloren. Auch der Obrist de Cannas fiel, nachdem er mit außerordentlicher persönlicher Tapferkeit gefochten und mit einem kurzen schottischen Schwerte, Claymore genannt, mit eigener Hand fünf Russen niedergehauen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Jägerhaus.

(Fortsetzung.)

„Vor achtzehn Jahren verstieß mein Vater in Folge eines unseligen Mißverständnisses meine liebevolle, treue Mutter," begann der Offizier. „Sie hatte nämlich außer mehreren Schwestern noch einen älteren Bruder, der eines sehr schweren politischen Vergehens halber aus Deutschland verbannt worden und unter dem Namen Alexander Bernard in französische Kriegsdienste getreten war. Seine Eltern und übrigen Angehörigen hatten sich darauf gänzlich von ihm losgesagt, nur meine Mutter blieb ihm im Stillen mit voller Liebe nach wie vor zugethan und unterhielt durch Vermittlung einer Freundin einen beständigen Briefwechsel mit ihm. Da sich mein Vater seinen übermäßig strengen Rechtsbegriffen zufolge oft mit harten Worten über das Vergehen desselben geäußert und einstmals bei einem Versuch meiner Mutter, den Bruder zu vertheidigen, in den furchtbarsten Zorn gerathen war und ihr geboten hatte, nie wieder den Namen des Verbrechers zu nennen, so blieb er gänzlich unbekannt mit meines Oheims späteren Schicksalen. Gesehen hatte er ihn niemals. So sehr meine Mutter ihren Gat-

ten liebte — den Bruder vermochte sie nicht aufzugeben. Oft sandte ihr dieser durch seine nach Deutschland ziehenden Kameraden Grüße und Geschenke, und eines Tages kam er selbst auf einem eiligen Marsch mit seiner Schwadron durch das Städtchen, wo meine Eltern lebten. Um allen Verdacht zu vermeiden, hatte er es so einzurichten gewußt, daß er während seiner Anwesenheit bei meinem Vater einquartiert wurde. Da dieser sich zufällig an dem Tage auf der Jagd befand, von welcher er gewöhnlich vor Einbruch der Nacht nicht zurückzukehren pflegte, so gaben sich Bruder und Schwester ganz dem Entzücken des Wiedersehens hin. Endlich schlug die Trennungsstunde, und unter tausend Thränen nahm meine Mutter von dem geliebten Bruder Abschied. In demselben Augenblick, wo sich Beide festumschlungen das letzte Lebewohl zurufen, tritt mein Vater in den Garten. Ohne ihn zu bemerken, wirft sich mein Oheim auf's Pferd und sprengt mit seiner Schwadron davon. Mein Vater, von Natur jähzornig und leidenschaftlich, stürzt voller Wuth herzu und überhäuft meine Mutter mit den entsetzlichsten Schmähungen. Diese war im ersten Augenblick so vom Schrecken übermannt und ahnte so wenig, was in seiner Seele vorging, daß sie unter einem Strom von Thränen nur einige stammelnde Worte zu ihrer Vertheidigung vorzubringen vermochte. Das sah mein Vater als ein Geständniß ihrer Schuld an und verließ noch in derselben Stunde das Haus, um nie mehr dahin zurückzukehren. Da meine arme Mutter in Folge dieses unglücklichen Ereignisses gänzlich mit ihren Angehörigen zerfiel, so ließ mein Oheim sie und mich nach Frankreich kommen, wo seine Gattin mit wahrhaft rührender Liebe für uns sorgte. Ich mußte denselben Namen annehmen, den er sich beigelegt hatte, und erhielt in Straßburg eine durchaus deutsche Erziehung, damit mir dereinst die Rückkehr ins Vaterland offen stände. Später mußte ich als Offizier in die französische Armee eintreten und kam so, ohne von meiner Herkunft unterrichtet zu seyn, vor einem halben Jahr nach Deutschland."

„Meines Oheims Bemühungen, den Aufenthaltsort meines Vaters ausfindig zu machen, waren lange erfolglos geblieben. Vor einigen Monaten fiel ihm ein thüringisches Zeitungsblatt in die Hände, in welchem einem Förster Reinold in Hohentann als Belohnung für seine Verdienste um die herrschaftlichen Waldungen eine goldne Preismedaille zuerkannt wurde. Die eingezogenen Erkundigungen setzten es außer Zweifel, daß dieser Förster mein Vater sey. Da der Umschwung aller politischen Verhältnisse in Deutschland und Europa auch der Verbannung meines Oheims ein Ende gemacht hatte, so ließ dieser sich durch die betreffenden deutschen und französischen Gerichte sofort die schriftlichen Beweise ausstellen, daß der verbannte vormalige Student Alexander Meißter mit dem jetzigen französischen Obersten Alexander Bernard eine und dieselbe Person sey. Diesen Beweisen fügte er den ganzen Briefwechsel mit seiner Schwester, so wie den Betrag einer meinem Vater zugefallenen ansehnlichen Erbschaft in Staatspapieren bei und übergab mir alles Das vor drei Wochen mit dem Auftrag, es seinem Landsmanne und Jugendfreunde, dem Förster Reinold in Hohentann, einzuhändigen, in dessen Nähe ich auf längere Zeit Quartier beziehen werde. Von dem Inhalt der Schriften aber sagte er mir kein Wort, um mir eine freudige Ueberraschung zu bereiten. Meine Mutter hatte er jedoch von Allem in Kenntniß gesetzt, damit sie so frühzeitig hier eintreffen könne, daß ein Tag uns Alle vereinige."

„Diese schönen Pläne wurden durch mein Zögern, die Briefe zu überreichen, und durch die plötzliche Wendung der Kriegsoperationen vereitelt. Schon am folgenden Tage nach unserm Aufbruch von hier wurde uns mitgetheilt, daß wir uns mit dem Hauptheer vereinigen würden; einige Wochen später hallte der Donner der Leipziger Schlacht in mein Ohr. Mitten im Kampfe fühlte ich plötzlich einen stechenden Schmerz in der Seite — die Sinne schwanden mir, und ich sank vom Pferde. Als ich die Augen wieder aufschlug, stand Wolfenstein vor mir. Er untersuchte meine Wunde und erklärte, daß sie von einer tiefeingedrungenen Kugel herrühre — ich hätte nur noch wenige Stunden zu leben. Obwohl ich in der letzten Zeit manches Nachtheilige über Wolfenstein gehört und noch kurz vor der Schlacht unfreiwilliger Weise Zeuge einer geheimen Unterredung zwischen ihm und einem Unbekannten gewesen war, deren Inhalt mir durchaus unverträglich mit der Ehre eines Mannes erschien und welche mir durch seine Erklärungen und Entschuldigungen nur noch verdächtiger wurde, so blieb mir bei meiner hülflosen Lage dennoch nichts Anders übrig, als ihm mein Vertrauen zu schenken. So übergab ich ihm denn meine Papiere und Kostbarkeiten mit der Bitte, dieselben entweder meinem Oheim oder dem Förster Reinold in Hohentann einzuhändigen, was er auch mir feierlich gelobte. Der Sturm der Schlacht riß ihn von meiner Seite, und ich schleppte mich nach einem einsamen Gehöfte, wo ein preußischer Arzt meine Wunde verband und mir versicherte, daß ich in wenigen Tagen das Pferd wieder würde besteigen können, da die Kugel mich nur stark gestreift habe."

„Am folgenden Morgen hatte ich eine Zusammenkunft mit meinem Oheim, der durch einen unglücklichen Zufall mit einer bedeutenden Abtheilung seines Regiments in Gefangenschaft gerathen war. Als er hörte, daß ich dem Doktor Wolfenstein die

Papiere und Kostbarkeiten anvertraut habe, war er sehr ungehalten darüber und sagte mir, daß derselbe ein Mensch von dem allerschlechtesten Charakter sey, den Freund und Feind verachte. Dann theilte er mir Alles mit, was jene Briefe enthielten, bat mich, sobald als möglich hierher zu eilen, wo ich meine Mutter finden würde, und gab mir diese Schrift, welche die vor Gericht eidlich bekräftigte Aussage des vormaligen Bedienten meines Vaters enthält, der an jenem unseligen Tag vom Nebenzimmer aus das ganze Gespräch zwischen Bruder und Schwester gehört und so in das Geheimniß eingeweiht worden war. Glücklicherweise vergaß mein Oheim, dieß Blatt vor drei Wochen zu den übrigen Dokumenten zu legen, so daß ich nun auch ohne dieselben die Unschuld meiner Mutter beweisen kann."

Bei den letzten Worten überreichte er Renaten das Blatt, welche dasselbe freudig an die Lippen drückte und ausrief:

„Jetzt kann ich des Vaters Gram bezwingen und sein Herz gesund machen bis auf den Grund!"

„Ich werde meinen Abschied noch in diesen Tagen erhalten," fuhr Jener fort, „und sobald mein Oheim auf freien Fuß gestellt ist, wird auch er um den seinigen einkommen und zum schönsten Wiedersehen herbeieilen."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Von der Bedeutsamkeit Augsburgs als Fabrikstadt, schreibt die „Abd. Ztg.," geben die großartigen Neubauten in der mechanischen Spinnerei am Stadtbach neuerlich ein glänzendes Zeugniß. Selbst den dem Fabrikbetriebe so günstigen wasserreichen Boden um unsere Stadt wußte man sich noch ergiebiger zu machen durch eine mächtige 6000 Fuß lange und 45 Fuß breite Kanalleitung, deren Grabung bis auf einzelne noch auszubaggernde Stellen und den Bau der mächtigen Einlaß-Schleußen nun nahezu vollendet ist. Mit gleicher Anstrengung wird von zahlreichen Arbeitskräften an der Vollendung der ebenso schönen als umfangreichen Hochbauten gearbeitet, von denen drei Gebäude bereits unter Dach sind, während beim vierten, die eigentlichen Spinnsäle enthaltenden Gebäude, Maurer und Zimmerleute emsig wie Ameisen an dem Ausbau dieses großartigen Gebäudes arbeiten, das an seinen beiden Langseiten in den drei Stockwerken, so wie im Erdgeschosse, je 26 Fensteröffnungen von 8 Fuß Höhe und 4½ Breite zeigt, durch die sich dem Auge des Beschauers die schlanken gußeisernen Säulen-Reihen herrlich präsentiren, welche die Deckenträger in den verschiedenen Stockwerken und ihren kolossalen Spinnsälen bilden. Diese mächtigen Erweiterungen an dem ohnedieß schon sehr umfangreichen Fabrik-Etablissement zählen jeden Falles unter die großartigsten Unternehmungen, welche auf dem Gebiete von Augsburgs industriellen Bestrebungen bisher zu Tage getreten sind. —

Aus Nürnberg berichtet die „Neue Münchner Ztg.": In der Pianoforte-Fabrik des Herrn Heubeck dahier sahen wir dieser Tage zwei neue Flügel von ganz gleicher Konstruktion, wovon der eine mit Gußstahlsaiten aus der Fabrik von Miller und Sohn in Wien, der andere mit Gußstahlsaiten aus der Fabrik von Moritz Pöhlmann dahier bezogen ist. Durch vorgenommene Untersuchung überzeugten wir uns, daß letztere Saiten ohne Veränderung der inneren Struktur die stärkste Spannung aushalten, dabei aber vermöge ihrer Zähigkeit durch den Bug nicht brüchig werden. Bei völlig gleicher Dicke und Länge wird durch diese Saiten die nämliche Tonhöhe erreicht, wie durch die Wiener Saiten; aber unverkennbar ist der Ton des mit den Pöhlmann'schen Saiten bezogenen Instrumentes viel stärker, helltönender und klangvoller, als jener des andern Flügels, ohne jedoch im Mindesten grell oder rauh zu seyn. Wir möchten daher die Pöhlmann'schen Saiten selbst noch für besser erklären, als die Wiener Saiten; ganz entschieden sind dieselben wenigstens ebenso gut und brauchbar als die Wiener Saiten und jedenfalls vorzüglicher als die englischen Saiten von Webster und Horsfall in Penns bei Birmingham. Wir können diese Fortschritte unserer inländischen Industrie nur mit Freude begrüßen, da bisher alle Stahlsaiten für Piano's lediglich von Miller und Sohn in Wien oder von Webster und Horsfall aus England bezogen werden mußten. —

[Merkwürdige Todesursache.] Glaubwürdiger Mittheilung der „Bresl. Ztg." zufolge hat sich am vorigen Sonntag Nachstehendes in Wernersdorf, Kreis Schweidnitz, zugetragen. Eine Frau, welche Birnen aß, ergriff u. A. eine recht weich gewordene, biß herzhaft hinein und verschlang den Bissen. Im Schlunde oder Halse fühlt sie aber während des Schlingens einen heftigen Stich, der nicht bloß sehr große Schmerzen nach sich zog, sondern auch eine sofortige Aufschwellung bewirkte. Durch rasch herbeigeholte ärztliche Hülfe ward zwar die Birne wieder herausgezogen, aber gleichwohl konnte nicht verhindert werden, daß die Frau eine halbe Stunde darauf, in Folge der Anschwellung im Halse, den Erstickungstod erleiden mußte. Die Ursache des Todes war eine in der Birne befindlich gewesene Wespe!

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Walland t'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 213 Montag, 7. September 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

Die Schlacht hatte schon geraume Zeit gerast, als in den Belagerungsbatterien der Franzosen noch große Ruhe herrschte. In der Batterie No. 2, dem Quarantänefort ziemlich gegenüber, kommandirte der Kapitän Hector de Beaumonte, und er sowohl als seine Braven wünschten nichts sehnlicher, als auch für ihre ehernen Schlünde Beschäftigung zu finden. Doch hatte es durchaus nicht den Anschein, als ob ihre Batterie am Kampfe Theil nehmen würde und ihr Befehlshaber ging deßhalb auch sehr unruhig und mit verdrießlicher Miene auf und nieder.

„Ein erbärmlicher Krieg!" murmelte er verdrießlich vor sich hin, indem er sich auf einer Kanonen-Lavette niederließ. „Ich ahne schon, wir werden auch heute nicht mit zum Tanze kommen, und doch scheint es da drüben verteufelt heiß herzugehen."

„Und mir ahnet —" bemerkte sein Freund Charles Morand, der eben zu ihm getreten war und die letzten Worte gehört hatte — „daß wir heute noch harte Arbeit bekommen werden. Es ist keine der gewöhnlichen Neckereien, mit welchen uns die Russen fast jeden Tag aus unserm besten Schlummer wecken; sie scheinen dießmal einen Hauptschlag zu beabsichtigen, und es auf nichts Geringeres abgesehen zu haben, als uns mit Sack und Pack in das schwarze Meer zu jagen. Zu einem gewöhnlichen Ausfalle bringen sie nicht so viel Artillerie mit und sie scheinen eine artige Reihe Kanonen dort auf den Höhen aufgefahren zu haben."

„Und dieses höllische Wetter dazu!" schalt der Artillerie-Kapitän weiter. „Solche unheimliche Witterung kann es auch nur hier am Ende der Welt geben. Hast Du in Deinem Leben einen so abscheulichen Nebel gesehen? Die ganze Festung ist eingehüllt in Dunstwolken; und man kann nicht sehen, was fünfzig Schritte weit von uns vorgeht."

„Drum müssen wir heute die Augen in die Hand nehmen und uns auf unsere Ohren verlassen;" versetzte Morand. „Es wäre gar kein dummer Einfall von den Russen, wenn sie uns in diesem Nebel überfielen, denn wir werden sie nicht eher gewahr werden, als bis sie da wären. Ich will hinausgehen und horchen."

„Thue das!" erwiderte der Kapitän. „Aber ich glaube kaum, daß sie sich um uns kümmern werden; denn sie haben da drüben genug mit den Engländern zu thun."

„Gleichviel! Vorsicht kann nicht schaden!" bemerkte Morand und verließ die Batterie, um auf einem schmalen Wege, welcher bis in die Nähe der Festung führte, durch den Nebel zu dringen. Doch kaum hatte er einige Schritte zurückgelegt, als sich Marion, die eben ihren gewöhnlichen Morgenbesuch in der Batterie abstatten wollte, um den wackeren Artilleristen nach ihrer nächtlichen Wache Erfrischungen zu bieten, an seinen Arm hing.

Er empfing sie mit einem herzlichen Morgengruße, aber ihre sonst so freundliche Miene war ernst und finster und ihr sonst so muthvoll leuchtendes Auge, warf ängstliche Blicke umher. „Wohin geh'st Du Charles?" fragte sie besorgt.

„Nicht weit, mein gutes Kind;" erwiderte er. „Ich will nun ein paar hundert Schritte weit gehen, um in den Nebel hinaus zu horchen, ob kein Feind naht. Du würdest aber wohl thun, wenn Du mich nicht begleitest, sondern in die Batterie gingst, wo meine Kameraden Deine Herzstärkungen mit wahrer Sehnsucht erwarten, die ihnen bei der ungesunden, feuchten und rauhen Luft um so mehr zu gönnen sind."

„Nein! Ich bleibe bei Dir!" entgegnete sie entschieden. „Die ganze Gegend wimmelt von Russen und sie scheinen in dem fürchterlichen Nebel wie graue Gespenster herumzuschweben. Als ich von Balaklava herüber kam, bin ich nur mit Mühe den Kosacken entronnen, indem ich mich in ein Gebüsch flüchtete, wo sie mich aus den Augen verloren. Bei Inkerman mag es heiß hergehen; es scheint eine förmliche Schlacht zu seyn."

„Mein armes Kind!" rief Charles Morand, und drückte ihren Arm fester an seine Brust, denn die Gefahr, welcher sie sich ausgesetzt hatte, erregte seine lebhafteste Theilnahme und Besorgniß. „Du

hättest Balaklava nicht verlassen sollen, da Du doch den Lärm des Kampfes hörtest. Du darfst mir auch nicht mehr allein wieder dorthin zurückkehren, bis die Schlacht beendigt ist, und ich werde Dich nicht aus den Augen lassen, so viel es nur der Dienst erlaubt. Ach, wärst Du nur bei Deinem Vater geblieben!"

„Ich mußte kommen!" versetzte sie mit einem finstern, schwermüthigen Ausdrucke, den er sonst gar nicht an ihr gewohnt war. „Als der Schlachtenlärm mich diesen Morgen weckte, wurde mir plötzlich so bange um Dich, daß ich keine Ruhe mehr bei meinem Vater fand. Und wenn es mein Leben gekostet hätte, ich hätte zu Dir eilen müssen. Auch habe ich eine schlimme Botschaft auszurichten, an den Kapitän, die ich nicht verzögern und auch keinem Andern anvertrauen mochte."

„Eine schlimme Botschaft?" wiederholte Charles mit Theilnahme. „Es wird doch Aminda nichts geschehen seyn?"

„Aminda ist in vergangener Nacht spurlos aus Balaklava verschwunden; fuhr Marion fort. „Sie scheint aber alle ihre Kostbarkeiten mit sich genommen zu haben und ihre Entfernung deßhalb eine freiwillige zu seyn."

„Aminda, verschwunden!" rief Charles bestürzt. „Dieß wird ein harter Schlag für unsern armen Hector seyn; denn er liebt die schöne Circassierin noch immer rasend."

„Und doch fürchte ich, sie verdient seine Liebe nicht;" antwortete Marion. „Sie ist ein seltsames Geschöpf, und wie mir es scheint, hat sie sich nicht aus Liebe von unserm Kapitän entführen lassen, sondern nur, um der Harems-Sklaverei, zu welcher der Pascha sie gezwungen hatte, zu entgehen und eine ungebundene Freiheit zu genießen. Schon nach der Schlacht an der Alma, als ich mich mit ihr auf dem Schlachtfelde verirrt hatte, und wir nach mancherlei Gefahren, in der Nähe des brennenden Dorfes Burliuk, das einsame Haus des pensionirten, russischen Obristen Alberti erreicht hatten, da bemerkte ich, daß ihr Herz leicht entzündlich sey. Der alte Obrist hatte seinen Sohn, einen blutjungen, aber bildschönen, jungen Mann, der als Fähndrich in der russischen Armee dient, tödtlich verwundet vom Schlachtfelde heimgetragen, und der Unglückliche empfing von seiner eigenen Schwester, die irgend einem barmherzigen Orden anzugehören scheint, die erste Hülfe. Sie zog mit außerordentlicher Geschicklichkeit die Kugel aus der Brustwunde und rettete dadurch des Bruders Leben.

(Fortsetzung folgt.)

Das Jägerhaus.

(Fortsetzung.)

Kaum hatte der Offizier dieß gesagt, als der Förster todtenbleich und mit hastigen Schritten, die Büchse schußfertig in der Hand haltend, aus dem Walde trat. Beim Anblick der beiden Liebenden fuhr er entsetzt zurück und stieß mit wutherstickter Stimme die Worte aus:

„Gott steh' mir bei — es ist wahr!"

In demselben Augenblick schlang der Offizier seinen Arm um Renatens Nacken und sagte:

„Du bist nun auf ewig mein, geliebtes Mädchen!"

„Das wird sich finden, niederträchtiger Verführer!" schrie da plötzlich der Förster mit donnernder Stimme, riß die Büchse empor, zielte und drückte ab.

Renate war gleich beim ersten Worte ihres Pflegevaters mit einem Angstschrei aufgesprungen und hatte sich, das Papier hoch emporhaltend, zwischen ihn und den Geliebten geworfen, indem sie laut ausrief:

„Halt, Vater! um Gotteswillen — es ist Dein Sohn!"

Die ersten Worte hatte der krachende Schuß übertäubt — die letzten: „Es ist Dein Sohn!" schallten jetzt nach dem verhallten Knall wie ein Donnerschlag in des Försters Ohr. Die Büchse entfiel seiner zitternden Hand, und krampfhaft hielt er sich an einem Baum im Garten aufrecht.

Renate aber sank mit einem dankbaren Blick gen Himmel auf die Kniee und rief:

„Gott sey gelobt — — der Schuß ging fehl!"

Dann raffte sie sich auf, stürzte zu ihrem Pflegevater hin, drückte ihm das Blatt in die Hände und flehte:

„Lies, Vater, — lies, ich beschwöre Dich! Dein Sohn — Dein Julius — Dein einziger Sohn steht vor Dir!"

Und jubelnd eilte sie wieder zurück zu diesem, der unversehrt, aber sprachlos vor Schrecken dastand, und preßte ihn in die Arme, gleich als ob das tödtliche Blei noch sein Herz bedrohe.

Reinold überflog die Schrift mit starren Blicken. Plötzlich breitete sich ein Verklärungsglanz über sein Antlitz, und freudig schrie er auf:

„Gerechter Gott! der Offizier war Mariens Bruder!"

Dann stürzte er hin zu seinem Sohn, riß dessen linke Hand empor und rief nach einem Blick auf die Handwurzel:

„Ja, hier ist das Mal, welches Du mit auf die Welt brachtest! Und das sind auch Marien's dunkle Augen — und das ihre lichtbraunen Locken und das ihr liebliches Lächeln!" fuhr er mit freudebebender Stimme fort, indem er seinem Sohn in das jugendlich blühende Angesicht schaute. Und im

Uebermaß des Entzückens preßte er den Verstoßenen an die Brust und rief: „Mein Sohn! mein Julius! — welch ein Himmel voll Seligkeit liegt vor mir offen — und ich richtete in wahnsinniger Verblendung das fluchwürdige Todesrohr auf das theure Haupt meines einzigen Kindes! — Aber Gott war mir gnädig, er lenkte meine Kugel — — nein, ich bin nicht der Mörder meines Sohnes — Du lebst — Du schaust mich liebend und versöhnend an!"

„Ist es denn Wahrheit, daß ich in Vaterarmen ruhe, daß des Vaters Herz an dem meinigen schlägt?" jubelte der glückliche Sohn.

Dann aber eilte der Förster zu Renate und rief, sie in die Arme schließend: „Gott segne Dich tausendfach, Du theures Kind — Du warst mein guter Engel! Als ich Dich zwischen mir und Julius erblickte, zitterte mein Arm — — Du hast uns Alle vor Jammer und Verzweiflung bewahrt!"

Der Jubel der drei Glücklichen wurde hier durch den Waldwärter unterbrochen, der in schnellem Lauf athemlos in den Garten stürzte und mit lauter, durchdringender Stimme rief:

„Herr Förster! Herr Förster!" Sobald er aber Reinold mit dem Offizier und Renate in friedlichem Gespräch erblickte, mäßigte er seine Schritte und murmelte vor sich hin: „Nun hier scheint doch Niemand an ein schreckliches Verbrechen zu denken!"

Mittlerweile erreichte er den Ort, wo die Letzteren standen, händigte seinem Herrn eine Brieftasche und ein Bündel Schriften ein und sagte:

„Hier ist ein Päckchen Briefe für Sie, Herr Förster; — einige preußische Husaren haben es eben einem französischen Spion abgenommen. Als ich vorhin von Ihnen fortging, hörte ich plötzlich einige hundert Schritte hinter mir beim Fichtengehölz Säbel klirren und Schüsse fallen. Ich wandte mich um und sah, wie sechs Reiter einen Wagen umringten, neben welchem ein feingekleideter Mann stand. Sie riefen diesem zu, er solle sich ergeben; er aber feuerte als Antwort seine Pistolen ab und schoß einen der Husaren nieder. Die andern drangen darauf wüthend auf ihn ein. Eine Weile wehrte er sich noch mit einem Degen und focht mit wahrer Todesverzweiflung — endlich aber streckte ihn ein tüchtiger Säbelhieb zu Boden. Ich ging nun rasch näher hinzu, erschrack aber nicht wenig, als ich in dem Sterbenden den Arzt des französischen Dragonerregiments erkannte, der neulich bei Ihnen war, Herr Förster."

„Wolfenstein?" riefen Alle wie aus einem Munde.

„Ja, ganz recht: Lieutenant Stein, Hauptmann Wolf oder Doktor Wolfenstein," fuhr der Waldwärter fort. „Unter diesen drei Namen und Titeln soll er sich nämlich bald hier und bald dort gezeigt und vielfache Verrätherei an Freund und Feind begangen haben, wie mir die Husaren erzählten."

„O, nun wird mir Alles klar, was mein Oheim und meine Kameraden mir früher andeutungsweise über den Betrüger sagten," rief der Offizier aus. „Das ganze Gewebe seiner Bosheit liegt jetzt offen vor meinen Augen da; ich bewundere nur, daß er so lange der gerechten Strafe entgangen ist."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Aus Boston, 6. August, wird gemeldet: Vor wenigen Tagen erlebten wir hier einen der außerordentlichsten Rechtsstreite, von welchem wir je gehört haben. Eine modisch-gekleidete Dame wurde von einem Polizei-Offizianten in der Straße verhaftet und vor Gericht geführt, weil sie mit ihrer Kleidung die Seitengänge der Straße (Trottoir) sperre. Der Richter wollte nicht erlauben, daß die Sitzung hinter verschlossenen Thüren gehalten wurde, vielmehr die Sache öffentlich behandelt wissen. Die Angeklagte mußte zur Hauptpforte gerade vor den Richter geführt werden, da ihr Anzug den Seitenweg, wie den Sitz im Behälter des Angeklagten unmöglich machte. Der Gerichtshof erklärte, daß es kein Gesetz über die Krinoline-Kleider gäbe, daß aber die Zeugenaussagen über die Sperrung des Weges maßgebend und zur Warnung einstweilen die Strafe von 5 Dollars auferlegt sey. Die Dame zahlte diese Strafe und entfernte sich mit dem Lächeln der Verachtung auf den Lippen.

Dr. Macgowan, der bekannte amerikanische Arzt und Missionär, der seit einigen Jahren eine chinesisch geschriebene Zeitung herausgibt, die eigens für die Chinesen bestimmt ist, macht in dieser die Mittheilung, daß nach der Aussage eines Chinesen, der gelbe Fluß oder der Hoangho sein bisheriges Bett verlassen und wieder in seine ursprüngliche Mündung in den Golf von Petschili eingelenkt habe. Diese Nachricht ist kürzlich durch einen fremden Reisenden, der aus dem Innern zurückkam, bestätigt worden. Danach wäre das bisherige Wassersystem der Provinz Schantung wesentlich verändert worden, denn der Hoangho, der bisher an der Südwestgränze dieser Provinz vorüber in südöstlicher Richtung die Provinz Kiangsu durchströmte und sich ins gelbe Meer (Hwang-Hai) ergoß, würde jetzt die Provinz Schantung in nordöstlicher Richtung quer durchschneiden.

Ein übermüthiger junger Türke saß in einem Kaffeehause, seine Pfeife schmauchend. Da trat ein

Grieche ein, der sich demüthig in einer Ecke niederkauerte. Der Türke, verächtlich von seinem erhöhten, mit Polster und Teppich versehenen Sitze herabblickend, fuhr den armen Griechen barsch an und auf einen Hund deutend, befahl er ihm auf der Stelle zu erklären, ob der Hund ein Christ sey oder ein Mohamedaner? Der Grieche antwortete: „Wir Christen haben heute Fasttag und so läßt sich die Sache leicht und schnell entscheiden. Laß ein Stückchen Fleisch bringen und gib es dem Hunde. Nimmt er es nicht, so muß ich einräumen, daß er ein Christ! frißt er es aber, nun, dann muß er wohl ein Mohamedaner seyn."

[Keine Gesundheit — kein Geld.] Eine chinesische Eigenthümlichkeit, die mehr zu bedeuten hat, als es vielleicht scheint, ist die, daß die Aerzte in China nicht, wie bei uns, ein Interesse daran haben, daß es so viel als möglich Krankheiten und Kranke gebe. Der chinesische Arzt ist ein Staatsbeamter, der dafür zu sorgen hat, daß so wenig wie möglich Krankheiten vorkommen, der in Gefahr ist, seines Amtes entsetzt zu werden, wenn der Gesundheitszustand in seinem Kanton gar zu unbefriedigend ist. Der gute Gesundheitszustand seiner Pflegebefohlenen bringt ihm eine Gehaltserhöhung ein. Der Kaiser behandelt seinen Leibarzt nach diesem Grundsatz: „Keine Gesundheit, kein Geld!" und wenn er krank wird, ist das Patent des Arztes suspendirt.

Die Zahl der Einwohner Berlins ist seit dem Jahr 1816 von 181,052 auf 437,001, also mehr als das Doppelte gestiegen, während die Zahl der Grundstücke sich von 6463 auf 9185, mithin nur um die Hälfte, vermehrt hat. Die Zahl der Wohnungen dagegen, welche sich von 40,588 auf 87,027 steigerte, schloß sich beinahe der Vermehrung der Bevölkerung an. Es haben sich mithin die Wohnungen viel stärker vermehrt, als die Grundstücke, ein Zeichen, daß die neuen Häuser höher als bisher gebaut, die Hofräumlichkeiten mehr zur Errichtung von Hintergebäuden benutzt und daß überhaupt die Wohnungen viel kleiner geworden seyn müssen, als früher.

Im Wiener Karltheater erhielt am 31. August die Vorstellung der bekannten Posse „Zwölf Mädchen in Uniform" einen sehr tragischen, durchaus nicht possenartigen Schluß. Als nämlich vor dem Fallen des Vorhanges die uniformirten Mädchen feuerten und Nestroy den komischen Nachschuß macht, ertönte plötzlich im Parterre noch ein anderer Schuß. Ein junger Mann hatte eine in der Tasche befindliche Pistole gezogen und den Beschluß der Posse zu einem Beschluß des eigenen Lebens benutzt, indem er sich eine Kugel durch die Brust jagte. Die Bestürzung war allgemein. Der junge Mann wurde hinausgeführt, denn der Schuß war nicht tödtlich.

Eugen Sue hat, wie man sagt, nur wenig hinterlassen. Sein luxuriöses Leben in den Jahren seines literarischen Glanzes soll das Meiste der von ihm verdienten ungeheuren Summen verschlungen haben. Er gehörte zu den reichsten Schriftstellern Frankreichs, und die von ihm veranstalteten Feste auf seinem Schlosse Desbordes und in dem ihm gehörigen kleinen Hotel in der Rue du Rocher leben noch heute in der Erinnerung der dortigen Bonvivants. Der berühmte Autor war ein genialer Mann und überschätzte den eigentlichen Werth des Geldes niemals.

Dieser Tage ist ein Gefangener der mit dem Bahnzuge von Eßlingen nach Kirchheim gebracht werden sollte, während der Fahrt in der Nähe von Obereßlingen aus seinem Arrestwaggon entwichen; ein tiefer Eindruck im Kies und eine Lache Blutes bezeichneten den Ort, an welchem er denselben verlassen hatte. Ein Bahnwärter bemerkte ihn kurz vorher auf dem Tritte des Wagens sitzend. Obwohl nun Streifen nach allen Seiten hin ausgesendet, ja selbst der Telegraph in Bewegung gesetzt wurde, ist er bis jetzt doch noch nicht beigebracht worden.

Der Stadt Wehlau steht eine merkwürdige Jubelfeier bevor, welche in ihrer geschichtlichen Bedeutung ohne Zweifel als ein vaterländisches Fest eine allgemeine Theilnahme erwecken wird. Am 19. September 1657 wurde hier vom großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm in eigner Person der „Frieden zu Wehlau" vollzogen, durch welchen demselben von Polen gegen Hergabe des Ermlandes die Souveränetät über das Herzogthum Preußen bewilligt wurde.

Nachrichten aus Amerika zufolge wurde im Juli in Philadelphia ein großes Musikfest gefeiert, bei welchem an einem Tage die Konzertanten und Zuhörer 180,000 — Seidel Bier austranken. Philadelphia ist in bierlicher Beziehung bekanntlich das amerikanische „München", und Musikanten sind alter Regel nach durstige Leute, besonders bei der großen Hitze dieses Sommers.

Redakteur: Gustav Messert.
Druck u. Verlag der Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 214 Dienstag, 8. September 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

Kaum aber hatte Aminda den jungen Mann, unter dem Vorwande ihm Krankenwärterdienste leisten zu wollen, gesehen, als sie auch bereits eine Flamme für ihn in ihrer Brust nährte. Als aber Jean Renard, des Kapitäns Diener, der ausgesendet worden war, uns aufzusuchen und nach Balaklava zu führen, uns später in jenem Hause fand, da mußte ich meine ganze Ueberredungskunst erschöpfen, um sie zu bewegen, den Verwundeten zu verlassen und mir zu unserm Kapitän zu folgen, der sie sehnsuchtsvoll erwartete. Später freilich schien sie ihr Herz dem Vikomte de Beaumont gänzlich wieder zugewendet zu haben, doch oft wenn ich mich mit ihr allein befand, sprach sie noch immer mit einem Feuer von dem jungen Alberti, welches deutlich verrieth, daß die Gluth ihrer Leidenschaft noch nicht gedämpft war. Ich kann mich täuschen, aber ich fürchte, daß sie sich nach dem Hause des Obristen geflüchtet hat, um den jungen Felix, welcher jetzt wahrscheinlich genesen seyn muß, wieder zu sehen. Deßhalb ist es mir lieb, daß ich Dich zuvor allein getroffen habe, denn ich weiß mir keinen Rath, ob ich dem Kapitän dieß Alles so mittheilen soll, wie ich es Dir vertraute."

Charles schwieg einige Augenblicke nachdenkend, dann entgegnete er: „Nein, Du darfst ihm nicht Alles sagen, Du mußt ihm Deine Vermuthungen verschweigen. Schon ihr Verschwinden wird ihn schmerzlich verwunden, und der Verdacht, den Du hegst, würde ihn zur Verzweiflung bringen. Er liebt sie aufrichtig und glühend und hegt die redlichsten Absichten; denn oft hat er sie schon gebeten, seine Gattin zu werden, und ihm nach Frankreich zu folgen, wenn er dem Kriege glücklich entgeht. Auch würde er kaum glauben an ihre Liebe zu dem jungen Manne; denn er baut felsenfest auf ihre Treue. Doch laß uns jetzt nicht weiter gehen; wenn ich nicht irre, sind wir bereits über unsere Vorposten hinaus!" Er warf sich hierauf auf den Erdboden nieder und horchte mit gespannter Aufmerksamkeit in die Ferne hinaus. Plötzlich sprang er wieder auf und rief: „Fort, fort! Laß uns zurückeilen, es sind große Truppenmassen im Anmarsche; ich höre es deutlich."

Und ihren Arm wieder ergreifend, eilte er rasch mit ihr zurück in die Batterie.

Kaum aber hatte er dort dem Kapitän seinen Bericht abgestattet, als auch schon ein Soldat, welcher auf einem der äußersten Vorposten gestanden hatte, herbeieilte und fast athemlos rief: „Die Russen kommen! Sie sind dicht hinter mir! Sie haben meine Kameraden ganz in der Stille überfallen und mit Bajonetten niedergestoßen!"

Der Kapitän richtete in aller Eile noch einige Fragen über die muthmaßliche Stärke des Feindes an den Mann, dann zog er seinen Degen, und ihn hochschwingend, rief er: „An Eure Posten, Kameraden! Der Feind kommt! Laß uns ihn würdig empfangen. Ladet alle Stücke mit Kartätschen!"

Doch es war zu spät! Denn er hatte das letzte Wort noch nicht ausgesprochen, als ein donnerndes Hurrah erschallte und ringsum aus dem Nebel Waffen aufblitzten.

Ungefähr um neun Uhr Morgens waren vier Bataillone des Regiments Minsk, ein Bataillon des Regiments Wolhynsk und eine Anzahl Freiwilliger, im Ganzen etwa 5000 Mann, mit einer Batterie, unter Führung des Artillerie-Generals Timofejeff, so geräuschlos als möglich, aus dem Quarantainefort hervorgebrochen. Dieß Truppenkorps hatte die Festung ganz unbemerkt von den Verbündeten verlassen, und folgte der auf der Linken der französischen Linie sich hinziehenden Schlucht. Dazu wurde ihr Marsch noch durch den dichten Nebel begünstigt und so gelang es ihnen, ganz ungehindert bis auf wenige Schritte, in die Nähe der Batterien Nro. 1 und Nro. 2 zu gelangen. Mit einem wüthenden Angriffe stürzten sie darauf los, und da sie die in den festen Werken befindlichen Truppen beinahe ganz unvorbereitet fanden, so zwangen sie dieselben, dem ersten Anprallen zu weichen. Der wackere Hector de Beaumonte wagte freilich noch einen verzweiflungsvollen Versuch, seine

Batterie gegen den Feind zu vertheidigen und sein Ober-Bombardier Morand und alle seine Artilleristen waren bereit, an seiner Seite tapfer zu fechten. Doch der feindliche Ueberfall war so unerwartet gekommen und die Uebermacht der Russen so bedeutend, daß in diesem Augenblicke an keinen Sieg zu denken war und es Wahnsinn gewesen wäre, Blut und Leben in einem nutzlosen Kampfe zu opfern.

Der Kapitän ließ deßhalb seine Leute sich fest aneinander schließen, und nachdem er zähneknirschend noch einen schmerzlichen Blick auf die schönen Geschütze geworfen hatte, die er in Feindeshänden lassen mußte, zog er sich zurück auf das 39. und 19. Regiment, welche in geraumer Entfernung von der Batterie ihr Lager bezogen hatten. Auch vier Kompagnieen der Fremdenlegion, welche zur Bewachung der Laufgräben beordert waren, mußten der Uebermacht weichen und sich auf die eben genannten beiden Regimenter zurückziehen. Doch war dieß nur eine augenblickliche Niederlage, die sie erlitten hatten, und einstimmig verlangten die wackern Franzosen zum Angriffe geführt zu werden, um die genommenen Batterien dem Feinde wieder zu entreißen. Die Offiziere ohne Ausnahme theilten das glühende Verlangen ihrer Soldaten und da um dieselbe Zeit zwei Kompagnien der Jäger von Vincennes und vier weitere Kompagnieen der Fremdenlegion auf dem Kampfplatze eintrafen, so ließ man die Trommeln wirbeln, die Hörner tönen und mit wahrer Begeisterung wurde zum Sturme geschritten.

Kapitän Hector de Beaumonte hatte es sich ausgebeten, als eine Ehre, die er wohl beanspruchen durfte, sich mit seinen Artilleristen an die Spitze der Sturmkolonnen stellen zu dürfen und es ward ihm bewilligt. Die Tapfern hatten keine andere Waffe, als ihr kurzes, breites Seitengewehr, und ihr Faschinenmesser im Gürtel und mit einem wilden Kriegsrufe, ihren Kapitän an der Spitze, stürzten sie voraus, so daß ihnen die übrigen, schwerer bewaffneten Truppen kaum zu folgen vermochten. Ihr Angriff war unwiderstehlich und die Russen, welche durch ihren leichten Sieg sorglos geworden waren, geriethen in große Bestürzung, als sie nach der kurzen Rast, welche ihnen das Zurückziehen des Feindes vergönnt hatte, schon wieder zum Kampfe aufgefordert wurden.

Es waren zwei Bataillone des Regiments Minsk, welche sich der Batterie Nro. 2 bemächtigt hatten, während der Artillerie-General Timofejeff mit der übrigen Truppenabtheilung, welche er kommandirte, die französische Batterie Nro. 1 nahm. Die Bestürzung der Russen dauerte jedoch nur einen Augenblick und schon im nächsten Momente standen sie bereit, ihre Eroberung tapfer zu vertheidigen. Es entspann sich nun auch hier ein erbitterter Kampf, der von beiden Seiten mit der äußersten Wuth geführt wurde. Es war kein regelmäßiges Gefecht, sondern nur ein gegenseitiges Morden, innerhalb und außerhalb der festen Werke. Man stritt um den Besitz der Batterien mit dem Feuergewehr, man schlug sich mit dem Flintenkolben nieder; man suchte einander zu durchbohren mit dem Bajonette, dem Seitengewehre und dem Faschinenmesser, kurz es war ein blutiges Gemetzel Brust an Brust, Mann gegen Mann, und von beiden Seiten dachte Niemand daran, Pardon zu geben, oder zu nehmen. Die Russen standen Anfangs fest wie eine Mauer und deckten die eroberte Batterie mit ihren Leibern. Doch ihre fest geschlossenen Glieder wurden bald durchbrochen, durch den wüthenden Anlauf der Artilleristen de Beaumontes, welche weder Kugeln noch Bajonette fürchtend, auf sie losstürzten. Nur eine einzige Kompagnie des Regiments Minsk hielt noch fest und unerschütterlich zusammen, als wäre sie mit eisernen Klammern zusammen geschmiedet. Sie wurde vom Lieutenant Stanislaus Krasinsky kommandirt, da der Hauptmann bereits verwundet sich aus dem Gefechte zurückgezogen hatte. Auch selbst die heftigsten Angriffe, dies kleine Häuflein auseinander zu sprengen, blieben erfolglos.

(Fortsetzung folgt.)

Das Jägerhaus.

(Fortsetzung und Schluß.)

„Zu Anfang des vorigen Monats habe ich ihn selbst in Naumburg in der Gesellschaft von mehreren preußischen Offizieren gesehen, was er mir ableugnete, als ich ihn hier neulich darauf anredete," fuhr Konrad fort. „Gleich nach der Schlacht bei Leipzig soll er sich in der Uniform eines österreichischen Offiziers wieder im preußischen Hauptquartier umhergetrieben haben, dort aber von einigen gefangenen französischen Offizieren erkannt und auf ihre dringenden Bitten verfolgt worden seyn. Seine Flucht hat er aber so schlau zu bewerkstelligen gewußt, daß er seine Verfolger mehrmals irre geführt hat. Von hier wollte er auf einsamen Wegen durch das Gebirg nach Frankreich zurückkehren; wenn die Husaren eine Stunde später gekommen wären, würden sie seine Spur gänzlich verloren und ihn nimmermehr eingeholt haben. Als er mich erblickte, winkte er mich zu sich heran und sprach Allerlei durcheinander, was ich nicht recht verstand. „Meine Kugel war's, welche den Bernard bei Leipzig hinterrücks traf," sagte er. „Er hatte meine Doppelgängerei entdeckt und gedroht, mich zu verrathen. Auch gönnte ich ihm Deines Herrn Tochter nicht; ich wollte sie eben heimlich in diesem Wagen ent-

führen.... Aber nun ist Alles aus.... Er lebt, und ich muß sterben!" Dann deutete er auf die Brieftasche und die Schriften, welche die Husaren ihm abgenommen hatten, und sagte: »Jenes Päckchen da bringe augenblicklich Deinem Herrn — ich habe ihn auf das Schändlichste belogen; aber laufe, so schnell Dich Deine Füße tragen — Du kannst ein schreckliches Verbrechen verhüten."

»Der Frevler wollte mich zum Mörder meines Sohnes machen!« sprach der Förster schaudernd vor sich hin.

„Er murmelte noch etwas von der Frau Tanner," fuhr der Waldwärter fort, »aber die Worte erstarben ihm auf der Zunge. So riß ich denn rasch dem einen Husaren die Papiere aus der Hand und eilte hierher.«

Renate, welche bis dahin gespannt auf Konrad's Erzählung gehorcht hatte, fuhr bei den letzten Worten wie von einem plötzlichen Gedanken ergriffen empor und sagte mit freudiger Stimme zum Waldwärter:

»Willst Du Dir meinen ewigen Dank verdienen, guter Konrad, so laufe schnell zum Kirchdorf hinüber und suche die Frau Tanner. Sag' ihr, sie möchte auf das Schleunigste zu mir kommen — ich hätt' ihr eine freudige Nachricht mitzutheilen. Schlag' aber den Fußpfad durch das Holz ein," rief sie dem dienstfertig Davoneilenden nach, „damit Du sie nicht verfehlst, wenn sie schon etwa auf dem Heimweg wäre!"

Unterdessen hatte der Förster das mit seiner Adresse versehene Päckchen geöffnet und überflog nun die Briefe in zitternder Hast. »Marie — treuestes Herz! wie hab' ich Dich verkannt!" rief er mit feuchtem Blick aus. „Jeder dieser Schriftzüge dringt wie ein Dolchstich in meine Brust."

„Sieh, Vater, das ist der Briefwechsel zwischen Bruder und Schwester," sagte Renate, indem sie sich an ihn schmiegte und ihm den Inhalt der verschiedenen Papiere erklärte, so wie sie es vorhin von dem Geliebten gehört; „das sind die gerichtlichen Beweise, daß der vormalige verbannte Student Alexander Meister eine und dieselbe Person ist mit dem jetzigen Obersten Alexander Bernard, und dieß ist ein Schreiben von dem Obersten selbst. Ach Vater, wir wollten Dir Alles zu Deinem Geburtstag geben, aber da kam die böse Schlacht dazwischen; Julius war kaum hier, da mußt' er auch schon wieder fort. Das war es, lieber Vater, was mich seither so traurig machte."

Regungslos stand der Förster da und starrte, von Schmerz und Reue überwältigt, auf die Schriften, die er in den zitternden Händen hielt. Ihm schwindelten noch die Sinne; es war ihm, als ständ' er am Rande eines bodenlosen Abgrundes, von welchem ihn so eben eine rettende Hand zurückgerissen. Plötzlich aber schloß er seinen Sohn mit verklärten Blicken in die Arme und rief:

„O daß ich Dir und Deiner Mutter nur ein Tausendtheil der Schuld abzutragen vermöchte, die ich in unseliger Verblendung auf mich geladen habe."

In diesem Augenblick öffnete sich die Gartenpforte; die Frau Tanner stürzte herein und rief mit lauter, freudiger Stimme:

„Wo ist mein Sohn, mein Julius? Er lebt! Er ist nicht gefallen! Er lebt! Ich habe ihn wieder!"

Und Mutter und Sohn flogen einander jubelnd in die Arme; der Förster aber stieß beim Anblick der Frau Tanner den freudigen Schrei: »Marie!" aus und starrte sie wie von einem Traum befangen an.

„O meine Mutter — meine theure Mutter!" rief der Glückliche mit leuchtenden Augen, „nun hat die Erde ja kein Leid mehr für uns!"

Und den lange geschiedenen Eltern die Hände reichend, sagte er mit weicher Stimme: „Vater! — Mutter! Alle Seligkeit meiner Jugend erwacht bei diesen Himmelsworten in meiner Brust."

Der Förster schaute die verstoßene Gattin lange sprachlos und reuevoll an, endlich aber sagte er mit flehendem Ton:

„Marie, ich habe entsetzlich an Deiner Liebe gefrevelt — kannst Du mir vergeben? Sieh, ich will ja Tag und Nacht auf nichts Andres sinnen, als wie ich Dir meine Reue beweisen — wie ich mich Deiner Liebe wieder würdig machen kann!"

Jene aber preßte den Flehenden stürmisch an ihre Brust und rief:

„Alles ist vergeben und vergessen — hab, ich doch Dich und meinen Julius wieder! Jahrelang hab' ich mit heißer Sehnsucht auf diesen seligen Augenblick geharrt; nun ist er da — ich halte Dich, meinen Julius in den Armen — mehr begehrt mein Herz hienieden nicht!"

»Und dieß Herz konnt' ich verstoßen!" sprach der Förster, indem Thräne auf Thräne über seine bleichen Wangen rollte.

„Als ich zu Anfang des Sommers zum Erstenmal diesen stillen Wald betrat," fuhr Jene, zu ihrem Gatten gewendet, fort, »unter dem Namen einer Frau Tanner heimlich zu Renate kam und Diese mir erzählte, wie Du mit stiller Trauer der Vergangenheit gedächtest und oft stundenlang finster am Saume des Waldes säßest und zum fernen Westen blicktest — o da ergriff mich eine unnennbare Wehmuth. Ich hätte gleich in Deine Arme eilen und Dir das eine allversöhnende Wort zurufen mögen, was ich aus kindischer Furcht in jenem entsetzlichen Augenblick nicht über meine Lippen bringen konnte: »Es war mein Bruder!" Mich reute das Versprechen, welches ich Alexander gegeben

hatte, nicht eher ein Wort mit Dir zu reden, als bis Du Julius als Deinen Sohn aufgenommen hättest. Aber sehen durfte ich Dich — sehen mußte ich Dich! Drüben am Rande des Waldes war es, wo Du mir begegnetest, wo Du meinen Namen riefst und mich unsagbar schmerzlichem Blick anschautest. Ich mußte meine ganze Kraft aufbieten, um dem gegebenen Versprechen nicht untreu zu werden. — Mit welcher Hoffnung und Angst hab' ich allstündlich Julius erwartet," fuhr sie nach einer Pause fort. „So oft ein kriegerischer Klang in mein stilles Stübchen schallte, stürzte ich froherschrocken hinaus in den Wald, auf die Landstraße, ob mein Auge vielleicht die theuren Züge meines Sohnes erblicken werde. Und als ich dann endlich von Renate hörte, daß das Regiment, bei welchem er stand, in das Kirchdorf eingerückt sey, und am späten Abend noch einmal heimlich hierher kam, um von ihr zu erfragen, ob Julius schon bei Dir gewesen, sagte mir ein finsterblickender Mann, den ich hier traf, daß in jenem Regiment nur bejahrte Offiziere dienten. Wohl ersah ich zu meiner unaussprechlichsten Freude am folgenden Morgen aus der Beschreibung, die mir ein alter Bauer des Kirchdorfes von den Offizieren machte, daß sich Julius unter ihnen befinde, hörte aber auch zugleich, daß das ganze Regiment schon vor Tagesanbruch weiter gezogen sey. Als dann die Kunde von der Schlacht bei Leipzig hierher gelangte, und Flüchtlinge auf Flüchtlinge vorbeieilten, aber keiner von Julius etwas wußte — da war ich der Verzweiflung nahe. Auf den Bescheid, den mir vorhin Renate gegeben, daß Alle, die von dem Regiment meines Julius übrig geblieben, im Kirchdorf rasteten, eilte ich in athemloser Hast dorthin. Hier sagte man mir, daß so eben ein junger Dragoneroffizier auf Hohentann zugeritten sey. Von freudiger Hoffnung und zweifelnder Angst getrieben, flog ich wieder hierher — — und nun erfüllt nichts als die reinste Himmelswonne meine Brust!"

„O welch ein seliges Leben soll nun hier im schönen grünen Wald beginnen!" jubelte Renate.

„Wohl muß es ein seliges Leben werden, bist Du doch mein!" rief der Offizier, Renate umschlingend. „Denn von diesem holden Mädchen lasse ich nimmer, geliebter Vater," fügte er, zum Förster gewendet, hinzu, „es war mein guter Engel!"

„Es ist das herrlichste Erbtheil, was ich Dir geben kann, mein Sohn," entgegnete Reinold. „Ein treueres Herz findest Du in allen Landen nicht — und ein Herz voll Liebe und Treue ist ja das edelste Kleinod auf Erden!" fügte er mit einem gerührten Blick auf die wiedergewonnene treue Gattin hinzu.

In der Ferne aber stand der alte Konrad und schaute mit freudeverklärtem Angesicht zu den auf's Neue vereinten Gatten und den beiden Liebenden hinüber: ihm ahnte, was sich begeben hatte, und leicht aufathmend sprach er vor sich hin:

„Wenn nun nicht die Freude mit Sang und Klang in's Jägerhaus einzieht, so weiß ich nicht, wann's geschehen soll."

Auch Renatens zahmes Reh schien Theil an dem Glück seiner Herrin nehmen zu wollen, denn es schmiegte sich liebkosend an sie an und blickte mit seinen hellen, klugen Augen fröhlich zu ihr empor.

Hinter den stillen Waldhöhen aber ging die Sonne groß und glühend zur Ruhe und färbte die dunkelgrüne Wiese, das friedliche Jägerhaus, die hohen Linden und die bunten Herbstblumen im kleinen Garten mit wunderbarem Licht, und aus den fernen Gebirgsthälern klangen leise Abendglockenlaute herüber, gleichwie zur Weihe der Stunde, welche die vier Herzen in den Riesentempelhallen der heiligen Natur für immer vereinigt hatte.

Mannigfaltigkeiten.

[Die Gemüsegärtnerei innerhalb der Ringmauern von Paris.] Einen oberflächlichen Bericht von dem Umfange der Gemüsegärtnerei zu Paris liefern folgende authentische Angaben: Paris zählt innerhalb seiner Ringmauern 1800 Marais oder Gemüsegärtnereien von je fünfzig Acres bis einem Hektare. Die Kultur dieser 1800 Gärten beschäftigt ungefähr neuntausend Leute und vierhundert Pferde, sie verbraucht jährlich für zwei Millionen Franken Dünger und bedarf 260,000 Glasfenster und 2,160,000 Glasglocken. Der jährliche Verbrauch von Gemüsen in Paris beträgt durchschnittlich ein Gewicht von 133,925,391 Kilogrammen (also über 268 Millionen Pfund), wobei überdies die Frühjahrsgemüse und die getriebene Waare nicht mitgerechnet ist. Darunter kommen auf den Winter ungefähr 32,000 Pfund gebleichter Spargeln, tausend Pfund grüne Bohnen, tausend Pfund weiße Bohnen ꝛc. und der Gesammtertrag der Früh- und Treibgemüse beläuft sich jährlich auf ungefähr vierzehn Millionen Franken. Aber dafür arbeitet auch der Pariser Gärtner den ganzen Sommer hindurch von Morgens zwei Uhr, im Winter von Morgens vier Uhr bis in die Nacht hinein!

Das k. k. Militärgestüt zu Mezöhegyes ist im Besitz des Skeletts des Fliegenschimmels Jaionn, den Napoleon in den meisten Schlachten geritten hatte. Im Jahre 1815 durch das Armeekorps des Erzherzogs Ferdinand erbeutet, wurde er zu dem niederösterreichischen Beschäldepartement nach Mezöhegyes gebracht, wo er am 17. März 1817 verendete.

Redakteur: Gustav Neffert.

Druck und Verlag der Walland t'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 215 Mittwoch, 9. September 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

Stanislaus hatte sich in Reihe und Glied gestellt, und in der Hoffnung, daß mit jeder Minute Verstärkung eintreffen könne, schien er entschlossen, die eroberten Geschütze mit seinen Leuten bis auf den letzten Mann zu behaupten. Er hatte eine Muskete ergriffen und kämpfte wie ein gemeiner Soldat. Doch der Kampf hatte sich bereits auf allen Punkten zu Gunsten der Franzosen gewendet und der Artillerie-General, der bereits mit seinen Truppen aus der Batterie Nro. 1 geworfen worden war, ließ die Signalhörner zum Sammeln und zum Rückzuge blasen, denn er mußte befürchten, wenn die Franzosen Verstärkung erhielten, sein ganzes Korps vernichtet zu sehen. Da zogen sich auch die Russen aus der Batterie Nro. 2 zurück, und auch Krasinsky würde dem Signale Folge geleistet haben, wenn er sich durch seine feste Haltung nicht in eine isolirte Stellung gebracht hätte. Ganz zurückgedrängt, bis an den Wall, auf welchem die Kanonen lagen, sah er sich rings von Feinden umrungen und es blieb ihm kein anderer Ausweg mehr, die Batterie zu verlassen, als sich durch die dichten Haufen seiner Gegner hindurchzuschlagen, wenn er sich nicht mit den Seinigen gefangen geben wollte. Doch konnte er auf den Gesichtern seiner Leute lesen, daß sie das Letztere verschmähten und noch Muth genug besaßen, um sich eine freie Gasse zu erkämpfen. Deßhalb besann er sich auch nicht lange und ging aus seiner Vertheidigung zum Angriffe über. Aber die Uebermacht war zu groß und sobald die Kompagnie ihre Stellung verließ, um sich einen Weg zu bahnen, wurde sie von allen Seiten durchbrochen und nun auch in einen Einzelkampf verwickelt, welcher ihr um so verderblicher werden mußte, da die übrigen Abtheilungen ihrer Kameraden sich schon auf dem Rückzuge befanden und an eine Unterstützung nicht mehr zu denken war.

Stanislaus schien die Warnung der barmherzigen Schwester: seiner Mutter im Kampfe zu gedenken, gänzlich vergessen zu haben, denn er focht wie ein Verzweifelnder und von einer Kugel in die Brust getroffen, sank er auf den blutgedüngten Boden nieder. Als seine Leute ihren tapfern Führer fallen sahen, sank ihnen der Muth und ihr Eifer erlahmte. Nur Wenigen gelang es, sich durchzuschlagen, die Meisten wurden niedergemacht oder gefangen. Die ganze Kompagnie war vernichtet.

Es war gegen Mittag, als auch dieß blutige Schauspiel sein Ende nahm und der Himmel klärte sich auf. Der erste Sonnenstrahl, welcher durch die trüben Wolken hervorblitzte, fiel auf Bäche von Blut, auf Haufen von Leichen und auf Massen Verwundeter, welche sich von Schmerzen gepeinigt am Boden wanden. Zugleich aber wurde eine seltsame Erscheinung sichtbar, denn eine weibliche Gestalt, in der Kleidung der barmherzigen Schwestern, stürzte mit zurückgeschlagenem fliegenden Schleier in die Batterie und rief im Tone der höchsten Aufregung: „Gebt mir den Todten heraus! Gebt mir den Todten heraus! Ich will ihn selbst begraben!“

Wenn auch nicht ihre Kleidung schon den französischen Soldaten Achtung eingeflößt hätte, so würde doch der Anblick ihrer wahrhaft rührenden Schönheit die wilden Krieger gezähmt und zur Theilnahme und Bewunderung hingerissen haben. Sie gaben ihr deßhalb auch sämmtlich in ehrfurchtsvoller Weise Raum. Ein alter Obrist von den Jägern trat zu ihr, und bat sie um nähere Erklärung ihrer seltsamen Worte. Doch sie schien ihn kaum zu hören und ließ angstvoll ihre starren Blicke umherschweifen, zwischen Todten und Verwundeten. Da fiel ihr Auge endlich auf Stanislaus, den ein alter Korporal seiner Kompagnie halb vom Boden aufgerichtet hatte und ihn in seinen Armen hielt. Es war der alte Dominik, der selbst durch einen Säbelhieb am Kopfe verwundet, daß ihm das helle Blut über die braunen Wangen herablief, seinem Herrn hülfreich beigesprungen war.

Kaum hatte die barmherzige Schwester den jungen Mann erblickt, als sie mit einem durchdringenden Schrei, welcher Schmerz und Freude zugleich verrieth, bei ihm niederknieete und seine Wunde untersuchte.

„Er lebt noch!" flüsterte der alte Dominik tief bewegt.

„Ja, er lebt! Gott sey gedankt!" rief sie, ihre Blicke zum Himmel gerichtet, und ein freierer Athemzug löste sich von ihrer Brust.

Stanislaus lag bewußtlos mit geschlossenen Augen in den Armen seines alten Dieners.

Die barmherzige Schwester aber erhob sich nicht vom Boden: Sie hob ihre gefalteten Hände flehend zu dem Jägerobristen, der ihr gefolgt war, und theilnehmend zu ihr niederblickte, empor, und bat in einem herzdurchdringenden Tone: „Um Christi Barmherzigkeit willen! Lassen Sie mir den Verwundeten, damit ich ihn pflegen und heilen kann."

Es lag ein so tiefer Schmerz und doch zugleich ein so kindliches Vertrauen in dieser rührenden Bitte, daß der alte Obrist nicht zu widerstehen vermochte.

„Nehmen Sie ihn hin!" sprach er sanft. „Ich will es verantworten. Wir haben leider selbst Verwundete genug zu heilen und er dürfte schwerlich so zarte Pflege bei uns finden, als er von Ihrer Hand erwarten darf. Ich will Ihnen auch zwei leichtverwundete Gefangene frei geben, die ihn fortschaffen können, nach der Festung."

„Ach, Herr Obrist, dann lassen Sie mich dabei seyn;" flehte der alte Dominik; doch der Offizier schaute ihn verwundert an und entgegnete: „Aber Du bist wahrlich nicht leicht verwundet, Alter. Deine Stirnwunde ist gefährlich und der Blutverlust wird Dir die Kraft geraubt haben, Deinen Lieutenant fortzutragen."

Doch Dominik wand sich schnell ein Tuch um den Kopf, um das Blut zu stillen und versetzte: „O, Herr Obrist, meine Wunde ist unbedeutend, und meine Knochen sind von Eisen. Der Verwundete ist mein lieber, guter Herr, und ich möchte ihn nicht gern verlassen."

„Nun so mag es seyn!" antwortete der Obrist, suchte unter den Gefangenen noch einen andern, unbedeutend verwundeten Soldaten aus, welcher mit Hülfe Dominiks, sogleich aus Gewehren eine Tragbahre verfertigte, auf welche sie den verwundeten Stanislaus legten. Eine wehmüthige Freude hatte sich über das Gesicht der barmherzigen Schwester verbreitet, und während sie der Bahre folgte, reichte sie dem Obristen die Hand und sprach tiefbewegt: „Dank, heißen Dank! Sie sind ein edler Mann. Nennen Sie mir Ihren Namen, damit ich ihn in mein Gebet einschließe."

Der Obrist nannte sich Bernier und indem sie ihm noch einen dankbaren Blick zuwarf, folgte Georgine, denn sie war die barmherzige Schwester, den beiden Soldaten, welche Stanislaus trugen, aus der Batterie hinaus. Es war unter den französischen Soldaten auch nicht ein Einziger, welcher die That des wackern Jägerobristen gemißbilligt hätte, und Alle sahen mit Theilnahme den einfachen Trauerzug die Batterie verlassen; denn die Meisten waren Zeugen der heroischen Tapferkeit des russischen Offiziers gewesen und hatten ihm ihre Anerkennung gezollt. Doch noch war keine Zeit übrig, um Gefühle zu äußern, oder sich ruhig umzuschauen. Die beiden Batterien waren zwar zurückerobert, aber die Schlacht tobte noch immer fort. Die Artilleristen hatten ihren Posten wieder eingenommen, aber der Kapitän de Beaumonte hatte die Wiedereroberung seiner Geschütze mit seinem Blute erkauft, denn er hatte einen Bajonnetstich in die Schulter empfangen, welcher seinen rechten Arm gänzlich lähmte. Von seinen Artilleristen wurden mehrere vermißt, welche sich in der Hitze des Kampfes, um den zurückweichenden Feind zu verfolgen, hatten verleiten lassen, sich der Infanterie anzuschließen. Unter diesen Vermißten befand sich auch der Oberbombardier Charles Morand. Auch die Marketenderin war verschwunden. Ihr Bräutigam hatte sie bei dem Rückzuge aus der Batterie unter seinen Schutz genommen und glücklich bis in das Lager des 19. Regiments geleitet, wo er sie beschwor, ruhig zu bleiben, bis das Gefecht auf diesem Theile des Schlachtfeldes vorüber sey. Sie hatte es allerdings auch versprochen, als sie jedoch sah, daß die Artilleristen sich an die Spitze der Sturmkolonne stellten, um ihre Batterie zurück zu erobern, da vermochte sie nicht länger allein zurückzubleiben. Sie folgte den Stürmenden, zwar in geraumer Entfernung, wurde aber durch das Gewühl des Kampfes, welcher sich sofort entwickelte, in das freie Feld hinausgescheucht.

(Fortsetzung folgt.)

Die Vorgänge in Tunis.

Die lebhafteste Aufmerksamkeit des Menschenfreundes wird gegenwärtig von jenem letzten der früheren drei Raubstaaten an der Nordküste Afrikas auf sich gezogen, wo, während der Sultan in seinem Staate die allseitigste Gerechtigkeit zu üben sich bestrebt und die Humanität einen neuen Sieg zu feiern scheint, vulkanische Ausbrüche der rohesten Barbarei uns verrathen, welche Masse von Zündstoff in der muselmännischen Bevölkerung überall noch verbreitet ist. Auch hier aber zeigt es sich, daß, sobald die Zügel den grausamen Leidenschaften einmal überlassen worden, der Fanatismus und Blutdurst in immer größerm Maße hervorbrechen muß, und Denen selbst Gefahr bereitet, welche die Verantwortlichkeit auf sich luden, dem ersten Anzeichen erwachender Wuth nicht energisch entgegengetreten zu seyn. Ueber den Vorgang selbst wird dem Univers israélite von

Tunis unter dem 3. Juli folgendermaßen berichtet: „Ein einheimischer Israelite, von Profession ein Fuhrmann, mit Namen Samuel Sfez, befand sich seit ungefähr zehn Jahren im Dienste des Caid Nissim Schemama, welcher Intendant der Finanzen des Beys von Tunis und selbst Bekenner der israelitischen Religion ist. Dieser Mann, welcher den unglücklichen Fehler hatte, sich oft zu berauschen, begab sich vor einigen Tagen, am vergangenen 19ten Juni, von Tunis nach der Marsa, um einen Frachtwagen seines Herrn dorthin zu führen. Als er die Bab-Carthagena (Thor von Karthago) passirte, machte sein Pferd einen falschen Tritt, und die Räder des Wagens streiften ein wenig, wie es schien, die Gewänder eines jungen Muselmannes, welcher die liebenswürdige Gewohnheit der Maurer dieser Stadt befolgte und gegen den Fuhrmann die beleidigendsten Beiwörter des arabischen Diktionärs ausstieß; kaum hatte jedoch der Israelite auf seine Schmähungen einige Worte geantwortet, welche in Etwas den Zusammenstoß, von dem er so eben Ursache gewesen, entschuldigten, als auch der junge Fanatiker laut über Gotteslästerung schrie, indem er den Fuhrmann beschuldigte, seine Religion beschimpft zu haben. Sobald er diese aufreizende Anschuldigung ausgesprochen hatte, kamen mehr als achtzig Mauren herbei und indem sie vorgaben, die Gotteslästerungen des Israeliten gehört zu haben, umgaben sie den Letzteren, mißhandelten ihn und führten ihn zu dem Daulatti, dem Friedensrichter, welcher ihn ins Gefängniß werfen ließ, nachdem er Kenntniß von all den Beschwerden, die man auf ihn häufte, genommen hatte, und die unterzeichnet durch die zahlreichen Ankläger und mit der größten Sorgfalt abgefaßt wurden von zwei Notaren, welche sich zufällig auf dem Schauplatz befunden hatten. Der Daulatti stattete am andern Morgen Rapport bei dem Bey ab, welcher, nachdem er Kenntniß von dem Läugnen des Israeliten und den Zeugnissen der Muselmänner, seiner Ankläger, genommen hatte, sich unbefugt in diesem Geschäft erklärte und die Anklage der Gerichtsbarkeit des Schaara der muselmännischen Inquisition übergab. Dieses Gericht ist eingesetzt zu urtheilen über Verbrechen religiöser Art und ist ausschließlich zusammengesetzt aus den fanatischsten Muselmännern oder, um besser zu sagen: aus den bedeutendsten Häuptern des muselmännischen Glaubens. Sogleich nach diesem schrecklichen Entschluß wurde der unglückliche Angeklagte in einen finstern Kerker der Schaara geworfen, beladen mit Ketten an Händen und Füßen, und nachdem einige Fragen an ihn gerichtet worden wären, belud man ihn noch mit Fesseln um den Hals und um die Mitte des Körpers. Das Resultat dieses Gerichtes konnte Niemanden zweifelhaft seyn; und gestern am 25. Juni verkündigte die ungerechte Versammlung einstimmig das Todesurtheil seiner Beute, welche vorher während drei langer Tage die gräßlichsten Torturen ausstehen mußte. Einige Augenblicke nachher verbreitete sich die Nachricht mit einer erschreckenden Schnelligkeit und ward mit einem allgemeinen Schrei des Unwillens empfangen. Niemals zeigte sich wohl gleichere Sympathie an diesem Verbannungsort, als diejenige, welche sich plötzlich kundgab zwischen der französischen und jüdischen Bevölkerung von Tunis. Die Magazine wurden geschlossen, alle Geschäfte ausgesetzt und der große Platz des fränkischen Viertels füllte sich bald mit einem großen Haufen, welcher durch sein finsteres Stillschweigen gegen dieß ungerechte und gehässige Urtheil protestirte. Die heftig weinende Frau des unglücklichen Märtyrers hatte kaum diese schreckliche Entscheidung erfahren, als sie herbeilief, die Verzweiflung im Herzen, nach sich ihre unglücklichen Kinder ziehend, welche laut weinten, so daß alle Anwesenden erschüttert waren und glaube ich auch, daß das Echo dieses Jammers bei allen zivilisirten Völkern nachhallen wird. Sie stellte sich dem Generalkonsulat von Frankreich vor, um unseren muthigen Vertreter zu bitten, seinen Einfluß bei dem Bey wohl zu benutzen und sich zu Gunsten des Vaters ihrer Kinder zu verwenden, um eine Umänderung des blutigen Urtheils, welches bald ausgeführt werden sollte, zu erlangen. Einer der Herren Offiziere des Generalkonsulates, der ehrenhafte Herr Rousseau, welcher erster Dolmetscher bei der Gesandtschaft ist, begab sich sogleich auf das Gericht, welches noch versammelt war; aber leider! alle seine Vorstellungen waren fruchtlos. Sogleich nach diesem Ereignisse begaben sich mehrere französische Kaufleute zu dem Herrn Konsul, um ihn zu bewegen, kräftigere und vielleicht wirksamere Maßregeln zu ergreifen und die höchste Lokalmacht zur Nachsicht zu vermögen. Aber dieser zweite Versuch fiel nicht besser aus als der erste und das Herz des Pharao verhärtete sich noch mehr, trotz der strengsten Ermahnungen, die diesen gerichtlichen Mord verhindern sollten. — Unser großmüthiger Konsul hatte kaum den Palast des Bey verlassen, als das Opfer herbeigeführt und das Todesurtheil bestätigt wurde; dann beeilten sich die aufgeregten Henker, es auf den Richtplatz zu führen. Wir möchten einen dichten Schleier werfen über die Scene der Wuth, Kannibalen würdig, welche dann begann und welche erst lange nachher endigte, nachdem das Opfer seinen letzten Seufzer ausgehaucht hatte; denn unsere Feder sträubt sich, alle diese entsetzlichen Gräuel, alle diese Handlungen der Unmenschlichkeit zu beschreiben, die an dem noch rauchenden Leichnam des Opfers ausgeübt wurden. Augenzeugen liefern uns ein schreckliches Gemälde, welches an Grausamkeit Alles weit überragt, was

die finstere Phantasie eines Nero und Torquemada Schreckliches erfunden hat, um seine Opfer zu quälen. Man versichert, daß der Unglückliche 17 Säbelstiche an verschiedenen Stellen des Körpers erhielt, um die Leiden zu vergrößern. Zwischen jedem Stich sprach der unschuldig Leidende das Schema Israël mit einer solchen Kraft, daß dieses hohe Gebet des Märtyrers gehört und wiederholt wurde aus einer gewissen Entfernung durch die muthigen Männer der Chebrath Kivrohim, welche sich fast in einen eben so gewissen Tod ergeben hatten, um dem Körper ihres Glaubensgenossen die letzte Pflicht erweisen und ihn auf die Begräbnißstätte tragen zu können. — Kaum war der Kopf vom Rumpfe getrennt, als das Volk sich darauf stürzte und die ekelhaftesten Gräuel daran verübte. Der Leichnam wurde schrecklich durch Dolchstiche verstümmelt und als man dieser abscheulichen Beschäftigung überdrüssig war, sammelte man alle getrennten Fetzen dieses getödteten Wesens, um sich auf der Richtstätte selbst das Vergnügen zu machen, es zu steinigen. Erst nach einigen Stunden war es den Glaubensgenossen des Märtyrers möglich, die Reste des Gemordeten zu erhalten und sie unter einem Hagel von Steinen, welcher sie begleitete, drei und eine halbe Meile weit nach dem israelitischen Friedhof von Tunis zu tragen. — Aber an den Thoren der Stadt, in den Vorstädten, auf dem Kirchhofe selbst war eine große Menge Muselmänner, welche mit einer heißen Begierde die Ankunft des Leichengefolges erwarteten, in der Absicht, die Reste des Gemordeten durch die Straßen der Stadt zu ziehen. Nur durch die List gelang es, der Verschwörung zu entgehen, zum großen Aerger von mehreren Tausend wilden Thieren in Menschengestalt, welche sich ohne Zweifel bei dieser Jagd betheiligen wollten."

Die Wahrhaftigkeit dieses Berichtes wird durch andere Berichte in französischen nichtisraelitischen Blättern vollkommen bestätigt. Es wurde früher schon mitgetheilt, daß der Bey die Wittwe des Märtyrers mit einer bedeutenden Geldsumme zu entschädigen suchte. Aber bald sollten neue Vorgänge, wieder die in unserer Zeitung schon mitgetheilt, lehren, daß es sich hier nicht etwa bloß um den muselmännischen Fanatismus gegen die Juden, sondern gegen alle Nicht-Mohamedaner handelt.

Es ist dieß Alles von so ernster Art, daß man nunmehr auch ein energisches Einschreiten des Sultans als Oberherrn und der europäischen Mächte erwarten zu müssen glaubt.

Mannigfaltigkeiten.

Die von Herrn Uhrmacher Geist in Würzburg verfertigte und vielbewunderte geographische Uhr ist in den jüngsten Tagen in den Besitz Ihrer Majestät der Kaiserin von Rußland gelangt. Herr Geist hatte solche behufs einer beabsichtigten Verloosung nebst einem sonstigen reichen Uhrenlager nach Brückenau gebracht; dort zog das allgemein bewunderte Kunstwerk die Aufmerksamkeit der Kaiserin in einem derartigen Grade auf sich, daß Ihre Majestät alsbald den Ankauf der Uhr bewerkstelligen ließen und solche zum Geschenke für Seine königl. Hoheit den Großherzog Ludwig von Hessendarmstadt bestimmten. Dieselbe ist allerhöchstem Auftrage zufolge durch Herrn Geist persönlich an den Ort ihrer Bestimmung befördert worden und prangt bereits in einem der herrlichen Gemächer des großherzoglichen Schlosses.

Ueber die Durchbrechung des Mont-Cenis schreibt man aus Chambery, daß sie nunmehr eine Frage der Zeit und des Geldes ist. Zu diesem Rieseunternehmen ist ein zwölf Kilometer langer Gang erforderlich, der binnen sieben Jahren vollendet seyn soll. Die Bohrung wird nicht durch Minen, sondern durch eine von den sardinischen Ingenieuren, den HH. Sommelier und Grandis, erfundene Maschine bewerkstelligt. Diese Maschine besteht aus einer Reihe von Hämmern aus Stahl, welche durch Luftpressung in Bewegung gesetzt werden, und durch ihre Schläge die Steinwände unwiderstehlich zertrümmern. Die Höhe des Berges zwang die Ingenieure zur Anwendung dieses Systems. Wegen der großen Höhe konnte man nämlich keine Gruben eröffnen, um das Souterrain auf allen Punkten mit Minen aufzubrechen.

Ein Brief aus New-Orleans vom 17. Juli meldet eine eigenthümliche Wette, die einige Tage später vor sich gehen sollte. Oberst Williams hat nämlich 1000 Dollars mit G. W. Hutchinson gewettet, daß er innerhalb 41 Tagen 16 Stunden — oder 1000 Stunden — 1000 Eier essen will. Der Besitzer der Metairie Form hat den Kontrakt übernommen, jeden Morgen 24 frischgelegte Eier zu liefern, welche nicht weniger als 20 Unzen per Dutzend wiegen dürfen. Dieser Oberst Williams gewann eine ähnliche Wette im vorigen Mai, indem er in einer Sitzung (at one sitting) 44 hartgekochte Eier aß, während sein Gegner, Kapitän Mairent, nur 38 zu verzehren im Stande war.

Redakteur: Gustav Messert.
Druck und Verlag der Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 216 Donnerstag, 10. September 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

Der Oberbefehlshaber der angegriffenen, französischen Division, General Forey, war indessen auf dem Kampfplatze eingetroffen und hatte den General de Lourmel nach dem Uferhause und den General d'Aurelle auf die längs des Meeres sich hinziehende Landstraße von Sebastopol beordert. Der Prinz Napoleon erhielt die Weisung, seine Division unter den Waffen zu halten, worauf er mit derselben bis zu dem sogenannten Glockenhause vorrückte, um den rechten Flügel der Division des Generals Forey zu stützen, während der Kampf auf der Linken geführt wurde. Die Division des Generals Le Vaillant trat gleichfalls in die Kampflinie und rückte in geschlossenen Kolonnen, brigadeweis vorwärts. Mit großer Unerschrockenheit trieb die Brigade de Lourmel die retirirenden Russen vor sich hin, die bei ihrem Rückzuge bald in Unordnung geriethen. Sobald der General de Lourmel mit seinen Truppen auf der Höhe der Quarantänebucht angekommen war, schloß sich ihm der General de la Motte Rouge mit zwei Regimentern an, und jetzt waren die französischen Soldaten nicht mehr zu halten. Angefeuert durch den glücklichen Erfolg, näherten sie sich beim Nachsetzen den Mauern Sebastopols immer mehr und indem sie die Russen vor sich hertrieben, brannten sie vor Begierde mit ihnen zugleich in die Festung einzudringen, von wo aus ihnen jedoch ein furchtbares Kartätschenfeuer entgegen sauste. General Forey, der die Gefahr erkannte, welche die blindlings vorwärts stürmenden Truppen bedrohte, sandte eiligst den Befehl zum Rückzuge, welcher außerordentlich schwierig wurde, da die fliehenden Russen sich plötzlich wendeten, und ein heftiges Kleingewehrfeuer auf die sich zurückziehenden Franzosen richteten; während ihre Geschütze von den festen Wellen einen furchtbaren Kugelhagel auf sie schleuderten. Der tapfere General de Lourmel mußte seinen übergroßen Eifer theuer bezahlen; denn eine Kugel, welche ihm die Brust durchbohrte, brachte ihm schnellen Tod. Der Verlust der Franzosen war empfindlich und erst hinter der Quarantäneschlucht gelangten sie aus dem Bereiche des feindlichen Feuers.

Die Marketenderin Marion war indessen, wie ein gescheuchtes Reh, zwischen den streitenden Partheien ziellos hin und hergeeilt, und vermochte nirgends einen Ausweg aus der mörderischen Schlacht zu finden. Doch sie dachte auch nicht an ihr eigene Sicherheit, ihre angstvollen Blicke schweiften überall nur nach dem Geliebten umher. Aber sie fand von ihm keine Spur. Endlich in der Schlucht, welche nach dem Steinbruche führte, fand sie einige Todte vom neunzehnten Regimente, dem sich, wie sie vermuthete, ihr Charles angeschlossen hatte. Auch verwundete Engländer fand sie hier und da, welche zwischen das Gebüsch gekrochen waren, spendete ihnen Labung und suchte das Blut ihrer Wunden zu stillen; aber Keiner wußte ihr Nachricht zu geben von dem Bräutigam, den sie suchte. Die Russen mußten sich in dem Steinbruch festgesetzt und ihren Verfolgern Widerstand geleistet haben, denn je weiter sie in die Schlucht hineindrang, desto zahlreicher fand sie die todten und verwundeten Engländer am Wege. Endlich erblickte sie, in einer kleinen Lichtung von dichtem Gebüsch umgeben, einen Gefallenen, welcher regungslos am Boden lag und die Artillerie-Uniform der Jäger trug, zu deren Regiment auch sie gehörte. Ihr Fuß bebte zurück, ihr Blut stockte und ihr Athem schien ihr plötzlich ausgegangen. Doch eine seltsame Ahnung sagte ihr, es müsse ihr Charles seyn, der dort zusammengesunken war und mit dem Muthe der Verzweiflung sich zusammenraffend, schritt sie vorwärts. Sie vermochte sein Gesicht nicht zu sehen, denn es lag abgewendet von ihr, aber ehe sie ihn noch erreicht hatte, erkannte sie schon, daß sie sich nicht getäuscht und mit einem einzigen Sprunge, war sie bei ihm. Ihre Kniee brachen zusammen, sie sank bei ihm nieder, erhob sein Haupt, lehnte es an ihren Busen, und stieß einen herzzerreißenden Schrei aus. Seine Augen waren geschlossen, sein Antlitz todtenbleich und mit Blut bedeckt und eine Schußwunde zeigte sich an seiner Stirn. Doch nur

wenige Augenblicke gab sie sich dem Schmerze dieses traurigen Wiederfindens hin, dann suchte sie den Verwundeten zum Leben zu erwecken. Sie träufelte Branntwein auf ihr Taschentuch und benetzte damit die Wunde, um nur vor Allem das Blut zu stillen. Dann wand sie ihm ein anderes Tuch, welches sie von ihrem Halse losknüpfte, um die Stirn und flößte ihm einige Tropfen des geistigen Getränkes ein. Zu ihrer unaussprechlichen Freude öffnete er langsam die Augen; allein er starrte sie ausdruckslos an und nicht das mindeste Zeichen verrieth, daß er sie erkannt hätte. Er bewegte kein Glied und eine allgemeine Lähmung schien noch auf ihm zu lasten.

Marion befand sich in der peinlichsten Verlegenheit. Sie wußte keinen Rath, was sie mit ihm beginnen sollte. Jedenfalls war sie weit entfernt von den Verbandplätzen, wo sich die Aerzte befanden, und Niemand war in der Nähe, welche ihn hätte dorthin schaffen können. Es war ihr der schrecklichste Gedanke, daß er vielleicht durch schnelle Hülfe noch gerettet werden könne, und daß er sterben müsse, unter ihren Händen, aus Mangel an ärztlichem Beistand.

Da hörte sie plötzlich Geräusch auf dem Fahrwege, welcher durch die Schlucht nach dem Steinbruche führte, und schon öffnete sie die Lippen, um nach Hülfe zu rufen, als sie Stimmen vernahm, welche sich in russischer Sprache unterhielten. Ein neuer Schrecken durchbebte sie, denn wenn sie in die Hände der Russen fiel, wurde sie von ihrem Geliebten getrennt und den gröbsten Mißhandlungen ausgesetzt. Deßhalb ließ sie Charles in das hohe Gras wieder niedersinken und kroch geräuschlos durch das Gebüsch, um sich dort zu verbergen und zu lauschen.

Zuerst bemerkte sie zwei Offiziere. Es war der Hauptmann Tortschin vom Regimente Michael, und einer seiner intimsten Freunde, der Major Tschibuleff. Beide gingen mit gezogenem Degen die linke Hand an die Pistolen gelegt, die sie in der Schärpe trugen, vorsichtig den Weg zu den Steinbrüchen hinab, und ihnen folgte ein Haufe jener wilden Tschernomoren, welche mit thierischer Raubsucht die Verwundeten und Todten ausplünderten. Doch plötzlich drehte sich der Major nach ihnen um und rief ihnen zornig zu: „Aber Ihr Schufte, habt Ihr denn Euer Räuberhandwerk nur halb gelernt? Genügt es Euch, den Verwundeten die Taschen zu leeren? Warum gebt Ihr den Hunden nicht den Gnadenstoß? Sie fechten ja für die Türken, drum dürft Ihr sie auch nicht als Christen betrachten, und Ihr verrichtet ein gottgefälliges Werk, wenn Ihr die Heidenbrut abschlachtet. Schont Keinen, ich rathe es Euch, oder ich will Euch auch das Plündern legen.

Tortschin stimmte seinem Freunde unter rohem Gelächter bei, und die grimmigen Tschernomoren stießen ein wildes Geheul aus wie Raubthier. Sie zogen ihre breiten Messer und durchbohrten mit einer grausamen Wuth die armen, wehrlosen Verwundeten damit, und weideten sich in wahrhaft teuflischer Weise an den letzten Zuckungen ihrer Schlachtopfer. Es war eine scheußliche Scene, vor welcher der wilde Indianer erröthet wäre, wie die verthierten Tschernomoren, die sich Christen nannten, ihre abscheuliche Menschen-Schlächterei trieben und immer auf's Neue von den beiden Offizieren dazu angereizt wurden. Es waren größtentheils verwundete Engländer, die sie niedermetzelten und in ihrer blutgierigen Wuth schienen sie Alles um sich her zu vergessen, und vernachlässigten die gewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln für ihre eigne Sicherheit.

Marion schaute, in ihrem Verstecke verborgen, die entsetzliche Mörderei mit an; aber ihr Herzblut stockte und sie vermochte auch nicht einen einzigen Laut hervorzubringen. Sie wollte empotspringen und für die unglücklichen Opfer bitten, aber sie fühlte sich, wie an den Boden festgebannt, und der Gedanke, daß man auch ihren Charles finden und vor ihren Augen niedermetzeln könne, hielt sie zurück. Es waren die schrecklichsten Augenblicke ihres Lebens; denn sie stand die qualvollste Todesangst aus, nicht für sich, sondern für ihren Geliebten. Glücklicherweise dauerte diese entsetzliche Folter nur wenige Minuten; denn plötzlich sahen sich die wilden Tschernomoren von allen Seiten umringt, und mußten auf ihre eigne Vertheidigung bedacht seyn. Eine Abtheilung französischer Jäger hatte in verschiedenen Richtungen aus dem Steinbruche herauf die Schlucht erklommen, und fiel über den Mörderhaufen her, wie ein Strafgericht Gottes. Die Blutmenschen setzten sich zwar tapfer zur Wehre, doch die Franzosen drangen noch tapferer auf sie ein, nach einem kurzen Gefechte waren sie größtentheils niedergemacht und nur einige Wenige wurden entwaffnet und gefangen. Unter diesen befand sich auch der Major Tschibuleff, welcher den blutgierigen Befehl zur Abschlachtung der Verwundeten gegeben hatte. Seinem Freunde, dem Hauptmanne Tortschin war es gelungen zu entkommen; indem er beim Erscheinen der Jäger in das Gebüsch sprang und dann die Schlucht hinab kroch, bis er den Steinbruch erreichte, wo er sich in einer Felsenspalte verbarg und den Ausgang des Gefechtes abwartete.

Sobald der Kampf beendigt war, kam auch Marion aus ihrem Schlupfwinkel hervor, und meldete dem kommandirenden Offiziere, welche Schandthaten die Tschernomoren ausgeübt, und daß der Major Tschibuleff ihnen den Befehl dazu gegeben hatte. Die Franzosen aber schienen Anfangs der Marketenderin keinen Glauben schenken zu dürfen,

denn das Verbrechen war zu unerhört, gegen alles Völkerrecht. Doch ein verwundeter französischer Offizier, welcher gleichfalls im Gebüsche verborgen, die empörende Grausamkeit gegen die armen Verwundeten mit angesehen hatte, bestätigte die Aussage Marions und jetzt brach ein allgemeiner Sturm des Unwillens gegen die wenigen Gefangenen los und die Soldaten würden sie in ihrer heftigen Aufregung augenblicklich niedergemetzelt haben, wenn ihr Befehlshaber sich ihnen nicht entgegengeworfen, und erklärt hätte, die Unmenschen verdienten nicht durch eine ehrliche Kriegswaffe zu fallen, sie müssen am Galgen sterben. Da sie aber gerade an den englischen Verwundeten so schändlich gefrevelt, müßten sie auch den Engländern ausgeliefert und ihnen zur Bestrafung übergeben werden.

Damit fanden sich auch die wackern französischen Jäger zufrieden gestellt, und es sind wohl schwerlich jemals Kriegsgefangene schärfer bewacht worden, als der Major und die Tschernomoren. Sie wurden auch wirklich am nächsten Tage den Engländern ausgeliefert, die ein Kriegsgericht über sie hielten, welches sie zum Strange verurtheilte. Der barbarische Major mußte erst die Exekution seiner Leute mit ansehen und dann wurde er zuletzt selbst gehenkt.

Marion hatte durch das Erscheinen ihrer Landsleute wieder Muth gewonnen, und da sich ein Arzt bei den Jägern befand, führte sie ihn augenblicklich zu ihrem Bräutigam, der noch immer besinnungslos im Grase lag. Der Chirurg untersuchte die Kopfwunde aufmerksam und erklärte dann zu Marions größter Freude: daß er hoffe, die Wunde sey nicht tödtlich. Es sey nur ein Streifschuß. Die Kugel habe allerdings die Hirnschale verletzt, sey aber nicht eingedrungen und ihr gewaltiger Anprall in der Nähe der Schläfgegend habe eine heftige Gehirnerschütterung und Betäubung herbeigeführt. Er ließ den Verwundeten vom Boden aufnehmen und versprach ihn ungesäumt in ein's der fliegenden Lazarethe bringen zu lassen, wo ihm die nothwendige Hülfe geboten werden konnte. Marion aber verließ die in aller Eile aus Baumzweigen verfertigte Bahre, auf welcher er fortgeschafft wurde, nicht und als man das Feldlazareth erreicht hatte, bat sie den Oberarzt so rührend und dringend, bei dem Verwundeten bleiben und ihn selbst verpflegen zu dürfen, daß man es ihr nicht verweigerte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt dem „Dresdener Journal“ aus Leipzig, vom 6. Sept.: Am gestrigen Tage hat Direktor Dr. Vogel allhier einen Brief von Dr. Barth aus London erhalten, welcher wiederum einiger Hoffnung Raum gibt, daß der Sohn des Erstern, der kühne afrikanische Reisende Eduard Vogel, noch am Leben sey. Infolge der über diesen verbreiteten betrübenden Nachrichten wurde nämlich durch den englischen Konsul Herrmann ein Bote nach Burgu ausgesandt, um wo möglich Zuverlässiges über Vogel's Schicksal zu erfahren. Dieser Bote hatte nach Fezzan einen Brief gebracht, der nach unserer Zeitrechnung unterm 20. Juni d. J. abgefaßt ist und dessen Verfasser sich „Sultan von Kanem“ nennt. Dieser Brief scheint Mitte August in Tripoli angekommen zu seyn. Nach der in Barth's Briefe gegebenen Uebersetzung gibt der Verfasser an, daß er gehört habe, wie Eduard Vogel („Abd-el-Wahed“) im Monat Februar 1856 nach Kanem gekommen, sich zuerst bei den Anelad Jliman aufgehalten habe und dann nach Mao, der Residenz des Khalifen von Kanem, gegangen sey. Später sey er nach Fittri und darauf nach Bagirmi gegangen. Nach späterer, aus Wadai erhaltener Nachricht sey Vogel nach Andaca gekommen. Als nun durch dessen Bewohner der König von Wadai von der Ankunft der Reisenden unterrichtet worden sey, habe er nach ihnen geschickt, worauf sie nun erst nach dem eigentlichen Wadai gegangen seyen. Hier fragte sie der König, woher sie kämen. Sie sagten, daß sie über Fezzan nach Bornu gekommen seyen. Auf die Frage, was sie trieben? sagten sie, daß sie nach Ortschaften und Brunnen forschten und die Namen aufschrieben. Der König fragte ferner, ob das wirklich ihre Beschäftigung sey. Sie bejahten dieß und gaben weiter an, daß sie auf dem Wege nach Fur seyen und unter dem Schutze des allgnädigen nach ihrer Heimath gehen wollten. Der Briefsteller sagt schließlich, daß er diese Nachrichten aus Wadai erhalten habe im Monat Schonal 1273 (Juni d. J.), noch ehe der ausgesandte Bote angekommen sey, und daß er nach dessen Ankunft wieder nach Wadai geschickt und die ganze Nachricht „bewahrheitet“ habe. — Außerdem hat Barth noch eine Nachricht über Aegypten bekommen, vermöge welcher ein Engländer mit seinem Sohne (Diener?) in Fur seyn soll. Der Funke von Hoffnung, der bei diesen Mittheilungen in uns aufleuchtet, wird freilich wieder einigermaßen gedämpft durch neue Mittheilungen über Einzelnheiten, die bei der Hinrichtung Vogel's vorgekommen seyn sollen. Doch, wo ist eine unmittelbarere Quelle als die, aus der Barth geschöpft hat?

[Eine naturhistorische Nemesis.] Unter diesem Titel erzählt der „Kompaß“ das nachstehende interessante Faktum: „Nach einem nächtlichen Gewittersturme, der vor Kurzem in dem Ostseebade Cranz, drei Meilen von Königsberg, gewüthet, fand man am andern Tage längs des See-

ufers ganze Haufen von Schmetterlingen, viele Millionen an der Zahl, von der See ausgespühlt und theilweise noch lebend. Bei näherer Besichtigung fand man, daß es der Nonnenschmetterling war, der in letzter Zeit in so entsetzlicher Weise die ostpreußischen Wälder verheert hatte. Fischer meinten, daß sehr große Schwärme dieser Thiere durch starken Nebel in die See getrieben worden sind.

Ueber die Provinz Milazzo in Sizilien zog ein Hagelwetter, welches während einiger Minuten Eisstücke von der Größe eines Backsteines herabschleuderte; es fanden sich Stücke bis zu 3 Rotoli wiegend (nahezu 4 Kilogrammes) vor. Alles, Menschen, Thiere, Häuser unterlagen diesem Gräuel. Das Gewitter erstreckte sich bis nach Messina, welches nach Abzug des Gewitters das Aussehen einer bombardirten Stadt hatte. Die durch die Fenster, so wie durch die Dächer eingedrungenen Eisstücke hatten selbst im Innern der Häuser vielfache Zerstörungen angerichtet. Von dem auf dem Felde verursachten Schaden ist natürlich nicht zu reden; ahnen läßt sich derselbe dadurch, daß die Provinz von der Regierung sofort für ein Jahr von der Grundsteuer befreit worden ist.

Die französische Ostbahngesellschaft hat für die Reisen des Kaisers einen eigenen Spezialtrain bauen lassen. Er besteht aus 8 untereinander zusammenhängenden Wagen: einem Bagage-Waggon, 2 Wagen 1. Klasse für das Gefolge des Kaisers, einem Speisesaale, einer Terrasse zum Spazierengehen und Rauchen, einem Salon, einem Schlafgemach, einem Wagen 1. Klasse für die Frauen der Kaiserin und noch einem Gepäck-Wagen. Alle Wagen stehen mittelst Thüren und Uebergängen mit einander in Verbindung.

Der Glanz und die Freigebigkeit, mit welcher die Mitglieder der russischen Kaiserfamilie bei ihren Reisen im Auslande auftreten, kann nicht auffallen, wenn man die ungeheuren Einnahmen kennt, welche denselben zu Gebote stehen. Das unmittelbare Eigenthum der Krone schlägt man jetzt auf 30 bis 40 Millionen jährlicher Rente an; dazu kommt noch das Apanagen-Eigenthum mit fast 4 Millionen Silberrubeln. Vom Staate bezieht das kaiserliche Haus gegen 11 Millionen Silberrubel.

Gottfried Kinkel in London hat im Verlag von Karl Rümpler in Hannover ein schier 200 Seiten langes Trauerspiel erscheinen lassen. Es heißt „Nimrod." Voran geht eine Widmung: An mein Vaterland. Auf dem Schloß zu Hastings, 4. September 1856." Darin macht Kinkel zuerst dem freien Albion, dem „Eiland, los vom Sklavenbande" sein poetisches Kompliment, bedankt sich für den „verliehenen Schutz" und versichert, daß „kein kränklich Sehnen" ihn nach Deutschland zurücklocke.

Als der bekannte englische Humorist Douglas Jerrold zum Erstenmal den Volksdichter Tom Dibdin sah und kennen lernte, der mehr Durst als Geld hat, wollte ihn dieser um eine Guinee anpumpen, und sagt: „Junger Mann, Ihr habt wohl so viel Vertrauen zu mir, daß Ihr mir eine Guinee leiht, wie?" — „O gewiß," meinte Jerrold, „Vertrauen habe ich genug zu Euch, aber keine Guinee."

[Ein origineller Betrug.] In einer Wiener Kerzen- und Seifenfabrik hat man die Entdeckung gemacht, daß die Arbeiter absichtlich mit den fetten Substanzen ihre Kleider begossen haben, um solche in ihren Wohnungen wieder zu verarbeiten und zu verwerthen. Es ist möglich, daß ein Arbeiter auf diese Weise dem Fabriksherrn täglich einen Materialwerth von 20 bis 30 kr. entwendet.

Die große von den Herren Hirsch und Bloch im Lager von Chalons errichtete Fleischerei schlachtet täglich 25 bis 30 Ochsen, die alle aus den benachbarten deutschen Ländern und der Schweiz kommen. Für fünf bis sechs Tage voraus muß das Vieh immer vorräthig seyn. Die Unternehmer verkaufen das Pfund Eins ins Andere gerechnet um 14 Kreuzer an den Staat.

Der Kaufmann F. J. Liebmann in Berlin hat ein chemisches Verfahren erfunden, jedes noch so unreine Wasser in klares, trinkbares zu verwandeln. Er hat in Dänemark, England und Frankreich ein Patent für seine Erfindung erlangt; in Preußen ist ihm solches zur Zeit noch nicht gelungen. —

Bei einer am 3. September im Hamburger Stadttheater stattgefundenen Gedächtnißfeier für Friedrich Ludwig Schröder wirkte die einst so berühmte, nun 76jährige Tragödin Sophie Schröder mit, indem sie die „Frühlingsfeier" von Klopstock vortrug.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag der Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 217 . Freitag, 11. September 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

Die mörderische Schlacht endete bald nach Mittag, theils mit offenbarer Flucht, theils mit einem mehr geordneten Rückzuge der Russen und die Verbündeten durften sich als Sieger betrachten. England aber hatte diesen Triumph über seine Feinde jedenfalls weit mehr der ausdauernden Tapferkeit seiner Soldaten und der raschen, energischen Hülfe der Franzosen, als der Umsicht und dem Talente seines Oberfeldherrn Lord Raglan zu danken.

Als der Fürst Mentschikoff die üble Wendung der Dinge bemerkte, stellte er sich selbst an die Spitze der Reserve, um noch einen letzten Versuch zu wagen, den Sieg wieder auf seine Seite zu lenken. Er selbst, die beiden kaiserlichen Prinzen, welche nur gekommen waren, um den Siegeslorbeer pflücken zu helfen; die Generäle Dannenberg und Wlastow, so wie der ganze Generalstab, nahmen Theil an diesem letzten Angriffe; doch auch dieser scheiterte an der unermüdlichen Tapferkeit der verbündeten Truppen. Die Kräfte der Russen waren bereits erlahmt, und der günstige Moment, einen Sieg zu erfechten, war längst versäumt und kehrte nicht zurück.

Fürst Menschikoff hatte bei dieser Schlacht einen zweifachen Zweck im Auge gehabt, der jedoch, wenigstens zum größten Theil, unerreicht blieb. Er hatte alle seine Kräfte aufgeboten, um den beabsichtigten Sturm der Alliirten zu vereiteln und Belagerungsarbeiten so viel als möglich zu zerstören; andererseits aber wollte er auch die Stellung der Verbündeten zwischen der Division Bosquet und der äußersten Rechten der Engländer durchbrechen, Balaklawa erobern und die Belagerungsarmee im Rücken fassen. Er erreichte aber nichts weiter, als einen Aufschub des Sturmes, denn es gelang seinen Truppen nicht einmal, die Laufgräben zu zerstören und von den acht Kanonen in den Batterieen 1 und 2, welche die Russen vernagelt hatten, wurden nach der Wiedereroberung derselben sechs noch vollkommen brauchbar gefunden und der ganze Verlust beschränkte sich sonach nur auf zwei Geschütze.

Man hat dem russischen General Ssoimonoff die Schuld an dem Verluste der Schlacht beimessen wollen, doch ist es Thatsache, daß dieser sowohl als sein Nachfolger im Kommando, General Villebois schon gegen acht Uhr Morgens ihren Tod fanden, wo durchaus noch gar nichts entschieden war und die eigentliche Schlacht erst begann. Aber die Todten vermochten sich freilich nicht zu vertheidigen und das russische Hauptquartier beobachtete eine ungewöhnliche Schweigsamkeit. Ein großer Theil des Offizierskorps, welches die Schlacht mitgeschlagen hatte, sprach die Meinung aus: daß das Unglück des Tages einer sehr hochgestellten Person zuzumessen sey. Doch sprachen sie es nicht aus, ob damit der Fürst Gortschakoff, welcher den beabsichtigten Angriff mit Lyprandi's Korps auf Balaklawa unterließ, oder sonst Jemand gemeint sey. Warum jener Angriff, welcher der Schlacht eine ganz andere Wendung geben mußte, unterblieb, ist bis jetzt noch nicht aufgeklärt worden, und dieses Räthsel bildet allerdings auch wieder einen dunkeln Flecken in der neueren russischen Kriegsgeschichte.

Menschikoff wurde noch am Ende der Schlacht verwundet, doch man hielt es geheim und es hieß: es wäre ihm nur eine alte Wunde aufgebrochen. Doch als er zurückkehrte nach Sebastopol, überfiel ihn sein finsterer Geist wieder. Er begab sich deßhalb auch nicht in seinen Palast, sondern zog sich auf ein Dampfschiff zurück, welches mitten im Hafen ankerte, und blieb dort lange Zeit unzugänglich fast für Jedermann. Der Fürst Gortschakoff wurde bekanntlich später sein Nachfolger im Oberkommando.

IX.

Der Winter war hereingebrochen mit seiner ganzen Macht. Der Schnee lag fußhoch in den Thälern und auf den Höhen und ein eisiger Nordwind braus'te über das kahle unwirthliche Plateau, auf welchem die Verbündeten ihr Lager aufgeschlagen hatten, theils unter leichten Zelten, theils auch ohne Zelte. In der That mußte die Armee der Verbündeten einen höchst traurigen Anblick gewähren, denn wer sie hatte einziehen sehen in die Krim,

kräftig, wohl genähret, mit allen Bedürfnissen, wie sie der Augenblick erforderte, reichlich versehen, der würde sie nicht wieder erkannt haben. Deßhalb war es auch den Russen nicht zu verdenken, wenn sie sich mit der Hoffnung schmeichelten, daß die Natur vollenden werde, was ihren Waffen nicht gelungen, und daß, wie 1812 im Innern Rußlands, auch jetzt der harte Winter die ganze feindliche Armee vernichten werde. Ein ewiger Schandfleck bleibt es für die englische Verwaltung, daß sie nicht besser gesorgt hatte für ihre wackern Krieger, denn gerade die armen Engländer litten am meisten Noth, durch die Schuld der Nachlässigkeit ihrer Regierung und des Betrugs und der Gewissenlosigkeit der meisten ihrer Lieferanten.

Es ist in allen Zeitungen gar viel geschrieben worden, über die Leiden des Lagerlebens in der Krim, so daß wir hier nur ein flüchtiges Bild davon geben wollen, so weit es zum ferneren Verständnisse unserer Erzählung nöthig ist.

In einer außerordentlich öden und trübseligen Gegend war das englische Lager abgesteckt worden und obgleich man eigentlich ein hochliegendes Tafelland dazu benutzt hatte, dehnte es sich doch so weit aus, daß es für eine wellenförmige Ebene hätte gelten können. Der Boden war felsig, und unfruchtbar und nur in einzelnen Schluchten der umliegenden Berggegend wurden Wasserquellen gefunden. Bäume waren nirgends zu sehen und nur hin und wieder wurde ein dürftiges Eichengebüsch sichtbar, welches aber nur kurze Zeit zur Feurung vorhielt. Durch diese trostlose Einöde zog sich wie ein schmutzig weißer Streifen eine und eine halbe Wegstunde lang, von Ost nach West, das brittische Lager, und reichte bis an den Rand der großen Schlucht, von wo die französischen Linien die Kette bis zu den Ufern des schwarzen Meeres fortsetzten. Drei Reihen glockenförmiger Zelte dehnten sich hinter einander aus. Hinter der letzten Zeltgasse befanden sich die Zelte der Generale und höhern Offiziere und hinter diesen wieder die Feldspitäler, die Pferde und Wagen. Die sehr zusammengeschmolzene Kavallerie-Division stand bei Balaklava, wo auch die Seesoldaten ihre Stellung genommen hatten, während das Korps der ausgeschifften Matrosen, welches 1400 Mann stark Theil an der Belagerung nahm, zwischen der vierten und der leichten Division kampirte. Zwischen den Zelten waren die Kochheerde errichtet, wo jede Zeltmannschaft für sich kochte, doch fehlte es bald an Feurungsstoff und das Brennholz mußte auf Schiffen zugeführt werden. Auch an Wasser trat oft großer Mangel ein, denn die Quellen in den Schluchten lieferten nicht genug, und es mußte daher täglich aus dem Tschernaja-Flusse Wasser herbeigeholt werden, was sehr schwierig wurde, als die Winterkälte ihn mit einer Eiskruste überzog. Doch auch sonst erlitten sie Mangel an allem Nothwendigen. Es fehlte an warmen Kleidungsstücken, an Ersatz des abgetragenen Schuhwerks, an Reinigung der Wäsche, und durch das häufige Arbeiten an den Befestigungen und das nächtliche Liegen in den Laufgräben, wurden Uniformen, Mäntel, Beinkleider und Stiefeln bald förmlich zerlumpt und stückweise abgetragen. Eine ganze Ladung Winterkleider ging durch den Untergang des Schiffes Prince verloren. Auch Zelte wurden schadhaft und durchlöchert und ließen den Regen, wie durch ein Sieb dringen. Die Rationen der Lebensmittel waren zwar genügend, konnten aber nicht regelmäßig vertheilt werden, als die Wege, welche nach Balaklava zu den Magazinen führten, grundlos wurden. Auch wurde der Kaffee den armen Soldaten, die kaum Holz genug hatten, sich eine Suppe zu kochen, ungebrannt und ungemahlen geliefert. Kurz, wenn sich jemals der häßlichste Krämergeist, der Ealand beherrscht, öffentlich kundgegeben, so geschah' es in dieser mangelhaften und knickerigen Verpflegung, wie man sie dem tapfern Heere zu Theil werden ließ, welches für Englands Ruhm, Blut und Leben auf das Spiel setzen sollte. Die Irländer und die Matrosen besaßen nicht einmal Zelte, und mußten sich mit schlecht zusammengefügten Baracken, oder mit Erdhölen aus Schlamm und Steinen zusammengefügt, begnügen.

Im französischen Lager sah es schon besser aus, auch wurden die französischen Truppen weit sorgfältiger verpflegt. Statt des schwarzen halbverschimmelten Zwiebacks, welchen die Engländer bekamen, wurde den Franzosen Waizenmehl geliefert, aus welchem sie sich ihr Brod selbst backen konnten. Auch erhielten sie mehr frisches Fleisch, welches in großen Töpfen immer für zwölf Mann zu einer kräftigen Suppe gekocht wurde, während jeder Engländer sein Stückchen Fleisch für sich allein kochen mußte. Auch waren die Franzosen mit guter Winterkleidung vollkommen versehen worden und der Oberbefehlshaber, General Canrobert, durchstreifte häufig das ganze Lager, um sich von dem Wohlbefinden seiner Leute zu überzeugen, Verbesserungen ihrer Lage anzuordnen und sie zum muthigen Ausharren zu ermuntern. Auch hatten die Franzosen, noch ehe die hölzernen Baracken ankamen, ganz leidliche Häuser aufgeführt, aus Steinen und Lehm, mit Stangen, Brettern und Flechtwerk gedeckt, in welchen sogar abgesonderte Räume für Offiziere angebracht waren. Am schlimmsten erging es den unglücklichen Türken, welche zwar am meisten an Klima und Strapatzen gewöhnt waren, von ihrer Regierung aber deßhalb auch vernachlässigt wurden, daß sie in der unverantwortlichsten Weise frieren und hungern mußten. Die Schuld dieser Vernachlässigung trifft wohl am meisten den Oberbefehls-

haber der türkischen Truppen, Soleiman Pascha, dessen Muth und kriegerische Tüchtigkeit überhaupt seit der traurigen Affaire bei den Schanzen von Kadikoi, wo seine Leute schon beim ersten Erscheinen der Russen in wilder Flucht davon liefen, sehr in Zweifel gezogen wurde. Am 8. Februar jedoch landeten noch 10,000 Mann türkischen Kerntruppen, welchen bald noch ein ähnliches Heer, unter welchem sich 7000 Mann der gut geschulten und tapfern Aegyptier befanden, unter Omer Pascha's eigner Führung folgte. Sie wurden bei Eupatoria zusammengezogen und dort ein festes Lager errichtet, wo man den Truppen auch eine weit bessere Verpflegung zu Theil werden ließ. Die Russen erkannten zu spät, daß sie gerade diesem Punkte, zu ihrem großen Nachtheile, ihre Aufmerksamkeit entzogen hatten, und nach einem unglücklichen Plane des Generals von Osten-Sacken mußte der General Chrulew am 15. Februar, mit 28,000 Mann und 60 Geschützen einen Angriff auf das türkische Lager bei Eupatoria unternehmen. Aber er fand die Türken nicht allein wach und gut vorbereitet, sondern auch muthig und entschlossen, ihren Ruf der Tapferkeit zu bewähren. Die Russen wurden mit einem Verluste von 400 Todten und 1500 Verwundeten zurückgeworfen.

Kehren wir jetzt zu den Hauptpersonen unserer Erzählung zurück.

In dem kleinen Landhause, unweit des abgebrannten Dorfes Burliuk, saß Anfangs Februar, an einem trüben Abende, der ehemalige, russische Obrist Alberti einsam in seinem Zimmer. Seine riesige Gestalt war zusammengesunken und sein graues Haar fast schneeweiß gebleicht. Die Sorge um seine Tochter Constantia, welche sich größtentheils in der belagerten Festung aufhielt, um ihrem menschenfreundlichen Berufe zu folgen, und die Kriegslust seines Sohnes, der noch nicht völlig von seiner schweren Verwundung genesen, hartnäckig darauf bestand, sich zu seinem Regimente zurückzubegeben, um an den fortwährenden Kämpfen Theil zu nehmen, hatte den alten Mann tief niedergebeugt. Sein ganzes Herz hing an seinen beiden Kindern, und doch sah er sich von Beiden getrennt, durch Konstantia's seltsame Gemüthsrichtung, welche ihr den Beruf einer barmherzigen Schwester, als ihren Lebensruf, vorzeichnete, und durch die politische Schwärmerei seines Sohnes, welchem durch die militärische Erziehung, die er auf der Junker-Akademie genossen, eine übergroße Verehrung für seinen Kaiser und das heilige Rußland eingeprägt worden war.

Felix war entschlossen, sich am andern Morgen, nach dem Hauptquartier der russischen Feldarmee, nach Baktschisserai, zu begeben, und von dort nach Sebastopol zurückzukehren, um die Fahne des Regimentes Minsk, dem er angehörte, wieder vorzutragen im heißen Kampfe. Alle Bitten seines Vaters, wenigstens bis zu seiner vollkommenen Genesung bei ihm zu weilen, waren vergeblich geblieben, denn außer seiner Kriegslust trieb ihn noch ein anderer Grund aus seines Vaters Hause.

Wie die Marketenderin Marion richtig vermuthete, war Aminda in derselben Nacht, in welcher die Schlacht bei Inkerman geschlagen wurde, heimlich aus Balaklava, wo ihr der Kapitän Hector de Beaumont einen freundlichen Wohnsitz angewiesen hatte, entwichen, und hatte sich in dem Fuhrwerke eines türkischen Kaufmannes, den sie durch eine bedeutende Summe bestochen hatte, nach dem Landhause des alten Obristen Alberti begeben. Sie hatte sich für die Wittwe eines im Kampfe gefallenen französischen Offiziers ausgegeben, und ein Asyl von ihm erbeten, da sie den Nachstellungen mehrerer Kameraden ihres Gatten, welche sie in Balaklava mit ihren Huldigungen bestürmt hätten, entflohen sey, und während der stürmischen Winterzeit es nicht gewagt habe, die Krim zu Schiffe zu verlassen. Der Obrist schenkte ihren Worten Glauben und nahm sie um so freundlicher auf, da er sich von ihrer Gesellschaft eine Erheiterung seiner einsamen und traurigen Tage versprach. Auch war sein Sohn Felix damals noch von seiner Genesung weit entfernt, und da er sein Lager noch hüten mußte, konnte ihm eine sanfte, weibliche Pflege nur erwünscht seyn.

Aminda, welche nur gewohnt war, in orientalischer Trägheit ihre Zeit zu vergeuden, und der Genußsucht zu fröhnen, war durch die Leidenschaft, welche sie beseelte, gänzlich umgewandelt worden. Sie war unermüdlich um den Kranken beschäftigt, und die pünktlichste Ausführung der ärztlichen Verordnungen schien ihr als eine heilige Pflicht zu gelten. Kein Opfer war ihr zu schwer, welches sie dem geliebten Jünglinge nicht gebracht hätte, und wenn er ihr ein dankbares Lächeln dafür schenkte, fühlte sie sich reich belohnt. Umsonst aber blieben alle ihre Bemühungen, eine Erwiderung ihrer Gefühle in seinem Herzen zu erwecken, welches er einzig und allein nur der Kriegsbraut gewidmet zu haben schien. Er zeigte sich freundlich und dankbar für alle Aufmerksamkeiten, welche sie ihm leistete, aber niemals wurde in seinen Blicken der Strahl eines wärmeren Gefühles sichtbar; niemals verrieth er durch ein leidenschaftliches Wort, daß ihre seltene Schönheit einen tieferen Eindruck als den der gewöhnlichen Bewunderung, in ihm hervorgerufen hätte. Sie litt Folterqualen durch seine Kälte und durch die harmlose Gleichgültigkeit, die er ihrer glühenden Empfindung entgegensetzte, und doch beschloß sie hartnäckig, nicht von ihm abzulassen.

Sie hatte sich gewöhnt, stets um ihn zu seyn,

um mit einer fast sklavischen Aufmerksamkeit alle seine Wünsche errathen und zur Ausführung bringen zu können. So war sie ihm auch heute, am Abende vor seiner Abreise, auf einem Spaziergange gefolgt, den er, um sich an die rauhe Winterluft zu gewöhnen, unternommen hatte. Er mußte sich auf ihren Arm stützen, und so oft er im Gefühle seiner wiederkehrenden Kraft, seine Schritte beeilte, hielt sie ihn zurück und zeigte ihm die zärtlichste Besorgniß, daß er sich bereits zu viel zutrauen und seine Kräfte überschätzen möchte. Doch in der heitersten Laune verlachte er ihre Besorgnisse und zeigte sich durch das Wohlgefühl, welches ihn in der frischen Luft auf's Neue durchbebte, beinahe übermüthig. Die reine Winterkälte hatte seine bleichen Wangen wieder mit einem feurigen Roth überhaucht, und er war wahrhaft schön. Kaum achtzehn Jahre mochte er zählen; sein Antlitz, welches auch nicht eine Spur russischer Nationalität an sich trug, zeigte ein unverkennbar germanisches Gepräge, und die zarten, weiblichen Züge desselben gaben ihm eine sprechende Aehnlichkeit mit seiner Schwester Konstantia. Doch war sein Wuchs hoch und kräftig und alle seine Bewegungen waren gewandt und elastisch.

Unverholen äußerte er seine Freude, wieder in die aufregende Bewegung des Kampfes zurückkehren, und die Fahne seines Regiments, die er seine einzige Geliebte nannte, wieder in seine Arme schließen zu können.

Aminda aber fühlte sich tief dadurch verletzt, daß er mit keiner Sylbe ein Bedauern äußerte, sich von ihr trennen zu müssen, und konnte sich deßhalb der gewissermaßen vorwurfsvollen Bemerkung nicht enthalten: „Gedenken Sie gar nicht des Kummers, den Sie Ihrem alten Vater bereiten, indem Sie sich, kaum dem Tode entronnen, auf's Neue in den Kampf stürzen? Und wenn Sie nun wieder ein Unglück trifft; wenn Sie in den Gefechten, die fast täglich statfinden, wieder verwundet werden; ach, wer soll Sie dann pflegen?"

„Ich werde dann freilich Ihre unvergleichliche Pflege schmerzlich vermissen;" entgegnete er, gerührt, in sanftem Tone; „doch meine Schwester, die sich im Kloster der barmherzigen Schwestern befindet, würde mir dann sicher ihre ganze Theilnahme widmen. Der Kummer meines Vaters aber thut mir leid; doch da er mich dem Militärstande gewidmet hat, darf er ja nichts Anderes erwarten, als daß ich meine militärischen Pflichten streng und pünktlich erfülle; um so mehr, da es sich jetzt um einen hohen, heiligen Zweck handelt, das bedrängte Vaterland von seinen Feinden zu befreien.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Der „Moniteur de l' Armee" gibt eine Schilderung von Chalons. Dasselbe liegt auf einem durch den Staat angekauften Terrain von 10,000 Hektaren. Das Hauptquartier des Kaisers, ein weites Viereck von 250 Metres Breite und 150 Tiefe, auf einer Anhöhe, welche das Lager beherrscht, liegt der langen Front (front de bandière) der Truppen nach Nord-Westen gegenüber. Es enthält drei hölzerne Schweizerhäuschen, wovon eines das in der Mitte, speziell für den persönlichen Dienst Sr. Maj. bestimmt ist. Die beiden andern, etwas zurückstehenden Häuschen enthalten die Speise-, Empfangssäle u. s. w. Zwei doppelte Baraken sind für die Eingeladenen bestimmt. In weiter hinten liegenden Baraken befinden sich die Druckerei, der Telegraph, die Küchen, die Stallungen für 200 Pferde, die Futtermagazine, das Dienstpersonal u. s. w. Zwischen den von ihnen gebildeten beiden Linien stehen die Zelte der Adjutanten, Ordonnanzoffiziere u. s. w. Das Generalquartier des Generals Regnaud de Saint Jean d' Angély (welcher als Major General funktionirt, wurde rechts vom kaiserl. Quartier, 1 Kilom. entfernt, aufgeschlagen. Das Lager welches vom kaiserl. Quartier 1 Kilom. entfernt liegt, bildet ein achtseitiges Polygon. Die Rechte gegen Süden haben die drei Kavalleriebrigaden der Division des Generals Morris inne; hinter dieser Linie und auf der andern Seite eines dazwischen fließenden kleinen Flüßchens ist die Artillerie placirt. Die Infanterie, bestehend aus den zwei Divisionen Mellinet und Camou, schlug ihre Zelte links auf, und bildet eine von Westen nach Osten laufende gebrochene Linie. Zwischen der Kavallerie und der Infanterie hinter dem Geniekorps lagern die Centgardes. Hinter der Garde-Artillerie sind das Genie und die Artillerie der Linie, der Train, der Verwaltungsdienst, die Metzgereien ꝛc. placirt. Die Zelte der Infanterie enthalten zehn, jene der Kavallerie acht Mann. Weiter hinten sind die Zelte des kleinen Staabs und der Offiziere. Die Generäle, ihre Adjutanten und ihr Staab lagern hinter den unter ihren Kommando stehenden Truppen. Vor den Zelten der Truppen sind Baraken für die Küchen, in der zweiten Reihe für die Speisesäle der Offiziere, welche nach den „Meß" der englischen Armee gemeinschaftlich speisen. Rückwärts in der Mitte jeder Division ist die Spitalbarake von 100 Betten. In der Nähe des Lagers siedelte sich eine ziemliche Menge von Privatetablissements an. Die 25 Kilom. lange Eisenbahn durch das Vesle Thal nach dem Lager ist fast vollendet.

Redakteur: Gustav Reffert.

Druck und Verlag der Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 218 Samstag, 12. September 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

Jedes seiner Worte war ein Stich in Aminda's Herz und sie war fest entschlossen, endlich zur Gewißheit zu gelangen, ob sie noch hoffen dürfe, oder ob sie jeden Gedanken, von ihm geliebt zu werden, aufgeben müsse? Sie entgegnete ihm auch deßhalb tief betrübt: „Und an mich denken Sie gar nicht, theurer Felix? Was soll aus mir werden, wenn Sie nicht mehr hier sind, wenn ich täglich um Ihr Leben zagen muß?“

„Sie werden hier bleiben,“ erwiderte Felix, „und meinem guten, alten Vater jetzt die liebreiche Pflege gewähren, die Sie mir zu Theil werden ließen, dann werde ich mich ruhiger meinem Berufe widmen können.“

„Nein, das werde ich nicht, das kann ich nicht!“ rief sie plötzlich leidenschaftlich aus. „Felix! Willst Du nie sehen, daß mein Leben, an das Deinige gekettet ist? Daß ich nur athmen kann, wo Du athmest? Meinst Du, daß ich Dich verlassen könnte? Nein wahrlich nicht! Ich kenne keine andere Bestimmung mehr, als der Spur Deiner Fußtritte zu folgen, und wenn Du morgen von dannen ziehst, werde ich Dich begleiten, wie Dein Schatten. Ich kann und will mich nicht von Dir trennen, denn — ich liebe Dich, wie Dich niemals ein Weib wieder lieben wird.“

Jetzt erst begann Felix zum Erstenmal klar zu sehen und Erstaunen und Bestürzung malte sich in allen seinen Zügen. Ihr offenes Geständniß erklärte ihm plötzlich die warme Anhänglichkeit, die sie ihm erwiesen, und die mehr als freundschaftlichen Opfer, die sie ihm gebracht hatte. Allein seine Verlegenheit dauerte nur wenige Minuten, und schnell war er entschlossen, ihr mit gleicher Offenheit zu bekennen: daß er sich ihr zwar zur innigsten Dankbarkeit lebenslänglich verpflichtet fühle, doch daß er nicht im Stande sey, ihre leidenschaftlichen Empfindungen zu erwidern.

Er that dieß in der rücksichtsvollsten Weise und doch war der Eindruck, den seine Worte bei Aminda hervorriefen, schrecklich. Jeder Blutstropfen schwand aus ihrem Antlitze, ihre schönen Züge verzerrten sich, ihre Lippen zuckten krampfhaft, ihre Stirn zog sich in finstere Falten und ein unheimliches Feuer blitzte aus ihren glühenden Augen, als sie ihm mit bebender Stimme erwiderte: „Sie weisen also meine Liebe zurück? Wissen Sie auch was Sie thun? Sie vernichten mich und sich; denn von dem Augenblicke an, wo Sie mich von sich stoßen, hauchen Sie mir das Gift der Feindschaft ein. Wissen Sie, daß ich den Mann glühend hassen muß, der meine Liebe verschmäht, die ich schwach genug war, ihm selbst zu verrathen? Ich kann nicht anders, Felix! Ich muß lieben oder hassen, und mein Haß ist so stark, wie meine Liebe.“

„Ich hoffe aber, Sie werden mich nicht hassen, Aminda,“ sprach der junge Mann ernst; „denn ich habe nichts verbrochen, was hassenswürdig wäre. Daß Sie mir ein Gefühl verriethen, welches ich nicht erwidern kann, will ich zu vergessen suchen, und mein offenes Eingeständniß, daß ich Ihnen nicht Liebe für Liebe zu bieten vermag, muß Ihnen schätzenswerther seyn, als wenn ich Sie täuschen wollte durch eine erkünstelte Empfindung, von der mein Herz nichts weiß.“

„Nein, nein!“ rief sie leidenschaftlich. „Ich würde selbst die Verstellung vorziehen, denn Ihre Offenheit ist mein Todesurtheil. Seyn Sie barmherzig und täuschen Sie mich! Ich will lieber getäuscht, als zurückgestoßen seyn. Es liegt eine letzte Hoffnung, ein letzter Trost in der Täuschung; denn sie bietet noch immer die Aussicht, daß Sie mich lieben werden, wenn Sie es nur versuchen wollen, mir wenigstens Liebe zu heucheln. Ach, ich weiß, es ist ein schwacher, elender Trost, dessen sich ein stolzes Weib schämen sollte, aber es ist für mich der Strohhalm, an den sich der Ertrinkende klammert.“

Doch Felix entgegnete fest und bestimmt: „Verlangen Sie das nicht von mir! Ich kenne die Liebe nicht, aber Sie ist mir geschildert worden, als ein so edles, hohes, heiliges Gefühl, daß ich um keinen Preis der Welt durch Verstellung ein schnödes Spiel damit treiben möchte. Was könnte es Ihnen auch

nützen, wenn ich Ihnen eine Empfindung vorlügen wollte, da wir uns doch trennen müssen und vielleicht — ja wahrscheinlich — auf ewig. Denn nimmermehr würde ich es dulden, daß Sie mir folgen, um meine Schritte zu hemmen, auf meinem Berufspfade. Lassen Sie uns deßhalb von einander scheiden, als Freunde und von diesem Augenblicke an den unglücklichen Gegenstand, der uns entzweien könnte, nicht mehr berühren.«

Aminda schien keine Erwiderung auf diese bestimmte Erklärung mehr zu finden. Sie entzog ihm ihren Arm und schritt schweigend, mit fest zusammen geklemmten Lippen neben ihm her. Ihre ganze Miene hatte sich verfinstert und es mußte eine seltsame Umwandlung in ihrem Innern vorgegangen seyn; denn sie warf wirklich schon einen Blick des Hasses auf ihren Begleiter. Auch dieser schritt verstimmt neben ihr her und Beide wendeten sich unwillkürlich auf dem schmalen Fußpfade des Gehölzes, welches sie besucht hatten, wieder nach dem Hause zurück, ohne zu bemerken, daß ihnen in geraumer Entfernung einige dunkle Gestalten folgten. Eben so entging es ihnen, daß ganz dicht am Wege, versteckt hinter niederes Gebüsch, ein schwarzes Gesicht hervorlugte, welches Aminda, wenn sie es bemerkt hätte, sicher erkannt haben würde; denn es gehörte einem jener schwarzen Sklaven an, welche ihr von ihrem ehemaligen Gebieter Suleiman Pascha zu ihrer Bedienung zurückgelassen worden waren. Der Bursche hieß Hassan und war der schlaueste von seinen Kameraden.

Kaum waren Beide an ihm vorüber geschritten, als er plötzlich ein schrillendes Pfeifen hinter ihnen vernehmen ließ, welches jedoch mehr dem Locktone eines Raubvogels glich. Deßhalb achteten sie auch wenig darauf und schritten unbesorgt weiter; denn sie befanden sich nahe bei dem Landhause und konnten es in einer Viertelstunde erreichen. Doch kaum war der Pfiff erschallt, so wurde es lebendig rechts und links im Tannengebüsch und flüchtige Schritte hörte man knistern auf dem hartgefrorenen Schnee.

Felix blieb überrascht stehen und reichte Aminda seinen Arm wieder, als ob er ihr damit Schutz bieten wolle, doch sie nahm ihn nicht an, und blickte trotzig um sich, als ob sie einen Gegenstand suche, an dem sie ihren Zorn hätte auslassen können. Aber schon im nächsten Augenblicke verwandelte sich ihr Trotz in Schrecken; denn von allen Seiten sprangen Tartaren auf sie zu und ehe Beide nur an Widerstand denken konnten, der auch nichts gefruchtet haben würde, da sie nicht bewaffnet waren, sahen sie sich schon ergriffen und von einander getrennt. Gegen Aminda beobachtete man jedoch die größten Rücksichten, während man Felix ohne Weiteres die Hände auf den Rücken band und mit Riemen zusammenschnürte. Auch Hassan der schwarze Sklave war zum Vorschein gekommen, und schien den Ueberfall geleitet zu haben.

Die Tartaren waren Eingeborne der Krim, von mittlerer Größe, hager aber kräftig und von starkem Knochenbaue. Ihr Kopf war oval, ihr Haar dunkelbraun, ihre Augen klein und schwarz, ihre Gesichtsfarbe frisch und ihre Zähne weiß und fest. Sie trugen ihr Nationalkostüm, welches dem orientalischen sehr ähnlich ist, und schienen den über die ganze taurische Halbinsel zerstreuten Ackerbauern anzugehören.

Mit Ungestüm und einer gewissen Verachtung, welche der Russe nur zu häufig gegen die armen Tartaren an den Tag legt, forderte Felix Rechenschaft über die Gewaltthat, die man ihm und seiner Begleiterin zufügte, doch nur der schwarze Sklave antwortete ihm: daß er sich als Gefangenen zu betrachten habe, und daß er ihn seinem Gebieter Suleiman Pascha ausliefern werde, von dem er die härteste Strafe zu erwarten habe, da er ihm seine Favoritin Aminda geraubt und bei sich verborgen gehalten habe.

Der junge Mann aber war viel zu stolz, um sich gegen einen Schwarzen, der die Sklavenzeichen an sich trug, wegen einer durchaus falschen Beschuldigung zu rechtfertigen und forderte in seinem immer höher steigenden Zorne, daß man ihn auf der Stelle frei lassen solle. Doch leider war er nicht einmal im Stande, seine Forderung durch irgend eine gewichtige Drohung zu unterstützen, da er gebunden, ganz machtlos war und deßhalb hatte auch der Ausbruch seines Zornes nur ein höhnisches Gelächter zur Folge.

Aminda stand ganz bewegungslos und niedergeschlagen und kein Wort kam über ihre Lippen: Sie wußte, daß sie das Aeußerste zu fürchten hatte, wenn sie wieder in die Gewalt Suleiman Pascha's gelangte und er auch nur den Argwohn gefaßt hatte, daß sie sich absichtlich von ihm entfernt, um einem leidenschaftlichen Zuge ihres Herzens zu folgen. Doch dachte sie weniger an die Gefahr, der sie entgegen geführt wurde, als an die Vernichtung aller ihrer Liebeshoffnungen. Von Zeit zu Zeit warf sie einen unheimlichen, finstern Blick auf Felix, und schreckliche Rachegedanken schienen in ihrer Brust zu gähren. An Rettung war nicht zu denken; denn die ganze Gegend war menschenleer, auch beeilte man sich, sie von dem Orte, wo man sie überfallen hatte, zu entfernen. Sie wurden von den Tartaren in die Mitte genommen und rasch fortgeschleppt, immer tiefer in die Waldung hinein, bis zu einer freien Lichtung, wo noch zwei Tartaren harrten, welche bei mehreren Kamelen Wache hielten.

(Fortsetzung folgt.)

Zahnschmerzen.

Wer hätte in seinem Leben nicht schon die Qualen der Zahnschmerzen empfunden? Wer stimmte nicht darin überein, daß ihre Pein noch jene Freuden übertrifft, welche uns ein schlecht gestimmtes Klavier bereitet, auf dem eine Polka verarbeitet wird, während wir zum ersten Nachdenken uns sammeln möchten, oder das Spiel und Kaffeekränzchen unserer Hauswirthin, welches wir durch eine dünne Wand hindurch mit genießen müssen, während Regenwetter uns am Ausgehen hindert, oder endlich gar das Vorgefühl vor dem nicht mehr abzuwendenden Besuche der Schwiegermama? Sind doch die ersten Leiden des jungen Erdenbürgers fast immer in den „Zähnen" zu suchen, welche sich nicht zeigen wollen, obwohl Großmutter und Tante den Mund noch so fleißig untersuchen. Beim Erwachsenen ist es umgekehrt; die schlimmsten Zahnschmerzen treten dann erst für ihn ein, wenn er den Muth faßt, die Zähne zu zeigen, und wacker mit ihnen gegen Unrecht und Unverstand herumzubeißen. Geistig und materiell kommen die Zähne nicht ohne Schmerzen zum Durchbruch. Aber das Geschick will es nun einmal, daß nicht jeder von uns, wie Königin Pomare, die Speisen von seinen Hofdamen sich kann verkauen lassen, sondern er ist auf seine eigenen Kaumuskeln angewiesen. So müssen wir uns also dazu verstehen, in den sauren Apfel zu beißen und unsern Beißapparat wachsen zu lassen. Nicht abzuwenden sind die Zahnschmerzen der hochgebornen kleinen Schreihälse in gräflichen Windeln und der muntern Proletariatswürmer in Lumpen. Wenn die Nacht ihren dunklen Mantel ausgebreitet hat und die Wogen der Welt das einsame Ohr nicht mehr erreichen — wenn der trübe Schein des Mondes nur mit schwachem Schimmer sich in das Gemach stiehlt, und wir im Selbstvergessen ruhen — — — dann öffnet sich dein Inneres, wie sich dein Aeußeres schließt, und dein Blick bricht die irdischen Schranken. In solchem Augenblicke fühlst du in deinem Munde wohl ein leises Ziehen, wie vom Bewegen eines Körpers — eine Erschütterung wie vom Klopfen einer kleinen Hand, du richtest dein Inneres Auge schärfer auf dein eigenes Ich, und bald beginnen Nebel zu wogen und zu sinken — verworrene Figuren werden theilweise durch die Risse des Dunstes sichtbar, endlich blickst du hindurch und erkennst das seltsame Getreibe in deinem Innern. Von Neuem erregt jenes Ziehen in deinem Munde die Aufmerksamkeit, und jetzt siehst du, wie deine Zähne in Reihen geschichtet stehen, gleich weißen Thürmen und festen Burgen, und wie sie nicht aus gleichförmigen Stoffen zusammengesetzt sind, sondern aus seltsam geschlängelten Fasern und kleinen eckigen Körpern, wie aus Balken und Bausteinen aufgebaut. Im Innern eines jeden Zahnes wird ein Raum sichtbar, gleich einem Stübchen, zierlich austapezirt mit glänzender Haut, mit rothen geschlängelten Blutadern und schillernden Nervenfasern, gleich einem Pallaste. Bald siehst du auch, daß einzelne der Zahnburgen große Thore und Einfahrten haben, roh gehölt und wie in Stein gehauen. Aber nicht leer sind diese Thore — in ihnen pocht und rüttelt es — es bewegt sich ein kleiner Punkt — ein Köpfchen wird sichtbar und sieht mit scheuem Blicke sich um, hebt sich, streckt sich — eine kleine graue Gestalt schlüpfte empor und pochte am Thor des nächsten Zahnes, als wolle es einen Schläfer erwecken. Nicht lange, so rauscht es auch dort und es zeigt sich ein ähnliches Wesen, nun gehen sie zu Zweien von Haus zu Haus und pochen und klopfen. Finden sie ein Thor offen, so kommt auch ein neuer Geselle zu ihnen, aber aus den verschlossenen Burgen dringen zirpende Flüsterstimmchen heraus und bitten um Freiheit und Hülfe. Das Pochen wird dort von jenen erwidert, und nicht lange, so flüstert und rauscht es in allen Zähnen. Nun bringen die kleinen Gnomen seltsame Werkzeuge hervor und gehen mit Meisel und Hammer, mit Säge und Feile an's Werk, um ihre gefangenen Brüder zu befreien. Da hämmert es in den Zähnen, daß der Kopf dröhnt und die Haare sich ängstlich fragen, wer dieß Erdbeben verursacht. Knirschend schneidet die kleine Säge in den Zahnschmelz und findet eine Antwort im Geräusche des Bohrers, mit dem der Gefangene sich müht, seinen Weg zu öffnen. Die Augenzähne scheinen der Anstrengung zu spotten, und hier fängt der rastlose Chor die Arbeit anders an. An dem Nervenstrange, welcher von ihnen emporsteigt zum Auge hin, klettern Zwei empor und suchen ihn zu durchschneiden. Sie hacken und zerren an seinem Befestigungspunkte, bis das Auge ihnen entfliehen will und ängstlich sich umrollt in seiner Höhle. Andere der kleinen Qualgeister klimmen in die Höhlung des Ohres, trampeln und tanzen auf dem sammtenen Teppich der Haut der Gehörnerven, heben von den Gehörknöchelchen den Hammer hoch empor und werfen ihn auf den Ambos, daß er schallt, wie der Ton eines Tamtam, und daß du zurückschreckst auf deinem einsamen Lager und vergeblich dich bemühst, zu entfliehen. Gefesselt sind deine Glieder, du wälzest dich mit bangem Stöhnen und kannst nirgends entfliehen vor den kleinen Peinigern. Das wissen sie und verhöhnen dich. Schlaflos geht dir im wachenden Träumen und träumenden Wachen die Nacht hin, bleich und verfallen bist du am Morgen. Der Tag verläuft, du freust dich auf die Ruhe, aber das alte Spiel beginnt von Neuem. Mit ängstlicher Sorge legst du dich hin — — und richtig, kaum ist es ruhig ge-

worden im Hause, so beginnt auch das Hämmern und Pochen, das Feilen und Sägen, das Klettern und Peinigen. Jetzt beneidest du den Prometheus, denn nur ein einziger Geier nagte an ihm, dich aber quälen tausend Peiniger! — Nun nimmst du die Hülfe der berühmten Volksmittel in Anspruch und gießest im angenehmen Wechsel Rum, Eau de Cologne, Kornbrantwein, kaltes und heißes Wasser in den Mund; sobald die Welle kommt, huschen die kleinen Gesellen zur Seite, kaum aber ist die Gefahr für sie vorüber, so stecken sie auch den Kopf hervor und beginnen ihr altes Treiben. Drei Mittel gibt es, sie zu verjagen. Zuerst nimm Odontine und vertreibe mit ihr die wilde Jagd, welche sich in deinem Ohre festgesetzt hat. Widerlich ist den Kleinen dieser Geruch, und in schleuniger Hast, einer über den andern stürzend, laufen die Quälgeister davon. Aber sie haben sich nur in den Zähnen versteckt; bei nächster Gelegenheit brechen sie auch wieder hervor. Deßhalb greife zum stärkeren Mittel tröpfle etwas Chloroform in die Oeffnung der Zahnburgen. Kaum bringt der zarte Duft des betäubenden Mittels zu ihnen, so fallen die kleinen Dämonen in Schlaf und wird nur die Anwendung des Mittels häufig genug wiederholt so erwachen sie nicht wieder und du bist ihrer ledig. Wo aber von außen keine Oeffnung in die Höhlung des Zahnes führt, da vermagst du die Plagegeister des Zahnwehes nur zu besiegen, indem du eine gepanzerte Schaar anderer Dämonen mit ihnen in den Kampf gehen läßt. Rufe dann den Dämon der Elektrizität gegen den Dämon des Zahnwehes zu Hülfe: er befehligt eine große Schaar und auf der elektrischen Kette reitend, klimmen diese hinein in das Innere des Zahnes, greifen mit kühnem Muthe die Peiniger an und befreien dich von ihnen. Ruhig wird es dann, die Burgen der Zähne sind wie die Ritterburgen des Mittelalters verödet, das Gesindel der Raubritter ist entfernt und der ewige Landfriede ist hergestellt. Der Schutzgeist der Elektrizität sey gepriesen.

Mannigfaltigkeiten.

Der heiße Sommer des Jahres 1811 veranlaßte Professor Pfaff in Kiel, eine Schrift herauszugeben, in welcher er ein Säkulum für die Wiederkehr heißer Sommer annimmt. Es ist seiner Ansicht nach nicht bei einzelnen Jahren und Jahreszeiten stehen zu bleiben, sondern auf die Totalwitterung eines ganzen Zeitraumes zu sehen. „Wenigstens", sagt er, „ist es bemerkenswerth, daß so wie das Ende des 17. und der Anfang des 18. Jahrhunderts durch sehr heiße Sommer ausgezeichnet waren, diese gleichfalls in das Ende des 18. und Anfangs des 19. Jahrhunderts fielen." Das gegenwärtige Jahr bestätigt diese Hypothese auf merkwürdige Weise, denn gerade vor hundert Jahren war ein sehr heißer Sommer; das Jahr 1757 hatte 91 heiße Tage; der höchste Wärmegrad war 28 Grad Reaumur. In Paris war die Hitze im Juli am stärksten.

[Gepreßtes Mehl.] Seit 1853 wurden, weil das Volumen des Mehls seinen Transport für weite Entfernungen und seine Erhaltung schwierig macht, mannigfache Versuche zu Lande und zur See angestellt, um zu ermitteln, ob die Zusammenpressung des Mehls seiner Güte und Haltbarkeit schade. Dieselben haben das günstigste Ergebniß geliefert und beweisen, daß das gepreßte Mehl sich nach vier Monaten besser gehalten hatte, als das zu gleicher Zeit eingelegte ungepreßte Mehl, und daß es auch beim Brodbacken seinen Vorzug vor letzterem behauptete. Das Volumen wird durch das Pressen um ein Viertel vermindert. Die Versuche werden jetzt mit dem für die Seeschiffe zubereiteten Mehl fortgesetzt.

Frau Fanny Zeiteles in Wien, die Wittwe des ästhetischen Schriftstellers Dr. Ignaz Zeiteles, die ihr ganzes nicht unbedeutendes Vermögen der israelitischen Kultusgemeinde in Wien zu wohlthätigen Zwecken und zu Stipendien für Medizinier, Juristen, Maler oder Bildhauer vermacht hat, stiftete auch ein Versorgungshaus für arme Wittwen. Der Vorstand der Gemeinde hat ein Haus zu diesem Zwecke auf der Landstraße angekauft und wird es zum nächsten Winter installiren.

Ein Mann in einen Mantel gehüllt, schlich sich leise in der Nacht an den Häusern hin und wurde von einer Wache bemerkt, die ihn aufhielt. „Was trägst Du so heimlich unter dem Mantel?" fragte der Soldat. Der Mantelträger wollte scherzen und versetzte, indem er eine Flasche Wein hervorzog: „Einen Dolch!" Die Wache nahm ihm schnell die Flasche aus der Hand, trank den Wein aus und rief lachend: „Da hat Er die Scheide wieder."

In England bedient man sich jetzt häufig solcher Siegellackstangen, durch welche ein dünner Strohhalm als Docht gezogen ist. Man erlangt dadurch den Vortheil, daß man beim Anzünden des Siegellacks die Stange ziemlich aufrecht halten kann. und das unzeitige Tropfen vermeidet, weil der Docht eine kleine Flamme unterhält. Die davon abfallende Asche ist so unbedeutend, daß sie gänzlich verschwindet.

Redakteur: Gustav Reffert.

Druck und Verlag der Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 219 Montag, 14. September 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

Die Thiere mußten niederknieen und Eines derselben, welches am reichsten aufgezäumt und mit einem bequemen Damensattel versehen war, mußte Aminda besteigen, während sich Hassan vor sie auf den Hals des Kameels setzte, um die Zügel zu leiten. Felix aber wurde weniger rücksichtsvoll behandelt, denn er wurde zwischen die Höcker eines der Thiere geworfen und dort so fest gebunden, daß er keiner freien Bewegung mehr fähig war, und jede Hoffnung, entrinnen zu können, aufgeben mußte. Zwei Tartaren setzten sich zu ihm, auch die Andern bestiegen die übrigen Kameele und bald flogen die raschen Thiere über den Waldpfad dahin, der sie in die freie Haide führte. Als die Nacht hereinbrach, wurde ein kurzer Halt gemacht, um die Thiere ausschnaufen zu lassen und zu füttern. Auch den Gefangenen wurde Speise und Trank geboten; doch sie verschmähten es Beide. Aminda aber wurde, gegen die schneidend kalte Nachtluft, in warme Mäntel und Decken gehüllt und ihr Haupt mit einem dichten Schleier umgeben. Dann wurde der nächtliche Ritt mit vergrößerter Eile wieder fortgesetzt. Der Bulganackfluß bot kein Hinderniß dar; denn er war bereits fest gefroren und leicht zu überschreiten, dann aber ging es im raschen Trabe immer am sandigen Ufer der Kalamitabucht hin, bis man endlich, alle menschliche Wohnungen sorgfältig vermeidend, Eupatoria, beim Anbruche des Morgens erreichte. Auch das türkische Lager, welches die Hafenstadt auf der Landseite umgab, wurde nicht berührt, und durch ein kleines Seitenthor erlangte man Einlaß. Die Straßen waren noch verödet und deßhalb gelangte auch der seltsame Zug, ohne Aufsehen zu erregen, bis zu einem jener düstern und stark befestigten Gebäude, welches sich als der ehemalige Wohnsitz eines Tartarenfürsten verrieth. Es war von Granitsteinen aufgeführt, in Form eines länglichen Vierecks mit plattem, orientalischem Dache. Ringsum war es mit hohen, finstern Mauern umgeben, die in unregelmäßigen Zwischenräumen mit kleinen Thürmen besetzt waren. Hier hatte Suleiman Pascha sein Quartier genommen, da er es vorzog, in einem festen, warmen Hause zu wohnen, als unter leichtem Zelte die Unannehmlichkeiten der harten Winterkälte mit seinen Truppen im freien Lager zu theilen. Kaum hundert Schritte davon entfernt aber, in der Nähe eines Marktplatzes, erhob sich ein noch größeres, ähnliches Gebäude, welches für ein Serai oder festes Schloß gelten konnte. Auch war es mit zwei Flügeln versehen und Omer Pascha, der Serdar, oder Oberbefehlshaber der gesammten türkischen Armee, war mit seinem ganzen Gefolge dort eingezogen.

Erschöpft von dem schnellen, nächtlichen Ritte und nicht ohne bange Besorgniß vor dem Empfange, welcher ihr bevorstand, betrat Aminda herzklopfend den festen Boden und schritt von Hassan geführt über den Hofraum, bis zur Hauptpforte des Hauses, die auf sein Klopfen geöffnet wurde. Ein Haremsbeamter, den sie im Haushalte ihres Gebieters noch nicht gesehen hatte, schien sie erwartet zu haben, empfing sie achtungsvoll und führte sie zu den innern Gemächern, welche den Frauen des Hauses angewiesen waren. Ehe sie jedoch die große Hausflur verließ, wendete sie sich zu Hassan und fragte nicht ohne Theilnahme: „Was wird aus dem Gefangenen?"

„Er wird in das Gefängniß geworfen!" entgegnete der Schwarze finster, aber unterwürfig.

Ein heftiger Kampf schien sich in ihrem Busen entzündet zu haben. Sollte sie den Mahnungen ihrer Liebe, oder den Eingebungen ihres Hasses folgen, der sich ihrer bemächtiget hatte, ohne jedoch ihre Leidenschaft ganz unterdrücken zu können? Doch war der Streit in ihrem Innern nur von kurzer Dauer, denn schon nach wenigen Augenblicken war sie entschlossen, dem Auflodern ihres Hasses nachzugeben und den jungen Mann seinem Schicksale zu überlassen. Sie wendete sich deßhalb auch mit einem kalten, stolzen Blicke von Hassan ab, und folgte, ohne eine weitere Bemerkung hinzuzufügen, dem Haremsbeamten, der sie in die für sie bereits eingerichteten Zimmer führte, wo er sie einigen dienenden Frauen überließ; jedoch die Thüren sorg-

fältig verschloß, woraus sie leicht entnehmen konnte, daß sie sich auch selbst als eine Gefangene zu betrachten habe.

Weit mehr als Aminda, hatte Felix bei seiner nächtlichen Entführung gelitten. Seine zusammengeschnürten Glieder waren von der Kälte ganz erstarrt und als er von dem Kameele losgebunden worden war, vermochte er nicht, sich auf seinen Füßen zu halten. In ziemlich roher Weise und ohne auf seinen Zustand Rücksicht zu nehmen, packten ihn zwei Tartaren und schleppten ihn fort nach einem Seitengebäude, wo zwei Wachtposten aufgestellt waren. Durch eine niedrige, eisenbeschlagene Thür trug man ihn eine Treppe hinab, bis man einen Kellerraum erreichte, der eine Reihe Gefängnisse der unsaubersten Art enthielt. Es waren kleine, sechs Fuß breite und kaum acht Fuß lange Gemächer, welche nur einen Haufen verfaultes Stroh und einen elenden Stuhl enthielten. Von der gewölbten Decke und von den Wänden tropfte immerwährend eine schmutzige Feuchtigkeit herab, welche den lehmigten Fußboden des Kerkers in einen schlammigen Pfuhl verwandelte, und einen widrigen Moderdunst verbreitete.

Hier wurde der Gefangene, nachdem man ihm die Riemen von den Händen gelöst hatte, auf das faule Stroh niedergeworfen und ohne sich weiter um ihn zu bekümmern, verließ man ihn, und verwahrte sorgfältig die Kerkerthür mit schweren Schlössern und Riegeln.

Anfangs befand sich der Unglückliche in einem Zustand der Betäubung, die ihn für äußere Eindrücke fast gänzlich unfähig machte, doch der Schmerz seiner kaum geheilten Wunden erweckte ihn aus seinen dumpfen Träumen und führte seine Besinnung zurück. Nach und nach erinnerte er sich auch an Alles, was mit ihm vorgegangen, nur konnte er sich nicht entsinnen, wie er hierher gelangt war. Doch es bedurfte nur eines einzigen Blickes durch das elende Gemach, um ihn zu belehren, daß er sich in einem Kerker befinde. Zuerst gedachte er mit Wehmuth seines alten Vaters, welcher, wie er überzeugt war, während der vergangenen Nacht die qualvollste Angst ausgestanden hatte, weil sein Sohn nicht heimkehrte. Er wußte, daß der Alte sich ganz allein im Hause befand, und daß Niemand ihm nahe war, der ihn hätte trösten, beruhigen und in seinen Nachforschungen, die er gewiß um seinen verschwundenen Sohn anstellen würde, hätte unterstützen können.

Bisher hatte man sich wenig um die Bewohner des einsamen Landhauses bekümmert. Nachdem seine Schwester Constantia ihn außer Gefahr erklärt und verlassen hatte, war Felix von einem deutschen Arzte behandelt worden, der früher in russischen Diensten gestanden und sich in der Nähe angesiedelt hatte. Es hatten sich zwar mehrmals Soldaten der verbündeten Truppen beim Fouragiren und Rekognoszieren bis in diese Gegend verirrt; doch der Obrist hatte sie stets freundlich aufgenommen und ihre Forderungen mit Bereitwilligkeit zu erfüllen gesucht, so viel er es nur im Stande war; weßhalb es ihnen auch nie in den Sinn kam, sein Haus zu durchsuchen, wobei sie seinen Sohn hätten finden, und da er in russischen Militärdiensten stand, als Gefangenen hätten reklamiren können. Ein Verrath von Seiten des deutschen Arztes aber war auch nicht zu fürchten und so hatten sie sich dem Gefühle der Sicherheit hingegeben, bis zur Genesung des jungen Mannes.

Deßhalb mußte Felix auch die Art und Weise, wie man sich seiner bemächtigt hatte, räthselhaft erscheinen und da er Aminda wirklich für die Wittwe eines französischen Offiziers hielt, wofür sie sich ausgegeben hatte, so konnte er auch nicht ahnen, in welcher Beziehung sie zu einem Befehlshaber der türkischen Armee stand. Daß er sich aber in der Gewalt der Türken befand, war ihm schon durch die Richtung klar geworden, welche die Tartaren mit ihm einschlugen, und da er wußte, daß diese größtentheils den Russen feindselig gesinnt waren und sich den Verbündeten angeschlossen hatten, so vermuthete er, daß diese Tartaren ihn in seines Vaters Hause ausspionirt, und sich seiner nur bemächtigt hätten, um sich durch seine Auslieferung bei ihren türkischen Glaubensgenossen beliebt zu machen. Die Behauptung des Schwarzen, daß Aminda die Favoritin Suleiman Pascha's sey, und die Beschuldigung, daß Felix dieselbe geraubt haben solle, hielt dieser nur für eine leere Erfindung, um den gewaltsamen Ueberfall zu rechtfertigen. Vielmehr aber glaubte er, daß sich die Tartaren mit dem Sklaven verständigt hätten, die schöne junge Dame, die ihnen längst auf ihren Spaziergängen aufgefallen seyn konnte, zu entführen, und an irgend einen türkischen Machthaber für sein Serail zu verkaufen. Er empfand deßhalb auch Mitleid mit der bedrängten Lage, in welche er sie versetzt glaubte, ahnte jedoch auch nicht im Entferntesten die Gefahren, von welchen sie Beide bedroht wurden.

Der ganze Morgen verging, ohne daß sich Jemand um ihn kümmerte, und Hunger, Kälte und Erschöpfung versetzten ihn bald wieder in eine Betäubung, welche ihn fast gänzlich aller Besinnung beraubte.

Erst um die Mittagsstunde hörte er ein Geräusch, welches ihn wieder zur Besinnung erweckte. Er erhob sich von seinem Lager und bemerkte jetzt, daß durch ein kleines, vergittertes Fenster ein schwacher Lichtstrahl hereindrang und seinen elenden Kerker mit einem Dämmerlichte erfüllte. Das Geräusch aber kam vom andern Ende des Gefängnisses und er sah jetzt deutlich, wie eine kleine Klappe in der

eisernen Thüre von Außen geöffnet hatte, und wie eine weibliche Hand ihm ein schwarzes Brod und einen irdenen Krug mit Wasser hereinreichte.

Er ging nach der Thür, um die frugale Kost, die man ihm bot, entgegen zu nehmen, wobei es ihm nicht entging, daß ein paar schwarze Augen ihn mitleidig anblickten.

(Fortsetzung folgt.)

Aechter Soldatenmuth.

Ueber die Sprengung des Pulver-Magazines in Delhi beim ersten Ausbruche der Meuterei gibt ein der Regierung erstatteter amtlicher Bericht des Lieutenants Forrest, welcher sich nebst dem Lieutenant Willoughby dabei betheiligte, einige nähere Auskunft. Die beiden Offiziere befanden sich am Morgen des Aufstandes mit Sir Charles Metcalfe in dem Arsenal, als sie von dem Verrathe der Sipahis Nachricht erhielten, und trafen sofort ihre Maßregeln, um einen Angriff auf das Arsenal zu verhindern. Sir Charles Metcalfe, der sich entfernt hatte, um zu erfahren, wie weit sich der Aufstand erstreckte, kehrte nicht wieder zurück. Lieutenant Forrest schloß und verrammelte die Thore und ließ Sechspfünder mit doppelter Ladung unter dem Unter-Kondukteur Crow und dem Sergeanten Stewart so aufstellen, daß sie den Eingang beherrschten. Noch zwei Sechspfünder wurden ähnlich innen vor dem Magazin-Thore, das durch eine Reihe spanischer Reiter geschützt war, aufgestellt. Ferner wurden 2 Sechspfünder so gestellt, daß sie gleichzeitig das Thor und die benachbarte kleine Bastion beherrschten, endlich andere Geschütze zu dem Zwecke, die Stellung noch zu verstärken. Diese Vorkehrungen waren kaum getroffen, als ein Haufe Meuterer erschien und von den Vertheidigern die Oeffnung der Thore verlangte. Als dieß verweigert wurde, schleppte man Sturmleitern, die der König von Delhi geliefert hatte, herbei, die Meuterer erstiegen die Umfangsmauern und drangen gegen das Arsenal vor. Nun eröffneten die Geschütze ihr Feuer und thaten mit großer Präzision ihre Wirkung in den Reihen der Feinde. Jedes Geschütz wurde viermal abgefeuert. Die Kondukteure Buckley und Scully zeichneten sich durch rasche Bedienung der Stücke aus, während die Meuterer, deren Haufe jetzt zu mehreren Hundert angeschwollen war, ein rasches Gewehrfeuer unterhielten. Lieutenant Willoughby hatte eine Zündlinie nach dem Pulver-Magazin hin gelegt, und der entscheidende Augenblick rückte bald heran. Da Lieutenant Forrest an der Hand verwundet war und einer der Kondukteure einen Schuß in den Arm erhalten hatte, so setzte Kondukteur Scully, als das Signal gegeben wurde, den Zündstoff mit größter Kaltblütigkeit in Brand. Die Wirkung war furchtbar; das Magazin flog mit einem schrecklichen Gekrach in die Luft, wobei die Mauer dicht an dem Boden scharf abgerissen wurde. Die Explosion tödtete mehr als tausend der Meuterer und machte es den Lieutenants Forrest und Willoughby und mehr als der Hälfte der den Platz vertheidigenden Europäer möglich, geschwärzt und verbrannt nach dem Lahore-Thore zu entkommen, von wo Lieutenant Forrest nach Mirut in Sicherheit gelangte. Lieutenant Willoughby war weniger glücklich; es heißt, daß er auf dem Wege nach Umballa getödtet worden ist.

Mannigfaltigkeiten.

General Havelock, der die Stadt Khanpur so tapfer wieder erobert hat — leider zu spät für die unglückliche Besatzung, was aber nicht seine Schuld — ist zu Sunderland am Wear, in der nordenglischen Grafschaft Durham, geboren, wo sein Vater ein wohlhabender Schiffsrheder und Kohlenhändler war. Liebe zum Militärdienst führte zwei Söhne dieses stillen Gewerbsmannes in die indobritische Armee. Beide zeichneten sich in dem Sindh-Feldzug unter Sir Charles Napier, dann in den Sikh-Kriegen aus, wo der eine Bruder, Oberst Havelock, einer der bravsten Kavallerie-Offiziere des Heers, in einer der blutigen Schlachten am Sedletsch an der Spitze seines Dragoner-Regiments fiel. Der jetzt vielgenannte General Havelock ist zugleich Generaladjutant der Bengal Presidency, und der Provinzialstolz des „Sunderland Herald“ sieht in ihm den künftigen Feldherrn des jetzigen indischen Kriegs. Vorläufig ist aber dazu, wie bekannt, Sir Colin Campbell bestimmt.

Der dießjährige statistische Kongreß in Wien war vertreten durch 487 Mitglieder, davon 427 Oesterreicher und unter diesen 370 Wiener. Unter den übrigen 60 Mitgliedern befanden sich 7 aus Belgien und den Niederlanden, 6 aus Preußen, 5 aus Sachsen, 5 aus Frankreich, 4 aus Bayern, 4 aus Hamburg, 4 aus Schweden und Norwegen, 3 aus Hannover, 3 aus Frankfurt, 3 aus England, 2 aus Mecklenburg-Schwerin, 2 aus der Schweiz, 2 aus Rußland und je 1 aus Baden, Württemberg, Anhalt, Nassau, Bremen, Dänemark, Toskana, Portugal, Spanien und der Türkei. Die Zahl der ausländischen Mitglieder war in Wien absolut die kleinste; sie hat nämlich in Brüssel unter 151 überhaupt 65, in Paris unter 322 sogar 106, aber in Wien unter

487 nur 60 betragen. Gar nicht vertreten waren in Wien außer Oldenburg, die hessischen Länder, Mecklenburg-Strelitz, Sardinien, Neapel, der Kirchenstaat, Griechenland, Preußen (insofern ein offizieller Vertreter desselben fehlte).

Als Dr. Alymer, seiner Zeit Bischof der englischen Hofkirche in London, einmal predigte, bemerkte er, daß der größte Theil der frommen Versammlung eingenickt war. Auf einmal begann er aus einer hebräischen Taschenbibel vorzulesen. Sogleich erwachten die Schläfer und wurde Alles aufmerksam. Da fing er an: „Was seyd Ihr doch für Leute! Ihr horcht sorgsam auf, wenn ich Euch etwas vorlese, wovon Ihr keine Sterbenssylbe versteht; aber Ihr schlaft, wenn ich in Eurer Muttersprache mit Euch von Dingen rede, auf denen Euer Seelenheil beruht.“ — Gibt es nicht auch außer der Kirche im Alltagsleben sehr viel solche Schläfer und sehr viel solche sorgsame Hörer wie bei Dr. Alymers Predigt?

[Ein junger Soldat alt im Dienste.] Vor Kurzem hielt sich in Memel zum Besuche seiner Eltern ein beurlaubter russischer Offiziere auf; derselbe ist Lieutenant in einem jetzt in Tula garnisonirenden Jägerregiment und hat, obgleich erst 24 Jahre alt und seit drei Jahren Soldat, dennoch bereits ein Dienstalter von 13 Jahren. Diese scheinbare Unmöglichkeit erklärt sich dadurch, daß dieser Offizier 11 Monate lang zur Besatzung von Sebastopol gehörte und jener Besatzung auf kaiserlichen Befehl ein jeder Monat der Belagerung als ein volles Dienstjahr angerechnet wird.

Der letzte Nachkomme des großen Racine lebt in einer kleinen Stadt Frankreichs mit einer Rente von nur 600 Franks. Er verschmäht jeden Beruf — aus Adelstolz. Sein Leben verbringt er in den Wäldern. Die Jagd ist seine Leidenschaft, seine Arbeit, fast sein Unterhalt. Er ist ein Mann von 40 Jahren, verheirathet und hat einen Sohn von 12 Jahren, der Stipendiat in einem französischen Lyzeum ist.

Dr. South, Kaplan Karls II., predigte eines Tages vor dem Hofe, der bekanntlich nicht aus dem sittlichen Theile der Nation bestand. Mitten in seiner Rede bemerkte er, daß seine Zuhörer schliefen. Auf einmal hielt er inne, veränderte den Ton und rief wiederholt den Grafen Lauderdale. Nachdem dieser aufgestanden war, sagte der Kaplan kalt: „Verzeihen Sie, Mylord, daß ich Sie in Ihrer Ruhe störe; es geschahe bloß, um Sie zu bitten, nicht so laut zu schnarchen, weil sonst der König leicht erwachen könnte.

[Gegen Entzündung bei verwundeten Pferden.] Die Dänen pflegen, wenn ein Pferd verwundet und eine starke Entzündung dazu geschlagen ist, sich folgenden Mittels zu bedienen, um die Hitze herauszuziehen. Sie nehmen Thon und weichen ihn wenigstens zwölf Stunden lang in starken Essig ein, dann legen sie ihn auf die Wunde, wonach sich der Geschwulst in kurzer Zeit völlig verliert und baldige Heilung erfolgt.

Die österreichische Militärmusik, unter der obersten Leitung eines Armeekapellmeisters (Leonhard), zählt jetzt 142 Kapellmeister mit 62 Infanterie-, 14 Gränzinfanterie-, 25 Jäger-, 8 Kürassier-, 8 Dragoner-, 13 Husaren- und 12 Uhlanenkapellen. Zusammen 5000 Mann, bei Weitem mehr, als die gesammte Armee einer ganzen Reihe souveräner Bundesstaaten.

Manchem schon ist ein größerer, Keinem aber ein schönerer Fackelzug gebracht worden, als dem Kaiser von Oesterreich in Erlau in Ungarn. Die 600 schönsten Mädchen und jungen Frauen der Stadt und Umgegend in ihrer prächtigen Nationaltracht trugen die Fackeln und hatten reichlich dafür gesorgt, daß sie im schönsten Licht erschienen; denn das Schloß und der Hof waren taghell erleuchtet.

Die österreichische Staatseisenbahngesellschaft wird in allen Stationen, wo nach einer Nachtfahrt am Morgen kurzer Aufenthalt genommen wird, die Einrichtung treffen, daß 2 für Herren und Damen abgesonderte, mit frischem Wasser und sonstigem Bedarfe zweckmäßig ausgestattete Lokalitäten zum Waschen des Gesichtes und der Hände vorbereitet sind.

[Der einzige Fehler.] Preuße: „Ich habe Alles, was einen Menschen glücklich machen kann, nicht Männiken? Was fehlt mich?“ Sachse: „Ach, mei' Kutester, da fehlt Sie bloß noch 'ne deitsche Grammatik!“

In der Brüt-Anstalt der Zentral-Baumschule in Algier ist es nach vielen vergeblichen Versuchen gelungen, Straußeneier auszubrüten.

Redakteur: Gustav Messert.
Druck u. Verlag der Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 220 Dienstag, 15. September 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

Es war die kaum dreizehnjährige Tochter des Gefangenwärters, aus tartarischem Stamme, welche ihm seine Nahrung brachte, und die bei seinem Anblicke wie bezaubert stand, und sich an den schönen Zügen des Jünglings, wie es schien, nicht satt sehen konnte.

Felix redete sie freundlich an und richtete die Frage an sie: ob sie ihm nicht sagen könne, wer ihn eigentlich habe gefangen nehmen und hier einsperren lassen?

„Suleiman Pascha," entgegnete sie leise.

„Aber warum läßt er mich in diesen abscheulichen Kerker werfen und behandelt mich nicht, wie ich es als Kriegsgefangener erwarten darf?" fuhr Felix fort.

„Du bist kein Kriegsgefangener, den Du trägst ja keine Uniform."

„Allerdings trage ich bürgerliche Kleider, aber nur, weil ich in der Schlacht an der Alma schwer verwundet wurde, und mich im Hause meines Vaters bis zu meiner Genesung verborgen hielt."

„Suleiman Pascha ist sehr zornig auf Dich, denn Du hast ihm seine Favoritin, die schöne Aminda geraubt und entführt."

„Aber Mädchen, wie kommst auch Du auf diese unsinnige Beschuldigung? Aminda ist die Wittwe eines französischen Offiziers und hat sich in das Haus meines Vaters freiwillig geflüchtet, um zudringlichen Nachstellungen, welchen sie in Balaklava ausgesetzt war, zu entgehen."

„Ach, schweige still! Dieß Mährchen wird Dir doch Niemand glauben," sprach das Mädchen mit ungläubigem Lächeln und kopfschüttelnd. „Ich habe Sklavinnen aus dem Harem Suleiman Pascha's gesprochen, welche die schöne Aminda gleich wieder erkannt hatten. Sie sagten mir, daß ihr Gebieter auch über sie ein ernstes Gericht halten würde."

„Aber das ist ja kaum möglich und wenn es wäre, so habe ich doch keine Ahnung davon gehabt."

„So muß sie Dich getäuscht haben und es ist ihr wohl leicht geworden, da Du sie liebst."

„Wer sagt Dir, daß ich sie liebe? Sie hat mich in meiner Krankheit gepflegt und ich bin ihr Dankbarkeit schuldig, aber Liebe habe ich nie für sie gefühlt."

„Andere werden Dir das nicht glauben; ich aber will es Dir glauben, wenn Du mir es zuschwörst bei Deinem Gott."

„Ich schwöre Dir es, bei meinem Gott und bei Allem, was mir heilig ist!"

„Genug!" entgegnete das Mädchen, tief aufathmend, als ob ihr eine schwere Last von ihrem Herzen genommen wäre. „Jetzt glaube ich Dir! Denn in Deinem Gesichte stehen Ehrlichkeit und Treue so deutlich geschrieben, daß Du unmöglich eine Liebe verleugnen und den Namen Deines Gottes dabei mißbrauchen kannst. Ich glaube Dir, aber ich beklage Dein Schicksal jetzt nur noch mehr."

„Was weißt Du von meinem Schicksale?"

Die Kleine schwieg und verhüllte ihr Antlitz mit beiden Händen.

„Sprich! Wenn Du mein Schicksal kennst, so theile mir es mit, daß ich mich vorbereite. Sie können mich ja doch nur tödten und ich habe dem Tode bereits in das Auge gesehen, ohne zu zittern."

„Ja, sie wollen Dich tödten!" rief das Mädchen in schmerzlicher Bewegung und brach dabei in lautes Schluchzen aus. „Ich habe meinen Vater belauscht, als er sich mit dem bösen Hassan besprach, der Dich und Aminda gefangen hat und hierher brachte. Sie meinten, daß Dein Kopf verloren wäre, und daß sie die Martern nicht mit Dir theilen möchten, zu welchen Dich der gestrenge Pascha verurtheilen würde, ehe er das Zeichen gäbe, zum letzten Gnadenstreiche. Ach, wenn ich Dich befreien könnte! Aber ich weiß nicht, wie ich es anfangen sollte, denn mir fehlen alle Mittel dazu."

Felix war tief erschüttert. Denn obgleich er im hohen Grade den Muth besaß, im offenen Kampfe dem Tode in das Auge zu schauen, so schauderte er doch unwillkürlich zusammen bei dem Gedanken, vielleicht unter langsamen Martern sein Leben, das er liebte, wie es die ehrgeizige Jugend immer liebt,

enden zu müssen. Er dankte deßhalb auch gerührt dem Mädchen für ihre Theilnahme, und die Hoffnung, eine Retterin in ihr zu finden, bemächtigte sich seiner plötzlich. Doch eben als er im Begriffe war, sich in eine weitere Unterredung mit ihr einzulassen, fuhr sie erschrocken zusammen: „Still! Mein Vater pfeift, weil ich so lange bleibe! Ich muß fort!" —

Kaum vermochte sie Felix noch zu fragen: „Und wie heißest Du, gutes Kind?" worauf sie flüchtig antwortete: „Marfa heiße ich," und dann schnell die Oeffnung in der Thür zuklappte, den Riegel vorschob und davon eilte.

In einer qualvollen Stimmung blieb der Gefangene allein. Durch die Mittheilungen der kleinen Tartarin hatte er die Gefahren, welche über seinem Haupte schwebten, für weit drohender erkannt, als er geglaubt hatte. War Aminda wirklich die Favoritin des Pascha's, woran er kaum noch zweifeln konnte, so lag allerdings ein Verdacht gegen ihn vor, den er durch einfache Gegenrede wohl schwerlich zu zerstreuen hoffen durfte. Deßhalb mußte er allerdings das Schlimmste erwarten, denn er wußte, daß gerade die Eifersucht den Türken zur größten Grausamkeit reizt. Dabei fühlte er sich auch körperlich so geschwächt und erschöpft, daß er fürchtete, auch in eine geistige Niedergeschlagenheit zu verfallen und vielleicht dem Pascha gegenüber muthlos zu erscheinen, da er doch entschlossen war, ihm fest und stolz gegenüber zu treten.

Als sich Suleiman Pascha am Morgen jenes Tages von seinem Polsterlager erhoben hatte, war seine erste Frage, die er an seinen ersten Leibdiener richtete, der ihm beim Ankleiden behülflich war: ob es dem schwarzen Sklaven Hassan gelungen sey, sich Aminda's wieder zu bemächtigen und sie nach Eupatoria zu führen?

„Dein Wille Herr, ist erfüllt!" erhielt er zur Antwort. „Hassan harret Dein im Vorzimmer, und Aminda die reizendste Blume Circassiens, weilt wieder unter Deinem Dache. Ihr schändlicher Entführer aber liegt im Kerker, Deines Spruches harrend."

Ein freudiges Lächeln zuckte um die Lippen des Pascha's, welches aber sogleich wieder verdrängt wurde, durch einen finstern Ausdruck der Rache, während ein unheimlicher Blitz aus seinen Augen Eifersucht und Haß verrieth. „Aminda soll ruhen, bis ich sie rufen lasse; Hassan mag eintreten, sprach er dann.

Der Leibdiener öffnete die Thür und wollte eben den Schwarzen eintreten lassen, als mit feierlichen Schritten ein Derwisch hereinschritt, mit über der Brust gekreuzten Armen und mit hohler Stimme dem Pascha zurief: „Allah segne Dich, mein Sohn!" worauf Jener erwiderte: „Allah ist groß! Allah sey gelobt!"

Nachdem der Derwisch seinen Gruß ausgesprochen hatte, setzte er sich in einen Winkel des Zimmers, auf den platten Boden nieder, die Beine gekreuzt zusammenschlagend, und schien in sehr ernste Gedanken zu versinken, ohne sich weiter um irgend Jemand zu kümmern. Er war ein alter Mann und nannte sich Melak und sein langer schneeweißer Bart gab ihm ein ehrwürdiges Aussehen. Auch war er in seinem Aeußeren weniger schmutzig, als es seine Genossen in der Regel sind. Er trug graue Unterkleider, einen weißen Mantel, eine spitze, graue Mütze von Ziegenfell, welche unten von einem Stück grünen Wollenzeugs turbanartig umschlungen war. In seinem gleichfalls wollenen, grünen Gürtel steckte ein Dolch, dessen Griff mit kleinen Glocken versehen war. Um seinen Hals hing an einer schwarzen Schnur ein Talisman, welcher aus einem Steine vom Grabe des Propheten in Mekka bestand, und von seinem Gürtel hing an seiner linken Lende ein Bockshorn herab, mit einem Mundstücke, welchem er zu gewissen Tageszeiten keineswegs harmonische Töne entlockte. In seiner Hand trug er einen starken Stock, welcher oben mit einem eisernen Halbzirkel versehen war und der seinem Haupte zur Stütze diente, so lange er in der entsprechenden Stellung gehalten wurde. Sobald er jedoch die Augen schloß und sich dieser Stütze ganz hingeben wollte, begann der Stock zu wanken und hinderte den Märtyrer am Einschlafen. Deßhalb deutet auch ein solcher Stock in der Hand des Derwisches schon an, daß der heilige Mann sich selbst verdammt hat, den Schlaf zu entbehren. Melak gehörte zu jenen orientalischen Geistlichen, welche sich Wanderderwische nennen, weil sie rastlos umherziehen, von Almosen leben, Selbstverleugnung im höchsten Grade üben, sich den Pflichten der Wohlthätigkeit und Aufopferung unterziehen, Kranke heilen und prophetische Aussprüche thun. Daß es viele schlaue Betrüger unter ihnen gibt, bedarf wohl kaum der Bemerkung. Melak hatte sich der Expedition angeschlossen und war seit der Landung der türkischen Armee in der Krim, immerwährend in der Nähe des Pascha's geblieben, der den aufgedrungenen Gesellschafter dulden mußte, weil eine Zurückweisung des heiligen Mannes, als eine schwere Beleidigung gegolten hätte, welche die ganze Armee mit Unwillen erfüllt haben würde. Uebrigens schenkte ihm Suleiman Pascha doch auch eine gewisse, gläubige Verehrung, erbat sich seinen Rath und vertraute seinem Urtheile.

Nachdem der Derwisch Platz genommen am Boden, wurde Hassan eingelassen, der sich seinem Gebieter demüthig zu Füßen warf und dann auf dessen Geheiß eine genaue Erzählung begann, wie er sich, mit Hülfe der Tartaren, Aminda's und des

jungen Russen bemächtigt und wie es ihm gelungen sey, Beide ohne Hinderniß nach Eupatoria zu bringen. Suleiman hatte ihm mit lebhaftem Interesse, zugehört, doch als ob er noch Zweifel in die Worte des Sklaven gesetzt hätte, wendete er sich nach dem Derwische um und fragte: „Was sagst Du dazu, Melak.“

Dieser aber hockte wie ein steinernes Bild am Boden, kein Zug seines Gesichtes verrieth Leben und seine grauen Augen starrten unverwandt auf seine Fußspitzen. Er gab keine Antwort und der Pascha wiederholte seine Frage auch nicht; denn er wußte, daß es vergeblich seyn würde, da der heilige Mann in so tiefe Gedanken versunken war, daß ihn selbst eine Todesdrohung nicht darin gestört haben würde. Er warf deßhalb dem Schwarzen eine volle Geldbörse zu, und entließ ihn mit dem Bedeuten, daß er ihm die Strafe für sein langes Herumschweifen schenke und ihn wieder aufnehme in seine Dienste. Denn Hassan war zwar auch noch vor der Schlacht an der Alma von den herumstreifenden Kosacken gefangen genommen worden, wie seine übrigen Kameraden, aber es war ihm allein gelungen, wieder zu entwischen, ehe sie ihn in Sicherheit bringen konnten. Lange Zeit hatte er sich nun im englischen und französischen Lager herumgetrieben, hatte Dienst genommen bei Offizieren, war aber wegen Diebereien überall fortgejagt worden, so daß er sich schon auf dem Wege befand, zu den Russen überzulaufen und ihnen seine Dienste als Spion anzubieten, als er in der Nähe des abgebrannten Dorfes Burliul bei dem einsamen Landhause des Obristen Alberti vorüberkam und Aminda und Felix erblickte, welche sich eben auf einem Spaziergange im Walde befanden. Jetzt änderte er seinen Plan plötzlich und ging dreist nach Eupatoria zu seinem Gebieter zurück, der ihn erst, ohne ihn zu hören, erdrosseln lassen wollte. Doch als er vernahm, daß er Aminda's Aufenthalt entdeckt habe, ließ er ihn vor sich. Er verwirrte sich jedoch in seinen Aussagen, über die Art und Weise, wie Aminda an jenem Morgen nach der Landung beim Abbrechen des Zeltes spurlos verschwunden sey und wie er dann selbst mit dem Haremsbeamten Ismael, den Frauen und den übrigen Sklaven in die Hände der Kosacken gefallen sey, daß ihm sein Gebieter keinen Glauben schenken wollte. Da er jedoch fortwährend behauptete, Aminda gesehen zu haben und sich erbot, sie wieder herbeizuführen, ließ sich der Pascha endlich bewegen, ihn damit zu beauftragen, gab ihm aber eine Anzahl Tartaren mit, deren Treue er vertrauen konnte, und die ihn streng bewachen und jedenfalls wieder zurückbringen sollten. Im Falle des Gelingens war ihm Befreiung von aller Strafe und eine Belohnung zugesagt, im Falle des Mißlingens aber durfte er sich einer harten Ahndung gewärtig halten.

Der Saal, in welchem sich der Pascha befand, bot wenig Bemerkenswerthes dar. Es war ein großes, alterthümliches Gemach, mit geschmacklos gemalten Wänden, an welchen sich mehrere Polstersitze befanden mit persischen Seidenstoffen überzogen. In einer Ecke des Saales befand sich ein Kamin von englischer Arbeit, in welchem ein starkes Feuer brannte. Auf einem Bord stand eine vergoldete Tafeluhr, und einige Porzellain-Vasen mit künstlichen Blumen. Dieß war so ziemlich die ganze Ausstattung des Salons, welche im Vergleich mit der orientalischen Pracht, wie sie z. B. in Konstanstantinopel herrscht, dürftig erschien.

Auch schien er sich durchaus nicht behaglich zu fühlen und trotzdem, daß sein Wunsch erfüllt worden war, seine Aminda wieder zu besitzen, umzogen doch finstere Falten seine Stirn und er blies die Rauchwolken aus seiner kostbaren Tabackspfeife höchst mißmuthig von sich. Er mochte ungefähr 40 Jahre zählen, war von mittlerer Statur und ein wenig korpulent. Seine Haut war gebräunt, seine Züge hatten den orientalischen Schnitt, sein dunkelbrauner Bart war wohlgepflegt, fein und seidenweich, und sein Auge hatte jenen wohllüstigen Ausdruck, welcher zugleich eine kalte Grausamkeit verräth. Sein geschorenes Haupt bedeckte der rothe Fez mit langer, blauer Quaste, übrigens trug er weißseidene, mit Watte gefütterte Beinkleider, lackirte Halbstiefel und einen blauen Sammetkaftan mit Silbbeebesatz; denn wenn er sich zu Hause befand, folgte er ganz seiner Bequemlichkeit, und die weniger bequeme Uniform legte er nur an, wenn es sein militärischer Dienst erforderte. Er war weder ein kriegerisches Genie, noch ein zuverlässiger Anführer, und sein Phlegma ließ selten einen kühnen Entschluß oder persönliche Tapferkeit bei ihm aufkommen. Die Regierung war sehr unzufrieden mit der Führung seines Amtes, welches sie in seine Hand gelegt hatte, und er wußte, daß eine schwere Wetterwolke über seinem Haupte schwebte. Obgleich Omer-Pascha, der Oberfeldherr der gesammten orientalischen Armee, sich schon seit mehreren Tagen in Eupatoria befand, hatte er ihn doch nicht vor sich gelassen und ihm durch seinen Adjutanten bedeutet, daß er ihn nicht eher sehen wolle, als bis er sich über sein bisheriges Verfahren gerechtfertigt habe. Vergebens aber hatte er bis jetzt sein Hirn zermartert, Rechtfertigungsgründe aufzufinden, für ein Verfahren, welches in der That nicht zu entschuldigen war und selbst sein vertrauter Rathgeber, der Derwisch Melak, schien dießmal um einen guten Rath verlegen zu seyn. Die türkischen Truppen hatten in dem Treffen bei Balallawa offenbare Feigheit gezeigt, wodurch die Engländer gezwungen worden waren, dem Feinde ihre Schanzen zu überlassen; der türkische Anführer aber hatte sich während des

ganzen Gefechtes nicht auf dem Kampfplatze blicken lassen und erfuhr die schmachvolle Flucht seiner Truppen erst, nachdem die englische Kavallerie glorreich gesiegt und er sich von seinen Polstern erhob, wo er sich unbekümmert um seine Armee einer trägen Ruhe überlassen hatte. So hatte er allerdings wohl Ursache, mit trüben Blicken in die Zukunft zu schauen, und es war nicht zu verwundern, wenn sich seiner einer gewisse Mißstimmung bemächtigt hatte.

Mehrere Stunden später erst befahl der Pascha Aminda vor ihn zu führen. Sie hatte einer kurzen Ruhe genossen und sich von ihrer Erschöpfung wieder erholt; ja, sie hatte auch sogar Zeit gefunden, zu einer ausgesuchten Toilette, indem sie ihr Nationalkostüm wieder angelegt hatte, in welchem sie wahrlich nicht weniger reizend erschien, als in der europäischen Kleidung, die sie bisher getragen hatte. Ihr schwarzes, großes sprechendes Auge, ihre feinen, langgezogenen Augenbrauen, ihr ovales Gesicht, welches durch die anmuthigsten Züge belebt wurde, ihr üppiger Wuchs, ihre blendend weiße Haut und ihr rabenschwarzes, in langen, vollen Locken in ihren Nacken herabfallendes Haar, dieß Alles bildete ein so bezauberndes Ganzes, welches den orientalischen Schönheitsbegriffen entsprach.

Aminda aber war sich ihrer Schönheit bewußt, dißhalb trat sie auch mit einer gewissen Zuversicht vor ihren Gebieter hin und sie täuschte sich auch in ihrer Voraussetzung nicht, daß schon ihr Erscheinen seinen Zorn beschwichtigen, und einen günstigen Eindruck in ihm hervorrufen werde. Die finstern Falten, welche sich auf seine Stirn gelagert hatten, schwanden bei ihrem Anblicke und die Freude sie wieder zu sehen, leuchtete aus seinen Augen.

Mit über der Brust gekreuzten Armen verneigte sie sich vor ihm, in ehrerbietiger Weise, wie es ihr zukam, da sie nicht seine ihm angetraute Gattin, sondern nur seine Favoritin war, die er um hohen Preis von einem tscherkessischen Sklavenhändler gekauft hatte. Dann rief sie in einem Tone, welcher eine freudige Rührung recht täuschend erkünstelte: „Gelobt sey der große Prophet, daß er mich Dein Antlitz wieder schauen läßt, Du Licht meines Lebens! Ach, es war dunkel vor meinen Augen und die Nacht umschleierte mein Haupt, während der langen Zeit, die ich fern von Dir zubrachte. Erst jetzt wird es wieder Tag rings umher, und alle meine Gedanken vereinigen sich jetzt zu der einzigen Bitte: laß mir nun auch wieder leuchten die Sonne Deiner Gunst, und verzeihe mir, denn ich bin unschuldig.“ Bei den letzten Worten beugte sie ihre Knie vor ihm und schien sich zu seinen Füßen werfen zu wollen, doch ihre Rede hatte seinen Zorn bereits fast gänzlich entwaffnet, und er zog sie neben sich auf den Divan nieder und forderte sie auf, ihm alle ihre Erlebnisse seit ihrer Entfernung mitzutheilen.

Sie war bereits darauf vorbereitet und hatte eine Geschichte ersonnen, welche eben, weil sie sehr einfach lautete, um so glaubwürdiger erscheinen mußte. Ohne sich zu widersprechen, oder auch nur zu stocken, erzählte sie in ganz natürlicher Weise, sie sey an jenem Morgen, nachdem ihr Gebieter das Lager abgebrochen und sie zurücklassend, mit dem Heere weiter gezogen sey, gerade, als sie im Begriffe gewesen ihre Sänfte zu besteigen, von herumstreifenden Kosacken überfallen und fortgeschleppt worden, ehe ihr noch ihre Leute, welche sich im Zelte befunden, zu Hülfe hätten kommen können. Zugleich aber hätte man sich auch der Maulthiere, welche mit ihren Koffern beladen gewesen, bemächtigt, und sie durch wüste Steppen meilenweit fortgeschleppt, bis an die Alma, wo sie von einer russischen Streifpatrouille, unter Kommando eines sehr jungen Offiziers, in der Nähe des Dorfes Burliuk, angehalten worden wären, der ihnen auch ohne Weiteres ihren ganzen Raub abgenommen. Der junge Mann habe sie sehr artig behandelt und sie nach dem nahegelegenen Hause seines Vaters, eines russischen Obristen außer Dienst gebracht, Namens Alberti, der ihr auch rücksichtsvoll begegnet, ihr aber angekündigt, daß sie sich als Gefangene zu betrachten habe. Felix, der Sohn des Obristen, habe sich hierauf wieder zu seinem Regimente begeben und die Schlacht an der Alma mitgeschlagen, von wo ihn sein Vater, durch einen Schuß in die Brust schwer verwundet, nach Hause gebracht. Man habe sie sehr scharf bewacht, so daß ihr eine Flucht aus dem Hause unmöglich geworden, wenn sie auch eine solche hätte wagen wollen, auf die Gefahr hin, den herumstreifenden Kosacken wieder in die Hände zu fallen, oder in den wüsten Steppen, wo sie weder Weg noch Steg zu finden wußte, umzukommen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Bacherl soll nicht Bacherl gewesen seyn, d. h. der ächte Bacherl soll ganz ruhig in Pfaffenhofen geblieben seyn und einem Spekulanten für hübsches Geld und gute Worte die Erlaubniß gegeben haben, als Bacherl in Deutschland umherzureisen und die Welt am Narrenseil zu führen. Der „Dorfbarbier“ ist's, der uns das glaublich und anschaulich machen will; er will Bacherl in Pfaffenhofen mit eigenen Ohren gehört und mit eigenen Augen gesehen haben, zu derselben Zeit, da Pseudo-Bacherl in Berlin deklamirte. Wenn nur der Barbier nicht über den Löffel barbiert!

Redakteur: Gustav Reffert.

Druck u. Verlag der Mailand'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 221 Mittwoch, 16. September 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

In der Hoffnung etwas mehr Freiheit dadurch zu erlangen, habe sie sich entschlossen, ihren Beistand bei der Verpflegung des Verwundeten anzubieten, den man auch angenommen, ohne jedoch deßhalb jeden ihrer Schritte weniger zu überwachen. Der junge Mann sey nur langsam genesen, und habe ihr endlich seine Liebe gestanden, die sie aber mit der größten Entschiedenheit von sich gewiesen. Am letzten Tage seines Aufenthaltes im väterlichen Hause aber, habe er sie aufgefordert, einen Spaziergang mit ihm im nahen Walde zu machen, und sie sey ihm auch gefolgt, in der Hoffnung, eine Gelegenheit zur Flucht zu finden. Er habe ihr aber mitgetheilt, daß er am nächsten Tage zu seinem Regimente nach Sebastopol zurückkehren müsse, und daß er sie mit sich nehmen werde, da er nicht ohne sie leben könne. Sie habe sich natürlich ernstlich geweigert, ihm zu folgen, und eben als sie mit ihm in einen heftigen Wortwechsel deßhalb gerathen, wäre Hassan mit seinen Tartaren aus dem Gebüsche hervorgesprungen und hätte sich ihrer bemächtigt.

Dieß war ungefähr der einfache Inhalt ihrer Erzählung, und der Pascha schöpfte, wie von einer großen Last befreit, freier Athem, denn er hatte weit Schlimmeres hören zu müssen erwartet. Er setzte auch eigentlich keinen Zweifel in ihre Worte, um aber sein Urtheil über ihre Mittheilung noch mehr zu befestigen, wendete er sich zu dem Derwische und fragte ihn: „Was meinst Du, Melak; hat sie mir die Wahrheit berichtet?"

Der Befragte, welcher mit der schönen Aminda schon verstohlene Blicke gewechselt, erhob sich vom Boden und näher zu Beiden hintretend, rief er: „Blicke ihr in's Auge! Es leuchtet so hell und rein, wie die Sonne vom blauen Himmel, und auch jedes ihrer Worte klang so rein wie Gold! Du darfst ihr vertrauen, ihre Rückkehr wird Dir Heil bringen."

Mit diesen Worten verließ er den Salon, um die fernere Unterredung der beiden Wiedervereinigten nicht zu stören. Die trübe Wolke war jedoch noch nicht ganz von der Stirn des Pascha's geschwunden, und obgleich sie mit ihren schmeichelndsten Tönen zu ihm sprach, und sich erbot, ihre Laute holen zu lassen, um ihn durch Gesang und Spiel zu erheitern, wie sie es sonst gethan, blieb er doch wortkarg und verstimmt. Der Ausspruch des Derwisches über ihre Rechtfertigung hatte ihn zwar bestimmt, ihren Worten vollkommenen Glauben zu schenken; aber er war schlau genug, ihr dieß zu verhehlen, denn er wünschte, daß sie sich seine gänzliche Verzeihung erst durch einen wichtigen Dienst verdienen möchte, den sie ihm erzeigen sollte. Deßhalb sprach er erst nach langem Schweigen zu ihr: „Der Derwisch behauptet, daß ich Dir vertrauen darf und ich will es thun, obgleich ich noch über Manches Aufklärung von Dir verlangen könnte, was mir dunkel scheint. Doch ich will nicht weiter strenge forschen, wenn Du mir einen Dienst leisten willst, der mich ganz von Deiner Liebe überzeugen soll. Ich befinde mich eben in einer gefahrvollen Lage, denn eine unglückliche Niederlage, welche ein Theil meiner Truppen vor Monaten erlitten, hat einen finstern Schatten auf mein Haupt geworfen und die Sonne der Gunst meines Herrn und Sultans weit von mir verscheucht. Alle Dienste, die ich meinem Vaterlande vor und nach diesem Unfalle geleistet habe, scheinen vergessen zu seyn und man will nur das kleinmüthige Benehmen eines Haufens ungeübter Rekruten, welches ich nicht selbst verschuldete, da ich leider fern war, an mir ahnden. Der Serdar Omer Pascha, jener Renegat, der mir überhaupt nicht günstig gestimmt ist, wird über mich Gericht halten und verlangt, daß ich mich vertheidigen soll gegen mehrere Anschuldigungen. Ich habe aber keine Freunde in seinem Kriegsrathe und werde seyn wie ein Rohr ohne Stütze, das der Sturm knickt. Nun glaube ich aber, daß es in deiner Hand liegt, die Wolken zu zertheilen, die mein Haupt umlagert —"

„In meiner Hand?" unterbrach ihn Aminda erstaunt. „Wie darf ich mich in solche Dinge

mischen und wie sollte es mir gelingen, den mächtigen und gestrengen Omer Pascha günstig für Dich zu stimmen, so wehe mir es auch thut, bei unserm Wiedersehen zu bemerken, daß Dein Auge mit Nacht umschattet ist, und der Geist des Unheils Deinen Fersen folgt."

„Laß mich ausreden," fuhr er fort, „und Du wirst mich leicht verstehen. Selinda, die liebste Tochter Omer Pascha's, an der seine ganze Seele hängt, hat Dir schon früher ihre Freundschaft geschenkt. Sie ist hier, denn sie wollte nicht von ihrem Vater weichen und begleitete ihn selbst bis auf den Kampfplatz. Du wirst Dich zu ihr begeben und sie wird Dich sicher freundlich empfangen, denn sie hat mit großer Betrübniß von Deinem Verschwinden gehört. Suche sie zu meinen Gunsten zu stimmen und sie zu bewegen, daß sie aus Freundschaft zu Dir meine Freisprechung verlangt von ihrem Vater, als einen Beweis seiner Liebe. Ich glaube kaum, daß er es ihr verweigern wird, denn er hat diesem Lieblingskinde noch niemals eine Bitte abgeschlagen, die zu erfüllen in seiner Macht stand."

Aminda vermochte kaum ein Gefühl der Geringschätzung gegen ihren Gebieter zu unterdrücken, der sich einer Frauenintrigue bedienen wollte, um sich einer schweren Ahndung zu entziehen, die er für grobe Vernachlässigung seiner militärischen Pflichten wohl verdient haben mochte. Doch sie ließ auch nicht die geringste Aeußerung der widerwärtigen Empfindung, die sich ihrer bei seinem Ansinnen bemächtigt hatte, laut werden; sondern mit Aufbietung ihrer nicht gewöhnlichen Verstellungskunst äußerte sie sogar große Freude ihm einen Dienst leisten zu können, für dessen Gelingen sie die lebhafteste Hoffnung zu hegen vorgab. In der That aber war sie auch wirklich hocherfreut über die Nachricht, daß Selinda sich in ihrer Nähe befand, von deren Freundschaft sie große Erwartungen für ihre eigenen Pläne hegte.

Ihre Bereitwilligkeit aber schien eine schwere Last von der Brust des bedrängten Pascha's zu wälzen und mit weit freundlicherem Tone sprach er zu ihr: „So kehre nach dem Harem zurück und laß Dich köstlich schmücken zu Deinem Besuche bei der Tochter des Serdars. Ich werde sogleich Befehl geben, daß man Dir dieselbe Stellung in meinem Palaste einräumt, welche Du früher genossen, und daß Dir Jedermann dieselbe Aufmerksamkeit und Achtung schenken soll, als wärst Du niemals von meiner Seite gewichen. Gelingt es Dir aber, Deinen Zweck zu erreichen, dann soll Alles vergessen seyn und mit vollen Händen will ich meine Gunst über Dich ausschütten. Außer den kostbarsten Geschenken will ich Dich mit einer Macht bekleiden, welche Dich zur unumschränkten Herrscherin meines Harems erheben soll. „Dein schändlicher Entführer aber —" fuhr er fort, sie scharf beobachtend — „soll sein Bubenstück schrecklich büßen. Deine Aussage genügt mir, um seine Schuld zu bestätigen, und es bedarf daher nicht einmal eines Verhörs. —"

„Nein, nein!" unterbrach sie ihn rasch. „Vergönne ihm kein Verhör; denn er würde doch nur seine Schuld leugnen und durch Unwahrheit sich zu reinigen suchen."

„Er mag vorläufig in seinem Kerker bleiben;" versetzte der Pascha; „und wenn ich erst meiner größten und schwersten Sorgen entlastet bin, werde ich für ihn auf Martern sinnen, die uns Beide an ihm rächen sollen!"

„Rache!" rief Aminda, und die Züge ihres schönen Gesichtes nahmen einen wahrhaft dämonischen Ausdruck an. „Ja, laß Deiner Rache freien Lauf! Er hat es verdient, der Elende, der mir so lange meine Freiheit raubte."

Hätte der Pascha noch irgend einen Verdacht gehegt, daß zwischen Aminda und Felix ein Liebesverhältniß bestehe, so würden diese Worte allein ihn sicher augenblicklich zerstreut haben, und er entließ sie um so freundlicher und wohlwollender.

Kaum aber befand sie sich wieder allein, so drückte sie beide Hände gegen ihr ungestüm klopfendes Herz und flüsterte leise vor sich hin: „Felix! Dein Leben liegt jetzt in meinen Händen. Ich will, ich kann Dich retten — wirst Du mir nicht ein wenig Liebe schenken, wenn ich Dich befreie von den schrecklichsten Todesmartern?" Damit war sie fest entschlossen, noch einen Versuch zu wagen, sein Herz zu bestürmen. Sie wollte ihm die Freiheit bieten, unter der Bedingung, daß sie mit ihm in das russische Lager fliehen wolle, und daß er ihr heilig versprechen sollte, sie stets in seiner Nähe zu dulden und ihre Liebe nicht zurückzuweisen. Nach europäischen Begriffen wird man freilich ein solches gewaltsames Aufdringen aller weiblichen Würde, allen Gesetzen der höhern Gesittung zuwider finden; doch die Circassierin, gewohnt, ihre wilden Leidenschaften unbeschränkt walten zu lassen, erzogen zum Sklavendienste, unter einem Volke, welches die Vielweiberei zum Gesetze erhoben, kannte jenes Zartgefühl nicht, welches christlichen Frauen Zurückhaltung auferlegt in der Kundgebung ihrer Liebe. Sie hatte Felix ohne große Ueberwindung, und ohne nur daran zu denken, daß sie ihre weibliche Ehre dadurch verletzte, das Geständniß ihrer Liebe zuerst abgelegt und ihn aufgefordert, ihre Gefühle zu erwidern. Sie war entschlossen, ungeachtet sich schon Haß und Rachsucht gegen ihn, wegen seiner Zurückweisung in ihrer Brust erhoben hatten, noch einen letzten Versuch zu wagen, ihn für sich zu gewinnen und ihm die Wahl zu lassen zwischen einer Erwi-

derung ihrer Leidenschaft und dem Tode. Daß sie die Mittel erlangen würde, ihn zu befreien und mit ihm zu fliehen, daran zweifelte sie nicht, denn das stolze Selbstgefühl schwellte ihren Busen, daß sie wieder Herrin im Palaste des Pascha's sey. Auch besaß sie an dem Derwische einen getreuen Verbündeten, denn gerade durch ihren Einfluß war er bei dem Pascha und dessen ganzen Haushalte zu seinem gegenwärtigen Ansehen gelangt, während Suleimans wirkliche Frauen und Zemira, die zweite Favoritin, ihn stets mit scheelen, gehässigen Blicken ansahen, und ihn gern wieder aus der mächtigen Stellung verdrängt hätten, welche ihr Gebieter ihm eingeräumt hatte, denn er veranlaßte diesen, sie Alle mit Geringschätzung zu behandeln und nur Aminda stets als die schönste Blume der Frauen zu preisen. Deßhalb hatte ihre Rückkehr große Bestürzung im Harem erregt und man tröstete sich nur noch mit der Hoffnung, daß es ihr nicht gelingen möchte, sich gegen ihren Herren zu rechtfertigen, und daß dieser vielleicht sie schuldig befinden und verstoßen würde. Hierin aber sahen sie sich getäuscht; denn kaum war sie nach ihrer ersten Unterredung mit ihm wieder in ihre Zimmer zurückgekehrt, als auch die Haremsbeamten schon Befehl erhielten, ihr mit aller Auszeichnung zu begegnen, denn die bei ihrem Eintreffen gegen sie verfügte Haft sey aufgehoben und sie stehe wieder in der vollkommensten Gunst ihres Herrn. Mit der kriechendsten Unterwürfigkeit nahete sich ihr jetzt die Dienerschaft wieder und Alles beeiferte sich, das Wohlwollen der mächtigen Favoritin wieder zu erlangen, die auch sogleich ihre stolze Herrschermiene wieder annahm, vor welcher ihre Untergebene zu zittern gewöhnt waren.

Sie ließ sogleich bei Selinda ihren Besuch anmelden, welche ihr auch antworten ließ, daß sie denselben gern empfangen werde, aber erst am Nachmittage, da sie eben im Begriffe sey, ihren Vater in das Lager zu begleiten. Aminda hatte deßhalb noch mehrere Stunden Zeit und beschloß ohne Säumen sich eine Unterredung mit Felix zu verschaffen. Da sie dazu aber den Beistand des Derwisches bedurfte, so ließ sie diesen zu sich rufen, der auch nicht säumte, sich bei ihr einzufinden, denn ihm allein war es erlaubt, als Priester und geistlicher Rath die Gemächer der Frauen zu betreten. Sie empfing ihn sehr freundlich, dankte ihm für seinen Beistand und fügte ihren Worten ein ansehnliches Geschenk bei, welches der heilige Mann auch nicht verschmähete. „Du wirst mir einen Dienst erweisen, Malek,“ sprach sie dann in vertraulichem Tone zu ihm. „Ich möchte mit dem Gefangenen reden, welcher mit mir zugleich hierher gebracht worden ist.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Ellafort oder der Vaterfluch.

(Fränkische Sage.)

Dort in dem Steigerwalde schau'n
In's Thal Ruinen nieder;
Nachts hört man oft mit bangem Grau'n
Der Geister Klagelieder:
Da jammert's in der Mitternacht,
Und Geister sieht man schweben.
Habt auf die grauen Sagen Acht,
Mein Lied soll sie euch geben.

„O komm herauf, du süße Maid,
Aus deinem Auenthale;
Genieß der Liebe Seligkeit
Beim Fest im Rittersaale.
Die Harfe nimm, o Troubadour,
Greif in die goldnen Saiten,
Und sing' dem Fräulein auf der Flur
Des Zabelsteiners Leiden.“

Es wehen in den Auengrund
Des Sängers Harfentöne;
Es eilt zur Burg zum Liebesbund
Des Thales schmucke Schöne.
Und Ritter Rudolph fliegt schon
Der Lieblichen entgegen;
Doch diese spricht in bangem Ton
Mit schmerzlichem Bewegen:

„Ach, nimmer werd' ich, Rudolph, Dein,
Da Dir mein Vater grollet,
Seit im Turnier dort an dem Rhein
Den Preis man Dir gezollet.
Seit Du ihm nahmst den Ehrendank,
Der ihm schon war bestimmet,
Dünkt er sich tief verletzt, und krank
Er glühend Dir ergrimmet.

Von seinem Schmerz verwirrt und wild,
Ganz in den Gram verloren,
Da trat er hin vor's Kreuzesbild,
Und hat den Schwur geschworen:
„Es soll nie mit dem Stamm der Spies
Sich Zabelstein verbinden;
Mein Stamm soll's End', wie ich verhieß,
In einer Zelle finden.

Für's Kloster sey fortan bestimmt
Der letzte Sproß der Spiese!“
So schwur er, inniglich ergrimmt,
Ob er sich söhnen ließe?“
So klaget Ella ihre Pein
Dem Zabelsteiner Ritter;
Doch dieser ruft: „Doch bist Du mein!“
Und lacht des Schwurs so bitter.

Und lustig dreht er sich im Tanz,
Hält Ella fest umschlungen;
Und feierlich beim Festesglanz
Die Cymbeln sind erklungen.
Er leeret den Pokal mit Wein,
„Du meines Lebens Sonne!
O Ella, ewig bist Du mein!“
Ruft, trunken er vor Wonne.

Und Ella steigt hinab ins Thal,
Ihr ist so weh und bange;
Das Sterbeglöcklein auf einmal
Hört sie mit dumpfem Klange.
„Bist, Vater, zu der Sternenflur
So schnell schon heimgegangen?
Und hast gelöset nicht den Schwur,
Versöhnt mich nicht umfangen."

Und Ella kommt zum Schloß im Thal,
Sie schaut des Vaters Leiche;
Ihr ist, als ob im Zornesstrahl
Er noch zum Kreuzbild zeige,
Zum Kreuzbild, wo den grausen Schwur
Er feierlich geschworen,
Daß sie bestimmt für's Kloster nur,
Schallt noch ihr in den Ohren.

Am Sarg des Vaters Ella kniet,
Die Brust von Schmerz durchdrungen;
Bald auf sie von der Leiche sieht,
Sie hat sich aufgerungen.
Doch nach der starren Leiche lenkt
Sie ihre Blicke wieder,
Und ruft, das Aug' zur Erd' gesenkt,
Es klingeln ihr die Lieder.

„Bist, Vater, zu der Sternenflur
So schnell schon heimgegangen;
Und hast gelöset nicht den Schwur,
Versöhnt mich nicht umfangen.
Doch lassen, Vater, kann ich nicht
Vom Zabelsteiner Helden;
Mag, bis mir's Herz im Tode bricht,
Dein Schatten mich auch schelten."

Und Rudolph muß zum fernen Rhein,
Zu neuem Schlachtentanze;
Er schwingt die Lanze blank und fein,
Geschmückt mit Ellas Kranze.
Beim Scheiden schwören sie sich Treu'
In ew'gem Liebesbunde;
Doch Ella wird's so bang auf's Neu',
Als schlägt die Abschiedsstunde.

Und Rudolph nach dem Rheine zog,
Und Ella's Brust wird düster;
Ihr ist's im Ohre immer noch
Wie zürnendes Geflüster.
Der Vater seit im Leichentuch,
Ist ihr entfloh'n der Frieden,
Wen jemals traf der Vaterfluch,
Dem ist kein Glück beschieden.

Im Geist erscheint ihr noch einmal
Des Vaters starre Leiche.
Ihr ist, als ob im Zornesstrahl
Sie noch zum Kreuzbild zeige,
Zum Kreuzbild, wo den grausen Schwur
Er feierlich geschworen,
Daß sie bestimmt zum Kloster nur,
Schallt noch ihr in den Ohren.

„Bist, Vater, zu der Sternenflur
So schnell schon heimgegangen;
Und hast gelöset nicht den Schwur,
Versöhnt mich nicht umfangen.
Doch lassen, Vater, kann ich nicht
Vom Zabelsteiner Helden;
Mag' bis mir's Herz im Tode bricht,
Dein Schatten mich auch schelten."

Und schauerlicher wird die Nacht,
Die wilden Wetter brausen;
Und Ella fühlt der Rache Macht,
In ihrer Brust herrscht Grausen.
Und aus dem öden Marmorgrab
Sieht sie den Vater winken;
Das ganze Schloß versinkt hinab,
Auch Ella muß versinken.

Man zeigt im Steigerwald den Ort
Noch immer heut' zu Tage;
Es nennet ihn die „Ellafort"
Des Volkes graue Sage.
Und Ella durch's Gefilde zieht
In mitternächt'gen Stunden,
Ihr Aug' starr auf ein Kreuzbild sieht,
Das fest ihr Arm umwunden.

Es steigt ein düstrer Rittergeist
Aus Zabelsteins Ruinen;
Der klagend seine Burg umkreist,
Die einst so stark erschienen.
Und Rudolph in das Thal hinwinkt
Mit dumpfer Geisterklage,
Bis dort die Mondenscheibe sinkt,
Das Sternlein weicht dem Tage.

Und Ella breitet in dem Thal
Nach Rudolph ihre Arme;
Und sinket mit dem Mondenstrahl
In's Grab mit neuem Harme.
Ach, schrecklich ist der Vaterfluch,
Denn, wen er traf hienieden,
Dem scheucht er noch im Leichentuch
Hinweg den Grabesfrieden.

Julius Kuttor.

Mannigfaltigkeiten.

Seit dem 28. Mai dieses Jahres erscheint eine „Irkutsker Zeitung". In der sechsten Numer erstattete dieselbe Bericht von einer Reise eines russischen Missionärs nach der Insel Schiaschkotan, einer der Kurilen wo er den rauchenden Vulkan bestieg und viele heiße Quellen besuchte. Im Sommer 1854 und im Frühlinge 1855 waren die Erdbeben, von denen diese Inseln häufig beunruhigt werden, so heftig, daß die Menschen oft nicht stehen bleiben konnten und die Hütten auf- und niederfuhren, wie Nachen auf sturmbewegter See.

Angeregt von Jenenser Studenten geht man in Thüringen damit um, dem in Freiburg a. d. U. verstorbenen und auf dem dasigen Gottesacker begrabenen „Erwecker der Turnkunst", Friedrich Ludwig Jahn, in gedachter Stadt ein würdiges Denkmal zu setzen.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 222 Donnerstag, 17. September 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

Doch die Miene des Alten verfinsterte sich und fast strenge sprach er zu ihr: „Was hast Du zu reden mit dem Ungläubigen, dem Moskowiter, dem Erzfeinde unsers Volks? Du weilltest schon zu lange in seiner unreinen Nähe; hüte Dich, daß Dein Gebieter keinen Verdacht schöpft. Denn wenn er erfahren sollte, daß Du Dich heimlich in das Bereich seines Hauches begeben, so könnte auch seine Gnade schwinden wie ein Hauch und sein Zorn auf Dich fallen, gleich einem Sturme.“

„Gleichviel!“ antwortete sie. „Ich muß ihn sprechen. Ich will Dir auch den Grund nicht verhehlen, der mich dazu zwingt. Meine Koffer, die alle meine Kostbarkeiten enthalten, sind in den Händen des Vaters jenes jungen Mannes geblieben, und ich befürchte, er wird die Auslieferung verweigern, wenn er erfährt, daß der Pascha seinen Sohn gefangen hält. Ich will daher den jungen Russen durch freundliche Worte zu bestimmen suchen, daß er einen Brief an seinen Vater schreibt, in welchem er diesen bittet, dem Ueberbringer des Schreibens mein Eigenthum sogleich auszuliefern, weil nur dadurch allein seine Haft gemildert und ihm eine Aussicht auf gänzliche Befreiung eröffnet werden könne. Deßhalb säume nicht und suche vom Gefängnißwärter den Kerkerschlüssel heimlich zu erlangen; doch ohne daß der Pascha es erfährt, weil dieser meinem Beginnen leicht eine andere Deutung unterlegen könnte.“

Der Derwisch schien selbst sehr geneigt, ihrem Verlangen eine ganz andere Deutung unterzulegen, und weigerte sich daher auch noch geraume Zeit; doch endlich vermochte er dem Anerbieten eines noch größeren Geschenkes, als er bereits empfangen, nicht mehr zu widerstehen und willigte ein. Es war ihm leicht, den Schlüssel zu dem äußern Eingange in die unterirdischen Kerkerhöhlen zu erhalten, da dort auch türkische Gefangene aufbewahrt wurden, welchen er zuweilen geistlichen Zuspruch leistete, oder mit ihnen betete. Doch den Schlüssel zu der Thür des Kerker, in welchem Felix gefangen gehalten wurde, vermochte er sich nicht zu verschaffen, da ihn der Gefangenwärter dem Pascha selbst hatte abliefern müssen. Deßhalb war auch Aminda nur halb zufrieden gestellt und sie mußte sich damit begnügen, den Gefangenen durch die Oeffnung zu sprechen, die, wie ihr der Derwisch mittheilte, sich in jeder Kerkerthür befand, um Brod und Wasser hindurch reichen zu können. An der Seite Melak's verließ sie ihre Zimmer und da sie dem ersten Haremsbeamten sagte, daß sie sich mit dem Derwische in die kleine Moschee hinter dem Palaste begebe, um dort Allah ihren Dank darzubringen für ihre glückliche Rettung aus den Händen der Ungläubigen, so wurde ihr auch kein Hinderniß bei ihrer Entfernung aus dem Palaste in den Weg gelegt und auch keine weitere Begleitung für sie angeordnet.

X.

Die Tochter des Gefangenwärters, Marsa, das kaum vierzehnjährige Tartarenmädchen, hatte eine so innige Zuneigung zu dem armen, gefangenen Felix gefaßt, welche alle ihre Gedanken in Anspruch nahm. Sie hatte sich aus ihres Vaters großem Schlüsselbunde einen zweiten Schlüssel zu verschaffen gewußt, welcher gleichfalls die äußere Thür zu dem Gefängnißkeller öffnete, und diesen benutzte sie, um gegen die Mittagszeit wieder hinabzuschleichen. Sie kam aber nicht mit leeren Händen. Von ihrem eignen dürftigen Lager hatte sie eine wollene Decke genommen, um sie dem Unglücklichen zu bringen. Von ihrem eignen Mittagsbrode hatte sie ein Stück kaltes Fleisch zurückbehalten, eine kleine Schale mit Butter und ein Töpfchen voll Ziegenmilch hinzugefügt, um es ihm zu bieten.

Felix zeigte sich auch tiefgerührt, durch die freundlichen Gaben des armen Mädchens und sprach ihr seinen wärmsten Dank dafür aus. Dieses Gefühl wurde aber nur noch erhöht, als sie ihm leise vertraute: daß sie einen Plan ersonnen habe, ihn zu befreien, und daß sie hoffe, daß er gelingen werde.

So angegriffen und elend sich der junge Mann auch fühlte, so schien ihm diese Nachricht doch

augenblicklich ein neues Leben einzuhauchen, und er war eben im Begriffe, sie zu bitten, ihm das Nähere über ihren Plan mitzutheilen, als sie plötzlich den Finger auf den Mund legend, ihm Schweigen empfahl und ihr Ohr nach der Kellertreppe neigte, welche hinauf in den Hof führte. Wenige Augenblicke später flüsterte sie ihm zu: „Gehe auf Dein Lager! Es kommt Jemand!“ Dann schloß sie rasch und geräuschlos die Oeffnung, sprang von der Thür zurück und verbarg sich in einen dunkeln Winkel. Sie war so vorsichtig gewesen, die äußere Treppenthür wieder hinter sich zu verschließen, deßhalb konnte auch derjenige, welcher jetzt herabkam, nicht ahnen, daß sich bereits Jemand im Keller befand.

Es dauerte auch nicht lange, so wurden vorsichtige, zagende Schritte hörbar und seidene Gewänder rauschten die Treppe herab. Es war Aminda, tief verschleiert, mit einer kleinen Laterne in der Hand. Sie schritt gerade auf die Thür zu, welche Felix Kerker verschloß; denn der Derwisch hatte den Gefangenwärter darüber ausgeforscht und ihr die Lage derselben bezeichnet. Kaum hatte sie die Thür erreicht, so blieb sie stehen; denn sie fühlte sich beklommen, daß sie erst Athem schöpfen mußte. Dann erst schlug sie die Klappe von der Oeffnung zurück und rief leise in den Kerker hinein: „Felix! Felix!“ wobei sie ihr Antlitz entschleierte.

Der Gefangene erhob sich von seinem Lager, schritt nach der Thür, erkannte sie auf der Stelle und drückte sein Erstaunen aus, sie wieder zu sehen.

„Konnten Sie glauben, daß ich Sie vergessen, verlassen würde?“ sprach sie mit sanftem Vorwurf. „Alle meine Gedanken waren nur mit Ihnen beschäftigt, seit ich hier bin. Von dem Augenblicke, als ich Ihr trauriges Loos erfuhr, beschattete tiefer Kummer meine Seele und ich wurde nicht eher wieder ruhig, als bis der Thau der Hoffnung mein brennendes Herz kühlte. Ja, jetzt hoffe ich, Dich retten zu können, mein theurer Felix! Du sollst frei seyn, oder ich will mit Dir sterben!“

Der junge Mann schien jedoch nicht angenehm überrascht durch ihre Erscheinung; denn er ahnete bereits, daß sie für den Beistand, den sie ihm zu leisten gedachte, eine Forderung stellen würde, gegen deren Erfüllung sich seine Gefühle sträubten. Ihre Schönheit hatte ihn kalt gelassen und hatte ihn schon das mit so wenig Zartgefühl abgelegte Geständniß ihrer Leidenschaft von ihr zurückgescheucht, so fühlte er einen fast offenbaren Widerwillen gegen sie, seitdem er erfahren hatte, daß sie die Favoritin eines türkischen Pascha's sey. Er entgegnete ihr deßhalb auch mit sehr ernster Miene: „Sie haben mich getäuscht, indem Sie sich für eine Christin, für die Gattin eines französischen Offiziers ausgaben und als eine Verfolgte Gastfreundschaft und Schutz in meines Vaters Hause beanspruchten, die Ihnen auch gern gewährt wurden. Doch ich bedaure es mehr, mich in Ihnen getäuscht zu haben, als daß Sie mich und meinen Vater täuschten.“

Sie fühlte sich sichtbar getroffen durch diesen Vorwurf, auf den sie nichts zu entgegnen wußte, und um das Gespräch davon abzulenken, begann sie eifrig: „O lassen Sie uns die kostbare Zeit nicht durch Vorwürfe vergeuden! Felix! Es drohen Ihnen hier die schrecklichsten Gefahren. Der Pascha hält Sie für meinen Entführer, und trotz aller meiner Gegenreden bin ich nicht im Stande gewesen, ihn von seinem Irrthume zu überzeugen. Er hat hoch und theuer geschworen, sich furchtbar an Ihnen zu rächen und vielleicht in wenigen Tagen schon steht Ihnen ein martervoller Tod bevor. Vertrauen Sie sich mir an; ich will, ich werde Sie retten, aber lassen Sie mich mit Ihnen fliehen. Versprechen Sie mir, daß Sie mich stets in Ihrer Nähe dulden wollen, ich will Ihre Sklavin seyn, ich will —“

Doch beinahe heftig unterbrach sie Felix: „Kein Wort mehr! Ich bin Christ und kenne das Verhältniß einer Sklavin nicht und will es auch nicht kennen lernen. Auch bin ich nicht im Stande, Ihnen ein anderes Verhältniß zu bieten, welches Sie an meine Nähe fesseln könnte; denn ich habe mir heilig gelobt, mit keinem andern weiblichen Wesen ein Bündniß einzugehen, als mit dem, welches ich wahrhaft würde lieben können. Noch ist aber dieß Gefühl nicht wach geworden in meiner Brust und so lange mein Vaterland in Gefahr befindet, soll nur die Kriegsgöttin meine Braut seyn und nur nach ihrer Gunst will ich streben. Die Todesdrohungen des Pascha's fürchte ich nicht, denn ich bin unschuldig an dem Verbrechen, welches er mir zur Last legt und er darf mich nur als Kriegsgefangenen betrachten.“

„Aber er wird es nicht!“ fiel sie ihm eifrig in das Wort. „Sie sind in Zivilkleidern in seine Hände gefallen und Niemand als sein vertrautester Diener weiß um Ihre Gefangenschaft. Er kann Sie hier tödten lassen, ohne daß Ihr Vater, Ihre Freunde, jemals erfahren, auf welche Weise und durch wen Sie umgekommen sind. Ich verabscheue die Stellung an der Seite des Pascha's, so glänzend sie auch seyn mag; ich verlang nichts als Dir zu folgen, wie Dein Schatten, Dich zu sehen, Dir zu dienen und Dir zuweilen sagen zu dürfen, daß ich Dich liebe, wie ich noch niemals einen Mann geliebt. Höre mich! Höre mich! Rege durch Deine hartnäckige Weigerung die bösen Geister nicht auf, die in meinem Busen schlummern! Ich beschwöre Dich!“

Doch auch diese Beschwörung, welche zugleich wie eine Drohung klang, war nicht im Stande, seinen festen Willen zu erschüttern und in einem

ernsten, sehr bestimmten Tone bat er sie, sich zu entfernen und ihn seinem Schicksale zu überlassen.

Da schien es Anfangs, als ob sie eine Ohnmacht anwandele; denn ihre Kniee wankten, und sie mußte sich an die Wand stützen, um nicht zu sinken. Doch dieser Anfall der Schwäche dauerte nur wenige Augenblicke und die Gluth des Zornes, die in ihr tobte, schien ihr Kraft zu geben, sich wieder aufzurichten. Ihr Auge flammte vor Wuth und indem sie ihm einen Blick zuschleuderte, als ob sie ihn damit durchbohren wollte, rief sie ihm mit bebender Stimme zu: „Hüte Dich! Hüte Dich! Ich lasse mich nicht ungestraft zurückstoßen. Du ziehest meinen Haß, meiner Liebe vor? Du sollst diese Wahl bitter bereuen. Jetzt fürchte nicht mehr, daß man Dich rasch tödten wird; nein, Du sollst leben — aber ein Leben der qualvollsten Martern! Mein Haß soll Dich zwingen, meiner zu gedenken, wenn die höllische Pein Deine Glieder durchzuckt, und ich will hier stehen an derselben Stelle, und Dir hohnlachend zurufen: „So rächt sich verschmähte Liebe!“ Mit diesen Worten schlug sie die Klappe zu, welche die Oeffnung schloß, und entfernte sich eilig. Marfa hatte in dem dunkeln Winkel, in welchen sie sich zurückgezogen, fast jedes ihrer Worte gehört; sie hatte aber auch mit stillem Entzücken vernommen, wie hartnäckig Felix ihrer Versuchung widerstand und ihre Liebe zurückwies. Zugleich aber fühlte sie sich auch so empört über die wüthenden Drohungen, die sie gegen ihren Schützling ausgestoßen, daß sie einen so heftigen Haß gegen die schöne Favoritin faßte, wie sie ihn noch gegen kein menschliches Wesen gehegt hatte. Sie bedurfte mehrerer Minuten Zeit, um sich von der Aufregung zu erholen, in welche sie durch die Unterredung, die sie mit angehört hatte, versetzt worden war. Dann erst kam sie aus ihrem Winkel hervor, öffnete die Klappe wieder und rief Felix herbei.

„Fürchte nichts!“ flüsterte sie ihm leise zu. „Du sollst frei seyn, ehe die Frucht ihrer Rache reift. Aber wir dürfen nur keine Zeit mehr verlieren und unser Plan muß ausgeführt werden, in dieser Nacht noch, ehe der Tag graut. Nimm dieß und gebrauche es mit Vorsicht. Es ist eine Feile, die ich meinem Vater heimlich weggenommen habe. Feile dieß Gitter des kleinen Fensters durch; wenn Du auf den Stuhl steigst, wirst Du es erreichen können, aber vermeide so viel als möglich alles Geräusch dabei. Das Fenster wird weit genug seyn, daß Du durchkriegen kannst und dann sey ohne Sorge; dann bringe ich Dich aus dem Schlosse und aus der Stadt hinaus, ohne daß Dich Jemand sieht. Ich gehe jetzt, daß mich mein Vater nicht vermißt. Sobald die Wächter die letzte Nachtrunde gemacht haben, komme ich an das vergitterte Fenster und helfe Dir heraus.“ (Fortsetzung folgt.)

Heilighaltung des Gastrechtes bei den Indern. *)

„O rette mich König!“ so flehte die Taube
Und flatterte bang auf den purpurnen Schoos.
„Sonst werd' ich dem Sperber zum lüstigen Raube,
„Mir zielt nach dem Leben sein tödtlicher Stoß!“ —

„Mit Freuden erhör' ich Dein rechtlich Begehren,“
Der Herrscher zum schutzlosen Flüchtlinge spricht,
„Das Laster zu strafen, der Willkür zu wehren,
„Die Tugend zu schützen, ist Königes Pflicht.“

Kaum höret der Räuber mit schwarzem Gefieder,
Daß Rettung dem Täubchen sein Schutzherr verheißt,
So setzet er keck vor dem Throne sich nieder
Und spricht zu dem Könige fordernd und dreist:

„Dein Hülfeversprechen, o Herr, ist vergebens,
„Die Art, sich zu nähren, hat jedem Geschlecht
„Der Schöpfer gezeigt zur Erhaltung des Lebens
„Nach uraltem unwiderruflichem Recht. —

„Man kann zwar im Leben fast Alles entbehren,
„Doch niemals die Speise, sonst packt uns der Tod;
„Du aber, Du willst mir die Nahrung verwehren,
„Wer gab dir Befugniß zu diesem Verbot? —

„Mich lehrt die Natur, nach den Tauben zu jagen,
„Verschont' ich aus Mitleid ihr schuldloses Blut,
„So würde der tödtende Hunger zernagen
„Daheim mir die eigene darbende Brut.

„Drum wenn sich die Pflichten einand' widerstreiten,
„Befolge man, welche die größere ist;
„Kann Dich nun die Liebe zur Taube verleiten,
„Bedenke, mein Fürst, ob gerecht Du dann bist!“

Der König erwiderte jetzt mit Erblassen:
„Will Alles, wornach Du Begehren nur hast,
„Will Rehe, will Hirsche zur Beute Dir lassen,
„Nur fordre mir nimmer den zitternden Gast!“

Doch abermals ächzet mit wildem Gekreische
Der Sperber: „Nach diesen verlanget mich nicht,
„Die Taube gib her, wenn mit eigenem Fleische
„Du mir nicht ersetzest der Taube Gewicht!“

Da schneidet der König mit stoischer Würde
Zwei-, dreimal das Fleisch von dem Schenkel sich auf,
Als noch nicht die Waage sich neigt von der Bürde,
So setzt der Erhabne sich selber darauf.

Urplötzlich verschwindet des Sperbers Gefieder,
Vorm Könige steht in dem Himmelsgewand
Der oberste Gott und blickt gütig hernieder,
Hebt segnend empor die allmächtige Hand.

„Du hast, spricht er, pflichttreu das Gastrecht geehret
„Und bist durch die Prüfung dem Himmel geweiht;
„Empfange denn, was ich den Edlen bescheeret,
„Den ewigen Lohn der Unsterblichkeit!“

Gustav Stoll.

*) Geschöpft aus den Indischen Sagen von Holtzmann. Karlsruhe 1845.

Mannigfaltigkeiten.

[Ein seltsamer Mord.] Eine höchst merkwürdige, vielleicht noch nie dagewesene Begebenheit hat sich unlängst in Konkolewo, einem Dorfe bei Grätz (Provinz Posen), zugetragen. Ein Arbeitsmann erkrankte, wurde auf beiden Armen gelähmt und litt viele Schmerzen, so daß seine Frau in der Nacht vom Montag zum Dienstag bei ihm wachte, ihn pflegte und tröstete. Früh hieß er seine Frau im Hofe Holz klein machen, damit sie Frühstück kochen könne, es solle aber an ihrer Stelle seine elfjährige Tochter zu ihm kommen; als diese an sein Bett trat, bat er sie, ihm vom Kaminbrette ein gewöhnliches Einschlage-Brodmesser zu geben und ihm die kontrakte Hand nach dem Halse zu führen. Als die Tochter seinem Wunsche nachgekommen war, bezeichnete er ihr mit dem Finger eine Stelle an seinem Halse, in die das Mädchen mit dem Messer schneiden sollte, dann würden alle seine Schmerzen aufhören und er wieder ganz gesund werden; er würde der gehorsamen Tochter auch Geschenke aus der Stadt mitbringen. Das Kind, nichts Böses ahnend, that den ersten Schnitt; als jedoch einige Tropfen Blut kamen, wollte es zurücktreten; der Vater aber sagte ihm mit lächelndem Munde, das thue durchaus nicht weh, sie solle nur mit aller ihr ihr zu Gebote stehenden Kraft weiter schneiden, so nur könne er genesen. Nun that das Kind noch einen kräftigen Schnitt und der Vater war in wenigen Minuten eine Leiche! Man denke sich den Schreck der Frau, als sie kurze Zeit nachher in das Zimmer trat. Der schnell aus Neutompsl herbeigeholte Kreis-Wundarzt konnte nicht mehr helfen, und eine Gerichtskommission aus Grätz stellte zwei Stunden nach dem Tode den Thatbestand fest.

In Cincinnati starb am 11. August Theodor Dietsch, Redakteur des „Republikaners“, an den Folgen der Schwindsucht. 1819 zu Mühltorff im Königreich Sachsen geboren, auf dem Gymnasium zu Plauen vorbereitet, studirte er in Leipzig Rechtswissenschaft. Das Jahr 1848 fand ihn als Stadtrath von Annaberg. In das Frankfurter Parlament gewählt, nahm er seinen Sitz auf der äußersten Linken und ging mit nach Stuttgart. Seiner Stelle in Annaberg verlustig erklärt und in Anklagezustand versetzt, suchte er in Amerika eine neue Heimath und landete 1849 in New-Orleans, von wo er nach St. Louis ging. Hier war er kurze Zeit Kaufmann und versah dann anderthalb Jahre lang die Redaktion der dortigen „Tribüne“. Nach dem Verkauf dieses Blattes übernahm er die Redaktion des „Louisviller Anzeigers“, bis er in Evansville die „Reform“ gründete, ein Unternehmen, welches von keinem Erfolg gekrönt wurde. Im Frühjahr 1856 wurde er in Cincinnati Redakteur des „Volksblattes“ und im Herbst desselben Jahres Mitarbeiter am „Republikaner“, bis er im März 1857 die Redaktion desselben übernahm. Schon im Januar kränkelte er, und nur zu bald zeigten sich die Symptome jener verheerenden Krankheit. Er hinterläßt eine Wittwe und drei unversorgte Kinder.

[Kellner-Unterschleife.] In jüngster Zeit, schreibt man aus New-York, sind in einigen unserer großen Hotels Unterschleife entdeckt worden, die eben so großes Zeugniß liefern für die ausgedehnten Geschäfte dieser Etablissements, als für die Nachlässigkeit der Besitzer. Im Howard-Hotel hat der Kellner, welcher der Schenke vorsteht, wo alle Getränke sogleich bei Ueberreichung bezahlt werden, im Verlaufe einiger Jahren circa 20,000 Doll. unterschlagen. Im St. Nicholas-Hotel hat der Buchhalter während eines weit kürzeren Zeitraums die Eigenthümer um circa 50,000 Dollars betrogen.

Am 7. Juli 1848 wurden die Arbeiten zur Trockenlegung des Harlemer Meeres begonnen, und am 1. August 1852 meldete die Staatskourant, daß der ganze große See trocken sey. Zu Anfang des Jahres 1857 waren 17,000 Hektaren guten Landes unter Anbau, es hatten sich 2518 Bauernstellen gebildet, 157 Wohnhäuser und 721 Scheunen und andere Gebäude waren gebaut, und die Bevölkerung betrug 5157 Personen. Die Materialien der großen fertig stehenden Depots waren durch die den einstigen Meeresboden jetzt durchschneidenden Kanäle an den Fleck gebracht worden.

[Wie viel baares Geld gibt es?] In Europa gibt es nur vier Milliarden baares Geld und auf diese vier Milliarden gründet sich der Kredit und die Zirkulation von mehr als 60 Milliarden Papier. Von diesem Papier kommen 40 Milliarden auf die Staatsschulden und mehr als 20 Milliarden auf Bankbillets, Eisenbahnaktien u. s. w.

Herr Direktor Hoffmann in Wien hat den Kompositeur des „Tannhäuser“ mit 2000 Gulden K.M. für die Partitur mit dem Eigenthumsrechte für Wien honorirt.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 223 Freitag, 18. September 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

Felix hatte die Feile aus ihrer Hand genommen und ihr aufmerksam zugehört; dann flüsterte er ihr in den herzlichsten Ausdrücken seinen Dank zu, worauf sie sich entfernte. Er aber beschloß sogleich an die Arbeit zu gehen. Das kleine Fenster, welches er, sobald er auf einen Stuhl gestiegen war, leicht erreichen konnte, führte nach einer Abtheilung des Hofes, welche mit einer Mauer umgeben war, an welche sich kleine Stallungen lehnten. Das eiserne Gitter war alt, und der Rost hatte es schon theilweise zerfressen, so daß er hoffte, es in kurzer Zeit durchfeilen zu können. Doch mußte er diese Arbeit noch aufschieben, bis es dunkel geworden und der Hof leer von Ab- und Zugehenden geworden war. Er verbarg deßhalb die Feile in seiner Brusttasche und um sich etwas zu stärken für die bevorstehende Flucht, die ihm neue Strapatzen verhieß, genoß er die Lebensmittel, die Marsa ihm heimlich gebracht hatte, denn er fühlte sich sehr erschöpft.

Wirklich wurde es auch mit einbrechender Dunkelheit in der Abtheilung des Hofes, welche er durch das Fenster übersehen konnte, ganz still, und die wenigen Menschen, die dort hin und her gegangen waren, verschwanden gänzlich. Zuweilen hatte er auch Marsa gesehen, die nach einem der kleinen Ställe ging, aber sie gab im Vorübergehen auch nicht das geringste Zeichen eines Einverständnisses und warf nicht einmal einen Blick nach dem Kerkerfenster. Endlich sah er auch die Wachtrunde vorüberziehen und vorsichtig alle Winkel des Hofes durchspähen. Dann wurde es ruhig und kein Mensch ließ sich mehr blicken. Das Horn des Derwisches ertönte bald hier, bald dort in den Räumen des Schlosses und ermahnte alle Bewohner derselben, das Nachtgebet nicht zu vergessen.

Jetzt erst war die Zeit gekommen, wo Felix es wagen konnte, sein Werk zu beginnen und er fing mit großem Eifer an, die Feile, die ihm Marsa zugesteckt hatte, zu gebrauchen. So geräuschlos als möglich setzte er seine Arbeit fort, und das Heulen des Sturmes, welcher sich draußen erhoben hatte, begünstigte ihn. Aber mit Bestürzung bemerkte er bald, daß seine noch schwachen Kräfte vor der Anstrengung bereits erlahmten und schon fürchtete er, daß er sein Unternehmen nicht würde vollenden können. Schrecken aber ergriff ihn, als er vernahm, daß die äußere Kerkerthür geöffnet wurde und schwere Schritte auf der Kellertreppe erschallten, die sich näherten. Zugleich hörte er auch Kettengerassel und obgleich er glaubte, daß man noch so spät einen unglücklichen Gefangenen einbringe, glaubte er doch die Vorsicht nicht außer Acht lassen zu dürfen. Er schob die Feile durch das Gitter hinaus und legte einen Stein darauf, um sie zu verbergen. Dann stieg er vom Stuhle herab, setzte ihn bei Seite, versteckte die Gefäße, in welchen ihm Marsa Milch und Butter gebracht, schob auch die wollene Decke, die sie ihm zugesteckt, unter das Stroh und warf sich dann selbst auf sein elendes Lager nieder. Dieß Alles war nur das Werk weniger Augenblicke und bald sollte er sich überzeugen, wie nothwendig seine Vorsicht gewesen war; denn die schweren Schritte und das Kettengerassel näherten sich immer mehr, und er hörte deutlich, wie man seine Thür öffnete. Der Gefangenwärter, ein Tartar der grimmigsten Sorte, trat mit seinem Knechte herein. Der Erstere trug eine Laterne, der Letztere hatte mehrere Ketten über den Arm gehängt. Bei diesem Anblicke errieth Felix sogleich, daß man nur gekommen sey, um ihn zu fesseln. Er schauderte unwillkürlich bei dem Gedanken, daß er dadurch an seiner beabsichtigten Flucht gehindert werden könne, aber jeder Widerstand würde vergeblich gewesen seyn; denn wie hätte er sich wehren sollen, mit seiner schwachen Kraft, gegen zwei starke Männer?

Leider hatte er sich auch in seiner Vermuthung nicht getäuscht, denn ohne ihn auch nur eines einzigen Wortes zu würdigen, befahl der Tartar seinem Gehülfen ihm zu leuchten, und legte dann dem Gefangenen die schweren Ketten an, womit er ihn an die Mauer festschloß, so, daß er sich kaum noch von seinem Lager zu erheben vermochte. Zähneknirschend mußte es der Unglückliche dulden und als sie ihr Geschäft verrichtet hatten, verließen ihn Beide wie-

der eben so stumm, als sie gekommen waren. Da lag der Arme nun im Dunkel, schmachvoll fest gekettet, am Boden, und dadurch verhindert, auch nur die kleinste Vorbereitung zu seinem Befreiungswerke zu treffen. Kaum mochte er Aminda einer so boshaften Rache für fähig halten, und doch glaubte er in dem Geraffel der Ketten, mit welchen er belastet worden war, ihren ersten, höhnenden Rachegruß zu erkennen. Aber was hatte er nun sonst noch zu fürchten? Mußte er nicht besorgen, daß sie nach diesem ersten Schlage Streich auf Streich gegen ihn führen würde? Mußte er jetzt nicht aller Hoffnung, durch die arme Marsa befreit zu werden, entsagen? Diese marternden Fragen, auf die er keine tröstende Antwort fand, schlugen ihn gänzlich darnieder und es kam eine Stimmung über ihn, in welcher er keinen andern Wunsch mehr hegte, als einen schnellen Tod zu erleiden. Kein Schlaf kam in seine Augen, aber endlich, als Mitternacht längst vorüber war, verfiel er in eine Art Betäubung, die ihn fast gänzlich seiner Sinne beraubte. Er wußte nicht, wie lange er so gelegen haben mochte, als es ihm schien, als ob sein Name leise gerufen würde. Rasch suchte er die Betäubung von sich abzuschütteln und neigte sein Ohr lauschend nach dem vergitterten Fenster. Da hörte er zum Zweitenmale denselben Ruf und zwar etwas lauter, so daß er Marsa's Stimme erkannte.

Sie war es auch wirklich und schien bereits davon unterrichtet zu seyn, daß man ihn in Ketten gelegt hatte, denn, sobald sie seine Antwort vernahm, rief sie ihm in großer Angst zu: „Um Allah's willen! Wo ist die Feile? Ich muß sie haben, sonst ist Alles verloren!“

Felix pries jetzt den glücklichen Gedanken, den er gehabt hatte, die Feile außerhalb des Kerkers, in der Nähe des Gitters zu verstecken; denn er wäre jetzt nicht im Stande gewesen, sie ihr zuzureichen. Kaum hatte er ihr die Stelle bezeichnet, wo er sie unter einen Stein gelegt, als sie das Instrument auch schon gefunden hatte, und nun mit einem beinahe rasenden Eifer die Arbeit wieder aufnahm, in welcher der Unglückliche unterbrochen worden war.

Es war auch noch keine Viertelstunde vergangen, als sie schon die eisernen Stäbe so weit durchgefeilt hatte, daß es ihr gelang, mit einer für ihr Geschlecht und Alter höchst seltenen Kraft das ganze eiserne Gitter aus dem Fenster heraus zu brechen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schwester.

Novelle von Levin Schücking.

1.

In einer Schlucht, mitten im tiefsten Waldgebirge, stand ein junger Mann, an den Stamm einer Eiche gelehnt. Er trug Jagduniform, Büchse und Hirschfänger, und ein prachtvoller hellgelber Wolfshund lag, mit einem Strick an seine Waidtasche befestigt, zu seinen Füßen. Der junge Mann war eine hohe Gestalt, so schlank und fest gebaut, wie die schönste Edeltanne in seinem Walde. Er hatte regelmäßige Gesichtszüge, eine spiegelreine, hochgewölbte Stirn und einen auffallend zart und graziös geformten Mund; jenen feinen und aristokratischen Mund voll verführerischen Reizes, dem wir jetzt auf alten Familienbildern weit häufiger als im Leben begegnen — als ob die lächelnde Weltweisheit von ehemals nach ihrer Flucht uns nicht einmal ihren leeren Thron hätte zurücklassen wollen.

Ob unser Held ein so guter und erfahrener Jäger, wie er ein schöner und stattlicher Mann — das läßt sich schwerer sagen. Wenigstens scheint der reine, ungebräunte Teint und die weiße Hand, welche auf dem Lauf der Büchse ruht, zu beweisen, daß er unmöglich seit langer Zeit den Einflüssen von Luft und Wetter ausgesetzt gewesen.

Die Schlucht, in welcher er seinen Stand genommen, ist von einem rauschenden, kleinen Gießbach durchströmt, der um Kiesel und dunkle Baumwurzeln unaufhörlich Schaumwellen schlägt, als hätte er wie ein muthwilliges Kind sein Vergnügen daran, den düster dreinschauenden Steinblöcken und den Alraungesichtern der langbeinigten Wurzelstämme den Bart einzuseifen, und würde, auch wie ein Kind, diesen vortrefflichen Einfall gar nicht satt und müde. Und doch schießt er an andern Stellen über den hellgelben Kies mit solcher Schnelle fort, als ginge es ihm an Kopf und Kragen, wenn er nicht noch vor Abend bei seinem Mütterchen der Mosel, angekommen, die ihn unten im Thale erwartet. Von dem Standpunkte des Jägers aus sieht man sie durch die Oeffnung der Schlucht nordwärts in blauer Ferne ihre anmuthigen Windungen ziehen.

Jener Standpunkt ist dicht an einem Fußstrig genommen, der sich parallel mit dem Bache die Schlucht hinaufzieht. Dem Jäger gegenüber und hinter ihm erheben sich steile, dichtbewachsene Bergwände.

Unser Mann muß schon lange so gestanden haben; er stützte das Gewicht seines Körpers bald

auf das eine, bald auf das andere Bein, als ob seine Glieder ermüdeten; der Wolfshund hat den Kopf auf die Vordertatzen gedrückt und verdrießlich die Augen geschlossen, als ob er längst Geduld und Lust verloren und eingeschlafen sey.

Alles ist still. Ein paar Vögel schießen über die Schlucht daher, aber so lautlos wie die Wölkchen am blauen Himmel, wie die Sonnenstrahlen, die bereits schräge durch die Wipfel fallen und mit abendlicher Färbung um die grünen Laubbüschel blitzen. Da knistert etwas — Zweige biegen sich auseinander — es ist am andern Ufer des Baches — eine junge Rehkuh steckt ängstlich den Kopf durchs Dickicht; dann kommt sie vorsichtigen Schrittes, den Leib lässig in Wellenbewegungen schaukelnd, nieder, beugt den Hals und schlürft das klare Wasser ein.

Der Hund hat sich auf die Vorderbeine erhoben; sein Auge funkelt; da jedoch sein Herr keine Bewegung macht und nur leise: A bas, Leo! flüstert, legt er sich wieder, als ob er sagen wolle: hat sie für Dich kein Interesse — mir ist die braunäugige Waldschönheit auch gleichgültig, und dann drückt er den Kopf so fest an den Boden und schaut so klug aus den intelligenten Augen, als ob er es jetzt zu seiner Unterhaltung durchaus darauf angelegt habe, rechts und links von seinen zottigen Ohren das Gras wachsen zu hören.

Endlich richtete sich der junge Mann unmuthig auf.

Bertram!

Hier! antwortete eine Stimme von drüben, aus dem dichtesten Gebüsch der jenseitigen Bergwand. Eine Weile nachher springt ein grauer verwachsener Bursch mit dreieckigem Hütchen und kurzem Zopf über die Kiesel des Bachs und klimmt dann den kurzen Hang diesseits bis zu dem Wartenden empor.

Was ist's, Herr?

Wir wollen heim, den fangen wir nicht.

Der Teufel hole den Galgenstrick, versetzte Bertram, Athem holend. Wer die Waldwege kennt, hätte darauf geschworen, daß er durch diese Schlucht sich zurückziehen müßte. Drüben am Hahnenstein verlegt ihm der Rudolph mit der alten Juno den Paß und hinter uns über die Halde — Jesus Maria —

Was gibt's —?

Da, da! schrie der kleine Graue und wies mit beiden ausgestreckten Armen empor auf den Gipfel der Bergwand ihn ihrem Rücken.

Das Gebüsch, welches diesen Gipfel bedeckte, war kurzer Aufschlag und bestand aus jungen Linden, die aus den Wurzelstämmen gefällter Bäume aufgeschlagen. Zwei Gestalten bewegten sich durch dieß Gezweig, das ihre Oberkörper vollständig überragten. Sie trugen dunkle Röcke, dreieckige Hütchen, mit schmalen Goldborden eingefaßt, und die Eine von ihnen eine Flinte, die sie über die Schulter geworfen hatte. Im nächsten Augenblick waren sie verschwunden.

Ihrer zwei! sie sind es!

Nach, nach! rief der Jäger und sprang die Bergwand hinan.

Den Leo los, Herr den Leo!

Aber der Herr hörte in seinem Eifer nicht. Leo setzte mit so gewaltigen Sprüngen den Berg hinan, daß er seinen weniger raschen Gebieter an der Schnur, die ihn fesselte, niederriß. Der Jäger fiel hart an den Grund. Als er sich wieder aufrichtete, fühlte er einen heftigen Schmerz am Fuße. Ich habe mir den Knöchel verstaucht, Bertram, sagte er und ergriff den Arm des Alten, um sich darauf zu stützen. Verdammt! sie entgehen uns.

Laßt wenigstens den Leo ihnen nachsetzen!

Sie werden ihn erschießen!

Ihr habt recht! Die Spitzbuben!

Nur voran — es geht schon wieder — nur voran!

Beide klimmten hastig empor. Der Jäger verbiß heroisch seinen Schmerz. Die Wand war hoch. Es verging eine gute Weile, bis sie oben waren. Hier dehnte sich eine weite, mit Haidekraut bewachsene Hochebene vor ihnen aus. Die Verfolgten liefen mit raschen Sprüngen über die Fläche und flüchteten einem Bauernhause zu, das am Rande derselben stand.

(Fortsetzung folgt.)

Scenen aus der Empörung in Indien.

Die englischen Zeitungen sind voll von Privatbriefen aus Indien, in welchem manche muthige und entschlossene Handlung berichtet wird und welche manches charakteristische Licht auf die dortigen Zustände werfen. So schreibt ein Major Macdonald, Kommandant des 5. Regiments bengalischer irregulärer Reiterei, in Bezug auf den Anfall, bei welchem Sir Norman Leslie ermordet wurde: „Zwei Tage nach dem Vorfall sagte mir mein eingeborner Offizier, er kenne die Mörder, es seyen 3 Mann aus meinem Regiment. Ich hatte sie im Nu in Eisen, hielt Standrecht und verurtheilte sie auf nächsten Morgen zum Galgen. Ich übernahm die Verantwortlichkeit, sie erst hängen und dann das Urtheil bestätigen zu lassen. Das war ein Tag schwerer Bangigkeit und Spannung. Einer der Delinquenten war ein Mann von sehr hoher Kaste und großem Einfluß, und grade den beschloß ich auf das Schimpflichste zu behandeln und durch einen

Mann der niedrigsten Kaste hinrichten zu lassen. Die Wahrheit gesagt, bildete ich mir selbst keinen Augenblick ein, daß ich den Richtplatz lebendig verlassen werde; aber ich blieb entschlossen, meine Pflicht zu thun, und wußte wohl, welchen Eindruck man auf die Eingebornen durch Muth und Entschiedenheit macht. Das Regiment stellte sich in Reihe und Glied; arg verwundet, wie ich war, mußte ich jede Kleinigkeit selbst beaufsichtigen, selbst das Anpassen der Stöcke und das Knüpfen der Schleife. Zwei der Schuldigen waren vor Furcht und Staunen gelähmt; sie hatten sich nie träumen lassen, daß ich es wagen würde, sie ohne Befehl von der Regierung aufzuhängen. Der Dritte sagte, er lasse sich nicht hängen, und rief seine Kameraden, ihn zu befreien. Dieß war ein fürchterlicher Augenblick; beim geringsten Zaudern hätte ich vermuthlich ein Dutzend Kugeln durch den Kopf bekommen; ich ergriff daher eine Pistole, hielt sie dem Manne ans Ohr und sagte mit einem Blicke, dessen Bedeutung keinen Zweifel zuließ: „Noch ein Wort, und Dein Gehirn spritzt auf den Boden.“ Er zitterte und schwieg. Der Elephant kam heran, man setzte ihn auf den Rücken des Thieres, man legte ihm den Strick um den Hals, der Elephant that einen Schritt, und der Mann baumelte. Ich kriegte dann die andern herbei und fertigte sie in derselben Weise ab. Und nach einer Weile, als ich das Regiment in seine Hütten entlassen hatte, und immer noch den Kopf auf meinen Schultern fühlte, konnte ich wirklich kaum meinen eignen Sinnen trauen.“ — In dem Brief eines Sergeanten aus dem Lager Guznel de Ruggur fällt auf, daß er die Indier nie anders als „Niggers“ nennt. Ueber ihre Tapferkeit scheint er verwundert. „Sie fechten wie die Teufel,“ sagte er bei Gelegenheit, „wir trieben sie in das Dorf und steckten es in Brand. Nachher mußten wir durch das Feuer marschiren, um sie herauszutreiben. Endlich sprengten wir sie auseinander. Ein kleiner Haufe von etwa 30 Mann stellte sich hinter dem Dorfe zusammen und stand fest, bis der letzte Mann erschlagen war. Sie schlugen sich geradezu auf Bajonette mit uns und starben, wie die Helden. Sowohl Gemeine, wie Offiziere, die doch früher an ihrer Seite gefochten, sagen, sie hätten es nie geglaubt, daß eingeborne Truppen so furchtbar raufen können. Wir waren gezwungen, ihre Verwundete todt zu schießen. Sie wehrten sich nach der Verwundung noch verzweifelter, als vorher. Wir fingen und erschossen heute zwei Europäer. Einer von ihnen gestand, daß noch zehn Europäer im Dienst des Königs von Delhi stehen.“ Derselbe Soldat schreibt später, von einem Scharmützel sprechend: „Wir hatten etwa dreißig Mann Todte und Verwundete. Einige der Letzteren fanden wir erst am nächsten Morgen grauenhaft verstümmelt; zwei waren geschunden. — Ein Artillerie-Offizier schreibt aus Mhau vom 23. Juli über den Tod des Obersten Platt, den die Meuterer bei Indore erschlugen: Der Oberst benahm sich gegen seine Leute wie ein Vater, und als er voriges Jahr zu einem europäischen Korps stoßen sollte, ersuchten sie ihn in einer Petition, bei ihnen zu bleiben. Er war 30 Jahre lang an der Spitze dieser Truppen gewesen, und beim Ausbruch der Meuterei bewies er ihnen solches Vertrauen, daß er aus unserer Verschanzung herausritt und vor ihre Fronte hinsprengte, ehe wir ihm nachkonnten. Nächsten Morgen fanden wir ihn, beide Wangen aus dem Gesicht geschossen, den Rücken mit Kugeln durchsiebt, das Kinn in den Mund hinein geschlagen, drei Säbelhiebe zwischen Backenknochen und Schläfe u. s. w. Ich habe nie eine so verstümmelte Leiche gesehen.... Seit jenem Tag haben wir weder Rast noch Ruhe, aber Arbeit vollauf. Wir halten nicht viel auf Regimentsetiquette. Wir Offiziere arbeiten gerade, wie die Gemeinen, mit Axt und Schaufel und gehen bei Nacht mit dem Gewehr im Arm auf die Wache. Am 2. liefen uns alle eingebornen Fuhrleute davon. Drei kehrten zurück, der eine so spät, daß wir ihn den Lufttanz lehrten (d. h. hängten). Wir hängen, was wir nur hängen können. Der Galgen steht gerade vor einer unserer Belagerungsbatterien.

Mannigfaltigkeiten.

[Wallenstein's Zimmer.] „Dös, 'r Gnoaden is das Zimmer, in dem der Wallenstein is ermordet worden.“ — „Aber wie ist das, liebster Freund; als ich vor zwei Jahren allein hier war, zeigte man mir ein ganz anders Zimmer als dasselbe.“ — „Vor zwei Joahr'n? ganz recht. Damals hatten wir groad a Reparatur und da zeigten wir halt so lang a Zimmer auf der and'ren Seit' drüben.

Ein Humorist gibt folgendes „Neuestes Rezept für Bierbrauer“: Man läßt Wasser an Gerste vorbeilaufen und rührt mit einer Hopfenstange darin herum.

Ein Amtsvogt meldete: „Auf'm Anger sind schon wieder die jungen Bäumle abgefressen, und das thut kein anderer Mensch, als der Zollbäuerin ihre Kuh!“

Redakteur: Gustav Neffert.

Druck und Verlag der Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 224 Samstag, 19. September 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

Jetzt war die Bahn frei. Sie stieß einen leisen Freudenschrei aus, und ohne Säumen kroch sie jetzt mit außerordentlicher Gewandheit durch die Oeffnung und ließ sich in den Kerker hinab. Sie war ein Kind der Wildniß, rasch, entschlossen, und schreckte vor keiner Gefahr zurück. Schon in ihrer frühesten Kindheit, ehe noch ihr Vater den Gefangenwärterposten in Eupatoria erhielt, hatte sie ihn auf seinen nomadischen Streifereien begleitet und Jahre lang mit ihm in den Steppen und Gebirgen, unter freiem Himmel und in Erdhöhlen gelebt. Deßhalb war sie abgehärtet, ihre Muskeln hatten sich gestählt, ihre Glieder waren geschmeidig und obgleich sie noch sehr jung war, besaß sie doch wahrhaft männliche Kraft und Ausdauer.

Sobald sie im Kerker festen Fuß gefaßt hatte, sank sie zu den Füßen des Gefangenen nieder, ergriff seine Hände, küßte sie, und ließ ihre Thränen darauf niederfallen. Aber nur wenige Minuten gab sie sich dieser Bewegung hin dann ging sie sogleich wieder zur Thätigkeit über. Sie zog die Feile wieder hervor, die sie in ihrem Busen verborgen hatte, und begann nun eilig und geschickt die Ketten durchzufeilen, die ihn an die Mauer fesselten. Es war eine schwierige Arbeit, da in dem Kerker eine beinahe noch nächtliche Dunkelheit herrschte und sie die größte Vorsicht anwenden mußte, um ihm Hände und Füße nicht dabei zu verletzen. Doch sie zeigte auch hierin eine seltene Geschicklichkeit und nach einer halbstündigen, unausgesetzten Arbeit hatte sie ihr Werk zu Stande gebracht.

Die schweren Ketten fielen durchschnitten zu Boden und Felix konnte sich frei erheben. Im Drange seiner Freude und Dankbarkeit drückte er seine Retterin an seine Brust, doch sie wand sich aus seinen Armen und indem sie ihm verschämt zuflüsterte: „Ach laß das! Wir dürfen keine Minute Zeit mehr verlieren, sonst wird es Tag, und wenn mein Vater erwachte und herabkäme, dann würde es ein schreckliches Unglück geben."

Sie hatte indessen den Stuhl unter das Fenster gesetzt und forderte ihn jetzt auf, zuerst aus dem Fenster zu steigen und sich dann im Hofe dicht an die Wand zu drücken.

Er kam auch glücklich hinaus und befolgte ihre Weisung.

Vorsichtig suchte sie jetzt das Geschirr, in welchem sie ihm Milch und Butter gebracht, und die wollene Decke unter dem Strohlager hervor und schob erst Alles zum Fenster hinaus, damit nichts zurückbliebe, was sie verrathen könnte. Nachdem sie nun auch die Feile wieder zu sich gesteckt hatte, stieg sie selbst hinaus, raffte Alles zusammen und flüsterte ihm zu: „Jetzt folge mir schnell."

Sie zog ihn mit sich fort, ungefähr dreißig Schritte weit über den Hof, in einen kleinen Stall. Dort standen drei Ziegen, die sich zutraulich an sie schmiegten und ihr freundlich entgegen meckerten.

Aber sie streichelte sie nur flüchtig und sprach zu ihnen: „Laßt mich nur! Ich habe keine Zeit, mit Euch zu kosen. Aber wenn ich wieder komme, bringe ich Euch etwas mit."

Dann zog sie aus einem Winkel eine Schubkarre hervor, die an drei Seiten von bretternen Wänden umgeben war. Sie schob sie bis an die Stallthür, steckte ein langes und breites Messer zu sich und nahm von einem Bort unter dem Dache einige leere Säcke herab und ein zusammengeknüpftes Tuch, in welchem sich eine Flasche und Lebensmittel befanden.

Felix hatte ihr mit stiller Verwunderung zugeschaut, denn noch hatte er keine Ahnung von ihrem Befreiungsplane. Doch hatte sich seiner ein inniges Vertrauen zu ihr bemächtigt, denn Alles, was sie that, geschah mit einer Raschheit und Sicherheit, welche bei einem Mädchen ihres Alters wohl allerdings nur selten zu finden seyn mochte. Sie hatte noch kein Wort weiter zu ihm gesprochen und als er sie jetzt leise fragte: „Wie kommen wir aber aus dem Hofe hinaus?" entgegnete sie eben so leise: „Sorge nicht! Ich fahre Dich hinaus und sind wir draußen erst an der Schildwache vorbei; dann denke ich, gibt es keine Gefahr mehr, wenn uns nicht zufällig eine Patrouille begegnet, was

Allah verhüten möge. Setze Dich nur getrost auf die Karre, ziehe die Beine an Dich und krümme Dich zusammen, so viel Du kannst. Ich decke Dich dann mit den Säcken zu und fahre Dich dreist bei der Schildwache vorüber, die der Prophet mit Blindheit schlagen möge.«

Felix Erstaunen steigerte sich noch mehr bei diesem Ansinnen, und sein Haupt schüttelnd, sprach er: „Das ist doch Dein Ernst nicht, Marsa?« Bedenke doch, daß ich nicht so leicht bin, Du würdest sicher der Last unterliegen, armes Kind!«

„Ei, ich bin kein Kind mehr!« entgegnete sie beinahe stolz. »Ich habe wohl schon schwerere Lasten auf meiner Karre gefahren, wenn ich für meinen Vater die Mehlsäcke aus der Mühle hole. Auch sollst Du ja nur ein paar tausend Schritte weit fahren; denn sind wir nur erst drüben im Parke, dann kannst Du gern absteigen und zu Fuß gehen; denn dort wird uns Niemand begegnen. Besinne Dich nicht, wir haben Eile.«

„Und doch muß ich mich besinnen,« erwiederte er ernst, aber freundlich. »Mir scheint, ich handle Unrecht, wenn ich Dein Opfer annehme. Du stürzest Dich um meinetwillen in eine entsetzliche Gefahr. Wenn wir entdeckt würden —"

„Dann ließe mich der Pascha todtpeitschen, und mein Vater würde davon gejagt," entgegnete sie mit finsterer Ruhe. „Ich habe das Alles schon bedacht, aber ich will es wagen darauf, wenn ich Dich nur retten kann, denn ich weiß nicht, es wird mir immer so warm um's Herz, wenn ich nur an Dich denke, und ich glaube — ich habe Dich lieb. Aber ich verlange nicht, wie die böse Aminda, daß Du mich mit Dir nehmen und wieder lieb haben sollst. Ich will schon glücklich seyn, wenn ich nur weiß, daß Du fern von Deinen Feinden in Sicherheit bist, und will mich dann begnügen, ganz im Stillen an Dich zu denken."

Schrecken und Rührung wechselten in Felix Herzen. Er vermochte sich eines unwillkürlichen Schauders nicht zu erwehren, als er vernahm, welches entsetzliche Schicksal sie bedrohte, wenn ihr Befreiungswerk entdeckt würde und er glaubte es kaum vor seinem Gewissen verantworten zu können, das arme, unschuldige Kind einer so schrecklichen Gefahr auszusetzen.

Sie schien jedoch in seinen Augen zu lesen, was in seinem Innern vorging, und fuhr deshalb immer dringender fort: »Je länger Du zögerst, desto größer wird die Gefahr. Denn wenn der Himmel hell wird und ich fahre bei dem Wachtposten vorbei, könnte es ihm leicht einfallen, nachzusehen, was ich so schwer geladen habe in meine Karre. Jetzt, so lange es dunkel ist, wird er wenig darauf achten. Drum säume nicht! Denke an Deinen Vater und an die Freiheit!"

Wenn aber Felix durch irgend Etwas zu einem raschen, entscheidenden Entschlusse bewogen werden konnte, so war es gerade durch den Gedanken an seinen alten Vater. Um seinetwillen, glaubte er, würde der Gott, zu dem er brünstig gebetet, seine Flucht gelingen lassen, und ohne weiter zu widerstreben, warf er sich auf die Karre und krümmte sich zusammen, so viel er vermochte. Marsa zog ihm schnell einen Sack über die Füße, damit diese nicht unverhüllt hervorragen sollten, und bedeckte ihn dann ganz mit den übrigen Säcken, nachdem sie das große Messer und die in das Tuch geknüpften Lebensmitteln zu ihm gelegt hatte. Dann nahm sie den breiten Tragriemen auf, legte ihn über ihre Schultern und schob die Karre zum Stalle hinaus, immer an der äußern Hofmauer hin, bis zu einer kleinen Pforte, zu welcher sie einen Schlüssel besaß, da sie oftmals vor Tagesanbruch das alte Gebäude verließ, um Hausstandsbedürfnisse für ihren Vater, oder Futter für ihre Ziegen herbeizuholen. Noch war im Hofe kein menschliches Wesen wach, und es gelang ihr deßhalb auch ungestört, mit ihrer Karre zur Pforte hinaus zu kommen, die sie wieder hinter sich verschloß. Draußen dehnte sich eine schmale Ebene bis zum Sasztk-See aus, doch Marsa fuhr längs der Mauer hin, und obgleich die Last des junges Mannes nicht unbedeutend war, so suchte sie doch einen leichten Schritt anzunehmen, als ob sie die leere Karre vor sich hinführe.

„Gib keinen Laut von Dir und rühre Dich nicht!" rief sie ihm leise zu, als sie ein paar hundert Schritte weit an der Mauer hingefahren war, denn sie war in die Nähe der Schildwache gekommen, welche sich in eine Nische gedrückt hatte.

„Wenn er schliefe, kämen wir vielleicht vorüber, ohne angerufen zu werden," sprach sie dann vor sich hin. „Die Karre habe ich tüchtig eingeschmiert und sie schreit nicht, aber der Schnee ist hartgefroren und knistert, so leicht ich auch auftrete."

Sie hatte sich indessen in ihrer Hoffnung getäuscht, denn als sie ganz in die Nähe der Nische gelangt war, trat die Schildwache plötzlich hervor und rief ihr ein lautes „Halt!" zu.

Sie gehorchte auch sogleich, stellte die Karre nieder und entgegnete dann in einem ruhigen Tone: „Nun, ich halte! Was willst Du?"

Wer bist Du? Und was hast Du da auf Deiner Karre?" rief der Soldat näher tretend, der zu einem Linieninfanterie-Regimente gehörte und fast ganz in Schaffelle eingehüllt war, so daß er einen erschreckenden Anblick gewährte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schwester.

(Fortsetzung.)

Sie wollen sich in dem Hofe verbergen, sagte keuchend der Forstmann. Bertram, eile Du ihnen dorthin nach — ich will rechts ab, ihnen voraus, an den Weg, der von diesem Hofe ins Thal führt, um sie dort zu erwarten. Biete die Leute im Hofe zur Hülfe auf!

Der Jäger eilte fort, rechts ab, während der krumme Bertram, der die Behendigkeit eines Affen zu haben schien und wie ein wahrer kleiner Waldteufel aussah, in possierlichen Sprüngen über die Büschel des Haidekrauts setzte, dem Bauernhause zu, in welchem nach wenigen Augenblicken die Flüchtlinge verschwunden waren. Sein Herr eilte eben so rasch in anderer Richtung fort, erreichte nach einer Weile das Ende der Haide und befand sich bald wieder unter den Aesten eines Waldes. Noch einige Minuten und er stand am Rande eines Hohlwegs, der unter ihm mit tiefen, ausgefahrenen Geleisen thalwärts, nach der Mosel zu, sich hinabwand.

Er spannte den Hahn seiner Büchse, warf sich dann auf das grüne Moos und hielt mit dem Ausdrucke größter Erwartung das Auge nach der Seite des Bauerhofes auf den Pfad gerichtet.

Dieß kecke Gesindel, das mir so am hellen lichten Tag in's Revier bricht! flüsterte er, und fügte einen Fluch hinzu — da hörte er helle kichernde Stimmen — es waren auffallend helle Stimmen — zwei Gestalten wurden sichtbar, welche jetzt um die nächste Wendung des Weges bogen — zwei junge Mädchen mit rothen erhitzten Gesichtern waren es.

Leo schlug an, die Frauen blieben erschrocken stehen.

Der Jäger sprang auf, glitt den Hang bis zum Wege hinunter und ging ihnen entgegen. Eine von ihnen hatte ein hübsches, aber unbedeutendes rundes Gesichtchen mit etwas zu großem Munde und schmalgeschlitzten braunen Augen; die Andere, größer, eleganter gekleidet, zeigte dagegen edle, regelmäßige Züge, dunkelblonde reiche Locken und etwas wie einen Ausdruck von Kälte und Stolz, der sich um die starkgewölbten Lippen und die kräftig gezeichneten Nasenflügel gelagert. Das Oval ihres Gesichts war so regelmäßig wie aus Marmor gehauen. Sie trug einen Strohhut, mit frischem Strauß von rothen Haide- und gelben Ginsterblüthen daran, in der Hand; die andere, kleinere, trug einen Korb.

Während der Jäger diese Beobachtungen gemacht, hatte er sie erreicht und, an die größere der Damen sich wendend, sagte er mit vollkommenster Unbefangenheit:

Verzeihen Sie mir — aber ich muß eine Frage an Sie richten: sind Sie nicht Jägern oder bewaffneten Leuten begegnet?

Die Dame schüttelte den Lockenkopf, sie schien ein Lächeln zu verbeißen; die Andere versteckte sich hinter sie.

Ich bin Wilderern auf der Spur, fuhr der junge Mann fort, der Wald ist unsicher — Sie scheinen die Gefahr nicht zu ahnen, welche Sie bedroht. Dazu wird es Abend: nehmen Sie meine Begleitung an!

Aber die Wilderer?

Eben vor ihnen will ich Sie beschützen!

Von einem Feinde, wie Sie, verfolgt, werden Sie mehr an Ihre Rettung, als an Beleidigung harmloser Frauen zu denken haben, versetzte die Dame mit einem leisen Anfluge von Spott.

Wenn ich nun mein Waldhüteramt geltend mache, das mir die Pflicht auflegt, Unheil in meinen Forsten zu verhüten — werden Sie dann meine Begleitung annehmen? Keinenfalls können Sie verwehren, daß ich Ihnen folge, um im Falle der Noth zu Ihrem Schutze nahe zu seyn.

Das kann ich freilich nicht — aber unser Weg ist durchaus nicht kurz.

Glauben Sie, daß ich ihn so wünsche?

Der Jäger warf seine Büchse über die Schulter und um seiner Galanterie die Krone aufzusetzen, nahm er der Kleinen den Korb ab, welchen diese am Arme trug.

Das Mädchen erschrack sichtlich dabei und lehnte stotternd die Höflichkeit des Fremden ab. Der junge Mann aber hatte bei aller Zuvorkommenheit etwas so Entschiedenes, daß ihm nicht zu widerstehen war. In den Gesichtern der jungen Mädchen hatte sich bis jetzt eine gewisse versteckte Schelmerei gespiegelt, in ihren Worten etwas Spöttisches gelegen. Seltsamerweise war dieser Ausdruck in den Zügen und Reden plötzlich auf den jungen Mann übergegangen, seitdem er den Korb in der Hand trug.

Für diesen Korb bezeigte übrigens auch Leo ein außerordentliches Interesse. Er schnupperte in allen Richtungen an dem Weidengeflecht umher.

Sie müssen den Weg zeigen, sagte der Jäger nach einer Weile — ich glaube, dort rechts hinab geht es in das Thal hinunter.

Kennen Sie Ihre eigne Wälder noch nicht?

Die Wälder wohl — aber nicht ihre Pfade! — Doch auch etwas von diesen, setzte der Jäger lächelnd hinzu. Uebrigens bin ich in der That noch nicht lange genug hier, um alle Pfade und Stege zu kennen. Noch vor einigen Monaten dachte ich nicht im Traume daran, daß jemals ein so respek-

tables Glied der Gesellschaft aus mir werden würde, wie ein wohlbestallter Revierförster ist!

Also mit einer so beträchtlichen Sommität in der Hierarchie des „Tempels der Natur“ hat Ihre Dienerin die Ehre zu reden?

Spotten Sie nicht, versetzte der Förster, ist meine Macht nicht weitreichend und gewaltig genug? Ich habe fast eine Quardratmeile kurfürstlicher Waldungen zu beherrschen, die tausend Morgen des Barons Windschrot, die freilich von dem alten Verschwender grauenhaft verwüstet sind, nicht einmal gerechnet; und was meine Unterthanen angeht, so glaube ich nicht, daß irgend ein Fürst sicherer seyn kann, jeden von ihnen treu, fest und Tag für Tag an seiner rechten Stelle zu finden.

(Fortsetzung folgt.)

Frauenwerth und Frauenbestimmung.

Unter dem Bilde des Weibes verehren wir die Form in allen Dingen. Da ohne sie auch der tiefste Inhalt nicht gefällt, da die Männlichkeit erst dann vollendet auftritt, wenn der Zauber holder Weiblichkeit den Goldgrund zum Gemälde des Lebens bildet, so huldigen wir dieser gerne. Die Höhe der Verehrung, die eine ganze Zeit oder ein einzelner Mann dem Frauenthume zollt, ist der Maßstab für die Höhe der Bildung dieser Zeit oder des Mannes. Ueberall, wo das Weib Sklavin war oder ist, da ist der Mann, und wenn er sich auch als Herr der Welt dünkt, ein geistiger Sklave seiner Rohheit; wo der Mann aber das Weib erhebt, auf das Recht der Gewalt verzichtet und Liebe nur der freien Wahl verdanken will, da blickt er frei zum Himmel empor. Eine Legende sagt so schön: daß das Weib aus der Rippe des Mannes geschaffen wurde, sey Dir ein Zeichen, daß ihr Platz weder zu Deinen Füßen sey, noch daß sie Dein Haupt überrage, sie soll gleich berechtigt an Deinem Herzen ruhen. Es war dem Christenthume vorbehalten, dem weiblichen Geschlechte eine würdigere Stellung einzuräumen. — Wo Sittlichkeit regieret, regieren sie! — Der Madonnenkultus war in jenen Tagen ein Zeichen der Zeit, denn er war das Symbol der durch Frauenehrung gemilderten Sitte. Die Frauen — als Mütter, Töchter, Schwestern, Gattinnen — bildeten von nun den Mittelpunkt der Familie und führten das Scepter der Sitte, welches die Welt sanften Händen anvertraute, um anzudeuten, daß alles Geistige der körperlichen Kraft vorzuziehen sey, und daß die rohe Kraft der Sitte huldigen müsse. Von nun an war das zarte, leicht verletzliche Geschlecht von der Sittlichkeit wie von einer Mauer geschützt. Was hier von ganzen Völkern und Zeiten gilt, gilt auch vom einzelnen Manne. Aus seinem Urtheile über die Frauen kannst Du kecklich über ihn selbst urtheilen. Wie ich eine Frau mit Mißtrauen betrachte, welche von Männern nichts als Schlimmes weiß, so hege ich sofort gegen einen Mann Mißtrauen, der über das Weib nichts zu sagen weiß, als dessen Schwächen zu tadeln. Er richtet sich damit selbst: er hat entweder keine bessere Gesellschaft genossen, oder wenn er edleren Frauen begegnete, sie nicht verstanden. Da die Sitte die Schutzmauer des Weibes ist, muß es seine wichtigste Sorge seyn, daß Alles wohl sich zieme, was geschieht. Das von der Sitte abgekommene Weib steht daher auch weit unter dem tiefgesunkensten Manne. Dieser steigt oft aus dem tiefsten Sündenpfuhle, aus dem Abgrunde des Verbrechens am Stabe seiner Freiheit empor, aber das Weib hat keine Stütze mehr, wenn das Stäbchen der Sitte brach. Darum wird aber auch das Weib so durch seine ganze Lebensrichtung vor dem Falle weit mehr geschützt, als der Mann, denn sein Kreis ist nicht die bewegte Welt, sondern die Familie. Das Recht der Familie tritt der Tochter in einer weit höheren Berechtigung als dem Sohne gegenüber auf, denn jene gehört ihrem elterlichen Kreise so lange ganz an, als sie nicht selbst einen neuen Herd bauet. Ein Mädchen scheint uns daher von ihrer sittlichen Wurzel ganz abgekommen, wenn es sich der Familie und damit auch des Schutzes derselben entschlägt. Das Weib kann innerhalb des Familienkreises auf sich selbst stehen, ja der moralische Träger desselben seyn, aber sein Beruf ist dennoch, nur auf dem Grunde einer Familie zu erscheinen. Zum unmittelbaren Kampfe mit dem äußern Leben ist der Mann bestimmt. Dadurch bewahrte ein gütiges Geschick die Frauenwelt vor unzähligen Gefahren und Stürmen, und gewährte ihr zwar nur ein, aber ein desto weniger verfehlbares Ziel.

Mannigfaltigkeiten.

Wie die „Montagspost“ berichtet, erlitt ein Fremder, der in der vergangenen Woche einer Vorstellung im Berliner Schauspielhause beiwohnte, in Folge des vielen Gähnens eine Ausrenkung der Kinnlade, so daß ihm der Mund offen stehen blieb. In sein Hotel zurückgebracht, mußte ein herbeigerufener Arzt denselben chloroformiren und die Maulsperre sofort beseitigen.

Redakteur: Gustav Meffert.

Druck u. Verlag der Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 225 Montag, 21. September 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

Das Tartarenmädchen aber schien gar nicht erschrocken zu seyn, denn sie war gewöhnt an das gespenstige Aussehen des türkischen Militärs. Deßhalb entgegnete sie auch ganz keck: „Nun, beim großen Propheten! Bist Du denn blind und taub, daß Du mich nicht kennst, da mich doch alle Welt hier kennt? Ich bin Marsa, die Tochter des Gefangenwärters, im Palaste des Pascha Suleiman, und fahre fast jeden Morgen hier vorbei, nach dem großen Parke drüben."

Diese Auskunft schien aber dem Posten durchaus nicht zu genügen, denn er fragte weiter in seiner unfreundlichen Weise: „Was hast du aber so früh schon da drüben zu schaffen? Der große Park gehört zu dem Schlosse, welches der Serdar Omer-Pascha bezogen hat und Niemand darf hinein, der nicht dort wohnt."

„Du bist sehr neugierig," entgegnete sie kurz und schnippisch. „Oder die Langeweile plagt Dich und Du willst nur ein wenig plaudern. Aber ich habe keine Zeit zum Schwatzen und will Dir nur kurz und rund sagen, daß ich die Erlaubniß von meinem Oheim dem Gärtner habe, jeden Morgen mit meiner Karre in den Park zu fahren. Ich schneide dort grüne Stechpalmen für meine Ziegen zum Futter, und wenn meine Karre voll ist, fahre ich wieder nach Hause."

„Aber Deine Karre ist ja schon voll! Was hast Du geladen?" fiel ihr der Wachtposten, offenbar mißtrauisch, in das Wort.

„Nichts als Säcke!" erwiderte sie noch immer dreist und ohne die Fassung zu verlieren. „Einige will ich abliefern, drüben in der Mühle, und die andern brauche ich, um trocknes Laub hinein zu sammeln, zur Streu für meine Ziegen. Weißt Du nun Alles und wirst Du mich ziehen lassen."

Doch der Soldat hatte sich auf sein Gewehr gestützt, vor die Karre gestellt, und obgleich er eigentlich nichts mehr zu fragen wußte, schien er doch noch keineswegs geneigt zu seyn, ihr freie Bahn zu gönnen. Wohl mehrere Minuten lang, während Felix in seiner zusammengekrümmten Lage auf der Karre Todesangst ausstand, blieb er nachdenkend stehen, als ob er Etwas überlegte und begann endlich wieder, in einem milderen Tone: „Ich denke mir, Marsa, wenn Du so früh schon ausgehst, um im Freien zu arbeiten, so wirst Du wahrscheinlich Dein Morgenbrod mitgenommen haben, und Du könntest mir etwas abgeben davon, denn ich werde erst nach Tagesanbruch abgelöst, und ich bin gar sehr hungrig."

Seine Stimme war zuletzt in einen so kläglichen, bittenden Ausdruck übergegangen, daß das weichherzige Tartarenmädchen nicht zu widerstehen vermochte. „Nun, ich theile gern mit einem Hungrigen mein Brod," sprach sie, „Du sollst etwas haben." Damit ging sie zu der Karre und zog aus dem Bündel, welches die Lebensmittel enthielt, ein Stück Brod, welches sie ihm reichte, und wonach er gierig griff und sogleich davon zu essen begann.

„Darf ich nun weiter fahren?" fragte sie dann und er entgegnete mit vollem Munde: „Fahre weiter in Allah's Namen und lohne Dir's der große Prophet!"

Mit einem freundlichen Gruße warf sie den Tragriemen wieder über die Schultern und indem sie sich das Ansehen gab, als ob die Karre ganz leicht wäre, fuhr sie weiter; während der Soldat, ihr mit einem dankbaren Blicke nachschauend, wieder in seine Nische, die ihm gleichsam als Schilderhaus diente, zurück trat.

Sie hatte jetzt ungefähr nur noch zweitausend Schritte zurückzulegen, bis zu dem großen Parke, der rings von einer Mauer umgeben war. Was sie der Schildwache mitgetheilt hatte, war nur die reine Wahrheit, denn sie hatte wirklich durch ihren Oheim, den Gärtner des Schlosses, in welchem jetzt Omer-Pascha sein Quartier genommen, die Erlaubniß erhalten, den Park zu betreten, um die immergrüne Stechpalme, die dort reichlich wuchs, und trocknes Laub für ihre Ziegen zu sammeln. Ja, er hatte ihr sogar einen Schlüssel zu einer der

Thüren in der Parkmauer anvertraut, weil sie oft noch vor Tagesanbruch an ihr Geschäft ging. Mit erleichtertem Herzen fuhr sie nun dahin. Wenn sie auch dem Soldaten gegenüber ihre Fassung behauptete, hatte sie doch große Angst ausgestanden, denn ein Zufall konnte ihren Schützling verrathen und sie Beide in's Verderben stürzen.

In gleicher Weise hatte Felix eine wahre Folterqual erlitten. Er hörte jedes Wort, welches der Wachtposten und Marsa sprachen und mußte jeden Augenblick befürchten, daß er die Karre näher untersuchen würde; denn um dieß zu thun, durfte er sich ja nur niederbeugen und die Hand ausstrecken. Aber die Todesangst hatte ihm auch den verzweiflungsvollen Entschluß eingegeben, den Soldat auf der Stelle zu tödten, im Falle er ihn entdecken sollte. Deßhalb hielt er auch das große Messer, welches Marsa mit in die Karre gelegt hatte, krampfhaft umklammert; jeden Augenblick bereit, es zu seiner Vertheidigung, oder zum Angriffe zu gebrauchen.

Ohne weiteres Hinderniß gelangten Beide bis zu der Parkthür, zu welcher Marsa den Schlüssel besaß und die sie eilig öffnete. Sie hatte, seit sie den Soldaten verlassen, kein Wort mehr gesprochen und erst als sie die Karre in den Park hineingeschoben und die Pforte wieder hinter sich verschlossen hatte, schöpfte sie freier Athem, und rief Felix leise zu: „Du kannst jetzt aufstehen und neben mir hergehen, damit Dir die Glieder nicht erstarren. Es ist noch ziemlich dunkel, und es wird uns kein Mensch hier im Parke begegnen, der uns sehen und verrathen könnte. Auch denke ich, Du wirst vorläufig hier am sichersten seyn.“

Felix ließ sich nicht zweimal dazu auffordern, sich von der Karre zu erheben, denn seine zusammengekrümmte Lage, die er in dem kleinen Raume des bretternen Kastens einnehmen mußte, war nicht allein höchst unbequem, sondern auch schmerzhaft. Rasch stand er auf seinen Füßen, schüttelte und dehnte seine Glieder, aber zu seiner Bestürzung fand er sich weit mehr angegriffen, als es eine viel weitere Fußtour gethan haben würde. Er vermochte deßhalb auch seiner Befreierin nur mit wankenden Schritten zu folgen, die außerordentlich besorgt um ihn, ihre Karre nur langsam vor sich herschob und jetzt, da diese leicht war, ihn noch mit einem Arme zu unterstützen suchte. Sie war hier so bekannt, daß sie selbst in der nächtlichen Dämmerung, welche noch herrschte, die verschlungenen Pfade des ziemlich verwilderten Parks mit großer Sicherheit verfolgte, und so führte sie ihn einen ziemlich weiten Weg, bis in ein kleines, abgelegenes Wildgehege, welches, wie sie wußte, unter ihres Oheims besonderer Aufsicht stand und nur selten von einem menschlichen Fuße betreten wurde. Der Schnee lag hier nicht so hoch, als anderwärts, denn die hohen Bäume hatten ihn abgehalten, und überall am Boden zogen sich, wie grüne Stickerei auf weißem Sammet, die dunkeln, aber noch saftigen Blätter der Stechpalme hin. In einem, rings von dichtem Gebüsch umgebenen freien Raume hielt sie endlich an und setzte ihre Karre nieder. Zu seinem Erstaunen aber fand er, daß sie hier bereits, wenn auch nur einfache Vorbereitungen zu seiner Aufnahme getroffen hatte, was am vergangenen Tage geschehen seyn mußte. Aus der Scheune ihres Oheims hatte sie sich nämlich mehrere Bund Stroh entliehen, unter dem Vorwande, daß ihr Vater dessen bedürfe für seine Gefangenen; hatte es aber hierher getragen und ein, obgleich lustiges, doch möglichst warmes und weiches Lager daraus bereitet. Denn ihrem Plane nach sollte sich Felix hier den ganzen Tag über verborgen halten, da man gewiß, so lange die Sonne leuchtete, nach ihm suchen würde. Mit Einbruch der Nacht aber sollte er aufbrechen, und da er die schmale Landzunge, welche die Kalamita-Bucht von dem Sasyk-See scheidet, nicht passiren konnte, weil sie von türkischen Truppen stark besetzt war, so mußte er auf einem Umwege den See umgehen, und über Taymannai, Szack, Tulat und Karatuch, an der Katharina-Säule vorüber, Simpheropol zu erreichen suchen.

Als sie ihm ihren Plan mittheilte, erkannte er sogleich, daß er klug und den Umständen angemessen sey, weßhalb er sich auch ohne alle Widerrede in ihre Anordnungen fügte. Da er neue Kräfte sammeln mußte zu seinem bevorstehenden, nächtlichen Marsche, ließ er sich auf das für ihn bereitete Strohlager nieder, und verzehrte mit großem Appetit einen Theil der mitgebrachten Nahrungsmittel. Der Flasche aber, in welcher sich Rum befand, sprach er nur weniger zu, denn er hatte nur einige Schlucke davon genossen, so bemächtigte sich seiner bereits große Müdigkeit. Indessen war es Tag geworden und Marsa ging nun an ihr Geschäft, mit dem großen Messer Stechpalmen abzuschneiden und ihre Karre damit zu beladen, und als dieß geschehen war und sie wieder zu Felix zurückkehrte, fand sie ihn eingeschlafen. Sie warf einen Blick der Liebe und des Mitleids auf ihn und um Alles in der Welt hätte sie es nicht über sich gewinnen können, ihn aufzuwecken. Sie wußte wie nothwendig er dieser Ruhe bedurfte, um sich zu stärken für den weiten Marsch, der seiner harrte, da er doch kaum dem Knabenalter entwachsen war und kaum genesen von seiner schweren Verwundung, die ihn gar sehr erschöpft hatte. Aber sie hielt es auch für nothwendig, so lange er schliefe, nicht von seiner Seite zu weichen, damit er nicht überrascht würde, sobald sich Jemand nähern sollte, was freilich hier in dieser abgelegenen Gegend schwerlich zu

befürchten war. Auch trieb sie ein inniges Gefühl an, noch länger bei ihm zu weilen; denn die Trennung auf Nimmerwiedersehen stand ja so nahe bevor. Deßhalb stande sie auch lange, mit über der Brust gekreuzten Armen und hielt ihre Blicke auf ihn gerichtet, bis einzelne Thränen hervorquollen, ihre hellen Augen verdunkelnd. Dann schlich sie hinter den dicken Baumstamm, an welchem das Strohlager eine Stütze gefunden hatte und weinte bitterlich. Doch dauerte diese schmerzliche Bewegung nur wenige Minuten, worauf sie hastig ihre Thränen mit der Schürze abtrocknete, und wieder hervorkam. Es war indessen Tag geworden und ein schöner, heller Wintermorgen hatte sich auf die eiserstarrte Landschaft herabgesenkt.

Die Schwester.

(Fortsetzung.)

Es lag etwas in den Worten des Forstmannes, was der jungen Dame die Lust am Spotten vollständig zu nehmen schien. Sie war erblaßt und sah, wie um eine innere Bewegung zu verbergen, auf die Seite. Ihr Begleiter plauderte heiter in demselben Tone fort:

Was meine Gerichtsbarkeit über Wilddiebe und Holzfrevler angeht, sagte er, so sind sie auf Gnade und Ungnade in meine Hand gegeben.

Die junge Dame beschleunigte ihre Schritte.

Auch können sie sich auf eine strenge Behandlung von mir gefaßt machen — ich werde ihre Sünden gewissenhaft wägen, und finde ich sie schwer, so schwer wie den Korb zum Beispiel — der Förster wog den Korb in seiner Hand — dann —

Nun dann? stieß das Mädchen wie in hastiger Angst hervor.

Doch, das wird Sie nicht interessiren, versetzte er; lassen wir das. Ich war im Begriffe, Ihnen zu erklären, weßhalb ich mein eigenes Revier noch nicht vollständig kenne. Vor drei Monaten war ich noch hochgebietender Lieutenant in kurfürstlich Trierschen Diensten — seitdem ist mein Vater gestorben, ich mußte mich nach einer einträglichern Beschäftigung umsehen, als ein paar Epauletten spazieren zu tragen, und weil ich als guter Waidmann galt, gab mir der Kurfürst diese Stelle hier. Vor drei Wochen bin ich mit schwerem Herzen aus der Welt geschieden und in mein einsames Forsthaus gezogen. Ich bin ein Einsiedler geworden und lebe wie Vater Lorenzo, Kräuter pflückend, den Hirschen ihr Futter ausbreitend und dem Schlage der Amsel lauschend. Der Harzdufte der Fichten, die über mein Dach emporragen, entschädigt mich für die Patschouligerüche und den Ambra der Gesellschaftssäle. Und wenn ich gewußt hätte, zu welchen Begegnungen mein neuer Beruf mich führen würde, dann hätte ich ihn von Anfang an dreifach gesegnet.

Der junge Mann sprach diese Worte mit einem Ausdruck, der eine gewisse Innigkeit des Gefühls verrieth, und den Schluß seiner Worte mit einer Wärme, daß seine Begleiterin nichts zu erwidern wußte.

Nach einer Weile war das Ende des Waldes erreicht. Das Moselthal lag vor den Augen der Wandernden. Es war ein wunderbar schöner Anblick. An den prächtigen, dichtbewaldeten Bergwänden her schlängelte sich der dunkelblaue Fluß, die Abendröthe tauchte die Landschaft in ihre weichen und zarten Farbentöne. Der glühende Abendhimmel stand darüber, als ob seine lichten und kühn übereinander geworfenen Farbenströme den ernsteren und dunkleren Erdfleck da unten mit seinem Geschick, jetzt den Schatten der Nacht verfallen zu seyn, versöhnen wollten. Links in der Tiefe auf einem bis an den Fluß niedersteigenden Wiesengrunde erhob ein kleines Schloß Thürmchen und Zinnen aus Gebüsch und Obstbaumkronen; ein Haufen unansehnlicher Hütten lag einen Büchsenschuß weit davon entfernt, dicht am Flusse.

Jetzt sollen Sie keinenfalls weitergehen, sagte die Dame, wir sind im Angesicht meiner Wohnung — dort ist sie!

Sie deutete auf das Schloß.

Dort? Sie sind das Fräulein von Windschrot? Die Dame machte eine leichte Verbeugung.

Verzeihen Sie mir — stammelte der Forstmann verlegen.

Darf ich um den Namen meines Beschützers bitten?

Ich heiße Philibert Wolfskron, mein gnädiges Fräulein — hier, nehmen Sie, fügte er hinzu, den Korb seiner ersten Trägerin zurückgebend, die sich bisher im Hintergrund gehalten hatte und augenscheinlich die Zofe war — sollte sich einmal in Ihrer Gegenwart eine Meinungsverschiedenheit darüber erheben, in welcher Zeit Repphühner geschossen werden müssen, so behaupten Sie nur auf meine Autorität hin, in dem Monate, in welchem wir jetzt stehen, sey es in bedenklicherweise zu früh!

Der Forstmann machte Fräulein von Windschrot eine tiefe, ehrfurchtsvolle Verbeugung und war nach wenig Augenblicken im Dunkel seiner Wälder verschwunden.

2.

Als der Jäger sie verlassen hatte, eilten die beiden Mädchen doppelt hastigen Schritts nach Hause.

Das Herz hat mir still gestanden, als er mir

den Korb aus der Hand nahm, sagte die Zofe, tief Athem schöpfend.

Das Wild ist theuer erkauft — in meinem Leben wage ich es nicht wieder! flüsterte das Fräulein, sich nach dem Forstmanne umschauend.

Als Fräulein von Windschrot an der Schwelle ihres Hauses stand, zog sie einen Schlüssel hervor und öffnete die verschlossene Eingangsthüre. Keine Seele, nicht einmal der Gruß eines Dienstboten empfing sie. Die Räume waren verlassen, dunkel, nackt, einige mit altfränkischen Möbeln höchst nothdürftig besetzt und dadurch sahen sie doppelt so groß und so öde aus. Andere waren vollständig ausgeleert. Es war nahheimlich in den Stuben und Gängen, unheimlich wie in einem Hause, das seit Jahren zu vermiethen steht, und das keinen Einwohner findet, weil Niemand Lust hat, in den weiten kalten, spukhaften Gelassen zu wohnen.

Die beiden Bewohnerinnen, die Herrin wie die Zofe, hatten seit mehreren Tagen einen hartnäckigen Krieg mit Staub und Spinnengeweben geführt, der aufgewaschene Boden war in vielen Zimmern noch feucht, aber das alte Haus hatte sich sein historisches Recht, an vergangene Herrlichkeit zu mahnen, nicht nehmen lassen. Es hatte sich augenscheinlich in den Kopf gesetzt, ehestens an Altersschwäche zu sterben, und so wies es hartnäckig alle Versuche, es aufzumuntern, von sich. In den dunkeln Kammern hallten die Schritte der Mädchen so dumpf wieder, als läg es gar schon im Sterben und ächzte; die Wände aber mit den zerfetzten Tapeten und den gewaltigen, regellosen Mauerrissen sahen aus wie verzehrte hohläugige Gesichter, die im Scherze Grimassen schneiden, welche sich im Tode versteinern werden. Da die Fensterläden verschlossen waren und die Dämmerung also nur ein unendlich dürftiges Theilchen Licht in die alten Gelasse kommen ließ, so hatte Alles einen desto schauerlicheren, gespensterischen Charakter.

Leonore von Windschrot suchte ein Eckzimmer im ersten Stock auf. Wie auf der Flucht vor einem Feinde, der alle übrigen Theile der Festung bereits eingenommen hat, schien sich Alles, was von Wohnlichkeit und Eleganz in diesem „Schlosse" noch zu finden, hier in seinen letzten Versteck zurückgezogen zu haben. Ein großes Himmelbett mit grünen Sergevorhängen, ein Marmortisch mit geschnitzten und vergoldeten Füßen, darüber ein Spiegel, nach alter Mode von einer aus einzelnen kleinen Spiegelgläsern zusammengesetzten Cartouche umrahmt — dann ein Sopha mit krummen Dachsbeinen und verschossenem Calicotüberzuge —, Fenstervorhänge von demselben Zeuge, nur um einige Grade im Wettkampf war zuerst zu vollständigem Grau verblichen, dem trägen Lotterbett voraus — das waren die Hauptbestandtheile dieser Einrichtung.

Leonore warf sich ermüdet nieder und nachdem sie das Mädchen mit einigen Aufträgen fortgesandt, legte sie den Kopf auf die Sophalehne, um träumerisch in die grünen Laubwolken vor den Fenstern zu blicken, welche im Abendwinde hin- und herschwammen.

Das Herz war ihr unendlich schwer. Leonora stand vor einer furchtbaren Aufgabe, welche sie sich zu lösen vorgenommen und an der ihre Kräfte zu erlahmen drohten. Und doch — sie durften — sie sollten nicht erlahmen, diese Kräfte — das Opfer, welches sie bringen sollten, galt ja dem einzigen Wesen auf Erden, an welchem Leonorens Herz hing — dem langentbehrten, einzigen, mit einer ungestümen Leidenschaft geliebten Bruder.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Die Thurmuhrenverwirrung ist in Wien eine wahrhaft Babylonische geworden. Der Fall ist nicht selten, daß Jemand präcis 12 Uhr am Stephansplatz in einen Wagen steigt, und ebenfalls präcis 12 Uhr in einer eine Viertelstunde weit entfernten Vorstadt den Wagen verläßt. Rechnen Sie jetzt gefälligst aus, was er dem Fiaker zu zahlen hat, den er nach der Stunde zu fahren gedungen. Es ist sogar nicht unmöglich, daß wer um 12 Uhr Wien verläßt, noch vor 12 Uhr beispielsweise in der Leopoldstadt anlangt.

Ein Apotheker Fesch in Rendsburg, welcher jüngst eine Reise nach Deutschland gemacht und auch Wien besucht hatte, ist seiner Behauptung nach ein Verwandter des Kaisers Napoleon. Sein kürzlich verstorbener Vater, ein Kaufmann in Kiel, war ein Brudersohn des Kardinals Fesch, Oheims des großen Napoleon. Auch zählte der Verstorbene nach dem Tode des Kardinals zu dessen Erben und erhielt unter Andern ein vollständiges Tafelservice von massivem Golde gearbeitet, womit König Christian VIII. bei seiner Rundreise durch Kiel bewirthet wurde.

In England ist wieder ein Schiffskoloß im Bau. Der neue Klipper „Schakespeare," welcher sich noch in den Docks zu Liverpool befindet und im Laufe dieses Monats nach Melbourne abfährt, hält 5200 Tonnen und ist 234 Fuß lang, 44 Fuß breit und 29 Fuß tief. Seine Bauart verheißt eine Schnelligkeit von 14¼ Knoten in der Stunde.

Redakteur: Gustav Meffert.

Druck und Verlag der Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 226 Dienstag, 22. September **1857.**

Nordstern und Halbmond.

—

(Fortsetzung.)

Im Drange der Umstände hatte Marsa ihr Morgengebet vergessen, doch die auftauchende Sonne erinnerte sie daran und die Arme nach Osten ausbreitend, erhob sie ihre Seele zu ihrem Gott. Es war ein Dankgebet, welches aus dem reinsten Herzen floß und sie knüpfte die dringende Bitte daran, daß Allah dem Fremdlinge gnädig seyn, alle Gefahren von seinem Haupte wenden und ihn glücklich bis zu seinem Vater zurück gelangen lassen möge.

Dann fühlte sie sich beruhigter, aber auch recht matt und müde, denn sie hatte die ganze Nacht kein Auge geschlossen und alle die schweren Anstrengungen, denen sie sich oft unter der heftigsten Gemüthsbewegung unterzogen, hatten ihre Kraft erschöpft. Deßhalb ließ sie sich auch ganz leise neben Felix auf das Strohlager nieder, zwar mit dem festen Vorsatze nicht einzuschlafen; aber die Natur war schwächer, als ihr Wille, und es war rührend anzusehen, wie sie gegen den Schlaf ankämpfte, wie sich dieser aber immer mächtiger auf sie niedersenkte, so daß alle ihre Bemühungen, sich wach zu erhalten, scheiterten. Noch einige Male riß sie die Augen gewaltsam auf, dann aber senkten sich ihre Augenlider schwer wie Blei, und öffneten sich nicht wieder, denn ihre Sinne schwanden und sie war sich ihres Vorsatzes schon nicht mehr bewußt. Ihr Oberkörper hatte sich vorwärts gebeugt und unwillkürlich war ihr rechter Arm auf sein Knie niedergefallen, worauf sie nun auch ihr Haupt sinken ließ.

So war der Schlaf über Beide gekommen, wie über ein paar Kinder, die unbekümmert um Gefahr, ihr Auge schließen.

Der Palast, welchen Omer Pascha mit einem Theil seiner Familie bezogen hatte, war zwar auch ein alterthümliches, von einem Tartarenfürsten erbautes Gebäude, welches allein von weit größerem Umfange, als derjenige, welchen Suleiman Pascha bewohnte. Auch war er nach der Stadtseite zu noch mehr befestigt, mit hohen Ringmauern und Wachtthürmen umgeben. Nach Osten jedoch dehnte sich, hinter dem Palaste, ein großer, schöner Garten, dem sich ein Park anschloß, beinahe bis an den Sasik-See aus.

Nur in einem einzigen der Frauengemächer herrschte an jenem Tage, schon gleich nach Sonnenaufgang, ein reges Leben. Selinda, die geliebteste Tochter Omer Pascha's, hatte sich auch heute, wie sie es in der Regel that, schon vor Tagesgrauen von ihrem Lager erhoben, und beschäftigte sich eifrig, unter dem Beistande ihrer Zofe Mirza, mit ihrer Toilette. Sie war von einer europäischen Mutter geboren, die ihr Vater leidenschaftlich geliebt hatte, die aber schon vor Jahren der Tod ihm entrissen hatte. Dieser Unglücksfall bereitete ihm den herbsten Schmerz, den er jemals in seinem Leben empfunden, und da seine Tochter das leibhafte Ebenbild ihrer Mutter wurde, sowohl an äußerer Schönheit, als an Edelsinn und Tugend, so trug er den ganzen, reichen Schatz an Liebe, die er der Verstorbenen gewidmet hatte, auf sie über.

Selinda war in der muhamedanischen Religion, zu welcher ihre Eltern übergetreten waren, erzogen worden, doch als ihr Verstand sich entwickelte, schien ihr dieselbe nicht zu genügen und sie neigte sich mehr der milderen, christlichen Lehre zu, von welcher ihre Mutter ihr schon in ihren Kindesjahren, insgeheim in traulichen Stunden, einige Mittheilungen gemacht hatte, die sie für den Heiland Christus weit mehr begeisterten, als für den Propheten Muhamed. Sie hatte sich sogar ein Neues Testament in deutscher Sprache, die sie von ihrer Mutter erlernt, zu verschaffen gewußt, und betrachtete dieß Buch, welches sie freilich nur in der abgeschlossensten Einsamkeit lesen durfte, als einen heiligen Schatz. So entsproßte das Samenkorn des Christenglaubens, welches in den geheimsten Winkel ihres Herzens gefallen war, zu einer lebendigen, kräftigen Saat, obgleich sie gezwungen war, sich allen Gebräuchen der muhamedanischen Religion öffentlich zu unterwerfen. Aber sie nahm auch, durch ihre Mutter dazu hingeleitet, europäische Gesittung an, und zog selbst die europäische Kleidung

der türkischen vor. Deßhalb hatte es auch ihr Vater ihr nicht versagen mögen, daß sie sich in ihrem häuslichen Kreise ganz nach Gefallen kleidete, obgleich er darauf bestehen mußte, daß sie, sobald sie sich öffentlich zeigte, oder so oft sie mit Personen der türkischen Nation in ihrer Wohnung in Berührung kam, auch das türkische National-Kostüm anlegte. Ihre tägliche Umgebung war dieß gewohnt, und hielt es mehr für eine Grille der Eitelkeit, als für eine Geringschätzung der orientalischen Sitte, wenn sie in ihren Gemächern und auf einsamen Spaziergängen, in dem mit hohen Mauern umgebenen Garten und Parke, nach Art europäischer Modedamen gekleidet erschien.

Sie war mit jener einnehmenden Schönheit begabt, welche gleich beim ersten Anblicke alle Herzen bezaubert. Ihre hohe, schlanke Gestalt entwickelte bei jeder Bewegung eine unnachahmliche Grazie, und ihr reizendes, edelgeformtes Antlitz trug die deutlichsten Spuren europäischer Abkunft. Aus ihren großen dunkeln Augen erglänzte der Strahl der Seelenreinheit und einer unerschöpflichen Herzensgüte. Ihre ganze Erscheinung flößte hohe Achtung und Bewunderung ein.

Auch an jenem Morgen legte sie europäische Kleidung an, über welche sie einen orientalischen Mantel, mit Hermelin gefüttert, warf, während sie über ihr Haupt nur einen doppelten, schwarzen Schleier schlug.

So pflegte sie sich zu ihren Spaziergängen, auf welchen ihr höchst selten nur ein menschliches Wesen begegnete, zu rüsten, und so wollte sie auch heute, nur von ihrer Zofe begleitet, den Park durchwandeln, um sich nach einem Schlafe in den fast heißen Gemächern, welche die ganze Nacht hindurch warm erhalten wurden, zu erfrischen.

Sobald ihre Toilette beendet war, ließ sie durch Mirza ihren Hund von ächt spanischer Race, Bella genannt, herbeirufen, der ihr seinen Morgengruß, mit einem freudigen Gebell darbrachte, und um sie herumtanzend, nicht eher ruhte, als bis sie ihm einige Liebkosungen gespendet hatte. Dann verließen alle Drei die Frauengemächer, und begaben sich über eine Hintertreppe in den Garten hinab.

Es war ein außerordentlich milder und schöner Wintermorgen und die Sonne schien beinahe warm, auf die mit ihrem weißen Leichentuche bedeckte Gegend herab. Auch fühlte sich Selinda ungemein wohl und heiter gestimmt, weßhalb sie auch, sobald sie den Garten durchschritten hatte und den Park betrat, zu Mirza sprach: „Laß uns heute recht weit gehen. Wir kennen noch lange nicht alle Parthieen des Parks und wollen Entdeckungsreisen machen.“

Die Zofe, welche ihr mit wahrer Zuneigung und treuer Anhänglichkeit zugethan war und jeden ihrer Wünsche als Befehl betrachtete, folgte ihr bereitwillig und der kleine Hund sprang munter voraus, bald hier und da im Schnee scharrend, bald lustig bellend, bald wieder zu seiner Herrin zurückkehrend und um sie herumtanzend, bis sie ihm ein freundliches Wort, oder eine Liebkosung zuwendete.

„Unser Bella soll uns führen heute!“ rief Selinda, nachdem sie eine Strecke weit gegangen waren, heiter die Hände zusammenschlagend, aus, „Lauf, schönes Hündchen, lauf, und zeige uns den Weg! Wir wollen uns einbilden, daß Du eine verzauberte Fee bist, und daß wir uns in einem endlosen Walde befinden, durch den Du uns sicher leiten sollst.“

Es schien, als ob das Thierchen diese Worte wirklich verstanden hätte, denn es trabte jetzt weit ehrbarer voraus, als ob es sich seiner Führerpflichten bewußt wäre. Zuweilen, wenn die Wege sich kreuzten, blieb es stehen, und schien zu überlegen, ob es rechts oder links einbiegen, oder gerade aus laufen sollte. Zuweilen aber hob es auch die Nase spürend in Luft, und es schien dann, als ob es irgend einer Witterung folgte.

Selinda scherzte über ihre Idee, sich von ihrem Hunde führen zu lassen, und folgte ihm mit ihrer Zofe, wohin es ihm auch beliebte, sich zu wenden. So gelangte sie auf Wege, welche sie noch nicht betreten hatte, die zu dem kleinen Wildgehege führten. Kaum in dessen Nähe gelangt, blieb der Hund aber stehen, schnüffelte in der Luft herum, bellte einige Male, aber nicht laut, als ob er andeuten wolle, daß er etwas entdeckt habe und kroch dann durch das dichte Gebüsch, durch welches auf dieser Seite kein Weg führte.

Selinda, die sich nun einmal vorgenommen hatte, ihn gewähren zu lassen, blieb gleichfalls stehen, um seine Rückkehr zu erwarten, die auch nach wenigen Minuten erfolgte. Er sprang an ihr auf und bellte wieder leise, als wolle er ihr mittheilen, daß er etwas Wichtiges gesehen habe, dann aber umkreiste er, die Nase auf den Boden gerichtet, das Gebüsch, bis er den Weg fand, der hineinführte. Dort blieb er stehen, bis seine Herrin herankam, die lächelnd zu ihrer Zofe sagte: „Gewiß hat er ein Wild in seinem Lager entdeckt, laß uns ihm folgen; denn er ist heute gar zu possierlich.“

Er lief ganz eifrig voraus, sie folgten ihm und so gelangten sie bald zu der kleinen, ganz von Gebüsch umgebenen Lichtung, wo Marsa das Strohlager für Felix bereitet hatte, und wo Beide, überwältigt von Erschöpfung, eingeschlummert waren.

Ganz erstaunt blieb Selinda bei diesem Anblicke stehen, hob gegen den Hund drohend den Finger empor, daß er sich ruhig verhalten solle und gab auch ihrer Zofe einen Wink, durch keinen Ausruf ihre Gegenwart zu verrathen. Mit dem Ausdrucke

des innigsten Gefühls richtete sie ihre seelenvollen Blicke auf die rührende Gruppe der Schlummernden. Aber unbegreiflich schien es ihr, wie jene Beiden, die deutliche Spuren verschiedener Abstammung und verschiedener Stellung in der menschlichen Gesellschaft an sich trugen, hierher gekommen waren, und in so traulicher Weise mit einander vereint, bis in den hellen Morgen hinein, schlummerten. Sie erkannte auf den ersten Blick, daß Felix keinem niedern Stande entsprossen sey, obgleich seine Zivelkleidung beinahe eine bäurische zu nennen war. Sie erkannte es an den edel und feingebildeten Zügen seines ungemein einnehmenden Gesichts, an der wohlerhaltenen weißen und zarten Haut seiner Hände. Auch entging es ihr nicht, daß sich in seinem Aeußeren noch deutliche Spuren einer durch lange Krankheit hervorgerufenen Schwäche zeigten, und ihr inniges Mitleid wurde augenblicklich rege, als sie bemerkte, daß er zuweilen im Schlafe zusammen schauderte, und die Hand, auf welche er sein Haupt gestützt hatte, ganz blau und erstarrt war, von der Kälte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schwester.

(Fortsetzung.)

Um Leonorens Lage zu erklären, müssen wir den Leser einen Blick in die letzten Blätter der Familienchronik des Hauses Windschrot thun lassen. Was auf den früheren Blättern steht, ist ohne Interesse für ihn; es ist darin von nichts Anderm die Rede, als von sehr tapfern Rittern und gestrengen Gutsherrn, von züchtigen Frauen und ins Kloster gegangenen Tanten, von erlegten Hirschen mit höchst seltsamen Geweihen, von Geburten und Hochzeiten und vielen andern der Familie zum Ruhm und Ehren ausgeschlagenen Ereignissen dieser Art. Erst mit dem Vater Leonorens erhebt sich aus der reichen Nomenklatur heimgegangener Barone von Windschrot eine originelle und ganz aus der Art schlagende Physiognomie.

Stephan Heribert von Windschrot war nämlich schon als Knabe ein schwer zu lenkender Querkopf. Es war nicht möglich gewesen, von den ehrwürdigen und weisen Grundsätzen, welche bisher die unabänderliche Richtschnur aller Windschrote gebildet und die Ehre des Hauses in allen schwierigen Lagen und kritischen Augenblicken oben erhalten hatten, etwas seinem durchaus räthselhaften Charakter einzuprägen. Der würdige Stolz seiner Ahnen fehlte ihm vor allen Dingen ganz und gar. Er kannte kein größeres Vergnügen, als sich mit den Bauerbuben im Dorfe umherzutummeln und gleich ihnen mit bloßen Füßen umherzulaufen. Als er größer wurde, verstärkten sich diese gemeine Neigungen nur immer mehr; sie erstreckten sich bald nicht allein über die Buben, sondern auch über ihre Schwestern; und weit entfernt, durch diese Erweiterung an Innigkeit abzunehmen, wurden sie nur immer skandalöser. Kurz, dem Hause Windschrot war in seinem jüngsten Sprossen ein wahrer Taugenichts erblüht, welcher aller pädagogischen Weisheit, die sich an ihm erproben wollte, eine glänzende Niederlage beibrachte. Stephan wurde endlich nach Mainz gesandt, um bei den Pagen des kurfürstlichen Hofes unter strenger Zucht, Sitte und kavaliermäßiges Benehmen zu lernen. Der Pagenhofmeister erklärte nach einem halben Jahre, daß er des Ausbunds nicht mehr Meister werden könne. Man übergab ihn nun einem Jesuitenkollegium zur Erziehung; nach einem Jahre entließen ihn die frommen Väter, weil sie vollständig daran verzweifelten, den Wildfang in die Fußstapfen des heiligen Aloysius, dieses ihres Spiegels seraphischer Lebensheiligkeit treten zu sehen.

So kehrte Stephan Heribert in das Schloß seiner Väter zurück — aber freilich nicht ganz derselbe Mensch mehr, als welcher er ausgezogen war. Der wilde Tollkopf war er noch immer, aber die Neigung zur offener Empörung hatte sich mit einem Hange zu stiller Tücke einträchtlich zusammengefunden; er war neben seinen früheren überaus glänzenden Eigenschaften auch noch verstockt, rachsüchtig und schadenfroh geworden und die seraphische Erziehungsmethode hatte — das war unverkennbar — immerhin einige bleibende Spuren zurückgelassen.

Als unsere edle Pflanze zur Freude Gottes und der Menschen bis zu einem Alter von zweiundzwanzig Jahren emporgeblüht war, suchten ihm seine Eltern eine Frau aus. Da sie hübsch war und einiges Vermögen besaß, zeigte er bei dieser Gelegenheit nichts von seinem sonstigen Widerspruchsgeiste, sondern ließ sich die sämmtlichen, bei einer solchen Veranlassung üblichen Verhandlungen und Zeremonien auf's Geduldigste gefallen. Auch beschenkte er seine Gattin in höchst anständiger Weise mit zwei Kindern, einem Sohne und einer Tochter; dann aber kümmerte er sich nicht weiter um sie und ließ sie still und langsam in Langerweile und Gram sich verzehren, bis sie nach einer Reihe von Jahren wie ein zu Ende gekommenes Licht lautlos und ohne Klage erlosch. Es war eine Wohlthat des Himmels, daß er sie zu sich nahm. Denn da schon vorher ihre beiden Schwiegereltern zu Grabe gegangen und Stephan Heribert somit Baron von Windschrot und unumschränkter Herr seines Allodialguts geworden, so hatte ein Leben auf

dem einsamen Schlosse begonnen, in welches eine stille, streng erzogene Frau nicht paßte. Baron Windschrot beschloß nämlich, sobald er unabhängig geworden, sich das Landleben durch die Freuden der Geselligkeit zu versüßen und in seinem Hause den Grundsatz unbedingter Gastlichkeit einzuführen. Aber, weiß der Himmel, wie es kam, die nächsten Gutsnachbarn, solide Leute von Ehre und Reputation, zeigten sich alle insgesammt als höchst sauertöpfische Gesellen, und von der Gastlichkeit des Hauses Windschrot machten nur eine Horde kurioser Bursche, die sich weither zusammenfanden, Gebrauch: alte Fuchsjäger, die unverschämt lügen konnten; außer Dienst gekommene Hofkavaliere, welche den alten Spruch: ora et labora, „spiele und fluche" übersetzten — ein kassirter Husarenrittmeister, der beachtenswerthe Kenntniß in der natürlichen Magie besaß, und ein alter ruinirter Krautjunker, der sich seinen Lebensabend durch außerordentliche Thätigkeit im Ausstopfen aller möglichen Arten von Eulen und Habichten versüßte — das waren die Stammgäste des Barons, der einen theuern Eidschwur darauf ablegte, daß es unmöglich sey, eine Tafelrunde von ergötzlicheren alten Narren zusammenzubringen.

Herr von Windschrot lebte mehrere Jahre lang mit seinen heitern Freunden in Fülle und Freudigkeit, bis er zu seinem Entsetzen inne wurde, daß die Hofkavaliere ihm seine sämmtliche Renten aus den Händen gespielt, der Rittmeister durch seine natürliche Magie Aecker und Wiesen in Rauch aufgehen lassen und der Krautjunker an die Stelle von Habe und Gut ihm eine höchst übelriechende Sammlung von nichtsnutzigen Sperbern und Käuzen hinterlassen hatte.

In dieser Lage begann er nachzudenken und seinen Geist auf die Betrachtung seiner häuslichen nicht nur, sondern auch der allgemeinen Weltzustände zu richten, die er plötzlich höchst unnatürlich und widersinnig fand. Es gibt Lagen im Leben, in welchen man sich im Stande fühlt, mit großem Vergnügen und unbedingter Heiterkeit dem ganzen Aufbau der menschlichen Gesellschaft mit einem Fußtritt den Garaus zu machen, wenn dieß denkbarerweise irgend möglich wäre. Aber Herr von Windschrot mußte mehr thun, als sich solchen angenehmen, seiner Stimmung zusagenden Phantasien hingeben: er mußte handeln. Um eine Anleihe zu bewerkstelligen, begab er sich in die Heimath seiner schönsten Jugenderinnerungen, seiner Pagenstreiche nämlich, nach Mainz. Aus der Anleihe wurde hier nun freilich nichts, da weder Christ noch Jude sich geneigt finden ließ, auf die zu Grunde gewirthschaftete Windschrot'sche Baronie sein gutes Geld herzugeben. Aber der plötzliche in so staunenswerthem Grade erweiterten sozialen und politischen Intelligenz unseres Mannes kam hier ein Kreis von Leuten entgegen, welche für den Baron von Windschrot gerade, wie ausgesucht, die rechte Leute waren. Nicht daß sie so amusante Gesellen und unüberwindliche Zechbrüder gewesen wären, wie seine jetzt in alle vier Winde zerstreuten Freunde, die ihn zu Grunde gerichtet hatten, waren — wenn auch nicht zu leugnen stand, daß der kleine Dorsch, ihr hochgebietender Präsidentes an an Wunderlichkeit mit jedem Kauz in der Welt aufnehmen konnte; aber dafür wußten sie die rechten Worte und Gedanken auszusprechen, welche Windschrot's innerstes Herz bewegten, und verstanden es, Pläne und Anschläge zu machen, die seine tiefsten Seelenwünsche befriedigten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Ertrag des Weinbaues im Zollverein.] Dieterici berechnet denselben im Durchschnitt auf 2,950,000 Eimer im Jahr, wovon auf Bayern 800.000 oder 27 Prozent, auf Württemberg 740,000 oder 25 Prozent, auf Baden 630,000 oder 22 Prozent, auf Preußen 407,000 oder 13 Prozent, auf Hessen-Darmstadt 230,000 oder 8 Prozent auf Nassau 62,000 oder 2 Prozent; auf die übrigen Staaten 81,000 Eimer oder 3 Prozent kommen. Ausgeführt wurden davon in der Periode von 1849/53 jährlich 95,000 Eimer oder $3\frac{1}{3}$ Prozent, während 140,657 Eimer fremde Weine, oder $4\frac{2}{3}$ Proz. eingeführt wurden. Die gesammte zur Weinkultur benutzte Bodenfläche beträgt an 400,000 preußische Morgen, die, wenn man den Eimer auch nur zu 10 Thlr. durchschnittlich veranschlagt, einen Nutzen von gegen 30. Mill. Thlr. oder 75 Thlr. vom Morgen gewähren.

[Ein eigenthümlicher Hausirhandel.] In einigen Gegenden Tyrols fahnden nämlich hausirende Sammler nach alten Pergamenturkunden, welche sie unter dem Vorwande, das Pergament zum Flicken der Orgeln zu benützen, das Pfund mit beiläufig zwei Gulden bezahlen. Einer dieser Industrieritter soll erst kürzlich auf solche Weise in den Besitz einer beträchtlichen Menge solcher Urkunden gelangt seyn und namentlich im Passeyrer ꝛc. reiche Ernte gehalten haben.

Redakteur: Gustav Meffert.

Druck u. Verlag der Waitandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 227 Mittwoch, 23. September 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

Die tiefe Bewegung, welche der außerordentlich rührende Anblick in Selinda hervorgerufen hatte, schien sie der Sprache ganz beraubt zu haben, und unwillkürlich nahm sie ihren, mit Hermelin gefütterten Sammetmantel ab und deutete ihrer Zofe mit einem Winke an, daß sie den Schlummernden damit bedecken möge.

Mirza erfüllte auch sogleich den Willen ihrer Herrin so leise und geschickt, daß es ihr wirklich gelang, den armen Felix in das wärmende Kleidungsstück einzuhüllen, ohne ihn zu erwecken, während Selinda, ganz versunken im Anschauen, und die Hände unter dem Kinn gefaltet, dabei stand, ja, selbst Bella, durch einen Blick auf ihre Gebieterin, ihre stille Theilnahme verrieth.

Als dieß geschehen war, flog es wie ein Lächeln der Dankbarkeit über die Züge des Schlummernden und indem er sich behaglich dehnte, schien er die wohlthuende Wärme des feinen Pelzwerkes zu empfinden. Ein lieblicher Traum von Frühlingsduft und erwärmenden Sonnenstrahlen, die sich durch Blüthenbäume auf und niedersenkten, umgaukelte seine Sinne, doch plötzlich wechselte die Scene. Eine schwarze Wetterwolke verdunkelte das freundliche Tageslicht und unter Blumen sah er eine riesengroße Schlange hervorschießen, welche in bunten Farben schillerte und ihn mit ihren Ringen in erstickender Umarmung zu umschlingen drohte.

Der Traum beunruhigte ihn sichtbar. Seine Hände ballten sich, wie zur Vertheidigung, er stieß einen Schrei aus — und erwachte.

Auch Marsa fuhr mit einem Schreckensrufe empor und hatte sich augenblicklich ermuntert.

Beide starrten die fremde Dame an und Bestürzung malte sich Anfangs in ihren Zügen, doch als sie bemerkten, wie sie gütig auf sie niederschaute, als Felix wahrnahm, daß sie ihn sogar mit ihrem Mantel hatte bedecken lassen, da bemächtigte sich seiner ein so inniges Vertrauen, wie er es noch nie gegen ein ihm ganz fremdes weibliches Wesen empfunden hatte.

Indessen hatte auch Marsa ihre Fassung wieder gewonnen. Ihr Oheim, der Gärtner, hatte ihr die schöne Dame erst kürzlich gezeigt, als sie im Park lustwandelte, und sie ihr als die Tochter des jüngst erst in Eupatoria eingetroffenen Serdars Omer Pascha bezeichnet. Sie erkannte sie jetzt wieder auf den ersten Blick und da Alles, was sie von ihr vernommen hatte, nur ein Lobgedicht war, auf ihre Tugend und besonders auf ihre unerschöpfliche Herzensgüte, so fühlte sie auch sogleich den Muth, sich ihr zu Füßen zu werfen und mit angstvoll emporgehobenen Händen sie anzuflehen: „O verrathe uns nicht! Sey barmherzig!"

Mit unbeschreiblicher Milde blickte Selinda auf das arme Mädchen, befahl ihr aufzustehen und forderte nähere Aufklärung.

Marsa warf einen fragenden Blick auf Felix, als ob sie sich erst dessen Einwilligung versichern wollte, ob sie auch reden dürfe? Doch auch dieser hatte sich rasch von seinem Lager erhoben und trat jetzt, indem er sein Haupt von der unkleidsamen Mütze, die er trug, entblößte, mit edelm, wahrhaft ritterlichem Anstande vor Selinda hin. Zuerst händigte er der Zofe, unter den wärmsten Dankesäußerungen gegen ihre Herrin, den Sammetmantel wieder ein, und dann richtete er die bittende Frage an diese, ob sie ihm wenige Minuten Gehör schenken wolle, damit er im Stande sey, ihr seine Schicksale mitzutheilen, die ihn hierhergeführt? Mit einer wohlwollenden Neigung ihres Hauptes gab sie ihm ihre Einwilligung dazu, doch ehe er noch die Lippen öffnete, um seine Mittheilung zu beginnen, flüsterte ihm Marsa zu: „Du brauchst ihr nichts zu verschweigen, gar nichts! Sie ist himmlisch gut, wie ein Engel des Paradieses! Sie ist die Tochter des großen Omer Pascha und wenn Du ihr Herz rührst, wird sie Dich retten durch die Macht ihres Vaters."

Selinda waren diese Worte nicht entgangen, und sie wendete sich erröthend ab, während Felix durch diese Mittheilung sein inniges Vertrauen nur noch gesteigert fühlte. Doch er schlug bescheiden seine

Augen nieder und wagte es nicht mehr, ihr in's Antlitz zu schauen, denn schon ihr erster Anblick hatte einen zündenden Funken in sein Herz geworfen. Er beängte jedoch das aufflammende Gefühl zurück und mit einer Offenheit, welche das unverkennbare Gepräge der Wahrheit trug, begann er seine Erzählung. Er nannte seinen Namen, gab sich als Fähndrich in der russischen Armee zu erkennen und berichtete: wie er in der Schlacht an der Alma gefährlich verwundet, und von seinem Vater vom Schlachtfelde hinweggetragen und in dessen Wohnung gebracht worden sey. Dann erzählte er weiter, ohne die geringste Befangenheit zu äußern, wie Aminda in das Haus seines Vaters gekommen, und sich für die flüchtige Gattin eines französischen, gefallenen Offiziers ausgegeben, wie sie sich seiner Verpflegung unterzogen, und wie man sie Beide, als er kaum genesen, am Tage vor seinem Abgange zur russischen Armee, als er mit ihr in einem nahen Gehölz gelustwandelt, überfallen und nach Eupatoria fortgeschleppt habe. Hier sey es ihm erst kund geworden, daß Aminda keine Christin, sondern die Favoritin Suleiman Pascha's sey, die durch ihm unbekannte Ereignisse schon seit der Landung der verbündeten Heere in der Krim von ihrem Gebieter getrennt worden sey. Dieser aber scheine ihn nun eines geheimen Einverständnisses mit Aminda, welches jedoch niemals stattgefunden, zu beschuldigen und habe ihm die fürchterlichste Rache geschworen. Er sey in einen abscheulichen Kerker geworfen, mit Ketten belastet und gegen alles Kriegsrecht mit den entsetzlichsten Martern bedroht worden. Da habe sich Marsa, die Tochter des Kerkermeisters, seiner erbarmt, sey ihm zu seiner Flucht behülflich gewesen und habe ihn während der Nacht auf ihrer Karre aus den Mauern des festen Palastes glücklich bis hierher geführt, wo sie geglaubt, daß er sich werde verborgen halten können bis zum Eintritte der Dunkelheit, um dann die Flucht weiter fortzusetzen, bis in die von den Russen okkupirten Gegenden. Da sie jedoch Beide die ganze Nacht hindurch kein Auge geschlossen, so hätte die Erschöpfung und die kalte Luft sie hier in einen festen Schlaf versenkt, dem sie nicht hätten widerstehen können.

Die Dankbarkeit, welche er immer noch für Aminda fühlte, für die sorgfältige Pflege, die sie ihm während seiner Krankheit gewidmet, hatte ihn zurückgehalten, auch nur durch die leiseste Andeutung die glühende Leidenschaft zu verrathen, welche ihm die Favoritin selbst eingestanden, oder gar die wilden Rachedrohungen zu berühren, mit welchen sie ihn noch im Kerker heimgesucht hatte.

Selinda hatte seiner Erzählung mit einer wahrhaft innigen Theilnahme gelauscht, und auch nicht der leiseste Zweifel an der Wahrheit seiner Worte sprach sich in ihren Zügen. Er hatte so frei und ungezwungen geredet, seine Worte waren so fließend, ohne Anstoß über seine Lippen gedrungen, und sein offener Blick, der Zug der Redlichkeit, der in seinem Angesichte vorherrschte — dieß Alles trug so ganz das Gepräge der Wahrheit, daß sie nicht zweifeln konnte.

Indessen vermochte sie doch eine gewisse Verlegenheit nicht zu verbergen, denn obgleich sie die lebhafteste Theilnahme für den jungen Mann empfand, so wußte sie doch nicht, was sie mit ihm beginnen sollte. Sie konnte allerdings ihren Vater bitten, ihn unter seinen Schutz zu nehmen, was ihr dieser auch schwerlich abgeschlagen haben würde, aber sie befürchtete, daß dieß zu unangenehmen Erörterungen mit Suleiman Pascha führen würde, der, um seine grausame Behandlung zu entschuldigen, den armen Gefangenen mit den schwersten Anklagen belasten konnte, und sie wußte nicht, ob ihr Vater eben so leicht geneigt seyn würde, an seine Schuldlosigkeit zu glauben, als sie. Auch sah sie wohl ein, daß er selbst unter ihres Vaters Schutze, doch vielleicht lange Zeit würde Kriegsgefangener bleiben müssen, und sie wünschte ihm von Herzen, daß er seine Freiheit vollkommen weiter erhalten möchte. Sie hätte ihn allerdings seinem Schicksale überlassen können, ohne sich um ihn zu kümmern und hätte sich ihn schon zum Danke verpflichtet, wenn sie das zufällige Zusammentreffen mit ihm gegen Jedermann verschwiegen hätte, aber ein seltsames Gefühl hatte sich ihrer bemächtigt, welches sie aufforderte, mehr für den jungen Mann zu thun, als er selbst nach einer so flüchtigen Begegnung erwarten durfte. Vor Allem aber quälte sie die Besorgniß, daß er leicht in die Hände Suleiman Pascha's zurückfallen könnte, da gewiß schon mit Tagesanbruch die umfassendsten Nachforschungen in der ganzen Gegend nach ihm angestellt worden waren. Dann aber würde sie ihren Einfluß nicht mehr haben geltend machen können, und sie hätte ihn als verloren betrachten müssen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schwester.

(Fortsetzung.)

Bald war Windschrot einer der eifrigsten und verwogensten unter ihnen; keiner mochte höhere und ausdrucksvollere Sätze — Sprünge, in welchen die ganze Metaphysik der „Freiheit und Gleichheit" lag — wenn die Carmagnole um den Freiheitsbaum

getanzt wurde, und keiner entwickelte donnerndere Lungen- und Zungenkraft, wenn der glorreiche „reinisch-deutsche Nationalkonvent“ seine Sitzungen hielt.

Aber ach, dem deutschen Nationalkonvent war eine kurze Lebensdauer beschieden! Die Preußen rückten vor Mainz und machten ihm ein Ende. Glücklicher als viele andere seiner Schicksalsgenossen, welche dem General Kalkreuth in die Hände fielen, wußte Windschrot in der Montur eines französischen Soldaten mit den abziehenden Franzosen aus Mainz zu entkommen und begab sich mit ein paar andern Flüchtlingen nach Paris und verließ es nach drei Tagen wieder, von Angst und Schrecken ergriffen, da er mitten in die Gräuel des Terrorismus hineingerathen war und nachdem er das blutige Haupt seines Freundes Adam Lux gesehen. Er suchte seine Heimath wieder zu erreichen. Nach einer gefahrvollen Wanderung endlich in Trier angekommen, wurde er erkannt und sofort verhaftet. Jetzt saß er in Trier im Gefängnisse.

Baron Windschrot hatte zwei Kinder, Joseph und Leonore. Beide waren von einer unverheiratheten Tante erzogen, welche nach dem Tode ihrer Mutter dem Haushalt des Barons vorstand. Diese Tante war eine strenge, adelstolze, gottesfürchtige Dame, die es sich zur Aufgabe setzte, das junge Blut vor dem Verderben zu bewahren, womit das Beispiel des Hausherrn es bedrohte. Gottlob, diese Aufgabe zeigte sich nicht schwer. Die beiden Kinder waren zwar nicht übermäßig lenksam und geduldig, sondern bewiesen Beide, daß sie in hohem Maße das bewiesen, was man bei Kindern Eigensinn und bei Erwachsenen Charakter nennt. Aber da nichts leichter in Kindern zu erwecken ist, als gerade Geburtsstolz und Hochmuth, so sah die gestrenge Stiftsdame ihre Bemühungen, in den kleinen Windschrot's das Bewußtseyn ihrer Würde und ihres Standes wachzurufen, das sie vor den gemeinen Neigungen des lustigen Papas schützen sollte, mit dem glänzendsten Erfolge gekrönt. Joseph und Leonore trugen in der That ihre kleine Näschen so hoch, daß es eine wahre Freude anzusehen war; der Bube wurde so vorwitzig, das Mädchen so schnippisch und naseweis, daß es zehn Meilen in der Runde nichts Aehnliches von trutziger Vornehmheit unter Fräulein Jünkerchen gab.

Gott schütze sie, sagte die Tante in stolzer Selbstzufriedenheit mit ihrem Werke; sie werden den Namen Windschrot schon wieder zu Ehren bringen!

Joseph war neunzehn Jahre alt, Leonore siebzehn, als die pekuniären Verhältnisse des Barons sich in einer Weise verwirrt zeigten, daß die Tante in ihr Stift zurückzukehren für gut fand und Joseph von der Universität, wo er den Studien oblag, zurückberufen werden mußte, weil der Vater kein Geld für seine Bedürfnisse mehr aufzubringen vermochte. Dieß war ein furchtbarer Schlag für den hochmüthigen jungen Mann. Er glaubte sich in den Augen aller seiner Mitstudirenden geschändet, und ohne von einem derselben Abschied zu nehmen, eilte er in verzweifelter Stimmung heim. Als er zurückgekehrt war, hatte er eine furchtbare Scene mit dem Vater. In der Leidenschaft seines gekränkten Stolzes, die furchtbar aufloderte, als er aus seines Vaters halben Geständnissen die ganze Wahrheit schließen mußte, vergaß er sich bis zu Schmähungen und Ausdrücken, welche der alte Verschwender mit Schlägen seiner Reitpeitsche strafen wollte. Joseph zog, seiner nicht mehr mächtig, zur Abwehr den Degen wider seinen Vater und dann verließ er mit stolzen Schritten das Zimmer, verfolgt von den Flüchen und donnernden Verboten des Vaters, je wieder in seinen Gesichtskreis zu kommen.

Der junge Mann flüchtete sich mit der Last seines Herzens und seinem Ingrimm zu seiner Schwester. Leonore suchte ihn zu beruhigen, aber sie gewahrte bald, daß ihre sanften Worte keine Macht hatten über den Sturm, der in ihm tobte. Sie empfand dieß tief. Ihr Vater hatte sich nie um sie und die Gefühle ihres Herzens gekümmert; sein Anblick schüchterte sie ein; er war ihr fremd, als ob eine Welt zwischen ihr und ihm liege; so hatte sie alle Empfindungen ihrer jungen liebebedürftigen und in der Einsamkeit nach und nach zur Schwärmerei aufgeblühten jungen Seele dem Bruder zugewendet. Sie liebte nur ihn, sie kannte nur ihn, — er war ihr Stolz, ihre Zuversicht, die Hoffnung ihrer Zukunft, der Mittelpunkt ihrer Träumereien. Desto tiefer schmerzte es sie, daß sie jetzt so ganz ohne Einfluß auf ihn sey, daß ihre schmeichelnden, flehenden, beschwörenden Worte nicht vermochten, seine Gedanken von einem düstern und verzweifelten Plane abzulenken, den er in sich herumwälzte.

(Fortsetzung folgt.)

Die französischen Besitzungen in Indien.

Frankreich besitzt in Indien noch fünf Handelsposten oder Stationen, welche der Entwickelung fähig sind. Die erste und wichtigste Station ist Pondichéry, eine Stadt von 50 bis 60,000 Einwohnern, welche ein breiter Kanal in die Stadt der Weißen und der Schwarzen scheidet; die Straßen sind grade und fast alle mit Kokusnußbäumen bepflanzt; die Dorfschaften der Umgebung sind reinlich und wohlhabend. Chandernagor, der Wichtig-

keit nach die zweite Stadt, hat viel von ihrem ehemaligen Glanze verloren; ihre Lage am Dugly, einem Arm des Ganges, ist herrlich, ihre Straßen sind schnurgerade, aber sie hat verödete Stadttheile, der Hafen ist leer, der Handel null. Karikal ist in industrieller Hinsicht besser daran und seine Einwohner betreiben lebhaft Leinenfabrikation. Diese drei Städte sind auf der Landseite ganz oder theilweise mit bastionirten Mauern umgeben, welche es allenfalls möglich machen würden, eine Belagerung auszuhalten. Yanaen ist in gedeihlicherer Lage als die vorhergehenden Städte, Dank seiner Lage am Godavey und seinem gesunden Klima; man fabrizirt dort viel Leinen. Mahe ist ein ganz kleiner Posten, ohne allen Werth in der Provinz Carnatic. Die Garnison dieser französischen Etablissements in Indien besteht aus zwei Kompagnien Seyoys zu 600 unter den Befehlen europäischer Offiziere; es ist eher eine Polizei- als Militärmacht. Außerdem besitzt Frankreich das Recht zu Mazulipatam, Calicut und Surate Comptoirs mit gewissen Privilegien anzulegen.

Die meisten dieser Etablissements rühren aus der Regierung Heinrichs IV. her. Dieser König gründete und bildete die erste indische Kompagnie, welche sein Tod bald ohne Unterstützung ließ; Richelieu organisirte sie von Neuem im Jahr 1641, aber sie beschränkte sich darauf, Madagascar zu kolonisiren und Handelsschiffe an die Küsten Indiens zu schicken. Das erste 1663 auf der Halbinsel gegründete Etablissement war zu Surate das Carons, eines französischen Kaufmanns, ein Ueberläufer der holländischen Kompagnie. Von seiner Regierung unterstützt, nahm er seinen ehemaligen Herren einige Posten weg; diese aber blieben 1678 ihrerseits Sieger und zwangen die zu St. Thomas von Coromandel etablirten Franzosen, sich in die Burg von Pondichéry zurückzuziehen. Martin, Nachfolger Carons, hob einige Soldaten aus, kaufte das umliegende Territorium und befestigte sich. Er konnte jedoch einem Angriffe der Holländer nicht widerstehen, welche sodann die neuen Wälle selbst vervollständigten, so daß im Frieden von Ryswick Frankreich diesen Platz im besseren Zustande zurückerhielt; als es ihn verloren hatte. — Pondichéry blühte rasch auf; der Handel der Kompagnie entwickelte sich in größerem Maßstabe, Dank den hohen Eigenschaften der Generalgouverneure Dumas, Dupleix und de la Bourdonnaye, welche sich im achtzehnten Jahrhundert folgten; zahlreiche Posten bestanden auf allen Küsten, namentlich jene, welche wir noch besitzen. Dupleix widerstand in Pondichéry 42 Tage lang den Angriffen einer englischen Division, welche die Belagerung aufheben mußte; die Unfälle La Bourdonnaye's sind bekannt. Der Aachener Friede machte dem Kriege mit England für einige Zeit ein Ende, aber bald entbrannte er mit neuer Kraft. Gegen 1751 hatten die Engländer fast alle französischen Besitzungen weggenommen. Lally-Tollendal, Nachfolger Dupleix, fiel in Ungnade, verlor Pondichéry am 15. Januar 1761 und bezahlte dieses Unglück mit seinem Kopfe. Der Friede brachte diese Stadt abermals an Frankreich. Nun wurde die Kompagnie aufgehoben und der französische Einfluß in Indien wurde durch den Englands verdrängt, welches in einigen Jahren dort das Riesenreich aufbaute, welches jetzt zum Erstenmale wankt. Nochmals bezeichneten Ende des vorigen Jahrhunderts ruhmreiche Thaten den französischen Namen und die Namen Suffren und Marquis von Bussy sind mit Recht berühmt, aber der Kampf war nutzlos. Pondichéry, im Jahr 1778 genommen, 1783 zurückgegeben, wurde 1793 nach 41tägiger Belagerung von einer 23,000 Mann starken Armee (darunter 6000 Europäer) abermals erobert. Der Friede von 1814 brachte an Frankreich die fünf obenerwähnten Punkte wieder zurück und die ostindische Gesellschaft verpflichtete sich zur Zahlung einer Rente von einer Million als Entschädigung.

Mannigfaltigkeiten.

Ein Unglücksfall ereignete sich vor einigen Tagen in dem Dorfe Tobulka bei Gollub. Ein Postillon fuhr mit einem mit zwei Pferden bespannten Postwagen zu dem dortigen See, um die Pferde zu tränken. Unzählige Male war dieß an dieser Stelle, die auch zum Baden benutzt worden, geschehen; dießmal aber versanken die Pferde plötzlich und ertranken, der Postillon ward nur mit Mühe gerettet. Es ergab sich, daß der See an dieser sonst ganz flachen Stelle plötzliche über Nacht eine Tiefe von 15 bis 20 Fuß erlangt hatte. Die Veranlassung zu dieser plötzlich eingetretenen Vertiefung ist bis jetzt nicht ermittelt.

Ein englischer Geistlicher, der in der vergangenen Woche am Tage der Eröffnung der „Versammlung evangelischer Christen“ eine halbe Stunde zu früh vor der Garnisonskirche angekommen war, und nicht Lust hatte umzukehren oder auf der Straße zu warten, setzte sich in eine Droschke und befahl dem Kutscher — zu halten. In der Droschke holte er eine Zeitung aus der Tasche und las ungestört in derselben, ohne sich um die die Droschke umgebenden Straßenjungen zu kümmern.

Redakteur: Gustav Meffert.

Druck u. Verlag der Wailand'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 228 Donnerstag, 24. September 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

Felix hatte Selinda in banger Erwartung betrachtet, als sie mehrere Augenblicke lang sinnend stand, und ihre Verlegenheit war ihm nicht entgangen. Auch in seinem Herzen war eine wunderbare Bewegung vorgegangen, und er hätte sich ihr zu Füßen stürzen mögen, um ihrer Schönheit zu huldigen. Er bedachte jedoch die gefahrvolle Lage, in der er sich befand und an die unübersteigliche Scheidewand, die sich zwischen ihn, den armen flüchtigen Fähndrich der russischen Armee, und die Tochter des mächtigen Oberbefehlshabers des ganzen türkischen Heeres gedrängt hatte. Er erkannte, daß es Wahnsinn wäre, ihr das Gefühl, welches ihn plötzlich ergriffen hatte, auch nur anzudeuten, aber es that ihm doch auch zugleich leid, sie seinetwegen in Verlegenheit versetzt zu sehen und er sprach deßhalb zu ihr mit bebender Stimme, die ihr die Empfindungen, welche ihn beseelten, doch verrieth: „Es thut mir weh, daß ich in Ihrem edeln Herzen durch meine Erzählung vielleicht einen Streit entzündet habe, der Ihnen Beunruhigung verursacht. Doch würde ich nimmer verlangen, daß sie ihn gegen Ihre Pflicht entscheiden sollen. Sie sind die Tochter eines tapfern Heerführers, dem ich, obgleich ich ihm feindlich gegenüber stehe, meine volle Achtung schenke. Halten Sie sich verpflichtet, mich, den Feind Ihres Vaterlandes als Kriegsgefangenen zurückzuhalten, so sprechen Sie ein einziges Wort und ich werde Ihnen folgen, ohne den geringsten Widerstand. Aber lassen Sie mich vor Ihren Vater führen, denn ich habe das Vertrauen zu seinem Edelsinne, den er in dem Feldzuge in den Donaufürstenthümern mehrmals gegen meine Landsleute so glänzend bewährte, daß er es nicht dulden wird, daß man mich wegen falscher Beschuldigungen mißhandelt und mit Martern und Tod bedroht. Er wird mir eine Behandlung angedeihen lassen, wie ich sie als Kriegsgefangener erwarten darf."

Ein reizendes Lächeln schwebte um Selinda's Lippen und während ein holdes Erröthen ihre Wangen schmückte, entgegnete sie in heiterm Tone: „Ei, ei! Was muthen Sie mir zu? Glauben Sie, daß es mir jemals in den Sinn gekommen ist, hier auf meinen harmlosen Spaziergängen Gefangene zu machen und sie an meinen Vater auszuliefern? Mein Gemüth ist nicht so kriegerischer Natur und ich wünsche allen Menschen frei zu seyn, denn die Freiheit ist ja doch ein so hohes, heiliges Gut. Auch will ich gar nicht untersuchen, ob der Pascha Suleiman überhaupt ein Recht dazu hatte, Sie auf eine so hinterlistige Weise überfallen und von Ihrem Vaterhause hinwegschleppen zu lassen, aber ich will gern glauben, daß alle Beschuldigungen, die er auf Sie häuft, ungerecht sind. Deßhalb wünschte ich auch, Ihre Freiheit, die Sie sich mit Hülfe dieses guten Mädchens errungen haben, gesichert, und Sie ungefährdet in die Arme Ihres alten Vaters, dessen Schmerz um Ihr Schicksal ich mir lebhaft denken kann, zurückkehren zu sehen. Sie würden aber das Ziel schwerlich erreichen, wenn ich Sie als Kriegsgefangenen meinem Vater überlieferte, weil er Sie dann hier zurückhalten müßte, bis eine Auswechselung stattfände, worüber vielleicht Monate hingehen könnten. Weit größere Gefahren aber würden Sie sicher bedrohen, wollten Sie Ihre Flucht in dieser Nacht schon fortsetzen, wo gewiß Streifpatrouillen auf allen Wegen um Eupatoria umherschweifen, um Ihnen nachzuforschen und Sie wieder fest zu nehmen. Fielen Sie aber zum Zweitenmale in Suleiman Pascha's Hände, dann fürchte ich, würde er seine Rache an Ihnen kühlen, noch ehe mein Vater — oder sonst Jemand — im Stande wäre einzuschreiten."

Ihre klare und vernünftige Rede hatte die Bewunderung, die er ihr gleich beim ersten Anblicke zollte nur noch erhöht, und er mußte ihr vollommen Recht geben, doch noch ehe er im Stande war, ihr seine Beistimmung auszudrücken, fuhr Sie fort: „Sie werden nun freilich denken: es ist leicht gesagt, einen Flüchtigen zu warnen, nicht weiter zu gehen, wenn man ihm nicht zugleich einen Rath ertheilen kann, wohin er sich wenden soll. Doch wenn Sie mir ihr Vertrauen schenken wollen, so

will ich es versuchen, Ihnen einen solchen Rath zu geben. Ihre Erzählung hat mich gerührt und um Ihres Vaters Willen wünsche ich Sie sicher zu retten. Sie müssen sich hier einige Tage lang verbergen, bis man Sie vergessen hat. Auch habe ich Grund zu vermuthen, daß die Tage der Herrschaft des Pascha's Suleiman gezählt sind, und ist er erst seines Kommandos entbunden, wird er auch keine Macht mehr über Sie haben. Vielleicht dürfte es mir gelingen, Ihnen ein sicheres Asyl, hier auf dem Grund und Boden, welchen mein Vater jetzt beherrscht, nachzuweisen, und es wird sich also nur darum handeln, ob Sie meinen Rath annehmen und Ihre Flucht aufschieben wollen, bis Sie dieselbe mit größerer Sicherheit fortsetzen können, was vielleicht schon in wenigen Tagen stattfinden kann.«

Felix fühlte sich durch diese gütigen Worte in unbeschreibliches Entzücken versetzt, denn sie hatte ihm unwillkürlich dadurch eine höhere Theilnahme verrathen, welche er kaum zu hoffen gewagt hatte. Er konnte sich daher auch nicht mehr enthalten, seine Kniee vor ihr zu beugen und in einem Tone, als ob er zu einer himmlischen Erscheinung spräche, rief er ganz begeistert aus: »Wie könnte ich Ihrem Rathe widerstreben, der das Gepräge eines so hohen Edelsinnes trägt? Bestimmen Sie über mein Schicksal und vergönnen Sie mir, daß ich Sie dankbar verehren darf, gleich einem rettenden Engel.«

Doch beinahe erschrocken über seine Rede trat sie von ihm zurück, und eine Falte des Zorns wurde sichtbar auf ihrer schönen Stirn. Ein einziger Blick aber, den sie auf sein begeistertes, redliches Antlitz warf, verscheuchte die finstere Wolke augenblicklich wieder und sanft und wohlwollend sprach sie: »Um Allah's willen! Stehen Sie auf! Sie schwärmen! Man braucht noch kein Engel zu seyn, wenn man Bedrängten und Unglücklichen Rettung bietet, denn dieß ist ja doch nur reine Menschenpflicht.«

Sie wendete sich hierauf zu ihrer Zofe, trat mit ihr einige Schritte seitwärts und führte ein leises Gespräch mit ihr, um sich mit ihr zu berathen, wo man den jungen Mann am sichersten unterbringen könne?

Die kluge Zofe wußte auch sogleich Rath, denn sie erwiderte ihr: »Der Gärtner muß uns beistehen, bei ihm ist er am sichersten aufgehoben. Ich habe gehört, daß er schon seit mehreren Tagen einen Gärtnergehülfen aus Baktschisserai erwartete, weil ihm der Pascha befohlen hatte, die Treibhäuser in Ordnung zu bringen. Gestern Abend aber hat er die Botschaft erhalten, daß der Erwartete nicht eintreffen wird, weil er fürchtet, unterwegs den Kosacken in die Hände zu fallen und als Ueberläufer zu dem Heere der Verbündeten angesehen und bestraft zu werden. Nun meine ich, wenn der junge Fremdling die Rolle des Gehülfen spielen wollte, so könnte er sich in der Wohnung des Gärtners aufhalten, bis die dringendste Gefahr vorüber wäre und Niemand würde auf ihn achten, seine Verfolger aber würden es sicher nicht wagen, bis in die Räume zu dringen, in welchen der große Serdar unumschränkt gebietet.«

»Dein Rath scheint mir klug, wie immer, meine gute Mieza,« entgegnete Selinda erfreut, »und es wird nur darauf ankommen, ob unser Flüchtling damit einverstanden ist?«

Ihr halb fragender, halb bittender Blick allein war schon mächtig genug, um Felix ganz für den Plan der Zofe zu stimmen, und mit dem Ausdrucke der lebhaftesten Freude und der innigsten Dankbarkeit willigte er in Alles, was seine edle Retterin über ihn bestimmen würde.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schwester.

(Fortsetzung.)

Schweig, Leonore, ich bitte Dich, sagte er barsch und heftig im Zimmer auf- und abstürmend, während Leonore sich blaß und verweint in eine Fensterecke drückte: ich bitte Dich, schweig und mache mich nicht noch toller. Daß ich etwas thun muß, siehst Du ja — und was sollte ich Besseres und Entscheidenderes thun? Ich will ein großes, ein unerhörtes Opfer bringen, ein Opfer, das den Zorn des Schicksals, welches uns verfolgt, versöhnen muß; ich will mich tief erniedrigen, ich will zum Ellenritter werden, aber fern, fern von hier, wo Niemand meinen Namen kennt; ich will wie ein schmutziger Wucherer auf Gewinn ausgehen; ich will meine Seele verkaufen, wenn mir einer Geld dafür gibt, Geld, Geld, viel Geld! Glaubst Du nicht, daß es mir gelinge? O, es steckt ein geheimer, magnetischer Zug im Gelde, der es dahin führt, wo man es liebt! Ich will nach Batavia gehen. Dort sterbe ich — und daran liegt mir nichts — oder ich bin reich nach fünf Jahren und dann kehre ich heim und bezahle die Schulden meines Vaters, die uns hier mitten im Besitze einer solchen Baronie zu verachteten Bettlern machen. Ja, bei Gott — ich will sehen, ob ich den Namen und die Ehre meines Hauses wieder zu dem stolzen Glanze bringen kann, den sie so viele Generationen hindurch gehabt haben und der in diesem schmachvollen Jahrhundert sich verdunkelt, sobald der Glanz des Geldes sich nicht mehr damit paart!

Von diesem abenteuerlichen Plane vermochte Leonore ihren Bruder nicht mehr abzubringen. Die Tante Stiftsdame mußte eine Summe Geldes dazu herschaffen und brachte außerdem einige Empfehlungsschreiben an holländische Häuser zusammen. Joseph reiste dann damit wirklich ab. Er ging aus der Heimath fort, ohne von seinem Bruder Abschied genommen zu haben. Dieser schlug ihm erleichtert ein Kreuz nach und war froh, den einzigen Menschen in der Welt, unter dessen ernsten, kalten Blicken er sich seit je unbehaglich fühlte, los zu seyn.

Joseph war lange, lange fort, ohne daß er eine Zeile herüberschickte, ein Wort von sich hören ließ. Leonore war in tödtlicher Angst um ihn. Und wie sollte sie auch nicht? Ein Kaufmann hatte noch nie in einem Baron von Windschrot gesteckt, und wie sollte der hochfahrende, trotzige Joseph das rechte Holz seyn, einen Spekulanten daraus zu schnitzen? Und dann dieß Batavia mit seinem mörderischen Klima! Und Joseph mit seinem reizbaren, händelsüchtigen Naturell! sie konnte nicht an ihn denken, ohne daß ihre Augen sich mit Thränen füllten. Und wie oft dachte sie an ihn!

Kurz nach Josephs's Abreise war es, daß, wie wir oben berichteten, der Vater sich nach Mainz begeben. Auch von ihm hörte sie kaum etwas, höchstens einen kurzen Gruß, der in seinen Briefen an den Verwalter als Nachschrift eine just übriggebliebene weiße Stelle des Papiers füllte. Desto mehr hörte sie von seinen Gläubigern, welche endlich gerichtlich einschritten und sein Gut zum Verkaufe ausbieten ließen, während er selbst sich sorglos den Heiterkeiten der Carmagnole und den lustigen Tönen jenes kräftigen „Ça ira" hingab, das seine verdammten Philister von Standesgenossen, die ihn zu meiden und zu verachten gewagt hatten, mit so vielem Nachdruck an die Laternen verwünschte.

Das Gut Windschrot wurde für eine sehr geringe Summe vom Kurfürsten von Trier angekauft, der daraus ein Familienfideikommiß für einen Neffen zu stiften vorhatte; der bisherige Verwalter des Barons wurde in kurfürstlichen Dienst genommen und die Besitzung der Oberaufsicht des nächsten kurtrierschen Stiftskellnereivorstandes und Landrentenmeisters übergeben.

Und Leonore? Was sollte nun aus Leonore werden? Die alte Tante war zu hohen Jahren gekommen und hatte keinen Platz für sie in ihrem Stifte. Wie so viele Menschen hatte sie, gleich einem zunehmenden Baume, mit jedem Jahre einen stärkeren Ring angesetzt — von Egoismus und Kälte. Sie hatte nicht Lust, in einem anmuthigen jungen Wesen einen Spiegel ihrer verschwundenen Glanzzeit sich Tag für Tag gegenüber sitzen zu sehen! — Andere Verwandte, mit denen die Familie in freundlichen Beziehungen gestanden hätte, waren nicht da. Bis ein passendes Unterkommen gefunden, mußte Leonore mithin auf dem Gute bleiben, geschützt von der Großmuth des treuen Verwalters, der ihr vom Landrentenmeister die Vergünstigung erwirkte, bis auf Weiteres unter dem verlassenen Dache Ihrer Ahnen ein kleines Stübchen bewohnen zu dürfen.

In dem gänzlichen Ruin ihrer Familie muß jetzt für Leonore der einzige Trost liegen, wenn sie an Joseph's Untergang dachte. Der Himmel hat ihm erspart, diese Demüthigung zu erleiden, sagte sie sich; er hat es nicht erleben sollen, seinen Vater in den Reihen rebellischer Thoren und den Herd seiner Vorfahren, die Heimath eines ritterlichen Geschlechts, in fremden Händen zu sehen. Es ist gut, daß sein Auge sich geschlossen, ehe der Schild, auf dem nie ein Flecken gehaftet hat, von seiner stolzen Stelle am Giebel unseres Schlosses niedergeworfen und zertrümmert wurde!

Je ärmer und verlassener Leonore geworden, desto höher war ihr Adelstolz gewachsen — es war ja ihr letztes Besitzthum, das Einzige, was sie aus dem Schiffbruch retten konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Fortschritte des Christenthums in Ostindien.

berichtet die englische Korrespondenz Folgendes: Bei einem Meeting der Baptist Missionary Society in Leeds ließ sich Mr. E. B. Underhill, der kürzlich von einer Inspektionsreise nach den Stationen der Gesellschaft in Indien zurückgekehrt ist, über die Fortschritte des Christenthums in Ostindien vernehmen. Mr. Underhill ist kein Taktiker und Stratege vor dem Herrn, wie sein amerikanischer Kollege, Mr. Hey, welcher den englischen Offizieren manchen Wink zu geben liebte; aber gegen Religionspolitik der britischen Regierung zieht Mr. Underhill sehr eifrig zu Felde. In diesem Punkt sprechen alle Missionäre wie ein Mann aus demselben Tone. Wir geben aus seinem langen Vortrag die interessantesten Notizen wieder: „In der Präsidentschaft Madras, wo zuerst christliche Missionen gegründet wurden, gibt es wohl an 70,000 Eingeborne, die das Kastenwesen abgestreift haben und sich zum Christenthum bekennen, und in Bombay, wo das Missionswerk später begann, leben 10,000 bis 20,000 eingeborne Christen. Das eigentliche Bengalen, dessen Bevölkerung Bengalesisch spricht, hat 40,000,000 Einwohner, aber die Bezirke von Bengalen und Agra, auf welche die Meuterei sich hauptsächlich beschränkt, mögen 20,000,000 Seelen haben. Als

Dr. Marshman und Mr. Ward in diesem Lande ihre Arbeit begannen, gab es in ganz Bengalen nicht eine einzige Schule, in der Englisch gelehrt wurde, obgleich es damals schon 40 Jahre unter englischer Herrschaft stand. Bis zur Gründung der Druckanstalt in Semaphore waren die einzigen gedruckten bengalischen Bücher ein Wörterbuch und eine Sprachlehre. Die Regierung trat später in die Fußtapfen der Missionäre, so weit es sich um die Stiftung von Schulen handelte, aber noch jetzt zählen die Missionsanstalten zweimal so viel Zöglinge wie alle Regierungsschulen zusammen genommen. Anfangs war es die Absicht (der Missionäre), die Kinder auf Bengalesisch zu unterrichten, aber die bengalesischen Schriften sind so grob sinnlich, daß kein Missionär sie zu drucken wagte. Es kostete eine außerordentliche Mühe, das Bengalesische von jenen Worten und Redensarten zu säubern, die sich mit der reinen Sittenlehre und Sprache des Christenthums nicht vertragen, aber es ist gelungen, und das Heidenthum ist aus der Sprache ausgejätet. Der Lesetrieb, den die Semaphore Presse erweckt hat, ist außerordentlich; Bücher, von denen man im Jahr 1820 nur 500 Exemplare absetzte, sind jetzt in 40,000 Exemplaren verbreitet. Der Unterricht auf Bengalesisch hat sehr wenig Frucht getragen, der auf Englisch dagegen war segensreich. Die Sache hat ihren guten Grund. Aus der bengalesischen Literatur schöpft der Leser nichts als die Kenntniß einiger Gedichte und Legenden, welche Wollust und Sittenlosigkeit lehren. Wenn daher eine englische Schule eröffnet wurde, drängten sich die Leute, ihren Kindern Aufnahme zu verschaffen. Früher wurden die Kinder dafür bezahlt, daß sie in die Schule kamen, jetzt dagegen zahlen die Eltern gerne Schulgeld, obgleich sie wissen, daß man ihre Kinder zu bekehren suchen wird. In den Regierungsschulen ist nicht nur die Bibel verpönt und jede Anspielung auf christliche Lehren und Sitten verboten, sondern es ist den Lehrern untersagt, irgend eine auf das Christenthum bezügliche Frage zu beantworten. Dagegen kommen im Unterricht fortwährende Hinweisungen auf Brahminenthum, Islam und Götzendienst vor. Und doch sind die Missionsschulen bei den Hindu's beliebter als die Regierunganstalten. Unter allen Knaben, die im Kollegium zu Semaphore Englisch gelernt, ist nicht ein Einziger ein Götzendiener geblieben; viele sind gewöhnt, mitten im Schooß ihrer Familien zu Gott und Jesus Christus zu beten.« Am letzten Abend seines Aufenthalts in Semaphore fragte Mr. Underhill die versammelte Jugend, warum sie sich nicht offen zum Christenthum bekennen wollten? Worauf ihm erwidert wurde: »Wir können uns nicht gegen unsere Eltern auflehnen; wir sind nicht stark genug, um den Belästigungen und Verfolgungen zu widerstehen, die auf ein solches Glaubensbekenntniß folgen würden; aber warten Sie nur, bis unsere Eltern gestorben sind — warten Sie.« Heutzutage kommt es selten vor, daß ein Missionär beleidigt wird, und niemals wird er von Hindus insultirt, immer nur von Mohamedanern. Die einzigen Feinde, die der Konvertit unter den Hindus hat, sind die Zemindars, denn diese finden, daß ein Eingeborner, sobald er Christ wird, sich nicht mehr so leicht ihren Erpressungen unterwirft. Die Bestrebungen der Missionäre in Bengalen sind an der Meuterei im Heere gewiß unschuldig, meint Underhill. Seines Wissens dient kein einziger Bengalese (das Volk ist viel zu feige) in der sogenannten Armee von Bengalen, welche ausschließlich im Nordwesten, im Pendschab und im Königreich Oude angeworben wurde. Die Regierung andererseits hat alles Erdenkliche gethan, um eine »Befleckung« der Sepoys durch englische Moral und Christlichkeit zu verhindern; hat sie doch keinem christlichen Missionär den Eintritt in die Kantonierungen erlaubt; und sobald ein Sepoy sich bekehrte, wurde er aus der Armee gestoßen. Thatsächlich genommen, habe die Regierung zu den Eingebornen gesagt: Es liegt uns nichts daran, daß Ihr Christen werdet; wir wollen von Euch nichts, als daß Ihr die Steuern zahlt, die wir brauchen, unsere Dividenden zu zahlen.« Das wird hoffentlich künftig anders werden. Kein General soll wieder, wie General Hearsey, zu den Hindus und Mohamedanern in einem öffentlichen Erlaß sagen: „Ich achte Eure Religion« oder »ich respektire Eure Vorurtheile.« Eine englische Regierung hat kein Recht zu erklären, daß sie den Götzendienst achtet, daß sie Ehebruch und alle Art Laster und Verbrechen respektirt. Ich verlange nicht, daß sie den Götzendienst durch gewaltsame Mittel unterdrücke, wohl aber, daß sie dem Christenthum ehrlichen Spielraum gebe. Indien hat jetzt auch seine Märtyrer für die Sache Christi und muß der christlichen Kirche Englands heiliger seyn als jemals.

Mannigfaltigkeiten.

Am Sonntag, den 6. September, saß ein Jubelgreis, Kantor Langbein in Aßbach bei Schmalkalden, voll frommen Eifers auf seiner Orgelbank und intonirte kräftig auf der Orgel das Vorspiel. Plötzlich sank er um und war todt. Das war ein so schöner Tod, wie man ihn dem General nachrühmt, der auf dem Felde der Ehre fällt. Vor zehn Jahren hatte der brave, treffliche Mann sein 50jähriges Amtsjubiläum gefeiert und seit fünf Jahren einen Gehülfen! er hat die ganze Gemeinde erzogen

Redakteur: Gustav Reffert.
Druck u. Verlag der Waitandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 229 Freitag, 25. September 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

Mirza erbot sich hierauf, den alten Gärtner von Allem zu unterrichten, ihm jedoch streng zu verschweigen, daß seine Nichte, die arme Marsa, die Befreiung des Gefangenen bewirkt habe und sie zweifelte keinen Augenblick, daß er sogleich in Alles willigen werde, sobald er erführe, daß es der Wunsch ihrer Gebieterin sey, dem jungen Manne ein Asyl in seiner Wohnung zu gönnen.

In aller Eile wurde nun noch verabredet, daß sich Felix in seinem bisherigen Verstecke verborgen halten sollte, bis der Gärtner ihn abholen würde. Marsa hingegen sollte sich ungesäumt mit ihrer Karre in den Palast Suleiman Pascha's zurückbegeben, und durch längeres Ausbleiben keinen Verdacht zu erregen und genau zu erforschen, was man über die Flucht des Gefangenen denke, und was man zu seiner Verfolgung für Schritte gethan habe. Auch wurde ihr noch eingeschärft, daß sie, wenn sie ihren Oheim vielleicht besuchte und Felix zufällig bei ihm wiedersähe, sich nicht verrathen sollte, damit ihr früheres Einverständniß mit ihm nicht bekannt würde und ihr schwere Verantwortung zuziehe. Sie versprach es auch, und Selinda belobte sie nicht allein wegen ihres Muthes und ihrer Menschenfreundlichkeit, die sie bei ihrem gefahrvollen Unternehmen bewiesen hatte, sondern sie lud sie auch ein im Laufe des Tages zu ihr zu kommen, weil sie ihr eine Belohnung zugedacht hatte. Mit einigen freundlichen Worten verabschiedete sie sich dann von Felix und ermahnte ihn, sich ja nicht eher aus seinem Verstecke herauszuwagen, als bis sie ihm den Gärtner gesendet habe.

Er versprach es freudig und mit wahrhaft begeisterten Dankesworten schied er von ihr.

In holder Verwirrung und mit höher gerötheten Wangen, begab sich Selinda durch den Park nach ihrer Wohnung und entließ Mirza unter dem hohen Portale, um den Gärtner aufzusuchen.

Felix stand noch lange wie bezaubert und schaute der schönen, edeln Gestalt nach, bis sie hinter einer Gruppe von Tannengebüsch verschwand. Dann fiel sein Blick auf Marsa, und das einfache Naturkind schien zu errathen, was in seiner Seele vorging, denn sie hatte jede seiner Bewegungen scharf beobachtet und sprach jetzt mit bebender Stimme und mit Thränen in den Augen: „Ja, sie ist schön, wie eine Göttin, und himmlischgut, wie die Engel des Paradieses. Ich wollte es Dir gönnen, daß Du ihr näher ständest. Leb wohl! Und mögest Du glücklich in Deine Heimath gelangen."

Recht traurig reichte sie ihm ihre harte Hand, die er lebhaft ergriff und recht herzlich an seine Brust drückte, wobei er ihr tiefbewegt seinen Dank aussprach und sie dringend bat, ihn bei ihrem Oheim zu besuchen.

Doch sie schüttelte langsam ihr Haupt und indem ihre Thränen stärker flossen, sprach sie wehmüthig: „Nein, es ist wohl besser, wenn ich Dir jetzt gleich Lebewohl sage, für ewig. Ich glaube nicht, daß ich Dich bei meinem Oheim sehen werde, denn ich würde mich doch vielleicht verrathen. Du bist mir nun einmal so lieb geworden, als ob Du — mein Bruder wärst — ach! ich werde recht oft an Dich denken und immer wünschen, daß Dir es wohl ergeht. Leb wohl! Leb wohl!"

Damit entzog sie ihm ihre Hand, ergriff schnell die Karre und fuhr davon, ohne sich noch einmal nach ihm umzuschauen.

Er erwiderte ihr Lebewohl mit dem herzlichsten Ausdrucke und zog sich dann in das Gehege zurück, wo er sich wieder auf sein Strohlager warf, doch nicht um sich dem Schlummer auf's Neue in die Arme zu werfen, sondern um wachend Träumen nachzuhängen, die ihn alle Gefahren, die ihn noch umringten, vergessen ließen und ihn in ein Zauberland einführten, welches er bisher noch nicht gekannt hatte. Erst durch die Ankunft des Gärtners, welcher nach einer Viertelstunde erschien und ihn nach seiner Wohnung führte, wurde er in die kalte Wirklichkeit zurück versetzt.

XI.

Als Marsa den Hofraum des Palastes wieder erreichte, bemerkte sie eine ungewöhnliche Aufregung

unter den Wachen und der Dienerschaft des Pascha's. Sie stellte sich jedoch, als ob sie gar nicht darauf achtete, schob ihre Karre in den Stall hinein, und bot den Ziegen die grünen Blätter der Stechpalme, die sie, freudig meckernd, aus ihrer Hand fraßen; aber sie konnte heute wenig Gefallen finden an ihrem Appetit und an ihren muntern Sprüngen; denn ein schwerer Kummer schien auf ihrem Herzen zu lasten. Doch sie unterdrückte ihre Seufzer gewaltsam, strich sich die Haare aus der heißen Stirn zurück und nachdem sie den Thieren noch etwas Futter vorgeworfen hatte, verschloß sie den Stall und begab sich in die Wohnung ihres Vaters, um ihm sein Frühstück zu bereiten, wie sie dieß jeden Morgen zu thun pflegte, seitdem sie ihre Mutter durch den Tod verloren hatte. Zu ihrer großen Bestürzung aber theilte ihr der Kerkerknecht mit, der ihr ganz verstört entgegen kam, daß man ihren Vater selbst in das Gefängniß geworfen habe, weil der junge Gefangene, den er am vergangenen Abende erst noch hatte fesseln müssen, während der Nacht durchgebrochen und entflohen sey. Der Pascha habe gewüthet, als er es erfahren, denn er sey Willens gewesen eine schwere Rache an dem Entflohenen zu nehmen, und er hegte den Verdacht, daß es ihm nur habe gelingen können, durch ein Einverständniß mit dem Gefangenwärter, zu entkommen.

Marsa war in große Betrübniß versetzt durch diese Mittheilung, denn nur an die Gefahren denkend, welche Felix bedrohten, hatte sie nicht an die übeln Folgen gedacht, welche seine heimliche Befreiung für ihren Vater nach sich ziehen konnte. Sie war durch diese Schreckensnachricht mehrere Minuten lang ganz außer sich gerathen, denn sie machte sich im Stillen die bittersten Vorwürfe, daß sie, um Felix zu retten, ihren Vater in Gefahr gestürzt hatte. Sie befürchtete, daß diesem eine Vertheidigung nur wenig helfen würde, wenn es ihm nicht gelänge, seine Unschuld in überzeugender Art zu beweisen, und nachdem sie lange Zeit in tiefes Nachsinnen versunken war, blitzte plötzlich ein Gedanke in ihr auf, den sie fest hielt. Sie glaubte, daß ihr Vater nur gerettet werden könne, wenn es gelingen sollte, den Verdacht des Pascha's auf eine andere Person zu lenken, und da sie das Gespräch Aminda's mit Felix durch die Kerkerthür belauscht hatte, worin sie ihm Befreiung bot, so flüsterte ihr der Geist der Rache, vielleicht auch der Dämon der Eifersucht, den Gedanken ein, zum Pascha zu gehen, als ihres Vaters Vertheidigerin aufzutreten und ihm zu entdecken, daß sie seine Favoritin habe in den Kerker hinabsteigen und erst nach geraumer Zeit wieder heraufkommen sehen. So schnell ihr Entschluß gefaßt war, so schnell war sie auch zur Ausführung desselben bereit.

Sie zog eilig ihren, allerdings nur dürftigen, Festtagsstaat an, begab sich dann in das Hauptgebäude und da sie glücklicherweise den Leibdiener des Pascha's in den Vorgemächern fand, so bat sie diesen dringend, bei seinem Gebieter Gehör für sie zu erbitten und ihm zu sagen, daß sie ihm einige Aufschlüsse zu geben habe, über die Flucht des Gefangenen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schwester.

(Fortsetzung.)

In dieser Lage befand sich Leonore, als sie im Laufe einer und derselben Woche drei Nachrichten erhielt, von denen eine immer erschütternder auf sie wirkte, als die andere. Ein Brief der Tante meldete ihr, daß eine reiche ältliche Dame ohne Kinder sie als Gesellschafterin zu sich nehmen wolle, sobald sie von der Badereise zurückgekommen, welche sie anzutreten beabsichtige. Es war also vom Schicksale unwiderruflich beschlossen — Leonore sollte das Brod der Dienstbarkeit essen! — Wie viel Andere hätten bei einer solchen Lage in der Nachricht eine Botschaft des Glücks gesehen: Leonoren war es eine demüthigende Hiobspost. Das Unglück weckt das Selbstbewußtseyn, und doch führt es dann immer einen Schlag nach dem andern wider dieses Selbstbewußtseyn, als verfolge es in seinem eigenen Kinde eine empörerische Macht, die es nicht dulden wolle, und völlig zernichten müsse. Dieß ist das Geheimniß jedes Kampfes zwischen dem Individuum und der dämonischen Macht, welches wir Unglück nennen. Das Sprichwort deutet seine Ahnung davon mit den Worten an: »Ein Unglück kommt nie allein.« Die Praxis des Lebens scheint diese Ahnung in noch stärkerem Maße zu besitzen. Man erbarmt sich nur des Unglücklichen, der in Sack und Asche einhergeht. Wer das Unglück verbirgt und stolzer Stirn, lächelnden Mundes duldet, den meidet man und die Menschen schmähen ihn. Man scheint zu ahnen, daß ihm tiefere Demüthigungen noch bevorstehen, daß er sie selbst auf sich herabbeschwört! Oder zürnen wir ihm, daß er uns einen stillen pharisäischen Triumph, den wir hofften, nicht gönnen will?

Der zweite Schlag, der Leonore traf, als es ihr kaum gelungen, von dem Ersten sich zu erholen und ihr gekränktes Selbstbewußtseyn auszuheilen, war in einem Briefe ihres Vaters enthalten. Er schrieb ihr, daß er gefangen, schrieb aus seinem Gefängnisse — der Brief enthielt sonst nicht viel

Anderes als Schmähungen auf den tyrannischen Fürsten, der ihn gefangen halten lasse und sich seiner Güter bemächtigt habe — Baron Windschrot, schien es, war überzeugt, er sey das unglückliche Opfer eines teuflischen Komplotts, das ihn um seine Habe und seine Freiheit gebracht. Zum Schlusse verlangte er von Leonore eine Menge Sachen und Gegenstände, von denen sie nicht ein Zehntel ihm zu verschaffen im Stande war.

Die dritte, vollständig überwältigende Nachricht, welche das arme Mädchen erhielt, kam in einem Briefe an, der das Postzeichen Amsterdam trug. Es war die Hand ihres Bruders, die diesen Brief geschrieben hatte. Alles Blut strömte zu ihrem Herzen zurück, als er ihr übergeben wurde. Sie wollte einen Freudenschrei ausstoßen — der Athem fehlte ihr. Ihre Knie zitterten, sie mußte den Brief eine Viertelstunde lang in den Händen halten, an die Brust drücken, mit ihm im Zimmer auf- und ablaufen — endlich wurde es klar vor ihren Augen; sie las — sie las Freude, Jubel und — Schrecken aus dem Briefe! Und doch war sein Inhalt von Anfang bis zu Ende nur eine Freudenbotschaft. Joseph war glücklich nach Batavia gekommen. In der Hauptstadt hatten sich freilich bald seine Hoffnungen auf indische Reichthümer bedeutend herabgestimmt, nach einigen Monaten waren sie sogar vollständig zu Wasser geworden. Im Begriff, sich um die Stelle eines Korrespondenten in einem Handlungshause zu bewerben, hatten ihn seine Empfehlungsbriefe in das Haus eines Handelsherrn geführt, der damit beschäftigt war, seine Reichthümer aus den Unternehmungen, die sie ihm erworben, zurückzuziehen, um nach Europa heimzukehren und in Amsterdam das Leben eines Nabobs zu führen. Mynherr und Myjouffrow hatten eine Tochter — ein schönes, gutes, natürlich sehr verwöhntes Mädchen; Joseph hatte ihr den Hof gemacht, er hatte um sie geworben und in der That ihre Hand erhalten — er, der arme Glücksjäger! Hatte die Leidenschaft die unermeßliche Kluft zwischen ihm und dem Manne von so und so viel Tonnen Goldes ausgefüllt? — Bewahre, wie hätten die milden, anständigen Regungen in der Brust der jungen Holländerin einen so fürchterlichen Namen verdient! Es war etwas Anderes, das für Joseph sprach — es war ein tönendes Wort, das allen Goldklang der Welt aufwog — und man kann dreist annehmen, daß Joseph keine Gelegenheit verabsäumt hatte, dieses Wort voll und kräftig tönen zu lassen.

Er hieß Baron!

In Batavia war der alte Holländer mit seinen Plantagen, seinen Schiffen, seinen Hunderten von Sklaven über deren Tod und Leben er Gewalt hatte, ein Fürst. Für Europa gab er seiner Tochter hin, um den Namen: „gnädige Frau.“

Joseph hatte sich in Batavia möglichst schnell trauen lassen und die Familie hatte jetzt glücklich Amsterdam erreicht, und während die Schwiegeraltern mit der Einrichtung eines eben erstandenen großen Haußes beschäftigt waren, sollte Joseph mit seiner jungen Frau sein Stammgut besuchen. Dann nach kurzem Aufenthalt sollten sie zurückkehren und bis zum Tode der Schwiegereltern bei ihnen in Amsterdam wohnen, da diese es zur Bedingung im Ehekontrakte gemacht, daß die einzige Tochter sich nicht von ihnen trenne. „Ich sehne mich danach, schrieb Joseph, aus der Atmosphäre dieser Geldmenschen fortzukommen und auf meinem Stammschloß die reine Luft zu athmen, welche meinem durch diese Verbindung gedemüthigten Herzen wohl thun wird. Inmitten meiner einstigen Gutsunterthanen will ich fühlen, daß ich trotz der Frau an meiner Seite, mit ihrem lächerlichen Butterquirl im Signet, der Sohn und Erbe meiner Väter bin. Meine gute Frau ist gespannt auf meine Heimath. Sich als Frau von Windschrot auf ihren Gütern zu sehen, macht seit Monaten das Ziel ihrer liebsten Träumereien aus. Du kannst Dir denken, liebe Leonore, daß ich in meinen Schilderungen meinem Herkommen und meinem Vaterhause kein Unrecht gethan habe. Darum bitte ich, meine theure Schwester, biete Alles auf, was in Deiner Macht steht, um meine Schilderungen nicht Lügen strafen zu lassen. Meine Frau ist verwöhnt. Darum sieh zunächst vor allen Dingen nach der Einrichtung der Zimmer, welche Du uns anweisest. Ich denke, die Reihe Gemächer nach dem Baumgarten hinaus, welche der Rittmeister bewohnte, ist am passendsten. Oder haben seine Essenzen und Kochereien die blaue Tapete des Vorsaals zu sehr ruinirt? Laß die Bauern aufbieten, sie mögen immerhin Frohntage auf das folgende Dienstjahr voraus leisten. Es ist durchaus nöthig, daß der Garten in vollständige Ordnung gebracht werde, daß man den Weg in der großen Allee fahrbar mache, und vor allen Dingen, daß der Schloßgraben ausgeschlammt und das Schilf, welches schon während meiner ganzen Anwesenheit ihn anfüllte, daraus entfernt werde.

„An den Vater schreibe ich nicht. Bereite ihn auf meine Ankunft vor. Ich überlasse es ihm selbst, ob er dem Sohne, der einst mit seinen Tonnen Goldes wird intercediren müssen, um die Löcher zu stopfen, die sein unbegreiflicher Leichtsinn aufgerissen, ein freundliches Gesicht machen will! Adieu, Theure, auf Wiedersehen. Allen Berechnungen nach werden wir am 14. Abends bei Euch eintreffen. Dein treuer Bruder Joseph.

(Fortsetzung folgt.)

Abschied.

Lebe wohl, leb' wohl auf immer,
Länger trägt der Busen nimmer
Der gekränkten Liebe Pein;
Hast die Dornen bitt'rer Stunden
Mir um's blut'ge Herz gewunden,
Doch Dir soll verziehen seyn! —

Locken, die ihr mir erschienen
Sonst als üppige Gardinen
Um der Freuden weichen Flaum —
Lebet wohl! — auf's Grab der Schwüre
Wallet nieder wie die Schnüre
Von dem Trauerweidenbaum! —

Fliehen will ich vor den Augen,
Deren Blitze sengend tauchen
Sich in's Herz mit glüh'nder Macht;
Einzig der Erinn'rung Kerzen
Sollen dem gekränkten Herzen
Brennen durch die Leidens-Nacht! —

Wangen, duftig wie Muskaten,
Lippen, purpurn wie Granaten,
Und der Worte süßes Spiel —
Alles dieses will ich meiden,
Will entsagen, ringen, streiten
Bis zum nahen Lebensziel! —

Sollte je mein Entschluß wanken,
Heilt mir, rächende Gedanken!
Oeffne dich, du Herzens-Schrein!
Drinnen steht mit Blut geschrieben:
„Schmerzlich ist getäuschtes Lieben,
Doch Dir soll verziehen seyn!“

Gustav Stoll.

Mannigfaltigkeiten.

Ueber die innere Einrichtung des im Bau begriffenen Riesenschiffes Great Eastern wird Folgendes berichtet: Das Schiff ist bei 700 Fuß Länge mit den Radkasten 120 Fuß breit und für 4000 Passagiere, 800 erster, 2000 zweiter und 1200 dritter Klasse eingerichtet, kann aber im Kriegsfalle 10,000 Mann aufnehmen, wobei 350 Mann Schiffsleute und Maschinisten nicht mitzählen. Es werden fünf vollständige Hotels vorhanden seyn, die von einander durch doppelte eiserne Platten von ¼ Zoll Stärke geschieden sind, und zwar in der Art, daß sie in eisernen Kasten in die Abtheilungen eingelassen werden. Die Säle sind im niedern Deck 13 Fuß 8 Zoll hoch und 70 Fuß lang, im obern Deck 12 Fuß hoch und 60 Fuß lang. Longitutionale und vertikale Wände trennen jede Abtheilung in Zentral-Kabinette oder Säle und in Seiten-Kabinette oder Schlaf-Kajüten, welche durch eine Deckwand wiederum im 2 über einander liegende Schlafräume getheilt sind. Die zwölf Abtheilungen sind vollständig wasserdicht, so daß bei einem etwaigen Scheitern jeder Kasten für sich allein bestehen kann. Das Schiff wird eine eigene Zeitung haben, einen Telegraphen zur Verbindung des Kapitäns mit den Ingenieuren, elektrisches Licht am Hauptmaste und Gas- und Wasserleitung. Der fertige eiserne Rumpf, hat ein Gewicht von 20 Millionen Pfund. Das Hineinbringen in die Themse wird 30,000 Pfund Sterling kosten und drei Tage dauern. Es geschieht dieses seitwärts, indem zwischen Mittelschiff und Spitze und Mittelschiff und Sterrn zwei große Schlittschuhe aus solidem Holze untergeschoben werden, vermittels deren das Schiff auf zwei glatten hölzernen, schiefen Ebene seitwärts herabgleiten kann. Außer 20 auf dem Decke befindlichen Booten hängt an jeder Seite hinter dem Radkasten ein Dampfboot von 100 Fuß Länge mit 13- bis 1400 Ctr. Tragkraft, die durch Hülfsdampfmaschinen in das Wasser gelassen oder hinaufgezogen werden können und hauptsächlich zum Ein- und Ausschiffen der Passagiere und deren Gepäck dienen sollen, da das Schiff selbst wegen seiner Größe selten ans Ufer gelangen kann.

—

[Lächerlicher Ausgang eines Duells.] Vor einiger Zeit geriethen zwei Freunde, ein Engländer und ein Preuße, an einem deutschen Badeorte in Streit wegen des Spiels und forderten einander zum Zweikampf. Der Engländer hatte zwar das Glück, den ersten Schuß zu thun, aber auch das Unglück, seinen Gegner zu fehlen. Der Preuße, als vortrefflicher Schütze bekannt, erhob jetzt seine Waffe, als der Engländer, dem jetzt plötzlich der Zweck des Duells als höchst verwerflich erschien, ausrief: „Halten Sie, ich kaufe ihnen den Schuß ab!“ Die Neuheit des Vorschlags und wohl auch die Todesangst des Gegners, die sich darin aussprach, bewogen den Preußen, darauf einzugehen und sich in Unterhandlungen einzulassen, die bald zur beiderseitigen Befriedigung endeten. Der Engländer machte eine Ehrenerklärung und zahlte 1000 Pfund Strlg., und die beiden vor Kurzem noch feindlichen Parteien gingen als Freunde vom Kampfplatze.

Redakteur: Gustav Reffert.
Druck und Verlag der Wailand'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 230 Samstag, 26. September 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

Der Pascha befand sich in einer höchst aufgeregten Stimmung, wozu die drohenden Wolken, welche über seinem Haupte schwebten, viel beitrugen. Er hatte Aminda am vergangenen Nachmittage an die Tochter Omer Pascha's abgesendet, um diese zu bewegen, ihren Vater günstiger für Suleiman zu stimmen. Allein Selinda hatte bereits so seltsame Gerüchte über die lange Entfernung der Favoritin, aus dem Harem ihres Gebieters vernommen, daß das Wohlwollen, welches sie ihr früher erzeigt, bedeutend erkaltet war, weßhalb sie diese auch mit einem gewissen Mißtrauen und mit sichtbarer Zurückhaltung bei sich empfing. Als ihr Jene aber nun ihre Bitte vortrug, schlug sie ihr dieselbe entschieden ab, indem sie erklärte, daß sie es in keinem Falle wagen würde, sich in ihres Vaters militärische Angelegenheiten zu mischen, oder in solchen Fällen, in irgend einer Weise auf ihn einzuwirken.

Ganz niedergeschlagen mußte sich Aminda zurückziehen und als sie dem Pascha das Scheitern ihrer Hoffnung mittheilte, gerieth dieser in den heftigsten Zorn und beschuldigte sie, seine Sache nachläßig und lau geführt zu haben, und statt der verheißenen Gunst und Erweiterung ihrer Macht über die andern Frauen seines Serails, bedrohte er sie mit seiner Ungnade und gebot ihr sich auf ihre Zimmer zu begeben und dieselben ohne seine Erlaubniß nicht zu verlassen. Auch deutete er ihr an, daß er noch eine strenge Untersuchung über sie verhängen werde, wegen ihrer Entführung und ihrer langen Entfernung aus seinem Harem, die er jetzt erst aus einem ganz andern Gesichtspunkte zu betrachten schien.

Sie hatte sich von ihm entfernt, tief verletzt durch seine Drohungen und mit bitterem Hasse gegen ihn im Herzen. Aber sein Zorn war so heftig, daß er ihn selbst an dem frommen Derwische ausließ, dem er die grimmigsten Vorwürfe machte, daß er bei seiner gerühmten Sehergabe doch nicht einmal die Flucht des Gefangenen vorausgesehen und ihn gewarnt habe. Malek aber vermochte sich nur schlecht zu vertheidigen, denn es hatte sich seiner eine gewaltige Angst bemächtigt. Er fühlte sich schuldig Aminda den Schlüssel zu den unterirdischen Kerkern verschafft zu haben, und hegte jetzt den Verdacht gegen sie, daß sie wirklich die Flucht des Gefangenen begünstigt habe. Erfuhr aber der Pascha sein Einverständniß mit seiner Favoritin, so mußte er die härteste Ahndung gewärtigen. Er zog sich deßhalb auch gern zurück, als ihn Suleiman aus seiner Nähe verbannte.

Das arme Tartarenmädchen fürchtete aber den Zorn des gestrengen Gebieters nicht, sie dachte nur an die Vertheidigung ihres Vaters, aber nicht an die Gefahren, welche sie selbst bedrohten, indem sie für ihn sprach. Darum trat sie auch mit der gewohnten Ehrfurcht zwar, aber doch muthig und gefaßt, in den Saal, in welchem ihr der Pascha entgegen rief: „Du bist des schurkischen Gefangenwärters Tochter? Was weißt Du von seinem niederträchtigen Verrathe? Heraus mit der Sprache! Und wenn Du gegen Deinen eignen Vater zeugen müßtest, ich will die Wahrheit wissen.“

Das junge Mädchen hatte sich, wie die Sitte es erheischte, auf die Knier niedergeworfen und hielt die Arme über die Brust gekreuzt, indem sie ihm entgegnete: „Ich komme für meinen Vater zu zeugen, und will Dir die volle Wahrheit sagen so viel ich sie selbst weiß.“

Diese Worte, welche ruhig und fest gesprochen wurden, erregten aber den Zorn Suleimans nur noch mehr. Er machte eine drohende Bewegung mit dem Fuße, als ob er sie niedertreten wollte, wie ein verächtliches Gewürm, doch sie blieb ruhig in ihrer Stellung und zuckte nicht einmal. „Du wagst es, Elende, für Deinen Vater zu sprechen, nachdem ich Dir gesagt habe, daß er schuldig ist? Fort!“

Aber Marsa ließ sich nicht einschüchtern und erwiderte mit erhobener Stimme: „Es gibt kein Gesetz, welches der Tochter verbietet für ihren Vater zu sprechen, wenn sie ihn für unschuldig hält und ich halte ihn dafür. Du wirst gerecht seyn, gestrenger Herr und wirst mich hören, damit der

große Prophet Dich einst hört, wenn Du Einlaß verlangst in die Pforten des Paradieses."

Mehrere Augenblicke starrte er die Knieende mit zornfunkelnden Augen an, und seine Hand umklammerte krampfhaft den, mit Edelsteinen besetzten Griff des Dolches, den er in seinem Gürtel trug, als wenn er überlegt hätte, ob er sie niederstoßen solle. Doch die einfachen, aber kühnen Worte des armen und niedrig gebornen Mädchens schienen ihm zu imponiren, und nach einer Pause trat er von ihr zurück, warf sich in die Kissen seines Divans und herrschte ihr zu: „So rede! Aber jede Lüge sollst Du mit Deinem Blute bezahlen!"

„Ich werde nicht lügen," versetzte sie, „und Dir nur mittheilen, was meine Augen gesehen und meine Ohren gehört. Ich habe es selbst gesehen, daß gestern der Derwisch Malek meinen Vater bat, ihm den Schlüssel zu den unterirdischen Kerkern einzuhändigen, indem er hinunter gehen wolle, um einige Gefangene durch Trostsprüche zu erbauen und mit ihnen zu beten. — Mein Vater gab ihm den Schlüssel, wie er es schon öfter gethan, wenn der fromme Mann ihn darum gebeten hatte, und ich wollte die Gelegenheit benutzen, einige Waschgefäße, welche unten im Keller aufbewahrt werden, heraufzuholen; deßhalb schlich ich ihm unbemerkt nach, dachte auch nebenbei vielleicht noch ein schönes, trostreiches Wort von ihm zu hören, wenn er mit den Gefangenen spräche. Aber er begab sich nicht gleich in den Hof hinab, sondern erst nach den Gemächern des Harem, wo ich ihn mit Deiner Favoritin Aminda wieder hervorkommen sah. Ich dachte, sie würden sich nach der kleinen Moschee begeben, um dort zu beten, aber sie gingen geradewegs nach den unterirdischen Kerkern, wo die schöne Aminda die Thür aufschloß, mit demselben Schlüssel, den Malek von meinem Vater erhalten hatte, und dann stieg sie rasch hinunter, während der Derwisch um die Ecke ging, wahrscheinlich sich umzuschauen, ob auch Niemand käme. Diesen Augenblick benutzte ich und schlich mich ihr ganz leise nach, die Treppe hinab, denn ich war recht neugierig geworden, was sie wohl so ganz allein da unten in den Kerkern zu suchen haben möchte? Es gelang mir auch hinunter zu kommen, ohne daß sie mich bemerkt hätte und so verbarg ich mich denn ganz in ihrer Nähe, in einem dunkeln Winkel, und hörte ganz erstaunt, daß sie durch die Oeffnung in der Thür mit dem fremden, jungen Gefangenen sprach, welcher mit ihr eingebracht wurde —"

(Fortsetzung folgt.)

Die Schwester.

(Fortsetzung.)

Leonoren fiel das Blatt aus den Händen, als sie es mit Mühe bis zu Ende gelesen. Sie war in einen wahren Sturm von Aufregung versetzt. Die Freude über sein Leben, sein Glück: der Kummer, daß nicht ein Wort der Liebe für sie im ganzen Briefe stand; die Eifersucht auf eine junge schöne Frau, die keine Stelle in ihrem Herzen ihr übrig gelassen zu haben schien; endlich, alles Andere niederdrückend, die Angst, die unsägliche Angst vor dem Wiedersehen und der Enttäuschung, die es für den nichts ahnenden Bruder haben mußte — das Alles wirbelte in ihrem armen Kopfe durcheinander. Je mehr aber Leonore sich zu klarer Besinnung und unbefangenem Ueberblick ihrer Lage aus dem Sturm und Drang ihrer ersten Empfindungen emporarbeitete, desto fester bildete sich ein Entschluß in ihr aus, desto feierlicher gelobte sie sich, Alles aufzubieten, um diesen Entschluß durchzuführen.

Joseph und seine junge Frau sollten nichts erfahren von der wahren Lage, worin ihr Vater, ihr Erbgut, worin Leonore selbst sich befand. Der Holländerin sollten diese Verhältnisse auf ewig, dem Bruder so lange es irgend möglich verborgen bleiben.

Der arme Bruder! Zur Rettung seines Stammguts, zur Bewahrung des ehrenvollen Ranges, den ihm dieß Besitzthum unter der Ritterschaft des Landes gab, zur Erhaltung der Ehre seines Namens hatte er so viel geopfert: er hatte Gefahren und Tod getrotzt, war über das weite Meer deßhalb gezogen, er hatte seinen Adel verläugnet und Knechtsdienste im Hause eines grausamen Herrn, des Mammon, gesucht; er hatte sich erniedrigt so tief, daß er den Bund mit der Tochter eines Kaufmanns als ein Glück betrachten mußte. Und jetzt, wo er heimkehrte, um an dem Herde seiner Ahnen, unter den Erinnerungen und Traditionen hoher Stammesehre seinen gerechten Stolz von so viel Wunden heilen zu lassen, sollte Leonore ihm das Thor dieser Heimath mit einer Hiobspost schließen? Er sollte nach solchen Opfern den Vater im Gefängnisse seinen Namen durch eine Schmach gebrandmarkt finden?

Und dann die junge Frau! und ihre Eltern! Joseph war in ihren Augen verloren, wenn sie die Wahrheit erführen. Die Tochter des Kaufmanns, diese geldstolzen Holländer plebejen Herkommens — Herr im Himmel, was würden sie sagen! Es handelte sich darum, ob Joseph in ihren Augen der Baron Windschrot mit aller der vornehmen Herrlichkeit, die er gewiß beredten Mundes

zu schildern gewußt hatte, oder ob er ein Schwindler und Betrüger seyn sollte. Da war kein Mittelding denkbar — in den Augen solcher Menschen wenigstens.

Leonore ging lange mit sich zu Rathe. Dann rief sie ihre treue Gertrude herbei. Gertrude war die Tochter der Kammerfrau ihrer Mutter; sie war Leonoren ergeben mit Leib und Seele; ihr konnte die Hälfte der Aufgabe anvertraut werden. Als ihr Leonore ihren Plan mitgetheilt hatte, schüttelte sie Anfangs muthlos den Kopf. Als aber das Fräulein ihren festen Willen ausdrückte, der keinen Widerspruch duldete, schien sie nach und nach Zuversicht und Lust zu bekommen. Sie entwickelte endlich noch obendrein eine gewisse zofenhafte Erfindungsgabe, die sich höchst nützlich bewies, und hatte Einfälle, welche ihrer Herrin zu wahrem Troste gereichten.

Das Haus sieht fürchterlich aus, das ist wahr, sagte sie — aber wer weiß, ob die junge Frau nicht äußerst kurzsichtig ist!

Wenn das wäre — versetzte Leonore ungläubig.

Und wenn Sie fürchten, daß irgend Jemand den Verräther spielte — so denken Sie nicht, daß sie eine Holländerin ist, mit der Niemand sich hier unterhalten kann. Vielleicht spricht sie gar nur batavianisch, und obwohl ich nie von der Sprache habe reden hören, so will ich darauf wetten, daß keine Christenseele daraus klug wird!

Leonore mußte lächeln trotz ihrer Sorge.

Es wird gehen, es wird ganz vortrefflich gehen, fuhr Gertrude fort, die immer mehr Vergnügen an der Sache fand; — wann hätte auch eine Zofe nicht Vergnügen an einer unschuldigen Verstellung, an einer kleinen unschädlichen Beteügerei, an einer solchen Komödie, wie Gertrude es nannte, gefunden? Es lag sogar für Leonoren etwas von einem geheimen Reize in der Sache.

Ueberlegen wir — entwerfen wir zuerst einen festen Plan, sagte Leonore. Mein Zimmer muß ihnen als Schlafgemach eingeräumt werden. Der blaue Salon ist zum Wohnzimmer am tauglichsten. Zuerst sind der Pfarrer und der Verwalter zu bewegen, daß sie die nöthigen Möbel, Leinen und das Porzellanservice herleihen, welche sie bei der Versteigerung erstanden haben; der Pfarrer macht mir keine Sorge, er ist mein väterlicher Freund — aber der Verwalter —

Der macht nun gerade mir keine Sorge, fiel Gertrude mit verschmitztem Lächeln ein.

Auf ihn wird ein großer, großer Theil der Arbeit fallen. Er wird den Garten ordnen lassen müssen; er wird uns Küche und Keller und Milchkammer zur Verfügung stellen müssen; und was das Schlimmste, er wird uns zu liebe lügen und sich als Diener meines Bruders in dessen Befehle fügen müssen — wenn auch nur scheinbar —

Ich stehe für ihn, sagte Getrud zuversichtlich.

Ich möchte wissen, welchen Zauberspruch Du für ihn hast. Er liebte meinen Bruder nicht.

Freilich — wenn man den gnädigen Junker früher mehr geliebt hätte, dann —

Ja, dann! sagte Leonore seufzend.

Aber liebt, verehrt man Sie nicht desto mehr, Fräulein? Und da Sie unglücklich sind — und doch bisher zu stolz, irgend Jemanden um eine Hülfe anzugehen — die armen Leute im Dorfe ließen gern ihr Leben für Sie! Glauben Sie mir, Alles wird gut gehen.

Der Verwalter wird vielleicht die besten Versprechungen geben; er wird es einen Tag lang aushalten, wieder den Diener zu machen, nachdem er so lange schon den Herrn hier im Hause gespielt; aber ein unfreundliches Wort meines Bruders — mein Bruder ist so heftig — ein Befehl, den er auf der Stelle ausführen soll und den er doch nicht ausführen darf — und Alles ist verloren! Und Du, Gertrude — glaubst Du, ich wüßte nicht, daß der Verwalter Dir so wenig hold ist, wie irgend ein Mann einem Mädchen, das ihn ausgeschlagen hat?

Gertrude erröthete: nun, wenn er nicht anders will, dann — dann heirathe ich ihn trotz seiner fünf greulichen Buben.

Getrude — das wolltest Du thun? — Leonore ergriff die Hand ihrer Dienerin; dann fuhr sie erleichterten Herzens fort: Nun, dann frisch an das Werk: mit einer kleinen Summe Geld hat mich neulich die Tante versehen; wenn wir über die ersten Tage nur fort sind — dann kann ich mir von meinem Bruder geben lassen. Reich' mir den Hut und mein Tuch. Ich will zum Pfarrer gehen.

Und ich, sagte Getrude, nachdem sie die schönen Schultern ihrer Herrin mit einem dunkeln Shawl umhüllte — ich sehe dort im Hofe das kleine Scheusal von Verwaltersöhnchen eine Katze mit Steinwürfen verfolgen. Ich will es auf den Arm nehmen, und so, glauben Sie mir, Fräulein, daß ich beim Papa etwas ausrichte?

Sie sprang lachend zur Thüre hinaus. Leonore folgte ihr und schlug gedankenvoll den Weg zum Pfarrhause ein, das unten am Ufer des Flusses, mitten unter einem Dutzend ärmlicher Strohhütten lag.

(Fortsetzung folgt.)

Ich laß' meine Taube fliegen.

Ich laß' meine Taube fliegen
Wieder aus dem Taubenhaus;
Schweif' gleich ihr, mein Herz, so fröhlich
Wieder in die Welt hinaus! —

Täubchen! — Hast so lang geschmachtet
In des Kerkers schnödem Raum;
Aehnlich hielt mein Herz gefangen
Tiefen Leidens Schreckens-Traum.

Fliege, wiege froh dich, Taube,
Wieder in dem Sonnenstrahl,
Sey getröstet, denn dir decket
Gott den reichen Speisesaal! —

Tanze munter du auch wieder,
Armes Herz, das lange krank,
Schlürfe jetzt in süßen Zügen
Wieder keuscher Freuden Trank! —

Täubchen! wenn der Winter drohet,
Kehr' zu deinem Schlag' zurück,
Ruhig kannst allda du träumen
Von der Sommerfreuden Glück!

Herz! — so jub'le dich im Frühling
Und im Lebens-Sommer aus,
Daß auch du von eitnen Freuden
Träumest einst im Bretterhaus! —

Gustav Stoff.

Mannigfaltigkeiten.

[Die Riffpiraten und ihre Kanonen.] Die »Gazeta« bringt folgenden interessante Nachrichten aus Melilla, 25. August: Die Kabylas haben nur wenige Geschütze, worauf sie äußerst eifersüchtig sind. Drei dieser Kabylas haben je eine Kanone, die beiden Andern haben keine. Aus besonderer Gunst kann eine Kabyla ihre Kanone der Anderen leihen. In den Tagen des Friedens sind die Kanonen vergraben, fangen aber die Feindseligkeiten an, so werden sie hervorgeholt. — 200 Mauren oder mehr ziehen das Geschütz in die Batterie, deren jede Kabyla ihre besondere hat. — Diese Batterieen sind ziemlich gut angelegt und mit Wällen umgeben, hinter welchen sich die Mauren flüchten, wenn vom Platz aus auf sie gefeuert wird. Jeder Kabo (oder Chef) ist verpflichtet, sein Kontingent Pulver für das Geschütz zu liefern; dieß nicht zu thun, hieße für einen Verräther gelten. Die Kugeln, welche sie auf uns abschießen, sind jene, welche ihnen von der Festung aus zugeschickt werden; andere haben sie nicht. Deßhalb wird jetzt nur mit größerem Kaliber als ihre Geschütze gefeuert, so daß sie die Geschosse nicht brauchen können. Sie haben aber Geduld genug, sie zu befeuchten, um sie oxidiren zu machen und ihren Umfang nach und nach abzumindern. Wenn die Kabylen ihre Kanonen herrichten, so wird in der Festung ein Zeichen mit einer Glocke gegeben, damit Jeder ruhig zu Hause bleibe, und alle Thüren stehen offen, um Jene einzulassen, die zufällig auf der Straße sind. Wenn es den Mauren gelingt, ein Gebäude in der Stadt zu treffen, so stoßen sie ein Freudengeschrei aus, tanzen und küssen ihre Kanone; treffen sie nicht so peitschen sie ihre Geschütz.

[Keine optische Täuschung.] In Frankfurt a/M. wollte ein mit der Eisenbahn angekommener Fremder, welcher beim Absteigen im Gasthofe seinen Handkoffer vermißte, seinen Droschkenkutscher deßhalb verhaften lassen. Dieser, sehr entrüstet, widersetzte sich und die Scene wurde sehr heftig. Da kam eine Dame die Stiege herab, den Handkoffer, den sie in ihrem Zimmer vorgefunden habe, zurückbringend. Somit war der Streit zu Ende, und der beleidigte Kutscher mit doppeltem Trinkgelde zufrieden gestellt. Die Reise des Koffers aber auf das Zimmer der Dame blieb ein Räthsel.

Der Maire eines Dorfes in Frankreich in der Nähe des Lagers von Chalons hatte Nachricht erhalten, daß der Kaiser durch das Dorf kommen werde. Er zieht sich bestens an und wartet und wartet, aber der Kaiser kommt nicht. Da wird er endlich des Wartens müde und geht auf seine Wiese Heu machen. Bald darauf aber trifft der Kaiser wirklich ein und findet nur die Frau des Bürgermeisters, die ihm ruhig sagt: »Mein Mann ist nicht da, Herr Napoleon. Aber machen Sie sich keine Unruhe, sobald er zurückkommt, soll er seinen neuen Rock anziehen und Ihnen guten Tag sagen.«

Die französischen Soldaten nennen den Sohn des Kaisers Napoleon nur den kleinen Grenadier. Er ist bekanntlich in die Liste des ersten Regiments eingetragen, und bei der Verlesung ruft man für ihn: »In Urlaub bei seinen Eltern.« Er bezieht, wie alle andere Soldaten, täglich seine 43 Centimes Löhnung.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag der Wailand'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 231 Montag, 28. September 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

Der Pascha hatte ihr mit einer immer steigenden Zorneswuth, welche ihn beinahe zu ersticken drohte, zugehört und war immer bleicher und bleicher geworden. Jetzt aber unterbrach er sie, indem er ihr mit gepreßter Stimme zurief: „Halt, Mädchen! Ich stoße Dir den Dolch in die Gurgel, wenn Du nur eine Sylbe lügst. Sprich die Wahrheit — rede — hörtest Du was sie sprach?"

„Ich konnte nicht Alles verstehen," versetzte Marsa; „denn sie flüsterten nur, aber Einiges habe ich doch verstanden."

„Was sagte sie? Ich will wissen, was sie ihm sagte," stöhnte Suleiman aus beklommener Brust hervor.

„Sie versprach ihn zu befreien, in dieser Nacht noch."

„Mädchen, lüge nicht! Das that sie nicht!"

„Sie that es doch, mein strenger Gebieter. Ich sage die Wahrheit und wenn ich auf der Stelle den Tod leiden sollte."

„Und sprach sie von Liebe mit ihm? Doch halt! Besinne Dich ehe Du auf diese Frage antwortest, denn die kleinste Lüge ist Dein Todesurtheil."

„Ich lüge nicht," entgegnete Marsa kalt und ruhig, „ja, sie sprach von Liebe zu ihm."

Mit einem dumpfen Schrei sank der Pascha in die Kissen zurück, als ob er eine schwere Wunde empfangen hätte, und verhüllte sein Gesicht. Eine lange, angstvolle Pause trat ein und Marsa wußte, daß ihr Leben jetzt an einem Haar hing. Hielt er es nur für möglich, daß sie ihn durch eine Wahrheit hintergangen hatte, so mußte sie auch befürchten, daß er sie auf der Stelle in seinem wilden Zorne mordete. Sie beobachtete ihn verstohlen und befürchtete jeden Augenblick, daß er auf sie zustürzen und ihr den kalten Dolch in die Brust stoßen würde, ohne sie weiter zu hören. Aber seine wilde Aufregung legte sich fast plötzlich, und seine finstere, schreckliche Ruhe sprach sich in allen seinen Zügen aus, als er wieder das Wort nahm und zu ihr sagte: „Du behauptest also, daß Du mir die Wahrheit gesagt?"

„So war mir Allah helfen möge und sein großer Prophet!" erwiderte sie fest und betheuernd.

„Ich werde Untersuchungen anstellen lassen, und finde ich, daß Du gelogen, sollst Du der gerechten Strafe nicht entgehen. Dann mache Dich gefaßt auf einen langsamen Martertod. Vorläufig aber, will ich annehmen, Du hättest wahr gesprochen, so wirst Du noch nicht läugnen wollen, daß Dein Vater mitschuldig ist, daß er sich bestechen ließ, den Gefangenen frei zu lassen?"

Ich bleibe dabei, daß mein Vater unschuldig ist. Er wußte nichts davon und ahnte nicht, daß der Gefangene ausbrechen könne."

„Wie? Er wußte nichts davon? Hast Du ihm nicht berichtet, was Du belauschtest?"

„Nein! Ich war es wohl Anfangs Willens, aber ich zögerte damit, denn ich wußte, daß mein Vater Dir augenblicklich Alles hinterbringen würde, und fürchtete, daß Du uns nicht glauben, Deine Favoritin aber Alles für schändliche Verläumdung erklären und die fürchterlichste Rache an uns nehmen würde. Deßhalb schwieg ich, beschloß aber, die ganze Nacht hindurch in meinem Ziegenstalle zu wachen, das Gefängniß im Auge zu behalten und sobald ich nur etwas Verdächtiges bemerkte, Lärmen zu machen und die Wachen herbei zu rufen. Als es Abend wurde, kam Dein Leibdiener und befahl meinem Vater, den Gefangenen in schwere Ketten zu legen, was er auch sogleich that, wie sein Knecht bezeugen kann, der ihn begleitete. Da ich aber wußte, daß kein Gefangener so leicht entfliehen kann, wenn mein Vater ihn erst in Ketten gelegt und an sein Lager geschlossen hat, so ließ ich auch alle Besorgniß fahren und dachte mir: nun hat es keine Gefahr und hielt mich fest versichert, daß der Gefangene wenigstens nicht in dieser Nacht entfliehen würde. Deßhalb ging ich auch nicht nach dem Ziegenstalle, sondern blieb in meines Vaters Wohnung, wo ich bald auf mein Lager niedersank, da ich sehr müde war. Vor Tagesanbruch aber stand ich wieder auf und verließ meinen Vater, der

noch in festem Schlafe lag, und fuhr mit meiner Karre zum Hofe hinaus, um trocknes Laub zur Streu und grüne Stechpalmen zum Futter für meine Ziegen zu holen. Das kann mir der Wachtposten bezeugen, der draußen an der Mauer stand, denn er wollte mich nicht passiren lassen, bis er meine Karre untersucht hatte, was er auch that. Im Hofe aber war Alles still, als ich ihn verließ und ich habe gar nichts Verdächtiges bemerkt."

Sie hatte so unbefangen, einfach und natürlich gesprochen, daß der Pascha wirklich anfing Vertrauen zu ihrer Aussage zu fassen, so schwer er auch durch den Verdacht, den sie auf seine Favoritin geworfen hatte, verletzt worden war. „Du wirst die Mauern dieses Palastes nicht verlassen," sprach er, weit weniger heftig, zu ihr, „bis die Untersuchung, die noch heute beginnen soll, beendigt ist. Zeigt es sich, daß Dein Vater unschuldig ist, dann soll er sogleich befreit werden und es soll ihn keine Ahndung weiter treffen. Hast Du mir sonst noch etwas mitzutheilen?"

„Nein, mein gestrenger Gebieter," entgegnete das Mädchen, „aber erlaube, daß ich Dir danken darf, daß Du mich gehört hast."

„Es ist gut!" erhielt sie zur Antwort. „Geh' jetzt!" Und sie erhob sich und entfernte sich, nachdem sie sich dreimal ehrfurchtsvoll verbeugt hatte.

Es fiel ihr schwer auf's Herz, daß sie den Palast nicht verlassen sollte; denn sie wäre gern der Aufforderung Selinda's gefolgt, im Laufe des Tages zu ihr zu kommen, doch wahrlich nicht aus Eigennutz, um die versprochenen Geschenke in Empfang zu nehmen, sondern nur durch die Hoffnung angetrieben, zu erfahren, ob Felix auch wirklich durch ihren Oheim in Sicherheit gebracht worden sey? Indessen, sie beschloß sich dem Befehle zu fügen und obgleich sie Ursache hatte bis jetzt zufrieden zu seyn mit dem Erfolg ihrer Unterredung, die sie mit dem Pascha gehabt, so war doch ihr Herz noch keineswegs frei von aller Besorgniß. Denn sie kannte die leidenschaftliche Liebe, mit welcher Suleiman an Aminda hing und wie leicht konnte es dieser gelingen, sich in seinen Augen zu rechtfertigen und ihre Anklägerin für eine Verläumderin zu erklären, besonders wenn der fromme Derwisch ihre Vertheidigung unterstützte und im Einverständnisse mit ihr, Alles für Lüge erklärte. Sie war ja nur ein armes, verachtetes, kaum den Kinderjahren entwachsenes Tartarenmädchen, und durfte kaum hoffen, der geliebten Favoritin und dem beinahe als Heiligen verehrten Derwische gegenüber Glauben zu finden. Auch schlug ihr der Versuch fehl, ihren Vater im Kerker aufsuchen und sprechen zu dürfen, denn der Offizier der Schloßwache, welcher die Kerkerschlüssel übernommen und die Oberaufsicht über die Gefangenen führte, schlug ihr die Bitte, die sie deßhalb an ihn richtete, entschieden ab.

Pascha Suleiman war, nachdem ihn das Mädchen verlassen hatte, in finsteres Nachsinnen versunken und zu Marsa's Glücke befestigte sich der einmal angeregte Verdacht in seinem Innern, gegen Aminda und Malek, immer mehr, je reiflicher er die Umstände erwog. In seiner ersten Freude über das Wiedersehen seiner Favoritin, hatte er jeden Zweifel an der Rechtfertigung über ihr langes Verschwinden mit Gewalt unterdrückt, und der Behauptung des Derwisches, daß er die Wahrheit ihrer Aussage in ihren Augen lese, um so lieber Glauben geschenkt, als sie ganz seinen Wünschen entsprach. Doch jetzt, da der Zweifel einmal in seine Brust geworfen und ein so schrecklicher Verdacht in ihm erweckt worden war, loderte die Eifersucht nur um so heftiger in seinem Herzen auf, und der so tief verletzende Gedanke, sich von Beiden betrogen zu sehen, erfüllte ihn mit Wuth und Rache. Aber es war nicht mehr das wild aufflammende Feuer des Zornes, welches blind wüthet, um nur sein Opfer eiligst zu vernichten, sondern es war jene stille Wuth, die sich mit Ueberlegung paart, und langsam, aber sicher, den Durst nach Rache zu kühlen. Wohl eine Stunde lang blieb er ganz allein und wiederholte sich in Gedanken die ganze Erzählung, mit welcher es Aminda gelungen war, ihn im ersten Augenblicke des Wiedersehens zu verblenden. Je lebendiger er sich aber ihre Mittheilungen in sein Gedächtniß zurückrief desto lebhafter traten ihm auch jetzt die Widersprüche und Unwahrscheinlichkeiten in derselben vor Augen, und er beschloß ein schweres Gericht über sie zu halten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schwester.

(Fortsetzung.)

3.

Der Dreizehnte war da, der Vorabend des Tages, an welchem Joseph kommen sollte.

Das Haus war gescheuert; die alten wettergerannten Scheiben waren gewaschen, die Thürschlösser abgefeilt, — Gertrude schien wie eine wahre kleine Nixe nur noch im Wasser zu leben, und wie eine Nixe hatte sie sich getummelt. Leonore unterdeß hatte geordnet, Vorhänge aufgesteckt, die Rococo-Möbel, welche Pfarrer und Verwalter wieder an ihre alten Plätze gesandt, abgestäubt und gerückt und ausgebessert. Der Jude im Dorfe, der den

Schlächter machte, hatte eine Kuh um das Leben gebracht, von deren außerordentlichen Verdiensten er Wunderdinge versprach — sie mußte mindestens so saftig seyn, wie die Götterkuh Wasischta's und alles Ochsenfleisch der Welt schlagen. Der Verwalter hatte Alles — Alles hergegeben, was er besaß — ein wahres Glück, daß seine Frau todt war; der Pfarrer hatte endlich nicht nur, gerührt über Leonorens schwesterliche Liebe, seinen Wein hergegeben. sondern auch den Schulmeister über Verwendung der Dorfjugend zur Herstellung einer Ehrenpforte aus Laubgehängen und Cyanenkränzen instruirt.

Leonore erhob sich am Tage vor der erwarteten Ankunft ihres Bruders mit dem Frühesten. Ihre treue Gertrude war bald neben ihr. Sie durchwandelten zusammen die Zimmer. Sie konnten sich nicht den Eindruck verhehlen, den diese Räume machten; Helle und spiegelblanke Reinheit kämpften darin nur stellenweise mit Erfolg gegen die kalte Oede, das Verkommenseyn, welches so lange darin geherrscht. Die Fremdenzimmer dagegen waren, wenn auch weit von allem Luxus entfernt, doch anständig, ja behaglich und ohne auffallenden Verstoß gegen den guten Geschmack eingerichtet.

Gott gebe unserer Holländerin ein verliebtes Herz — ich möchte sie so recht bis über die Ohren verliebt wissen, sagte Gertrude seufzend. Dann wird sie Alles schön finden im Hause ihres jungen Mannes.

Sie waren in die Küche gekommen und musterten ihre Vorräthe.

Welch ein Glück, daß uns der Pfarrer den guten schwarzen Peccothee von seinem Kollegen in Trarbach verschaffen konnte.

Wenn er nur reicht: die Holländer sollen furchtbar viel Thee trinken!

Und Käse essen, sagte Leonore, plötzlich erschrocken stehen bleibend.

Das ist fürchterlich — Käse ist nicht da — aber die Magd des Verwalters hat einige Handkäse oben auf der Hürde vor dem Giebelfenster zum Trocknen ausgelegt —

Es ist unmöglich, ihn aufzutischen, gesetzt auch, er wäre fertig! Du mußt mit dem Verwalter darüber reden, Getrude!

Und was setzen wir ihnen morgen Abend nach der Ankunft vor? ein Souper ohne Fleisch? Wir können doch nicht gleich mit den alltäglichen Speisen beginnen — ich fürchte, sie werden ohnehin noch oft genug an die Reihe kommen.

Du hast recht, Gertude: wir müßten Wildpret haben. Du mußt mit dem Verwalter darüber reden.

Gertrude hatte bis jetzt alle derartigen Anweisungen auf den Verwalter schweigend angenommen; auch hatte dieser es mit seltener Unermüdlichkeit an Rath und That nicht fehlen lassen. Wie weit Gertrude dafür sich mit ihrer frischen jungen Persönlichkeit verstrickt und vorgewagt hatte, das schente Leonore sich zu untersuchen. Sie fühlte sich dem Mädchen tief verpflichtet: aber das Opfer, welches diese ihr brachte, nahm sie ohne Bedenken an.

Jetzt aber protestirte Gertrude. Wildpret, das ist unmöglich! Glauben Sie, daß ich nicht schon längst daran gedacht? Aber die Jagd ist dem Verwalter untersagt, und zum Wilddieben, dazu bringe ich ihn nicht! Auch ist ein neuer Förster oben im Jägerhause eingezogen, der furchtbar strenge seyn soll — die Waldungen und das Gehege hier sind ihm ausschließlich untergegeben worden, seitdem der Kurfürst das Gut gekauft — nein, Wild bekommen wir nicht!

Nicht, sagte Leonore stolz — ich soll nicht einen elenden Hasen, oder ein paar Hühner mehr bekommen können aus dem Revier, in welchem Jahrhunderte lang die Hifthörner der Windschrot getönt haben?

Getrude schüttelte den Kopf.

Ich will doch sehen, wer es mir wehrt, wenn ich sie selber schieße?

Es käme auf die Probe an, lachte Gertrude.

Und die will ich machen!

Leonore hatte früher an kleinen Jagdstreifereien ihres Bruders nicht selten Theil genommen. Sie schoß ihre Vogelflinte so sicher und ruhig ab, wie nur je irgend ein resolutes Landfräulein. Weßhalb sollte sie, was sie zum Scherz gelernt, nicht einmal im Ernste anwenden? Eine Vogelflinte und ein paar verschossene Jagdkostüme für Frauen befanden sich in einer Bodenkammer. Gertrude mußte sie herunterholen, vom Verwalter Pulver und Schrot schaffen und dann begannen die beiden Mädchen in halbem Männerkostüme ihren Jagdzug, der zwei blutjunge Rebhühnern und einem Hasenjünglinge in der zartesten Blüthe seines Alters das Leben kosten sollte.

Unglücklicherweise war der neue Förster Wilddieben auf der Fährte, und wir sahen, wie nahe die kühne Unternehmung Leonorens an einem höchst unangenehmen Ausgang vorüberstreifte. Hätte nicht der Bauernhof, das Eigenthum eines früheren Gutsunterthanen der Windschrot, auf ihrem Wege gelegen und eine verschwiegene Zuflucht geboten, in der Jagdkleider und Waffe abgeworfen und verborgen werden konnten — wer weiß, ob der junge Forstmann jene ritterliche und rücksichtvolle Höflichkeit bewiesen, für welche Leonore ihm so viel Dank wußte?

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Der Brigadegeneral Havelok, welcher unstreitig zu den besten und tapfersten Offizieren der englischen-ostindischen Armee gehört, im Jahre 1795 geboren, trat einen Monat nach der Schlacht bei Waterloo in die Scharfschützenbrigade des 95. Infanterieregiments ein. Nach achtjährigem Dienste in England, Schottland und Irland ging er in das 13. leichte Regiment über, und schiffte sich 1823 nach Indien ein. 1824 während des ersten Krieges in Birma wohnte er den Gefechten von Ragador, Patanagoh und Peghan bei. Erst 1838 wurde ihm der Oberbefehl über eine Kompagnie ertheilt. Während des Krieges gegen die Afghanen war er zum Stabe des Sir Willoughby-Cotton detachirt, wohnte dem Sturm auf Ghuznar und der Besetzung von Kabul bei, und schrieb ein Werk über diesen Feldzug. Später begleitete er im Stabe des Generals Elgphinstane im Pendschab das Amt eines Dolmetschers für das Persische. Als die Ghilzies des Osten sich empörten, begleitete er den General Sale und die Expeditionskolonne auf allen ihren Märschen und Gefechten, und leitete dann mit dem Major Mac-Gregor und dem Kapitän Broadfoot die denkwürdige Vertheidigung von Dschellalabad. Er war es, der durch einen muthigen Ausfall die Feinde zur Aufhebung der Belagerung (1842) zwang, wofür er das Majorspatent und den Bath-Orden erhielt. Er wurde im folgenden Jahre zum Dolmetscher des Persischen beim Oberkommandanten Sir Henry Gough ernannt. Im Jahr 1844 erhielt er den Rang eines Oberstlieutenants, und machte den ganzen Krieg gegen die Sikhs mit, wobei ihm drei Pferde unter dem Leibe getödtet wurden. Während des zweiten Krieges gegen die Sikhs rückte er mit seinem Regimente bis Indore vor, wo er den Befehl erhielt, wieder umzukehren. Im Jahre 1849 machte er eine Reise nach Europa, wo er zwei Jahre verweilte, erhielt im Jahre 1851 in Bombey das Oberstenpatent, und kämpfte an der Seite des Lord Hartinge. Bei der letzten Expedition gegen Persien erhielt er das Kommando der zweiten Division und nahm Theil an der Expedition gegen Mohamera. Nach dem Frieden mit Persien schiffte er sich nach Bombay von da nach Calcutta ein, wo er seine Ernennung als Brigadegeneral erhielt, mit dem Befehl, sich an der Spitze der mobilen Kolonne zu stellen, deren Heldenthaten so viele Bewunderung erregt haben. Troß der langen Reihe von Gefechten, welche er mitmachte, und troß einer stürmischen Tapferkeit ist der General Havelok niemals verwundet worden.

Ein vom Flusse Napo in Ecuador, 23. Juni, datirter Brief meldet den im Zweikampfe erfolgten Tod des Professors Frances, eines Mitgliedes der nach Südamerika abgegangenen Entdeckungsexpedition. Der Hergang wird folgendermaßen erzählt: Als die Expedition zu Santa Rosa am Flusse Napo ankam, erhob Professor Moore aus Ohio gegen Professor Frances die Anklage, daß er ihn in Bezug auf seine wissenschaftlichen Leistungen hintergangen und deßhalb sein Vertrauen getäuscht, die Regierung von Ecuador beleidigt und sich als eine Schmach für sein Adoptiv-Vaterland bewiesen habe. Dieses führte zu einer Herausforderung von Seiten des Professors Frances, die von Professor Moore bereitwillig angenommen wurde. Die Waffen, doppelläufige Vogelflinten, wurden mit schweren Rehposten geladen und die Distanz auf fünf Ruthen festgesetzt. Alle Vermittlungsversuche blieben vergeblich, und die beiden Gegner blieben entschlossen, ihre Sache mit Pulver und Blei auszumachen. Am 29. April schlugen sie sich, und das Ergebniß war der Tod des Professors Frances. Gerade unter dem Herzen ward er getroffen, während sein eigener Schuß an dem Kopf des Gegners vorbeistreifte. Eine Depesche aus Washington gibt eine andere Version des Vorfalles und schreibt die Wunde dem zufälligen Losgehen des Gewehres seines Kollegen zu.

Eine Zeitung aus Texas erzählt, zwei Liebende seyen kürzlich, in Begleitung des Priesters der sie trauen sollte, aus der Stadt heimlich entflohen. Alle drei waren gut beritten, trotzdem ereilte sie der Vater der Braut, und die Hochzeit hätte wohl nie stattgefunden, wenn nicht das Mädchen, welches den nachjagenden Vater zuerst erblickt hatte, den Priester gefragt hätte, ob er sie nicht mitten im Galopp trauen könne. Ja wohl kann ich's antwortete der hochw. Herr, und seinem Pferde die Sporn gebend, sprach er die herkömmlichen Gebete ertheilte dem Paare seinen Segen, und war mit dem Trauungsakte eben zu Ende, als der Vater ankam, und dem Pferde des Mädchens rasch in den Zügel griff. Es war zu spät, und als vernünftiger Vater gab er dem beherzten Pärchen seinen Segen.

In Hannover kennt man nun seit einiger Zeit Maschinen-Cigarren, die anstatt von den Händen der Arbeiter, mittelst einer neu erfundenen Maschine gefertigt werden. Die Erfindung und das Patent auf die Maschine hat das Haus Eduard Richter in Hannover für 12,000 Thaler erworben. Die Decke der Maschinen-Cigarren ist gleichmäßig glatt und sauber, der Wickel elegant.

Redakteur: Gustav Neffert.
Druck u. Verlag der Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 232 Dienstag, 29. September 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

Zuerst ließ er den Derwisch herbeirufen, welcher sich zwar bemühte, sich mit seiner ganzen Würde zu waffnen, der aber doch die Angst, die sich seiner bemächtigt hatte, kaum zu verbergen vermochte. Die Stellung, welche er in der Nähe des Pascha's eingenommen hatte, war für ihn eine so ausgezeichnete, bequeme und lohnende gewesen, daß er kaum hoffen durfte, anderwärts eine ähnliche zu finden. Er mußte es also schon deßhalb für wünschenswerth halten, die Gunst seines Gebieters nicht zu verlieren, der schweren Ahndung, die ihn noch außerdem treffen konnte, gar nicht zu gedenken. Sein heimliches Einverständniß mit Aminda hätte er allerdings dazu benutzen können, den Einfluß, den er zuweilen auf den Pascha ausübte noch mehr zu befestigen und zu stärken, doch war er schlau genug, wohl einzusehen, daß ihm seine Anhänglichkeit an Aminda, jetzt, da dieselbe so plötzlich wieder in Ungnade gefallen war und eines schweren Verbrechens beschuldigt wurde, nur schaden könne. Die Nachricht von der Flucht des Gefangenen, die sich am frühen Morgen schon durch das ganze Schloß verbreitete, hatte ihn gewaltig erschreckt, und er zweifelte jetzt selbst keinen Augenblick, daß Aminda seine Befreierin sey, und daß sie ihn über die Absicht ihres Besuches im Kerker, zu welchem er ihr verholfen, schändlich getäuscht hatte. Er glaubte es deßhalb auch vor seinem Gewissen rechtfertigen zu können, wenn er sich gegen sie wendete, denn er fürchtete jetzt auch durch die leiseste Vertheidigung der Favoritin, den Verdacht der Mitschuld, den er auf sich geladen, nur noch zu erhöhen.

Sukriman empfing ihn mit jener finsteren Ruhe, die stets bei ihm verkündete, daß er Unheil brüte. In dumpfem Tone, welcher wie ein ferngrollender Donner erklang, fragte er ihn zuerst: „Hast Du gestern von dem Gefangenwärter den Kerkerschlüssel abgefordert und erhalten?"

Der Derwisch hatte zwar Anfangs beschlossen, wie gewöhnlich, als ob gar nichts vorgefallen wäre, in seinen Winkel zu kriechen, und dort in sein hartnäckiges Schweigen zu verfallen, welches er oft Tage lang fest hielt. Doch jetzt fürchtete er dadurch das drohende Ungewitter, welches über seinem Haupte schwebte, nur um so schneller zum Ausbruche zu bringen und er hielt es vielleicht noch für möglich, es durch ein offenes reumüthiges Geständniß von sich abzuwenden. „Ja, ich habe es gethan!" entgegnete er deßhalb kurz.

„Und welchen Vorwand gabst Du dem Gefangenwärter an für Dein Verlangen?" fragte der Pascha weiter.

„Ich sagte ihm, ich wolle hinabgehen in den Kerker, um mit den Gefangenen zu beten, und dieß war auch wirklich meine Absicht."

„Lüge nicht, denn ich bin bereits von Allem unterrichtet, und wenn Du glaubst, durch Läugnen Deine Mitschuld zu verbergen, so wisse: daß ich Dich und Deinen Ruf vernichten kann mit einem einzigen Hauche."

Diese Rede klang allerdings so gefahrvoll und drohend, daß ihm auch der letzte Rest von Muth entschwand, Aminda, die ihn in diese üble Lage versetzt hatte, auch nur im Geringsten zu schonen. „Es war allerdings meine Absicht," wiederholte er deßhalb noch bestimmter. „Doch als ich eben im Begriffe war, mich in den Kerker zu begeben, ließ mich Aminda zu sich rufen und bat mich, ihr den Kerkerschlüssel zu verschaffen, da sie mit dem jungen Gefangenen, mit welchem sie eingebracht worden, sprechen müsse."

„Sagte sie Dir auch, aus welchem Grunde sie dieß Verlangen hege?"

„Das that sie allerdings. Sie vertraute mir, daß sich ihr kostbarer Schmuck um ihre reichen Gewänder, welche sich in ihren Koffern befanden, in dem väterlichen Hause des Gefangenen zurückgeblieben wären, und daß sie befürchte, aller dieser schönen Sachen beraubt zu werden, sobald der Vater des jungen Mannes erführe, daß man seinen Sohn hingerichtet habe. Deßhalb wolle sie den Gefangenen sprechen, ihm Hoffnung machen auf seine baldige Befreiung, und ihn zu bewegen suchen, daß er

ihr ein Schreiben gebe an seinen Vater, mit der Weisung: ihr Eigenthum dem Ueberbringer ungesäumt auszuliefern.

„O, wie schlau! Und Du ließest Dich täuschen?"

„Ein Nebel hatte sich um mein Hirn gelagert; ja, ich ließ mich täuschen."

„Wo blieb Deine gerühmte Sehergabe? He?"

„Es hatte Allah gefallen, mich in jenem Augenblicke mit Blindheit zu schlagen und wer vermag etwas gegen Allah's Willen? Auch scheint es mir, daß Aminda, weil sie so lange Zeit den giftigen Odem der Giauern (Christen) einathmen mußte, auch ihre Falschheit, Hinterlist und Lüge mit eingesogen hat. Ein böser Geist verführte mich, ihr zu glauben und so gab ich ihr den Kerkerschlüssel."

„Warum aber begleitetest Du sie nicht hinab in die unterirdischen Räume, und warst Zeuge ihres Gesprächs mit dem verdammten Verführer?"

„Ich konnte mich nicht entsinnen, daß sie mich jemals durch eine Unwahrheit hintergangen hätte, und deßhalb glaubte ich ihr auch kein Mißtrauen zeigen zu dürfen."

„Glaubst Du, daß sie den Buben liebt; daß sie ihm ganz allein, ohne fremden Beistand, zur Flucht verholfen hat?"

Er zögerte einige Augenblicke, dann aber entgegnete er sehr zuversichtlich: „Ich glaube es jetzt, obgleich ich es noch gestern nicht für möglich gehalten hätte!"

„Und meinst Du, daß der Gefangenwärter unschuldig ist; denn ich bin gestern den ganzen Abend bei ihm gewesen, habe nicht die geringste Unruhe an ihm wahrgenommen, auch nicht bemerkt, daß Aminda, oder eine ihrer Dienerinnen mit ihm verkehrt hätte. Auch ist er ein zuverlässiger, treuer Mann, der niemals in einen Verrath gegen seinen Herrn und Gebieter willigen würde."

„Aber es ist doch kaum möglich, daß sie es ganz allein ausgeführt haben sollte?"

„Warum nicht? Es bedurfte ja zu seiner Flucht weiter nichts, als einer guten Feile, die sie ihm leicht durch die Oeffnung in der Thür zustecken konnte. Das Uebrige mußte er selbst vollbringen. Er hat es auch gethan. Er hat nicht allein seine Ketten, sondern auch die eisernen Stäbe an dem Gitterfenster durchgefeilt, ist dort hinaus gekrochen, und war das nur einmal geschehen, so konnte es ihm nicht schwer fallen, in jenem abgelegenen Hofwinkel über die Mauer zu klettern und in's Freie zu entkommen."

„Aber die Wachen an der Mauer? Sie hätten ihn niederschießen müssen, wie einen Hund."

„Das wäre ihre Pflicht gewesen; doch die Dunkelheit der Nacht hat sie wahrscheinlich verhindert, ihn zu bemerken."

Suleiman wußte jetzt nichts mehr zu fragen, und nachdem er einige Male in finsteres Sinnen verloren auf und nieder gegangen war, herrschte er dem Derwisch zu: „Geh! Betritt meine Zimmer nicht eher wieder, als bis ich Dich rufen lasse; entferne Dich aber nicht aus den Mauern meines Palastes! Geh!"

Malek folgte schweigend diesem Befehle und glaubte bereits die Zornwolken seines Gebieters, die sich über seinem Haupte zu entladen gedroht hatten, glücklich zertheilt zu haben.

Wieder ging der Pascha eine geraume Zeit, in tiefes Sinnen verloren, auf und nieder, dann rief er seinen Leibdiener und befahl ihm, Aminda durch den ersten Haremsbeamten vorführen zu lassen.

Die Favoritin, die den Sturm noch nicht ahnete, welcher über sie hereinbrechen sollte, da sie in der Einsamkeit der über sie verfügten Haft noch nicht erfahren hatte, daß Felix während der Nacht glücklich aus seinem Kerker entkommen sey, trat mit ihrer gewohnten Unbefangenheit herein und nur einige finstere Falten auf ihrer Stirn und ein stolzer Blick, den sie ihm zuwarf, sollten ihrem Gebieter andeuten, daß sie sich noch immer durch seinen Zorn verletzt fühle.

Er würdigte sie jedoch keines Blickes und nachdem er dem Haremsbeamten befohlen hatte, sich zu entfernen und im Vorzimmer zu harren, zog er die schweren Sammetvorhänge vor der Thür zusammen, damit kein Wort ihrer Unterredung nach Außen dringen sollte; warf sich dann in die Kissen des Divans, und schien, ohne sie weiter zu beachten, darüber nachzusinnen, wie er sein Verhör beginnen solle?

Sie hatte Anfangs die Erwartung gehegt, daß er sie nur habe rufen lassen, um eine Versöhnung herbeizuführen, in welchem Falle sie schon entschlossen war, ihm durch Trotz und Schmollen das Versprechen abzunöthigen, sie unbeschränkt in seinem Harem walten zu lassen. Doch jetzt sank ihre Hoffnung bedeutend; denn sie verstand zu gut in seinen Mienen zu lesen, um nicht sogleich zu erkennen, daß er noch keineswegs versöhnliche Gedanken hege; sondern daß sich sein Zorn gegen sie nur noch gesteigert habe.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schwester.

(Fortsetzung.)

Als sie von der Jagd heimgekehrt, dachte Leonore mit einem seltsamen, nicht leicht zu erklärenden Gefühl an den Förster. Sie war vor ihm ge-

flohen; er hatte ihr kleines Vergehen durchschaut, sie beschämt. Eine solche Verlegenheit gibt einem Manne immer einen gewissen Vortheil über ein weibliches Wesen. Es ist ein Anfang von gegenseitigen Beziehungen da, wie sie vielleicht eine lange Bekanntschaft nicht gegeben hätte. Der Mensch, vor dem man erröthete, ist eine Gestalt, welche in unsern Augen eine unbestrittene Wichtigkeit annimmt. Auf der einen Seite das Bestreben zu beweisen, man wolle aus seiner günstigen Stellung keinen unedlen Vortheil ziehen; auf der andern Seite der dringende Wunsch, darzuthun, man habe eigentlich gar keinen Grund zur Verlegenheit gehabt — das führt zusammen, das bringt eine Intimität hervor, die für das Gemüth oft von den entschiedensten Folgen ist!

Je mehr Leonore über den Forstmann nachdachte, desto vortheilhaftere Züge nahm sein Bild an, desto peinlicher fühlte sie ihre Situation ihm gegenüber. Aber auch ein Aufwallen gekränkten Stolzes kochte in der Seele des Edelfräuleins empor — ungeduldig verwünschte sie, zum Erstenmale im Leben, ihre ganze erbarmenswerthe Lage, welche sie so lange mit resignirter Sanftmuth ertragen. Sie hätte Vieles darum gegeben, hätte sie eine Schuld an dem Menschen gefunden, vor dem sie sich gedemüthigt fühlte, um auf ihn die Verwünschungen zu häufen, in welchen ihr übervolles gekränktes Herz eine Erleichterung zu finden hoffte. Aber sie vermochte es nicht, und hülflos, niedergeschlagen, tiefbetrübt fand sie endlich keine andere Zuflucht, als bei der ultima ratio der Frauen.

Leonore verbarg das Gesicht in die Kissen ihres Sophas und weinte, bis sie, körperlich und geistig erschöpft, eingeschlummert war.

4.

Als Gertrude am andern Morgen früh in der Küche beschäftigt war, hörte sie ein leises Klopfen am Fenster. Sie erschrack zusammen, denn sie erwartete beim Aufsehen den Kopf des Verwalters zu erblicken, dem sie nun einmal „bonne mine“ machen mußte, obwohl ihr das Spiel seiner Züge bei solchen Begrüßungen ein recht „mauvais jeu“ schien. Aber es war ein ganz anderes Gesicht, das sich in diesem Augenblick eine breite und höchst kurzweilig gedrechselte Nase an der Fensterscheibe platt drückte — ein rundes, rothes Menschenantlitz mit Pockennarben und fuchsigem Stoppelbärtlein, und kleinen, kugelrunden, hervortretenden Augen, die aus der Wirrniß dieser verwickelten Züge so klar und hell hervorguckten, wie ein paar Eidechsenäuglein aus einem Büschel Thymian und Moosranken.

Gertrude stieß einen leisen Schrei der Ueberraschung aus. Der Mann nahm ein dreieckiges Hütlein vom grauen Kopfe, an dem ein kurzer Zopf baumelte, und rief durch die Scheiben:

Oeffne Sie, Jungfer, bitte, öffne Sie einmal!

Als Gertrude öffnete, bückte er sich, hob eine Last empor und gleich darauf schoß ein todter Rehbock durch das Fenster und fiel schwer auf den Anrichtetisch, der unter demselben stand.

Was ist das? was soll das?

Das ist ein Rehbock, lächelte der Mann mit einem gutmüthigen Kopfnicken.

Von wem — wer seyd Ihr — wie kommt der Bock hierher?

Was fragt Sie — Sie sieht es ja, er läuft Ihr in die Küche!

Aber — um Gottes Willen —

Frag Sie doch nicht — so was ist schon mehr geschehen. Den Mönchen von Corvey liefen alle Jahr zu Sankt Veit zwei Hirsche in die Küche. Zu Ihr kommt ein Rehbock. Weßhalb nicht — ist Sie nicht eben so viel Ehre werth, wie ein Mönch? Sie ist ein nettes, reinliches Mädel. Sie wäre mir lieber, als alle andern Mädchen in der Welt. Adieu, — auf Wiedersehen!

Der seltsame Mensch nickte wieder mit dem Kopfe, lachte Gertruden ganz ungenirt in's Gesicht, und dann schoß er mit possirlichen Sprüngen davon.

Das muß ein alter Familienkobold seyn, der sich in Zeiten der Noth sehen läßt! sagte Gertrude und dann sprang sie die Treppe hinauf zu ihrer Herrin, um ihr mit freudestrahlendem Gesicht die Vermehrung ihrer Vorräthe zu melden.

Leonore erschrack fast mehr darüber, als sie sich freute. Sie ahnte, woher das Geschenk komme, und es war ihr, als wenn eine Demüthigung darin liege.

Die Stunden des Tages verflossen rasch. Leonore hatte noch so unendlich Vieles zu thun. Sie wußte bald nicht mehr, wo ihr der Kopf stand. Eine wahre Wohlthat war es ihr, in all der Hast und Beängstigung die Theilnahme zu bemerken, welche von allen Seiten strebte, ihre Aufgabe zu erleichtern. Der Pfarrherr hatte ihr aus freiem Antriebe seine Köchin gesendet, um Gertruden beizustehen, die sich schon rathlos abgeängstigt hatte, wie sie dem Reh beikommen sollte. Auch wurde Leonore nach und nach ganz keck. Sie, die zuvor keine Blume abzubrechen gewagt hatte, holte einen ganzen mächtigen Strauß aus dem Garten, das Zimmer der Schwägerin damit zu schmücken; als ob die Vergangenheit nichts denn ein böser Traum, fühlt sie sich wieder die Herrin in ihrem Hause, und mit den Worten: Es ist gut nun — gefällt es der Holländerin noch nicht, so mag sie heimkehren! setzte sie sich nieder, um sich von Gertruden frisiren und zum Empfang der Gäste kleiden zu lassen.

Es war beinahe Dämmerung geworden, als ein mit drei Postkleppern bespannter Reisewagen sich dem Herrenhause von Windschrot nahte. Der Verwalter und der Pfarrer standen am Thorwege, den die Schuljugend mit einem Ehrenbogen bekrönt hatte, und diese selbe kleine Garde, die sich heute mit Verdienst bedecken zu wollen schien, ordnete sich unter der heftigen Leitung des höchst aufgeregten, ganz aus dem Gleichgewicht gekommenen Schulmeisters zu einem Sängerchor, welcher nun ein frommes Lied zur Verherrlichung dessen, der sie erschaffen, anstimmte — unbekümmert darum, ob die Mitwelt in das unbedingte Lob dieser That einstimmen werde oder nicht. In dem Thurme der Dorfkirche erklangen die Glocken.

Leonore, die eben an den Männern vorübereilen wollte, ihrem Bruder entgegen, drückte dem Pfarrer warm die Hand.

Was wollen Sie, Fräulein, — es ist ja doch der Sohn unserer alten Gutsherrschaft, sagte der freundliche alte Herr mit Rührung. Das vergessen wir nicht, Sie sehen es, mag geschehen seyn, was da will!

Nun kann sie doch zufrieden seyn, diese unverschämte kleine Holländerin, sagte Gertrude, welche einen wahren Widerwillen gegen die erwartete junge Frau gefaßt hatte, der in demselben Maße zunahm, wie die Last der Arbeit, welcher Gertrude sich ihretwegen unterziehen mußte: die Glocken hat doch sicherlich noch Niemand ihr zu Ehren läuten lassen!

Der Wagen bog in die Allee ein — er kam rasch näher — Leonore hatte ihn erreicht — ihr Bruder sprang heraus und umarmte sie. Er war so braun und bärtig geworden, daß sie ihn kaum wieder erkannte. Sehr rasch entzog er sich ihrer Umarmung.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Ein Mordanfall auf zwei Polizei-Offizianten und die dadurch bewerkstelligte Flucht des Attentäters aus dem Detentionshause allarmirten dieser Tage die Hamburger Polizeibehörde in ganz ungewöhnlicher Weise. Es war nämlich am Bord eines zur Reise nach England bereitliegenden Dampfschiffes von den die abgehenden Schiffe inspizirenden Offizianten ein Mann angehalten worden, welcher nicht mit genügender Reiselegitimation, sondern nur mit einer wahrscheinlich entwendeten Paßkarte versehen war und dessen Benehmen bei dem mit ihm vorgenommenen Verhör nicht ganz unverdächtig erscheinen mochte. Da zudem viel Geld bei ihm gefunden wurde, hielt man ihn fest. Im Arrestlokale angekommen, zog er einen Dolch aus dem Rockärmel vor, verwundete die zwei ihn bewachenden Polizei-Offizianten und entsprang durch das Fenster, ohne bis jetzt wieder gefunden worden zu seyn. Ueber den entflohenen Thäter hört man, daß derselbe, wie sich später ergeben, aus Posen gebürtig und als ein aus einem preußischen Gefängniß entsprungener Verbrecher, bereits steckbrieflich verfolgt seyn soll. Auch in seinem zurückgelassenen Koffer hat man noch, dem Vernehmen nach, eine sehr bedeutende Summe Geldes vorgefunden.

Zu Gonsenheim waren bereits alle Anstalten von einer Familie getroffen, um am Sonntag den 20. Sept. eine goldene Hochzeit zu feiern, und Kinder und Enkel freuten sich im Voraus — da wurde die Jubelbraut unwohl und die Krankheit nahm in solchem Maße zu, daß der Tod eintrat, so daß dieselbe zur nämlichen Stunde, als sie vor 50 Jahren getraut worden und als die Jubeltrauung vor sich gehen sollte, zur Erde bestattet wurde, wodurch die ganze Freude der Familie, so wie aller Einwohner von Gonsenheim — denn Alles hatte, bei der großen Achtung, welche das Jubelpaar in der Gemeinde genoß, großen Antheil genommen — in Trauer verwandelt wurde.

Wie der „España“ aus Valderas, Provinz Leon, geschrieben wird, ist man dort daran, einen großen Luftballon zu bauen. Ein gelehrter Geistlicher, Namens Gabriel Pietro, behauptet, das Geheimniß gefunden zu haben, seinen Ballon mittelst einer aerostatischen Vorrichtung beliebig zu lenken. Jedenfalls läßt er den Ballon, in welchem 10 Personen Platz haben und der 14 000 Realen kostet, auf seine Kosten bauen. Am 29. gedenkt er sich in seinem Ballon nach der Kapelle der „Virgen del Cemene“, ¾ Stunden von Leon, zu begeben, von da aus nach Valderas zu fahren und am 30. Mittags oberhalb des königl. Palastes von Madrid zu schweben.

In Ulm war dieser Tage eine Kuriosität ausgestellt, die von einem Nußbaum geerntet worden ist. Es sind zwölf vollkommen ausgebildete Nüsse an einem und demselben Stiele so dicht zusammengewachsen, daß das Ganze einer Weintraube mit Riesenbeeren ähnlich ist. Jedenfalls auch eins der vielen Zeichen der dießjährigen Fruchtbarkeit.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 233 Mittwoch, 30. September 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

Die Favoritin vermochte sich deßhalb auch einer immer steigenden Bangigkeit nicht zu erwehren, denn sie fühlte, daß sie ganz in seiner Gewalt sey, und daß sie das Schlimmste zu fürchten habe, wenn er die näheren Umstände ihrer freiwilligen Flucht und die wahren Beweggründe ihres langen Aufenthaltes in Balaklawa und in dem Hause des Obeisten Alberti auch nur ahnte. Sie glaubte deßhalb auch ein anderes Verfahren einschlagen und seinen Zorn durch Aufbietung ihrer ganzen Liebenswürdigkeit entwaffnen zu müssen, was ihr ja schon oft mit dem besten Erfolge gelungen war. Die finstern Falten auf ihrer Stirn verschwanden nach und nach, und an die Stelle des Trotzes und des Stolzes trat der Ausdruck der Sanftmuth und der in Demuth erduldeten Kränkung.

Langsam kreuzte sie die Arme über die Brust, und einige Schritte näher zu ihm hintretend, sprach sie mit weicher, bebender Stimme: „Zürnst Du mir noch immer, mein Gebieter, und willst Du mir die Ursache Deines Zornes nicht vertrauen, damit ich mich rechtfertigen kann?“

Doch zu ihrem geheimen Schrecken schien auch diese sanfte Bitte seine Wuth nur noch mehr zu reizen. „Rechtfertigen?“ rief er, wild auffahrend und ihr einen vernichtenden Blick zuwerfend. „Wie darfst Du es wagen, Elende, von Rechtfertigung auch nur sprechen zu wollen? Ungetreues, hinterlistiges, betrügerisches Weib! Nieder, auf die Kniee, und bekenne offen Deine Schuld!“

Aminda zuckte zusammen; denn sie erkannte jetzt, daß irgend eine neue, schwere Anklage gegen sie vorgebracht worden seyn mußte, und daß sie sich in einer höchst gefahrvollen Lage befand, in welcher sie ihrer ganzen Fassung mehr als jemals bedurfte. Sie erkannte aber auch, daß sie durch Sanftheit und Demuth den Verdacht der Schuld nur noch mehr auf sich ziehen würde und deßhalb nahm sie auch augenblicklich wieder ihre stolze Miene an und entgegnete in weit entschiedenerem Tone: „Dein Befehl kann mich zwingen vor Dir zu knieen; doch weiß ich von keiner Schuld, die mich so schwer bedrückte, daß ich meine Kniee beugen müßte.“

„Unverschämte!“ tobte Suleiman. „Hüte Dich, meinen Zorn noch mehr zu reizen, er könnte Dich auf der Stelle zerschmettern. Nieder! Nieder! Zu meinen Füßen nieder, sag' ich, und bekenne.“

Wieder zogen sich die finstern Falten auf ihrer Stirn zusammen, und ihre stolze Haltung beibehaltend, sank sie langsam auf ihre Kniee nieder. Dann sprach sie, ihre funkelnden Blicke fest auf ihn richtend: „Ich kniee, weil Du es befohlen. Was soll ich nun bekennen?“

„Du fragst noch?“ herrschte ihr der Pascha immer heftiger zu. „Dein todeswürdiges Verbrechen sollst Du eingestehen. Du hast in vergangener Nacht den gefangenen jungen Russen aus seinem Kerker entfliehen lassen, oder hast ihm doch wenigstens die Mittel dazu geliefert, sich selbst zu befreien.“

Alles Herzblut stockte auf Augenblicke in Aminda's Brust. Noch einmal tauchte plötzlich die flammende Leidenschaft, die sie für Felix hegte, in ihrem Innern auf; den Haß, den sie ihm geschworen, die gefahrvolle Situation, in der sie sich befand, ihren strengen Richter und Alles um sich her vergessend, jauchzte sie laut auf und rief unwillkürlich: „Er ist frei! Felix frei! Allah sey gedankt!“

Doch kaum waren ihr diese Worte entflohen, so erbebte sie, ihre Unbesonnenheit bereuend und schaute verlegen zu Boden.

Die wilde Zorneswuth des Pascha's verwandelte sich aber auch jetzt wieder, wie vorhin, in seiner Unterredung mit Marsa, in jene kalte, schreckliche Ruhe, welche, wie sie wußte, gefährlicher war, als sein Toben.

„Du dankst Allah, daß jener Bube befreit ist;“ sprach er und ein grimmiges Lächeln zuckte um seine Lippen. „Was bedarf es also noch weiter, eines Bekenntnisses? Du wünschtest seine Befreiung, Du botest ihm die Hand dazu und — sie ist gelungen, Dank dem bösen Feinde, der Dich dabei leitete.“

Aminda aber, die indessen ihre Fassung wieder gewonnen hatte, versetzte jetzt besonnener: „Du deutest meine Worte falsch, gestrenger Pascha. Wenn ich auch unwillkürlich Freude darüber äußerte, daß der Elende, der mir Kummer genug bereitete, entflohen sey, so geschah es nicht um seinetwillen, sondern aus einem ganz andern Grunde, den ich Dir nicht verhehlen will. Hättest Du ihn tödten lassen, so war mein reicher Schmuck, meine prachtvolle Garderobe, die ich in seines Vaters Hause zurückgelassen, wahrscheinlich für immer für mich verloren. Jetzt aber, wenn er glücklich und unversehrt heimkehrt, darf ich hoffen, daß er mir mein Eigenthum ausliefern wird, wenn ich es abfordern lasse. Deßhalb nur entflohen mir in der ersten Ueberraschung jene freudigen Worte, denn seine Befreiung war mir gänzlich unbekannt und ich habe nie daran gedacht, ihm die Mittel dazu zu bieten.“

„Falsche! Hoffe nicht, mich durch dieselbe Lüge zu hintergehen, durch welche es Dir gelang, die blöden Augen des alten Derwisch zu verblenden. Ich sehe scharf, bis in Dein falsches Herz hinein und weiß Alles;“ sagte der Pascha.

Sie aber warf einen forschenden Blick auf ihn, als ob sie aus seinen Zügen herauslesen wolle, ob er noch mehr wisse. Dann fragte sie: „Was hat der Derwisch gegen mich ausgesagt?“

„Daß Du unter demselben lügenhaften Vorwande, mit dem Du eben Deinen freudigen Ausruf beschönigen wolltest, ihn überredet hast, Dir den Kerkerschlüssel zu verschaffen, wozu sich auch der schwache Narr bewegen ließ.“

„Was hat er ferner gegen mich vorgebracht?“

„Daß Du wirklich den Schlüssel, den er von dem Gefangenwärter entlehnt hatte, benutztest, in den Kerker hinabstiegst und eine lange Unterredung mit dem Gefangenen hattest.“

„Ich will es nicht leugnen. Aber eben jener Vorwand, den Du einen lügenhaften nennst, war es einzig und allein, der mich dazu bewog, den Gefangenen zu sprechen.“

„Versuche es nicht, mich zu täuschen, denn mein Vertrauen, welches ich früher in Deine Worte setzte, ist zerronnen, wie der Schaum des Meeres nach dem Sturme. Deine Unterredung ist belauscht worden, Du hast ihm seine Befreiung geboten, Du hast von Liebe mit ihm gesprochen —“

Aminda fühlte die ganze Schwere dieser Anklage, und ihre Angst stieg mit jeder Minute. Doch nochmals sammelte sie ihre ganze Kraft und rief in dem Tone der höchsten Entrüstung: „Ich hätte nimmer geglaubt, daß der alte, fromme Mann sich bis zum schamlosen Verläumder entwürdigen könne.“

Doch der Pascha fiel ihr in's Wort: „Lästere den frommen Mann nicht. War er auch schwach genug, sich von Dir hintergehen zu lassen, so hat er doch seinen Fehler aufrichtig bereut und mir ein wahrheitsgetreues Geständniß abgelegt. Folge seinem Beispiele und vielleicht könnte ich mich bewogen fühlen, Deine Strafe zu mildern.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Schwester.

(Fortsetzung.)

Leonore — meine liebe Schwester, wie geht es Dir? sagte er: hier ist meine Frau — meine Schwester Leonore, Frau!

Man hätte Leonoren eine halbe Welt bieten können — sie hätte kein Wort hervorgebracht, so bewegt, so erschüttert, so athemlos war sie. Sie warf sich der Dame, die leicht und anmuthig aus dem Wagen schlüpfte, voll inniger Rührung in die Arme. Diese bot ihr mit graziösem Lächeln die Wange zum Kusse und dann entzog sie sich ihr und nahm den Arm ihres Mannes.

Wo ist mein Vater, Leonore — er wird uns am Schloßthor erwarten — nicht wahr?

Der Vater ist — Leonore schöpfte tief Athem und hätte ihr flammendes Gesicht noch röther werden können, es wäre so geworden — der Vater ist nicht da — er ist abwesend — er ist —

Abwesend?

Deine Frau muß verzeihen. Er ist in Trier — es ist ihm unmöglich, hier zu seyn!

Christine, wandte sich Joseph rasch zu seiner Frau, mein Vater läßt sich bei Dir entschuldigen — er ist beim Kurfürsten in Trier — der Kurfürst kann ihn keinen Augenblick entbehren — es ist in dringenden Geschäften, Christine.

O! sagte die junge Frau mit einiger Verwunderung.

Es ist sehr unangenehm — fuhr Joseph fort — der Vater hat sicherlich die Equipage mit sich genommen!

Leonore schwieg.

Christine, mein Vater hat die Equipage und alle Dienerschaft mit sich genommen, Kutscher, Jäger und Lakaien — Du wirst also sehr nachsichtig seyn müssen.

O! sagte die junge Dame.

Man hatte das Hofthor erreicht. Joseph deutete mit der Hand auf die Gruppe derer, welche sich hier zum Empfang aufgestellt hatten — und zwar mit einer gewissen nachlässigen und unbekümmerten Haltung, als ob sie damit gegen die Annahme pro-

testiren wollten, es sey ihre Pflicht und Schuldigkeit, so dazustehen.

Beamte meines Vaters, die Schulkinder, die uns empfangen — sagte Joseph zu seiner Frau.

Ohne sie zu begrüßen, ging er an ihnen vorüber.

Der Pfarrer sah lächelnd den Verwalter an. Dieser flüsterte ihm eine Verwünschung nach.

Wäre das Fräulein nicht — ich wollte Dich Höflichkeit lehren! murmelte der Verwalter.

Du hast den Pfarrer und den Verwalter nicht begrüßt, Joseph, flüsterte Leonore erschrocken.

Was brauch' ich? — Ich erlaube Dir, sie zu Tische zu laden!

Als man das Haus betrat, dessen Flur mit Blumen bestreut war, blickte die junge Frau überrascht die leeren Räume an und dann fragend in das Gesicht ihres Mannes.

Joseph warf Leonoren einen Zornblick zu. Dieser stockte das Herz darunter.

Lieber Joseph, sagte sie leise — zürne mir nicht — Du weißt, es ist so Vieles verdorben worden — der Vater war in Verlegenheiten — es waren durchaus keine Möbel mehr da für diese Zimmer.

Sie verdoppelte ihre Schritte, um die Gäste mit sich fortzuziehen, und eilte, die Thüre zu den Gemächern aufzuwerfen, welche zur Aufnahme der Fremden bestimmt waren. Sie athmete erleichtert auf, als sie das junge Paar endlich über die Schwelle des wohnlichen, blumengeschmückten Eckzimmerchens treten sah. Es lachte sie wie ein wahres kleines Eldorado an.

Hattest Du nicht einmal einen Teppich, Leonore? fragte Joseph verstimmt.

Soll ich hier schlafen? Kann der schwere Betthimmel nicht einstürzen? ich fürchte mich so. Es ist auch kein Toilettenspiegel da — sagte die junge Dame.

Leonore stand auf Kohlen.

Du mußt Dich für heute Abend begnügen, Christine, sagte Joseph etwas barsch. Wir wollen uns morgen einrichten, wie Du es wünschest.

Die Dame verlangte nach ihrer Kammerfrau, welche, unterstützt von Gertruden, Koffer und Kartons aus dem Wagen herbeizuschleppen begann und dann mit ihrer Gebieterin allein blieb.

Joseph setzte sich zu seiner Schwester in den blauen Salon. Leonore hatte vor diesem ersten Alleinseyn mit Joseph eine gränzenlose Angst. Sie mußte eine Fluth von Fragen erwarten. Und welche Erklärungen sollte sie geben? Es war ihr seit je unmöglich gewesen, zu lügen. Und saß sie mitten in einer großen Lüge fest — ihr Bruder war obendrein so schlau und argwöhnisch.

Doch, es ging weit besser, als sie gehofft hatte. Joseph glaubte zu ahnen, daß sein Vater dem Zusammentreffen mit ihm ausgewichen sey, und deßhalb bestand er nicht auf Erklärungen. Es war merkwürdig, wie wenig er überhaupt fragte: er erzählte nur von sich, seinen Erlebnissen, seiner Frau, seinen Schwiegereltern, von ihrem Reichthum, und wenn er dazwischen eine Frage über Leonorens Erlebnisse und Wohlergehen einstreute, so schien er die Antwort kaum anzuhören, die Leonore in ihrer Bescheidenheit dann auch so kurz wie möglich machte, um wieder an den Lippen des theuren Bruders zu hängen.

Er sagte auch kein Wort davon, wie er sich freue, sie wiederzusehen: er hatte kein Wort der Entschuldigung, daß er ihr alle möglichen Anstrengungen zugemuthet, das Haus zum Empfange seiner Frau herzurichten — kein Wort des Dankes für die unsägliche Mühe, welcher er ihr gemacht — aber Leonoren fiel ja auch nicht ein, so etwas zu verlangen — nein, sie wußte ihm Dank, daß er die Zeit nicht vergeude und nur immer von sich, nur von sich rede.

Gertrude kam hereingestürzt. Sie hatte sich getummelt, daß ihr die hellen Schweißtropfen auf der Stirne standen. Sie wollte Rath und Hülfe von Leonoren zur Herrichtung der Tafel. Als Leonore mit ihr auf dem Wege zur Küche war, sagte sie:

Um Gotteswillen, gnädiges Fräulein — an eins haben wir nicht gedacht — eins ist schrecklich, und das ist die Kammerfrau — die Kammerfrau ist fürchterlich! Die Kammerfrau ist ein wahrer Drache. Die flucht und wettert und das Alles in dem abscheulichen Batavianisch, das keine Christenseele versteht! Sie will ein Zimmer für sich und nicht bei mir schlafen — sie will ein Bett mit Vorhängen, zu Abend will sie frische Schellfische essen — der Himmel weiß, was sie Alles will — ich möchte darauf wetten, daß in der ganzen Mosel kein Schellfisch ist! Ich will gern auf ein paar Stühlen schlafen, aber —

So thue das, gute Gertrude, sagte Leonore ruhig, und was das Andere angeht, so erinnere Dich, daß Du nicht in meinen Diensten bist, um „Batavianisch“ zu verstehen!

Das ist auch wahr — Sie haben ganz recht — ich will sie schwätzen lassen — sagen Sie, gnädiges Fräulein, ist sie — Gertrude deutete über die Schulter — ist sie etwas kurzsichtig?

Ach nein — sie scheint leider sehr gute Augen zu haben!

Fatal — das ist recht albern von ihr, sagte Gertrude.

(Fortsetzung folgt.)

Die Gründung von Eibelstadt.

(Fränkische Sage.)

Dort wo rings von Rebenhügeln
Man den Main umschlungen schaut,
Hatten einst die alten Franken
Sich ein Städtchen neu erbaut.

Doch wie soll das Städtchen heißen? —
Ruft man im Gemeinderath,
Den man, dieses zu bestimmen,
Heut' zusammberufen hat.

Vor dem Städtlein auf dem Felde
Pflügt des Stadtraths jüngster Mann;
Zu ihm kam ein Fremder Wandeer,
Der zu fragen ihn begann:

„Sagt mir, was sind dort für Häuser,
Die mein Aug' erblicket hat?“ —
Es entgegnet ihm der Büeger
„Fremder, das ist unsre Stadt.“

„Ei woht Stadt! ruft dieser lächelnd,
„Ist denn eine Stadt so klein?“ —
Und der Stadtrath wird vom Felde
Jetzt gerufen auch hinein.

Und er tritt in die Versammlung,
Wo's den Räthen bang und heiß,
Weil für's Städtlein einen Namen
Keiner zu erdenken weiß.

„Ei woht Stadt!“ ruft jetzt der jüngste,
Will erzählen von dem Mann,
Der als Fremdling zu verspotten
Ihre Stadt dreist wagen kann.

„Ei wohl Stadt“ — so rufen Alle,
Und erzählen darf er nicht;
„Ei wohl Stadt“ heißt unser Städtchen!“
Feierlich der Stadtrath spricht.

Und das rebenreiche Städtchen
Steht noch heut' am Mainesstrand,
Und wird von den jungen Franken
Eibelstadt noch jetzt genannt.

Julius Nutter.

Mannigfaltigkeiten.

Im Gironde-Departement in Frankreich hat sich eine gegenseitige Unterstützungsgesellschaft gegen die Ehelosigkeit gebildet. Jedes Mitglied leistet einen Monatsbeitrag von 10 Franken, was jährlich 24,000 Franken einträgt und durch Lotterie auf 30- bis 40,000 Franken gebracht wird, die zur Aussteuer von 2 bis 3 durch das Loos bestimmten Mädchen verwendet werden. Nach der Verehelichung haben die Mitglieder ihren Beitrag noch 10 Jahre lang zu leisten und Alles aufzubieten, die Ansässigmachung ihrer ehemaligen Gesellschaftsmitglieder zu erleichtern. Im verflossenen Jahre fanden sich mehrere angemessene Partien, zu welchen 2- bis 3000 Franks genügten, so daß die Gesellschaft 10 junge Mädchen ausstatten konnte. Der „Toulonnais“ bemerkt, daß auch im Var-Departement sich derartige Gesellschaften bilden.

Es ist bemerkenswerth, welche Ausdehnung die Uhrenindustrie in der Schweiz gewinnt. Im Jahre 1587 brachte sie Charles Cousin nach Genf, Richard gegen Ende des 17. Jahrhunderts in die Neuenburger Berge. Von Genf aus hat sie sich in das Waadtland und den Kanton Freiburg, von Locle und Chaurdefonds ins St. Immerthal, herab nach Biel und weiter in die Kantone Bern, Solothurn, Baselland und Argau verbreitet. Im Kanton Neuenburg und dem St. Immerthal werden jährlich eine Million Stück Uhren im Werthe von 60 Millionen Franks gefertigt. Der größte Theil dieser Summen wird an Arbeitslohn ausgegeben, der bis auf 15 Franken per Tag für geschickte Arbeiter steigt.

Aus Hannover wird berichtet: Von einer kaum glaublichen Rohheit des Aberglaubens zeugt folgende Stelle aus einer Schilderung der Hinrichtung des Mörders Amelung im hiesigen „Tageblatt“: Mehrere Personen standen in der Nähe des Schaffots, um von dem Blute des Hingerichteten zu trinken, welches der Nachrichterknecht ihnen reichte.

Der berühmte Schauspieler Heinrich Anschütz feierte am 15. ds. Mts. im Burgtheater zu Wien als Felder in dem Töpfer'schen „Hermann und Dorothea“ sein 50jähriges Schauspielerjubiläum. Der Kaiser hat dem Jubelgreise das Ritterkreuz des Franz Josephs-Ordens verliehen.

Der Kapellmeister Himmel gab einst der Sängerin Demoiselle Schmalz, als sie von Berlin nach Dresden reiste, ein Schreiben an den dortigen Kapellmeister Naumann mit, welches nur die folgenden Worte enthielt: „Hier schickt Ihnen der Himmel einen fetten Engel.“

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag der Wailandt'schen Buchdruckerei.

Im verflossenen Jahre fanden
ffene Partien, zu welchen 2.
enügten, so daß die Gesellschaft
ausstatten konnte. Der »Toulo
daß auch im Var-Departement
haften bilden.

—

erkenswerth, welche Ausdehnung
re in der Schweiz gewinnt. In
achte sie Charles Cousin nach Genf
Ende des 17. Jahrhunderts in
erge. Von Genf aus hat sie sich
d und den Kanton Freiburg,
urdefonds ins St. Immerthal,
weiter in die Kantone Bern,
d und Argau verbreitet. Im
und dem St. Immerthal werden
illion Stück Uhren im Werthe von
Franks gefertigt. Der größte Theil
wird an Arbeitslohn ausgegeben,





Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 235 Freitag, 2. Oktober 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

Schon wollte sich der Aga entfernen, als er ihn noch einmal zurückrief, und zu ihm sprach: „Heute Abend, sobald es dunkel geworden und der Iman zum Gebete ruft, wirst Du den Gefangenwärter und den schwarzen Sklaven Hassan durch die kleine Mauerpforte aus dem Palaste hinaus in's Freie lassen. Du läßt sie ungehindert passiren, mit Allem, was sie bei sich führen und schärfst auch den Wachen, die außen vor der Mauer stehen, ein, daß sie die beiden Männer nicht anrufen, sondern sie ohne sie aufzuhalten ziehen lassen. Hast Du mich verstanden?"

„Vollkommen, mein gestrenger Gebieter," versetzte der Aga, „und ich werde Deinen Willen treu vollziehen." Hierauf entfernte er sich.

Wenige Minuten später führte der Leibdiener den Gefangenwärter ein, der sich seinem Herrn zu Füßen warf und seinen Dank stammelte für seine Befreiung. Der Mann war ein geborner Tartar, von hoher, athletischer Gestalt, und nannte sich Orgusk. Er hatte schon gefürchtet, daß sein Haupt bereits dem Tode verfallen sey, denn er wußte, daß der Pascha gerade einen besondern Werth auf den entflohenen Gefangenen legte, und kannte seine Strenge und seine kurze Art und Weise, Justiz zu üben, desto mehr war er freudig überrascht worden durch die Botschaft des Aga, daß er frei sey.

Suleiman starrte ihn eine Zeit lang mit scharfen Blicken an und sprach dann zu ihm: „Wenn ich mich überzeugt zu haben glaube, daß Du unschuldig bist an der Flucht des Gefangenen, so hast Du es nur Deiner Tochter zu danken, welche meinem Verdachte eine andere Richtung gab, die sich bestätigte. Aber trotzdem hättest Du doch eine schwere Strafe verdient, weil Du dem Derwische den Kerkerschlüssel anvertrautest, ohne nachzuforschen, ob er ihn auch aus seinen Händen geben, oder nur den angegebenen Gebrauch davon machen würde. Ich will Dir jedoch jede Ahndung dieses Vergehens erlassen, ja, Du hast noch eine besondere Belohnung zu gewärtigen, wenn Du Dich des Auftrages rasch und treu entledigst, den ich Dir jetzt geben werde."

Der Gefangenwärter betheuerte seinen Eifer, ihm jeden Dienst, den er von ihm begehren werde, treu und redlich leisten zu wollen und der Pascha fuhr fort: „Ist der Saszik-See ganz zugefroren?"

„Nur am Rande," erhielt er zur Antwort, „in der Mitte aber, wo er am tiefsten ist, ist er noch vom Eise frei."

„Und kann man vermittelst eines Bootes bis in die Mitte gelangen?"

„Sehr leicht, denn die Fischer haben Rinnen in das Ufereis gehauen, um für ihre Boote freie Fahrt zu halten."

„Gut! Du wirst heute Abend, sobald es dunkel geworden, ein Weib in den See stürzen."

Orgusk erblaßte und ein leises Zittern machte sich an ihm bemerkbar, während er mit bebender Stimme rief: „Ein Weib, Herr?"

Der Pascha sah ihn finster an und entgegnete dann streng: „Ja, ein Weib, ich sagte es, was hast Du noch zu fragen? Sie ist durch ihr eignes Geständniß schwerer Schuld überwiesen und bereits gerichtet, doch soll ihr Urtheil in aller Stille vollzogen werden und wehe Dir! wenn Du das Dir auferlegte Schweigen brichst. Du wirst sie, ganz nach der alten Weise im Sacke ertränken."

„Sie soll gesackt werden?" rief der Gefangenwärter entsetzt. „Aber Herr —"

„Wage keine Wiederrede!" unterbrach ihn zornig der Pascha. „Du hast nichts zu thun, als meinen Befehl pünktlich zu erfüllen, sonst kehrst Du zurück in Deinen Kerker, um dort schwere Strafe zu gewärtigen.

Der arme Orgusk war nicht allein Kerkermeister, sondern auch Stockmeister, ja er hatte schon Henkersdienste versehen müssen, deßhalb durfte ihn der Auftrag seines Herrn allerdings nicht verletzen, obgleich, bei aller Rohheit, die ihm eigen war, sich sein Gefühl doch dagegen sträubte, ein Weib auf eine Weise umzubringen, welche die fortgeschrittene

Zivilisation im Orient abgeschafft, ja sogar verpönt hatte. Allein er sah wohl ein, daß er keine ernstliche Weigerung laut werden lassen durfte, wenn er den Zorn des Pascha's gegen sich nicht auf's Neue reizen wollte.

Deßhalb sprach er auch endlich: „Dein Wille, Herr, ist mir Befehl. Ich werde Dein Gebot treulich erfüllen, aber ich bedarf eines Gehülfen dabei. Soll ich meinen Knecht dazu nehmen?"

„Nein!" versetzte der Pascha rasch. „Dein Knecht scheint mir nicht zuverlässig genug und Du mußt deßhalb auch das strengste Stillschweigen gegen ihn beobachten. Aber der schwarze Hassan soll Dir beistehen; Du kannst ihn deßhalb auch von dem Auftrage, den ich Dir gegeben, sogleich in Kenntniß setzen. Jetzt geh', und sobald die Dämmerung einbricht, finde Dich mit einer Bahre und mit Allem, was sonst nöthig ist, vor dem Frauengefängnisse mit Hassan ein, wo ich Euch die Schuldige selbst übergeben werde. Erfüllt Ihr meinen Willen treu und schnell, so habt ihr eine Belohnung zu gewärtigen, zeigt Ihr Euch aber lässig, oder unvorsichtig und bewahrt Ihr das Geheimniß nicht streng, dann fürchtet meinen Zorn und schwere Strafe." Hierauf befahl er ihm durch einen gebieterischen Wink zu gehen und Orguol entfernte sich demüthig und schweigend.

XII.

Als die schöne Selinda wieder zurückgekehrt war in ihre Gemächer, warf sie sich auf ihren, mit kostbaren, seidenen Stoffen überzogenen Divan, weniger um sich auszuruhen von ihrem Spaziergange im Parke, als um ihre innere Bewegung niederzukämpfen. Sie fühlte eine Aufregung in ihrem Herzen, wie sie dieselbe noch nie empfunden hatte. Alle ihre Pulse klopften laut und ihre dunklen Augen leuchteten von einem strahlenden Feuer, welches das erste Aufflammen der Liebe in ihrem Busen verrieth. Doch noch war sie nicht zum Bewußtseyn dieses himmlischen Gefühls gelangt. Wie in einem wirren Traume befangen, sah' sie auch jetzt, in ihrer Einsamkeit, sein Bild vor sich auftauchen, wohin sie nur blickte. Sie verhüllte ihre Augen mit beiden Händen, und doch leuchtete ihr sein Bild aus der Finsterniß entgegen.

„Was ist das?" rief sie, und fuhr unruhig, beinahe erschreckt, vom Divan empor. „Ueberall schaut mir sein Antlitz entgegen und ich vermag es nicht mehr, meine Gedanken von ihm abzuwenden, so viel ich mich auch bemühe, an Anderes zu denken. Warum kann ich den jungen Mann nicht vergessen? Hier hat mir mein gütiger Vater die schönsten Kleiderstoffe gesendet, die mich sonst in Entzücken versetzt haben würden, jetzt lassen sie mich kalt. Mein Vater wird heute ein Fest geben, um seine Ankunft in der Krim zu feiern, ich habe mich seit mehreren Tagen darauf gefreut, doch jetzt fürchte ich, es wird mich langweilen und ich möchte viel lieber ganz allein in meinen Gemächern bleiben, um nur ungestört an ihn denken zu können. Was ist das? Warum schwebt er mir immer und immer wieder vor? Was habe ich denn so Großes an ihm gethan, was ich nicht auch an jedem Andern thun würde? Ich habe schönere Männer gesehen, vielleicht auch weisere, edlere und tapfrere und bin bei ihrem Anblicke nicht in so unruhige Bewegung gerathen. Was ist es denn so Besonderes, was meine Gedanken an ihn fesselt? Ach seine Augen! Ihr Blick so sanft und doch so feurig, ist tief in meine Seele gedrungen. Und der Edelmuth, die Herzensgüte, die aus seinen Zügen sprechen, und der Ton seiner Stimme — ein süßer Schauer durchbebt mich, so oft dieser Ton in meinem Busen wiederhallt." So sprach sie noch lange mit sich selbst und obgleich sie endlich das Gefühl wohl ahnte, welches sich ihrer bemächtigt hatte, so wagte sie es doch noch nicht, sich es einzugestehen und es laut zu bekennen, daß es Liebe sey.

Ihre Unruhe aber steigerte sich mit jeder Minute, weil Mirza, ihre Zofe, ausblieb, und ihre Ungeduld ließ sie zum Erstenmale ungerecht gegen dieselbe werden, denn sie beschuldigte sie schon im Stillen der Nachlässigkeit, daß sie noch nicht zurückgekehrt war, um ihr Nachricht zu bringen.

Als sie nun aber endlich, beinahe athemlos erschien, rief sie ihr mit einer so finstern, zornigen Miene, wie sie ihr noch nie gezeigt hatte, entgegen: „Kommst Du endlich? Welche Ewigkeit bist Du ausgeblieben! Ich glaubte schon, daß Du gar nicht zurückkehren würdest."

(Fortsetzung folgt.)

Die Schwester.

(Fortsetzung.)

In diesem Augenblicke sprang Leonore athemlos den Hügel hinan und stand neben ihrem Bruder.

Joseph, Joseph — ich bitte Dich —

Der Jäger hatte sich auf den Lauf seines Gewehrs gestützt und das Lächeln der Ueberlegenheit auf seinem Gesichte brachte den eifernden Baron in immer größeren Zorn. Als er jedoch Leonore erblickte und ihre schreckensblasse Züge sah, zog er tief den Hut, verbeugte sich vor ihr und, die Augen fortwährend auf sie geheftet, sagte er mit dem höflichsten Tone von der Welt:

Verzeihen Sie, Herr Baron. Ich bin der kurfürstliche Revierförster des Wallschridter Geheges, Ihr Herr Vater aber hat mich gebeten, während seiner Abwesenheit auch ein wachsames Auge auf seine Forsten zu werfen, um Holz- und Wildfrevel zu verhüten! Wenn Ihnen dieß jedoch unangenehm —.

Ach so — das ändert die Sache — weßhalb sagtest Du mir das nicht, Leonore?

Leonore antwortete nicht. Sie sah mit einem feuchten Blicke voller Dankbarkeit den Förster an.

Ich bin Ihnen verbunden für die Mühe, der Sie sich unterziehen, Herr Förster, fuhr Joseph fort. Es wird mir angenehm seyn, wenn Sie mich bald besuchen wollen.

Der Förster verbeugte sich und ging.

Als Leonore mit ihrem Bruder in's Haus zurückgekehrt war, zupfte sie Gertrude am Aermel.

Der komische Mensch ist wieder da gewesen, sagte die Zofe, und hat eine Menge Wildpret abgeliefert. Die Haushälterin des Pfarrers behauptet, es sey der alte Bertram, des Försters von Wallscheidt Jagdgehülfe.

Dießmal hatte eine solche Nachricht für Leonoren nichts Unangenehmes und Demüthigendes mehr, wie das Erstemal. Der Stolz in ihr, der sich des Bewußtseyns, Jemand dankbar seyn zu müssen, hätte erwehren mögen, war nun einmal von Philibert so eben für immer überwunden; Leonore fühlte sich dem jungen Manne so tief verpflichtet, daß es ihr nur eine Genugthuung seyn konnte, wenn er die Pflicht der Dankbarkeit immer größer machte. Jede Wohlthat war eine Rechtfertigung ihres Gefühls mehr; und da sie doch einmal gesehen, wie vollständig er das Geheimniß ihrer Situation durchschaute, so konnte sie hoffen, daß das Demüthigende derselben in seinen Augen ein Gleichgewicht erhalte durch das, was auch Rechtfertigendes für sie darin lag.

Für das Erste hatte Leonore übrigens wenig Zeit, an Philibert zu denken, so oft sie sich auch über dem Wunsche ertappte, eine kurze Stunde sich zurückzuziehen, um in Ruhe träumen zu können. Ein solches Glück war ihr aber nicht beschieden. Die Schwägerin forderte hundert, ihre Kammerfrau tausend Dinge, welche nicht zu beschaffen waren, und für die irgend ein Surrogat erfunden werden mußte; sie flog Treppe auf, Treppe ab im Hause wie ein gehetzter Vogel, aber unermüdlich, ohne Klage, ohne Ueberdruß.

So gelang es ihr denn, die Gäste in der besten Illusion zu erhalten. Die Stunden des Tages verflossen ohne irgend ein bemerkenswerthes Zwischenereigniß. Am Nachmittage wandelten die drei Bewohner von Wintschrot einen schattigen Pfad am Ufer des Flusses entlang. Bei einer Wendung des Weges sahen sie plötzlich Philibert vor sich, der von seinen Jagdstreifereien heimzukehren schien. Leonore fühlte, daß sie erröthete, und, ohne sich Rechenschaft von diesem seltsamen Erschrecken geben zu können, hing sie sich unwillkürlich, wie um eine Stütze zu suchen, an den Arm ihres Bruders. Der Forstmann schloß sich den Spaziergängern nicht an. Er grüßte freundlich und ging vorüber. Leonore hatte gefürchtet, daß er sich anschließen werde; sie freute sich, daß er es nicht that. Es lag ein Zeugniß für ihn darin. Er hatte — für sie — lügen können, aber er war zu stolz, zu ehrlich, schien es, diese Lüge länger, als es irgend nöthig, fortzusetzen. Er kam ihr so groß, so edel vor in dieser Flucht vor der Unwahrheit. Wie hätte sie sich geschämt, wenn er Zeuge geworden, wie sie selbst so mitten in einem Gewebe von Täuschungen sitze, dessen Fäden fortwährend von ihren Händen mit kecker Schlauheit geschlungen wurden. Es fiel ihr jetzt doppelt schwer auf's Herz; ihre Lage bekam etwas fürchterlich Drückendes.

Als der Förster verschwunden, sahen die Lustwandelnden zwei Männer, welche dem Anschein nach mit ganzer Seele in das Vergnügen einer Wasserfahrt vertieft waren. Sie wurden in einem leichten Kahne stromabwärts von der Fluth herangetragen, die sie rasch näher brachte; als sie unsere drei Spaziergänger erblickten, lenkten sie das Boot plötzlich an das Ufer und sprangen bald darauf unmittelbar vor Joseph und den Damen an das Land. Der Eine befestigte das Fahrzeug, der Andere machte Joseph eine höfliche Verbeugung und sagte in französischer Sprache:

Mein Herr, Sie könnten mich sehr verbinden. Ich habe eine Stunde von hier, in dem nächsten Dorfe an dieser Seite des Flusses, den Nachen gefunden und mich seiner bedient. Haben Sie die Güte, ihn durch irgend Jemand wieder an jene Stelle bringen zu lassen; sein unbekannter Eigenthümer wir sich dort schon melden.

Joseph musterte verwundert den Mann, der mit so wenig Blödigkeit sich fremden Eigenthums bemächtigte und einem Wildfremden dann solch einen nicht gerade unbedeutenden Dienst zumuthete. Da dieser Mann eine Rolle von entschiedener Bedeutung in der Erzählung spielt, welcher wir hier dem Leser vortragen, so müssen wir zunächst ein Bild seines Aeußern entwerfen. Seine Gestalt war groß, mager von feinem Knochenbau; eine hochaufstrebende Stirn, schmale und lange Nase von geringer Biegung, so daß es zu viel gesagt wäre, hätte man sie mit „römisch“ bezeichnet, und darunter ein schöner Mund, den schmalgeschnittene Lippen bildeten. Es war ein intelligenter, geistiger Kopf. Er hatte dunkle Haare und lebhafte braune Augen, starke Brauen und auffallend kleine, schmale Hände und

Füße, und überhaupt war an ihm „jeder Zoll ein Aristokrat."

Während Joseph diese Beobachtungen machte, betrachtete der Fremde seinerseits mit großer Dreistigkeit die beiden Frauen.

Mein Herr, sagte der Freiherr von Windschrot — der letzte Mann, der sich etwas bieten ließ, oder für nichts und wieder nichts sich im Dienste Anderer in Kosten setzte — ich begreife nicht ganz, was Sie mir zumuthen und was ich mit der Entwendung dieses Kahns zu schaffen habe. Ich bin der Freiherr von Windschrot, Herr dieser Baronie.

Der zweite Fremde, kleiner, stärker, aber ebenso schön, wie der Erste, trat in diesem Augenblicke heran.

Monsieur, sagte er lächelnd, aber mit scharfer Betonung, vous avez l'honneur de parler à Son Altesse Royale Monseigneur le comte d'Artois.

Joseph blickte staunend bald den Einen, bald den Andern an. Er war wie angedonnert; ein ungeheurer Respekt lähmte seine Zunge und eine geraume Zeit verging, ehe er nur so viel Besinnung wieder erhielt, seinen Hut abzureißen, sich bis zur Erde zu verbeugen, tausend Entschuldigungen zu stammeln und schleunige Rückkehr zu versprechen, um die Befehle auszuführen zu lassen, mit welchen ein königlicher Prinz von Frankreich ihn zu seiner unaussprechlichen Glückseligkeit beehrte. Es fehlte wenig, und er hätte aus lauter Diensteifer sich selbst in den Kahn gestürzt, um ihn eine Stunde weit flußaufwärts zu rudern.

Die beiden Herren wollten desselben Weges, den Joseph mit den Frauen zurückzumachen hatte. Diese Letzteren schienen Gnade vor dem Auge des königlichen „Sohnes von Frankreich" zu finden, den die Emigration in diese stillen deutschen Thäler geworfen hatte, entfernt von allem Prunke und aller Hoheit, die ihn einst umgeben. Der Graf von Artois reichte Leonoren den Arm und der andere Herr bemächtigte sich „prinzipis ad exemplar" sofort der kleinen Holländerin.

Ich muß mich selbst vorstellen, sagte dieser, da mein erlauchter Vetter sich nicht dazu herabläßt, mir einen Gegendienst zu thun. Ich bin der Herzog Louis von Bourbon und Condé.

Die hübsche Holländerin war so überrascht und verwirrt, daß sie nichts zu erwidern wußte.

O! sagte sie, doppelt so laut, wie gewöhnlich.

Joseph erhielt einen Stich in's Herz. Ein strafender Blick fiel auf sie, der sie nun vollends um ihre Haltung brachte. Sie wagte kaum noch ihre schmale weiße Hand auf den Arm des Mannes von so übermenschlich vornehmem Namen zu legen.

Diese Vornehmheit schien ihre Inhaber jedoch nicht sehr zu drücken. Man hätte sie mit Fug und Recht ein paar lustige und verwegene Männer nennen können. Als solche hätten sie einen Ausflug von dem nicht sehr entfernten Schlosse Schönbornslust, welches sie als Gäste des Kurfürsten von Trier bewohnten, die Mosel hinauf gemacht und kehrten jetzt zurück. An einer Stelle, wo der Fahrweg die Ufer des Flusses verließ, um einen Bergrücken zu übersteigen, hatten sie ihren Wagen mit dem Gefolge vorausfahren heißen, einen einsam liegenden Nachen bestiegen und sich von dem Flusse hinabtragen lassen, dessen schönes und malerisches Gestade sie anzog. In der Nähe von Windschrot war ihrer Equipage das Rendezvous gegeben.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Ueber das Erdbeben, das am 17. d. M. in Konstantinopel stattfand, schreibt die Triester Zeitung: Es war 10 Uhr vorüber, als in der Nacht sich der sternbesäete Himmel plötzlich verdunkelte und beinahe ägyptische Finsterniß über Konstantinopel lagerte. Die Luft war angenehm und das Meer spiegelglatt. Einige Minuten später begann plötzlich das Meer bei gänzlicher Windstille zu wallen und zu brausen und verursachte eine tosende Brandung, als ob es vom gräßlichsten Sturme gepeitscht würde. Zu gleicher Zeit vernahm man in den Zimmern ein seltsames Getöse und ein sonderbarer Lufthauch zog einige Zeit bei verschlossenen Fenstern und Thüren in der Richtung von Osten nach Westen hin. Die Erschütterung der Erde war in den höher gelegenen Theilen Konstantinopel's so stark, daß Personen aus den Betten fielen und die meisten Gegenstände in den Zimmern umgestürzt wurden. Die Bewegungen waren wellenförmig und die Schwingungen in der Richtung von Osten nach Westen. Die Dauer der Erschütterung war 38 Sekunden. Man hört, daß das Erdbeben auch jenseits des Bosporus und auf den Prinzeninseln Schrecken verursachte. Von erheblichem Schaden verlautet bis jetzt nichts außer dem Einsturz einiger 10 Minarets auf der Höhe von Sultan Mehemed und den zertrümmerten Zimmergeräthschaften, von denen man überall erzählen hört. Sonderbarer Weise war schon um 11 Uhr der Himmel wieder unbewölkt und das Meer ruhig. Am Morgen des 18. gegen 6 Uhr verspürte man abermals einige Stöße, die jedoch weniger stark waren. Das Wetter war am 18. ausgezeichnet schön.

Redakteur: Gustav Neffert.
Druck und Verlag der Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 236 Samstag, 3. Oktober 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

Mirza, welche eine Belohnung ihres Eifers erwartet hatte, war ganz bestürzt über diesen strengen Ton, den sie noch nie von ihr gehört und stammelte, während Thränen ihre Augen füllten: „Aber, meine gnädige Gebieterin, ich konnte ja doch nicht eher zurückkehren, denn der Gärtner war nicht gleich aufzufinden und ich mußte mich doch überzeugen, ob er den Flüchtling auch wirklich noch im Gehege getroffen und in Sicherheit gebracht habe?"

Als jedoch Selinda die hervorquellenden Thränen des Mädchens bemerkte, hatte sie auch ihre Strenge schon wieder bereut und sprach jetzt in ihrem sanftesten Tone zu ihr: „Ei, ich bin Dir ja nicht böse, meine liebe Mirza. Ich langweilte mich nur gar zu sehr ohne Dich und deßhalb wurde ich ungeduldig. Doch laß uns schweigen davon und erzähle mir nur jetzt recht schnell, wie Du meinen Auftrag ausgeführt hast und ob sich unser Schützling nun auch wirklich in Sicherheit befindet?"

Mirza ahnte jetzt die Ursache der Ungeduld ihrer Herrin, und schnell dadurch beruhigt, rief sie: „Ei freilich ist er jetzt so sicher, wie im Paradiese." Hierauf gab sie ihr rasch und mit der größten Zungengeläufigkeit einen ausführlichen Bericht darüber, wie der Gärtner sogleich ohne Widerstreben eingewilligt, ihrem Wunsche Folge zu leisten, wie er den Flüchtling, ohne von Jemand bemerkt zu werden, aus dem Parke abgeholt, in sein Haus geführt und in einem kleinen Zimmer, welches abgelegen, aber mit allen Bequemlichkeiten versehen sey, untergebracht und heilig geschworen habe, über seine Sicherheit zu wachen, als ob er sein eigener Sohn sey."

Aber Selinda schien doch noch nicht zufriedengestellt. Sie wollte genau wissen, wie die Einrichtung des Zimmers beschaffen sey und ob auch nichts darin fehle, was zur Bequemlichkeit und Pflege des kaum erst von einer schweren Wunde genesenen, jungen Mannes dienlich seyn könne. Die Zofe wußte jedoch keine ausführliche Auskunft darüber zu geben und wurde deßhalb beordert, im Laufe des Tages Erkundigungen einzuziehen und dann das etwa Fehlende, auch Bücher, die sie aus ihrer eignen Bibliothek aussuchen wollte, heimlich in das Gärtnerhaus zu schaffen.

Mirza versprach es auch, um aber über den Gemüthszustand ihrer Herrin ganz in's Klare zu kommen und sich zugleich ein wenig zu rächen, für die harten Worte, die sie bei ihrer Rückkehr hatte hören müssen, bemerkte sie etwas boshaft lächelnd: „Am meisten wird ihm freilich die weibliche Pflege mangeln, an die er gewöhnt zu seyn scheint. Da es aber doch nun einmal nicht möglich ist, ihm seine frühere Pflegerin in seiner Krankheit, die schöne Aminda, wieder beizugesellen, so könnte man ja die kleine Marsa vielleicht bewegen, daß sie einige Zeit lang in ihres Oheims Hause bliebe, denn der hat kein Frauenzimmer in seiner ganzen Haushaltung, da er aus der Küche des Palastes gespeist wird —"

Doch Selinda unterbrach sie schnell und fast ungestüm, indem sie ausrief: „Ei, was Du doch da schwatzest, Mirza! Die kleine Marsa hat ihre eigene Wirthschaft zu führen, und ist verpflichtet, bei ihrem Vater zu bleiben, der sie gewiß nicht würde entbehren wollen, ja, er könnte vielleicht dadurch häufiger in seines Bruders Haus gezogen werden, den Gefangenen zufällig zu Gesicht bekommen und sein Asyl entdecken. Nein, nein, sprich mir nicht mehr von Marsa und der junge Mann wird sich wohl behelfen müssen ohne weibliche Pflege, denn ich wüßte Niemand, der dazu geschickt wäre und dem wir auch vertrauen dürften, als uns Beide selbst. Dich aber kann ich nicht entbehren und ich — mir würde es nicht ziemen, mich einem Fremden in solcher Weise zu nähern."

„Sie liebt ihn wirklich!" sprach die Zofe leise vor sich hin, während ihre Herrin sich erröthend von ihr abgewendet hatte.

Aber nicht allein durch die Erwähnung der armen, kleinen Marsa, sondern auch durch die Hindeutung auf Aminda, war Selinda in eine gewisse, eifersüchtige Unruhe versetzt worden, und sie wen-

dete sich daher nach einer Pause wieder zu ihrer Zofe mit den Worten: „Du sprachst da eben von Aminda? Es thut mir leid, daß ich sie gestern so kalt aufgenommen habe, denn die seltsamen Gerüchte, welche mir über sie zu Ohren gekommen, beruhen vielleicht nur auf boshafter Verleumdung. Suleiman Pascha würde sie nicht so freundlich wieder aufgenommen haben, wenn er einen entehrenden Verdacht gegen sie hegte, und ihm kommt es allein zu über ihr Benehmen zu richten. Gehe deßhalb heute Nachmittag zu ihr und bringe ihr meine freundliche Bitte, mich wo möglich noch vor Abend zu, besuchen. Aber hüte Dich wohl, es ihr auch nur im Entferntesten zu verrathen, daß ich mich zur Beschützerin des Flüchtlings aufgeworfen und daß ich überhaupt etwas von ihm weiß."

Mirza versprach sich auch dieses Auftrags pünktlich entledigen zu wollen und ging ihren Geschäften nach, welche jetzt hauptsächlich in der Herrichtung des Putzes ihrer Herrin für die Abendgesellschaft bestanden.

Selinda blieb wieder allein und obgleich sie sich noch immer einer gewissen Eifersucht gegen die schöne Favoritin nicht erwehren konnte, wünschte sie doch ungeduldig, dieselbe bei sich zu sehen, um sie auszuforschen, ob sie Felix, in dessen Nähe sie so lange zugebracht hatte, liebe, und um nur mit ihr von ihm reden zu können. Allein sie ahnte noch nicht das schwere Urtheil, welches der Pascha über sie gesprochen, hätte sie es jedoch geahnt, so würde sie sicher ihre ganze Gewalt, die sie über ihren Vater besaß, aufgeboten haben, um die Unglückliche zu retten. Leider aber sollte sie von dem harten Schicksale, welches über ihrem Haupte schwebte, nichts erfahren, denn als Mirza am Nachmittage desselben Tages die Einladung ihrer Herrin an Aminda überbringen wollte, erklärte ihr der Haremsbeamte nur kurz und ohne weiteren Aufschluß, daß die Favoritin auf Befehl ihres Gebieters den Palast heute nicht verlassen dürfe. Selinda aber war wohl unterrichtet von den despotischen Launen der türkischen Ehemänner, so daß sie auch in diesem Befehle durchaus nichts Auffallendes fand und beschloß, ihre Einladung am nächsten Tage wiederholen zu lassen.

Im Laufe des Morgens erhielt sie auch einen Besuch von ihrem Vater, den er fast nie versäumte, wenn er sich in die Frauengemächer begab, und sie war, während der Unterredung mit ihm, eben im Begriffe, ihn zu bitten, ihr das Erscheinen bei der heutigen Abendgesellschaft zu erlassen, da sie sich mißgestimmt und unwohl fühle, als ihr Omer Pascha erklärte: er rechne darauf, daß sie sich recht liebenswürdig zeige. Der Oberbefehlshaber der französischen Armee, Canrobert, habe ihm den General Levaillant zugesendet, um ihn in der Krim zu begrüßen, und im Gefolge desselben befänden sich mehrere ausgezeichnete Offiziere, unter Andern der Artillerie-Major, Vicomte Hector de Beaumonte, den er gleich bei seinem ersten Gespräche recht lieb gewonnen. Er wünsche deßhalb, da sie der französischen Sprache so mächtig sey, daß sie die Honneurs bei dem Feste in recht würdiger Weise und ganz in europäischer Art mache.

Jetzt wagte sie es nicht mehr, ihre Bitte anzubringen, denn sie wußte, daß sie ihren Vater dadurch nur tiefbetrübt haben würde. Sie unterdrückte deßhalb auch ihren Unmuth und versprach lächelnd ihrem Vater, sich auf das Sorgfältigste zu dem Feste, welches erst spät Abends beginnen sollte, vorzubereiten und in Allem seinen Wünschen nachzukommen, so daß er sich, ganz zufrieden gestellt, wieder entfernte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schwester.

(Fortsetzung.)

Joseph ließ es sich nicht nehmen, sie bis dahin zu begleiten; die beiden Fürsten nahmen diese Höflichkeit ohne Umstände an, um so eher, als die Frauen ebenfalls mitwanderten. Diese waren viel zu verlegen, als daß sie den Muth gehabt, an irgend einer passenden Stelle des Weges zu erklären, sie wollten hier scheiden und nach Windschrot heimkehren, welches während ihrer Wanderung zur Rechten sichtbar blieb.

Der Graf von Artois zeigte sich jedoch sehr dankbar für solche Aufmerksamkeit.

Meine Damen, sagte er, als er seinen Wagen erreicht hatte, ich verdanke Ihnen alles Vergnügen, welches mir dieser Ausflug gewährt hat. Ich hoffe, Sie wiederzusehen. Mein Vetter Condé bereitet mir ein kleines Fest zur Feier meiner Anwesenheit in seinem Schlosse vor. Vielleicht geht Ihre Freundlichkeit so weit, dasselbe durch Ihre Theilnahme glänzender zu machen? Das Fest findet morgen Abend statt — setzte Condé hinzu — die Damen und der Herr Baron werden es nicht über's Herz bringen können, durch ein Verschmähen mich zu kränken?

Man konnte nicht herablassender, nicht bezaubernder seyn. Joseph verbeugte sich unermeßlich tief, die kleine Holländerin machte einen Knix, daß sie in ihrer Robe ganz verschwand, und Leonore, die von der Unterredung mit dem Grafen ganz roth geworden, verbeugte sich mit dem anmuthigsten Lächeln, welches ihr zu Gebote stand.

Die Equipage rollte nun, von vier Eisenschimmeln gezogen, rasch mit den Prinzen davan.

Joseph strahlte vor Vergnügen. Diese eine Begegnung war ja genug, um seine ganze Reise zu belohnen; sie war die Krone seines Aufenthalts in der Heimath, sie mußte Christine, seine Schwiegereltern, ja das ganze Geschlecht von holländischen Vettern und Basen, und wären ihrer auch zehntausend Mal mehr gewesen, blenden, überwältigen, zu Boden drücken. Der Graf von Artois — der königliche Prinz von Frankreich und Navarra — der Herzog von Bourbon obendrein, der Enkel des heiligen Ludwig und der Enkel des großen Condé — sie hatten mit ihnen gesprochen und gescherzt wie mit ihres Gleichen, sie hatten ihn eingeladen — es war merkwürdig, es war famos — nein, es war gar nicht merkwürdig, es war durchaus nicht famos — er war ja Baron Windschrot — Du hast Dich darüber nicht zu verwundern, liebe Christine, rief er aus — ich fand, daß Du auf höchst plebejische Weise Dich verwundertest und verlegen wurdest, Christine — es ist Niemand als des Grafen von Artois königliche Hoheit, liebe Christine, mein Großvater war mit Kaiser Karl V. bras dessous bras dessous — es ist sehr unanständig für die Gemahlin Deines Mannes, sich darüber zu verwundern, liebe Christine!

Christine sagte kein Wort — nicht einmal O! aber sie verwunderte sich doch aus Leibeskräften und ihr kleiner Kopf war und blieb ganz dunkelroth.

Unterdeß lagen der Prinz und der Herzog von Bourbon, deren Leutseligkeit im Herzen unsers Barons so großen Jubel zurückgelassen hatte, bequem in ihrem schaukelnden Wagen ausgestreckt. Der Weg nach Schönbornsluft, diesem Herde ihrer Plane, ihrer Truppenwerbungen, ihrer kriegerischen Berathungen, führte sie durch eine wunderbar schöne Landschaft, denn jenes Lustschloß, erbaut von einem Kirchenfürsten aus dem Hause Schönborn, liegt unfern der Stelle, wo die Flüsse Mosel und Rhein sich vermählen, d. h. in einer Gegend, welche zu den schönsten in der Welt gerechnet wird. Unsere Emigranten jedoch schienen für solche Dinge kein Auge mehr zu haben.

Der einzige Gegenstand ihres Gesprächs war Leonore.

Sie ist das hübscheste Geschöpf, das ich seit lange gesehen habe, sagte Karl von Artois.

Ich bin nie weniger versucht gewesen, Ihnen zu widersprechen, Hoheit! versetzte der junge Condé.

Haben Sie diesen reizenden Schwung der Nasenflügel bemerkt? Diese Feinheit der Knöchel, diese vollkommen schön gebildeten Finger?

Sie hat merkwürdig viel Race. Aber sie ist kalt. Machen Sie sich auf keine leichte Eroberung gefaßt.

Bah — zu einer schweren habe ich keine Zeit! Es ist fürchterlich langweilig auf Euerm Schönbornsluft — sobald ich kann, reise ich ab. Unterdeß —

Ich verstehe, Hoheit! Unterdeß will das Herz seine kleine Beschäftigung. Ich wünsche Ihnen alles Glück — mais nous verrons!

Sie sagen das so sarkastisch, Condé! Wollen Sie mir einen Streich spielen?

Gott bewahre mich! J'ai d'autres chats à fouetter!

Condé sagte dieß mit der Miene eines ausgelernten Heuchlers. Aber Karl von Artois traute ihm nicht. Er beobachtete ihn mit mißtrauischen Seitenblicken. Beide hatten schon einmal — sie standen damals in der höchsten Blüthe ihrer „Etourderie“ — ein Duell um einer Dame wegen gehabt, welche Niemand anders war, als die erlauchte Gemahlin unseres Herzogs von Bourbon. Es war unblutig beendet, und seitdem waren sie die besten Freunde von der Welt. Aber dieß hielt Sie keineswegs ab, sich bei den Frauen jeden irgend möglichen Streich zu spielen. Karl von Artois bereute deßhalb, daß er Condé den ungewöhnlich tiefen Eindruck verrathen, den Leonore auf ihn gemacht hatte.

Als er in dem Jagdschlosse zu Schönbornsluft angekommen war, das jetzt einem ganzen Heere französischer Flüchtlinge zum Aufenthalt diente, begab er sich augenblicklich zu einer alten Dame, Frau von Breteuil geheißen, welche die ausgezeichnete Gunst genoß, von ihm bei allen leichtfertigen Unternehmungen und delikaten Angelegenheiten einer gewissen Art in das Geheimniß gezogen zu werden. Nach einer halben Stunde wurde dann der Kastellan des Schlosses, unter dem Vorwande, Befehle über einige für den folgenden Abend nöthige Einrichtungen entgegenzunehmen, zu Frau von Breteuil beschieden. Als der alte Diener das Zimmer der Dame wieder verließ, fiel ihm ein, daß man ihm über den morgigen Tag eigentlich keine Sylbe gesagt, die er nicht schon früher gewußt, und daß man die ganze Zeit damit zugebracht, über die Familien der benachbarten Edelleute und besonders über die Verhältnisse der Windschrots mit ihm zu plaudern.

Sonderbare Leute, diese Franzosen, sagte der Alte kopfschüttelnd. Wenn sie nur plaudern können, sind sie selig! So unnütz die Zeit zu verschwenden! und ich habe alle Hände voll.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Der Schluß der diehjährigen Kurliste enthält über die Frequenz der Bäder zu Kissingen, Brückenau und Bocklet folgendes Resume: Kissingen zählte 5443 Kurgäste und 2337 Passanten im Ganzen 7780 Besucher, Brückenau 683 und Bocklet 216 Kurgäste, welche für Kissingen folgenden Ländern angehörten: 1099 aus Preußen, 1070 a. Bayern, 935 a. Rußland 457 a. England, 212 a. Oesterreich, 137 a. Sachsen, 137 a. Württemberg, 130 a. Hannover, 126 a. Frankreich, 116 a. Frankfurt, 112 a. dem Großherzogthum Hessen, 112 a. Holland, 96 a. Schweiz, 87 a. Hamburg, 82 a. Baden, 59 a. Wallachei, 55 a. Schweden, 53 a. Nordamerika, 52 a. Mecklenburg, 40 a. dem Kurfürstenthume Hessen, 40 a. Sachsen-Meiningen, 29 a. Schleswig-Holstein, 22 a. Dänemark, 21 a. den Reuß'schen Fürstenthümern, 17 a. Braunschweig, 17 a. dem Großherzogthum Weimar, 15 a. Bremen, 13 a. den Herzogthümern Anhalt, 13. a. Sachsen-Altenburg, 13 a. Sachsen-Koburg, 11 a. Belgien, 11 a. Moldau, 8 a. Mexiko, 6 a. Lippe-Detmold, 5 a. Südamerika, 4 a. Lübeck, 4 a. Oldenburg, 4 a. Türkei, 3 a. den Schwarzburg'schen Fürstenthümern, 3 a. Spanien, 2 a. Australien 2 a. China, 2 a. Nassau, 2 a. Waldeck, 1 a. Griechenland, 1 a. Hessen-Homburg, 1 a. Italien. Im ersteren Bade befanden sich 5 regierende Häupter und 15 Prinzen und Prinzessinnen; in dem zweiten Bade 3 regierende Häupter und 9 Prinzen und Prinzessinnen und in Bocklet 3 fürstliche Personen.

Auf Befehl der Königin Viktoria wurde das merkwürdigste Stück der modernen Webekunst, das vielleicht jemals verfertigt worden ist, dem Kaiser und der Kaiserin der Franzosen zur Ansicht vorgelegt. Dieses Meisterstück besteht aus einem Tischtuch, das in der schottischen Stadt Dumferline für das Londoner Haus Hodge und Lowman angefertigt worden ist. Rund herum sieht man trefflich ähnliche Porträte der vorzüglichsten Helden aus dem Krimfeldzuge; an dem einen Ende das Porträt der Königin Viktoria, des Prinzen Albert und des Herzogs von Cambridge; an dem Anderen jenes des Kaisers Louis Napoleon, der Kaiserin Eugenie und des Prinzen Napoleon. Alle diese Porträts, welche, wie gesagt, von auffallender Aehnlichkeit sind, machen auf den Beschauer die Wirkung der besten Oelgemälde. In der Mitte dieses Tischtuches sind die Wappen Englands, Frankreichs, der Türkei und Sardiniens nebst verschiedenen Trophäen angebracht. In jeder Ecke findet sich vereint die englische Rose, die französische Lilie, der Halbmond und das Kreuz. Die Kette des Gewebes ist von Leinengespinnst, der Querfaden von Seide, allein die für den Verkauf angefertigten Stücke werden gänzlich aus Leinwand fabrizirt.

Der „Bayreuth. Ztg.“ wird aus Koburg, 28. September, geschrieben: Gerstäcker hat hier mehr Malheur als auf seinen großen überseeischen Reisen. Gestern sollte im Mönchrödener Forst eine herzogliche Hofjagd abgehalten werden, auf dem Wege von Schloß Rosenau dahin wurden in der Nähe der Schweizerei die Pferde scheu und gingen durch. In Oeslau fiel der Wagen um und Gerstäcker erhielt starke Kontusionen und hatte noch das Unglück, daß ihm ein Arm aus der Kugel gedreht wurde. Der im Wagen sich noch befindliche Leibjäger Benda wurde im Stürzen mit dem Kopfe gegen einen Stein geschleudert und ihm die Hirnschale eingeschlagen, so daß man an seinem Aufkommen zweifelt.

Das Berliner Publikum erzählte sich jüngst fabelhafte Spukgeschichten, die sich in der Wohnung einer alten Dame vor dem Anhalter Thor ereignet haben sollten. Die Polizei soll jetzt dem Portier des Hauses bedeutet haben, keinerlei Spuk mehr einzulassen, widrigenfalls man ihn dafür verantwortlich machen werde, und seitdem — spukt es nicht mehr.

Ein Berliner Banquier fragte seinen Kollegen: „Gehen Sie dieses Jahr wieder nach Ostende?“ — „Nein“, antwortete dieser, „aber ich habe meine Frau zu meiner Erholung hingeschickt.

Räthsel.

Der Zeichen fünf benennen Dir,
Ein Schloß in einem Waldrevier,
Berühmt beim Volke weit und breit
Um seines Inhalts Seltenheit.

Versetzt man die Zeichen zwei und drei,
So kommt ein Kloster an die Reih',
Das Strafort nun für Solche ist,
Die fielen durch des Satans List.

Redakteur: Gustav Messert.
Druck u. Verlag der Mailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 237 Montag, 5. Oktober 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

Während aber ziemlich geräuschvoll die festlichen Anstalten in dem alten, umfangreichen Schlosse, in welchem Omer Pascha sein Hauptquartier aufgeschlagen, getroffen wurden, herrschte in dem Palaste, welchen Suleiman Pascha bewohnte, eine drückende, unheimliche Stille. Wie ein Lauffeuer hatte sich unter allen seinen Untergebenen die Nachricht verbreitet, daß der strenge Gebieter sich im Zustande des heftigsten Zornes befinde, wegen der Allen unbegreiflichen Flucht des Gefangenen. Man wußte, daß der Kerkermeister bereits in das Gefängniß geworfen worden war und mehrere aus dem zahlreichen Dienertrosse, die Umgang mit ihm gehabt hatten, zitterten, daß auch sie vielleicht ein Verdacht treffen könne, bei dem frevelhaften Unternehmen Beistand geleistet zu haben. Alle aber schwebten in der höchsten Angst, daß sich der Zorn des strengen Herrn, vielleicht aus andern Ursachen, auch auf sie lenken möge. Noch hatte nicht verlautet, daß auch die schöne Aminda dem Frauengefängnisse übergeben worden, denn dem obersten Haremsbeamten, welcher sie dort eingeschlossen hatte, war das strengste Stillschweigen anbefohlen worden. Hätte man es aber erfahren, so würde sich auch unter den Frauen ein panischer Schrecken verbreitet haben, denn man durfte wohl annehmen, wenn Suleiman selbst seine Favoritin, die geliebteste von seinen Frauen und Sklavinnen, nicht schonte, so war auch kein weibliches Wesen seines Haushaltes vor seinem Zorne sicher.

Marsa hatte sich sogleich nach ihrer Unterredung mit ihrem Gebieter in ihre bescheidene Wohnung zurück begeben, welche sich in dem zum Gefängnisse benutzten Steingebäude befand. Hier sank sie im Wohnzimmer ganz erschöpft auf eine Bank nieder und begann bitterlich zu weinen. Es war die Stunde, wo sie ihrem Vater das Frühstück zu bereiten pflegte, und jetzt lag er durch ihre Schuld im Kerker und sie durfte sich ihm nicht nähern, durfte kein tröstendes Wort zu ihm sprechen, ihm keinen Beweis ihrer Liebe geben. Zwar hatte sie der Pascha nicht ungnädig entlassen, und ihr versprochen, eine strenge Untersuchung über die Schuld oder Unschuld ihres Vaters anzustellen, aber sie hatte viel gehört von seinem wankelmüthigen Charakter, und fürchtete, daß es der schönen Aminda doch gelingen möchte, allen Verdacht von sich abzuwälzen, so daß er doch am Ende auf ihrem Vater haften bleiben mußte. So marterte sie sich mit den schreckhaftesten Befürchtungen, bis sich plötzlich die Thür öffnete, und ihr Vater in's Zimmer trat, der eben von seinem Verhöre, welches der Pascha mit ihm angestellt hatte, zurückkehrte.

Mit einem gellenden Freudenschrei sprang sie auf ihn zu und warf sich in seine Arme.

Das rauhe Gemüth des Gefangenwärters erweichte sich, als er das Kind, das er nach seiner Weise recht innig liebte, an seine Brust drückte, und er theilte ihr sogleich mit, daß der Pascha ihn frei gelassen habe, und daß er ihm gesagt: er habe diese Begnadigung nur allein seiner Tochter zu danken, welche seinen Verdacht auf eine andere Spur gelenkt. Hierauf forderte er sie ernstlich auf, ihm ohne Rückhalt mitzutheilen, was sie von der Flucht des Gefangenen wisse und wen sie bei dem Pascha verdächtigt habe?

Marsa gerieth in sichtbare Verlegenheit, doch bald gewann sie ihre Fassung wieder und vertraute ihm, daß sie die Favoritin Aminda am vergangenen Abende belauscht habe, wie sie in den Kerker hinabstieg und eine Unterredung mit dem gefangenen, jungen Manne hielt, in welcher sie ihm versprach, ihn befreien zu wollen.

Orgusk trat ganz erschrocken von ihr zurück und murmelte dumpf vor sich hin: „Also ihr gilt sein Urtheil! Ach, die Unglückliche!" Dann aber wendete er sich finster zu seiner Tochter und sprach streng zu ihr: „Warum aber hast Du mir das nicht gestern Abend gleich berichtet, auf frischer That?"

„Ach verzeihe mir, Vater," bat sie, sich wieder in seine Arme werfend. „Ich fürchtete, Du würdest es dem Pascha sogleich hinterbringen, und er

möchte Dir nicht glauben. Aminda würde Dich sicher der boshaften Verläumdung beschuldigt haben und wie leicht konnte es ihrer Rache gelingen, Dich zu verderben. Als ich aber hörte, daß Du mit dem Knechte hinabgingst, um den Gefangenen in Ketten zu legen, da beruhigte ich mich ganz, denn ich glaubte, nun würde es ihr ganz unmöglich werden, ihn zu befreien." Sie wagte ihm jedoch dabei nicht in die Augen zu blicken und wendete ihr Gesicht von ihm ab, denn sie fürchtete, er möchte es in ihren Zügen lesen, daß sie ihm die reine Wahrheit verhehle.

Er schenkte ihr jedoch Glauben, denn sie hatte sich immer offen gegen ihn gezeigt, und ohne weiter zu forschen, oder ihr noch mehr Vorwürfe zu machen, ging er, wie in tiefes Sinnen verloren, auf und nieder.

Da näherte sie sich ihm auf's Neue, und sprach, seine Hand ergreifend, zärtlich zu ihm: „Aber Du freust Dich gar nicht, guter Vater, daß Du wieder frei bist, und ich freue mich doch so sehr."

„Schon gut! Schon gut!" versetzte er, sie abwehrend. „Ich freue mich auch, aber es gehen mir noch finstere Gedanken im Kopfe herum. Geh' jetzt in die Küche und bereite mein Frühstück. Wenn es fertig ist, bring es herein, doch wir können heute nicht zusammen essen und Du mußt gleich wieder hinausgehen, denn der schwarze Hassan wird kommen und ich habe allein mit ihm zu sprechen."

„Gut, Vater! Dann werde ich in der Küche bleiben," entgegnete sie und entfernte sich.

Der Gefangenwärter sank aber, sobald er sich allein befand, auf die Bank nieder und die Arme über die Brust kreuzend, sprach er leise und seufzend vor sich hin: „Also die schöne Favoritin ist die Schuldige? Jetzt wird mir Alles klar! Sie hat den Gefangenen befreit und der große Prophet mag wissen, wie es ihr gelingen konnte. Doch — sie liebte ihn und der Liebe soll ja Alles gelingen. Jetzt erkläre ich mir die Wuth des Pascha's. Aber was kann ich thun? Seinen Befehl muß ich erfüllen, obgleich es mir schwer werden wird, denn ein so schönes Geschöpf zu tödten, ist kein Kinderspiel. Aber es gilt ihr Leben oder meinen Kopf und dabei ist keine Wahl."

Aber auch Marsa war, während sie sich in der an das Wohnzimmer gränzenden Küche mit der Bereitung des Frühstücks beschäftigte, in Gedanken versunken. Sie konnte es nicht begreifen, daß ihr Vater keine Freude über seine Befreiung zeigte, während der Herzensjubel ihr die Brust zersprengen wollte. Auch war es ihr nicht entgangen, daß noch eine schwere Unruhe auf ihm lastete, und es bängstigte sie, daß er den schwarzen Hassan erwartete, um eine geheime Unterredung mit ihm zu haben. Sie hatte stets einen heftigen Widerwillen gegen den schwarzen Sklaven gehegt, denn sie hielt ihn für verrätherisch und bösartig, und fürchtete, er möchte vielleicht gar ihren Vater zu einem gefährlichen Unternehmen verlocken wollen. „Ich muß wissen, was sie zu verhandeln haben," sprach sie endlich leise vor sich hin, und als sie bald darauf Hassan, nach seiner gewöhnlichen Art, die Treppe heraufschleichen und in das Zimmer gehen hörte, trat sie rasch an ein kleines Fenster, welches sich in der Wand befand, die die Küche von der Wohnstube trennte. Eine der kleinen Scheiben war aber schon längst zerbrochen und herausgefallen und im Zimmer war das Fensterchen mit einem Vorhange verhängt, so daß sie ohne gesehen zu werden, nur ihr Ohr an die Oeffnung zu legen brauchte, um Alles zu hören, was die Beiden mit einander sprachen.

Ihr Vater begann sogleich den Schwarzen von dem Befehle des Pascha's, ein Weib in die See zu stürzen, zu unterrichten, und ihm anzuzeigen, daß er ihn zu seinem Gehülfen dabei bestimmt habe. Ehe er ihm aber nur den Namen der Verurtheilten nannte, rief Hassan hämisch grinsend: „Ha! Ich errathe Alles! Das wird ein Todesbad für die schöne Aminda. Sie hat sicher dem Gefangenen zur Flucht geholfen, ihm vielleicht gar wieder folgen wollen, denn daß sie verliebt in ihn war, darauf hätte ich Gift nehmen wollen."

Sie beredeten nun noch mancherlei über die Vorbereitungen zu der grauenvollen Hinrichtung, und der lauschenden Marsa ging kein Wort ihres Gesprächs verloren. Aber sie schauderte zusammen, als sie das schreckliche Geheimniß erfuhr und eine namenlose Angst um die Unglückliche bemächtigte sich ihrer jetzt. Obgleich sie der schönen Favoritin recht gram war, weil sie dem armen Felix glühende Rache geschworen hatte, so war es doch keineswegs ihr Wille gewesen, sie durch ihre Anklage bei dem Pascha ganz zu verderben und am allerwenigsten hatte sie gewünscht, ihren Tod herbeizuführen. Jetzt aber mußte sie sich als ihre heimliche Anklägerin, als die Ursache ihres Unglücks betrachten und sie machte sich die bittersten Vorwürfe darüber, obgleich sie wohl einsah, daß sie ihren Vater, der doch ganz unschuldig an der Flucht des Gefangenen war, auf keine andere Weise hätte retten können, als indem sie den Verdacht von ihm ablenkte. Auch suchte sie sich dadurch vor ihrem Gewissen zu entschuldigen, daß sie dem Pascha doch eigentlich nicht mehr gesagt, als sie mit eignen Augen und Ohren gesehen und gehört, und Aminda mit keiner Sylbe beschuldigt hatte, daß sie Felix wirklich auch befreit haben sollte. Aber es gelang ihr doch nicht, sich damit zu beruhigen, und die Angst um die Unglückliche, deren Todesurtheil sie veranlaßt hatte, steigerte sich mit jeder Minute. Sie vergaß die Bereitung des Früh-

stücks, sie vergaß Alles um sich her und ihr Haupte mit ihrer Schürze verhüllend, kauerte sie sich in einem Winkel am Feuerherde zusammen und weinte bitterlich. Ihr Vater mußte sie mehrmals rufen, ehe sie wieder so viel Fassung gewann, vor ihm zu erscheinen und ihm das Frühstück zu bringen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schwester.

(Fortsetzung.)

Wir haben Joseph verlassen, wie er mit seinen Begleiterinnen seinem väterlichen Dache zueilt. Er machte im Uebermaß seiner freudigen Aufregung riesenlange Schritte.

Leonore und Christine konnten ihm kaum folgen. Als sie auf dem Hofe angekommen waren, sagte Leonore:

Geh nur hinein, lieber Joseph; ich will sogleich den Verwalter bitten, daß er den Kahn hinaufsendet.

Erlaube, Leonore, dafür sorge ich selbst, versetzte Joseph eifrig und eilte auf die Wohnung des Verwalters zu. Seine Schwester folgte ihm. Der Verwalter stand an der Hausthür. Joseph gab ihm seine Befehle, der Verwalter nickte bloß und sah dabei vertraulich lächelnd Leonore an.

Es hieße an der Wahrheit sündigen, wenn man verhehlen wollte, daß auch Leonore sich in einer Gemüthsstimmung befand, in welcher ihr die Vertraulichkeit des Verwalters einen widerwärtigen, verletzenden Eindruck machte.

Das Volk ist hier ziemlich des Respekts entwöhnt, sagte Joseph, als er mit Leonore in das Haus trat.

Der Vater ist so lange fort, stammelte seine Schwester verlegen.

Ich werde ihnen einige Lektionen geben, sagte Joseph.

Leonore eilte ihre Zofe aufzusuchen. Gertrude sollte den Verwalter um Ausführung dessen bitten, was Joseph ihm aufgetragen. Gertrude schüttelte den Kopf.

Ich gehe nicht mehr zu ihm, sagte sie blaß werdend und sich abwendend.

Aber um Gotteswillen, was sollen wir denn beginnen —

Fordern Sie Alles von mir, nur dieß nicht!

Gertrude wollte sich nicht weiter erklären — Leonore verhinderte ein natürliches Gefühl, weiter zu forschen. Es mußte etwas vorgefallen seyn, der Verwalter, schien es, hatte das Vortheilhafte seiner Situation zu stark ausbeuten wollen. — Da war denn freilich nichts Anderes zu thun, als einen Menschen aus dem Dorfe zu beauftragen; aber während Leonore darüber mit ihrer Zofe sprach, hörte sie einen lauten Stimmenwechsel auf dem Hofe. Sie eilte voll plötzlicher Angst hinaus. Joseph zankte sich mit dem Verwalter; er war zornig geworden, da er den Letztern fortwährend ruhig unter seiner Hausthüre stehen sah, als ob es in der Welt nichts für ihn zu thun gebe. Darum überschüttete er ihn mit einem Strome von Vorwürfen. Der Verwalter aber war durchaus nicht in der Laune, sich Dinge sagen zu lassen, welche so wenig Schmeichelhaftes für ihn hatten, als nur irgend Worte ausdrücken können. War es nicht genug, daß Gertrude ihm heute, während des Spazierganges der Herrschaft, in einer sehr lebhaften Debatte die Vorzüge seines äußern Menschen höchst schnippischer Weise in Frage gestellt? Und nun wollte noch dieser „verlorne Sohn“ seine innere Würde, seinen moralischen Menschen durch liebenswürdige Aufrichtigkeiten, wie Faullenzer, ungetreuer Knecht, Schlingel u. s. w. — antasten? Das war zu viel.

Mein Herr, ich rathe Ihnen, schweigen Sie oder ich sage Ihnen etwas —

Ich bitte Dich, schweig, Joseph, sagte zitternd Leonore, die in diesem Augenblicke den Arm ihres Bruders ergriff, um ihn fortzuziehen.

Schweigen soll ich? geh, geh, Leonore, dieß ist keine Scene, bei der Frauen etwas zu thun haben. Geh, ich will diesem unverschämten Menschen hier seinen Laufpaß geben.

Alle Donnerwetter, brach jetzt der Verwalter los — meinen Laufpaß geben! — Was verhindert mich, Sie noch in diesem Augenblicke aus dem Schlosse zu weisen?

Leonore stürzte auf den Verwalter zu, sie hob bittend, weinend die Hände zu ihm auf.

Fräulein, es thut mir leid Ihretwegen, entgegnete der Entrüstete, aber was ist das auch für ein Ansinnen! wie können Sie mir zumuthen, ich soll die große Gefälligkeit haben, mich Hallunken und weiß Gott was Alles schimpfen zu lassen? Nein, Herr Baron Joseph von Windschrot, gehen Sie, woher Sie eben angelangt sind, nach dem Lande, in dem der Pfeffer wächst; oder suchen Sie Ihren Herrn Vater auf, der als Jakobiner und Uebelthäter zu Trier unter Dach und Fach gebracht ist. Hier haben Sie nichts zu schaffen, dieß Schloß gehört dem Kurfürsten, meinem gnädigen Herrn, und nicht Sie, ich habe hier zu bestimmen, wer ein Schlingel ist!

Damit wandte der Verwalter den Rücken und schlug die Thür seines Hauses hinter sich zu.

Joseph war todtenblaß; er blickte seiner Schwe-

ster in's Gesicht, aber sie sah es nicht und es war gut, daß sie diesen Blick voll Wuth und Verzweiflung nicht sehen konnte; sie hatte die Augen geschlossen und sich schluchzend an seine Brust geflüchtet.

Er führte sie in das Haus und hier warf er sich in einen Stuhl und bedeckte die Augen mit seiner Rechten. Leonore nahm seine andere Hand, und so vor ihm stehend, versuchte sie endlich, ihn zu trösten.

Laß mich, laß mich — sagte er — nein, bleib und erzähle, erkläre mir, was vorgefallen ist, während ich fern war.

Leonore erzählte Alles, was sie wußte.

Als sie geendet hatte, sprang er auf und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Er stieß gräuliche Verwünschungen aus, er fluchte auf Gott und die Welt, er fluchte auf seinen Vater. Leonore verbarg ihr Gesicht vor diesem furchtbaren Ausbruch seiner Leidenschaftlichkeit. Es lag etwas Erschütterndes darin, es war ein Vulkan, ein Flammenaushauch einer Seele, auf deren Grund Dinge lagen, von denen Leonore nie vorher eine Ahnung gehabt.

Geh, sagte er endlich, und sorge, daß meine Frau nichts erfährt; ich will noch diesen Abend zum Landrentmeister und Windschrot für die nächsten Wochen von ihm miethen. Er wird es nicht abschlagen können. Unterdeß kann ich auf Mittel sinnen, unser schmachvoll vergendetes Eigenthum wieder zu erringen. Denn das will ich und müßte ich den Teufel zu Hülfe rufen!

6.

Wir überspringen die nächsten vierundzwanzig Stunden. Es war eine milde, duftige Sommernacht. In dem Parke, in den wir den Leser führen, kräuselte ein leiser Lufthauch die Lindenwipfel und die Wellen des Weihers, der weiße, verschwiegene Gestalten spiegelte, welche durch das Grün der Gebüsche glänzten. Sie standen still und unbeweglich, diese marmornen Ideale, während alles Andere im Hauch der Nacht ein zweites innigeres, tieferes Leben zu leben schien. Man hätte sie beneiden können, solche Wesen von voller harmonischer Bildung, die sich in Marmor gefestet hat, den Schmerz und der Leidenschaft und was entstellt und den Herzensfrieden stört, in ewiger Unveränderlichkeit enthoben. Auf ihren glatten Stirnen liegt der Kuß des Mondes, ihr Auge blickt unbeweglich in die Ferne und um den Mund liegen stolze Zuversicht und der Gedanke der Schönheit, dieser hohen Braut des Schöpfers. Welcher Abstand von ihnen bis zu den Wesen, die in ihrer Nähe sich versammelt haben, in jenen hohen, prachtglänzenden Sälen des Schlosses, dessen strahlende Fenster durch die Gebüsche des Parks blitzen, während Musik ihre üppigen Tonströme hinaussendet und der geheimnißvollen leisen Stimme der Nacht spottet. Von schönen, blendend schönen Frauen, von Männern in goldstrotzenden Uniformen sind diese Säle angefüllt; Federn, Blumen, Diamanten, Perlen, Ordenssterne, und Alles schwimmt wie ein Meer von Glanz durcheinander, und schöner, glänzender, stolzer noch als diese königlichen Sterne, diese Perlen, diese Diamanten sind die Namen, welche tönen durch das Gesumme der Stimmen, die ruhmbedecktesten Namen, welche selbst Perlen sind, die die Geschichte vieler Jahrhunderte sich um das Haupt geflochten hat. In dem größten Saale steht auf Treppenstufen erhöht, ein Fauteuil und über ihm hängen reiche Gewinde aus Blumen, unter denen vor Allen die Lilie schimmert; ein schöner Mann von stolzer Haltung steigt die Stufen hinab und mischt sich unter die Andern: es ist ein Prinz von Frankreich, Karl von Artois; zwei andere Bourbone sind neben ihm, die beiden Condé, Vater und Sohn. Umher Sprossen der Häuser Crequy, Rohan, de la Tour d'Auvergne, Nivernois, Froulay, Croy, Montmorency, Elbeuf — der ganze stolze Adel Frankreichs hat sich hier versammelt — Alle, Alle sind sie da bis auf diejenigen, welche ein Advokatensohn hat köpfen lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

In Balzhofen (im Badischen) hat nach einem badischen Blatte dieser Tage eine Versammlung junger Leute stattgefunden, welche unter sich einstimmig das Gelübde abgelegt haben, nur mit solchen Damen ein Ehebündniß einzugehen, die das Tragen der Crinoline oder Reifröcke meiden.

Wer noch nicht weiß, wie höchst künstlich eine Eisenbahnmaschiene gebaut ist, dem diene zur Wissenschaft, daß eine Lokomotive aus 5416 Stücken verschiedener Bestandtheile zusammengesetzt ist, die so sorgsam und genau gearbeitet und zusammengesetzt seyn müssen, wie die genaueste Uhr.

Redakteur: Gustav Reffert.
Druck u. Verlag der Wailand'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 238 Dienstag, 6. Oktober 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

Er achtete nicht auf sie und bemerkte es deßhalb auch nicht, daß sie geweint hatte; aber er verzehrte auch die einfache Kost die ihm Marsa gebracht hatte, nur mit geringem Appetit, während der schwarze Hassan um so gieriger darüber herfiel, und durch den grauenvollen Auftrag, den er erhalten, auch nicht im Mindesten erschüttert worden zu seyn schien.

Das Mädchen war wieder in die Küche zurückgekehrt, während die Männer noch beisammen blieben. Sie ging aber wie im Traume herum, und war heute nicht im Stande, ihre gewohnten Geschäfte zu verrichten. Unablässig dachte sie an die unglückliche Aminda und wie mit jedem Athemzuge die Stunde näher rückte, die ihrem Leben ein Ende machen sollte. Ach, wie gern hätte sie jetzt auch sie gerettet, die sie noch vor wenigen Stunden gehaßt hatte, aber sie wußte nicht einmal wie sie sich ihr nähern sollte, denn das Frauengefängniß befand sich im Innern des Palastes und stand unter der Aufsicht des höchsten Haremsbeamten, der, wie sie wußte, mit seinem Kopfe für die ihm anvertrauten Gefangenen einzustehen hatte. Da kam ihr endlich plötzlich der Gedanke, zu der Tochter Omer Pascha's hinzueilen, ihr die Gefahr anzuvertrauen, die über Aminda's Haupt schwebte, und sie um Beistand anzuflehen; sie hatte gehört, daß die Favoritin ihr befreundet sey. Noch hatte sie ihren Festtagsstaat nicht abgelegt und da Selinda sie ja selbst aufgefordert hatte, im Laufe des Tages zu ihr zu kommen, so glaubte sie auch bei derselben sogleich vorgelassen zu werden. Ihr Vater und Hassan entfernten sich endlich auch und gingen ihren Geschäften nach, weßhalb ihr der Augenblick günstig erschien, ihren Vorsatz auszuführen. Hastig schlang sie wieder das roth und gelbe Tuch um ihr Haupt, und verließ ihre Wohnung. Doch eben als sie über den Hof geschritten war und zur großen Pforte hinaus schreiten wollte, gedachte sie an den strengen Befehl des Pascha's, sich nicht aus dem Palaste zu entfernen. Erschrocken hielt sie ihren Fuß zurück und blieb sinnend stehen. Sie würde sich gern einer Strafe unterworfen haben, wenn der Pascha erfuhr, daß sie ungehorsam gewesen war; allein sie fürchtete, daß er auch seinen Zorn an ihrem Vater auslassen möchte, und deßhalb zögerte sie und begann auf's Neue zu überlegen, ob sie es auch wagen solle, das Verbot zu übertreten.

Als sie noch so sinnend stand, wurde sie überrascht durch den Eintritt eines jungen freundlichen Mädchens, deren halb weibliche, halb militärische Kleidung ihr auffiel, da sie dieselbe noch nie gesehen hatte. Ein schon bejahrter Mann, welcher gleichfalls nur halb militärische Kleidung trug, folgte ihr auf dem Fuße, mit einigen leeren Körben am Arme. Es war die niedliche Marketenderin Marion Fleur, mit ihrem Vater, welche der französischen Armee nach der Krim gefolgt waren und schon seit längerer Zeit ihren Standpunkt in Balaklawa eingenommen hatten. Aber schon seit dem Eintritte des Winters waren die frischen Lebensmittel in dortiger Gegend bereits sehr selten geworden, da die umwohnenden Tartaren bereits Alles verkauft hatten, was sie nur irgend entbehren konnten. Auch waren der unsichern Schifffahrt wegen die Transporte ausgeblieben, die sonst regelmäßig aus den türkischen Häfen eintrafen, weßhalb sich Marion und ihr Vater genöthigt gesehen hatten, einen weitern Ausflug zu machen, um neue Vorräthe, besonders an Geflügel, Gemüse, Obst und dergleichen einzukaufen. Aber nicht allein in dieser Absicht, sondern auch aus einem andern geheimen Grunde war Marion nach Eupatoria gekommen, und nur dieser führte sie auch eigentlich in den Palast Suleiman Pascha's.

Durch den häufigen Verkehr mit den Tartaren, hatte sie auch bereits so viel von ihrer Sprache erlernt, daß sie sich recht gut mit ihnen verständigen konnte und kaum hatte sie Marsa erblickt, an deren Kleidung sie sogleich die Tartarin erkannte, als sie sie auch sogleich in ihrer Muttersprache anredete.

„Sieh da!" rief sie ihr freundlich zu. „Du kannst mir wohl Auskunft geben, liebes Kind, wo ich die Tochter des Gefangenwärters Orguck treffe, die hier in dem Palaste wohnen soll?"

Marsa blickte sie lange ganz erstaunt an und entgegnete endlich etwas zurückhaltend: „Die Tochter des Gefangenwärters Orguok bin ich selbst und heiße Marsa. Aber wer bist Du? Ich kenne Dich nicht.“

„Ei wir werden schon bekannt zusammen werden;“ versetzte Marion heiter, in ihrer einnehmenden Weise. „Ich bin Marketenderin beim französischen Heere und bin mit meinem Vater von Balaklawa hierhergekommen, um Lebensmittel einzukaufen. Man hat mir in der Stadt gesagt, daß Du gar geschickt bist in der Zucht des Federviehes und Hühner, Enten und Tauben mästest zum Verkauf. Deßhalb bin ich gekommen, um mit Dir zu handeln.“

Dieß Anerbieten kam dem armen Tartarenmädchen allerdings erwünscht; denn wenn sie ihr Federvieh dem Koche des Pascha's verkaufte, mußte sie es für ein Spottgeld hingeben, während sie hoffen durfte, von der Marketenderin hohe Preise zu erlangen. Aber noch traute sie ihr nicht ganz, denn sie hatte gehört, daß besonders die englischen Marketender die armen Tartaren oft übervortheilt hatten, weil diese die fremden Münzen nicht kannten, in welchen sie ihnen Zahlung leisteten. Sie beschloß deßhalb auch vorsichtig zu Werke zu gehen und entgegnete noch immer zurückhaltend: „Ich dachte mein Federvieh noch gar nicht zu verkaufen; denn ich habe noch Futter genug, es zu mästen und je fetter es wird, desto höher steigt es im Preis.“

„Du kannst ja Deinen Preis machen, wie es Dir beliebt;“ erwiderte Marion; „ich werde nicht dingen, denn ich sagte Dir ja, daß ich das Geflügel höchst nothwendig brauche. Doch, jetzt komm nur und laß mich es sehen; ich habe nicht viel Zeit übrig.“

Marsa sah jetzt wohl ein, daß sie die Gelegenheit nicht versäumen dürfe, einen guten Handel zu machen, doch um ganz sicher zu gehen, bemerkt sie noch: sie nähme aber nur türkisches und russisches Geld in Silber; denn die französischen und englischen Münzen wären ihr nicht bekannt.

Aber auch darauf schien Marion vorbereitet, denn sie zog eine große Börse hervor, welche ganz mit russischen Silberrubeln, türkischen Piastern angefüllt war und zeigte ihr das Geld.

Jetzt glaubte Marsa keine Einwendung mehr machen zu dürfen und führte sie durch ihren Ziegenstall nach einer andern sehr geräumigen Stallung, in welcher sie ihr Federvieh hegte und pflegte. Ueberall herrschte Ordnung und Reinlichkeit; Hühner, Enten und Tauben wohnten hier friedlich, in abgesonderten Verschlägen, welche ihre Nester enthielten, bei einander und waren gesund und wohlgenährt. Mit wenigen Blicken hatte die junge Marketenderin Alles überschaut, und bald herausgefunden, was sie zu kaufen wünschte. Marsa forderte einen Preis, wie sie ihn schwerlich in Eupatoria erhalten haben würde und er wurde ihr auch ohne Weiteres zugestanden, und gezahlt. Jetzt erst, als sie die schönen Silberstücke in ihrer Hand wog, faßte sie nicht allein Vertrauen zu der schönen Käuferin, sondern sie fühlte auch eine gewisse Zuneigung zu ihr, nicht, weil sie sich so freigebig bewiesen, sondern weil sie ihr mit einer so offenen Freundlichkeit begegnete, die ihr nur wenige Menschen in ihrem Leben erwiesen hatten. Sie übergab das verkaufte Geflügel Marions Vater, der es gebunden in seine großen Körbe packte, ein Netz darüber spannte und sich dann entfernte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schwester.

(Fortsetzung.)

Wir sind auf einem Feste der Emigranten. Diese ganze glänzende Welt — es sind heimathlose Flüchtlinge, dem Schwert entronnene Unglückliche ohne Habe und ohne Vaterland. Und doch so froh, so sorglos! Diese lachenden, coquettirenden Frauen — sehen sie nicht die dunkeln Schatten hingerichteter Männer, Brüder, Söhne, welche durch die frohen Reihen schweben? Diese Hochmüthigen, buhlende Blicke sendenden Männer, sehen sie nicht die blutige Hand, die sich über ihre Häupter ausstreckt? Hören sie nicht draußen den Ruf der Vernichtung, hören sie nicht die Schritte des vorüberwandelnden Racheengels, dessen Schatten über die strahlenden Wände gleiten muß, wie er daußen durch die Nacht schreitet, um die schlummernden Völker Europas wach zu rufen?

Nein. Sie wollen „nichts lernen und nichts vergessen.“ Sie verachten den Feind, vor dem sie geflohen sind: denselben Feind, der den Sohn des heiligen Ludwig und die Tochter der Habsburger auf das Blutgerüst schickt, der das riesenmächtige Königthum Frankreichs vernichtet, der eine Welt umstürzt, um eine neue über ihren Trümmern zu erbauen — den Feind verachten sie. Und weßhalb? Weil er ein Plebejer ist. Sie haben ein kleines Häuslein adelicher Männer als Heer der Emigration errichtet und wollten durch einen „Spaziergang nach Paris“ Alles wiedergewinnen, was sie verloren haben, ihren Feind zu Boden treten und eine blutige Rache nehmen. Eine Million von Männern steht wider sie unter den Waffen. Was schadet das. Es sind Plebejer.

Seltsame Verblendung der Menschen. Sie haben

die Sprache, ihre Gedanken zu verschweigen, die Erfahrung, um sie nicht zu benutzen, den Verstand, um nicht zu begreifen!

Unter allen den glänzenden Gestalten begegnen uns außer Artois und Condé drei, welche wir kennen. Die Erste ein großer, düsterer, gebräunter Mann mit starkem, schwarzem Bart und unstet umherfahrenden Blicken der schmalen, schlauen Augen. Er scheint Konversationen mit den Einzelnen umgehen zu wollen und ist bald in dem einen, bald in dem andern der Gemächer, wo er die verschiedenen Gruppen beobachtet. Es ist Joseph. Seine Frau sitzt auf einer Causeuse neben einem alten Militär mit dem Ludwigskreuz, der einst Gouverneur von Martinique war und sich mit ihr in tropischen Erinnerungen ergeht. Leonore aber ist im Ballsaal und tanzt eine Française. Ihr Partner ist der junge Condé, der ihr fortwährend die verliebtesten Blicke zuwirft. Kein Wunder: sie ist von strahlender Schönheit und ihre flammenden Augen, ihre lieblich gerötheten Wangen scheinen mit muthwilliger Heiterkeit sich in den Wettkampf deutscher und französischer Schönheit gewagt zu haben. Sie fühlt, daß eine Menge feuriger Blicke auf ihre liegen, auf ihr, deren hohe, schlanke Formen, deren blaue Augen und blonde Locken sie vor allen den kleineren, zarteren, sylphenhaften Schönheiten auszeichnen, welche sie umgeben. Dieß hebt und beflügelt sie und sie tanzt, als ob der elastische Fuß einer Atalante sie trüge. Als der Tanz beendet, bot Condé ihr den Arm und führte sie durch die Gemächer.

Sie sind die Königin des Festes, das die Ritter der Lilie feiern, sagte er. Sie allein sind die Lilie in dem Blumenkranz von Schönheiten, die uns umwogen. Platz der Königin!

Er sagte dieß, indem er einen vor ihm stehenden Herrn zur Seite schob. Dieser wandte sich: es war Joseph. Leonore erröthete, während der Blick ihres Bruders ihr mit einem Ausdrucke der Bitterkeit und Verschmitztheit folgte. Als die Beiden am Ende der Gemächer angekommen waren, befanden sie sich in einem Kabinet, das mit seltenen Treibhausblumen angefüllt war; es herrschte ein beklemmender Duft und eine erstickende Hitze darin. Der junge Herzog öffnete eine Glasthüre, welche über einige Stufen in den Park hinabführte; einzelne Paare der Tänzer waren vor ihnen hinausgeschritten, um die Kühlung der wundervollen Sommernacht einzusaugen, und wandelten in den Pfaden auf und nieder.

Sie sind echauffirt — wandeln wir ebenfalls hinaus, sagte Condé — es wird Sie erfrischen. Die Nacht ist berauschend schön, ist magisch —

Aber — stammelte Leonore erschrocken —

Aber — o Sie wissen nicht, wie weh Sie mir mit diesem „Aber" thun, flüsterte der Herzog weich. Dann wandte er sich zu einer ältlichen Dame, die eben in das Kabinet eintrat.

Madame de Breteuil, sagte er, würden Sie uns nicht begleiten, da das Fräulein mit mir allein die Nachtluft fürchtet.

Ich glaube es! Sie heißen Condé, sagte Frau von Breteuil mit einem ironischen Lächeln — das ist viel zu sehr ein Eroberername!

Die Dame nahm den andern Arm des Herzogs und alle drei schritten in dem Garten zwischen den Blumenparterres auf und nieder.

Nach einer Weile fand Frau von Breteuil, daß es für sie zu kühl sey. Sie machte sich los und eilte in das Schloß zurück, um, wie sie sagte, ihren Shawl zu holen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Vor einigen Tagen stand ein Pariser Bürger vor den Schranken des Pariser Zuchtpolizeigerichts, weil er, von einem Polizeiagenten auf einem polizeilichen Vergehen ertappt, diesen geschmäht hatte. Vor Gericht entspann sich folgende Scene: Der Präsident: Ihr Name? — Der Angeklagte: „Theodor Ichinel". — Theodor? In der Voruntersuchung gaben Sie einen andern Namen an. — Ah jaso!.. ich vergesse immer . . die Gewohnheit . . es ist ein Einfall meines Pathen, der es sehr spaßhaft fand, mich Paul zu nennen, so daß ich dadurch Paul-Ichinel heiße, das ist einfältig, deßhalb nenne ich mich Theodor" (homerisches Gelächter unter den Zuhörern). — Sie schimpften die Polizeiagenten, welche Sie wegen Uebertretung der polizeilichen Verordnungen zurechtgewiesen? — „Diese haben angefangen, indem Sie sagten, ich solle nicht spassen, als ich meinen Namen angab." — Ein Polizeiagent: „Es ist war, daß wir, als er sagte, er heiße „Polichinelle," Anfangs glaubten, er wolle sich über uns lustig machen, und ihn aufforderten, diese Späße zu lassen. Er aber erklärte uns die Sache und zeigte uns einen Brief mit seiner Adresse, so daß die Geschichte abgemacht gewesen wäre, als er anfing, uns „Savoyarden-Volk" und Dergleichen zu schimpfen." — Der Angeklagte: „Das ist kein Schimpf; ein Savoyarde ist ein Kind Savoyens, Das ist gerade so, als ob Pariser ein Schimpf wäre." Nach Anhörung dieser Erläuterungen berieth das Gericht; der Angeklagte aber gibt sich unterdessen lauten Betrachtungen hin, die das Publikum nicht weniger belustigen: „Verwünschter Name

— sagte er laut zu sich selbst — ich weiß nicht, wie viele Unannehmlichkeiten du mir schon zugezogen hast; du bist Schuld, daß ich mich nie verheirathen konnte: wenn ich sagte, daß ich so und so heiße, lachten mir die Mädel in's Gesicht und erwiderten, daß sie keine Lust haben, Frau Polichinelle zu werden. In der Schule, beim Regiment, in der Werkstätte hätten sie sich lieber hängen lassen, als daß sie mich Ichinel kurzweg hießen, immer mußte der verwünschte Paul dabei seyn. Ich bin 42 Jahre alt, 36 Jahre meines Lebens muß ich mich schon wegen des Einfalls meines Pathen mit Peter und Paul herumschlagen.« — Das Gericht verurtheilt Paul Ichinel zu 8 Tagen Gefängniß. Ichinel: »Danke höflichst, Herr Pathe; auch Das verdanke ich Ihnen!"

Aus Wolmirstedt wird folgender Vorfall gemeldet: Am 13. d. Mts. erfolgte in einem Tanzlokale zu Rehnert, welches gerade stark besucht war, eine Explosion der großen Lampe, durch welche der Saal erleuchtet ward, die mit Photogen oder Camphin gespeist und dem Verlöschen nahe war, als solche von dem Gasthofsbesitzer eben mit neuem Leuchtstoff versehen werden sollte, in der Weise, daß sich die Blase entzündete, zerplatzte und sich im Nu das Feuer sämmtlichen Anwesenden mittheilte. Die im Lokale anwesenden Personen suchten sich sofort durch die offenen Fenster und Thüren zu retten und haben fast alle Brandwunden erhalten. Um das Feuer an ihren Kleidungsstücken und Körpertheilen zu löschen, mußten sich Viele in die Rinnsteine werfen. Andere, die zur Rettung der Beschädigten herbeigeeilt waren, um das Feuer durch Klopfen und Schlagen zu beseitigen, wurden gleichfalls wesentlich beschädigt. Sechs Personen, von denen kaum drei mit dem Leben davon kommen werden, sind sehr schwer beschädigt worden.

Vom Grafen Gruau de la Barre ist ein Buch unter dem Titel: »Nein, Ludwig XVII. ist nicht im Temple gestorben!" erschienen. Der Verfasser vertheidigt die (auch von dem verstorbenen Dr. Chevalier de Carro mit unerschütterlichem Eifer verfochtene) Behauptung, daß der Uhrmacher Naundorff der Sohn des unglücklichen Ludwigs XVI. gewesen sey. Bekanntlich ist Naundorf in Delft in Holland am 10. August 1845 gestorben und sein Grabstein trägt die Inschrift: »Hier ruht Ludwig XVII. König von Frankreich und Navarra (Charles Louis, Herzog der Normandie)." Die Schrift des Grafen de la Barre soll reich an interessanten Enthüllungen seyn und das Gepräge der tiefsten Ueberzeugung an sich tragen.

Man weiß, daß die Engländer, seit einiger Zeit eine neue Erforschung des Niger und seines Hauptnebenflusses, des Tschadda, vorbereiteten. Die Expedition ist nun am 10. Juli in der Hauptmündung des Niger eingelaufen! sie besteht aus 80 Personen, von denen 14 Europäer sind; die Leitung derselben ist dem Doktor Baikie anvertraut, der schon die Pleiade leitete; ihn begleiten der Lieutenant Glover, Hr. May, der Doktor Davis und ein Botaniker 2c. An Bord des Schiffes, das vom Kapitän Grant kommandirt wird, befinden sich auch mehrere Ingenieure. Die Expedition ist von Herrn Laird in spekulativen Absichten ausgerüstet.

Von den bekannten „Illustrirten Depeschen," in welchen die J. J. Weber'sche Buchhandlung in Leipzig die hervorragenden Ereignisse der wichtigern Weltvorgänge durch Wort und Bild erläutert, ist jetzt Nr. 21 erschienen, welche den englisch-ostindischen Kampf zum Gegenstand gewählt hat. Außer einer geschichtlichen Darstellung über Ursprung und Verlauf dieses Krieges sind eine Reihe von Bildern beigegeben, von denen namentlich die Reliefkarte von Vorderindien, dem Hauptschauplatz, als besonders interessant zu bezeichnen sind.

Man schreibt aus London vom 27. Sept: Das Dampf-Packetboot »Prinz Frederick William« hat, als es die letzte indische Post von Calais nach Dover brachte nur 79 Minuten zur Ueberfahrt gebraucht; es hat also 20 Meilen in der Stunde und somit die schnellste Ueberfahrt, die bis jetzt erreicht wurde, gemacht.

Die französische Regieruug soll den Industriepalast für 300,000 Fr. und auf 99 Jahre an den Marquis von Grandchamps vermiethet haben unter dem Vorbehalt freier Disposition über einige Theile des Palastes für etwaige Ausstellungen u. s. w. Der Marquis, im Verein mit dem Banquier Millaud, habe die Absicht, den Palast in einen großen Bazar zu verwandeln.

Auflösung des Räthsels in Nro. 236

Erbach — Ebrach.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag der Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 239 Mittwoch, 7. Oktober 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

Als nun die beiden Mädchen allein waren, ergriff die Marketenderin Marsa's Hand und sprach leise und vertraulich zu ihr: „Jetzt laß uns noch ein wenig zusammen plaudern, liebes Kind. Du könntest vielleicht noch eine weit größere Summe verdienen, als Du so eben gelöst hast, wenn Du mir einige Auskunft geben wolltest."

Die kleine Tartarin blickte ihr ganz verwundert in's Gesicht. Sie wog wieder das schöne Geld in der Hand und konnte sich gar nicht denken, wie sie wohl noch mehr als sie bereits erhalten, hatte verdienen könne, für eine bloße Auskunft. Aber was verlangte man von ihr zu wissen? War es etwas Gefährliches und wen betraf es? Da fiel ihr plötzlich ein, daß der junge Russe, den sie befreit hatte, vielleicht auch für die Franzosen eine wichtige Person seyn könne, und daß man sie vielleicht ausforschen wolle, über seine Flucht. Deßhalb entgegnete sie auch, indem ihre Miene auf's Neue Mißtrauen verrieth: „Ich wüßte nichts, worüber ich Dir Auskunft geben könnte; denn ich bin ein armes, einfaches Mädchen und weiß von gar nichts."

„Du erfährst aber doch Manches, was hier im Palaste vorgeht;" versetzte Marion.

„Hm! Nicht viel!" erhielt sie zur Antwort; „denn ich kümmere mich um nichts."

„Aber Du weißt doch, daß die schöne Aminda, die Favoritin des Pascha's, zurückgekehrt ist?"

Ganz erstaunt horchte Marsa auf und antwortete dann schnell: „Das weiß ich. Aber wie kommst Du auf Aminda zu sprechen? Kennst Du sie?"

„Wohl kenne ich sie; aber Du mußt es Niemand verrathen. Sie hat lange Zeit in dem Hause, in welchem ich in Balaklawa wohne, verborgen gelebt, und dort bin ich ihre Freundin geworden."

„Du, die Freundin der stolzen Aminda? Hm, freilich! Wenn sie unter lauter Christen lebte, mußte sie wohl auch eine Christin zu ihrer Freundin wählen. Aber wie kam sie nach Balaklawa und was that sie dort?"

„Ich glaube, sie wurde von ihren eigenen Sklaven, die sich ihrer Reichthümer bemächtigen wollten, auf dem Marsche, indem sie ihrem Gebieter folgen wollte, verrathen. Ich traf sie in einer sehr bedrängten Lage, nahm sie in meinen Wagen und es gelang mir auch, ihre Koffer zu retten. So brachte ich sie nach mancherlei Gefahren nach Balaklawa, und deßhalb bot sie mir ihre Freundschaft."

„Aber warum blieb sie so lange in Balaklawa? Warum kehrte sie nicht zu dem Pascha zurück, dessen Aufenthalt sie doch leicht erfahren konnte?"

„Das ist ein Geheimniß, liebes Mädchen, und ich würde Dir es gern mittheilen, wenn ich nur wüßte, ob ich es Dir anvertrauen kann? Hegst Du vielleicht irgend einen Groll gegen Aminda, so sage es mir offen."

„Ja, ich hegte einen Groll gegen sie, aber das ist vorbei. Jetzt würde ich mein Blut für sie wagen, wenn ich ihr einen Dienst leisten könnte."

„Wirklich?" entgegnete Marion, indem sie dem Mädchen scharf in das Auge blickte, und sich überzeugt zu haben glaubte, daß sie die Wahrheit gesprochen. „Dann darf ich Dir mein Geheimniß mittheilen. So höre denn: die schöne Aminda liebt auch den Pascha nicht; sie fühlte sich sehr unglücklich und wollte nie wieder zu ihm zurückkehren."

„Ich weiß es!"

„Du weißt es? Nun dann kann ich mich deutlicher erklären. In Balaklawa befand sich ein tapferer, französischer Offizier, von edlem Geschlechte und großem Reichthume, welcher sie sah und innig liebte" —

„Aber sie liebte ihn nicht wieder. Sie täuschte ihn nur, denn sie liebte einen Andern."

„Woher weißt Du das?"

„Gleichviel! Ich weiß es! Sprich weiter!"

„Du magst vielleicht Recht haben, daß sie den edlen Vicomte nicht so wieder liebte, wie seine aufrichtige Leidenschaft es verdiente. Doch vielleicht war es auch nur eine Verirrung ihres Herzens, die sie von ihm abzog und die sie jetzt schon bereut. Sie

verschwand plötzlich aus Balaklawa und ich erfuhr erst kürzlich, wohin sie sich gewendet."

„Auch das weiß ich. Sie flüchtete sich in das einsam an der Alma gelegene Haus des verabschiedeten russischen Obristen Alberti, weil sie dessen Sohn Felix liebte, der als Fähndrich in der Schlacht verwundet worden war und seiner Genesung entgegen sah."

„Aber Mädchen, woher weißt Du dieß Alles?" rief Marion immer mehr erstaunt. „Bist Du so vertraut mit der schönen Aminda, daß sie Dir Alles selbst mitgetheilt hat?"

„Nein! Ich habe kein Wort mit ihr gesprochen, seit dem sie zurückgekehrt ist und doch weiß ich Alles. Aber fahre nur fort!"

„Du hattest wieder Recht. Sie flüchtete sich heimlich in das Haus des Obristen Alberti, in welchem wir, als ich sie in meinen Wagen genommen und die Schlacht an der Alma uns rings umtobte, eine Zufluchtsstätte gefunden hatten. Der alte Obrist trug damals seinen Sohn schwer verwundet vom Schlachtfelde heim. Sie sah ihn und liebte ihn, oder glaubte ihn zu lieben, weßhalb sie das Band, welches sie an den Vicomte knüpfte, zerriß, und heimlich zu dem jungen Manne zurück eilte, um ihm ihre Pflege zu bieten. Doch auch ihr verlassener Geliebter war indessen verwundet worden und als er ihre Flucht erfuhr, verfiel er in eine so tiefe Schwermuth, die ihn noch immer nicht verlassen hat. Vergeblich bemühte er sich, sie zu vergessen, zu verachten, er vermag die Flamme nicht zu löschen, die in seinem Herzen noch immer für sie brennt. Gewiß hast Du Gelegenheit, die Frauengemächer des Palastes zu betreten; es kann Dir nicht schwer werden, Dich ihr zu nähern — wenn Du ihr eine Botschaft bringen — ihr ein Brieschen zustecken wolltest — der Vicomte würde Dir gern so viel Goldstücke dafür geben, als Du eben Silbermünzen von mir erhalten hast."

Marsa hatte ihr mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zugehört und wie Röthe und Blässe auf ihrem Antlitz wechselten, so wechselten auch Furcht und Hoffnung in ihrer Brust. Endlich aber ließ sie ihre gefalteten Hände wie trostlos niedersinken, und sprach tief betrübt: „Ach ein Brief! Was soll ein Brief nützen? Jetzt ist Alles zu spät!"

„Was ist zu spät?" fragte Marion rasch. „Sie wird den Brief sicher lesen und die treue Liebe des Vicomtes wird sie rühren. Vielleicht wird sie ihm seine dringende Bitte einer heimlichen Zusammenkunft gewähren. Er will ja nur ein letztes Abschiedswort zu ihr sprechen, will aus ihrem Munde vernehmen, daß sie ihm nicht zürnt, ihn nicht haßt."

„Ist er denn hier?" rief Marsa, wie außer sich.

„Allerdings ist er hier;" erwiderte die Marketenderin. „Er befindet sich in dem Gefolge des Generals Levaillant, welcher gestern hier eintraf, um Omer Pascha zu begrüßen."

Das Tartarenmädchen war in eine heftige Bewegung gerathen und ihr funkelndes, starres Auge verrieth, daß sie mit wichtigen Gedanken beschäftigt war und einen innern Kampf kämpfte. Nach minutenlangem Schweigen endlich sprach sie: „Es ist unmöglich — ich kann ihr keinen Brief zustellen, ja, ich darf mich ihr nicht einmal nähern, ach, die Unglückliche! Wenn Du wüßtest —" fügte sie hinzu und brach in Thränen aus.

„Aber, mein Gott! Was hast Du denn? Was ist geschehen mit Aminda?" rief Marion durch diese Worte und die ihr unerklärliche Aufregung der Kleinen beunruhigt, aus.

„Ach, das Schlimmste ist geschehen, was der Armen nur geschehen konnte;" erhielt sie zur Antwort. „Und ich — ich bin Schuld an ihrem Unglücke; doch der große Prophet ist mein Zeuge, daß ich es nicht gewollt, daß ich nichts wünschte, als meinen Vater zu retten!"

„Aber Du sprichst in Räthseln! Erkläre Dich doch deutlicher."

Marsa blickte sie lange forschend an und dann sprach sie, sich zutraulicher an sie schmiegend: „Ja, ich will Dir ganz vertrauen; denn es scheint mir, als ob Allah Dich zu mir gesendet hätte, um ein großes Unheil abzuwenden, welches ich allein zu hindern doch zu schwach war. Bist Du auch nicht meines Glaubens, so lese ich doch in Deinen Augen Mitleid und Menschlichkeit. So höre denn: Aminda befindet sich in dem Frauengefängnisse des Palastes und soll heute Abend noch einen schrecklichen Tod erleiden."

(Fortsetzung folgt.)

Die Thronbesteigung Kaiser Nikolaus I.

Wahrlich wir leben in einem Zeitalter der Oeffentlichkeit. Das größte Geheimniß in Europa war sonst die russische Hofgeschichte. Und jetzt tritt, so zu sagen, der russische Hof selbst auf, und gibt über das denkwürdigste Ereigniß seiner Geschichte in diesem Jahrhunderte der Welt authentischen Aufschluß. Die „Nordische Biene" ertheilt über die merkwürdige kleine Schrift*) folgende, durch diese bestätigte Auskunft:

„Se. Majestät der regierende Kaiser hat noch als

*) „Die Thronbesteigung Kaiser Nikolaus I. von Rußland 1825. Nach seinen eigenen Aufzeichnungen und den Erinnerungen der kaiserlichen Familie. Auf Befehl Sr. Majestät des Kaisers Alexander II. herausgegeben vom Staatssekretär Baron v. Korff." Erste deutsche Uebersetzung. Berlin, Verlag von Julius Springer, 1857.

Thronfolger, von Kindesliebe und Geschichts-Interesse bewogen, den Gedanken der Herstellung einer ausführlichen und genauen Erzählung der Ereignisse gehabt, welche den Regierungs-Antritt seines in Gott ruhenden Vaters, Kaisers Nikolai I., begleiteten. Zum Redakteur dieses Schriftwerkes geruhte Se. Majestät, mit Genehmigung seines Herrn Vaters, den Staatssekretär Baron Korff zu ernennen. Die Materialien für die Arbeit bestanden außer den amtlichen, bisher in den Geheim-Archiven aufbewahrten Aktenstücken in einer eigenhändigen ausführlichen Darstellung, welche Kaiser Nikolai Pawlowitsch zum Gedächtniß für seine Familie verfaßte, ferner in dem Tagebuche Ihrer Majestät der Kaiserin Alexandra Feodorowna, in den Papieren des Cäsarewitsch Konstantin Pawlowitsch, den Erinnerungen des Großfürsten Michael Pawlowitsch, in dem Briefwechsel der Mitglieder der kaiserlichen Familie und schließlich in den Aufzeichnungen und Erzählungen der noch lebenden Augenzeugen und mitwirkenden Personen vom 14. (26.) Dez. 1825. — Der Großfürst Michael Pawlowitsch, gesegneten Angedenkens, würdigte die nach diesen Materialien entworfene Darstellung seiner Durchsicht und Ergänzung in Allem, was ihn selber betraf. Darauf wurde die Arbeit von Sr. Majestät dem Kaiser Nikolai Pawlowitsch sowohl in allen Einzelnheiten wie in ihrer ganzen Anlage geprüft und eigenhändig in Vielem berichtigt und ergänzt. Auf solche Weise zu einem Dokumente von unzweifelhafter historischer Glaubwürdigkeit geworden, wurde diese Beschreibung zweimal, im Jahre 1848 und 1854, gedruckt beide Male aber nur als Manuskript in 25 Exemplaren, welche als Familien-Geheimniß ausschließlich für die Mitglieder des kaiserlichen Hauses und einige Nahestehende bestimmt waren. Nunmehr aber hat es Se. Majestät der Kaiser Alexander Nikolajewitsch für gut befunden, dieses Geheimniß mit seinem Volke zu theilen und zum ewigen Gedächtniß seines unvergeßlichen Vaters die erwähnte Beschreibung allgemein bekannt und Jedermann zugänglich zu machen."

Wir stehen, nachdem wir die Schrift, von der in Petersburg in kurzer Zeit 8000 Exemplare vergriffen waren, aufmerksam gelesen haben, nicht an, Allem, was darin gesagt wird, einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit beizulegen. Es wird freilich bei Weitem nicht Alles gesagt. Namentlich ist Alles, was die Verschwörung betrifft, nur von Weitem angedeutet. Dagegen erhalten wir über Manches, was die kaiserliche Familie angeht, Aufschlüsse, wie sie zum Theil Niemand anders geben konnte.

Als einen besonderen Zweck der Schrift kann man Rechtfertigung des Kaisers Nikolaus ansehen. Man hat nämlich ihm oft vorgeworfen, daß er durch sein Zaudern, die Krone anzunehmen, Gelegenheit zum Ausbruch der Verschwörung gegeben habe. Indeß spricht Vieles dafür, seine Handlungsweise zu entschuldigen. Unglaublich fast ist die Unwissenheit, in welcher Nikolaus bis zuletzt über die Thron-Entsagung Konstantin's gelassen ward. Schon im Januar 1822 hatte Großfürst Konstantin sich darüber mit Kaiser Alexander I. verständigt, und es ward ein amtlicher Briefwechsel aufgesetzt. Erst nach achtzehn Monaten ließ der Kaiser darüber vom Erzbischof Philaret von Moskau ein Manifest aufsetzen, das in der Himmelfahrtskirche auf dem Kreml, gewissermaßen dem allerheiligsten Rußland, niedergelegt ward. Auf Vorstellung des Erzbischofs wurden Abschriften dieses Manifestes auch in St. Petersburg, und zwar im Reichsrathe, in der Synode und im Senate, aufbewahrt, aber Alles im tiefsten, undurchdringlichsten Geheimnisse. Nur äußerst wenige Personen wußten darum, und diese befanden sich ohne alle Anweisung, zu handeln. Selbst der Erzbischof Philaret weigerte sich (aus Furcht vor Verantwortlichkeit), im entscheidenden Augenblicke das Dokument auch nur vorzuzeigen. Nikolai Pawlowitsch aber wußte gar nichts von all' diesen Vorgängen! Der Kaiser hatte allerdings Winke fallen lassen. Bei einem vertraulichen Mahle, wo außer ihm und dem Großfürsten Nikolai Niemand zugegen war, als dessen Gemahlin Alexandra Feodorowna, sprach er von seinem eigenen Wunsche, bei schwindenden Kräften dem Throne zu entsagen, und fuhr fort: „Ich habe Bruder Konstantin noch nie davon gesprochen: eben so alt wie ich, wünscht er unter diesen Familien-Verhältnissen und mit einer überdieß angebornen Abneigung gegen den Thron entschieden, mir nicht zu folgen, und dieses um so mehr, als wir Beide in Euch ein offenbares Zeichen des göttlichen Segens erblicken, der Euch Kinder gegeben hat. Und so sollt Ihr es vorher wissen, daß Ihr in der Zukunft zur kaiserlichen Würde berufen seyd." Wie vom Donner waren die jungen Gatten gerührt durch diese plötzliche erschreckliche Nachricht. In Thränen fanden sie keine Worte zur Erwiderung. Vergeblich erhob der Großfürst den Einwand, daß er sich niemals zur erhabenen Würde des Kaisers vorbereitet habe; daß er zu einem so großen Amte weder hinreichende Kräfte noch hinreichende Seelenstärke besitze. Der Kaiser erwiderte freundlich, daß er sich zur Zeit seiner Thronbesteigung in ähnlicher Lage befunden habe; daß überdieß in Abwesenheit aller Fundamental-Prinzipien der Regierung der Geschäfte damals äußerst verwickelt gewesen seyen. Das Gespräch war bald zu Ende. Der Kaiser fuhr weg. Und über solche Winke kam es nicht hinaus.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

In Amerika wird oft auf eine höchst eigenthümliche Art „Geld gemacht". Vor einiger Zeit begab sich ein Wirth in einem kleinen Städtchen am Missouri zu einem Maler, der dort für einige Zeit seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte, und fragte ihn, wie viel er für ein Wirthshausschild verlange, auf dem ein hübscher Bär abgebildet sey. „Vierzig Dollars", erwiderte der Maler. — „Das ist zu viel", sagte der Wirth. „Tom Larkins thut es für 25 Dollars." Der Maler besann sich einen Augenblick. Er wollte nicht, daß sein Konkurrent etwas verdiene, und fragte Jenen: „Soll es ein zahmer oder ein wilder Bär seyn?" — „Natürlicherweise ein wilder", entgegnete der Wirth. „An einer Kette liegend?" — „Nein, eine Kette ist unnöthig." — „Nun, dann will ich Euch einen wilden Bären ohne Ketten für 25 Dollars malen" sagte der Künstler mit listigem Lächeln. Der Wirth ging fröhlich nach Hause und erhielt zur bestimmten Zeit das Schild, auf welchem ein großer brauner Bär abgebildet war, welcher schrecklich wild aussah. Das neue Schild lockte viele Leute an; des Wirthes Fässer wurden leer und seine Taschen voll. Er freute sich täglich über seinen grimmigen Bären und über die Schlauheit, womit er sich denselben verschafft hatte. Einige Zeit darauf brach Nachts ein furchtbares, von starken Regengüssen begleitetes Gewitter los, welches mehre Stunden tobte. Voll Besorgniß blickte der Wirth am folgenden Morgen nach seinem Schilde, um zu sehen, ob sein Bär keinen Schaden genommen. O Schreck! das Schild schwankte noch lustig im frischen Morgenwinde hin und her, aber der Bär war verschwunden. Voll Wuth lief der Wirth zum Maler und überhäufte ihn mit Vorwürfen wegen seiner schlechten Sudelei. Der Letztere, welcher den Bären mit Wasserfarbe gemalt hatte, um eine zweite Bestellung auf ein „Oelgemälde" zu erhalten, schaute ruhig von seiner Staffelei auf und fragte den Wirth: „War es ein wilder oder ein zahmer Bär?" — „Ein wilder." — „Lag er an einer Kette?" — „Nein." — „Nun, wie könnt Ihr Euch denn einbilden, daß ein wilder Bär, der nicht an einer Kette lag in einer solchen Nacht wie die vorige nicht weglaufen würde?" — Der geprellte Wirth mußte gute Miene zum bösen Spiel machen und um seine Kunden zu behalten, bestellte er für 25 Dollars einen wilden an einer Kette liegenden Bären, der Sturm und Regen Trotz bieten konnte.

—

[Tausend Meilen in tausend Stunden.] Ein gewisser James Lambert in Boston (Nordamerika) hat einen Marsch ausgeführt, der als Kunststück dieser Art in Europa nicht neu ist. Er hat nämlich einen Weg von 1000 englischen Meilen in 1000 nach einander folgenden Stunden zurückgelegt. Diese staunenswerthe Arbeit begann er am 28. Juli um 10 Uhr Morgens und beschloß sie am 9. September um 2 Uhr nach Mitternacht. Wie gewöhnlich bei solchen Anlässen, wurden zahlreiche Wetten geschlossen, und noch einige Stunden vor der letzten Meile behaupteten Viele, daß der Fußgeher mit seiner Aufgabe nicht zu Stande kommen werde. Er bedurfte in der That einer seltenen Körperkraft, noch mehr aber einer unglaublichen Entschlossenheit des Geistes, um die Partie nicht aufzugeben. Seit 14 Tagen bereits war seine Mattigkeit so groß, daß seine Freunde an ihm verzweifelten. In den letzten Tagen konnte er nur schwankend und in einer Art nachtwandelnder Betäubung sich fortbewegen. Beim Beginn machte er seine Meile in 10—12 Minuten, gegen das Ende brauchte er aber 20—25 Minuten dazu, und seine Ermüdung wurde dadurch vergrößert, daß ihm zum Schlusse immer weniger Zeit zur Ruhe übrig geblieben war. Lambert hat durch seine That 2000 Dollars gewonnen; dafür hat er aber 14 Pfund seines Körpergewichtes verloren und eine solche Erschöpfung erlitten, welche die größte Schonung erfordert. Die Aerzte haben ihm verboten, mehr als drei Stunden hinter einander der Ruhe zu pflegen, und ihm angeordnet, nach jedem Erwachen Bewegung zu machen.

—

Der König Karl II. von England besuchte einst die Schule des Dr. Busby. Dieser führte den König durch die Zimmer, in denen Unterricht ertheilt wurde, behielt aber seinen Hut auf dem Kopfe, während der König den seinigen unter dem Arme trug. Als der Letztere die Schule verließ, fiel ihm Busby zu Füßen, bat ihn wegen seines unehrerbietigen Benehmens um Verzeihung und fügte als Grund desselben hinzu: „Wenn meine wilden Buben merken, daß ein höherer Mann im Lande existirt als ich, so würde ich nicht im Stande seyn, sie zu bändigen." Der König lachte und versicherte den Dr. Busby seiner fortdauernden Gnade.

—

Im Laufe des Oktobers wird ein neuer Band von Humboldt's Kosmos (des vierten und letzten Bandes erste Abtheilung) ausgegeben werden. Derselbe ist vierzig Bogen stark und enthält die Einleitung zur speziellen Darstellung der tellurischen Erscheinungen.

Redakteur: Gustav Meffert.

Druck und Verlag der Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 240 Donnerstag, 8. Oktober **1857.**

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

Marion vermochte einen Schrei des Entsetzens nicht zu unterdrücken und forderte dringend nähere Erklärung.

Nachdem sich Marsa überall vorsichtig umgeschaut, ob auch Niemand lausche und die Stallthür fest zugezogen hatte, berichtete sie ihr flüsternd Alles was geschehen, seit Aminda in den Palast zurückgekehrt war. Sie vertraute ihr offen wie sie die Favoritin im Kerker belauscht, in ihrer Unterredung mit dem Gefangenen, wie sie ihm Rache geschworen, als er sich entschieden geweigert hatte, mit ihr zu entfliehen. Das einfache Naturkind verhehlte nicht, daß Felix in seiner traurigen, gefahrvollen Lage ihr Herz tief gerührt, und daß sie ihn deßhalb selbst befreit habe, ohne jedoch seinen jetzigen Aufenthalt auch nur anzudeuten. Dann erwähnte sie die Verhaftung ihres Vaters, und wie sie, um diesen zu retten, auf den Gedanken gekommen, dem Pascha Aminda's heimlichen Besuch im Kerker zu verrathen, um den Verdacht auf sie zu lenken, dem Jünglinge zur Flucht geholfen zu haben. Endlich aber theilte sie ihr das harte Urtheil mit, welches ihr Gebieter über die Unglückliche gefällt hatte und mit dessen Vollziehung ihr Vater und der schwarze Hassan beauftragt worden waren, wie sie erlauscht hatte.

Mit der gespanntesten Aufmerksamkeit hatte die Marketenderin zugehört und war beinahe erstarrt vor Entsetzen, als sie die Schreckenskunde vernahm; denn sie hatte der schönen Aminda, trotz ihres Leichtsinnes, doch noch immer eine freundliche Zuneigung bewahrt. Mehrere Minuten vergingen, ehe sie im Stande war, ihre Gefühle zu äußern; doch blitzte es plötzlich in ihren Augen auf, wie ein rascher Entschluß und sogleich schien sie auch ihre Fassung wieder gefunden zu haben. „Sie muß gerettet werden;" rief sie, „um jeden Preis! O, wenn ich dem Vicomte diese Schreckensnachricht bringe, wird er außer sich gerathen. Nein, nein, ich darf im das Entsetzliche nicht mittheilen. Er würde sich zu Gewaltschritten hinreißen lassen; er würde den Palast stürmen und sie mit gewaffneter Hand vom Pascha fordern. Doch was thun wir? Sage an, gutes Mädchen — ich habe es in Deinen Thränen gelesen, daß auch Du sie gern dem Tod entreißen möchtest — wie retten wir sie? Wie gelangen wir zu ihr?"

„Zu ihr zu gelangen, wird unmöglich seyn, so lange sie sich im Gefängnisse befindet. Aber gerettet kann sie vielleicht werden, wenn man sie zum Tode schleppt."

„Aber auf welche Weise soll sie sterben?"

„Ach, auf eine entsetzliche Weise, wie sie sonst, besonders an ungetreuen Weibern, im ganzen Oriente ausgeübt wurde. Sie soll gesäckt werden."

„Gesäckt? Was ist das?"

„Das ist eine der grausamsten Todesstrafen, die es gibt. Die Beurtheilte wird an Händen und Füßen gebunden und in einen Sack gesteckt. Zu ihren Füßen werden schwere Steine oder Kanonenkugeln eingelegt, auch steckt man wohl, um die Marter zu verstärken, eine wilde Katze, Schlangen, Kröten und anderes Ungeziefer, mit hinein, dann wird der Sack zugebunden, in welchen oben am Gesichte einige Luftlöcher geschnitten sind. So schleppt man die Unglückliche hinaus und stürzt sie in das Wasser."

„Ach, das ist grauenvoll!" seufzte Marion, so tief ergriffen, daß sie sich kaum aufrecht zu erhalten vermochte. „Und sagtest Du nicht, daß Dein Vater beauftragt wäre, das schreckliche Henkerswerk zu vollziehen?"

„Freilich sagte ich das und eben deßhalb weiß ich kein Mittel, sie zu retten; denn was man auch beginnen könnte, um sie zu befreien, so würde es meinen Vater in Gefahr bringen."

„Liebt Dein Vater das Gold? Der Vicomte wird ihn reich machen; er wird ihn mit in das französische Lager nehmen und ihn gegen jede Verfolgung schützen."

„Ich glaube er würde Jeden morden, der ihm einen solchen Antrag zu stellen wagte. Er ist dem Pascha treu, hat ihm einen heiligen Eid geschworen

und den würde er nicht verletzen, um alles Gold der Welt. Wohl glaube ich, daß ihm Aminda selbst leid thut, sehr leid, aber er muß gehorchen. Auch steht er ja nicht allein, der schwarze Hassan ist ein böser Bube und würde ihn auf der Stelle verrathen, wenn er Mitleid zeigte, oder sich bestechen ließe, die Unglückliche zu retten."

„Dann muß man Beide mit Gewalt verhindern, ihr schreckliches Werk auszuführen."

„Mit Gewalt? Aber er ist mein Vater und steht mir näher als Aminda. Drum höre wohl! Wenn Du auf Gewalt gegen ihn sinnst, werde ich ihn warnen."

„Ja Du hast Recht! Er ist Dein Vater und ihm darf nichts geschehen!" entgegnete Marion, beinahe verzweiflungsvoll die Hände ringend. „Und doch muß etwas gethan werden, um sie zu retten, die Unglückliche! Denn sie darf und soll nicht sterben! Ach, hilf mir doch! hilf mir, gutes Mädchen; mir schwindelt, wenn ich nur an das Entsetzliche denke und hundert Gedanken wirren sich durcheinander in meinem Hirn. Ich sagte Dir: man müßte sie verhindern, ihr schreckliches Werk auszuführen und freilich könnte dieß nur durch Gewalt geschehen. Aber man könnte auch Gewalt anwenden, ohne Deinen Vater ernstlich zu verletzen; man könnte sich darauf beschränken, ihm das Opfer der Rache zu entreißen, und er könnte dann unversehrt zum Pascha mit seinem Gefährten zurückkehren und Beide könnten ihm melden, daß sie seinen Auftrag pünktlich vollzogen hätten."

Es verging eine geraume Zeit, ehe Marsa antwortete. Sie starrte sinnend vor sich und versetzte endlich, mit dem Ausdrucke tiefer Betrübniß: „Allah weiß es, wie gern ich die Arme retten möchte von einem so schrecklichen Tode! Allah weiß es, wie tief es mich demüthigt, meinen Vater Henkersdienste verrichten zu sehen. Ich weiß, daß er selbst nur mit Widerwillen den abscheulichen Auftrag vollzieht, und daß er sich freuen würde, wenn ihn sein Gebieter davon entbinden wollte. Aber ich glaube nicht, daß er sich durch fremde Gewalt würde daran hindern lassen, und bin überzeugt, er würde sich widersetzen, mit aller Kraft und er ist ein sehr starker Mann."

„Und doch könnte man ihn durch Uebermacht überwältigen, ohne ihn zu beschädigen. Willst Du mir vertrauen, Kind, so überlaß mir Alles und ich gebe Dir mein Wort darauf, daß Aminda gerettet wird und Deinem Vater kein Leid dabei geschieht."

„Ich möchte Dir wohl vertrauen, denn Du scheinst gut und ehrlich zu seyn. Auch hast Du ja selbst einen Vater und kannst also auch selbst fühlen, wie schmerzlich es für eine Tochter seyn würde, ihren eigenen Vater einer Gefahr auszusetzen durch Verrath; denn es ist doch eigentlich ein Verrath, den ich an ihm begehe."

„Ich fühle Alles, was Du mir sagen willst, mein gutes Kind und um die Welt möchte ich Dein kindliches Herz nicht verletzen, indem ich Deinem Vater ein Leid geschehen ließe. Aber Du siehst selbst ein: Aminda muß gerettet werden, drum vertraue mir. Um Dich aber zu beruhigen, schlage ich Dir vor, mit mir der Befreiung der Unglücklichen selbst beizuwohnen. Du sollst an meiner Seite bleiben, Du sollst den Plan mit entwerfen helfen, alle Vorbereitungen zur Ausführung desselben sehen und prüfen; bist Du das zufrieden?"

„Ich muß ja wohl: denn wenn Du nur das Versprechen gibst, daß meinem Vater kein Leid geschehen soll, so wünsche ich nichts sehnlicher, als Aminda vom Tode zu retten, da ich sie doch eigentlich ganz allein in's Unglück gestürzt habe."

„So sage mir genau, wann und wo das schreckliche Werk vollbracht werden soll?"

„Es ist meinem Vater befohlen, sich gleich nach Sonnenuntergang mit dem schwarzen Hassan im Frauengefängnisse einzufinden und dort die Favoritin abzuholen. Sie wirden sie, um die Zeit des Abendgebetes, wenn die Hofräume menschenleer sind, im Sacke, auf einer Bahre, durch die kleine Mauerpforte, die nicht weit entfernt von diesem Stalle liegt, hinaustragen. Der Offizier der Wache und die Wachtposten, die außen stehen, sind angewiesen, sie ungehindert und unbefragt passiren zu lassen. Draußen werden sie sich gleich rechts wenden nach dem einsamen Pfade, der nach dem Saszicksee führt, gerade bis zur Stelle, wo die Fischerboote liegen. Dort ist eine Rinne in das Eis gehauen, damit die Fischer bis in die Mitte des Sees gelangen können, wo er am tiefsten und noch nicht zugefroren ist. Dort soll sie hinabgestürzt werden."

(Fortsetzung folgt.)

Die Schwester.

(Fortsetzung.)

Welch glücklicher Einfall der alten Dame, sagte Contô — Leonore, lassen Sie mich diese kostbaren Augenblicke zu dem benutzen, wozu mich mein Herz unwiderstehlich drängt —

Leonore erbebte und entzog ihm ihren Arm, während sie sich ängstlich umsah, als wolle sie Frau von Breteuil nacheilen.

O um Gotteswillen, eilen Sie nicht fort — zürnen Sie mir nicht — ich fühle es, meine brüske Leidenschaftlichkeit muß Sie beleidigen — aber ist es meine Schuld, wenn mein Herz so heiß schlägt? wenn die gewaltigsten, göttlichsten Gefühle stets nur

wenige Augenblicke bedürfen, um sich seiner zu bemächtigen?

Sprechen Sie nicht weiter, Herzog, oder ich muß Sie allein lassen!

Sie wissen nicht, wie grausam Sie sind — was verlange ich denn von Ihnen? Nichts, als ein theilnehmendes Gehör; für meine letzten Empfindungen und Gedanken möchte ich eine schöne und tiefe Seele finden, würdig, sie aufzunehmen und als das Erbe eines Condé zu bewahren, wenn ich nicht mehr bin. Ich habe ja leider nichts Anderes zu vererben — ich bin ein armer, geächteter Flüchtling!

Condé hatte den Ton angeschlagen, der allein Leonore bewegen konnte, ihm zuzuhören. Er wandte sich an ihr Mitleid, diesen Zauberschlüssel, der jedes Frauenherz öffnet.

Und doch, fuhr er fort, dieses Erbe, das ich Ihnen, nur Ihnen auf Erden hinterlassen möchte, ist ja so unendlich reich — was ist dagegen alles Gold, aller äußere Glanz, den das Haus meiner großen und erlauchten Väter je besessen hat! Es ist der Schatz meiner glühenden Seele, meiner — ja ich will es aussprechen, ich werde nach wenig Tagen in den Krieg ziehen und, ich ahne es, ich werde fallen in diesem Kriege — das Testament eines Kriegers aber, das wissen Sie, bedarf keiner langen Vorbereitungen: — es ist der Schatz meiner Liebe für Sie!

Um Gottes Willen, mein Herr — schweigen Sie — Leonore wollte fliehen, aber er hielt Sie zurück.

O Himmel, Sie verstehen mich nicht. Leonore, Sie wissen, was uns aus unserm Vaterlande verbannt hat. Wir haben uns hier zusammengeschaart, ein kleines Heer, aber entschlossene Männer, der höchste Adel Frankreichs, alle bereit, unser Blut hinzugeben für die Befreiung unsers Vaterlandes, für unsern König, für den allmächtigen Gott, den die frevelhafte Kanaille entthront hat. Mein Vater führt uns; ich diene unter ihm, und ehe wenig Tage vergehen, stehen wir Aug' in Aug' einem unermeßlichen blutigen Barbarenhaufen gegenüber, um einen Krieg auf Tod und Leben, einen Krieg der Vernichtung mit ihm zu führen. In dieser ernsten Lage — die Hand auf's Herz — werden Sie behaupten, Leonore, ich könne in dieser Lage Sie täuschen wollen? Ist dieß eine Zeit für mich, ein frevelhaftes Spiel mit einem Wesen zu treiben, dessen erster Anblick auf mich den unauslöschlichen Eindruck machte, den die Erscheinung eines strahlenden Engels auf einen armen Sterblichen machen würde? O, antworten Sie mir, ich bitte Sie, ich beschwöre Sie, antworten Sie mir!

Condé ließ ihren Arm fahren und kniete vor ihr nieder, indem er ihre Hand mit Küssen bedeckte.

Ich bitte Sie, sagte Leonore, deren Herz stille stand vor innerer Bewegung, lassen Sie uns zurückkehren — es ist Niemand mehr im Garten, bei Allem, was Ihnen heilig ist, Herzog, lassen Sie uns zurückkehren!

Wenn Sie mich so beschwören, so muß ich gehorchen. Aber ich muß Sie einmal noch allein sprechen. Ein freundliches Wort müssen Sie mir mitsenden in den Krieg, in welchem Ihr Bild vor mir herziehen wird, wie eine zweite Jungfrau von Domreny, um mich zum Siege zu führen, zum Siege Frankreichs und seines Königs, zum Siege jener heiligen Weltordnung, der die Religion, die Jahrhunderte und die Hingebung unsrer Väter ihre unantastbare Sanktion verliehen haben.

Condé küßte noch einmal ihre Hand und dann führte er sie in der Gesellschaft zurück. Als er die Thüre des kleinen Blumenkabinets vor ihr offen warf, murmelte er zwischen den Zähnen:

Ma foi, il ne l'aura pas!

Leonoren kam ihr Bruder entgegengeschossen.

Um's Himmels Willen, Leonore, welche Thorheit begehst du, sagte er leise, aber mit großer Heftigkeit: Graf Artois hat dreimal nach dir gefragt.

Was geht mich Artois an? versetzte Leonore gereizt und wendete stolz und unwillig ihrem Bruder den Rücken. Sie hatte nie in ihrem Leben einen Augenblick gehabt, in welchem sie weniger gestimmt gewesen wäre, Vorwürfe anzuhören.

Was er dich angeht? Leonore, sagte Joseph und ergriff ihre Hand, die er kräftig drückte — keine Thorheit. Du hast allen Grund, dich gegen den Prinzen freundlich zu zeigen. Von ihm hängt das Schicksal unsers Hauses ab. Präg' dir das tief in's Herz und — sey klug!

Leonore sah ihn überrascht an — aber Joseph wandte sich ab und überließ sie einem jungen Marquis, der sie zum Tanze abholte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Thronbesteigung Kaiser Nikolaus I.

(Schluß.)

Noch eigenthümlicher benahm sich Konstantin. Sein Entschluß, auf den Thron zu verzichten, wird zwar stets ein freiwilliger genannt; aber er hat ihm doch große Ueberwindung gekostet. Er widerspricht sich selbst in den Beweggründen, die er für seinen Entschluß anführt. In dem ostensiblen Briefwechsel mit Kaiser Alexander schützt Konstantin seine Unfähigkeit, zu regieren, vor. In einem nachgelassenen, in vielen Exemplaren ausgefertigten, doch nur durch Zufall bekannt gewordenen Schriftstücke spricht er bloß davon, daß er kinderlos, resp. unebenbürtig verheirathet sey. Manche Züge werden erzählt,

woraus hervorgeht, daß in dieser wilden, aus Gut und Böse seltsam gemischten Natur der Gedanke: „Warum bist du nicht Czar" niemals ganz zur Ruhe gekommen ist. Gegen seinen Bruder Nikolai sprach er sich ebenso wenig wie Kaiser Alexander über die Veränderung der Thronfolge aus. Er erwies ihm in Warschau übertriebene Ehrenbezeugungen, und als Nikolai ihn bat, dergleichen zu unterlassen, es sehe ja wie Ironie aus, antwortete er scherzend: „Das geschieht Alles nur, weil du Czar von Mirliki bist!" Dieses Beinamens pflegte er sich in jener Zeit zur Bezeichnung seines Bruders Nikolai Pawlowitsch zu bedienen. Der Heilige, nach welchem der Großfürst Nikolai Pawlowitsch in der heiligen Taufe genannt wurde, heißt nämlich von der Stadt und der Provinz, in welcher er als Bischof fungirte (Mir in Licien), auch: „Der Wunderthäter von Mirliki." Wahrlich, man kann es dem Großfürsten Nikolai nicht verargen, daß, selbst nachdem er das Manifest seines so eben in Taganrog gestorbenen Bruders Alexander in Händen hielt, ihn doch noch Zweifel beschlichen, ob Konstantin nicht seinen Entschluß geändert haben könne. Man darf ihm seine hohe Gewissenhaftigkeit nicht ohne Weiteres als Unentschlossenheit, als bloße Scheu vor Verantwortlichkeit auslegen. Freilich entstand die schlimmste Verwirrung daraus. Die wunderbare Erfindung des elektrischen Telegraphen war damals noch nicht gemacht. Feldjäger, die zwischen Petersburg und Warschau hin und her flogen, mußten den Austausch der Gedanken besorgen. Es vergingen seit dem 9. Dezember, wo die Nachricht vom Tode des Kaisers in St. Petersburg eintraf, bis zu dem Augenblicke, wo Konstantin auf eine für Nikolai's Gewissen hinlängliche Weise seine Entsagung bestätigt hatte, noch Wochen, und die Verschworenen erhielten so die Gelegenheit, am 26. Dezember loszubrechen im Namen Konstantin's, dem man zuerst geschworen hatte. Aber es fragt sich, ob sie nicht eine eben so gute, ja, eine bessere Gelegenheit gefunden hätten, wenn Nikolai, ohne daß vorher Konstantin's Wille so unzweideutig festgestellt gewesen, sich hätte huldigen lassen. Vor Allem aber mochte die furchtbare Vergangenheit der russischen Kaisergeschichte Nikolai bewegen, auch den Schein einer Usurpation zu vermeiden. Und es fragt sich, ob das von ihm gegebene Beispiel brüderlicher Gewissenhaftigkeit nicht höher anzuschlagen ist, als vorübergehende Unannehmlichkeiten.

Die Hauptschuld der Wirren lastet offenbar auf Alexander. Wenn schon ein Privatmann zu tadeln ist, der versäumt, nothwendige Vorkehrungen für den Todesfall zu treffen, wie vielmehr der Herrscher des größten Reiches der Erde! Er hat nicht einmal die Entschuldigung eines plötzliches Todes; denn er reiste von Petersburg mit bangen Todesahnungen ab. In der Schrift wird übrigens nicht der leiseste Tadel über Alexander ausgesprochen, vielmehr eine Art Kultus mit ihm getrieben. Ueberhaupt muß man bei der Schrift von einem gewissen Hofstyl absehen, der in Rußland de rigueur seyn mag und den sonstigen Werth der Mittheilungen nicht beeinträchtigen kann.

Ueber die Verschwörung erhalten wir, obgleich alle Einzelnheiten des 26. Dezember mit der größten Genauigkeit erzählt werden, keine Aufschlüsse. Wir waren gespannt, wie die amtliche Darstellung sich über Miloradowitsch aussprechen werde, von dem man wohl geglaubt hat, daß er zu der Verschwörung in einem Verhältnisse gestanden, wie Cäsar zu der katilinarischen. Die Schrift äußert keinen Zweifel an seiner Treue, und aus der Weise seines Todes geht hervor, daß er wenigstens zuletzt alles, was in seiner Kraft stand, für seinen rechtmäßigen Herrn aufbot. Zum Beweise, daß er den Cäsarewitsch Konstantin nicht verrathen könne, zog er zuletzt seinen, ihm von demselben geschenkten Degen aus der Scheide, wandte ihn mit dem Gefäß zu den Empörern und begann laut die Inschrift zu lesen: „Meinem Freunde Miloradowitz". Alles das zusammen mit seinem berühmten Namen, mit seinem kühnen Ansehen, mit der von Sternen bedeckten Brust, die aus fünfzig Schlachten unverwundet hervorgegangen war, wirkte gewaltig auf die Soldaten: die Reihen begannen sich zu lockern, sie faßten die Gewehre beim Kolben und sahen ihm furchtsam in die Augen. Plötzlich aber sanken die erhobenen Hände Miloradowitsch' wie bleiern herab, der Rumpf fiel zusammen, das Pferd sprang vorwärts, und der Reiter fiel in Baschuzki's Arme. Der verabschiedete Lieutenant Kachowski, der in unkenntlicher Kleidung hinter dem Pferde des Grafen in der Volksmenge gestanden hatte, war leise herangetreten und hatte ihm, das Pistol fast an den Leib des Opfers gesetzt, in die Seite geschossen, gerade unter dem Kreuze des Andreasbandes. Aber völlig unbegreiflich ist auch dem Kaiser Nikolaus stets das blinde Vertrauen gewesen, mit welchem sowohl er, der Kommandant, als der Ober-Polizeimeister von Petersburg für die Ruhe der Hauptstadt einstanden, und von der ganzen Verschwörung, von allen Versammlungen der Verschworenen — selbst im Winterpalais! — kein Wort wußten. Das Dunkel, in dem diese weitverzweigte Verschwörung bis zum letzten Augenblicke geblieben, ist räthselhaft. Der Großfürst Michael war den ganzen Tag im Gewühl des Aufstandes, aber von einer Verschwörung ahnte ihm erst etwa in dem Augenblicke, als er am Abend, beim Kaiser Nikolaus eintretend, einen gnadeflehenden Verschworenen vor ihm auf den Knieen sah.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag der Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 241 Freitag, 9. Oktober 1857.

Die Schwester.

(Fortsetzung.)

Als der Tanz beendet, suchte Leonore ihren Bruder wieder auf. Sie fand ihn, nachdem sie sich lange vergeblich nach ihm umgeschaut, mit Frau von Breteuil in einer Fensternische stehend.

Man ist voll des besten Willens für Sie, sagte ihm die alte Dame. Sie können darauf rechnen, daß man es sich beim Kurfürsten zu einer Ehrensache machen wird. Warnen Sie Ihre Schwester nur vor Condé. Er ist ein Schalk und es scheint mir, er beabsichtigt, dem Prinzen einen Streich zu spielen.

Still, meine Schwester kommt. — Leonore, fuhr Joseph fort, als diese hereintrat, Frau von Breteuil ist von großer Freundlichkeit für uns. Es sind so viele Fremde da, daß die Equipagen nicht hinreichen, auch uns fortzubringen, da wir am weitesten bis zu Hause haben. Herr von Mollenbach wird meine Frau in seinem Wagen mitnehmen und nach Windschrot fahren lassen; ich gehe zu Fuße, und Du wirst in den Gemächern der Frau von Breteuil im Schlosse schlafen — morgen wird man Dich heimfahren lassen, oder ich werde kommen, Dich abzuholen.

Ich bin Frau von Breteuil sehr dankbar — aber ist nicht —

Leonore wurde unterbrochen. Der Graf von Artois trat zu der Gruppe.

Sie waren verschwunden, Mademoiselle Leonore, die Königin unsers Festes, war fort, sagte er vorwurfsvoll. Wenn man wie Sie ist, so hat man nicht nöthig zu glänzen durch Abwesenheit! Das ist eine Art sich auszuzeichnen, welche die Gesellschaft, die alle Auszeichnungen nicht leicht verzeiht, Ihnen am schwersten vergeben wird.

Monseigneur — versetzte Leonore schüchtern — wie sollte ich dieß fürchten — eine solche Gesellschaft kann sich unmöglich um ein armes Mädchen bekümmern, das sie nicht kennt.

O glauben Sie das nicht — die Gesellschaft vergöttert Sie, betet Sie an — Sie lächeln ungläubig, Mademoiselle, und Sie beleidigen mich. Wenn ein französischer Prinz auch nicht mehr sagen kann: der Staat, das bin ich, so lassen Sie ihm doch den Trost, zu sagen: die Gesellschaft, das bin ich!

Der Prinz verbeugte sich und Leonore wußte nicht mehr, was sie den Schmeicheleien des geistreichen Fürsten erwidern sollte. Er verließ sie von nun an kaum mehr und machte ihr in höchst auffallender Weise den Hof.

Das Fest war zu Ende. Die Equipagen rollten mit den Gästen davon. Joseph hatte seine Frau den leeren Platz im Wagen eines Herrn von Mollenbach, eines Landedelmanns aus der Gegend von Windschrot einnehmen sehen, dann kehrte er in die Säle zurück, um von Leonore Abschied zu nehmen. Frau von Breteuil hatte eben ihren Arm ergriffen, um sie nach oben in ihre Wohnzimmer zu führen.

Leonore, flüsterte Joseph ihr in's Ohr — Leonore, sey klug — stoße nicht zurück, was das Glück Dir in den Schoos wirft und denke an die Lage unseres Hauses! — Frau von Breteuil, fügte er dann laut hinzu, ich werde morgen meine Schwester abholen und Ihnen sagen, wie tief Sie mich verpflichten.

Er wandte sich und eilte fort, ohne auf Leonorens ängstlichen Ruf zu hören, die, erschrocken über seine mysteriösen Andeutungen, eine Menge Fragen an ihn richten wollte.

Kommen Sie, Mademoiselle, kommen Sie, sagte die graziös lächelnde alte Dame, ich habe ein stilles Zimmerchen für Sie herrichten lassen, wo Sie charmant schlafen werden — denn Sie bedürfen der Ruhe, Sie sind furchtbar echauffirt.

Das war Leonore in der That, der Kopf wirbelte ihr förmlich, und so ruhig auch ihr kleines Schlafzimmer neben den Zimmern der Frau von Breteuil, so war doch an Schlaf für sie lange nicht zu denken. Sie zog den großen Fauteuil, der am Kopfende ihres Bettes stand, an das Fenster, öffnete dieß und warf sich erschöpft auf das schwellende Polster. Die Nachtluft strömte auf sie ein und war

ihr wie ein kühlender Trunk, den ein Verdurstender in vollen Zügen schöpft. Das Mondlicht übergoß sie und lag so hell auf ihr, als ob es angezogen werde von der grazienhaften, prachtvollen Gestalt mit dem herrlichen Kopfe. Auf der hellgrünen Seide, in dem bleichen Licht, sah dieser Kopf wie Marmor aus, in dem ein Künstler seines Herzens süßeste Träume von idealer, ewiger Schönheit zur Wirklichkeit gezaubert.

Sie fühlte sich wie in einem Traume. Und traumhaft war freilich dieser Uebergang aus einer peinlichen, ärmlichen, verlassenen Lage in einen Kreis, in dem alle Strahlen irdischen Glanzes wie in einem Zauberspiegel zusammenzulaufen schienen, in welchem sie, das einfache Landfräulein, das arme verwaiste Mädchen, plötzlich der Gegenstand so vieler Huldigungen geworden war, in welchem ein Prinz von Frankreich, ein Herzog von Bourbon zu ihren Füßen lagen. Leonore hätte kein Weib seyn müssen, wäre sie nicht berauscht worden. Und das war sie. Diese Männer mit den großen, ruhmbedeckten Namen standen vor ihr wie ideale Gestalten, von einem Strome von Poesie getragen. Es waren die purpurgebornen Söhne des Geschicks, welchen der Himmel selbst die Salbung zu Fürsten der Menschheit gegeben, die Heroen, auf deren Haupt die Erinnerungen so vieler glorreicher Jahrhunderte wie eine Krone glänzten. Und sie waren verbannt und geächtet. Sie besaßen nur noch ihren Degen, diese Ritter des göttlichen Rechtes und alles Adelthums, diese Männer und Helden der Idee, welche seit tausend Jahren die abendländische Welt getragen und gefestet hatte. Wie erschienen sie nun doppelt groß, wie rissen sie nun das ganze Leben des jungen Mädchens zur Bewunderung, zur tief innersten Theilnahme hin.

Und dieser Condé vor allen, dieser Mann mit den dunkeln, blitzenden Augen und der verführerischen Lippe, dem großen, offenen Herzen und der freien Seele — Leonore hätte aus schwärmerischer Begeisterung seinen Namen in die verschwiegene Nachtluft rufen mögen, während sie die Hand auf das fieberisch pochende Herz drückte. —

Endlich schlummerte sie ein, und als sie erwachte, stand die Sonne hoch am Himmel. Ihr erster Blick fiel auf einen großen Blumenstrauß, der vor ihr in der Brüstung des offenen Fensters lag. Sie ergriff ihn — ein Billet fiel daraus, das sie hastig aufriß und las. Es lautete:

„Theure Leonore.

Ich bin in Verzweiflung. Von diesem Tage erwarte ich das Glück meines Lebens, und nun erhalte ich vom Grafen von Artois den Befehl, mich sofort nach Koblenz zu begeben, wo ich den ganzen Tag beschäftigt seyn werde. Und doch muß ich Sie sprechen. Ich werde Abends zurück und um zehn Uhr an der Statue des Schlummergottes neben dem Weiher im Parke seyn. Wollen Sie, daß ich leben soll, o so versagen Sie nicht! Unterdeß — fürchten Sie Artois. Bis in den Tod Ihr

Louis de Bourbon."

(Fortsetzung folgt.)

Papst Pius IX. und ein jüdischer Bildhauer.

In dem eben erschienenen vierten Jahrgange des „Jahrbuches für Israeliten von Joseph Wertheimer in Wien" findet sich folgendes Schreiben, welches der begabte, aber seither wahnsinnig gewordene Graveur und Bildhauer Guttmann aus Arad in Ungarn, von Rom aus am 24. Okt. 1850 an seinen Bruder richtete: „Vor einigen Monaten kam von Hrn. v. Rothschild aus Neapel an mich die Anfrage, wie viel ich für eine Marmorbüste des Papstes begehrte? Bei einem Mißtrauen, welches viele Erfahrungen in mir erzeugten, hielt ich die ganze Sache für eine Versuchung, und ich machte einen mäßigen Preis von 250 Scudi, um gleichzeitig meinem Besteller jeden Vorwand zu einem möglichen Rückzug zu nehmen. Nach langem Zögern kam aus Neapel der definitive Auftrag, eine Büste Pius IX. anzufertigen. Auf mein Ansuchen, man möchte mir eine Sitzung vom Papste verschaffen, wozu der Einfluß eines Rothschild mir genug schien, um es zu erreichen, wurde mir kurzweg verneinend geantwortet. Damit beruhigte ich mich aber nicht; die Sache wurde mir ernst, und im Falle ich eine Sitzung vom Papste erhielte, sogar von der höchsten Bedeutung; im entgegengesetzten Falle aber, sobald ich auf eine Kopie beschränkt würde, von gar keiner; denn ich würde die ganze Sache als eine gewöhnliche Industriearbeit behandelt haben. Ich ging zum österreichischen Gesandten, dem Grafen Esterhazy, theilte ihm die Sachlage mit und fragte ihn: ob ich nicht das Glück haben könnte, durch seine Gunst eine oder zwei Sitzungen zu erhalten. Der Graf meinte, es werde trotz aller seiner Bemühungen beim Papste nicht gelingen, ihn zu einer Sitzung zu bewegen, da die Zeiten sehr ernst sind und der Papst überhaupt für solche Sachen ganz disgustirt ist; übrigens wenn ich mich begnüge, den heiligen Vater bei der Audienz zu modelliren, so werde er alles Mögliche dazu thun. . . . Zu Michaelis stand ich mit Sack und Pack vor Papst Pius IX. arbeitend!! Das Lokal, wo ich arbeite,

ist der brillante Audienzsaal; Alles prangt von Sammt und Seide und dabei edel und einfach, nur die Decke ziert reich verzierte Goldstukkaturarbeit. Zwei Schritte vor meinem Arbeitsstuhl steht ein großer prachtvoller Thronsessel, der Sitz des Papstes, vor diesem ein Tisch mit einer schweren Sammtdecke, deren Goldtroddeln sich auf einem feinen Fußteppich brechen; auf dem Tische ein elfenbeinernes Kruzifix von nicht unbedeutender Meisterschaft, daneben ein elegantes Schreibzeug von feinstem Gold, ein Paar Blätter Papier und einige Federn. Den Tag vorher habe ich den heil. Vater zu sprechen bekommen, und er wußte also, wer und was ihn in seinem Audienzzimmer erwartet. Ich ließ zu größerer Beruhigung des heil. Vaters eine feine spanische Wand herbeischaffen und so zwischen mir und den Audienzhabenden aufstellen, damit man nicht leicht bemerkt, was hier vorgeht. Es kam Pius IX., das hohe Original, und ich merke, daß ich nicht der größte Thor seyn mag, denn ich habe etwas mir fast unerreichbar scheinendes erreicht. Es steht der arme, aber entschlossene Jude kunstentbrannt vor dem großen Vikarius vom Jahr 1850. Angekommen, näherte sich mir der Papst, ich beugte die Knie; der heil. Vater reichte mir die Hand zum Kuß und sagte: „Sie werden hier unbequemes Arbeiten haben", sah meine vorbereitete Arbeit und erkannte darin gleich die gute Anlage, und zog sich zurück zu seinem Tisch — wir waren allein. Nun begann die Audienz, es waren meistens Damen, alle in schwarzem Flor; alles liegt hier im Staube, reich und arm; selbst die Fürstin beugte demuthsvoll die schlanken Glieder und ist glücklich, den Fuß des heil. Vaters geküßt zu haben. Der Papst spricht sich sehr leicht, so wie überhaupt seine Persönlichkeit eine einnehmende ist. Die Audienz dauerte etwas über eine Stunde, und der Papst entfernte sich. Ich hatte nur noch auf zwei Audienzen zu hoffen und ich konnte auch außer diesen an meiner Büste arbeiten; ich arbeitete also 14 Tage im Audienzsaale, der mir eigens immer geöffnet und geschlossen wurde. Während der Audienz fiel zwischen dem Papste und mir folgendes Gespräch vor. Welche Bestimmung hat diese Büste? fragte der Papst. „Sie kommt nach Neapel, heil. Vater." — Nach Neapel? „Ja." — Ich glaubte nach Ungarn? — „Nach Ungarn bin ich gesonnen, eine zweite auf mein eigenes Risiko zu bringen." — Also diese Büste ist bestellt? Von wem denn? — „Vom Herrn Baron Rothschild." — Von Rothschild? Ich hörte, daß der junge Rothschild sich verheirathet? — „So hörte auch ich, heil. Vater." — Mit einer Frankfurterin? — „Ich glaube es." — Ihre Bezahlung wird also eine bedeutende seyn? — „Heiliger Vater! Die größte Bedeutung meiner Bezahlung ist mir die Gnade Sr. Heiligkeit." Der Papst schien etwas überrascht, läutete das Glöcklein, und die Audienz ging nun weiter vor sich und endigte auch bald. Das Zweitemal kam der Papst unerwartet, begleitet von zwei Monsignori; die Aehnlichkeit meiner Büste überraschte sie; ich kniete, und der Papst hieß mich aufstehen und den Augenblick benutzen; schnell war ich auf den Beinen und schaute fest und sicher — und wo ich ansetzte, regte sich Leben und Seele. Es waren zehn Minuten, aber kostbare. Der nächste Tag war der Tag einer großen Funktion, es war ein großes Konsistorium, in welchem drei neukreirte Kardinäle ihre Hüte aus den Händen des Papstes empfingen. Eine Gelegenheit, wo ich den Papst in einer so bedeutenden Stellung zwei volle Stunden betrachten und studiren konnte, mußte sehr willkommen seyn. Der Fürst Hohenlohe, Geheimkämmerer des Papstes, überdieß ein Liebling desselben, welchem ich von dem Gesandten empfohlen war, trug wesentlich viel zur Erreichung meines Zweckes bei; er ließ mich von einem seiner Diener in's Lokal führen, wo Alles schon gedrängt voll war; es konnte Niemand ohne Eintrittskarte hineinkommen. Der Diener führte mich zu einem Offiziere der Nobelgarde, welcher mich mit der größten Artigkeit bis einige Schritte vor den Thron des Papstes führte und mir es freistellte, nach Belieben mich aufzustellen. Versehen mit einem Operngucker, machte ich, seitdem ich denselben besitze, heute den wichtigsten Gebrauch davon. Das Lokal mit allen Kardinälen und anderer Geistlichkeit, so wie der französische Stab, die vielen Damen, alle in schwarzem Flor, welche letztere in einer eigens dazu errichteten Loge waren, gaben der ganzen Sache einen feierlichen großartigen Anstrich. Nur fehlte noch das Oberhaupt der Kirche; endlich kam der Papst in vollem Ornate, jedoch ohne Tiara, mit der Mitra auf dem Kopfe, und nahm seinen Sitz auf dem prachtvollen Throne. Mein Augenpunkt war der erhabenste: Pius IX. auf dem Throne, und der heitere Himmel, der diesen mit einem reinen Lichte beleuchtete, begünstigte meine physiognomischen Beobachtungen — und die Ernte war eine glückliche. Was ich mit sicherem Auge gesehen, suchte ich meiner Büste wiederzugeben, und so steht meine Büste, ich darf es keck, ohne Ziererei aussprechen, das beste plastische Porträt von Pius IX., schon in Gyps geformt in meiner Studie. In einigen Tagen beginnt die Marmorarbeit."

Mannigfaltigkeiten.

Viele Anekdoten und Charakterzüge von Karl August von Weimar tauchen gegenwärtig auf,

die alle mehr oder minder von seiner Herzensgüte zeugen. Auf einer Jagd bemerkte der Herzog, daß einer seiner Kammerhusaren einen Hasen heimlich bei Seite gebracht und unter seinen Sattel versteckt hatte. Unterwegs beim raschen Reite kam das corpus delicti zum Vorschein. „Sitz ab," rief der Herzog dem bestürzten Bedienten zu, „und binde erst den Hasen fest; wenn du ihn einmal mitgenommen hast, so sorge auch dafür, daß du ihn ordentlich nach Hause bringst." — Bei einer andern Gelegenheit, wo der Scharfrichter ein gefallenes Pferd abholte, weigerte sich der Diener, diesem das bestimmte Trinkgeld selbst zu geben, da er durch die Berührung mit dem Scharfrichter unehrlich zu werden fürchtete. Der Herzog, der den Vorfall bemerkte und jedes Vorurtheil bekämpfte, wo er es fand, nahm einen Thaler und drückte ihn selbst dem Scharfrichter in die Hand. „Da, nehmt das Geld," sagte er, „Ihr habt es verdient." Der Thaler wurde in der Familie des Scharfrichters wie ein Heiligthum bewahrt.

Bedeutende Unglücksfälle werden aus dem finnischen Meerbusen gemeldet, wo ein furchtbarer Orkan, der vom 21. bis zum 23. fast ohne Unterbrechung fortwüthete, außerordentlichen Schaden angerichtet hat, bei welchem auch das neulich erwähnte russische Kriegsschiff zu Grunde ging. — Auch Tiflis ist von einem großen Unglücke heimgesucht worden. Nach dem Berichte des „Kawkas" hat dort am 9. September Abends ein Wolkenbruch mit Gewitter und Hagel binnen 15—20 Minuten ungeheure Verwüstungen angerichtet. Ganze Stadttheile sind zerstört worden, wobei auch viele Menschenleben zu beklagen sind. Mehr als 15 Leichen waren in den folgenden Tagen bereits aus den Trümmern herausgegraben worden und noch viele Personen wurden vermißt. Annähernd wird der Schaden, den dieß Wetter verursachte, auf höher als 600,000 Silberrubel geschätzt.

Zu den vielen Reiseberichten über die russische Kaiserfamilie gehört auch der, daß dieselbe unter ihren Reiseeffekten auch die Bestandtheile und Geräthschaften einer griechischen Kapelle mit sich führt. Die Einrichtung ist so getroffen, daß diese Bestandtheile in jedem beliebigen Zimmer oder Salon als gottesdienstliche Kapelle aufgestellt werden können, so daß da, wo die Familie längere Zeit verweilt, der Gottesdienst mit seinem ganzen kirchlichen Zeremoniel nicht fehlt. Die Gestelle sind aus Ebenholzschnitzwerk theilweise mit Perlmutter und Silber eingelegt; die Wände sind von Sammt und gewirktem Silber; die Altardecke ist ein golegewebter Teppich; Kreuz, Kelch und 4 Candelaber sind von gediegenem Silber.

Ein begüterter Postmeister in Niederösterreich, welcher im Jahre 1757 starb, hat seinen Erben eine verschlossene Kiste hinterlassen, welche in der Familie fortgeerbt und erst nach 100 Jahren geöffnet werden sollte. Ausdrücklich war dem Testamente beigesetzt, daß der Inhalt der Kiste für die Gegenwart werthlos sey und erst nach 100 Jahren den Erben Freude bereiten werde. Die Eröffnung der Kiste erfolgte vor Kurzem, sie enthielt viele vor 100 Jahren gangbar gewesene Gegegenstände, die seitdem die Zeit zu Raritäten umgestaltet hatte. Ein Damenhut von 1757, eine Geldbörse, die damals im Gebrauche gewesen, verschiedene Gelegenheitsgedichte, Theaterzettel, Ankündigungen, Speisezettel, Kupferstiche, Kupfermünzen, ein Zündzeug mit Schwefel und Zunder in einer eleganten Büchse von Blech u. Dergl. bilden den Inhalt der geheimnißvollen Kiste.

Als neulich der König von Sindh in Frankfurt verweilte, verlangte er, für seine Tafel nichts, als junge Hühner und — einen Mörser, worin sein Koch ihm Reiß stoßen sollte. Die messingenen Mörser waren dem Koch zu unsauber; es mußte ein porzellanener aus der Apotheke geliehen werden. Am andern Morgen indeß war mit dem kgl. Gast auch der Porzellanmörser abgereist, und der Auskäufer hatte Noth, sie noch auf dem Bahnhofe zu treffen, und noch mehr Mühe dem Dolmetscher begreiflich zu machen, daß der Mörser nicht mit der Zeche bezahlt worden sey. Dann aber wurde Mörser und Auslaufer königlich bezahlt.

Man schreibt aus Wien, 1. Okt.: In einer hiesigen Vorstadt hat sich die Liebhaberei gezeigt, Tabakspflanzen als Fenster-Zierde zu ziehen, was zur Folge hatte, daß gestern von der Finanzwache daselbst eine Revision vorgenommen wurde, (da nämlich das Tabak-Monopol des Staats auf diese Weise gewiß nahmhaft beeinträchtigt werden würde!). Bei vier Leuten sind je zwei Tabakspflanzen in Blumentöpfen vorgefunden worden, welche als monopolswidrig sofort vertilgt und deren Besitzer zur Strafe gezogen wurden.

In Frankreich hat man ein für die Bienenzucht höchst wichtiges Verfahren entdeckt, um die Bienen auch während des Winters zu füttern: man stellt nämlich neben die Stöcke große Kübel mit Sesamscheiben. Das Sesam ist ein aus Indien stammendes ölhaltiges Korn, welches den Bienen als Nahrung dient. Die bis jetzt angestellten Versuche haben sehr günstige Resultate ergeben.

Redakteur: Gustav Mellert.
Druck und Verlag der Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 242 Samstag, 10. Oktober 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

Zusammenschaudernd rief Marion leise vor sich hin: „Was Gott verhüten möge!“ Und indem sie sich wieder zu ihr wendete, fuhr sie fort: „Und Du willst bei mir bleiben, willst mir und meinen Freunden den Weg zeigen und beistehen in Allem, was wir beschließen und was von Dir gebilligt werden wird?“

„Ich will es!“ erwiderte Marsa jetzt fest entschlossen. „Bespriche Dich mit Deinen Freunden und dann komm wieder hierher und theilt mir Euern Plan mit. Wir wollen dann weiter darüber sprechen.“

Damit war das Gespräch der beiden Mädchen geendet und Marion verließ eilig den Palast, während sich Marsa in ihre Wohnung zurückbegab. Sie bemerkte durch das Schlüsselloch, wie ihr Vater in seiner Schlafkammer, die er verriegelt hatte, einen sechs Fuß langen, weiten Sack von ganz neuer Leinwand zusammen nähete. Sie wußte, zu welchem Zwecke er bestimmt war und schlich leise davon, während unwillkürlich ein Zittern durch alle ihre Glieder flog.

Kaum war die Sonne hinter einem Hügel im Westen nieder gesunken, als auch der schwarze Hassan wieder erschien und den Gefangenwärter, welcher bereits mit seinen Vorbereitungen fertig geworden war, abholte. Sobald der Derwisch in sein Horn blies und zum Gebete rief, warteten sie nur noch wenige Minuten, bis die Hofräume ganz menschenleer geworden waren, dann begaben sie sich mit einer Bahre, auf welcher eine Matratze lag, der neue Sack und ein großes, schwarzes Tuch, in den Palast hinein und durchschritten mehrere Gänge, bis sie das Vorgemach, welches zum Frauengefängnisse führte, erreichten. Hier fanden sie den ersten Haremsbeamten bereits, der ihnen zu warten befahl, bis der Pascha selbst kommen würde. Dieser erschien auch sehr bald, ließ das Gefängniß öffnen und gebot den Harrenden mit hinein zu treten.

Aminda erhob sich von einigen harten Polstern, die am Boden des schmucklosen und sonst aller Bequemlichkeiten entbehrenden Zimmers lagen, und in Strahl freudiger Hoffnungen blitzte aus ihren Augen, als sie den Pascha erblickte, denn sie schmeichelte sich einige Augenblicke mit dem Gedanken, er habe seine Härte gegen sie bereut und komme, um ihr seine Hand zur Versöhnung zu bitten. Doch sie hatte ganz vergessen, wie schwer sie ihn beleidigt, und sollte bald erfahren, wie sie sich getäuscht und wie wenig er geneigt war ihr zu verzeihen.

„Bist Du bereit zum Tode, oder soll ich Dir den Derwisch senden?“ redete er sie finster und in dumpfem Tone an.

Da erlosch das Licht der Hoffnung plötzlich in ihrer Seele und dunkle Nacht schien sich um sie her zu verbreiten. Aber nur kurze Augenblicke dauerte die Schwäche, die sie ergriff, und ihr Stolz gebot ihr, sich stark zu zeigen. Sie nahm deßhalb auch eine fast gebieterische Haltung an, als sie vor ihren Gebieter hintrat und entgegnete mit fester Stimme: „Du findest mich immer bereit zum Tode und des Derwisches bedarf ich am allerwenigsten; denn schon der Anblick des elenden Verräthers würde mich der Ruhe berauben, die ich zum Sterben bedarf.“

Jetzt schien es wirklich, als ob in Suleiman's Herzen eine mildere Regung auftauchen wollte. Er hatte ihr einen vollen Blick geschenkt, und fand sie selbst in ihrer Todtenblässe, welche ihr Antlitz überzog, reizend schön. Aber er wankte nur kurze Zeit und Wuth, Eifersucht und Rache behielten bald wieder die Oberhand in seiner Brust. „So bekenne laut vor diesen Männern,“ sprach er, nachdem er den innern Kampf überwunden, „daß Du den Tod verdient hast.“

Sie fühlte das Demüthigende, welches in diesem Bekenntnisse lag, und um ihm dafür die letzte brennende Wunde zu schlagen, sprach sie mit bitterm Hohn: „Wenn es ein todteswürdiges Verbrechen ist, einen Andern zu lieben, als Dich, ja dann habe ich den Tod verdient;“ worauf sie ihm stolz den Rücken wendete.

Der Pfeil des Hohnes hatte ihn tief in's Herz getroffen und er fühlte sich beschämt vor seinen

Dienern durch ihr offenes Geständniß, daß sie einen Andern geliebt, daß sie ihn verschmäht, betrogen habe. Eine solche Beschämung aber würde er nie verziehen haben und wenn auch noch eine leise Regung der Gnade in ihm gewaltet hatte, war sie jetzt unwiderbringlich vernichtet. Mit dem Ausdrucke triumphirender Rache blickte er ihr noch einmal in das bleiche Antlitz, dann wendete er sich kalt von ihr ab und sprach zu den Männern: „Ihr hörtet es, sie hat sich schuldig bekannt. Thut jetzt Euere Pflicht, Ihr kennt meinen Befehl."

Mit diesen Worten verließ er das Gefängniß, ohne seine Augen noch einmal nach ihr zu richten und begab sich in seine Zimmer zurück.

Erst jetzt, als sie hörte, daß er seinen Willen zum letzten Male unwiderruflich ausgesprochen, als sie sich hülflos in die Hände seiner Werkzeuge gegeben sah, fühlte sie, wie die ersten Schauer der Todesangst ihr innerstes Mark durchrieselten, und der Muth, welchen Stolz und Trotz in ihr erweckt hatten, entsank ihr auf's Neue. Sie schauderte vor der Berührung der rohen Männer zurück und es war ihr, als ob sie im nächsten Augenblicke zusammen brechen müßte. Vor allem aber war es ein Gedanke, der ihre Seelenqual jetzt furchtbar steigerte, der Gedanke an Hector de Beaumont, der sie so aufrichtig, so glühend geliebt, der mit seiner Liebe die redlichsten Absichten verbunden, sie dauernd glücklich zu machen, und den sie so undankbar verlassen, um sich einem Andern zuzuwenden, der ihre Liebe so kalt verschmäht hatte. Jetzt erst, als der kalte Tod schon seine knöcherne Hand nach ihr ausstreckte, schien es zu tagen in ihrem Innern und es wurde ihr klar, daß ihre Leidenschaft für Felix nichts als eine sinnliche Verirrung gewesen, die sie jetzt bereute, verwünschte. Die Liebe jedoch, die sie für Hector gefühlt, die auf hohe Achtung vor seinem Geiste, seiner Tapferkeit und seinem liebenswürdigen Wesen gegründet gewesen war, tauchte jetzt, mit der ganzen Macht einer reineren Flammengluth wieder in ihren, dem Tode verfallenen Herzen auf. Aber sie fühlte auch den brennenden Schmerz einer zu späten Reue, und sie vermochte Hector, den sie so tief betrübt, nichts mehr zu widmen, als ihre stillen, heißen Wünsche für sein künftiges Lebensglück.

Selbst die rauhen Männer, die ihr gegenüber standen, gedungen, um den Henkersdienst an ihr zu verrichten, fühlten sich durch ihr Unglück und durch die Gewalt ihrer Schönheit mächtig ergriffen. Allein keiner von den Dreien dachte auch nur daran, den Befehlen ihres Gebieters ungetreu zu werden; denn sie wußten, daß sie sich der Gefahr dabei ausgesetzt hätten, ihr eigenes Leben zu verlieren. Ihre Bewegung war jedoch Aminda nicht entgangen und die Liebe zum Leben, die plötzlich wieder mit unwiderstehlicher Macht in ihr erwacht war, veranlaßte sie noch einen Versuch zu wagen, sich vom Tode zu befreien.

„Hört mich, Ihr guten Männer," sprach sie deßhalb leise zu ihnen, aber in eindringlichem Tone; „der Pascha fügt mir großes Unrecht zu; denn ich schwöre es Euch, bei Allah und dem großen Propheten, daß ich unschuldig bin an der Flucht des Gefangenen, die er mir aufbürdet. In Eurer Macht liegt es jetzt, sein schweres Unrecht wieder gut zu machen und mir mein Leben zu erhalten. Laßt mich frei und ich bin im Stande, Euch reichlich zu belohnen. In jenem Hause, Hassan, in dessen Nähe Du mich überfallen, ist mein ganzer kostbarer Schmuck zurückgeblieben, der viele Tausend Piaster werth ist. Ich will Euch Alles, Alles ausliefern, wenn Ihr mir nur dafür das nackte Leben schenkt. Verrath dürft Ihr nicht befürchten, denn ich will die Krim verlassen und zurückkehren in meine Heimath, in die tscherkessischen Gebirge. Dem Pascha aber mögt Ihr dreist verkünden, daß Ihr sein Urtheil an mir vollzogen habt. Erbarmt Euch meiner Jugend und Allah wird es Euch vergelten!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Schwester.

(Fortsetzung.)

Leonore war heftig erschrocken. Ihr jungfräulicher Stolz empörte sich bei der dreisten Leidenschaftlichkeit des Mannes, der solche Zeilen an sie zu richten wagte. War etwas in ihrem Betragen gewesen, das ihn dazu berechtigt? Und weßhalb sollte sie Artois fürchten? Das beunruhigte sie auch. Sie sollte ja nur noch wenige Augenblicke im Schlosse seyn. Dann kam ihr Bruder, um sie abzuholen. Wie konnte sie deßhalb Condé ein Rendez-vous geben?

Das Kammermädchen der Frau von Breteuil kam herein, beschwert mit einem Karton, der in der Frühe angekommen; er enthielt Kleider Leonorens, welche Joseph seiner Schwester herübersandte, welche nur ihren von der Schwägerin entliehenen Ballstaat bei sich hatte. Die Zofe bot ihre Dienste bei der Toilette an und führte Leonoren dann zu ihrer Herrin, um mit dieser die Morgenchocolade zu nehmen.

Wie haben Sie geruht? fragte die freundliche alte Dame, als Leonore bei ihr eintrat — setzen Sie sich theures Kind — der Graf hat schon zweimal hergeschickt, um sich nach Ihnen zu erkundigen — wissen Sie, daß es zehn Uhr ist?

Zehn Uhr? Und mein Bruder noch nicht da?

Es ist merkwürdig, wie Sie aussehen! So frisch, so blendend — keine Spur von Ermüdung mehr — Sie sind ein wahres Wunder der Natur. Es ist leicht begreiflich, daß Sie alle Männerherzen hinreißen. Der Graf ist rein toll — und darauf können Sie sich etwas einbilden — wäre er auch nicht nach dem Könige von Frankreich der vornehmste Mann, ich darf wohl sagen, der Welt — er wäre immer der süperbste Kavalier!

Frau von Breteuil ergoß sich nun in einen Strom von Lobeserhebungen des Grafen von Artois. Sie hatte eine höchst geläufige Zunge. Sie plauderte in einem fort, sie schüttete endlich in Leonorens Busen allen ihren Kummer aus. Was hatte sie auch nicht leiden müssen, die arme Frau, seit sie Frankreich verlassen! Das Unglück hatte begonnen mit dem herzbrechenden Tode Coco's, ihres Affen, der am Tage nach dem 14. Juli, der Erstürmung der Bastille, gestorben war, ganz gewiß aus Zorn über die Frechheit des so plötzlich emanzipirten Pöbels. Dann war ihr ein Garten mit zwei schönen Gewächshäusern demolirt worden, weil man ein Beet mit blühenden Lilien durch das Gitterthor hatte schimmern sehen. Auch hatte das Volk bei dieser Gelegenheit ihren Gärtner erdrosselt, der sich zur Wehre gesetzt, worüber Frau von Breteuil sich noch am ersten tröstete, weil sie ihn doch hatte abschaffen wollen, da er es nie dahin gebracht, ihr die Artischocken so zeitig zu liefern, wie die Herzogin von Luynes sie auf die Tafel bekam. Pour comble de malheur aber hatten die Jakobiner ihren Schooshund Zaire als Aristokraten mit den Beinen an einen Laternenpfahl aufgehängt, weil das arme, liebe Thier aus der Equipage heraus einen Trupp Sansculotten angebellt, als sie ihn hatte spazieren fahren lassen, um die freie Luft zu genießen. Da hatte sie es nicht mehr ausgehalten und war emigrirt, und nun saß sie hier, in einem deutschen Landschloß mit seinem chetiven Park, von der Gnade eines Fürsten lebend, der ihr nicht einmal einen Theil seines Marstalls zu ihrem Gebrauch herübersanden, der sich endlich in allen Dingen als einen höchst sparsamen Mann zeigte. Und wenn sie nicht wüßte, daß das Emigrantenheer da sey und nächster Tage in Frankreich einrücken werde, um Zairens beweinenswerthen Tod im Blute einer Million Jakobiner zu rächen, so würde sie ganz außer sich seyn. So plauderte Frau von Breteuil und hörte nicht auf, bis ein Diener eintrat und meldete, daß das Frühstück servirt sey.

Frau von Breteuil begab sich mit Leonoren in den Speisesaal. Mehrere Herren traten ihr entgegen und umgaben sie. Ein gewisser Uebermuth in ihrem Wesen, etwas, das wie spöttisches Lächeln aussah, begann Leonoren zu verletzen. Aber nach wenig Augenblicken flog eine Flügelthüre auf, der Ruf: Son Altesse Royale! tönte durch den Saal, die Anwesenden bildeten in ehrfurchtsvoller Haltung ein Spalier und verbeugten sich tief, als der Graf von Artois an ihnen vorüberschritt, um sich an einem oben im Saale aufgestellten erhöhten Tische niederzulassen. Er frühstückte allein, während die Uebrigen an einer größeren Tafel Platz nahmen. Leonore war erstaunt über die Strenge der Etiquette, welche alle Bewegungen regelte, und die doch so übel angebracht war bei einer Schaar beraubter Flüchtlinge; aber noch weit mehr war sie erstaunt über die Gespräche, welche rechts und links von ihr geführt wurden. Sie sah, daß Frau von Breteuil durchaus nicht eine Thörin auf ihre eigne Rechnung war, wie sie geglaubt hatte, sondern daß alle diese Menschen in gleichem Tone redeten. Man moquirte sich auf's Grausamste über die deutschen Gäste, welche am gestrigen Abende sich eingefunden, obwohl sie Eltern, Brüder, Schwestern der Anwesenden großmüthig unter ihr Dach aufgenommen hatten und eine verschwenderische Gastlichkeit gegen dieselben übten. Die Damen beklagten sich über die lächerlichsten Lappalien, die sie entbehren mußten. Der einen fehlte ein Saffiankissen, und die andere war in Verzweiflung, daß sie ihren Schooßhund und ihren Kanarienvogel nicht bei sich habe; eine gutmüthig aussehende, dicke Vicomtesse war trostlos, daß ihr Lieferant von Poudre à la Marechal und Odeurs dem execablen Dumoulins Zimmer vermiethet habe, und daß sie nun, wenn sie nach einigen Wochen im Gefolge der Armee nach Paris heimkehre, ohne ihr bewährtes Arom seyn werde. Nur einige wenige Männer waren da, auf deren Gesichtern der Schatten einer ernsten Trauer lagerte und auf sie und auf Artois heiterer Leonore ihre Blicke, um nicht aus ihren Himmeln zu fallen. Sie ahnte es nicht, wie viel noch in diesem emigrirten Grafen von dem Prinzen von Frankreich steckte, der unter anderen Streichen vor nicht langer Zeit die „Salzmagazine des Königs“ hatte öffnen lassen, um mitten im Sommer sich das Vergnügen einer künstlichen Schlittenbahn zu machen, die von Marly bis nach Rambouillet reichte!

Der Graf hob die Tafel auf. Leonore wurde immer unruhiger, weil ihr Bruder nicht kam. Ihre Frage nach ihm schnitt Artois ab, indem er ihr den Arm bot, um sie in den Hof zu führen, wo ein paar angespannte Wagen hielten. Man wollte mit einer Spazierfahrt in's Gebirge die Stunden bis zum Diner am späten Abend hinbringen.

(Fortsetzung folgt.)

Der dankbare Soldat.

Von Frankreich gegen Rußland wallet
Des Adlers sieggewohnter Flug,
Ringsum das deutsche Land erschallet
Vom Waffenlärm und Kriegeszug;
Es wollen ja zwei Riesen wagen
Auf Tod und Leben sich zu schlagen. —

Schon nahen drohend Frankreichs Schaaren
In ruhmgekrönter Sieger Pracht,
Bedenklich dünkt dem stolzen Czaaren
Solch' fürchterliche Heeresmacht,
Weil fast Europa schon verfallen
Als Beute war den Adlers-Krallen.

Doch wie bei einer Leichentrauer,
Wenn Alles stumm die Hände ringt,
Das Vöglein froh in seinem Bauer
Der Leiche noch ein Liedchen singt,
So sollte hier des Krieges Schrecken
Auch eines Thierchens Scherz verdecken.

Ein Eichhorn war's; in frohem Tanze
Belustigt es auf manche Art;
Bald hüpft's vom Bajonnet zur Lanze,
Bald zaust es am Soldatenbart;
Sein Spiel, so schuldlos froh und heiter,
Ergötzte Frankreichs bied're Streiter.

Es holte sich bei Allen Nüsse
Und süße Bissen immerdar
Und lohnte sie dafür durch Küsse
Und Schmeicheleien wunderbar;
So kam's, daß es vom Kerne-Beißen
Von der Armee ward „Kern" geheißen.

Doch wenn es müde dann geworden
Und war der Abend nicht mehr fern,
So suchte stets es aller Orten,
Bis es gefunden seinen Herrn;
Von keinem sonst ließ sich's bewegen,
Mit ihm zur Rast sich hinzulegen. —

Zu Eisenach im Bäckerhause
Da blieben einst sie über Nacht.
Es schlief sein Herr — zum süßen Schmause
Verlockt es eines Kirschbaums Pracht;
Flugs wird das Fensterholz zerbissen
Und süße Frucht vom Baum gerissen. —

Als der Soldat am andern Morgen
Das Fenster ganz verdorben sah,
So sucht er zornig, dann mit Sorgen
Sein Eichhorn, doch was sah er da? —
Der Liebling hatte sich verfangen,
Blieb todt an seinem Kettchen hangen. —

Da schlich sich Früh in stiller Trauer
Der Krieger von dem Unglücksort;
Die Kunde zuckt wie Ahnungs-Schauer
Blitzschnell durch alle Reihen fort:
„Ach unser Kern hat sich verfangen,
Blieb todt in eig'ner Kette hangen!"

D'rauf zog das Heer unhaltsam weiter
Und Niemand mehr des Eichhorns denkt,
Als vor dem Heere seiner Streiter
Napoleon durch Moskau sprengt.
Und doch war Moskau ihm das Gleiche,
Was einst dem Eichhorn Kirschenzweige.

Gustav Iost.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Das Loos der Erfinder] ist von jeher kein besonders günstiges gewesen. Ein Büchsenmacher aus der Gegend von Linz machte nun kürzlich diese bittere Erfahrung an sich selbst. Nicht gewitzigt durch das traurige Beispiel Bertholds Schwarz und so vieler Andern, denen ihre Erfindungen das Leben gekostet, hatte er bereits 18 Jahre lang an einer Erfindung studirt, durch welche die langweilige Art des Ladens überflüssig gemacht werden sollte. Er konstruirte einen Stutzen, der achtzehn Schüsse hintereinander geben sollte, ohne öfter als ein Mal geladen worden zu seyn. Der Wunderstutzen war fertig und der Probetag anberaumt. Da wurde nun die Scheibe aufgestellt, der Erfinder steckte die 18 Schüsse sorgfältig in seinen Wunderstutzen und um die Sache genau zu nehmen, schoß er mit aufgelegter Büchse. Der erste Schuß geht los. Es war ein fürchterlicher Knall, der Schießstand in Rauch und Nebel gehüllt, und der Schütze lag, die Füße in der Höhe, am Boden und dankte Gott, daß er noch am Leben war. Es waren alle 18 Schüsse auf einmal losgegangen.

[Schnupftabak als Kaffee-Surrogat.] Vor einigen Tagen hatte sich eine Frau zu Magdeburg den unverantwortlichen Scherz gemacht, einer anderen Frau zwei Loth einer braunen Masse zu schenken, die angeblich Kaffee seyn sollte. Die letztere bereitete daraus, ohne vorherige Prüfung, einen Trank, den auch ihr 1 Jahr altes Kind mit genoß. Gleich darauf erkrankte dasselbe und starb. Wie sich nunmehr ergab, war jene braune Masse Schnupftabak gewesen.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag der Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 243. Montag, 12. Oktober 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

Doch obgleich ihre Worte in den rohen Gemüthern eine gewisse Rührung erweckt hatten, blieben doch die Gesichter ihrer Henker finster und verschlossen und keiner wagte es auch nur durch eine leise Miene anzudeuten, daß er nicht abgeneigt sey, in ihr Begehren zu willigen. Hassan war der Einzige, welcher sich durch den reichen Lohn vielleicht hätte bestechen lassen, allein er überlegte sogleich, daß das Versprechen Aminda's ein sehr unsicheres war, da sie sich ja selbst nicht einmal im Besitze ihrer Kostbarkeiten befand, welche während ihrer Abwesenheit bereits in andere Hände gefallen seyn konnten. Der Lohn, den ihm der Pascha aber zugesagt hatte, für treue Erfüllung seines Befehles, war zwar geringer, erschien ihm aber desto sicherer. Deßhalb bedurfte es auch bei ihm gar keiner Ueberlegung weiter, um sich ihrer Bitte entschieden abgeneigt zu beweisen. Die beiden Andern aber waren theils aus sklavischer Furcht, theils auch aus Grundsatz ihrem Gebieter treu, so daß sie sich nicht hätten bestechen lassen, gegen seinen Willen zu handeln, wäre auch Aminda im Stande gewesen, ihre Schätze gleich in ihre Hände zu legen.

Der Haremsbeamte Omar entgegnete ihr deßhalb auch ernst und entschieden: „Wenn wir es auch nicht leugnen wollen, daß wir Mitleid mit Dir fühlen, so spare Dir doch die Mühe, uns in Versuchung zu führen; denn es wird dir sicher nicht gelingen." Er richtete dabei zugleich einen fragenden Blick auf seine Gefährten und diese antworteten, wie aus einem Munde und gleichfalls in entschiedenem Tone: „Nein, nein! Es wird ihr nicht gelingen!"

„Du siehst," fuhr Omar fort, „es gibt keine Hoffnung mehr für Dich und Du wirst wohl thun, Dich in das unvermeidliche Schicksal ruhig und ergeben zu fügen, wie es uns der große Prophet gelehrt hat. Lege Dich dort auf die Kissen nieder, damit ich Dich binden kann; denn wir haben Eile."

Da erwiderte sie nichts mehr, aber ein schwerer Todesseufzer entwand sich ihrer beklommenen Brust.

Dann brachen ihre Kniee zusammen und sie sank auf die Polster nieder. Der Haremsbeamte band ihr hierauf, so schonend als möglich, um ihr Schmerzen zu ersparen, Hände und Füße mit dicken wollenen Schnüren zusammen und nachdem er sie ihres Ueberwurfes entkleidet hatte, zogen ihr Orguk und Hassan den langen Sack, in welchem sich unten bereits schwere Steine befanden, über die Füße und bis über den Kopf zusammen. Dann wurde die Oeffnung durch eine eingereihte Schnur fest zusammengebunden. Oben, wo sich ihr Gesicht befand, waren einige kleine Löcher eingeschnitten, um ihr Luft zum Athmen zu gönnen, bis sie in ihr kaltes Wassergrab versank. Die Verschärfung dieser schrecklichen Todesstrafe, welche nach einer alten, grausamen Sitte dadurch geschah, daß man eine wilde Katze, eine Schlange und anderes Ungeziefer in den Sack mit hineinsteckte, hatte der Pascha erlassen.

Von dem Augenblicke an, als Aminda auf die Polster niedergesunken, war sie in eine starre Betäubung versetzt worden, weßhalb sie auch keinen Widerstand zu leisten versuchte. Gleich einem Opfer, welches zur Schlachtbank geschleppt wird, ließ sie Alles mit sich geschehen und nur ein schweres Athmen verrieth noch, daß sie lebte. Man trug sie aus dem Gefängnisse hinaus, legte sie auf die Matratze, worauf der Gefangenwärter und der schwarze Hassan die Bahre aufhoben und schnell aus dem Palaste trugen, nachdem sie über den Sack, mit seinem lebendigen Inhalte, noch ein großes, schwarzes Tuch gebreitet hatten, doch nicht bis ganz oben hinauf, daß die Luftlöcher offen blieben. Rasch überschritten sie die noch immer menschenleeren Hofräume und trugen die Unglückliche zur kleinen Mauerpforte hinaus, worauf sie noch immer mit eiligen Schritten den Weg verfolgten, der zum See führte. Die Wachtposten, welche außen standen, riefen sie nicht an, sondern wendeten sich dem erhaltenen Befehle gemäß ab, als sie die schwarze

Bahre herankommen sahen. So gelangten die Träger endlich, als sie die Wachen schon weit hinter sich hatten, zu einem mit Bäumen und Gebüsch begränzten Fahrwege, auf dessen beiden Seiten sich ziemlich tiefe, aber jetzt ganz trockene, Graben befanden. Sie hatten jetzt noch kaum fünfhundert Schritte mit ihrer Last bis zum See zu wandern und gingen langsamer vorwärts, als plötzlich, rechts und links aus den Gräben, wo sie verborgen gelegen, Männer hervorsprangen, sich, ohne einen Laut hören zu lassen, auf die beiden Träger stürzten, und ehe diese noch einen Schrei ausstoßen oder an eine Vertheidigung denken konnten, ihnen selbst weite Säcke über den Kopf und den ganzen Körper zogen, die sie fest zubanden, sobald sie sie auf den Boden niedergelegt hatten. Als dieß geschehen war, trugen sie sie in den Graben und legten sie dort neben einander. Dieß Alles aber geschah so rasch und lautlos, als ob eine Geisterschaar ihr Wesen triebe, auch wurden die Ueberfallenen, die nur ein dumpfes Stöhnen von sich gaben, denn der Schrecken hatte sie fast erstarrt, mit der größten Rücksicht behandelt und Alles vermieden, was ihnen hätte Schmerzen verursachen können. Indessen aber hatte eine hochgewachsene Gestalt, von edelm militärischen Anstande, Aminda von der Bahre gerissen, und sie auf seinen Armen, wie ein Kind fortgetragen, bis zu einer Stelle, seitwärts im Gebüsche, wo ein mit einem weißen Plantuche überspannter Wagen hielt. Marion und ihr Vater empfingen dort die Unglückliche, befreiten sie rasch von ihrer Umhüllung und legten sie in den Wagen auf weiche Kissen nieder.

„Jetzt laßt mich ihr liebes Antlitz nur einmal küssen!“ rief Hector de Beaumonte, denn er war es, der sie von der Bahre bis hierher getragen hatte, „und dann rasch fort, so schnell die Pferde laufen können.“

Er schwang sich auf den Wagen und indem er einen heißen Kuß auf die Lippen der Geretteten drückte, rief er in einem Tone, in welchen sich der Jubel seines liebenden Herzens mischte: „Aminda!“

Da schlug sie die Augen auf. Der wohlbekannte Ton seiner Stimme schien sie aus ihrer Betäubung erweckt zu haben, und indem sie auch seinen Namen leise vor sich hin flüsterte, schwebte ein seliges Lächeln um ihre Lippen.

„Du wirst leben, Aminda, Du bist gerettet! Vertraue Deiner Freundin Marion, sie wird Dich in Sicherheit bringen. Ich folge Dir, sobald ich kann!“ rief er ihr noch zu; dann sprang er vom Wagen herab und eilte über den Fahrweg, seitwärts in das Gebüsch, wo ein anderer Pfad nach der Stadt führte.

Der alte Fleur zog die Zügel an und die beiden muntern Pferde, welche vor den Wagen gespannt waren, flogen wie im Fluge dahin, in der Richtung nach Balaklava zu.

Die Männer aber, welche den ganzen Ueberfall so schweigsam, rasch und geschickt ausgeführt hatten, waren verschwunden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schwester.

(Fortsetzung.)

Aber ich darf mich nicht entfernen. Jeden Augenblick kann mein Bruder kommen: es ist unmöglich, Hoheit!

Was ist unmöglich einer Schönheit, wie die Ihrige, Mademoiselle — Ihr Bruder weiß Sie gut aufgehoben — er wird warten, wenn er kommt!

Der Graf hatte ihren Arm gefaßt und hob sie in den Wagen. Nach ihr half er Frau von Breteuil hinein, setzte sich zu ihnen und der Wagen rollte davon.

Das Ziel der Spazierfahrt sollte eine Ruine am andern Ufer der Mosel seyn. Nachdem man etwa eine Stunde gefahren, verließ man die Wagen, um sich in einem Nachen über den Fluß setzen zu lassen und die übrige Strecke des Weges zu Fuß zu machen. Leonore athmete froh auf, als sie den Wagen verlassen konnte. Während der ganzen Fahrt hatte Frau von Breteuil geschlafen, oder sich schlafend gestellt, und Artois war Leonore während des tête à tête, das daraus folgte, immer unheimlicher geworden. Er war ihr immer näher gerückt, er hatte nicht aufgehört, ihr die übertriebensten Schmeicheleien zu sagen, und in seinem ganzen Wesen einen spöttischen Uebermuth verrathen, eine sieggewöhnte Unverschämtheit, die Leonoren empörte und der sie doch weder recht zu antworten, noch sich zu entziehen vermochte — so sehr imponirte ihr noch immer der Rang und der Name des Mannes, der sie demüthigte.

Auch während man den Pfad zu der Burgruine hinanstieg, war er fortwährend an ihrer Seite. In der Ruine ließ er ihren Arm nicht fahren, und was Leonoren am meisten beängstigte, war der Umstand, daß Frau von Breteuil auf halbem Wege zurückgeblieben, weil ihr die Höhe zu steil, und daß das übrige Gefolge sich wie geflissentlich fortwährend entfernt hielt. Endlich sah Leonore sich in einem runden, ziemlich wohlerhaltenen Thurmgemach ganz allein mit dem Grafen und dieser zog die einzige, durch starke alte Beschläge vor dem Auseinanderfallen bewahrte Thüre hinter sich zu.

Ma foi, sagte Artois, den Arm um ihre Taille schlingend, ich bin nie mit einem schönen Kinde allein, ohne in der ersten Viertelstunde eine Gunstbezeugung oder eine Ohrfeige erhalten zu haben!

Leonore ist mir zu gut, um mir die Letztere zu geben.

Er zog sie an sich und wollte sie küssen.

Monseigneur! rief Leonore aus und suchte sich, glühend vor Zorn, loszureißen.

Er ließ sie fahren und sah sie mit funkelnden Blicken an. Sie war wunderbar schön in ihrem Zorn, wie ein beleidigter Cherub.

Du bist magnifique, blendend! sagte er und nahte sich ihr wieder.

Rühren Sie mich nicht an, oder —

Quelle niaiserie!

Er umschlang sie wieder; sie stieß ihn zurück.

Ich werde um Hülfe schreien!

Man wird Dir nicht helfen!

Wenn sie mich beleidigen — mein Bruder wird Sie tödten!

Artois lachte. Dein Bruder? er ist vernünftiger als Du. Er weiß, was ich für ihn thue, wenn Du meine Freundin wirst.

Leonore hatte sich abermals losgerissen, aber im Ringen war ihr das Billet Condé's aus dem Busen gefallen. Artois nahm es auf; sie konnte ihn nicht daran verhindern, denn ihre Kniee wankten so, daß sie sich an die Mauer stützen mußte, um sich aufrecht zu erhalten.

Die letzten Worte des Grafen hatten ihr einen Dolch in's Herz gestoßen.

Artois las das Billet. Dann lachte er laut. Jetzt begreife ich Deine Sprödigkeit! Condé, dieser abscheuliche Spitzbube hat mir Dein Herz gestohlen. Aber Du thust sehr unklug, ihm zu glauben. Das ist nichts, als ein Komplott gegen mich. Als ich Dich zuerst gesehen hatte, Leonore, und mit ihm heimfuhr, war ich so unvorsichtig, meine Bewunderung für Dich zu lebhaft auszusprechen. Aber was willst Du? Wenn das Herz voll ist, fließt der Mund über. Ich wette, in demselben Augenblicke auch hat dieser Schelm von Condé beschlossen, Dich mir zu entführen. Liebst Du ihn? Seyd Ihr deutschen Mädchen so leicht erobert? o pfui!

Leonorens Fassung war am Ende. Entrüstet rief sie aus:

Ich glaube, Sie predigen Moral — in diesem Augenblicke — nein, Monseigneur, die deutschen Mädchen sind nicht leicht erobert, und am wenigsten von einem eitlen Thoren, der sich für unwiderstehlich hält, einem Menschen ohne Loyalität und Sitte, einem Unverschämten, wie Sie!

Verfluchter Condé — das ist Dein Werk! Artois knirschte mit den Zähnen und setzte hinzu: Du bist eine Thörin, ich schwöre es Dir — Condé betrügt Dich, Du wirfst Dich weg, indem Du das Werkzeug seiner Rache wirst — er kann immer noch nicht vergessen, was ich seiner Frau auf dem Maskenball zu Versailles gethan, und seitdem —

Er ist verheirathet? schrie Leonore auf und Todtenbläſſe überzog ihr Gesicht.

Dieser Ausruf ermuthigte Artois wieder.

Das wußtest Du nicht? ja, thörichtes Kind, er ist freilich verheirathet, mit Niemand Geringerem, als meiner sehr schönen Cousine Louise Marie Therese Mathilde von Orleans — er hat Dir am Ende gar versprochen, Dich zu heirathen? ha, ha, ha — nun siehst Du, daß er ein Lügner ist! —

Leonore hatte ihr bleiches Gesicht in ihren Händen geborgen. Artois ergriff noch einmal ihren Arm.

Fort — sagte sie — versperren Sie mir nicht länger den Weg — oder ich werde Ihnen etwas sagen, das mir ihn frei macht!

Und was wirst Du mir sagen, zürnende Diane?

Leonore war auf das Aeußerste gebracht. Sie fühlte eine Kraft des Zornes in sich, als ob sie den dreisten Roué mit dem impertinenten Lächeln erdrosseln könne.

Daß Du und Deine Landsleute mich in einen Abgrund von Schande haben blicken lassen, von dem mein Herz nichts ahnte, daß ich jetzt den Sinn von Reden verstehe, die ich für Phrasen lächerlicher Schwindler hielt; ja, mir ist, als sähe ich sie jetzt, die weltentiefe Kluft von Elend, Schmach und Frevel, die Du und Deinesgleichen unter dem Boden der Menschheit ausgehöhlt haben sollen! Ich begreife jetzt Eure Revolution. Sie will jene Kluft füllen und nimmt dazu Eure Rechte, Eure Anmaßungen, Eure vom Volk erpreßten Schätze, Eure Leiber selbst, Eure Köpfe! Wehe über Euch Frevler: wie viel Köpfe, wie viel Jahre voll blutiger Arbeit wird sie bedürfen, den unermeßlichen Abgrund zu füllen, die Dämonen da unten zu ersticken, deren Erzeuger ihr wart! Und Du stehst lachend da in Deinem Uebermuthe, Du Thor, und ahnst nicht, daß an Dir und Deinen Brüdern die Sünde der Jahrhunderte gerächt wird, daß über Dir der Fluch der Menschheit schwebt, daß er Dich verfolgen und umtreiben wird durch alle Welt, das rastlos wandernde Gespenst der Ruchlosigkeit Deiner im Grab liegenden Ahnen.

Die Worte sprudelten über Leonorens Lippen, ohne daß sie selbst fast wußte, was sie sagte — ihr Zorn wirkte wie eine Eingebung von oben. Sie schritt stolz, marmorbleich, wie eine Erscheinung an Artois vorüber, riß die Thüre auf, flog einige verfallene Stiegen hinab und verließ, ohne irgend Jemanden von dem Gefolge des Grafen zu begegnen, die Ruine. Ein Fußsteig führte hinter der Burg in den Wald, der die Berghöhen bedeckte. Ihm folgte sie und war nach wenig Augenblicken im Gebüsch verschwunden.

(Fortsetzung folgt.)

Der dankbare Soldat.

(Schluß.)

Im Rücken Moskau's Aschengruppen,
Von Hunger matt, durch's Schneegefild
Entfliehen Frankreichs stolze Truppen
Aus Rußland, wie ein Jammerbild. —
Die Bahn der Flucht mit blut'gem Glanze
Bemalet der Kosacken Lanze.

Selbst sind jeder Ordnung Spuren
Und wie ein wildgepeitschtes Meer,
So wälzt sich über Leichenfluren
In düstrem Grimme Frankreichs Heer;
Denn vor des Schicksals bösen Streichen
Muß oft der Tapferste sich neigen.

Der Kaiser schwang zum blut'gen Streite
Bei Leipzig nochmals das Panier,
Doch wich das Glück von seiner Seite,
Geschlagen ward sein Heer auch hier;
Beschämt entflieht der Rest der Schaaren,
Die kurz vorher so mächtig waren. —

Und wieder sauſt mit Sturmgebrause
An Eisenach die Flucht vorbei,
Da schallt aus jenem Bäckerhause
Ein jammervolles Nothgeschrei;
Denn Mord, Brand, Plünd'rung aller Orten
Verübten jetzt die flieh'nden Horden. —

Da springet ein Sergeant *) behende
In's Bäckerhaus — sein Donnerwort
Macht jedem Gräuel schnell ein Ende,
Er jagt die rohen Plünd'rer fort
Und ließ dann vor des Hauses Schwellen
Schnell eine Doppelwache stellen.

Wer diesen Doppel-Posten schaute,
Der glaubt, daß hier ein Feldherr wohnt
Und weil sich Niemand hier getraute,
So blieb das Bäckerhaus verschont
Vor Plünd'rung, Brand und Kriegsgefahren,
Bis Alle dann vorüber waren.

Jetzt hieß die Kingheit ohne Weilen,
Da schon voraus der wilde Schwarm,
Demselben wieder nachzueilen.
Der Abschied er war kurz und warm,
In süßer Thränen Wonnegüssen
Die Leute den Sergeanten küssen.

Doch dieser nennt jetzt seinen Namen
Und spricht beim Abschied: Kennt Ihr mich? —
„Mein Eichhorn hat den Fenster-Rahmen
„Verdorben einst Euch fürchterlich!"
Als Thränen auf dem Bart ihm rollten,
Spricht er: „Lebt wohl, hab's Euch vergolten!"

Gustav Stoll.

*) Dieser ehemalige Soldat beziehungsweise Sergeant war der jetzt noch dahier lebende nunmehrige pensionirte k. Major Herr Luy.

Mannigfaltigkeiten.

Eine eigenthümliche Traumvision hat kürzlich in Reichenbach vieles Aufsehen erregt. Vor wenigen Wochen starb eine Frau in Folge ihrer siebenten Entbindung. Der Ehemann, mit dem die Verstorbene ein sehr glückliches Leben geführt hatte, träumt vorige Woche, daß seine Gattin plötzlich sein Schlafzimmer betrete, sich über die Wiege des jüngsten Kindes beuge und mysteriöse Gestikulationen vornehme. Der Mann spricht hierauf die Erscheinung an, indem er ihr seine Bangigkeit schildert und sie bittet, bei ihm zu bleiben, worauf die Gestalt aber entgegnet, dieß ginge nicht an, da sie nur kurzen Urlaub aus dem Reiche der Todten erhalten habe, um einen Auftrag zu erfüllen. So verschwindet die Erscheinung und der Mann erwacht, von dem lebhaften Traum noch ganz durchdrungen und mit dem Gefühl der Vereinsamung. Er zündet Licht an, tritt an die Wiege und findet das Kind (ohne vorhergegangene Krankheit) am Schlagfluß verschieden. So erzählt die „Ostdeutsche Post."

Eisen und Kohlen schaffen eben solche Wunder, wie Kaliforniens Goldgruben, das beweisen die Ruhr-Distrikte. Oberhausen war noch vor wenigen Jahren eine öde Haide, heut blüht es zu einer Stadt empor. Dortmund hat den Jahrhunderte alten Ring seiner Mauern gesprengt und eine zweite Stadt erwächst vor den Thoren der alten. Das Steigen des Preises der Grundstücke ist der beste Beweis, wie sehr man dort in der Entwicklung begriffen ist. „Wer Dortmund, Essen, Bochum, Mühlheim a. d. Ruhr und Duisburg seit zehn Jahren nicht mehr gesehen hat," sagt die „Westph. Ztg.", „wird glauben, ein Mährchen aus Tausend und einer Nacht habe sich vor seinen Augen verkörpert, so sehr hat sich der Charakter der Gegend verändert, die ringsum den Anblick regster Thätigkeit, blühendster Entfaltung zeigen, und zwar durch den Besitz von Eisen und Kohlen, wozu sich als drittes Moment die Eisenbahnen gesellen."

Redakteur: Gustav Reffert.
Druck und Verlag der Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 244 Dienstag, 13. Oktober 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

Schon längst war das Rollen des dahin eilenden Wagens verhallt und Todtenstille herrschte wieder in der Gegend. Der Gefangenwärter und der schwarze Hassan lagen noch immer, in ihre Säcke eingeschnürt, im Graben und wagten es kaum zu athmen, viel weniger einen Laut auszustoßen, denn eine furchtbare Angst hatte sich ihrer bemächtigt. Ohne daß sie sich einander mitzutheilen vermochten, wurden sie doch durch einen und denselben Gedanken beunruhigt, denn sie glaubten Beide, nachdem sie erst wieder zur Besinnung gelangt waren, daß man ihnen dasselbe Schicksal bestimmt habe, welches sie eben bereit gewesen waren, an Aminda zu vollziehen. Mit jedem Augenblicke fürchteten sie, daß die Männer, welche sie so leicht überwältigt hatten, wieder erscheinen und sie fortschleppen würden, um sie in den See zu stürzen. Sie fühlten sich unfähig, auch nur den geringsten Widerstand zu leisten und eben ihre Hülflosigkeit vermehrte noch ihre Angst, denn sie hatten an der einsamen Stelle, wo sie lagen, schwerlich Beistand von Vorübergehenden zu erwarten.

Da schlich sich endlich Marsa so leise herbei, daß sie in ihrer Verhüllung ihre Schritte nicht zu vernehmen vermochten. Sie trug ein Messer in der Hand, geräuschlos ließ sie sich in den Graben hinab, und rasch und sicher schnitt sie die festen Schnüre durch, mit welchen die beiden Säcke unter den Füßen der Gefangenen zugebunden waren. Sobald dieß aber geschehen war, sprang sie den Weg hinauf und war flüchtig wie ein Reh, im Gebüsche verschwunden.

Orguck bemerkte zuerst, daß eine unsichtbare Hand ihn befreit hatte, denn als er eine verzweifelte Bewegung machte, sich in seinem Sacke umzuwenden, fühlte er zu seiner großen Freude, daß seine Füße keinen Widerstand mehr fanden, sondern frei den Erdboden berührten. In der nächsten Minute schon war er aus dem Sacke herausgekrochen, athmete die kalte, freie Luft mit vollen Zügen ein und dehnte seine starken Glieder ganz nach Gefallen mit wahrer Lust. Hierauf säumte er nicht auch seinen Gefährten zu befreien, dessen Umhüllung er gleichfalls aufgeschnitten fand. Als sie aber nun einander gegenüber standen, da überlief sie der Zorn gegen die Männer, die ihnen diesen Streich gespielt hatten, und sie würden sie jetzt, ohne ihre Mehrzahl zu beachten, gewiß tapfer angegriffen haben, wenn sie noch gegenwärtig gewesen wären. Allein so viel sie auch umherschauten und so hell auch der Mond, der indessen hinter dunkeln Wolken hervorgetreten war, die Gegend erleuchtete, so konnten sie doch nirgends eine Spur von ihren seltsamen Feinden entdecken, die sich damit begnügt hatten, sie ganz säuberlich, ohne ihnen sonst das geringste Leid zuzufügen, in den Sack zu stecken und sie dann wieder frei zu lassen.

Aber ihr Zorn wurde sehr bald wieder durch angstvolle Besorgnisse verdrängt, denn als sie sich nach ihrer Bahre umblickten, fanden sie zu ihrem Schrecken, daß auch ihr unglückliches Todesopfer verschwunden sey. Es blieb ihnen jetzt gar kein Zweifel mehr übrig, daß man sie nur überfallen und unfähig zu jeder Vertheidigung gemacht hatte, um sich Aminda's zu bemächtigen. Aber wer konnte diese kühne That wohl ausgeführt haben? Ihre Meinungen darüber waren getheilt. Der abergläubige Hassan glaubte fest, daß gar keine Menschen, sondern Geister ihr Spiel mit ihnen getrieben hätten und führte als Hauptbeweis für seine Meinung ihr außerordentlich säuberliches Verfahren an. Er behauptete, daß er nur eine geheimnißvolle Gewalt, aber keine Hände gefühlt, als man ihn in den Sack gesteckt, und daß Menschen ihn ohne einige fühlbare Püffe gewiß nicht überwältigt haben würden. Es schien ihm deßhalb auch höchst wahrscheinlich, daß die schöne Aminda mit bösen Geistern im Bunde gestanden, die sie im Augenblicke der höchsten Noth gerettet hätten.

Der Gefangenwärter hingegen, obgleich er auch nicht ganz vom Aberglauben frei war, wollte doch in diesem Falle nichts von Geistern wissen, und wenn er auch die rücksichtsvolle Behandlung, die er

erfahren hatte, anerkennen mußte, so erinnerte er doch deutlich gefühlt zu haben, daß Menschen von Fleisch und Bein Hand an ihn gelegt hatten. Er war vielmehr der Meinung, daß der entflohene Gefangene irgendwo Helfershelfer gefunden und den ganzen Ueberfall geleitet habe, um Aminda zu befreien, und sich wieder mit ihr zu vereinigen.

Der schwarze Hassan aber schüttelte sein Haupt ungläubig und sprach: „Das ist ja aber Alles Unsinn, was Du schwatzest. Wie sollte es der flüchtige Russe wohl wagen, sich hier so nahe bei Eupatoria aufzuhalten, wo die Patrouillen noch immer nach ihm herum streifen? Und wenn er es gewagt hätte, wo sollte er Helfershelfer finden, zu einem so verzweifelten Streiche? Und wenn er sie auch gefunden hätte, von wem hätte er wohl erfahren sollen, daß der Pascha Aminda verurtheilt, und daß sie gerade um diese Stunde in den See gestürzt werden sollte? Das Geheimniß wußten nur vier Personen: der Pascha selbst, Omar, ich und Du. Wir drei, die ich zuerst nannte, haben aber sicher nichts verrathen, und es bliebe also nur die einzige Möglichkeit, daß Du selbst geplaudert hättest —“

„Wage es nicht, einen solchen Verdacht noch einmal auszusprechen, oder ich breche Dir die Knochen entzwei!“ unterbrach ihn der Gefangenwärter zornig und zeigte ihm die geballten Fäuste. „Ich sollte geplaudert haben? Bin ich etwa meinem Herrn nicht treu? Nicht einmal meiner Tochter habe ich den Befehl des Pascha's auch nur mit einer Miene verrathen. Meinen Knecht aber habe ich schon am Vormittage mit einem Auftrage nach Schidan geschickt, von wo er erst morgen zurückkehren wird, damit er mir nicht im Wege seyn und mich belauern sollte. Aber Du hast ganz recht. Diejenigen, die Aminda befreiten, müssen doch von Allem genau unterrichtet gewesen seyn, und es ist mir selbst unbegreiflich, wie sie es erfahren konnten. Wenn ich die Sache von dieser Seite betrachte, dann — dann — ja, dann möchte ich selbst daran glauben, daß böse Geister ihre Hand mit im Spiele gehabt haben.“

„Aha! Kommt Dir der Glaube endlich?“ versetzte Hassan triumphirend. „Ich sage Dir: wir können Allah gar nicht genug danken, daß uns das Satansgeschmeiß nicht den Hals umgedreht hat. Ich halte es daher für das Beste, daß wir diesen Platz so schnell als möglich verlassen und in den Palast zurückkehren, denn es könnte das Geisterpack vielleicht gar gereuen, so schonend mit uns umgegangen zu seyn, und es könnte noch einmal über uns herfallen und uns einen häßlichen Denkzettel anhängen.“

„Ja laß uns eilen, daß wir den unheimlichen Ort in den Rücken bekommen,“ antwortete Orguck. „Aber was, um Alles in der Welt, sollen wir dem Pascha sagen?“

„Das fragst Du noch?“ erwiderte Hassan. „Darüber bin ich längst schon mit mir im Klaren. „Wir müssen ihm sagen: Herr Dein Wille ist treu erfüllt! Die schöne Aminda liegt sechs Klafter tief auf dem Grunde des Sees. Es wird ihm wahrlich nicht einfallen, nachzuspringen, um zu sehen, ob es auch wahr ist. Wollten wir ihm aber sagen, daß sie uns geraubt worden ist und ihm auch die schönste Geistergeschichte erzählen, so würde er uns doch kein Wort glauben, sondern sich fest einbilden, wir hätten im Einverständnisse mit den Räubern gestanden, und das würde uns sicher den Kopf kosten. Also laß uns dreist vor ihn hintreten, ihm ohne eine Miene zu verziehen in's Gesicht sagen: Herr es ist geschehen, was Du befohlen und unsere Belohnung in Empfang nehmen. Die Wahrheit wird er doch nie erfahren, denn mag nun die schöne Aminda durch Geister, oder durch Menschen gerettet worden seyn, so wird sie sich doch sicher hüten, ihm jemals wieder vor's Gesicht zu kommen. Ich ärgere mich nur, daß wir sie nicht selbst freigelassen und uns die schönen Reichthümer auch noch verdient haben, die sie uns anbot.“

Der ehrlichere Orguck aber meinte: „Nein, nein! So ist es besser! Dann hätten wir Verrath geübt gegen unsern Herrn und würden ihm nicht so dreist haben in's Antlitz schauen können, wie jetzt. Jetzt und wie unschuldig und wenn wir ihm nun sagen, daß wir seinen Befehl erfüllt hätten, so ist dieß doch nur eine Nothlüge, um unsere Köpfe zu wahren, und nicht bestraft zu werden für die Nichterfüllung seines Auftrags, die wir doch nicht verschuldeten. So, wir sind einig! Nimm jetzt die Bahre auf und laß uns gehen.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Schwester.

(Fortsetzung.)

8.

Sehen wir uns jetzt, während so Leonore verzweifelt ihr Heil in der Flucht sucht, nach ihrem Bruder um.

Nachdem Joseph, wie wir oben erzählt haben, die ganze Wahrheit über die Lage seiner Familie erfahren, hatte er sich ein heiliges Gelöbniß auferlegt, das Haus seiner Väter wieder zu erwerben, koste es was er wolle. Wie oft waren nicht aus der fernen Fremde, weit übers Meer die Blicke seines Geistes zurückgekehrt zu diesem väterlichen

Dach mit seinen Wappen und kleinen Thürmen und Giebeln, an die sich Alles knüpfte, was von Stolz in seiner Seele war. Und in der Erinnerung an diesen Adelsitz, den die Phantasie ihm weit größer, stattlicher, imponirender malte, als er sich in den Blicken eines Fremden je gespiegelt haben würde, lag Trost, Erquickung, Erhebung für Joseph in den demüthigendsten und drückendsten Lagen seiner abenteuerlichen Fahrt; ihn zu verlieren, das schien ihm ein Schlag, als wenn der Herold sein Wappen zerbreche, als wenn sein Name begraben werde und ausgetilgt für alle Zeit, als wenn er nun nichts mehr sey, als der heimathlose Adoptivsohn eines — Kaufmanns!

Er hatte für das Erste das Herrenhaus von Windschrot gemiethet, und da er mit Geld reichlich versehen war, so wurde es ihm leicht, jede Ahnung der Wahrheit von seiner jungen Frau entfernt zu halten und ihrer ferneren Bewirthung einen Anstrich von angemessenem Wohlstand zu geben.

Auf dem Feste der Emigranten war Frau von Breteuil es gewesen, welche ihn sondirt hatte, um seine Gesinnungen in Beziehung auf das „Glück" kennen zu lernen, welches Leonore in den Augen Karl's von Artois gemacht hatte. Was man durch das Geplauder des Kastellans von Schönbornelust über die Verhältnisse der Windschrot erfahren, war hinreichend, Artois den Entschluß fassen zu lassen, nicht allein Condé zum Trotz Leonorens Eroberung zu machen, sondern auch sie als erklärte Freundin bei sich zu behalten. Die Andeutungen der Frau von Breteuil in dem Sinne empörten Joseph im ersten Augenblick. Aber er verbarg seine Entrüstung und fing an zu rechnen und endlich warf der ungemessene Ehrgeiz, der leidenschaftliche Stolz seines Herzens das entscheidende Gewicht in die Wagschale. Artois Vermittlung — das war der kürzeste, der beste, ja, der einzige Weg, auf welchem seine alte angestammte Baronie wieder erlangt werden konnte; und hing er nicht an ihr, daß er eher seine Seele dem Bösen, als sie dahingegeben hätte? Eher sterben, sagte er und fluchte dabei, um seine brutale Energie zu erhitzen — als wie ein Habenichts schamroth mit einer geldstolzen Frau zu den geldstolzeren holländischen Muhmen und Oheimen zurückzukehren!

Er traf ein Abkommen mit seinem Gewissen. Er willigte in nichts, als daß seine Schwester einige Zeit bei Frau von Breteuil zum Besuch zurückbleibe. Für diese Gefälligkeit wollte Frau von Breteuil den Grafen von Artois zu einem dringenden Schritte bei dem Kurfürsten veranlassen, auf daß dieser die Baronie Windschrot ihrem ehemaligen Erben gegen Erstattung der Kaufsumme wieder ausliefern lasse. In der That schrieb auch noch am Morgen nach dem Feste, während Leonore noch schlief, Artois einen Brief in diesem Sinne an den Herrn von Dominique, den Alles vermögenden Minister des Kurfürsten Clemens Wenzeslaus von Trier.

Joseph hatte allein, zu Fuße, den Heimweg von dem Schlosse der Emigrirten nach Windschrot zurückgelegt. Was er dachte und empfand während seiner nächtlichen Wanderung, ist schwer zu sagen. Aber gewiß ist, daß er die beiden folgenden Tage in höchst düsterer und ungeselliger Laune war. Er ging unruhiger umher, er blieb keine Viertelstunde an derselben Stelle und war so barsch, so schwarzgallig, daß er Christinen immer unheimlicher wurde und sie am Ende ihn schüchtern bat, er möge mit ihr heimkehren, da es ihr durchaus nicht in Windschrot gefalle.

Gefällt es Dir nicht hier, Christine? ich bedaure es, aber ich kann Dir nicht helfen! Es ist unmöglich, auf all Deine einfältigen Capricen Rücksicht zu nehmen. Wir werden nach dem Tode Deiner Eltern immer in Windschrot leben — darauf mache Dich gefaßt!

Während Joseph so zu seiner Christine sprach, und zwar in einem Tone, den die arme kleine Frau zum Erstenmale in ihrem Leben von ihm hörte — es war gegen die Abendzeit des zweiten Tages nach dem Feste — öffnete sich die Thüre und ein Fremder trat in das Zimmer.

Der Mann war bejahrt, bleich und hager, hoch von Wuchs, aber durch das Alter bereits etwas gekrümmt. Sein Antlitz war tief durchfurcht, heftige Leidenschaften und Begierden, die furchtbar in diesen ursprünglich schönen Zügen gehaust haben mußten, hatten ihre Spuren darauf zurückgelassen. Zudem war das Gesicht entstellt durch einen abscheulichen grauen Stoppelbart, während das Haar lang und wirr um seinen Kopf hing. Seine Kleidung war abgerissen und beinah zerlumpt.

Wer hat den Bettler hereingelassen? Fort mit Euch! rief Joseph zornig.

Sephchen — mein Söhnchen — kennst Du mich nicht mehr! sagte der Fremde und wollte die Hand Joseph's ergreifen.

Dieser stand bleich, zitternd, wie an den Boden genagelt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Die Zahl der jetzt in einem Jahre in der Schweiz gefertigten Uhren ist ungefähr eine Million. Nehmen wir den Durchschnittspreis auf 50 Fr.

an, so ergibt dieß einen Summe von 50 Millionen Franken, welche, da die Rohstoffe im Verhältnisse nur geringeren Werth haben, zum großen Theile der Arbeitskraft zu Gute kommen. Die Ursachen des stetigen Fortschritts und zugleich die Sicherheit des Fortbestandes der fast mit Monopol zu bezeichnenden Uhren-Industrie der Schweiz ist vorzüglich in der Theilung der Arbeit zu finden. In Genf sind an 100 und im Jura an 200 verschiedene Arbeiter an einer Uhr beschäftigt. Die kleinste Schraube, die feinsten Stifte, die Federn, Räder, Anker, Ringe, Zeicher ꝛc. hat jedes seinen eigenen Arbeiter, der Jahr aus Jahr ein dasselbe arbeitet, und es dadurch zur höchsten Fertigkeit und Vollkommenheit bringen muß. Die geringen Preise der gewöhnlichen Uhren sind leicht zu erklären, einerseits durch die fast fabrikmäßige Bearbeitung der einzelnen Theile, anderseits durch die Folgen eines eigenthümlichen Lehrverfahrens, welches jedoch nur im Jura gebräuchlich ist. Der Lehrling zahlt für seinen Platz und für die ihm werdenden Anweisungen dem Lehrherrn täglich 1 Fr. Werkzeuge und Arbeitsmaterial muß er sich selbst beschaffen, dagegen ist jedes Stück Arbeit sein Eigenthum, und sobald er in einer Partie so weit gelangt ist, brauchbare Stücke anzufertigen, so verkauft er sein Fabrikat den Etablisseurs, und so schreitet er, stets lernend und verdienend, von Partie zu Partie, bis er bei einer sich selbst gewählten stehen bleibt und diese dann zu seinem Hauptberufe macht. — Auf der gegenwärtigen Industrieausstellung in der Schweiz erregen die Uhren mit Recht die allgemeine Aufmerksamkeit. Die Größe der Uhren variirt von 8 bis 22½ Linien, einer der Chronometer der Marine hat sogar 30 Linien, eine kleine Uhr von 5 Linien ist Spielerei; die kurrentesten Größen sind für die kleinen 9—12, für die mittlern 13—16 und für die größeren 17—20 Linien. Am meisten fallen auf: Schlaguhren, zugleich mit Repetition, Uhren, wo die Stunden nach einigen Minuten zum zweiten Mal geschlagen wird, Uhren, welche sogar Minuten repetiren und Sekundenuhren vieler Sorten, worunter auch solche, wo für die Sekunden ein besonderes Mouvement vorhanden ist; ferner Taschenuhren, welche 8 Tage gehen, unter diesen eine nur zu 100 Fr. angesetzt, eine goldene 14 Linien groß zu 215 Fr., eine dto. zu 20 Linien 650, und eine nur 8 Linien große, reich mit Emaille und Diamanten verzierte mit goldener Kette und Schlüssel zu 1000 Fr. An einer Taschenuhr, welche zugleich die Temperatur anzeigt, fehlt es auch nicht, eben so wenig an einem Chronographen. Die billigste Uhr ist eine mit Gehäuse von Metall zu 12 Fr.; unter den silbernen eine Cylinderuhr von 20 Linien für 24 Fr. und unter den goldenen eine dergleichen von 18 Linien zu 90 Franken; von da an steigen die Preise im Verhältniß des Werkes und der äußeren Ausschmückung bis zu 1000 und 1200 Fr. Eine Uhr in Herzform mit Kette hat den Preis von 1800, eine dergleichen auf einer Visitenkarte 1550, auf einem Portemonnaie 1150, in einem Lorgnon 450, in einem Armbande 745, und in einem dergleichen, reich mit Emaille und Perlen verzierte, 3400 Fr.

[Eine kurze Freude.] Eine Breslauer Hausknecht, Vater einer zahlreichen Familie und seiner Treue und Arbeitsamkeit wegen vom Dienstherrn gut gehalten, gewinnt in letzter Ziehung preußischer Lotterie 15,000 Thaler. — Sofort wird der Dienst gekündigt, einstweilen „auf Pump“ Einkäufe gemacht, Freunde und Verwandte mit Geschenken beglückt — da kömmt andern Tags die Hiobspost: die Liste enthalte einen Druckfehler, auf ein anderes Loos sey der fette Bissen gefallen; der getäuschte Hausknecht mußt also wieder zu Besen und Bürste greifen und hat lange zu thun, bis er die „angebundenen Bären“ gelöst haben wird.

Am 18. ds. Mts. wird in Braunschweig das seltene Ereigniß der Feier einer Brillanthochzeit von einem 80jährigen, auf Halbsold stehenden Offizier der englisch-deutschen Legion, Friedrich Schulz und seiner 90jährigen Gattin begangen. Der Jubilar machte als tapferer Soldat den spanischen Krieg unter Wellington mit, focht in den Schlachten von Talavera, Busaco und Fuentes d'Onor und war auch bei der Zerstörung der dänischen Flotte vor Kopenhagen gegenwärtig. Seine Gattin war mit ihren Kindern seine treue Begleiterin auf allen seinen Feldzügen zu Wasser und zu Land.

In Norwegen haben sich in Folge der starken Sommerwärme dieses Jahrs dieselben Erscheinungen in der Pflanzenwelt wie in Deutschland gezeigt. In der Umgegend von Bergen sowohl als Christiania hat man in diesen Tagen Blüthen auf Aepfelbäumen neben der reifen Frucht gesehen. Das diesjährige erste Nordlicht ist auf der Südseite Norwegens acht Tage früher als im vorigen Jahre, nämlich am 18. Sept., und zwar von Früh Abends bis Nachts um 2 Uhr beobachtet worden.

Berichtigung.

Im gestrigen Gedichte lese man Feldherr statt Feldher, sodann Von Plünd'rung anstatt Vor Plünd'rung; endlich auf den Bart anstatt auf dem Bart.

Redakteur: Gustav Reffert.
Druck und Verlag der Wailand'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 245 Mittwoch, 14. Oktober 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

Oguzk und Hassan hatten indessen die beiden Säcke, die man ihnen übergezogen, zusammengewickelt und auf die Matratze geworfen, um nichts zurückzulassen, was sie hätte verrathen können, dann nahmen sie die Bahre auf und kehrten auf demselben Wege, auf welchem sie gekommen waren, in den Palast zurück. An der kleinen Mauerpforte harrte ihrer der Haremsbeamte Omar schon, und theilte ihnen mit, daß er Befehl habe, sie sogleich zum Pascha zu führen, um ihm Bericht abzustatten. In der Wohnung des Gefangenwärters setzten sie die Trage nieder und folgten dann Omar, nicht ohne Herzklopfen. Doch Beide wußten, daß ihr Leben auf dem Spiele stand und deßhalb suchten sie Fassung zu gewinnen, und traten auch in ziemlich ruhiger Haltung vor Suleiman, dessen Fragen sie dreist genug beantworteten, weßhalb er auch keinen Verdacht schöpfte. Hassan gab sogar eine recht gut erfundene und nicht unwahrscheinlich klingende, haarsträubende Erzählung, wie sie die Verurtheilte in das Boot getragen, wie sie wahrscheinlich bemerkt, daß sie ihrem letzten Ziele nahe sey, wie sie sich im Sacke gekrümmt und gewunden, gestöhnt und um Gnade geschrieen habe, wie sie aber nicht darauf geachtet, das Boot hinausgerudert, bis in die Mitte des See's, wo sie sie hinabgestürzt hätten.

Der Pascha war todtenbleich, als er diesen Bericht vernahm und kalter Schweiß troff von seiner Stirn. Doch hörte er ihm zu, ohne ihn zu unterbrechen und als er geendet hatte, warf er mit finsterer, verächtlicher Miene Jedem einen Beutel mit Piastern zu und gebot ihnen, sich zu entfernen, nachdem er ihnen nochmals das strengste Stillschweigen eingeschärft hatte.

Beide kehrten hierauf, recht innerlich froh, daß Alles noch so glücklich abgelaufen war, in die Wohnung des Gefangenwärters zurück, wo sie Marfa fanden, welche sich in einer außerordentlich heitern Stimmung mit der Bereitung des Abendbrods beschäftigte. Als sie ihren Vater erblickte, flog sie ihm mit einem lauten Freudenrufe entgegen, als ob sie ihn seit langer Zeit nicht gesehen hätte, schlang ihre Arme um seinen Hals und küßte ihn herzlich.

Auch Oguzk war, durch die glücklich überstandene Gefahr und durch die Rettung Aminda's, über die er sich doch in der Stille seines Herzens freute, zu milderen Gefühlen gestimmt, und liebkoste deßhalb auch sein Kind, was nur höchst selten geschah. Dann aber drängte er sie von sich und sprach gutmüthig: „Na, na! Laß mich nun! Was hast Du denn heute?"

„Ach ich freue mich ja so sehr, daß ich es gar nicht sagen kann," entgegnete sie. „Ich freue mich, daß Du aus dem Gefängnisse befreit bist, daß ich Dich wiedersehe, daß Du bei mir bleibst und ich Dich nun wieder pflegen kann."

„Ja, ich weiß, daß Du ein gutes Kind bist," versetzte er, ihr die Locken streichelnd. „Aber jetzt geh' an Deine Arbeit und spute Dich, daß das Abendbrod fertig wird, denn wir sind Beide hungrig.

Marfa ging in die Küche zurück und trällerte munter ein tartarisches Liedchen. Sie freute sich nicht allein über die Befreiung ihres Vaters aus dem Gefängnisse, sondern auch darüber, daß ihm nicht das geringste Leid geschehen und die unglückliche Aminda doch gerettet worden war. Sie war im Verborgenen Zeugin der Ausführung des ganzen Planes gewesen, und der Vicomte Hector de Beaumonte hatte ihr für den Beistand, den sie geleistet, eine mit Gold gefüllte Börse aufdringen wollen, die sie jedoch mit der größten Entschiedenheit zurückgewiesen hatte.

XIII.

Wir beabsichtigen keineswegs, um die eigentliche Handlung der Erzählung nicht aufzuhalten, eine vollständige Beschreibung des glänzenden Festes zu geben, welches Omer Pascha veranstaltet hatte, theils um sein erstes Erscheinen auf dem neuen Kriegsschauplatze zu feiern, theils auch, um dem zu seiner

Begrüßung gesendeten, General Levailant und dessen Gefolge eine Ehre zu erzeigen. Der kühne Feldherr, dem es gelungen war, die Russen in den Donaufürstenthümern bereits glänzend zu züchtigen, fügte sich den orientalischen Sitten und Gebräuchen nur in soweit, als es die muhamedanischen Religionsgesetze durchaus erforderten, die er als Renegat zu halten einmal beschworen hatte. In seinem häuslichen Leben jedoch, und in seinem gesellschaftlichen Umgange mit Christen, ließ er noch immer die europäischen Sitten vorherrschen, wie hen sich überhaupt die aufgeklärteren Muselmänner immer mehr näherten, und in welche sich selbst der Sultan willig zu fügen wußte, bei den großen Festen, welche ihm zuweilen die Gesandten der Westmächte in Konstantinopel gaben. Deßhalb war auch das festliche Mahl in Omer Pascha's Palaste durch geschickte französische Köche bereitet, und die Tafel unter Leitung seines französischen Haushofmeisters ganz in europäischer Weise servirt worden. Nur statt der Stühle hatte man ringsum ganze Reihen Ottomanen aufgestellt, welche die weichen Polstersitze, an die seine türkischen Gäste nun einmal bei ihren Mahlzeiten gewöhnt waren, wohl ersetzen konnten. Uebrigens war die größte Pracht entfaltet worden und die kostbaren Tafelaufsätze, das blitzende Silberzeug, verkündeten, daß sich der Pascha bereits einen nicht gewöhnlichen Reichthum erworben hatte. Der große Saal, in welchem das Fest stattfand, war nach orientalischer Weise reich geschmückt und glänzend erleuchtet. Eins der besten türkischen Musikkorps, größtentheils aus Europäern gebildet, war aus dem Lager herbeigerufen worden, und spielte Ouvertüren, Märsche, Arien und Tänze aus den neuesten Opern französischer, italienischer und deutscher Komponisten, während der Tafel, nach deren Beendigung einige Tänze durch gruchische Sklavinnen aufgeführt wurden und dann ein Ball folgen sollte.

Eine Stunde nach dem muhamedanischen Abendgebete sollte das Fest beginnen, und Omer Pascha empfing seine Gäste, von seinen beiden Frauen und seiner Lieblingstochter Selinda umgeben, deren Antlitz frei war, obgleich ihre langen, weißen Schleier von ihrem Kopfputze niederweheten, und in zierlichen Falten in den Nacken hinab fielen. Alle Oberbefehlshaber der türkischen Armee waren eingeladen worden, nur Suleiman Pascha nicht, und Diejenigen, welche wenigstens einen Theil ihres Harems mit in's Feld genommen hatten, erschienen größtentheils mit ihren Frauen, unter welchen sich mehrere durch seltene Schönheit und kostbare Toilette auszeichneten. Auch von den angesehensten Einwohnern Eupatoria's hatten Mehrere Einladungen erhalten, welcher sie auch mit Frauen und Töchtern Folge leisteten. Es waren größtentheils Armenier, Griechen oder vornehme Tartaren. Zuletzt erschien der General Levaillant mit seinem Gefolge in Parade-Uniform, unter welchem sich auch der Artilleriemajor Hector de Beaumont und sein unzertrennlicher Freund Charles Morand befanden, der seit der Schlacht bei Inkerman zum Premierlieutenant avancirt war.

Beide hatten kaum noch Zeit gefunden, sich dem General anzuschließen, nachdem ihnen die Rettung Aminda's so glänzend gelungen war, und sie hätten mit Freuden dem Feste entsagt, und sich glücklich gefühlt, wenn sie die ganze Nacht hindurch, neben dem bescheidenen Marketenderwagen hätten bereiten und ihre Geliebten, die er enthielt, beschützen können. Doch sie befanden sich gewissermaßen im Dienste, da sie zum Gefolge des Generals kommandirt worden waren, deßhalb war es ihnen nicht möglich, die Wünsche ihres Herzens zu befriedigen, und sie mußten sich mit der Hoffnung trösten, schon am andern Tage wieder nach Balaklawa zurückkehren zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schwester.

(Fortsetzung.)

Der alte Baron Windschrot — denn Niemand anders als er war es — zeigte sich dadurch nicht aus der Fassung gebracht. Daß seine Angehörigen bei seinem Erscheinen Zeichen unangenehmer Ueberraschung verriethen, war ihm schon öfter in den letzten Jahren seines rühmlichen Lebenslaufs vorgekommen. Er suchte dann immer durch desto größere Heiterkeit zu beweisen, daß er sich durch so etwas nicht beleidigt fühle, sondern daß er es in äußerster Menschenfreundlichkeit ganz übersehe und vergebe. Es war gewiß liebenswürdig von dem alten Manne, so viel Selbstverleugnung und Gutmüthigkeit den Schwächen und Unarten seiner Lieben gegenüber zu beweisen. Aber Joseph schien kein Gefühl dafür zu haben.

Um Gotteswillen — was wollt Ihr hier?

Was sollt ich wollen, Söhnchen? Dich wieder sehen, Dich meiner vollen Verzeihung versichern. Du hast Dich gewiß danach gesehnt, guter Junge! ich kann es mir denken! Ja, Joseph, mein Sohn, mein theurer Sohn, ich bringe Dir meinen vollen Segen!

Christine, entferne Dich — sagte Joseph zu seiner Frau.

Ist das Deine Frau, Joseph? ein allerliebstes Geschöpf — bleib, bleib, meine gute Tochter — sagte der Alte und wollte ihre Hand küssen.

Christine war zum Tode erschrocken — sie hatte

genug verstanden, um sich einer Ohnmacht nahe zu fühlen, und hatte nicht die Kraft, aufzustehen und das Zimmer zu verlassen.

Joseph trat zwischen sie und seinen Vater und sagte barsch:

Laßt sie, Vater — Ihr erschreckt sie.

Nun, wenn sie so schreckhaft ist, meinetwegen; aber morgen muß sie mir einen Kuß geben!

Er ließ sich in einen Armsessel nieder, legte Hut und Stock auf den Tisch vor sich hin und plauderte weiter.

Laß mir Essen und Trinken holen, Joseph. Ich komme direkt aus dem Cachot — nun was hast Du?

Joseph stampfte auf den Boden — daß der Alte nun gar noch dieses vermaledeite französische Wort gebrauchte, welches auch Christine verstand, der es ein lautes Oh! des Entsetzens auspreßte. Es war um aus der Haut zu fahren!

Dann, wenn ich mich gestärkt habe, will ich Dir danken für das, was Du an mir gethan, lieber Sohn. Der Kurfürst — ließ mir sagen, als mir diesen Morgen die Freiheit angekündigt wurde: auf die Verwendung des Grafen Artois für Restitution der Domäne Windschrot an Dich könne er nicht eingehen; um aber dem Grafen von Artois seine Gefälligkeit zu beweisen und besonders auch aus Egards gegen Dich und die natürlichen Wünsche Deines kindlichen Herzens habe er in landesväterlicher Milde beschlossen, meine Untersuchungssache niederzuschlagen und mir die Freiheit zu schenken! Da habe ich mich denn auf die Strümpfe gemacht — et me voilà, theurer Sohn! Du wirst entzückt seyn über diese glückliche Abwickelung meiner verdrießlichen Prozeßsache.

Joseph antwortete nichts. Er war niedergeschmettert. Seine kleine Christine verstand denn doch Deutsch genug, um die ganze Situation zu durchschauen: und war es nicht, als ob der böse Feind den schrecklichen Papa antrieb, so viel französische Worte als möglich zu gebrauchen, wie um ihr das Verständniß erst recht leicht zu machen.

Aber wo ist Leonore, Joseph? fragte jetzt der alte Herr.

Joseph antwortete nicht.

Wo ist meine Tochter? wiederholte Baron Windschrot sehr laut.

Christine, der Leonorens lange Abwesenheit längst räthselhaft geworden, sah ihren Gatten mit dem Ausdruck größter Spannung an.

Sie ist in Schönbornslust, wo sie bei einer Dame zum Besuch geblieben, gab Joseph mürrisch zur Antwort.

In Schönbornslust — in dem Emigrantennest? in der Herberge der Frivolität, dem Refugium der Tyrannei? Weißt Du, daß die schlangenhaarige Verruchtheit dieser Capets und wie sie heißen mögen, mit ihrem Haupte an die Wolken stößt? rief der alte Jakobiner aus. Das ist kein Aufenthalt für ein so schönes Geschöpf! Joseph, was soll Leonore in der Höhle des Löwen! gib mir Rechenschaft. Weßhalb verwendet dieser Artois sich für Dich und meine Freiheit? He? Antwort!

Joseph war immer bläffer geworden; er konnte sich nicht länger bezähmen — weßhalb auch — er war ja ganz, ganz entlarvt, umsonst hätte er versucht, seiner Frau noch irgend etwas zu verhehlen. So warf er jede Rücksicht ab.

Vater, schrie er wie im furchtbarsten Zorne — Ihr verlangt Rechenschaft, von mir Rechenschaft, den Ihr elend gemacht habt? — Ihr fragt nach Eurer Tochter, die das Opfer Eurer ungeheuern —

(Fortsetzung folgt.)

Indische Prozessionen.

Ueber die alljährlich in Bengalen stattfindenden religiösen Feste der Indier, wegen deren die Europäer in Calcutta so große Besorgnisse hegen, da man von denselben irgend einen gewaltsamen Ausbruch des indischen Fanatismus fürchtet, berichtet der französische „Moniteur:“ In Calcutta werden jedes Jahr zwei äußerst volksthümliche indische Feste gefeiert. Das Erste, „Schievarnek Puscha,“ wird zu Ehren der Göttin Kali, im Anfang des Frühlings begangen; das Zweite ist das „Schara-Dirscha,“ welches im Herbst zu Ehren der Göttin Daorga gefeiert wird. Die Berichte aus Indien werden uns demnächst belehren, in wie weit die Befürchtungen vor dem Letzteren begründet waren. Wie bei allen Völkern mit theokratischen Institutionen bilden auch bei den Hindus die Prozessionen oder Umzüge den Haupttheil eines Festprogramms. Der religiöse Eifer, welcher jeden Gläubigen antreibt, eine thätige Rolle bei der Feierlichkeit zu spielen, statt einfacher Zuschauer zu bleiben, gibt diesen Umzügen leicht begreiflich einen ganz volksthümlichen Charakter und erklärt auch den dabei herrschenden Fanatismus. Bei der Prozession von Schievarnek Puscha bemalen sich die Gläubigen das Gesicht und den ganzen oberen Theil des Körpers mit Zinnober. Sie sind bis an die Hüfte nackt. Kränze von symbolischen Blumen umgeben den Kopf und bilden bei Einigen eine Art von Schärpe, welche über die rechte Schulter nach der linken Seite geht. Auch die „Frommen“ schminken sich nicht anders, aber sie zeichnen sich aus, indem sie sich freiwillig jene Qualen auflegen, mit welchen sich die Jogdi, ein hindostanischer Bettlerorden, peinigen.

Die Einen durchbohren sich die Zunge mit einer kleinen Klinge; Andere halten Zangen in der Hand, womit sie sich den Körper zerfleischen; wieder Andere drücken heiße Eisen an ihre Glieder. Der Zug bewegt sich nach dem Takte einer Musik, die hauptsächlich aus sehr großen mit schwarzen Federn gezierten Pauken besteht. Von Zeit zu Zeit sieht man in der Prozession von Pferden oder Ochsen gezogene Wagen. Auf denselben stehen Trophäen, mythologische Sinnbilder, das Bildniß der Göttin Kali, umgeben von einem Stabe von Göttern und Göttinnen in den bizarrsten und tollsten Gestalten. Im Allgemeinen schreiten Wagen und Menschen langsam dahin; manchmal aber beschleunigt ein schnelleres Rasseln der Instrumente die Bewegung. So zieht die Prozession nach Bailacunho. Dort geht die wichtigste Feier des Tages vor sich. Der Bischof Héber erzählt über diesen Theil des Schievarnek-Puscha: „Ich kam zur rechten Zeit an, um der Zeremonie anzuwohnen. Ein mit Blumen bedecktes Opfer wurde, anscheinend ohne Widerstand, bis an den Fuß eines sehr hohen Mastes geführt. Dort wurde eine eiserne Klammer in die Muskeln seiner Seite befestigt; der Mensch hielt diese Operation aus, ohne sich zu beklagen, worauf man ihm einen breiten Gürtel umband, um zu verhindern, daß der Haken durch die Schwere des Körpers herausgehe. Nun wurde er am Mast hinaufgezogen und dort im Kreise herumgedreht. Anfangs war die Bewegung sanft, bald aber wurde sie äußerst rasch. Nach einigen Minuten hielt man an, um den Unglücklichen loszumachen, welcher indeß mit der Hand ein Zeichen gab, fortzufahren. Dieser Entschluß wurde von der Zuschauermenge mit Beifall und Geschrei aufgenommen; man gab ihm ein wenig Wasser zu trinken, und das Drehen begann von Neuem.“ Das Fest zu Ehren der Göttin Daorga ist noch volksthümlicher, als das Schievarnek Puschah. Die religiösen Gebräuche sind so ziemlich dieselben, aber „Daorga Puschah“ ist überdieß noch ein Fest sinnlicher Genüsse. Dem Fasten und Büßen folgen Feste und Belustigungen, für welche ungeheure Summen ausgegeben werden. Alle Geschäfte ruhen während einiger Tage, und das ganze Land gibt sich einem Freudentaumel hin. Die reichen Indier von Calcutta wetteifern, wer den glänzendsten „Nautches“ geben wird; dieselbe dauern 3 Nächte, und die Europäer werden dazu schriftlich eingeladen. Die Hindus nehmen an diesen Banketten keinen Theil, da ihre Religion es ihnen verbietet; aber sie treten in den Saal, beglückwünschen die Gäste und wachen darüber, daß nichts am Glanz des Festes fehlt. Vor und nach dem Schmause vereinigt sich die Gesellschaft in geräumigen Sälen, wo verschiedene Ergötzlichkeiten, Bayaderentänze, theatralische Vorstellungen u. s. w. geboten wirden, die bei den Trachten der verschiedenen Völkerschaften, dem Glanze der Lichter, den Blumen und Wasserstrahlen, welche die Luft erfrischen, an die Mährchen von 1001 Nacht erinnern. Nach einer geringen Schätzung werden für dieses Fest in Calcutta allein 12,500,000 Franken ausgegebeu. Die Reichsten wie die Aermsten tragen dazu bei.

Die drei Beter.

Von Osten naht ein junger frommer Held,
In Purpurtracht und Gold gehüllet.
Er tritt aus seinem hohen Himmelszelt,
Von Andachtsgluth und Kraft erfüllet;
Der Morgen ist's, er beuget sich
Und betet: „Herr, behüte mich!“

Ein gottergeb'ner ernster Mann sich naht,
Ihn ziert mit ihrem Gold die Sonne;
Der Mittag ist's, er eilt von That zu That,
In seinem Blicke stille Wonne.
Er weiß, Gott waltet väterlich,
Und betet: Herr, o segne mich!“

Zuletzt naht sich ein milder, edler Greis,
Das Abendroth sein Kleid ihm säumet;
Es sinnet fromm, er flüstert still und leis,
Bis endlich er hinüberträumet:
Der Abend ist's, er betet hier:
„O Herr, schenk' Deinen Frieden mir!“

Mannigfaltigkeiten.

[Es geht nichts über die Kürze.] In der Wiener Zeitung zeigt ein Herr Liebesel, kais. königl. dritter Oberhofstaatsgerichtsraths-Kanzleiunterinspektionssubstitut, seine Verlobung mit Sandy (Susanne) Lochenmayer, kais. königl. Tabakstraficsanwirthschaftsinhabers-Tochter an.

Charade.

(Viersylbig.)

Die erste Sylbe fährt herunter,
Die andere bedeutet selbst herunter,
Am Paar der letzten geht's hinauf,
Am Ganzen geht herab der Lauf.

Redakteur: Gustav Ressert.
Druck und Verlag der Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 246 Donnerstag, 15. Oktober 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

Omar Pascha empfing die Franzosen sehr zuvorkommend und ihr Eintreten in den Festsaal verbreitete sogleich ein reges Leben unter der ganzen Gesellschaft, denn die aufgeweckten, gewandten, französischen Offiziere wußten nicht allein die Damen, sondern auch die Herren der Gesellschaft für sich einzunehmen.

Bald nach ihrem Erscheinen wurde das Zeichen zur Tafel gegeben und Selinda, welche auf ihres Vaters Geheiß ihren Platz genommen hatte zwischen dem General Levaillant und Hector de Beaumonte, wurde bald durch diese beiden Kavaliere in eine interessante, geistreiche Unterhaltung verwickelt, so daß ihr kleines Abenteuer, welches sie am vergangenen Morgen erlebt hatte, beinahe gänzlich vergaß.

Einer orientalischen Sitte gemäß, welche der Pascha beibehalten hatte, da sie eine gewisse Huldigung der Frauen ausdrückte, öffneten sich, sobald die Gäste Platz genommen hatten, die Flügelthüren des Saales und der Gärtner des Palastes trat mit einem Gehülfen ein. Beide waren in türkisches Kostüm gekleidet, und trugen silberne Platten auf ihren Häuptern, auf welchen zierliche Blumensträuße lagen, zu welchen die schönsten Blumen des Treibhauses verwendet worden waren. Sie gingen zu beiden Seiten der Tafel hinauf, bis an das Ende, wo der Festgeber saß, und schritten dann wieder langsam hinab, indem sie jeder Dame mit stummer Verbeugung ein Bouquet boten.

Der Gehülfe des Gärtners, ein noch sehr junger Mann, hatte die Seite eingenommen, an welcher Selinda saß. Sie war die Erste, der er seine Blumen anzubieten hatte, und geschickt schob er eines der schönsten Sträußchen auf den Rand der Platte, welches sie auch ergriff und schon in der Hand hielt, als sie erst zu ihm aufblickte, um ihm mit einer stummen Neigung ihres Hauptes ihren Dank zu erkennen zu geben. Doch dieser einzige Blick ließ sie auch erbleichen und ein leiser Schreckensruf drang unwillkürlich über ihre Lippen. Sie hatte in dem Gärtnergehülfen Felix, ihren Schützling, erkannt, trotz der türkischen Kleidung, die er trug und die ihn ziemlich unkenntlich machte.

Ihr Schrecken war jedoch nicht unbemerkt geblieben und der Pascha rief ihr in besorgtem Tone zu: „Was erschreckt Dich, theure Selinda? Trägt der junge Bursche da die Schuld, dann wehe ihm!"

Doch hastig entgegnete sie: „O nein, o nein, lieber Vater, er trägt keine Schuld. Ich glaubte nur, — ich sähe eine — Spinne unter den Blumen."

„Aber dann trägt er ja doch die Schuld," versetzte Omar Pascha, seine Augenbrauen finster zusammenziehend. „Es geschah doch durch seine Nachlässigkeit, daß das Ungeziefer zwischen die Blumen kam."

Doch Selinda reichte ihrem Vater ihre Hand über die Tafel und sprach begütigend: „Ereifere Dich nicht, mein guter Vater, es ist ja nicht der Rede werth. Ich glaubte nur, es wäre eine Spinne, aber ich täuschte mich, es war ja nur ein kleines welkes Blatt."

„Wer ist der Bursche?" fragte der Pascha, noch immer finster, den alten Gärtner, der auch erschrocken war, sich jedoch zu fassen suchte und ehrerbietig antwortete: „Es ist der Gehülfe, von dem ich Dir gesagt, daß ich ihn erwarte, und der auch gestern von Baktschisserai eingetroffen ist."

„Ah so! Deßhalb fiel mir sein Gesicht auf, ich hatte ihn noch nicht gesehen," entgegnete der Feldherr etwas freundlicher. Dann richtete er einen scharfen Blick auf Felix, welcher in furchtloser, beinahe stolzer Haltung noch immer hinter Selinda stand, und sprach zu ihm: „Bist Du in der Krim geboren?"

„Nein, ich bin in Petersburg geboren," erhielt er dreist zur Antwort, „und mein Vater ist ein Deutscher."

„Ein Deutscher!" rief der Pascha immer freundlicher und sein Zorn schien bereits gänzlich verschwunden.

„Und Du kommst von Baktschisserai? Dann

kannst Du uns vielleicht Auskunft geben, über die Stellung der russischen Truppen?"

„Nein, das kann ich nicht," entgegnete Felix fest und entschieden.

„Wie? Das kannst Du nicht? Du wirst doch gehört haben, wie viel Regimenter in Baktschisserai und der nächsten Umgegend stehen?"

„Nein, denn ich habe mich nicht um die Soldaten bekümmert, sondern nur um meine Blumen."

„Hm! Das verräth einen friedlichen Charakter. So entledige Dich Deines Geschäftes und dann geh'."

Felix folgte dieser Weisung und reichte seine Bouquets den Damen die ganze Tafelreihe hinab, bis er zu Ende war, dann entfernte er sich mit dem Gärtner.

Selinda hatte indessen die qualvollste Angst ausgestanden, denn wenn sich Felix verrieth, wenn es entdeckt wurde, daß er in russischen Diensten stand, daß er aus dem Gefängnisse ausgebrochen, und daß sie ihm eine Freistatt geboten — wie sehr konnte man dann ihre edle Handlung verdächtigen, und welchen Mißdeutungen war dann ihr Ruf ausgesetzt? Sie war einer Ohnmacht nahe und hielt sich nur mit Mühe aufrecht, so lange das Gespräch ihres Vaters mit dem jungen Manne dauerte, und als es beendigt war, wurde sie auf's Neue erschreckt, durch die Bemerkung des französischen Generals, welcher neben ihr saß: „Mir erscheint der Charakter des Burschen nicht eben sehr friedlich, und ich wollte darauf wetten, daß er bereits, so jung er auch seyn mag, in Militärdiensten gestanden hat; denn seine ganze Haltung verräth es. Da er aber aus Baktschisserai kommt, könnte er vielleicht gar ein russischer Spion seyn —"

„Um Allah's willen! Was sprechen Sie da?" unterbrach ihn Selinda angstvoll. „Bedenken Sie auch, daß Sie den jungen Menschen in die größte Gefahr stürzen, sobald Sie diesen Verdacht nur laut äußern? Ich habe nichts von militärischer Haltung an ihm bemerkt, im Gegentheil erscheint er mir sehr unbeholfen und harmlos."

Der General war ein viel zu galanter Kavalier, um dem Ausspruche, den sie mit so großem Ernste vernehmen ließ, zu widersprechen, und mit Gewandtheit wußte er das Gespräch auf andere Gegenstände zu lenken, wodurch sie bald wieder in eine beruhigtere Stimmung versetzt wurde. Ihre Unterhaltung wurde bald sehr lebhaft geführt und der General fand sich ganz bezaubert von seiner schönen Nachbarin, in deren Reden sich, ohne damit prunken zu wollen, Gefühl und Geist aussprachen. Er blieb deßhalb auch nach aufgehobener Tafel an ihrer Seite, und da sie ihm mehrere Tänze gewährte, fand sie kaum einige Minuten Zeit, in ein Nebenzimmer zu schlüpfen, ihre Zofe Mirza herbeizurufen und ihr das Bouquet zu übergeben, welches sie durch Felix empfangen hatte. Sie befahl ihr die Blumen in frisches Wasser zu setzen, aber sie nicht auseinander zu binden, sondern sie in derselben Ordnung zu lassen, wie sie vereinigt waren. Dann erst begab sie sich nach dem Balle zurück.

Omer Pascha hatte sich mit Hector de Beaumonte, welcher noch wegen der Folgen seiner Wunde, die er in der Schlacht bei Inkerman empfangen, dem Tanze entsagen zu müssen behauptete, in ein kleines freundliches Kabinet zurückgezogen, wo Beide einige Zeit bei einer Flasche ächtem Syrakuser ganz allein beisammen saßen. Der Feldherr hatte von allen Franzosen, die er jemals kennen gelernt, den jungen Hector am liebsten gewonnen. Er schätzte in ihm nicht allein den brillanten Kavalier, sondern auch den tapfern, edelherzigen, offenen und redlichen Mann, dem das Schicksal der Türkei tief zu Herzen zu gehen schien. Deßhalb hatte er auch gewünscht, während seiner kurzen Anwesenheit ein recht vertrauliches Gespräch mit ihm zu führen und alle seine Sorgen und Befürchtungen in Bezug auf den Krieg gegen ihn auszuschütten. So hatte denn auch ihre Unterhaltung sehr bald eine politische Wendung genommen, und nachdem man die Fortschritte der Belagerung von Sebastopol besprochen, warf Omer Pascha die Frage auf: „Und glauben Sie überhaupt, daß die Festung fallen wird?"

„Sie wird und muß fallen!" entgegnete Hector entschieden; „der Kaiser Louis Napoleon bedarf der Trümmer Sebastopols, um den Frieden darauf zu bauen."

„Den Frieden, nach einem solchen Siege? Ich sollte meinen, daß dieser Sieg nur das Vorspiel seyn müßte zu einem Vernichtungskriege gegen Rußland. Der Fall Sebastopols wird den nordischen Riesen erschüttern bis in die innersten Nerven. Seine Armeen, jetzt schon entmuthigt und demoralisirt, werden bald unfähig seyn zum ernstlichen Widerstande und ein rascher, kühner Feldzug der verbündeten Armeen, bis in das Herz Rußlands, wird ein Feuer entzünden, vor welchem der Nordstern erbleichen muß für immer und ewig."

„Aber man will ja nicht, daß er erbleichen soll. Man will ihn nur hemmen in seiner gefahrdrohenden Bahn. Man will ihm nur eine wilde Lehre geben, ihm nur zeigen, daß es auch noch andere mächtige Sterne am politischen Horizonte gibt, deren Strahlenglanz sich wohl mit ihm messen kann. Es thut mir leid, daß ich es aussprechen muß, aber dieser Krieg wird weit verderblicher werden für den siegenden Orient, als für das unterliegende Rußland. Der nordische Riese wird nach dem Falle Sebastopols gern Frieden schließen, denn er wird ihm geboten werden unter den mildesten Bedingungen. Er wird sich vielleicht einige Zeit isolirt hal-

ten und seine Kräfte auf's Neue sammeln. Er hat die Fehler und Schwächen seiner militärischen Organisation kennen gelernt, drum wird er sie verbessern und wird nach wenigen Jahren schon weit furchtbarer gerüstet auftreten, vielleicht mit einem eben so mächtigen Alliirten an der Seite. Die Pforte aber wird durch den Frieden nichts gewonnen haben, als eine erdrückende Schuldenlast, und eine noch weit erdrückendere Abhängigkeit von ihren Bundesgenossen."

(Fortsetzung folgt.)

Die Schwester.

(Fortsetzung.)

Der Alte erhob sich, begrub beide Hände in den Seitentaschen seiner Beinkleider und verließ das Zimmer, um sich in Küche und Vorrathskammer jetzt selbst nach einer Erquickung umzusehen. Er fand auch bald, was einen hungerigen Wanderer befriedigen konnte. Ueber dem Anrichtetische in der Küche gebeugt, auf dem ein kalter Rehzimer alle seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, schien er Sorge und Müdigkeit vergessen zu haben. Plötzlich hörte er hinter sich einen lauten Schrei ausstoßen. Er wandte sich um — Gertrude stand da zu Tode erschrocken über seinen Anblick, aber gerötheten Gesichts, bestäubt wie von einer langen Wanderung, helle Schweißtropfen auf der Stirn.

Herr im Himmel — was ist das — Sie, gnädiger Herr — Sie hier?

Nun ja — ist das solch ein Wunder, daß ich in meinem eigenen Hause bin?

Gertrude athmete tief auf.

Verzeihen Sie, ich war nur so überrascht — ich konnte es nicht denken — ich bin so außer mir — stellen Sie sich vor, das Fräulein ist fort — ganz fort — Niemand weiß, wo sie ist —

Leonore — meine Tochter?

Als sie so lange ausblieb, dachte ich, sie könne doch nicht ohne mich und ohne meine Hülfe seyn, — darum machte ich mich auf nach Schönbornslust — und nun denken Sie sich meinen Schreck — als ich ankomme, höre ich, sie ist fort, seit gestern Nachmittag — auf einer Spazierfahrt hat sie die Emigranten verlassen und Jeder glaubt, sie sey nach Hause zurückgekehrt — die sind Alle ganz unbesorgt um sie — aber ich meinte, ich sollte in den Boden sinken, als ich das hörte!

Erschrocken sprang der alte Baron in die Höhe und eilte zu Joseph zurück, um ihm die beunruhigende Nachricht mitzutheilen.

Da sieh, Junge, was Du angerichtet hast, platzte er heraus — das arme Geschöpf hat sich am Ende verirrt, oder aus Verzweiflung in die Mosel gestürzt! Gott steh Dir bei, wenn mein Argwohn sich bestätigt, wenn Du eine Intrigue eingefädelt hast, welche das Mädchen in den Tod trieb. Ich würde Dich erdrosseln, Bube, mit meinen eigenen alten Händen!

Wir müssen es zur Ehre Josephs bekennen, daß er über seine Schlechtigkeit in diesem Augenblicke die tiefste Reue empfand. Eine Angst bemächtigte sich seiner, wie er in seinem Leben nicht gefühlt.

Vater, Vater! rief er, an allen Gliedern zitternd — sprecht nicht so furchtbare Worte aus — ich läge ja zehntausendmal lieber selbst auf dem Grunde des Stroms!

Er stürzte hinaus, in das Dorf, er sandte Boten aus, zuerst einen in das Stift zur Tante, dann nach allen Richtungen — besonders aber dem Ersten sandte er seine Hoffnungen nach — Leonore mußte sich zu ihrer Tante begeben haben — das war ja das Natürlichste!

Und doch brachte er eine fürchterliche Nacht, eine Nacht voll Sorge, voll Gewissensqual, voll Verzweiflung zu.

Endlich dämmerte der Morgen — aber er brachte keine Spur der Verschwundenen. Christine war in Thränen aufgelöst. Der Alte fluchte. Joseph ging umher wie ein Gespenst. Der Mittag kam, der Abend. Die Boten kehrten heim, einer nach dem andern — jedem folgenden schlug das Herz Joseph's in stürmischerer Erwartung entgegen — aber keiner brachte Nachricht. Niemand hatte Leonoren gesehen — der letzte Bote kam — auch bei der Tante war sie nicht.

Du hast sie ermordet — schrie der Alte und knirschte drohend mit den Zähnen.

Joseph stieß einen Schrei aus und stürmte fort, trotz Dunkelheit und Nacht. Er wollte zu Artois.

9.

Wo war Leonore?

Sie war nach ihrer Flucht lange fortgewandert, ohne zu ermüden. Sie folgte dem Fußpfade, den sie eingeschlagen und der durch den Wald in einer Richtung führte, in welcher ihr Windschrot zu liegen schien. Zorn und Entrüstung trugen sie und ihr Fuß hob sich elastisch und federkräftig zu raschen Schritten. So war sie gewiß eine gute Stunde weit gekommen. Da fühlte sie, daß ihre Kräfte sie plötzlich und vollständig verließen. Und mit der Abspannung bemächtigte sich eine grauenhafte Trostlosigkeit ihrer Seele. Auf einem gefällten Baumstamme ausruhend, blickte sie thränenlos, aber Verzweiflung im Herzen, auf das gelbe Moos zu ihren Füßen. Ihr Inneres war zerrissen, ihr Stolz zu Boden getreten, der reine Schmelz ihrer Jungfräu-

lichkeit von der Sünde angehaucht — es stand kein Götterbild mehr im Tempel ihres Herzens, das nicht von seinem Throne gestürzt, das nicht als eitel Thon zu Staub und Scherben zerschmettert wäre!

Sie hatte nichts, nichts auf Erden mehr, das sie nicht verachten mußte!

Dieser Bruder! Und wie hatte sie ihn geliebt, was nicht für ihn gethan, geopfert, geduldet — welch ein Mensch war er!

Diese Helden in der vollen Glorie, welche ihr poesiedurstiges Herz um ihre Häupter geschlungen, diese Söhne des heiligen Ludwig — standen nun da, jammervolle Wichte, zu erbärmlich, um nur mit Anstand den Fluch tragen zu können, den ein ganzes Volkes ihnen nachschleuderte.

Und ihr Vater!

Und sie selbst! so adelstolz und doch — auf welchem Boden aufgewachsen! so hochfliegend in ihren Gedanken, und jetzt so gedemüthigt.

Es ging eine ganze Welt vor ihren Augen in Trümmer, die Welt ihres Herzens, die Welt ihrer Liebe. Leonore durchlebte eine furchtbare Stunde.

Der Tag neigte sich zu Ende. Es ward tiefe Dämmerung im Walde. Leonore sah auf und erschrack. Wohin sollte sie sich wenden? Ihr graute vor dem Heimkehren nach Windschrot. Sie wollte ihren Bruder nicht wiedersehen — nie, nimmer! Aber wo sollte sie die Nacht bleiben, um den Tag zu erwarten, an dem sie sich zu ihrer Tante flüchten wollte?

Ihr Seelenschmerz war zu groß, als daß er sich hätte durch Thränen erleichtern können! aber was er nicht vermochte, vollbrachte die mädchenhafte Angst, welche sich jetzt ihrer bemächtigte; sie begann zu weinen, stieß einen Hülfeschrei aus und begann dann mit dem Rest ihrer Kraft auf dem Fußsteige, den sie gekommen, weiter zu eilen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Ein sehr hoher Geistlicher in Paris versucht durch ein erlassenes Rundschreiben einen Verein von Damen zu gründen, die sich verpflichten, dem Luxus und vorzüglich dem der Toilette zu entsagen. Die Mitglieder dieses neuen Bundes müssen vor Allem jede Mode aufgeben, welche die Züchtigkeit verletzt, oder sonst mit dem Verhalten oder Erscheinen einer frommen Christin nicht im Einklange steht, z. B. die ausgeschnittenen Kleider, die Hüte, welche den Kopf nicht hinreichend bedecken, die Volants, die Krinolinen. Sie dürfen höchstens zehn Kleider besitzen und in die Kirche nur schwarz gekleidet kommen, um durch auffälligen Putz nicht die Andacht Anderer zu stören. Auf Bällen, in Gesellschaften sind nur ganz einfache Kleider erlaubt. Dazu müssen sie eine Medaille tragen, welche auf der einen Seite das Bildniß der heiligen Elisabeth, auf der andern die Worte: „Einfachheit, Züchtigkeit“ hat.

In Lyon ist ein Falschmünzer, Namens Dupont, nebst seiner Frau in Haft genommen worden. Die Menge der von ihm in Umlauf gesetzten falschen Bankscheine soll sehr beträchtlich seyn; sie tragen alle dieselbe Numer, was ihre Entdeckung erleichtert. Die Verhaftung des Verbrechers geschah in einem sog. maison de tolérance, wo er dem Kellner einen 500-Fr.-Schein zum Wechseln behändigte, der aber damit auf die Polizeipräfektur eilte, um die Anzeige zu machen. Außer den falschen Bankscheinen in seiner Tasche fand die Polizei auch solche in seinen Zimmern unter dem Weißzeug und Bettgeräthe seiner Frau und in seinem Keller hinter einem nur schwer zu beseitigenden Quadersteine versteckt; an letzterem Orte allein im Betrage von 45,000 Franks. Hier befand sich ein großes Loch, worin die Fabrikationswerkzeuge versteckt waren.

[Der wahre Erfinder der Dampfschraube.] Bekanntlich wurde Friedrich Sauvage, bei Gelegenheit seines Todes, als Erfinder der Dampfschraube genannt. Die Triester Zeitung weist nun nach, daß Joseph Ressel, Intendant bei der k. k. Kriegsmarine, diese Erfindung schon zehn Jahre vorher (1822—26) in Triest gemacht und an einem kleinen Schiffe angebracht habe, mit dem man befriedigende Resultate erzielte. Mangel an Mitteln hinderten Ressel an der praktischen Ausführung, welche zuerst die Engländer sich aneigneten. Die Priorität aber gebührt ihm; denn sein Patent datiet von 1827, jenes für Sauvage vom Jahr 1832 und das betreffende englische vom Jahr 1835.

In der „Pariser Chronik“ erzählt das Pays seinem Publikum, daß der König von Württemberg seinen hohen Gästen auch den berühmten 250jährigen „Rosenwein“ aus dem Bremer Rathskeller zu trinken gegeben habe, von dem die Flasche, Zins auf Zins gerechnet, heut zu Tage eigentlich „2,723,810 Rixdallers“ („1 Rixdaller vaut 4 Frs.“) kosten müßte.

Redakteur: Gustav Reffert.
Druck u. Verlag der Wailandi'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 247 Freitag, 16. Oktober 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

„Leider, leider sprechen Sie da die Wahrheit. Die unglückliche Pforte hat keine Bundesgenossen gewonnen, sondern sich Vormünder aufgeladen, welche nach ihrem Erbe trachten. Man gönnt dem armen, tief gesunkenen, türkischen Volke seine Existenz nicht mehr. Man gibt sich das Ansehen, für das Christenthum zu streiten und doch ist die europäische Politik unchristlich, denn es ist ihr weit weniger zu thun um ihre Glaubensgenossen, als um die materiellen Vortheile, die sie sich im Orient zu sichern wünscht. Ich sehe es kommen, daß die Pforte den Westmächten mehr wird gewähren müssen, als die Forderungen Rußlands, die den Krieg entzündeten, von ihr erheischten. Die Integrität und Selbstständigkeit des osmanischen Reiches wird zu einem Schattenbilde herabsinken, der Nordstern wird fortleuchten, wie eine verderbendrohende Brandfackel, der Halbmond aber, der einst einen so mächtigen Glanz verbreitete, wird erbleichen, und wenn ihm nicht die innere Lebensgluth auf's Neue erwacht — bald ganz erlöschen.“

So ist es, und so gern ich Ihnen ein tröstendes Wort sagen möchte, wage ich es doch nicht zu widersprechen. Nur eine einzige, wenn auch für uns Abendländer traurige Hoffnung, blüht noch für die Türkei. Wenn das alte, morsche Europa selbst unter sich in heißen Kampf geräth, wenn die Großmächte selbst unter sich um die Oberherrschaft Europa's blutig ringen, oder wenn ein allgemeiner, großer Völkerkampf entbrennt, wenn alle Nationen sich um das Banner der Freiheit schaaren, um ihre unterdrückten Rechte zu erstreiten, dann erst wird der Orient aufathmen dürfen und wenn ihn dann ein neuer Geist beseelt, dann wird er auch zu neuem Leben erwachen, zu neuer Macht gelangen. Sie aber, theuerer Omer, sind der Mann, den Türken als Leitstern zu dienen und ihnen vorzuleuchten, auf dieser neuen Bahn.“

„Sie schätzen mich zu hoch. Ich bin Soldat, aber zu wenig Staatsmann, um ein der Verwesung heimgefallenes Reich auf's Neue zu beleben. Auch kann ich es ihnen wohl vertrauen, daß ich unter den Mächtigen des Reiches fast keinen einzigen wahren Freund zähle, aber Feinde und Neider in Menge. Dazu kommt noch, daß ich mir die heimliche Feindschaft Englands zugezogen, vielleicht weil man mein Waffenglück fürchtet und ich habe es längst durchschaut, daß ich nur durch die Intriguen des englischen Gesandten hierherberufen wurde, nicht, um mit meiner wackern Armee Theil zu nehmen am Kampfe, sondern um mir die Hände zu binden und mich zu hindern, daß ich mich nicht nach Kleinasien werfe, um auch dort die Russen zu schlagen, wie mein Heer sie bei Silistria und in den Donaufürstenthümern schlug.“

„Diese Befürchtungen mochte ich nicht aussprechen, doch sind auch mir längst schon aufgestiegen. Es ist kein Ernst im ganzen Kriege und die hohe Diplomatie Frankreichs und Englands ersehnt mit Schmerzen die Stunde, wo man sich mit Rußland wird vertragen können, ohne zu bedenken, daß sie eben dadurch eine Schwäche zeigt, die der nordische Riese wahrlich nie verrathen würde, und wäre er auch noch tiefer gedemüthigt, als es bereits geschehen ist. Aber er wird die Schwäche wohl benutzen und wird darauf pochen, wenn es zum Frieden kommt.“

In diesem offenen Tone, und im Einverständnisse fast über alle Tagesfragen, setzten sie dieses politische Gespräch, wohl noch eine Stunde fort, bis sie sich wieder zur Gesellschaft zurückbegaben. Der Ball aber dauerte bis nach Mitternacht, worauf die Gäste sich empfahlen und auch Selinda sich erschöpft in ihre Gemächer zurückzog.

Eine innere Aufregung aber, die sie nicht zu bewältigen vermochte, hob noch immer ihren Busen, und nachdem sie, mit Hülfe Mirza's, ihre Festgewänder abgelegt und sich in Neglige geworfen hatte, dachte sie noch nicht daran, sich zur Ruhe niederzulegen, sondern sank auf die Polster nieder, um noch eine Zeit lang ihren Gedanken nachzuhängen. Da fiel ihr sinnender Blick plötzlich auf den Blumenstrauß, den sie an der Tafel von Felix empfangen,

und welchen ihre Zofe in eine kostbare Vase mit frischem Wasser gestellt hatte. Der Anblick der Blumen rief ihr die qualvolle Angst, die sie ausgestanden, wieder in's Gedächtniß zurück und sie zürnte ihrem Schützlinge beinahe über seine Verwegenheit, mit der er es gewagt hatte, sich ihr im Angesichte ihres Vaters und aller Gäste zu nähern und sich der Gefahr auszusetzen entdeckt zu werden. Doch die Flammen ihres Zornes kamen nicht zum Ausbruch, denn sie wurden bald durch ein milderes Feuer gedämpft, dessen Gluth sie sich freilich selbst noch nicht zu deuten wagte, die doch aber mächtig genug war, um ihr eine versöhnliche Stimmung gegen den kühnen Jüngling einzuflößen.

Erst nach einer langen Pause ergriff sie zagend das Bouquet, denn sie hatte schon während der Tafel bemerkt, daß die darin enthaltenen Blumen nach dem Selam, oder der türkischen Blumensprache geordnet waren, wodurch im Orient Gedanken und Empfindungen, Wünsche oder Bitten ausgedrückt werden. Während sich daher Mirza mit dem Hinwegräumen des Ballstaates beschäftigte, suchte sie den Selam zu entziffern und es gelang ihr bald ohne Mühe, da sie selbst sehr erfahren war in der Kunst der Blumensprache. Zu ihrem Erstaunen ersah sie daraus, daß ihr Felir seine Liebe gestand und sie um eine Unterredung für den nächsten Morgen bat. Ganz verwirrt und beunruhigt ließ sie den Strauß ihn ihren Schoos sinken, denn sie erkannte nur eine neue Kühnheit daraus, welche ihnen Beiden hätte verderblich werden können, wenn andere Augen, als die ihrigen, den geheimen Sinn entziffert hätten. Rasch nahm sie dann das Bouquet wieder auf, löste das Band, und vermischte die Blumen untereinander, um ihre bedeutungsvolle Reihenfolge zu vernichten, worauf sie sie wieder in die Vase steckte, um sie so lange als möglich frisch zu erhalten. Erst als dieß geschehen war, suchte sie ihr Lager auf, um Mirza fortschicken zu können, denn sie fühlte das Bedürfniß allein zu seyn.

Als sie aber nun in ihrem rosig erleuchteten Schlafzimmer einsam lag, in ihre seidenen Kissen gehüllt, da flüsterte sie leise vor sich hin: „Er liebt mich, der Unglückliche! Ich aber darf ihn nicht wieder lieben, denn er ist ja der Feind meines Vaters, meines Vaterlandes. Und wenn es auch nicht wäre — ich dürfte ihn doch nicht lieben, denn er ist ja ein Christ und ich darf nur die Gattin eines Muselmannes werden."

Eine recht wehmüthige Empfindung bemächtigte sich ihrer, und es entspann sich in ihrem Innern ein heftiger Streit, ob sie ihm seine Bitte um eine Unterredung gewähren solle, oder nicht? Sie vermochte es ihm zu verzeihen, daß er ihr seine Liebe gestanden hatte, aber sie fühlte es, daß sie ihm kein Gegengeständniß gewähren dürfe, denn sie vermochte ihm ja weder Hoffnung noch Trost zu bieten. Wozu sollte sie also ein Band knüpfen, welches nur Gefahr für ihren fleckenlosen Ruf, Gefahr für seine Sicherheit herbeiführen mußte? Aber doch zögerte sie eine Entscheidung zu fällen, über seinen Wunsch sie zu sprechen, und ohne, daß sie einen Entschluß darüber gefaßt hatte, schloß der Schlummer endlich ihre Augenlieder.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schwester.

(Fortsetzung.)

Plötzlich blieb Leonore stehen. Sie war zu Tode erschrocken über ein lebendes Etwas, das in geringer Entfernung vor ihr im dichten Unterholz stand und sich bald erhob, bald niederduckte, es kam auf sie zu — es sprang, es hüpfte — ein wunderliches Wesen, eine Alraungestalt — da stand es vor ihr.

Heda, wer ist das? rief es — Leonore erkannte in diesem Augenblick den wunderlichen Alten, den der Förster in seinem Dienste hatte.

Bertram pfiff, daß es durch die Waldung gellte; gleich darauf schlug in der Ferne ein Hund an.

Gott steh uns bei, sagte der seltsame Bursch; Sie sind das, Fräulein? Sie? — Was habe ich nicht schon erlebt im Walde: manches sonderbare Geschöpf, bei dem der Mensch sich kreuzigt und das er still gehen läßt; aber ich habe mich nie über solch einen stummen Waldgänger so verwundert, wie ich jetzt thu'.

Du hast wohl recht, ich habe mich verirrt im Walde. Zeig mir den Weg nach irgend einem Hause.

Das will ich thun, Fräulein. Meine Marderfallen sind in Ordnung. Wir haben nur fünf Minuten bis zu Haus.

Zu welchem Hause?

Zum Forsthause!

Dahin kann ich nicht mit Dir gehen —

Leonore wurde unterbrochen. Ein schöner Wolfshund kam durch das Gebüsch gesprungen, sein Herr folgte bald darauf und Philibert stand vor ihr. Er sah sie so verwundert an, daß er kein Wort hervorbrachte.

Verirrt, Herr, sagte Bertram — wir müssen sie im Forsthause einquartieren, aber sie will nicht, das Fräulein!

In der That — aber wenn Sie nicht wollen — stotterte Philibert verwirrt.

Geben Sie mir Ihren Arm — ich bin todtmüde, sagte Leonore — ich fühle, ich kann nichts

anders, als Ihre Gastfreundschaft in Anspruch nehmen.

So lauf, lauf, Bertram, und sage meiner Mutter, welchen Gast wir ihr bringen, befahl der Förster. Bertram sprang davon und ließ Beide allein.

Ihre Mutter ist bei Ihnen? welch großes Glück ist das! Gehen wir!

Es ist in der That wunderbar, es ist mir wie ein Traum, daß ich Sie vor mir sehe, sagte Philibert, als er Leonoren den Arm reichte — ich war in diesem Augenblicke so lebhaft mit Ihnen beschäftigt — und wann wäre ich das nicht? setzte er leiser hinzu. Es war mir, als ob eine Gefahr Sie bedrohe. Ich wußte, daß Sie den Tag über nicht in Windischrot waren —

Sie sind auffallend genau über das unterrichtet, was dort vorgeht! sagte Leonore mit schmerzlichem Lächeln — ich habe das vorgestern Morgen bei Ihrem Zusammentreffen mit meinem Bruder gesehen — und ich muß Ihnen danken.

Beide schwiegen verlegen. Nach wenigen Minuten war das Forsthaus erreicht, dessen Lichter freundlich durch das Dunkel schimmerten. An der Thüre empfing sie Philibert's Mutter, eine freundliche, lebhafte Frau im besten Alter, mit tausend Entschuldigungen für Alles, was ihr mangle, einem solchen Gaste Ehre zu erweisen. Für Leonore war sie ein großer Trost. Diese ergab sich nun gerne in ihr Schicksal, das sie in die Wohnung des jungen Mannes geführt — ja, es lag ihr etwas Beruhigendes, Trostreiches darin, in Philibert's Nähe zu seyn. Sie weigerte sich aber, sein Zimmer zu betreten, und ließ sich am flackernden Herdfeuer nieder; Philibert setzte sich ihr gegenüber. Er blickte schweigend bald auf sie, bald in die Flammen. Keine unbescheidene Frage kam über seine Lippen. Es war ein ruhiges, stilles Bild: der kräftige junge Mann mit den edlen Zügen voll Intelligenz und Selbstbewußtseyn, und das schöne Mädchen ihm gegenüber, über dessen marmorbleiche Wangen die Flamme einen rosigen Schein warf. Und doch was ging nicht vor in den Seelen Beider! Philibert verrieth mit keinem Worte die stürmischfreudige Bewegung seines Innern. Leonore wußte dem Hausherrn unendlichen Dank für dieses schonende Betragen, das ihr so wohl that. Es war ihr, als ob seine Gegenwart den Schmerz und den Groll, der sich in ihre Seele geklammert, aufthaue und löse. Er schien ihr so groß, so rein, so edel im Vergleich mit den Männern, die sie in diesen Tagen umgeben — sie wußte es sich nicht zu erklären — aber es lag ein Zauber für sie in seinem Wesen, der ihr nach und nach alles Andere fern rückte, was nicht er war. Sie hatte ein unendlich wohlthuendes Gefühl von Sicherheit unter seinem Dache.

Leonore fand es unmöglich, etwas von dem Mahle zu genießen, welches die Mutter Philibert's geschäftig für sie improvisirt hatte. Sobald das Zimmerchen geordnet war, in welchem sie die Nacht zubringen sollte, zog sie sich dahin zurück. Ruhend, ermüdet, zwischen Traum und Wachen schwebend, hörte sie noch lange den eintönigen Gesang des Nachtwindes, der durch die Nadeln der Edeltanne pfiff, welche vor ihrem Fenster stand. Der Mondschein lag hell auf den Waldwipfeln draußen, und wenn sie halb geschlossenen Auges in die grüne Welt voll stummen Lebens blickte, war es ihr, als schaue sie immer tiefer und tiefer in eine neue, unentdeckte, vom Fuße des Menschen nie betretene Schöpfung hinein. Da waren hohe Berge und üppige, riesenhafte Pflanzen, Blumen, Bäume krystallhelle Springbrunnen und schmelzende, schwermüthige Stimmen niegesehener Wundervögel, die sich auf dunkeln, himmelanstrebenden Palmenästen wiegten. Eine verhaltene, ahnungsvolle Stimmung, ein gedämpftes und mattes Licht, eine Spannung und Erwartung lag auf der jungfräulichen Schöpfung — da flatterte plötzlich ein Rauschen durch die Blätter von Wipfel zu Wipfel, die großen Daturaglocken und Purpurkelche läuteten, die Vögel stießen laute Schreie aus, das Licht ward strahlender und glühender — eine helle Gestalt schritt den Abhang eines Berges hinunter und bog die Zweige der Gebüsche vor sich auseinander und kam immer näher — ein „stummer Waldgänger" — wie Bertram am Abende gesagt. Er kam auf das Forsthaus zugeschritten, er nahm bekannte Züge an — es waren die Züge Philibert's — dann verwischten sie sich wieder — es war ein fremdes und dann wieder wie ein bekanntes Wesen, das herrschte in diesen Regionen und dem die zauberhafte Schöpfung wie einem König huldigte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

In Helgoland traf in der Mitte des vorigen Monats ein Franzose ein, mit dem festen Vorsatze, die dortige Bank zu sprengen, ein Vorsatz, mit dem sich schon vor ihm andere Personen nach anderen Banken begeben haben. Er hatte im vergangenen Jahre bedeutende Summen in Helgoland verloren und brachte dießmal beträchtliche Streitkräfte mit, neben einem ansehnlichen Häuflein von Geldrollen auch zwei Gehülfen, welche, um den erlaubten höchsten Satz überschreiten zu können, nach seinen Angaben pointiren mußten. Mehrere Tage vergingen, ohne daß ein besonders nennenswerther Gewinn

oder Verlust eingetreten wäre, als eines Tages der Fremde, während die verhängnißvolle kleine Kugel ihren Kreislauf nahm, plötzlich eine große Zahl von Goldrollen erscheinen ließ und dieselben auf die verschiedenen Felder der Roulette vertheilte. In demselben Augenblicke ließ der Croupier sein „rien ne va plus" hören und stieß mit der Krücke die Rollen zurück. Der Franzose protestirte und verlangte, als die Entscheidung der Kugel zu seinen Gunsten ausfiel, die Auszahlung des Gewinns. Die Bank weigerte sich, es entstand, da die anwesenden Badegäste für den Mitspieler, wie dieß gewöhnlich der Fall ist, Partei nahmen, ein lebhafter Streit. Schnell hob der Franzose das Rad aus der Roulette, nahm dasselbe unter den Arm und wollte den Saal verlassen; aber die Croupiers, unterstützt durch die schnell herbeigerufene einheimische Hermandad, jagten ihm sofort den Raub ab. Der Fremde wurde verhaftet und mit dem am nächsten Morgen abgehenden Schiff nach Hamburg spedirt. Hier führte er bei dem englischen Konsul Klage und die nächste Folge war, daß das nur unter der Hand geduldete Hazardspiel sofort inhibirt wurde. Der Spielpächter ist ein Kurhesse, der mit den Einwohnern der Insel einen zehnjährigen Kontrakt abgeschlossen und außer einem Pacht von 4000 Mark die Verpflichtung übernommen hat, ein neues Kurhaus zu errichten, welches nach zehnjährigem Bestehen Eigenthum der Insulaner würde.

— —

Ueber die Wälder in den österreichischen Alpen wird der Augsb. Allg. Ztg. von einem hochgestellten Forstmanne geschrieben: „Eine kürzlich beendete Wanderung durch einen Theil der österreichischen Alpen gab erneute Veranlassung zu betrübenden Betrachtungen über die großen Nachtheile, welche jenen Landstrichen durch die geringe Pflege des Waldes bevorstehen. Diese Pflege wirksamer durchzuführen, mag nicht leicht seyn; die Wichtigkeit und Nothwendigkeit derselben wird dadurch aber nicht geringer, und der Gegenstand verdient gewiß die ganze Aufmerksamkeit der Regierung. Und woher rührt es wohl, daß ihm diese nicht in wirksamerer Weise zu Theil wird? Vielleicht mit daher, daß der Werth des Waldes nur nach seiner unmittelbarsten Wirkung, d. h. nur nach dem gegenwärtigen Preise des Holzes und dem Geldertrage, welchen der Waldboden bringt, bemessen, die mittelbare oder indirekte Wirkung der Bewaldung aber zu wenig im Auge behalten wird. Und doch ist das der Punkt, um den es sich vorzüglich handelt und bei welchem die Frage zum Austrag kommt: ob die Vegetationsgränzen immer mehr von den Höhen herabgedrückt, die Abspielungen und Wasserrisse vergrößert, die fruchtbaren Niederungen mit Geröll bedeckt und die Flußbetten mit Steinen angefüllt werden sollen. Noch steht es hiermit in den Steierischen und Salzburger Alpen nicht so schlimm, wie in vielen Theilen Tyrols und der Schweiz; aber der Anfang dazu ist vollständig gemacht, und ohne ein kräftiges Einschreiten der Regierung wird es um so rascher bergab — wie man hier figürlich und sachlich sagen kann — gehen, als die Spekulation im Holzhandel sich täglich weiter ausbreitet und schon in den obersten Waldgürtel greift, der doch einen unantastbaren Bannwald bilden sollte."

———

Der Kornklee (Trivolium arvence) ist ein erprobtes, vorzüglich gutes Mittel gegen die Ruhr, so wie auch gegen die Cholera, indem der Genuß des daraus bereiteten Thees, wovon die Patienten mindestens alle Viertelstunde eine kleine Tasse voll trinken müssen, die Wirkung hat, daß der krampfhafte Schmerz gestillt, der ganze Körper innerlich erwärmt und ein wohlthätiger Schweiß dadurch erzeugt wird, mithin ganz die erforderlichen Eigenschaften besitzt, wodurch auch die Cholera gehoben, oder gewiß doch sehr gemindert und so Zeit gewonnen wird, um ärztliche Hülfe herbeirufen zu können. Die Bereitung des Kornklee-Thees ist ganz einfach, als: Mann nimmt eine Handvoll Kornklee und läßt solchen eine Viertelstunde lang in einem Maß, so viel wie zwei Seidel Wasser, gut kochen. Wo Eile ist, kann man zuvor auch auf etwas Kornklee kochendes Wasser gießen, und wenn solcher etwas angezogen hat, dem Patienten einstweilen davon, bis der andere Kornklee gut gekocht hat, zu trinken geben.

———

Man schreibt aus Paris: Herr v. R....... versammelte jüngst eine Reihe von Sonntagsjägern auf seinen Besitzungen zu F. zu einer großen Herbstjagd. Herr v. R. ist der reichste Bankier, aber ein ärmlicher Nimrod, seine Forsten bilden daher nur Domäne für die Wilddiebe, so viel er sie auch überwachen läßt. Vor einer großen Treibjagd versammelte Herr Baron v. R. seine Gäste zu einem prächtigen Frühstück; da fallen ferne Schüsse. Alles stürzt hinaus zur Verfolgung der Wilddiebe. Als nach langer vergeblicher Mühe die Gesellschaft müde und hungrig zurückkehrte, fand sie das Frühstück verzehrt, und dazu das Gescheide ausgeweideter Rehböcke. Die Wilderer hatten ihm das gebratene Wildpret zu dem lebendigen gestohlen.

———

Für das Glas, aus welchem Kaiser Napoleon während seiner jüngsten Anwesenheit in Ludwigshafen getrunken hat, wurden dem Hotelbesitzer des deutschen Hauses sogleich 50 Fr. geboten!

Redakteur: Gustav Reffert.
Druck und Verlag der Weiland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 248 Samstag, 17. Oktober 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

Als sie am andern Morgen erwachte, fiel ihr erster Blick auf die Blumen, welche sie mit in ihr Schlafzimmer genommen hatte, und sogleich waren auch alle ihre Gedanken wieder auf Felix gerichtet und auf seine Bitte. Obgleich sich ein heftiger Streit in ihrem Innern entspann, ob sie ihm gewähren solle, oder nicht, reifte doch zuletzt der Entschluß immer mehr in ihrer Brust, ihm eine Unterredung zu vergönnen, denn in ihrem eigenen Herzen regte sich der lebhafte Wunsch, ihn wenigstens noch einmal zu sehen und zu sprechen.

So erhob sie sich denn beinahe freudig aufgeregt von ihrem Lager, und nachdem sie ihr Frühstück eingenommen und den Morgenbesuch ihres Vaters abgewartet hatte, ließ sie sich von Mirza zu ihrem gewöhnlichen Spaziergange im Parke ankleiden, den sie auch bald darauf mit ihr antrat.

Selinda war schweigsam und ließ die Zofe plaudern, vom gestrigen Feste und sonst noch von allerlei Dingen, die sie heute wenig interessirten. Wie in tiefes Sinnen verloren, schritt sie langsam an ihrer Seite dahin, denn der Tag war sonnig und milde, und sie bemerkte es kaum, daß Marsa, des Gefangenwärters Tochter, ganz verstört auf sie zueilte.

Als sie die Kleine aber endlich bemerkte, rief sie ihr freundlich zu: Ei, ei, liebes Kind, warum hast Du nicht Wort gehalten, und bist gestern nicht zu mir gekommen?"

„Ich durfte nicht," erwiderte Marsa athemlos.

„Du durftest nicht? Und wer verhinderte Dich daran?"

„Mein Vater war wegen der Flucht des Gefangenen von dem Pascha in den Kerker geworfen worden und dieser befahl auch mir, die Mauern des Schlosses nicht zu überschreiten."

„Dann warst Du freilich gewissermaßen selbst gefangen und bist also außer Schuld. Aber Du bist nun wieder frei und ist es Dein Vater auch?"

„Wir sind Beide frei!"

„Aber warum kommst Du so eilig. Ist sonst etwas vorgefallen? Es droht doch unserm Schützlinge keine Gefahr? Gewiß nicht! Denn Du bist so freudig bewegt?"

„Ja, das bin ich, obgleich es vielleicht Unrecht ist, denn man soll sich über keines Menschen Unglück freuen, aber ich kann nun heute einmal nicht anders. Der Pascha Suleiman ist in Ungnade gefallen, aller seiner Würden und Aemter entsetzt und sogleich nach Konstantinopel berufen, von wo aus er in die Verbannung geschickt werden wird. Im ganzen Schlosse herrschte die größte Verwirrung, Alles wird eiligst eingepackt, denn heute Nachmittag schon soll der Pascha zu Schiffe gehen. Deßhalb bin ich hierher geeilt, so schnell mich meine Füße tragen, um Dir, hohe Herrin, und dem armen Flüchtlinge Alles mitzutheilen, denn er wird nun nichts mehr von der Rache des Pascha's zu fürchten haben."

Selinda hörte mit Erstaunen den Bericht des Mädchens, denn ihr Vater hatte ihr nichts mitgetheilt von dem Schicksale, welches Suleiman betroffen hatte. Obgleich sie aber ihr Bedauern ihm nicht versagte, war sie doch im Stillen eben so lebhaft als das Tartarenmädchen darüber erfreut, daß durch seine schleunige Entfernung das Asyl, welches sie Felix angewiesen hatte, nur noch mehr gesichert wurde. Doch um ihre freudige Bewegung nicht zu verrathen, nahm sie wieder eine ernste, besorgte Miene an, und sagte in theilnehmendem Tone: „Mich dauert die arme Aminda. Sie wird das harte Loos ihres Gebieters theilen müssen und ein trauriges Leben bei ihm führen, wenn er in irgend eine abgelegene Gegend verbannt wird. Ich bin neulich, als sie mich besuchte, vielleicht zu hart gegen sie gewesen, und möchte ihr gern noch einige Worte des Trostes sagen. Du magst nachher zu ihr hingehen, Mirza, und sie freundlich zu mir einladen, wenn auch nur auf wenige Minuten, damit ich Abschied von ihr nehme."

Mirza verneigte sich stumm, zum Zeichen, daß sie den Befehl erfüllen werde, Marsa aber bemerkte

in geheimnißvollem Tone, und halblaut: „Du kannst die Botschaft sparen, Herrin, denn Aminda wird nicht zu Dir kommen."

„Und warum nicht?" fragte Selinda erstaunt.

„Weil sie seit gestern Abend spurlos aus dem Schlosse verschwunden ist."

„Verschwunden?" rief Selinda erschrocken. „Der Pascha wird sie doch nicht haben umbringen lassen? Weißt Du etwas Näheres darüber? Ist sie vielleicht irgend eines Vergehens verdächtigt worden?"

„So ist es! Der Pascha hatte Verdacht geschöpft, daß sie dem Gefangenen zur Flucht verholfen."

„Bei Allah! dann hat Suleiman sie tödten lassen!"

„Du scheinst viel Antheil an ihr zu nehmen?"

„Ja, ich nehme großen Antheil an der Unglücklichen, denn sie war zwar leidenschaftlich und leichtsinnig, aber herzensgut. Die armen Zirkassierinnen verdienen große Nachsicht, mit allen ihren Fehlern und Schwächen, denn sie wachsen ja größtentheils wild auf in ihrer Heimath, ohne Erziehung, ohne moralische Grundsätze und nur ihre Schönheit wird gepflegt, um — verkauft zu werden. Ach, ein trauriges Loos!"

„Willst Du mir erlauben, Dir einige Worte allein zu sagen?"

„Gern. Sprich: was weißt Du von der Unglücklichen?"

Marsa trat hierauf mit ihr zu Seite und flüsterte ihr geheimnißvoll zu: „Ja, Du hast es errathen, die schöne Aminda sollte sterben. Der Pascha hatte befohlen, sie sollte in den Sackzikiee gestürzt werden, und sie befand sich schon auf dem Todeswege. Um meinen Vater aus dem Kerker zu befreien, habe ich dem Pascha angezeigt, daß sie am Abende vor seiner Flucht, mit dem Gefangenen, durch die Oeffnung in seiner Kerkerthür eine Unterredung gehabt hatte. Dieß erweckte seinen Verdacht und er sprach das harte Urtheil über sie. Ich hatte sie in Todesgefahr gestürzt, deßhalb mußte ich sie auch retten und es gelang mir auch mit Hülfe Anderer. Sie befindet sich jetzt schon in Sicherheit, dem Pascha aber blieb ihre Befreiung verborgen und er glaubt fest, daß sein grausames Urtheil an ihr vollstreckt worden sey."

„Wahrlich, Du hast brav gehandelt, Mädchen," entgegnete Selinda, ihr die Wangen streichelnd. „Und darfst Du mir sagen, wohin sie sich gewendet hat? Ich werde schweigen, wie das Grab."

„Nach Balaklawa," flüsterte Marsa, kaum hörbar.

„Ha! ich ahne!" rief Selinda, aber sie forschte nicht weiter und es schien ihr zu genügen, daß sie die Unglückliche dem schrecklichen Tode entgangen wußte. Sie rief Mirza wieder zu sich und sprach, einen gleichgültigen Ton annehmend, laut zu der Tochter des Gefangenwärters: „Ich danke Dir für Deine Mittheilungen und erwarte nun, daß Du heute Nachmittag zu mir kommst, und das Geschenk in Empfang nimmst, welches ich Dir bestimmt habe. Jetzt kannst Du nur nach Deiner Wohnung zurückkehren, denn Du brauchst nicht zu Deinem Oheim, dem Gärtner zu gehen. Ich befand mich bereits auf dem Wege zu ihm, um mir einige Blumen auszusuchen, die ich in meinen Zimmern zu haben wünsche. Dabei werde ich ihm Deine Botschaft ausrichten, und er mag sie dann unserm Schützlinge mittheilen."

Marsa wäre freilich gern selbst gegangen, um Felix zu sehen, doch gehorsam zog sie sich zurück und verließ den Park.

Mit hochklopfendem Herzen begab sich Selinda mit ihrer Zofe nach der Gärtnerwohnung.

Sie war keineswegs Willens, die Botschaft an Felix durch den Gärtner bestellen zu lassen, denn sie gab ihr eine erwünschte Gelegenheit, sich dem jungen Manne selbst zu nähern. Sie konnte jetzt den Anschein vermeiden, als ob sie käme, nur um seinen Wunsch zu erfüllen, denn die Nachricht, die ihr Marsa vertraut hatte, konnte jetzt als triftiger Grund ihres Besuchs im Hause des Gärtners schon allein gelten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schwester.

(Fortsetzung.)

Als Leonore am andern Tage erwachte und in die morgensonnenhelle Waldlandschaft vor ihrem Fenster blickte, über der die Erinnerung ihrer Traumgesichte schwebte, fühlte sie sich um einen tiefen und unauslöschlichen Eindruck reicher. Sie fühlte aus der Natur ein Etwas sie anwehen, welches sie früher nie empfunden. Eine Sehnsucht stieg in ihr empor nach einer innern Harmonie mit dem stillen, ruhedurchtränkten Leben und Weben der Natur. Sie hätte die nächste schöne Waldblume um ihre träumerische Bewußtlosigkeit beneiden mögen. Sie fühlte, es lag in dieser Natur eine Poesie, welche durch keine zerstörte Illusionen zernichtet werden könne. Ihre Poesie war bisher nur die der Geschichte gewesen, die Poesie des Glanzes und der Macht, welche so oft nur die Poesie des Theaters ist, und welche Leonoren in unwiderstehliger Schwärmerei an den Rand eines Abgrundes gelockt hatte. Dieser Morgen aber war der Wendepunkt ihres Lebens!

Als Leonore ihr Zimmer verlassen und heruntergegangen war, empfingen ihre Wirthe sie mit derselben schonenden, von aller Neugier fernen Herzlichkeit, wie am Abende zuvor. Philibert besonders schien es stillschweigend als einen ganz natürlichen Umstand zu betrachten, daß sie in seinem Hause sey. Leonore beruhigte sich von Stunde zu Stunde mehr. Es war auffallend, wie wenig endlich ihr Herz sich noch sträubte, ihm Alles anzuvertrauen, was sie ihm nothgedrungen anvertrauen mußte. Und wie hatte sie gestern noch vor diesem Augenblicke gezittert!

Sie sagte ihm, daß ihr Bruder sie auf eine Weise verrathen habe, welche es ihr unmöglich mache, zu ihm zurückzukehren: daß ihre einzige Zuflucht das Kloster ihrer Tante sey, und daß sie nicht anders könne, als von ihm, Philibert, begehren, sie dorthin zu bringen, wo sie eine traurige Verirrung ihres Herzens abbüßen wolle.

Philibert hörte sie stillschweigend an und brachte kein Wort über seine Lippen, obwohl er ein paar Mal zu reden versuchte. Er ging, um Bertram nach dem nächsten Orte zu senden und von dort einen Wagen zu schaffen. Als er zurückkehrte, war sie in den Garten gegangen und hatte sich auf die Steinbank einer Gaisblattlaube gesetzt, um allein zu seyn, denn eine vollständige Erschöpfung fing an, sich bei ihr geltend zu machen.

Philibert machte sich in ihrer Nähe zu schaffen und wandte kein Aug von ihr. Tausend Dinge lagen ihm auf dem Herzen, die er ihr hätte sagen mögen — aber er wagte es nicht, sie anzureden. — gegen die Gedanken, welche in diesem Augenblicke ihre schmerzerfüllte Seele bewegen mußten, kam ihm Alles so klein und nichtig vor, was er ihr sagen konnte — ja frivol und gefühllos sogar! Und doch lag sein ganzes Herz in diesen Dingen.

Leonore fühlte sich immer mehr unwohl. Sie zog sich zurück und war bald gezwungen, sich niederzulegen. Als der im nächsten Flecken bestellte Wagen gegen Mittag ankam, war es ihr unmöglich, sich zu erheben und abzureisen. Auch litt Philibert's Mutter, die sich voll Sorgfalt um sie bemühte, dieß durchaus nicht. Leonore war in einem Zustande äußerster Nervenerschöpfung, der in Nervenfieber überzugehen drohte. Bertram mußte mit dem Wagen zurück, um einen Arzt aufzutreiben. Dann sollte er auch Gertruden mit den Sachen ihrer Herrin aus Windschrot holen. Er machte sich eiligst wieder auf den Weg, aber es war schon Dämmerung geworden, als er sich dem Gute näherte. Ungefähr einen Büchsenschuß weit vom Hofthore desselben kam ihm Joseph entgegengestürzt, mit allen Zeichen furchtbarster Aufregung. Bertram hielt ihn zurück und richtete seinen Auftrag aus. Joseph hörte ihn an, wie ein Verbrecher ein Begnadigungsdekret anhören mag. Stumm, aber in zitternder Hast zog er den seltsamen kleinen Waldmenschen in das Haus, rief seinen Vater herbei, und während der Jagdgehülfe seine Freudenbotschaft wiederholte, ließ er selbst es sich nicht nehmen, Leonorens Sachen einzupacken und ihr obendrein von Christinens Eigenthum zu senden, was er irgend willkommen glaubte.

Als Bertram und Gertrude endlich abgefertigt und auf dem Wege zum Forsthause waren, wandte Joseph sich zu Christinen und sagte mit einem Gesichte, auf dem eine stille Resignation ausgeprägt lag:

Laß einpacken, Frau — noch diese Nacht. Morgen in aller Früh reisen wir!

In der That saß Joseph schon am Vormittage des folgenden Tages neben seiner jungen Frau, die noch immer sehr rothgeweinte Augen hatte, im Reisewagen. Einen Versuch, Leonoren wiederzusehen, hatte er nicht gemacht. Auch hat man niemals eine Sylbe wieder von ihm gehört.

Auch der alte Baron Windschrot machte sich früh am andern Tage auf die Wanderung, mit jugendlich raschem Schritte. Er begab sich in die Wälder zum Forsthause hinauf, und sein Erscheinen bewegte Leonoren so freudig, daß sich von diesem Augenblicke an die Wendung ihres Nervenleidens zur Besserung datirte. Philibert's Mutter aber widersetzte sich dennoch diktatorisch Leonorens Abreise zu ihrer Tante. Es war, als habe die freundliche Matrone, die ihren Sohn wie ihren Augapfel liebte, durchschaut, was in dem Herzen desselben vorging, und wache besorgt über seinem Glücke. Und dieß Durchschauen war freilich nicht schwer — sein verändertes Wesen, seine Unruhe, seine Schwermuth sprachen deutlich genug!

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Vor einigen Tagen wurden in Paris auf der in der Nähe der Concorde-Brücke angelegten „Fregatte Ecole" mit dem von den Herren Seyferth (einem Deutschen) und Ferdinand Gilas bereiteten phosphorhaltigen Wasserstoffgas merkwürdige Experimente gemacht, welchen der Schiffskapitän Polhuan im Auftrage des Marineministers, ein Kommandant im Auftrage des Kriegsministers, der Schifffahrtsinspektor Raymond, die Doktoren Broussais, Meduci, Wertheimber, Kalisch und sonst viele Gelehrten anwohnten. Die Experimente wurden von den Herren Seyferth und Gilas selbst

vorgenommen. Die Apparate dieses Gases, das sich in der Luft selbst entzündet und das nämliche ist, das die Irrlichter erzeugt, brachten überraschende Wirkungen hervor. Die an den Rettungsbooten angebrachten Photophoren (so werden diese Apparate genannt) erzeugen auf der Wasserfläche Flammen, die ein so starkes Licht verbreiten, daß sie bei den dunkelsten, stürmischesten Nächten dem Seemanne als Phare dienen können, zumal diese Flammen weder vom Winde noch von den Wellen ausgelöscht werden können. Die Photophoren lassen sich auch an Rettungsgürteln befestigen, welche die dem Sturze in das Wasser ausgesetzten Personen tragen, und die in einem solchen Unglücksfalle nur einen Hahnen öffnen dürfen, aus dem dann das Gas ausströmt, dessen Flammen den Ort, wo einer in Gefahr ist, anzeigen, um ihm zu Hülfe kommen zu können. Oben auf den Masten können sie als telegraphische Signale gebraucht werden, mittelst Hahnen mit einem Drücker, die durch in das Wasser laufende Dräthe bewegt werden und mit einer Röhre in Verbindung stehen, welche ihnen die durch eine auf dem Schiffe oder auf dem Lande stehende Spritze eingepumpte Luft zuführt. Ein Photophor kann vermöge seines starken fortwährenden Lichtes auch als unterseeische Lampe dienen und daher für die Taucher von größtem Nutzen seyn. Ferner kann man den Photophor zu Eisenbahnsignalen benützen. Endlich kann man mit einem großen Photophor alle Gasröhren einer Stadt auf einmal, ohne Anzünder anzünden. Man denke sich einen solchen Photophor zur Beleuchtung eines Festes! Alles liegt in finsterer Nacht und auf einmal leuchten Tausende von Flammen auf allen Punkten, wie mit einem Zauberschlag, empor, und dazu braucht man blos ein wenig Phosphor oder Kalk. Die mit diesem Gase angestellten Experimente wurden von allen Anwesenden für ganz gelungen erklärt.

Am 29. Sept. l. Js. wurde zu Mendorf, Landgerichts Riedenburg, am Schulhause, seiner Geburtsstätte, die Gedenktafel gesetzt für einen großen Sohn des Vaterlandes, den berühmten Komponisten Simon Mayr, gestorben als Kapellmeister zu Bergamo. Die Inschrift der Gedenktafel, welche in Gegenwart des königl. Landgerichtsvorstandes des königl. Distrikts- und Lokalschul-Inspektors, mehrerer Geistlichen, Lehrer und der betreffenden Gemeinde-Verwaltungen aufgestellt und enthüllt wurde, lautet: „Hier wurde der berühmte Komponist Johann Simon Mayr am 14. Juni 1763 geboren. Was Händel für England, Gluck für Frankreich, das hat er für Italien geleistet. Er starb den 2. Dez. 1845 als Kapellmeister der Basilika St. Maria Maggiore zu Bergamo und als Präsident des Athenäums daselbst. — Mayr war der eheliche Sohn des dortigen Schullehrers und Organisten Joseph Mayr und dessen Ehefrau Maria Anna, geborne Prantmayer von Friedberg.

Als man jüngst auf der englischen Bank die Bilanz machte, ergab sich ein Defizit von 100 Pfund Sterling. Man suchte die ganze Nacht — der Fehler fand sich nicht. Endlich am Sonntag Früh kam einem der Beamten der Gedanke, das Versehen könnte bei der Abfertigung mehrerer nummerirter Geldkisten, die Tags vorher nach Ostindien über Southampton abgegangen waren, geschehen seyn. Der Telegraph eröffnete seine elektrische Jagd auf den Dampfer, der einen Vorsprung von 48 Stunden hatte. Man fragt an, ob das Schiff so und so noch im Hafen sey. Antwort: Es lichtet eben die Anker. So halte man es zurück, gibt der elektrische Strom die Weisung. Antwort: Es ist geschehen. Anfrage: Hat das Schiff Kisten an Bord, die so und so gezeichnet sind? — Ja. — Man wäge die Kisten. — Sie sind gewogen. Eine von ihnen war zu schwer, und die Differenz kam gerade dem Gewicht einer Summe von 100 Pfd. St. gleich. — Das Schiff kann unter Segel gehen. — Die Bank von England begnügte sich, der ostindischen Kompagnie ein Soll von 100 Pfd. St. mehr einzutragen, und so ward der Fehler aus einer Entfernung von 40 Meilen in weniger als einer Stunde verbessert, ohne daß man die Kisten zu öffnen brauchte.

In Braubach wurde vor einigen Tagen die Luft von geflügelten Ameisen fast verdunkelt, Menschen und Vieh so belästigt, daß es im Freien kaum mehr auszuhalten war. Das Heer der kleinen Peiniger verschwand aber bald wieder nach einem Regen so räthselhaft, wie es gekommen.

Räthsel.

Ich bin sehr dünn und klein
Und dring' in's Feinste ein,
Doch geh' ich leicht heraus
Aus meinem schmalen Haus.

Nimmst du den Kopf mir ab,
Seh' ich auf dich herab,
Sprech oft: von, bei und zu —
Sag' an, was rathest du?

Auflösung der Charade in Nro. 245:
Blitzableiter.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 249 Montag, 19. Oktober 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

Der Gärtner empfing seine schöne Gebieterin ehrfurchtsvoll, und kaum hatte er ihren Wunsch vernommen, Blumen auszusuchen, als er sie auch sogleich nach dem Treibhause führte. Es war so ziemlich gut im Stande gehalten worden, denn der alte Gärtner liebte sein Geschäft, und unter immer grünen Lorbeeren, Myrthen, Orangen, Oleandern und kleinen Palmen, befanden sich auch noch manche blühende Gewächse, unter welchen sich besonders einige schöne Camelien auszeichneten. Aber eben als sie, um diese zu beschauen, bewundernd stehen blieb, öffnete sich die Glasthür, und Felix trat in großer Aufregung und in türkischer Kleidung, wie er sie gestern getragen hatte, herein.

Der junge Mann, welcher noch nie geliebt hatte, war schnell, durch einen einzigen Blick aus Selinda's schönen Augen, wie durch einen Blitzstrahl, plötzlich mit dem Feuer der heftigsten Leidenschaft erfüllt worden. Seine ganze Seele loderte in Flammen auf und mit der unbesonnenen Schwärmerei der Jugend wollte er ihr wenigstens seine glühende Liebe bekennen, wenn er auch nicht hoffen durfte, sie erwidert, oder durch ein glückliches Bündniß gekrönt zu sehen. Deßhalb hatte er auch am vergangenen Tage den gutmüthigen Gärtner, welcher glaubte, seiner Herrin einen geheimen Dienst damit zu erweisen, überredet, ihn als seinen Gehülfen bei der festlichen Tafel mit erscheinen zu lassen, auf die Gefahr hin verrathen zu werden. Bekannt mit der Blumensprache des Orients hatte er das für Selinda bestimmte Bouquet selbst geordnet und ihr dadurch seinen Wunsch zu erkennen gegeben, sie zu sprechen, zugleich auch die Erklärung seiner Liebe darin ausgedrückt. Als er sie jetzt erblickte, flog er ihr freudig entgegen, denn er glaubte in der Gewährung seiner Bitte auch zugleich einen Ausdruck ihrer Zuneigung zu erkennen. Ehe sie es verhindern konnte, stürzte er zu ihren Füßen nieder, küßte den Saum ihres Kleides und sprach in feurigen Worten, wie der Moment sie ihm eingab, seine Liebe aus. Selinda war ganz bestürzt. Sie hatte sich vorgenommen, sobald sie ihn sähe, zuerst das Wort zu ergreifen und ihm zu sagen, daß sie nur gekommen sey, um ihm die Nachricht von der Ungnade, welche Suleiman betroffen, und von seiner schleunigen Abreise zu bringen, weßhalb auch der Fortsetzung seiner Flucht nichts mehr im Wege stehe. Sie hatte diese letzten Worte besonders betonen wollen, um ihm zu zeigen, daß sie seine Entfernung wünsche, doch dieß Alles war bei dem Anblicke des leidenschaftlichen Jünglings aus ihrem Gedächtnisse entschwunden. Sie fürchtete sich fast vor ihm und blickte nach Beistand um, doch sie war allein mit ihm, denn Mirza hatte nach schlauer Zofen Art geglaubt, durch ihre Gegenwart die Zusammenkunft nicht stören zu dürfen, und hatte den Gärtner aus dem Treibhause mit sich fortgezogen. In immer steigender Bestürzung bat sie ihn aufzustehen, doch er hatte sich ihrer Hand bemächtigt, bedeckte sie mit heißen Küssen und schwur hoch und theuer, daß er vor ihr im Staube liegen bleiben werde, bis sie ihm ein tröstendes Wort gesagt. Doch eben rief er in seiner wilden Begeisterung: „Keine Macht der Erde soll mich von dieser Stelle reißen! als eine donnernde Stimme dicht hinter ihm antwortete: „Doch die Macht des Vaters, Bube!"

In demselben Momente fühlte er sich von einer starken Faust an der Schulter gepackt, emporgerissen und weit fortgeschleudert von Selinda.

Es war Omer Pascha, welcher unbemerkt durch eine Seitenthür in das Gewächshaus eingetreten, und hinter einer Lorbeergruppe Zeuge des leidenschaftlichen Geständnisses gewesen war.

Selinda sank mit einem Schreckensrufe in die Arme ihres Vaters. Felix hatte unwillkürlich nach der linken Seite gegriffen, wo er sein Seitengewehr zu tragen pflegte, und als er bemerkte, daß er unbewaffnet sey, stieß er einen schmerzlichen Seufzer aus. Doch dachte er nicht daran, die Flucht zu ergreifen und sich dem Zorne des beleidigten Vaters zu entziehen. Kühn und trotzig blieb er stehen, wie ein Mann der Genugthuung zu verlangen hat, für einen ihm zugefügten Schimpf.

„Bleib!“ herrschte ihm der Pascha zu. „Wir sprechen uns nachher!“ Dann wendete er sich zu seiner Tochter, welche, einer Ohnmacht nahe, in seinen Armen lag. In milderem Tone, aber mit väterlichem Ernste, fragte er sie: „Was hier vorgegangen? Wer der junge Mann sey und ob sie ihm Veranlassung gegeben, ein solches Geständniß gegen sie zu wagen?“

Es dauerte geraume Zeit, ehe Selinda so viel Fassung gewann, ihm einen kurzen Bericht über das Vorgefallene abzustatten. Sie wollte sich zu seinen Füßen werfen, allein er duldete es nicht und hielt sie in seinen Armen, denn er vermochte der Ueberzeugung nicht zu entsagen, daß sie nur aus Herzensgüte, nicht aber aus strafbarer Leidenschaft gefehlt habe.

Wahr und treu, wie es geschehen war, theilte sie ihm Alles mit und verhehlte ihm auch nicht die Verhältnisse, unter welchen Felix in die Gewalt Suleimans gekommen und von ihm mit dem Tode bedroht worden war, wie sie ihn dann als Flüchtling schlafend gefunden und ihm heimlich ein Asyl vergönnt habe.

Ihr Vater schenkte auch ihrem Berichte volles Vertrauen und da er sich jetzt noch mehr überzeugte, daß sie eigentlich nur darin gefehlt hatte, ihm den Vorfall zu verhehlen, so war er gern geneigt, ihr zu verzeihen, doch sein Zorn gegen den kecken, jungen Mann, der es gewagt hatte, seiner Tochter, die er über Alles liebte, ein so leidenschaftliches Bekenntniß abzulegen und ihren Ruf dadurch zu gefährden, hatte sich noch nicht gelegt. Er wendete sich deßhalb zu ihm, mit finsterer Miene und sprach die bittersten Vorwürfe gegen ihn aus, daß er die edle Handlung, die Selinda in ihrer Unschuld und Herzensgüte an ihm geübt, mit so schmählichem Undank vergolten hatte.

„Glaubtest Du, daß es Dir gelingen würde, diese reine Unschuld zu verführen?“ fuhr er am Schlusse seiner Rede fort. „Oder warst Du gar eitel genug, den Gedanken zu hegen, daß ich sie Dir zur Gattin geben würde, Dir, dem Christen, dem Russen, meinem Feinde?“

Aber auch Felix war indessen zur Besinnung gelangt und nachdem der Schrecken den wilden Aufruhr seiner Leidenschaft gedämpft hatte, regten sich Beschämung und Reue in seiner Brust. Vor allem traf ihn der Vorwurf der Undankbarkeit schwer, denn er fühlte, daß er gerecht war. Deßhalb entgegnete er dem Zürnenden zwar noch immer mit einem gewissen Stolze, doch auch mit Ehrerbietung: „ich habe gefehlt und gestehe es reuig, daß ich undankbar gehandelt, doch Gott ist mein Zeuge, daß ich keinen Gedanken gehegt, welcher Deiner reinen, schuldlosen Tochter hätte zur Schmach gereichen können. Ich würde mich selbst verfluchen, wäre ein solcher Gedanke über mich gekommen! Es hat mich ergriffen, wie ein Zauber! Ich mußte es ihr sagen, wie heiß ich sie liebe, sonst wäre ich wahnsinnig geworden. Ich mußte es ihr sagen, wenn ich auch keine Hoffnung hegte, keine —! Drum zürne nicht mir, sondern zürne der höheren Macht, die den zündenden Funken in meine Brust geworfen.“

Die edle Sprache und würdevolle Haltung des Jünglings schienen dem Pascha zu imponiren und er entgegnete deßhalb auch in einem milderen Tone: „Ich pflege der jugendlichen Schwärmerei, wenn sie aus edlen Gefühlen entspringt, viel nachzusehen, und diese Nachsicht soll auch Dir zu Gute kommen. Ich könnte Dich als Kriegsgefangenen betrachten und Dich nach Varna, oder Konstantinopel senden, ja, ich könnte noch besondere Strafe über Dich verhängen, für Dein allzudreistes Beginnen, aber ich will darauf verzichten, in Rücksicht auf Deine Jugend. Du sollst frei seyn, aber Du wirst noch heute Eupatoria verlassen. Ich werde Dir eine Begleitung mitgeben, die Dich sicher durch unsere Vorposten führen wird, damit Du ungehindert zu Deinem Vater, oder in das russische Lager zurückkehren kannst. Hier aber dulde ich Dich keine Stunde länger.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Schwester.

(Schluß.)

Philibert, sagte sie eines Morgens, als sie allein mit ihm war und indem sie seine Hand ergriff, weßhalb bist Du so still und verzagt? Mein kecker Junge ist ja sonst nicht blöde! Soll ich mir denn durchaus ein Herz fassen und für Dich reden?

Philibert erröthete. Nein, mein gutes Mütterchen — wenn Ihr mir Euern Segen dazu gebt —

Den hast Du, Kind —

Dann will ich's selbst versuchen, ob ich's herausbringe!

Es war zwei Tage nachher. Leonore ging schon wieder in die Luft und wandelte im Garten auf und ab. Sie war sehr blaß und ihre Blicke glitten träumerisch über die Blumenkelche, in denen die Thautropfen des Morgens funkelten. Sie dachte mit tiefem Zagen an die Abreise — aus dem sichern Friedensbaum, der sie hier in der Waldeinsamkeit umgab, sich loszureißen, um in die Welt zurückzukehren, das schien ihr das schwerste Opfer, welches sie dem Leben und einem unerbittlichen

Schicksale bringen sollte. Sie dachte auch an Philibert. Während des Aufenthalts in seinem Hause hatte sie immer mehr liebenswürdige Seiten an diesem edlen Charakter sich entwickeln gesehen. Hinter seiner Bescheidenheit verbarg sich ein tiefer Verstand, ein warmes, sinniges Gemüth, und vor Allem rührte Leonore Philibert's liebevolles Betragen gegen seine Mutter. Nach und nach verkettete sich seine Erscheinung auf das Engste mit all jener Poesie, welche ihr aus diesem stillen Waldleben entgegenquoll und deren Zauber sie jetzt mit einer früher ungeahnten Gewalt fesselte. In dieser Stimmung war Leonore, als sie plötzlich Philibert vor sich stehen sah. Verlegen bot er ihr den Morgengruß.

Ich muß Ihr kleines Zauberreich zu einer Zeit verlassen, wo es gerade in seiner schönsten Blüthe steht, sagte sie. Alle ihre Blumen haben um die Wette ihre schönsten Kelche aufgeschlagen.

Leonore, Sie sind sehr grausam gegen mich, nahm Philibert das Wort. Ich hatte mich so getrost in mein Schicksal gefunden, ich hatte mich angeschickt, hier das Leben eines Weisen zu führen, der von der Welt nichts mehr erwartet und die Entsagung des Anachoreten als die ächte Philosophie des Herzens betrachtet, das glücklich seyn will. Aber ach, es war der Traum eines Knaben, der keine inneren Erfahrungen hat: eine männliche Leidenschaft hat mich jetzt gelehrt, daß das Glück des Menschen nicht anders seyn kann, als das Glück desjenigen, nach dessen Bilde er erschaffen ist. Er will eine Welt besitzen, eine Welt für sich — eine Unendlichkeit für sich.

Das ist viel, ungeheuer viel verlangt — sagte Leonore.

Aber nicht zu viel, nichts Unerreichbares!

Und wie wollen Sie so etwas auf Erden zu erreichen hoffen?

Ich darf es freilich nicht zu erreichen hoffen — ich wage es nicht zu hoffen — aber —

Aber —

Sie hätten mir nicht den Blick in diese Unendlichkeit öffnen sollen, um ihn rasch wieder zu verhüllen.

Ich verstehe Sie nicht.

Nicht? er sah sie mit einem tiefen, innigen Blicke an und sagte weich:

Geben Sie mir Ihre Hand — ich wage sonst nicht zu reden.

Sie reichte ihm die Hand, zitternd, erbleichend, aber sie bezwang sich und erwiderte seinen Blick offen und fest.

Diese Welt für mich, eine Welt voll unergründlichen Reichthums, voll ewiger Gedanken, voll der Unendlichkeit, in deren Anschauen ich das Glück der Gottheit hätte, sind Sie Leonore. Bleiben Sie bei mir Leonore!

Leonore schlug die Augen zu Boden, aber sie schien nicht überrascht, sie entzog ihm ihre Hand nicht. Er kniete vor ihr. Sie legte ihre Hand auf seine Schulter und sagte leise:

Lassen Sie mich allein. Ich muß eine Stunde allein seyn, bevor ich das wichtigste Wort meines Lebens ausspreche!

Er küßte ihre Hand, eine heiße Thräne fiel darauf; dann erhob er sich und ging.

— — — — — — — — — — — —

Die Stunde war verflossen. Philibert betrat den Garten. Leonore war nicht da. Als er forschend sich umschaute, sah er sie am Arme ihres Vaters den Weg daherkommen, der von Windschrot durch den Wald zum Forsthause heraufführte. Der alte Baron hatte es sich zu nutze gemacht, daß sein Sohn die Behausung seiner Ahnen für die nächste Zeit in Miethe genommen: er wohnte in Windschrot und kam täglich um eine bestimmte Stunde Leonoren zu besuchen. Diese war ihm jetzt entgegen gegangen, er eilte rasch mit ihr heran und schon von weitem rief er, mit einer so fröhlich lauten Stimme, als ob er alle Vögel des Waldes von ihren Zweigen aufschrecken wollte:

Sie sind ja ein ganz exzellenter Mensch, Sie, Gott segne Sie, Wolfskron, ich willige mit allen Leibeskräften ein, ich gebe Euch meinen Segen zehntausendmal, meinen besten väterlichen Segen!

Nach diesen Worten umarmte er Philibert mit einer merkwürdigen Inbrunst und versicherte, er sey, so lange er denken könne, nicht so fröhlich gewesen, und jetzt sollte ein Leben beginnen, wie bei den Engeln im Himmel!

Leonore stand blutroth vor Scham und Verlegenheit hinter dem alten Baron, während dieser so stürmisch seine rührende Freude an den Tag legte, einmal wieder in seiner vollen Würde anerkannt zu werden und als Vater fungiren zu können!

Ich habe den Vater hergebracht, um für mich zu antworten, Philibert, sagte sie. Ich hoffe dafür, erlauben Sie ihm, immer bei uns zu bleiben — nicht wahr?

Ja, bei **uns**, Leonore, versetzte Philibert und schloß sie in seine Arme — bei **uns**; welch' süßes Wort!

Sie lagen Brust an Brust; der Alte stahl sich fort und zerdrückte eine Thräne in seinem Auge.

Mannigfaltigkeiten.

Der „Schwäbische Merkur“ stellt vergleichende meteorologische Betrachtungen für die letzten 33 Jahre an, um daraus annähernde Schlüsse auf die Güte

des dießjährigen Weines zu ziehen. Es ergibt sich daraus, daß der Jahrgang 1857 übertroffen wird 1) in dem wahren Temperaturmittel der 6 Monate April bis September, von 1834 und 1846; 2) in dem wahren Temperatur-Mittel der 5 Monate Mai bis September, von 1834, 1846; 3) in der höchsten Temperatur des Maximums, von 1829, 1832, 1834, 1835, 1838, 1839, 1845, und den Jahren 1830 und 1856 gleich kommt; 4) in der Zahl der Sommertage, von 1834, 1842; 5) in der Höhe des Regens vom April bis September übertrifft der Jahrgang 1857 die Jahre 1828, 1832, 1834, 1835, 1842, 1846, 1855. Als Hauptresultat ergibt sich nun aus allen diesen Vergleichungsmomenten zusammen: daß der Jahrgang 1857 in sämmtlichen 1) bis 4) nur dem Jahrgang 1834 nachsteht, während er in der, die Gesammteinwirkung der Wärme während der Vegetationsmonate darstellenden „wahren" (die Temperatur zur Nachtzeit ergänzenden) Mitteltemperatur noch dem Jahrgang 1846, in der Zahl der Sommertage dagegen noch dem Jahre 1842 nachsteht; dagegen vor diesen drei Jahrgängen, mit denen er konkurrirt, wiederum einen geringeren Grad von Trockenheit voraus hat. Wenn wir uns daher — bemerkt das genannte Blatt — bescheiden wollen, den heurigen Jahrgang dem, durch seltene Gleichmäßigkeit des Witterungsganges, und namentlich auch die Nächte über, so sehr ausgezeichneten, Jahrgang 1834 nicht an die Seite zu setzen, so wird er desto sicherer den Jahrgängen 1846 und 1842 gleich zu achten seyn.

Der am 21. November v. J. in Berlin verstorbene Rentier M. Normann, der sein bedeutendes Vermögen größtentheils wohlthätigen Stiftungen vermachte, hatte in seinem Testament auch seinen alten Kampfgefährten, den k. Musikalien-Inspektor Berend, mit einem Vermächtniß von 1000 Thalern bedacht, mit der Testamentsklausel, daß dieser, so lange er lebe, in der Nacht vom 21. bis 22. November vor dem Sterbehause, neue Friedrichsstraße Nr. 53, jetzt im Besitz der früheren Wirthschafterin des Verstorbenen, allein einige Trauergesänge ausführe. Derselbe hat jetzt, wo die Sterbenacht naht, in der er zum Erstenmale singen soll, beim Polizeipräsidium die dazu nöthige Erlaubniß nachgesucht.

In Osborne soll neulich Napoleon seine bevorstehende Zusammenkunft mit dem Czaren damit entschuldigt haben, er sey eingeladen und könne „aus Courtoisie" nicht ausweichen. Als nun Napoleon in Stuttgart dem Czaren gegenüber seine Verwunderung über des Letzteren beabsichtigte Zusammenkunft mit dem Kaiser von Oesterreich in Weimar merken ließ, hat Kaiser Alexander genau die in Osborne in vertraulichem Kreise gesprochenen Worte gebraucht: „Ich bin eingeladen und kann daher aus Courtoisie nicht ausweichen!" — So die „N. N. Z."

In Neu-St.-Anna nächst Arad brachte ein wohlhabender Bauer seinen am selben Tage abgelösten Wein nach Hause; der Wein, dreißig Eimer, wurde in den Keller gebracht, wo auch die Gährung begann. Die Frau des Landmannes, welche so unvorsichtig war, mit einem weiblichen Dienstboten in den Keller zu gehen, wo sie etwas zu holen hatte, büßte diese Unvorsichtigkeit mit dem Tode. Beide fand man nach einer halben Stunde, vom Schlage getroffen, als Leichen liegen. Herbeigeeilte ärztliche Hülfe war zu spät. Die Leichen waren in dieser kurzen Zeit ganz schwarz geworden.

Durch Barths Forschungen und Reisen in Afrika ist jetzt wieder ein Gebiet von 196,050 Quadratmeilen dieses Welttheils den Blicken Europas erschlossen, und es bleiben von der circa 543,000 Quadratmeilen betragenden Oberfläche desselben nur noch 120,000 dem Entdeckungsdrange künftiger Reisenden übrig. Die ganze von Barth durchwanderte Strecke betrug 1885 Meilen.

Man liest im Toulonnais: Ein sehr seltener, für die Naturforscher interessanter Fall ereignete sich gestern Abend in der Menagerie des Herrn Charles: Die schöne nubische Löwin warf 3 Junge, deren Eines sie sofort auffraß. Um die beiden Anderen zu retten, stürzte sich Herr Charles in den Käfig und entriß sie der lieblosen Mutter, um selbe wo möglich, künstlich aufzuziehen.

(Moderne Annonce.) Bei einer Köchin, welche gute Hausmannskost verträgt, kann eine stille und fleißige Familie sogleich als Herrschaft eintreten. Dieselbe muß jedoch von den übrigen Mägden des Hauses gute Zeugnisse aufweisen können. Plätze, wo der Salon zum Empfang des Liebhabers mitbenützt werden kann, erhalten den Vorzug. Hierauf reflektirende Herrschaften haben ihre Gesuche mit den Buchstaben A. Z. binnen drei Tagen einzureichen.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag der Wailand'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 250 Dienstag, 20. Oktober 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

Obgleich der Schmerz der Trennung Felix fast zu Boden drückte, erkannte er doch die Milde, welche in dem Urtheile Omer Pascha's lag. In einfacher Rede sprach er seinen Dank dafür aus, an Selinda aber wagte er kein Wort mehr zu richten; doch hielt er seine Blicke fest auf sie gewendet. Sie aber barg ihr Antlitz an ihres Vaters Brust und schluchzte leise. —

„Geh' jetzt, und erwarte in der Wohnung des Gärtners den Boten, den ich Dir senden werde;“ sprach Omer zu ihm, und kaum im Stande sich noch aufrecht zu halten, wankte Felix nach der Thür. Dort blieb er einen Augenblick stehen, wendete noch einmal seinen Blick zurück — da erhob Selinda ihr Haupt und mit der Hand winkend sprach sie mit gebrochener Stimme: „Leb' wohl! Dein Gott geleite Dich!“

Diese wenigen Worte aber schienen dem unglücklichen Jünglinge seine ganze Kraft wieder zu geben; denn er erhob sich stolz, als er sie vernahm, und mit dem lauten Ausruf: „Leb' wohl, Selinda! Leb' wohl, auf ewig!“ entfernte er sich.

Als nun Beide allein waren, sprach Omer Pascha freundlich und väterlich zu seinem Kinde und fragte sie endlich leise, nicht ohne bange Befürchtung: „Hast Du ihn geliebt?“

„Ich weiß es nicht!“ entgegnete sie eben so leise. „Aber das weiß ich, daß ich ihn werde vergessen müssen. Sey ruhig, lieber Vater, ich werde mich zu fassen suchen. Jetzt aber erfülle mir noch eine Bitte. Verzeihe auch meiner Mirza, dem alten Gärtner und seiner armen Nichte. Wenn sie gefehlt haben, geschah es doch auch nur aus Liebe zu mir.“

„Ich sehe schon!“ erwiderte ihr Vater lächelnd! „ich werde eine allgemeine Amnestie erlassen müssen. So sey es denn! Jetzt aber kehre mit mir in den Palast zurück; wenn Dich unsere Leute an meinem Arme sehen, werden sie um so weniger ahnen, was hier vorgegangen ist und Dein Ruf wird nicht durch den Geifer giftiger Zungen befleckt werden.“ Mit diesen Worten führte er sie nach dem Treibhause und Beide begaben sich aus dem Schlosse zurück.

Eine Stunde später aber befand sich Felix, in Begleitung eines vertrauten Dieners des Pascha's, der einen Freibrief für ihn bei sich trug, auf dem Wege nach Baktschisserai. —

Einige Monate später stand an einem schönen heiteren Frühlingsmorgen Selinda auf einer freien Stelle des Parks und hielt ein Nest, in welchem sich vier junge Tauben befanden, in ihren Händen. Sie hielt ihre schönen Augen, mit dem Ausdrucke einer gewissen Schwermuth gen Himmel gerichtet; denn durch den reinen Aether schwebte bereits die Mutter des einen Taubenpaars im Neste, weit von Eupatoria herüber, angstvoll herbei, um ihre Jungen zu suchen, während ihr die Mutter des andern Pärchens, in gleicher Absicht, jetzt noch unsichtbar, in weiter Ferne folgte. Marsa stand dabei, voll natürlicher Theilnahme in das Nest hineinschauend, und vor beiden stand ein Griechenknabe, ehrerbietig seinen Hut in der Hand haltend und abwechselnd bald auf die kleinen Tauben, bald auf die schöne Dame seine Blicke richtend. Ein junger Newfoundländer-Hund schmiegte sich dicht an ihn an; denn er war von ihm aufgezogen und sein treuer Gefährte, während ein zierlicher schneeweißer Bologneser neugierig zu seiner Herrin emporblinzelte.

Seit der Trennung von Felix war Selinda in eine stille Schwermuth versunken und die herzliche Heiterkeit, mit welcher sie sonst ihren Vater entzückte, war fast gänzlich von ihr gewichen. Seine militärischen Pflichten entfernten ihn oft und lange von ihr und so blieb sie fast stets einsam, wodurch der Gram nur noch mehr genährt wurde. Auf den Umgang mit ihren Dienerinnen beinahe ganz allein beschränkt, hatte sie sich enger und vertraulicher an die kleine Marsa angeschlossen, und es gewährte ihr ein inniges Vergnügen das gutherzige, aber rohe Naturkind etwas zu bilden. Sie unterrichtete sie in weiblichen Arbeiten, lehrte sie lesen und schreiben und wenn die Lehrstunden beendigt waren, lenkten Beide ihr Gespräch unwillkürlich in ihrer Herzens-

unschuld auf den Gegenstand, der sie in ihren stillen Träumen am meisten beschäftigte, auf — Felix.

Marsa hatte durch russische Gefangene erfahren, daß der junge Fähnrich zum Regimente Minsk versetzt worden, bereits durch Proben seltener Tapferkeit, die er bei nächtlichen Ausfällen gezeigt, zum Lieutenant avancirt sey und sich in Sebastopol befände. Doch weitere Nachrichten vermochte sie nicht von ihm zu erhalten; obgleich sie dieselben eben so innig ersehnte, als die Tochter des Pascha. Da sie sich nun schon seit Jahren mit der Pflege und Zucht mancherlei Geflügels beschäftigte, so war sie auch nicht ungeschickt in der Abrichtung von Brieftauben, welche gerade im Orient noch häufig als geheime Liebesboten benutzt werden. Dieß brachte sie auf den Gedanken ein Paar junge Taubenmütter, welche zum Erstenmale, und was ein äußerst seltener Fall ist, ihre Eier zu gleicher Zeit und in einem und demselben Neste ausgebrütet hatten, wodurch sie vier Junge erzielten, zu gleichem Zwecke abzurichten, um dann durch sie eine Verbindung mit Felix, im fernen Sebastopol anzuknüpfen. Anfangs war sie freilich Willens es ganz insgeheim zu thun, und ihren Plan selbst gegen Selinda zu verschweigen, um sie bei der gehofften Rückkehr ihrer gefügelten Boten mit einer Nachricht von Felix überraschen zu können, denn sie zweifelte nicht, daß dieser ihnen ein Briefchen anvertrauen würde. Aber sie liebte die Tochter des Pascha's, die ihr weit mehr Wohlthäterin, als Herrin geworden war, viel zu sehr, als daß sie es hätte über sich gewinnen können, ihr ein Geheimniß ihres Herzens so lange zu verschließen. So hatte sie denn vor wenigen Tagen ihr Alles mitgetheilt, und Selinda hatte sich ganz entzückt gezeigt über den klugen Plan des Mädchens, und hatte sie aufgefordert denselben ohne Säumniß auch wirklich zur Ausführung zu bringen. Sie vermochte es sich nicht abzuläugnen, daß sie noch immer eine innige Zuneigung für Felix hegte, und wenn sie auch ihr Herz zu einer schmerzlichen Entsagung gezwungen hatte, so konnte sie doch sein Bild nicht ganz daraus verbannen und ihm alle Theilnahme entziehen, da sie ihn doch von tausend Gefahren umringt wußte. Deßhalb theilte sie auch Marsa's Sehnsucht nach einer sichern Nachricht von ihm.

An jenem Morgen nun sollte die erste Probe angestellt werden, von der Muttertreue der Tauben. Marsa, welche noch immer in dem alten Schlosse zu Eupatoria, bei ihrem Vater wohnte, nahm das Nest mit den vier Jungen aus dem Schlage, als die Alten ausgeflogen waren, um Futter zu suchen, und trug es, sorgfältig mit ihrem Tuche verhüllt, nach dem entfernt gelegenen freien Platze im Parke, wo sie mit Selinda zusammentraf, um ihr zugleich die wohlgenährten Thierchen zu zeigen. Das Tuch wurde vom Neste genommen und Omer's schöne Tochter hielt es frei in der Hand. Es dauerte gar nicht lange, so flog auch schon, von jenem geheimnißvollen, natürlichen Instinkte getrieben, mit welchem manche Thiergattungen vor den Menschen bevorzugt sind, die eine Mutter angstvoll herbei, und wenige Minuten später folgte ihr auch die Andere.

Eine Zeit lang umkreisten sie unruhig und bange die kleine Menschengruppe, doch da sie das Nest mit ihren Jungen bereits erblickt hatten, faßten sie endlich Muth, senkten sich Beide, als ob sie sich verabredet hätten, herab, und ließen sich auf Marsa's Schultern nieder. Als sie aber die freundlichen Worte hörten, welche diese zu ihnen sprach, wurden sie noch dreister, hüpften auf den Rand des Nestes und nachdem sie ihre Jungen freudig geliebkost hatten, flößten sie ihnen sogleich auch Futter ein.

„O, wie niedlich!“ rief Marsa in beinahe kindischer Freude die Hände zusammenschlagend. „Sieh'st Du nun wohl, liebe Herrin, die Mütter sind ihren Kindern treu.“

„Ich habe nie daran gezweifelt,“ entgegnete Selinda, mit einem Ausdrucke der Rührung, den sie nicht verbergen konnte. „Selbst die wilden Thiere des Waldes kennen ja die Mutterliebe, warum sollten die sanften Tauben dieß Gefühl nicht hegen?“

„Dann wirst Du auch gewiß nicht daran zweifeln, daß mein Plan gelingt,“ fuhr Marsa fort, und daß die guten Mütter wieder hierher zu ihren Jungen zurückkehren werden, wenn ich sie nach Sebastopol bringen lasse und sind sie einmal dort gewesen, werden sie auch den Weg zum zweitenmale dorthin finden.“

„Ich glaube es,“ sprach Selinda, indem sie schwermüthig lächelnd ihren Blick in die weite Ferne schweifen ließ. „Aber Du kennst unsere Abrede, mein gutes Mädchen. Es darf nicht den Anschein haben, als ob der Plan von mir ausgegangen sey, und es wird überhaupt besser seyn, wenn mein Name gar nicht dabei genannt wird.“

„Ei laß mich nur sorgen,“ gab ihr Marsa heiter zur Antwort. „Ich werde Alles schon so einrichten, wie Du es nur wünschen kannst. Sobald die jungen Thierchen nur einigermaßen die Pflege der Alten entbehren und allein fressen können, soll mein guter treuer Telemach seine Wanderung nach Sebastopol antreten und die beiden Mütter mit sich nehmen, in einen leichten offenen Bauer, den er auf seinem Rücken trägt, damit sie die Gegend sehen können. Ich sende ihn damit geradezu an Felix und bitte ihn die Tauben als Geschenk, wobei ihm Telemach mündlich sagen wird, daß er sie als Brieftauben benutzen kann, wenn er noch an die arme Marsa denkt, und sie durch eine Nachricht von sich erfreuen will. Zugleich mag ihm der Bursche

auch mittheilen," fügte sie etwas stolz hinzu: „daß ich gelernt habe Geschriebenes zu lesen, ja selbst zu schreiben, was ich für eine gar große Kunst halte. Dann werden wir ja bald hören, ob er sich auch zu den Männern zählt; die da denken: Aus den Augen, aus dem Sinne! oder ob er ein gewisses schönes Bild in seinem Herzen treu bewahrt hat; schloß sie endlich, mit einem schalkhaften Seitenblicke auf Selinda.

Diese aber legte ihr sogleich die Hand auf den Mund, und erwiderte ihr, einen Zorn affektirend, den sie nicht empfand: „Ei, so schweig, muthwilliges Mädchen, oder ich werde mich um die ganze Angelegenheit nicht mehr bekümmern und Dir Alles allein überlassen. Mich dauert nur der arme Knabe dabei, der sich so weit wagen soll, zwischen den feindlichen Herren hindurch, nach der belagerten Festung hinein."

Telemach, der schon früher zurückgetreten war, um das heimliche Gespräch, welches Beide über die Tauben zusammen führten, durch seine Gegenwart nicht zu stören, hatte Selinda's letzte Worte vernommen, und kam jetzt dreist wieder näher, indem er offen und zutraulich sprach: „Fürchte nichts für mich, Herrin! Ich habe Muth und will schon durchkommen. Und weißt Du warum ich Muth habe? Weil ich meinen guten Vater gar so sehr liebe und nicht mehr leben mag, wenn ich nicht bei ihm seyn kann. Ich habe Niemand als ihn auf der Welt, meine Mutter ist todt, und Geschwister habe ich nie gehabt. Ein Paar Tage zuvor, ehe die feindlichen Schiffe kamen und so viele Tausend Soldaten landeten, waren die Russen noch hier, und mitten in der Nacht, ohne daß er mich wecken und von mir Abschied nehmen durfte, schleppten sie meinen Vater mit fort, um Soldat zu werden, wie es vielen kräftigen jungen Männern erging, und am andern Morgen erfuhr ich es erst von den Nachbarn. Ich weinte und schrie und wollte ihm gleich nachlaufen, aber gute Menschen hielten mich mit Gewalt zurück, und meinten: ich könnte die ganze Krim durchlaufen und würde ihn doch vielleicht nicht finden, aber sicher würde ich umkommen unter allen den schrecklichen Kriegsgefahren, deßhalb sollte ich lieber abwarten, bis er mir selbst Nachricht zukommen ließe. Da muß ich mich denn freilich zufrieden geben, und ich fand gute Leute, die mir ein Obdach und einen Bissen Brod nicht versagten, von allen hat aber Marfa am meisten an mir gethan. Sie hat mich wie eine gute Schwester gepflegt, hat mich gespeist, wenn ich hungrig war, hat mich gekleidet wenn ich abgerissen war, und mir ein Obdach in ihrer Wohnung gewährt, so oft ich sie darum bat. Drum würde ich auch für sie durch das Feuer laufen, wenn sie es verlangte. Ihre Tauben will ich besorgen sicher und treu, denn ich muß ja jetzt doch nach Sebastopol. Ich habe Nachricht von meinem Vater durch einen Ueberläufer. Er hat mich grüßen lassen tausendmal, und mir sagen lassen, daß er nicht mehr Soldat ist, sondern Marketender, auch beim Regimente Minsk in Sebastopol, bei welchem der junge Offizier steht, den ich aufsuchen soll, daß er immer an mich denkt und nichts sehnlicher wünscht, als mich bei sich zu sehen. Da ich nun auch nichts sehnlicher wünsche, als bei ihm zu seyn, so muß ich hin nach der Festung ich kann nichts anders. Durchkommen will ich schon, denn ich war schon zweimal mit meinem Vater in Sebastopol und kenne die nächsten und versteckteſten Wege, wo ich vielleicht gar kein Kriegsvolk antreffen werde. Und wenn auch, so wird man nicht viel auf einen so kleinen Jungen achten, wie ich bin, im schlimmsten Falle aber wird mich mein tapferer Castor schützen." Er deutete dabei auf den jungen Newfoundländer Hund, und blickte der schönen Selinda, welche Wohlgefallen an seinem Geplauder gefunden, kühn und offen in die Augen.

Sie belobte ihn noch wegen seiner kindlichen Liebe, die er für seinen Vater hegte, versprach ihm noch ein Geschenk, bevor er seine Wanderung anträte und entließ dann ihn und Marfa, welche die Tauben wieder nach Eupatoria zurücktrug.

Sie selbst begab sich in das Schloß zurück.

XIV.

Kehren wir jetzt nach dem eigentlichen Kriegsschauplatze zurück.

Die verbündeten Truppen hatten unbeschreiblich gelitten. Der Winter war mit seiner ganzen Macht über sie hereingebrochen. Der Schnee lag fußhoch in den Thälern und der eisige Nordwind fegte über das kahle, unwirthliche Plateau, auf welchem die Belagerungstruppen noch immer unter leinenen Zelten, zum Theil auch selbst ohne dieses leichte Obdach lagerten. Besonders die Engländer wurden von einem Heere von Leiden in einer wahrhaft bejammernswerthen Weise heimgesucht, und hatten dieß theils einer krämerhaften Knickerei, theils einer offenbaren Vernachlässigung ihrer Kriegsverwaltung zu danken, welche für immer einen Schandflecken auf den britischen Namen werfen wird. Die Pferde ihrer Kavallerie gingen als einige Hundert zu Grunde. Krankheiten, welche größtentheils von mangelnder Pflege entstanden, dezimirten die Regimenter in der furchtbarsten Weise, so daß am Ende des Monats Februar von der stolzen, brittischen Armee kaum noch 12,000 Mann dienstfähig waren. Der Schnee, das mit immer neuen Frösten abwechselnde Thauwetter, hatten die Wege so gründlich verdorben, daß man bei dem großen Mangel an Pferden nur mit Mühe die erforderliche Munition und den allernöthigsten Proviant herbeischaffen

konnte, von den ziemlich entfernten Landungsplätzen Kamiesch und Balaklawa, und so geschah es oft, daß die Truppen bei allen Strapatzen auch nur dürftig mit Nahrung versehen werden konnten. Das Bombardement war mit wenigen Unterbrechungen fortgesetzt worden, auch die Arbeiten an den Laufgräben durften trotz des harten Winters nicht unterbrochen werden. Und wie gefahrvoll wurde diese Arbeit je mehr man sich der Festung näherte! Seitdem die dritte Parallele eröffnet worden war, hatten die Leute in den Laufgräben Tag und Nacht keine Ruhe mehr. Die Mannschaften waren in Gruppen von 20 Mann, immer in der Entfernung von 60 Schritten von einander zerstreut, und jede Gruppe hatte zwei doppelte Schildwachen, ungefähr 30 Schritte von sich, ausgestellt. Waren sie auch nun in Bewegung mit Schaufel und Hacke, so wirkte doch die Kälte lähmend und je mehr sich die Nacht näherte, desto zudringlicher wurde der Schlaf. Doch er mußte bekämpft werden, denn in jedem Augenblicke konnte eine Bombe zwischen ihnen niederschmettern, oder der Feind sie beschleichen und niedermachen, noch ehe sie den Schlaf abzuschütteln vermochten, um zur Waffe zu greifen. Die Wachten und Vorposten vermochten die Finsterniß nicht zu durchschauen und wurden oft von den Feinden, die wie Gespenster sich durch den grauen Nebel drängten, niedergeschlagen, ehe sie noch Schritte gehört hatten. Der Dienst in den Laufgräben dauerte aber 24 Stunden lang. Man hörte die Kanonenkugeln, die sausend über die Köpfe wegflogen, man hörte die Granaten die mit scharfem Krachen zerplatzten und ihre tödtenden Splitter weit und breit umherstreuten, man hörte die Bomben kommen, sah sie über sich, wie feurige Drachen ihre Wurfbahn beschreiben und sich niedersenken hier und dort, um den Tod zu bringen. Keiner aber durfte aus dem engen Erdgraben wo er stand, oder von dem Posten wo er auf dem Bauche lag, um dem Feinde nicht als Zielpfahl zu dienen, weichen und Jeder mußte sein Leben hundertmal wagen in einer einzigen Nacht. Wurde er dann aber abgelöst und durfte zurückkehren zu seinem Lagerplatze, so fand er weder ein genügendes Obdach gegen Sturm, Schnee und Regen, noch Feuer, um sich zu schützen gegen die grimmige Kälte, noch wärmende und stärkende Nahrungsmittel.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Ein englisches naturwissenschaftliches Werk macht über die Lebensdauer der Thiere interessante Angaben. Der Bär, der Hund und der Wolf leben selten länger als 20 Jahre, der Fuchs lebt 14—16, die Katze etliche 15 Jahre, das Eichhörnchen lebt 7 oder 8 Jahre, das Kaninchen ungefähr 7, der Elephant bis 400 Jahre. Als Alexander der Große den Porus, König von Indien, besiegte, nahm er ihm einen Elephanten ab, welcher so tapfer gekämpft hatte, daß der König ihn Ajax nannte. Der Eroberer brachte ihn der Sonne dar und schenkte ihm die Freiheit, nachdem er ihn durch die Inschrift: „Alexander, Sohn des Jupiters, widmete Ajax der Sonne", bezeichnet hatte, 350 Jahre später lebte Ajax noch. Hühner lebten 30, Rhinocerose 20 Jahre. Man erzählt von einem Pferde, welches 60 Jahre alt wurde, doch selten nur erreichen diese Thiere 25 bis 30 Jahre. Kameele leben manchmal 100 Jahre. Nach Cuvier leben die Wallfische 1000 Jahre; die Meerschweine leben 30 Jahre. Zu Wien starb ein Adler von 104 Jahren. Raben werden häufig 100 Jahre alt. Schwäne lebten 360 Jahre. Eine Schildkröte lebte 107 Jahre.

Eine eigenthümliche Erscheinung setzt augenblicklich die Bewohner von Hameln und Umgegend in große Bewegung. Der alte Hohnstein, welcher schon an Sagen reich ist, soll seit einigen Tagen aus seinem Felsen Feuer und Flamme sprühen, ohne daß man die Ursache kennt. Je mehr man Wasser auf die brennende Stelle gießt, desto lebhafter soll das Feuer lodern. Dasselbe ist indeß nicht vulkanisch, sondern es scheinen die Baumwurzeln, verbunden mit einem brennbaren Mineral, demselben Nahrung zu geben.

Der Sommer 1857 hat sich in solchen Respekt gesetzt, daß sogar der Montblanc seine Schneehaube vor ihm gezogen hat. Das will etwas heißen; denn der hohe Herr nimmt die Mütze in 12 Jahren höchstens einmal ab, das Letztemal 1842.

Räthsel.

Ich bin ein Sattel, wo kein Reiter d'rauf sitzt;
Ich bin eine Krücke, die dem Lahmen nichts nützt;
Ich bin ein Fenster, kein Haus ist dazu;
So scharf ich bin, keine Spitze siehst du.

Auflösung der Charade in Nro. 248:
Nadel. — Adel.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 251 Mittwoch, 21. Oktober 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

Die Franzosen litten in ihrem Lager noch weniger, als die Engländer, denn General Canrobert sorgte gewissenhafter für die Verpflegung seiner Soldaten, und ließ herbeischaffen, was nur irgend möglich war. Auch waren bedeutende Sendungen von Winterkleidern im französischen Lager eingetroffen, welche aus Mänteln mit Kapuzen, Paletots aus Schaffellen und Gamaschen aus Pelzwerk, bestanden, während sich ein großer Theil der Engländer bis zu Neujahr hin mit ihren abgetragenen, zerrissenen Uniformstücken, die sie mitgebracht hatten, begnügen mußten. Auch bewährten sich die Franzosen überhaupt weit mehr als kriegerische Nation, denn sie wußten sich weit leichter in die Verhältnisse zu finden, suchten ihnen immer die beste Seite abzugewinnen und die Offiziere gingen den Soldaten überall mit dem besten Beispiele voraus, nicht allein in der Tapferkeit, sondern auch in der Ertragung der Strapatzen des Dienstes und in den Entbehrungen. Bei den Engländern war dieß in weit geringerem Grade der Fall, denn ihre Offiziere suchten die Entbehrungen größtentheils aus eigenen Mitteln von sich abzuwenden, und waren sie auch tapfer im Kampfe, so suchten sie sich doch den schweren Dienstpflichten so viel sie nur immer konnten zu entziehen, so daß mehrere Fälle vorkamen, in welchen den Russen die Ueberrumpelung und Gefangennehmung ganzer englischer Truppenabtheilungen gelang, weil ihre Führer pflichtwidrig ihren Posten verlassen hatten, um in besserer Bequemlichkeit irgendwo der Ruhe zu pflegen.

In der Festung selbst war der Zustand eben auch nicht besonders günstig, denn die Truppen litten zwar noch keinen eigentlichen Mangel, sie waren nothdürftig mit Kleidung versehen, lagen in verhältnißmäßig bessern Quartieren, als ihre Feinde, und erhielten täglich noch ihre Rationen an warmer Nahrung. Aber der Dienst auf den Wällen und in den Festungswerken war zu anstrengend, daß er selbst Riesenkräfte erschöpfen mußte, deßhalb zeigten sich auch in der Festung, wie in den russischen Lagern im Innern der Krim, schwere Krankheiten, welche viele Opfer dahinrafften. Auch die Stimmung des russischen Heeres war sehr niedergeschlagen, denn man begann bereits an dem Oberfeldherrn zu zweifeln, und ein solcher Zweifel ist in der Regel schon eine halbe Niederlage für jede Armee. Das ganze Heer war, einige Ausfälle ausgenommen, die aber auch nur viel Blut kosteten und keine Vortheile gewährten, rath- und thatlos, nur auf Vertheidigung beschränkt. Die höheren Offiziere durften es nicht wagen, dem Oberfeldherrn vorzugreifen und trotz der wirklich bedeutenden Verstärkungen, welche Kaiser Nikolaus gesendet hatte, geschah doch nicht das Geringste, um die schlimme Lage des Feindes zu einem Vernichtungsstreiche zu benutzen.

Es war am 27. Febr. des Jahres 1855, als der Oberbefehlshaber der russischen Armee, Admiral Fürst Mentschikoff, am hellen Tage gegen die Mittagsstunde, gefolgt von einer zahlreichen Suite seines Stabes, von einer Inspizirung der äußern Festungswerke nach Sebastopol zurückkehrte, und sein Pferd nach dem Gouvernementsgebäude lenkte, wo er noch einige Geschäfte zu ordnen hatte. Kaum aber war er nur noch zwanzig Schritte von dem massiv erbauten, palastähnlichen Hause entfernt, als sein Roß plötzlich scheu wurde, umwendete und weder durch Zügel, Sporn und Peitsche zu bewegen war, auf das große Eingangsthor loszugehen. Fast in demselben Momente aber löste sich der über dem großen Thor befindliche, in Fresko gearbeitete Namenszug des Kaisers Nikolaus, mit einem großen Theil des Kalküberzugs von der Mauer des Hauses und stürzte mit großem Geprassel auf die Straße herab, um dort in Trümmer zu zerstieben.

Dieses Ereigniß kam so unvermuthet, so ohne alle äußere Veranlassung, denn es tobte weder ein heftiger Sturm, noch hatte eine feindliche Kugel bis dorthin gereicht, ja es war nicht einmal Kanonendonner hörbar, daß alle Offiziere, welche den Feldherrn begleiteten, in Schrecken versetzt wurden und sich eines unheimlichen Schauers nicht zu erwehren vermochten.

Am meisten jedoch war Fürst Mentschikoff selbst erschrocken. Sein Antlitz wurde todtenbleich und wohl eine Minute lang starrte er den leeren Fleck an, wo der kaiserliche Namenszug gesessen, der ihn im Herabstürzen vielleicht erschlagen hätte, wäre sein Roß nicht von einem geheimnißvollen Instinkte getrieben, zurückgewichen. Immer finsterer und finsterer lagerte sich ein dunkler Schatten auf sein Gesicht, und laut aufstöhnend, sprach er nach einer Pause dumpf vor sich hin: „So hatte sie doch Recht! Sie hat wahrgesagt! Der Kaiser wird sterben!"

Und ohne weiter auch nur die geringste Bemerkung laut werden zu lassen, warf er sein jetzt ruhiger gewordenes Roß herum und ritt nach dem Hafen.

Dort angelangt, stieg er sogleich vom Pferde, entließ sein Gefolge mit einem stummen Gruße, winkte einem Ruderboote, und ließ sich nach einem mitten im Hafen liegenden Kriegsdampfschiffe rudern, wohin er sich gewöhnlich zurückzog, wenn er eine Zeitlang unzugänglich bleiben wollte. Es verbreitete sich dann in der Regel das Gerücht in der Armee, daß er an seinen alten, wieder aufgebrochenen Wunden leide. Auch wurde vielseitig erzählt, daß er in der Schlacht bei Inkerman eine nicht unbedeutende Wunde durch eine feindliche Kugel empfangen, es aber Jedermann verschwiegen während der Schlacht, um die Truppen nicht zu entmuthigen. Durch die außerordentliche Anstrengung aber, seinen Zustand zu verbergen und durch die heftige Gemüthsaufregung während des Kampfes sey die Wunde in einen übeln Verlauf getreten und ihre Heilung mißlich geworden.

Doch dießmal war es keine Wunde, die ihn veranlaßt, sich in die Einsamkeit zurückzuziehen, sondern es war die Erinnerung an jene seltsame Prophezeihung der somnambülen, barmherzigen Schwester Constantia. Sie hatte ihm das Ereigniß, dessen Augenzeuge er heute war, vorausgesagt, und er zweifelte jetzt nicht, daß auch ihre übrigen Weissagungen in Erfüllung gehen und der Tod des Kaisers und der Untergang Sebastopols erfolgen werde.

Der seltsame Vorfall verbreitete sich aber gar bald auch durch ganz Sebastopol, wurde verschiedenartig ausgedeutet, doch von allen Seiten als ein böses Zeichen angesehen. Selbst die Geistlichkeit schien abergläubische Regungen zu empfinden, denn sie erklärte den Herabsturz des kaiserlichen Namens als ein Zeichen großer Gefahr, welche der Stadt drohe, und um die Abwendung derselben zu vermitteln, ordnete sie mehrtägige Fasten und Gebete an.

Drei Tage später starb wirklich der Kaiser Nikolaus in St. Petersburg, und am 9. März traf die erste Nachricht seines Todes in geheimer Depesche an den Fürsten Mentschikoff in Sebastopol ein. Gegen vier Uhr Nachmittags, an demselben Tage, wurden alle Korpsbefehlshaber zum Fürsten Mentschikoff berufen, und man ahnte bei der Unzugänglichkeit desselben schon ein wichtiges Ereigniß, wurde aber tief erschüttert, als man die offizielle Trauerkunde aus seinem Munde vernahm. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich hierauf die Todesnachricht durch die ganze Festung und allgemein wurde jetzt der seltsamen Zerstörung des kaiserlichen Namenszuges am Gouvernementsgebäude die Deutung eines bösen Vorzeichens beigelegt, weßhalb sich auch Viele den schlimmsten Befürchtungen hingaben. Besonders aber unter den Truppen rief die Nachricht die größte Bestürzung hervor, denn bei ihnen herrschte der feste Glaube, daß an den Namen des Kaisers Nikolaus der endliche Sieg doch geknüpft sey, und daß er bei allen seinen Handlungen von einem besonderen Sterne geleitet werde. Man ließ sie jedoch gar nicht zur Besinnung kommen und an demselben Abende noch mußten alle Truppen in der Festung dem neuen Kaiser, Alexander II., den Eid der Treue leisten. Aber außer der tiefen Niedergeschlagenheit, welche Alle ergriffen hatte, gab sich auch eine gränzenlose Verwirrung in der Stadt und eine dumpfe Unzufriedenheit zu erkennen; denn es hatten sich unter den Soldaten die düstersten Gerüchte über die Todesart des Kaisers und die Befürchtung verbreitet, daß nun ein unrühmlicher Friede alle ihre Anstrengungen zur Behauptung Sebastopols vereiteln werde.

Erst fünf Tage später, am 14. März, trat wenigstens einigermaßen wieder Beruhigung ein, denn ein Manifest des neuen Kaisers verkündete die ungestörte Fortdauer des Krieges. Zugleich wurde dem Fürsten Mentschikoff die nachgesuchte Entlassung aus seiner bisherigen Stellung gewährt, und der General Gortschakoff II., der bisherige Befehlshaber der Landarmee, wurde zum Oberfeldherrn aller russischen Streitkräfte in der Krim ernannt. Um das Manifest über die Fortdauer des Krieges aber auch durch die That zu bewähren, war der Monat März reich an Kämpfen und mehr oder minder wichtigen Begebenheiten. Das Bombardement wurde von beiden Seiten wieder lebhafter aufgenommen, und es schien, als wolle man sich gegenseitig zeigen, daß man die Erstarrung des Winters von sich abgeschüttelt habe. Während der Zwischenzeit der Abreise des Fürsten Mentschikoff aus Sebastopol, welche gleich nach seiner Entlassung erfolgte, und der Ankunft des Fürsten Gortschakoff, hatten sich General Osten-Sacken und Admiral Nachimow in den Oberbefehl getheilt, so daß Jener der Vertheidigung der Stadt vorstand, und dieser die dem Feinde entgegen gestellten Angriffsarbeiten und die nächtlichen Ausfälle leitete. Es waren Beide tüchtige Männer,

die sich durch Umsicht und Tapferkeit der Achtung und Liebe würdig zeigten, welche ihnen Offiziere und Soldaten in reichem Maße zollten. Deßhalb rief es auch eine allgemeine aufrichtige Freude hervor, als der Fürst Gortschakoff gleich nach seiner Ankunft Beide in ihrer Stellung bestätigte. Zu dem neuen Oberfeldherrn selbst aber hegte die Menge nur wenig Vertrauen, und wieder hielt man es für ein böses Zeichen, daß gerade am Tage seines Eintreffens in der Festung, am 19. März, der tapfere und allgemein beliebte Admiral Istomin, von einer feindlichen Kugel getödtet wurde und zwar in derselben verhängnißvollen Bastion Nro. 3, wo auch der wackere Admiral Koeniloff seinen Tod gefunden hatte. Viele zweifelten daran, daß der neue Oberfeldherr durch einen glücklichen Stern geleitet werde und eine dunkle Ahnung künftigen Unglücks war mit seinem Erscheinen in die Festung eingezogen. Auch hatte sich das Gerücht verbreitet, daß er sehr eifrig für den Frieden gestimmt sey, was ihm in der öffentlichen Meinung gleichfalls schadete; denn die Kriegsparthei herrschte auch in Sebastopol und wirkte wieder auf die Volksmenge, so daß dieser Jeder verdächtig erschien, welcher nur von einem Frieden, bevor man die feindlichen Heere gänzlich vernichtet, zu sprechen wagte.

Nachdem wir nun unsern Faden an die kriegerischen Ereignisse wieder angeknüpft haben, kehren wir zu denjenigen Hauptpersonen unserer Erzählung zurück, welche wir seit der Schlacht bei Inkerman (am 5. November) verlassen mußten. Wir haben gesehen, wie sich Georgine als barmherzige Schwester mitten in den blutigen Kampf wagte, wie sie in die französische Redoute eindrang, und Stanislaus nach einer heldenmüthigen, aber vergeblichen Anstrengung sich mit seiner Kompagnie durch die Feinde zu schlagen, tödtlich verwundet wieder fand. Der französische Jägerobrist Vernier erfüllte ihre verzweiflungsvolle Bitte, um Auslieferung des Gefallenen und durch seinen alten Dominik und einen andern seiner Leute wurde er vom Schlachtfelde nach der Festung zurückgetragen. Georgine folgte ihm, mit der qualvollsten Angst im Herzen; aber sie beschwor alle ihre Seelenkräfte herauf, um Fassung zu behaupten; denn sie bedurfte ja ihrer vollen Besinnung, der ganzen Festigkeit ihres Charakters, um dem Unglücklichen den nöthigen Beistand leisten zu können. Sie ließ ihn geradewegs nach dem Hospital schaffen, in welchem vorzugsweise nur barmherzige Schwestern ihre menschenfreundlichen Dienste leisteten, welchen sich bei der fast täglichen Zunahme der Verwundeten Frauen und Mädchen aus der Stadt zum Beistande angeschlossen hatten.

Stanislaus befand sich noch immer in völlig bewußtlosem Zustande, und man brachte ihn in ein kleines, aber recht freundliches Zimmer in welchem er allein verpflegt werden sollte. Constantia und die Oberin empfingen Georgine, als ob sie bereits geahnet hätten, daß sie nur in trauriger Begleitung zurückkehren würde, und die Erstere begann ungesäumt, nachdem man den Bewußtlosen auf das Lager niedergelegt hatte, mit sanfter und geschickter Hand die Untersuchung seiner Wunde. Mit angstvoller Erwartung hingen Georginens Blicke an Constantias bleichem Antlitze, um den leisesten Zug, der ihr eine, wenn auch nur schwache Hoffnung verkünden würde, aufzufassen. Aber dieses Antlitz blieb kalt und unbeweglich, wie Marmor und nur zuweilen flammte es, wie ein milder Blitzstrahl aus ihren dunkeln Augen hervor, und verkündete den edeln Eifer, mit dem sie sich ihrem hohen Berufe widmete. Ihre ganze Seele schien beschäftigt mit dem Werke der Barmherzigkeit, welches sie mit so wahrer Selbstverläugnung übte; aber noch verrieth kein Wort, kein Zeichen ein Urtheil über den Zustand des Unglücklichen. Mit sicherer Hand ergriff sie die chirurgischen Instrumente und schritt zu der schwierigen Operation, die Kugel, welche tief in die Brust eingedrungen war, herauszuziehen. Kein Arzt hätte dieses schwierige Geschäft vorsichtiger, kunstgerechter und sanfter unternehmen können, als sie es verrichtete, und deßhalb wurde es auch, nach einigen vergeblichen Versuchen, doch mit dem besten Erfolge gekrönt.

(Fortsetzung folgt.)

Das Blutbad von Cawnpur.

Einem Schreiben des jenen Gräuelthaten entronnenen englischen Lieutenants Delafosse entnehmen wir Folgendes: „Nachdem wir uns schon einige Tage mit halben Rationen hatten begnügen müssen, schickte der Radschah (Nena Sahib) ein Weib von halber Kaste in die Laufgräben mit einem Briefe, welcher besagte, daß alle Soldaten und Europäer, die nichts mit Lord Dalhousie's Regierung zu thun hätten und ihre Waffen niederlegten, nach Allahabad gesandt werden sollten. General Wheeler ertheilte dem Kapitän Moore den Befehl, so zu handeln, wie es ihm am besten bedünke. Der Kapitän unterzeichnete an jenem Abende einen Vertrag, welchem zufolge der Radschah für Boote zu sorgen hatte und für Fuhrwerk, um die Verwundeten und die Frauen nach dem Flusse zu bringen, während wir unsererseits das in unserem Besitze befindliche Geld, so wie Waffen und Munition abgeben sollten. Am 26. Juni begab sich ein aus Offizieren bestehender Ausschuß nach dem Flusse, um zu sehen, ob die Boote bereits in Ordnung seyen, und als es

hieß, daß Alles zur Abfahrt fertig sey, übergaben wir unsere Kanonen u. s. w. und zogen am Morgen des 27. Juni, etwa um 7 Uhr, ab. Wir gelangten an den Fluß und stiegen in die Boote, ohne im Geringsten belästigt zu werden. Kaum aber waren wir in den Booten, hatten unsere Musketen niedergelegt und die Röcke ausgezogen, um besser rudern zu können, als die Kavallerie den Befehl zum Feuern gab. Zwei bis dahin verborgene Kanonen fuhren vor und eröffneten sofort das Feuer auf uns, während von allen Seiten Sipahis herbeieilten und gleichfalls feuerten. Die Leute sprangen aus den Booten und schwammen, statt zu versuchen, die Boote von ihrem Ankerplatze los zu machen, auf das erste Boot zu, welches bereits flott war. Nur drei Boote gelangten wohlbehalten an das entgegengesetzte Flußufer, wo sie jedoch von zwei Feldgeschützen, so wie von einer Abtheilung Kavallerie und Infanterie erwartet wurden. Ehe diese Boote eine halbe Meile stromabwärts gelangt waren, war die Hälfte unserer kleinen Schaar entweder todt oder verwundet, und zwei der Boote waren in den Grund gebohrt. Wir hatten nun nur noch ein einziges Boot, welches voll von Verwundeten war und mehr Menschen an Bord hatte, als es zu tragen vermochte. Die beiden Kanonen folgten uns den ganzen Tag, und die Infanterie feuerte die ganze Nacht hindurch auf uns. Am zweiten Tage erblickten wir eine Kanone auf dem Ufer von Cawnpur: sie feuerte von Nuzuffghur aus auf uns, und auf beiden Ufern des Flusses folgte uns noch immer die Infanterie. Am Morgen des dritten Tages war das Boot nicht mehr länger tauglich. Wir trieben auf eine Sandbank und waren nicht stark genug, um das Fahrzeug wieder flott zu machen. Sobald Einer von uns sich ins Wasser wagte, feuerten 30—40 Mann zu gleicher Zeit auf uns. Es blieb uns nichts Anderes übrig, als einen Angriff zu wagen und den Feind zu vertreiben; 14 von uns wurden also dazu ausersehen und erhielten den Rath, so gut fertig zu werden, wie es eben anginge. So wie wir am Ufer ankamen, zogen sich die Insurgenten zurück. Da wir sie aber zu weit verfolgten, wurden wir vom Flusse abgeschnitten und mußten uns selbst zurückziehen, da wir im Begriffe standen, umzingelt zu werden. Wir konnten den Fluß nicht erreichen, sondern mußten in einer mit ihm parallelen Richtung abwärts ziehen, und gelangten erst eine Meile weiter unten an den Fluß, wo gerade vor uns feindliche Truppen unser harrten. Auch auf dem entgegengesetzten Ufer waren Feinde zu unserem Empfange bereit für den Fall, daß wir über den Fluß zu gehen versuchen sollten. Auf unserem Flußufer, ganz in der Nähe der Stelle, wo die feindlichen Truppen standen, war ein Tempel. Wir feuerten eine Salve ab, marschirten auf den Tempel los und fanden Schutz in demselben, nachdem wir einen Todten und einen Verwundeten verloren hatten. Von der Thür des Tempels aus feuerten wir auf jeden Insurgenten, der sich blicken ließ. Als die Insurgenten sahen, daß sie nichts gegen uns ausrichten konnten, so lange wir innerhalb des Gebäudes waren, häuften sie ringsum Holz auf und zündeten dasselbe an. Als wir es drinnen wegen des Rauches und der Hitze nicht mehr aushalten konnten, warfen wir unsere Röcke ab. Jeder ergriff seine Muskette und dann schlugen wir uns durch das Feuer durch. Sieben von uns zwölfen glückte es, bis in den Fluß zu gelangen. Wir waren jedoch noch nicht weit gekommen, als zwei von uns erschossen wurden. Es waren nun nur noch fünf von uns übrig, und wir mußten uns durch Schwimmen zu retten suchen, während die Insurgenten uns auf beiden Ufern folgten und so rasch wie möglich auf uns feuerten. Nachdem wir ungefähr drei Meilen stromabwärts geschwommen waren, begann Einer von uns um sich auszuruhen auf den Rücken zu schwimmen, kam, da er es versäumte, auf die Richtung zu achten, in der er fortrieb, ans Ufer und ward getödtet. Als wir ungefähr sechs Meilen weit geschwommen waren, hörte das Feuern von beiden Seiten auf. Gleich darauf begrüßten uns einige Eingeborene auf dem Ufer von Audh, luden uns ein, ans Land zu kommen, und sagten, sie wollten uns zu ihrem Radschah bringen, der ein Freund der Engländer sey. Der Radschah, welcher etwa sechs Meilen landeinwärts wohnte, nahm uns freundlich auf und gab uns Kleidung, Speise und Trank. Wir blieben ungefähr einen Monat bei ihm, da er uns nicht eher fortlassen wollte, weil die Straßen unsicher seyen. Endlich, am 29. Juli, sandte er uns auf das rechte Flußufer in ein Dorf zu einem Zemindar, welcher uns ein Fuhrwerk gab. Am 31. Juli traten wir die Reise nach Allahabad an, trafen jedoch, ehe wir zehn Meilen zurückgelegt hatten, auf das Detachement des 84. Regiments, unter Lieutenant Woodhouse, und marschirten mit ihm nach Cawnpur.«

Mannigfaltigkeiten.

Schon beschäftigt man sich damit, dem dießjährigen Weine, dessen Güte eine so vorzügliche seyn soll, einen bezeichnenden Namen zu geben, ähnlich dem von 1811. Die Franzosen schlagen die Benennung „Fünf-Kometen-Wein“ vor, die Kölner Zeitung meint „Sieben-Planeten-Wein“ wäre noch charakteristischer, da bekanntlich in diesem Jahre sieben neue Planeten entdeckt worden seyen.

Redakteur: Gustav Mefferť.
Druck und Verlag der Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 252 Donnerstag, 22. Oktober 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

Georgine hatte ihr zur Seite gestanden, athemlos auf jede ihrer Bewegungen achtend, aber wie erstarrt und unfähig ihr auch nur die geringste Handreichung zu leisten. Als sie aber jetzt die blutige Kugel zwischen der Zange erblickte, griff sie danach mit den beiden Händen, riß sie an sich, wie ein theures Heiligthum und sank mit einem unartikulirten Schrei in einen Sessel nieder. Mutter Renate trat zu ihr und umschlang sie in schmerzlicher Theilnahme mit ihren Armen, um sie aufrecht zu erhalten, während sie ihr sanfte Worte des Trostes zuflüsterte. Constantia aber fuhr schweigend fort, dem Kranken den Verband anzulegen, der die Befreiung von dem Drucke der Kugel zu empfinden schien und einigemale freier aufathmete, ohne jedoch die Augen zu öffnen, oder zur Besinnung zu gelangen.

Nachdem der Verband völlig beendigt war, vernahm man ein leises Stöhnen in einer Ecke des Gemachs und gleich darauf einen dumpfen Fall. Es war der alte treue Dominik, der nicht hatte von seinem Herrn weichen wollen, ohne zu wissen, ob er leben oder sterben werde? Er vermochte sich aber nicht aufrecht zu erhalten, denn der Blutverlust durch seine Wunde, so wie der anstrengende Weg vom Schlachtfelde bis hierher, mit der schweren Last, hatten seine Kräfte gänzlich erschöpft und unbemerkt hatte er sich in den Winkel niedergekauert. Die furchtbare Spannung aber, in welcher er sich während der ganzen Operation befand, hatte endlich seine letzten Kräfte erschöpft, und eine Ohnmacht überwältigte ihn. Constantia, welche jetzt erst aufmerksam auf ihn wurde, eilte sogleich zu ihm, verband auch seine nicht unbedeutende Stirnwunde, rief ihn in's Bewußtseyn zurück und rief dann einige Gehülfinnen herbei, die ihn nach einem nahen Krankenlager führen und auf ein Lager bringen mußten. Man sah es ihm an, daß er seinen Herrn nur ungern verließ, aber er war zu schwach zu sprechen und zu widerstreben und ließ sich wie betäubt fortführen.

Constantia wendete sich hierauf zu Georginen, welche ihr die Hände, wie beschwörend entgegenstreckte und unter Schluchzen die Worte hervorbrachte: „Aber Du sagst mir nichts — kein Wort? Wird er leben — oder — muß ich das Schlimmste fürchten? O, rede doch, rede und verhehle mir nichts."

In dem kalten, bleichen Angesichte Constantia's war jetzt das innigste Mitgefühl zu lesen. Sie beugte sich freundlich zu ihr nieder und sprach mit dem tief zum Herzen dringenden Wohllaute ihrer Stimme: „Du weißt, daß ich wissentlich nie einen Menschen täusche, warum sollte ich es Dir thun, liebe Schwester. Sein Leben steht in Gottes Hand! Du mußt drei Tage ruhig harren, in Demuth und Geduld, dann erst werde ich Dir sagen können, ob sein Zustand Hoffnung gibt —"

„Drei Tage!" fuhr Georgine leidenschaftlich auf, „Drei Ewigkeiten soll ich diese Folter der qualvollsten Ungewißheit dulden — das kann ich nicht!"

„Des Menschen Wille ist stark," entgegnete Jene ernst und feierlich, „und eine barmherzige Schwester soll niemals sagen: das kann ich nicht! Sie muß alles können wollen, was ihr Glaube und ihr Beruf erfordern, und dann wird sie es auch können. Es mag eine harte Prüfung seyn, aber Du wirst Dich ihrer würdig zeigen, wenn nur der erste Sturm des Schmerzes sich in Deiner Brust gelegt hat. Ja, ich verlange sogar noch mehr von Dir. Du wirst Dich während der folgenden drei Tage fern von ihm halten müssen, dieses Zimmer nicht betreten und Dich mit den Nachrichten begnügen, die ich Dir bringen werde."

„Das — das kannst Du von mir fordern?" stöhnte Georgine und auf's Neue schien ein Entsetzen sie zu durchschauern. „Du hast mir Deine Freundschaft gelobt, Du weißt, wie ich ihn liebe und kannst das von mir fordern? O, Du fühlst keine Freundschaft, Du kennst keine Liebe!"

Doch ohne sich durch diesen ungerechten Vorwurf, den ihr die Verzweiflung erpreßt hatte, auch nur im Mindesten verletzt zu fühlen, schlang Con-

stantia ihren Arm um die Unglückliche und drückte sie liebreich an ihre Brust, indem sie zu ihr sprach: „Eben weil ich Dir Freundschaft gelobt, eben weil ich die Liebe kenne, fordere ich jenes Opfer von Dir. Ich weiß, daß es Dir schwer werden wird, aber Du wirst es bringen, um Deiner Liebe willen. Sein Zustand ist sehr gefahrvoll, die geringste Unvorsichtigkeit von Deiner Seite würde den schwachen Lebensfunken, der noch in ihm glimmt, verlöschen. Möchtest Du Dein Herz belasten mit dem schrecklichen Vorwurfe: daß die Unbesonnenheit Deiner Liebe ihn getödtet? Möchtest Du —“

„Um Gotteswillen! Halt ein!“ unterbrach sie Georgine. „Ja, ich will Alles thun, was Du von mir verlangst! Verzeihe mir! Der ungeheuere Schmerz, der an meinem Herzen nagt, machte mich ungerecht. Ich vertraue Dir ganz, liebe theure Constantia, Du wirst ihn retten, wenn Gott es will!“

Folgsam ließ sie sich hierauf von der Mutter Renate, die sie, ihrem strengen, kalten Charakter gänzlich zuwider, außerordentlich liebreich und theilnehmend behandelt, fortführen, in ihre Zelle, wo sie sich einige Ruhe gönnte.

Wir versuchen es aber nicht, die entsetzliche Seelenmarter zu schildern, während der dreitägigen Prüfungszeit, die ihr auferlegt worden war. Die Nachrichten, welche ihr im Verlauf dieser Frist Constantia zuweilen über den Zustand des Verwundeten mittheilte, waren keineswegs ermuthigend, denn sie lauteten sehr vorsichtig und unbestimmt. Doch auch diese schwere Zeit verging und am vierten Morgen erschien endlich Constantia und sprach zu ihr, mit wehmüthigem Lächeln: „Jetzt darfst Du ihn sehen!“

Ein Jubelruf, welcher das Aufjauchzen ihres liebenden Herzens verrieth, tönte aus ihrer Brust herauf, als sie die Worte vernahm, doch plötzlich, wie erschrocken zusammenzuckend, fuhr sie ernst und bange fort, während wieder eine finstere Wolke auf ihre reine Stirn trat: „Darf ich denn jubeln? Ist nicht auch heute der Tag des Urtheils? Willst Du mich vielleicht zu ihm führen, um ihn zum Letztenmale zu sehen? Nun, so sprich es aus, ich will mich fassen, auch das Schrecklichste zu hören. Doch erlaube mir zuvor, daß ich mein Haupt auf Deine Schulter legen darf und nimm mich fest in Deine Arme, damit ich nicht niedersinke, wenn der Streich mich allzuhart trifft.“

Constantia erfüllte ihren Wunsch und zog sie zärtlich an ihre Brust, während sie tröstend zu ihr sprach: „Fürchte nicht das Schlimmste, denn wenn mich nicht Alles täuscht, dürfen wir Hoffnung hegen, daß uns unter Gottes Beistande seine Rettung gelingen wird. Zwar schwebt er immer noch in großer Gefahr, aber wir wollen sie durch Vorsicht und treue Pflege abzuwenden suchen. Jetzt folge mir!“

Georgine athmete freier auf und wie ein neuer Jubelton jauchzte es in ihrem Herzen: „Hoffnung! Hoffnung!“ Deßhalb strebte ihr leichter Fuß auch fast ungestüm vorwärts und doch bebte er wieder zurück, als sie das kleine Krankenzimmer betrat, in welchem Stanislaus lag.

„O, mein Gott! Und bist Du wirklich überzeugt, daß er noch lebt!“ flüsterte sie, einen schmerzlichen Blick auf ihn richtend, und sich zitternd an ihre Führerin klammernd, denn ihre Füße versagten ihr den Dienst.

„Er lebt! Tritt näher mit mir!“ entgegnete Constantia und Beide traten näher zum Lager hin; nachdem sie zuvor ihr Antlitz mit ihren Schleiern verhüllt hatten.

Der Verwundete hatte ein leichenähnliches Ansehen. Sein Gesicht war schrecklich verändert und wie aus weißem Wachs geformt; keine Regung, die eine Empfindung verrathen hätte, gab sich kund in den zerstörten Zügen. Die Augen waren geschlossen, die blutlosen Lippen halb geöffnet und die Zähne fest auf einander gebissen. So lag er da, still und regungslos und schien keine Ahnung zu haben von Allem, was um ihn her vorging. Man hätte ihn für todt halten können; aber er athmete hörbar.

Unwillkürlich sank Georgine an seinem Lager auf die Knie nieder und suchte das krampfhafte Schluchzen, welches sich aus ihrer Brust hervordrängte, zu unterdrücken; doch Constantia legte ihre Hand auf ihr Haupt und sprach sanft zu ihr: „Weine Dich aus, mein armes Schwesterchen; er hört Dich nicht. Dann — wenn Du ruhiger bist, will ich Dir Verordnungen geben über seine Behandlung; denn Du sollst ihn von heute an selbst pflegen; wenigstens bis seine Besinnung zurückgekehrt ist.“

Diese Worte aber schienen plötzlich die Thränen in Georginens Augen zu hemmen. Rasch und wie neu belebt, erhob sie sich und rief in freudiger Erregung: „Ich darf bei ihm bleiben, ich darf selbst ihn pflegen? O, dann will ich, dann muß ich ja auch stark seyn und der Schmerz soll mich nicht mehr niederbeugen. Sprich, was habe ich zu thun? Ach, wie will ich aufmerksam seyn und Deinem leisesten Winke folgen.“

Freundlich belobte Constantia ihren Muth und ihre Fassung, und theilte ihr nun leise, aber mit großer Klarheit alle Verordnungen mit, die sie für seine Pflege für nothwendig hielt, schärfte ihr dabei aber mit großem Ernste ein, ihr Gesicht vor ihm verborgen zu halten, sobald sie die leisesten Zeichen eines rückkehrenden Bewußtseyns bemerke; denn eine Wiedererkennung würde eine so heftige Ge-

müthsbewegung in ihm erregen, die ihm den Tod bringen könnte. Georgine versprach Alles; denn sie befand sich in einer wahrhaft feierlichen Stimmung, und niemals hatte sie irgend eine Schauspielrolle so sicher erfaßt und so rasch und fest ihrem Gedächtnisse eingeprägt, als die Rolle der barmherzigen Schwester, welche sie hier in Wirklichkeit ausüben sollte.

Sie blieb nun allein mit dem Leidenden und Constantia versprach ihr, sie selbst ablösen zu wollen, wenn die Natur es erfordern würde, sich einige Stunden Ruhe zu gönnen. Wohl selten aber ist ein Kranker mit einer liebevolleren Hingebung, einer rastloseren Aufmerksamkeit und einer peinlicheren Gewissenhaftigkeit verpflegt worden, als Stanislaus von der Geliebten, deren Nähe er nicht ahnete. Noch lange dauerte die starre Betäubung, in welche ihn der Schmerz der Wunde und der übermäßige Blutverlust versetzt hatte, unverändert fort. Manche Nacht noch versetzte er, wenn das Wundfieber ihn quälte, seine liebreiche Pflegerin durch sein wildes Irrreden in Entsetzen; aber doch vermischte sich, mit der unsäglichen Angst in ihrem Herzen, die sie erlitt, auch zuweilen ein stilles Entzücken, wenn mitten unter den blutigen Schlachtbildern, die ihm seine krankhafte Phantasie vorgaukelte, auch ihre Gestalt beruhigend vor ihm aufzutauchen schien, und mit der ganzen Innigkeit der zärtlichsten Liebe ihr Name von seinen Lippen tönte. Wohl entfernte sie sich dann von seinem Lager und zog den Schleier vor ihrem Antlitze dichter zusammen, aber ihre zu einem stillen Dankgebete zum Himmel emporgehobenen Hände, der wahrhaft selige Ausdruck ihrer Züge verriethen deutlich, daß sie sich durch jene Laute aus seinem Munde reich belohnt fühlte, für alle die schweren Opfer, die sie ihm gebracht. Erst am zwölften Tage nach der Schlacht bei Inkerman, als seine Wunde schon Spuren der Heilung zeigte und die verlorenen Kräfte sich zu ersetzen begannen, schien er endlich wie aus einem wüsten Traume zu erwachen und seine Besinnung kehrte langsamer wieder. Seine Blicke schweiften in dem Zimmer umher, er fragte: wo er sey? was mit ihm vorgegangen und wie er hier hergekommen?«

Georgine aber fühlte sich so freudig bewegt, daß sie nicht im Stande war, ihm Auskunft zu geben und es war ein Glück, daß Constantia gerade eintrat, welche ihm Antwort gab auf seine Fragen; doch verhehlte sie ihm, daß ihn Georgine vom Schlachtfelde hatte hierher bringen lassen. Dieser aber gab sie einen leisen Wink sich zu entfernen.

Sie gehorchte auch, denn sie fühlte, daß ihre härteste Prüfung jetzt gekommen und daß sie kaum die Kraft haben würde, sich nicht zu verrathen. Sie durfte auch hinfort den Kranken nur in Gegenwart der Oberin, oder Constantia's besuchen, oder wenn er schlief. Auch überließ man diesen jetzt häufig der Pflege und Obhut des alten Dominik, welcher von seiner Wunde beinahe wieder geheilt und von Constantia, die er hoch verehrte, streng angewiesen worden war, seinem Herrn zu verschweigen, daß eine barmherzige Schwester seine Auslieferung aus den Händen des Feindes erbeten und erhalten hatte. Einigen Offizieren des Regimentes Minsk, der polnischen Nation angehörend, welche ihren Landsmann und Kameraden zu besuchen wünschten, mußte gleich in den ersten Tagen ihr Gesuch abgeschlagen werden, weil jede Störung ihm gefährlich werden konnte; doch erschien es auffallend, daß sich später kein Einziger von ihnen wieder zeigte. Die barmherzigen Schwestern hatten es jedoch zu erklären gesucht, durch die wichtigen Ereignisse, welche gerade in jener Zeit vorfielen und durch den zeitraubenden, anstrengenden Dienst, welchem die ganze Besatzung der Festung unterworfen war. So hatten sie auch den Befehl des Gouvernements, tagtäglich über das Befinden des Verwundeten an den Obristen seines Regiments zu berichten, als eine Theilnahme gedeutet, die er sich durch seine ausgezeichnete Bravour erworben. Leider aber hatten sie sich darin getäuscht, denn über dem Haupte des Leidenden schwebte wieder eine drohende Gefahr, welche seine Feinde heraufbeschworen hatten.

An demselben Tage aber, an welchem sich die ersten Spuren der Rückkehr des Bewußtseyns bei Stanislaus zeigten, kam der Obrist seines Regiments, auch ein alter, wackerer Pole, selbst in das Hospital, und verlangte ihn zu sehen. Die Oberin der barmherzigen Schwestern glaubte ihn nicht zurückweisen zu dürfen, da sein Zustand jetzt wohl einen kurzen Besuch erlaubte, und führte ihn zu ihm.

Stanislaus erkannte auch wirklich seinen Vorgesetzten und streckte ihm die matte Hand entgegen, die dieser ergriff und einige herzliche Worte zu ihm sprach. Er schien sich jedoch nur von seinem Zustande überzeugen zu wollen und vermied es sorgfältig, mit ihm über die Ursache seiner Verwundung, oder sonst über kriegerische Ereignisse zu sprechen. Nachdem er sich überzeugt hatte, daß er noch so matt und erschöpft sey, daß er kaum seine Glieder zu bewegen vermochte, verabschiedete er sich von ihm, in einer theilnehmenden Weise, in welche sich jedoch ein schmerzliches Mitleid mischte. Als er aber mit der Oberin das Zimmer verlassen hatte, sprach er zu dieser schwer aufseufzend: »Der unglückliche junge Mann! Ich möchte fast — Gott verzeihe mir! — lieber wünschen, daß die Kugel ihn auf der Stelle getödtet hätte!«

»Von wem sprechen Sie?« fragte die Oberin ganz erstaunt?

»Von wem sonst?« erhielt sie zur Antwort,

„als von dem unglücklichen Lieutenant Krasinsky? Alles scheint ihm zum Unglück auszuschlagen, selbst seine Tapferkeit, wofür ein Anderer mit Orden und Avancement belohnt werden würde. Ich habe mich nur von seinem Zustande überzeugen wollen, und finde ihn in der That so schwach, daß ich ihn noch einige Zeit unter Ihrer alleinigen Obhut lassen darf."

„Wie soll ich das verstehen?" fragte die Oberin bestürzt. „Droht ihm eine Gefahr?"

„Allerdings," erhielt sie zur Antwort, „eine Gefahr, deren Umfang und ganze Schwere sich noch gar nicht absehen läßt. Er muß Feinde haben, welche im Stillen schändliche Intriguen gegen ihn spinnen. Man hat ihn verdächtigt, daß sein muthiges Benehmen in der Schlacht bei Inkerman nichts als Täuschung gewesen sey, um einen Verrath zu verhüllen. Man beschuldigt ihn, daß es seine Absicht gewesen sey, dem Feinde das ganze Regiment Minks in die Hände zu liefern, und da ihm das nicht gelungen, so habe er doch wenigstens seine Kompagnie der Vernichtung preisgegeben, indem er das Signal zum Rückzuge nicht beachtete. Er soll deßhalb auch vor ein Kriegsgericht gestellt werden, und gelingt es seinen Feinden, die Offiziere meines Regimentes aus diesem Gerichte zu verdrängen und sie durch Russen zu ersetzen, dann wird man kurzen Prozeß mit ihm machen und er wird einem schimpflichen Todesurtheile nicht entgehen."

(Fortsetzung folgt.)

Kunst und Literatur.

Handbuch der Universalgeschichte vom Standpunkte des Christenthums und der Kultur. Von Dr. Joseph Fehr. Zweite und dritte Lieferung. Stuttgart 1857.

Als die erste Lieferung dieses Werkes unter dem Publikum erschien, begrüßten wir dasselbe mit Freude, da aus demselben ein tiefes Eindringen in den Geist des Alterthums, besonders in das soziale Leben der alten Völker hervorleuchtete.

In der zweiten Lieferung nun charakterisirt der Verfasser in kurzen, jedoch scharfen Zügen die letzten Zeiten Roms und die weitere Ausbreitung des Germanenthums, während die dritte Lieferung die weitere Ausbreitung der Kirche Christi darstellt.

Wenn der französische Geschichtsschreiber Michelet, so wie der englische Historiker Gibbon deßhalb so viel Aufsehen erregten, weil sie nicht bloß Facta und Data in einer Folgenreihe, wie die meisten Geschichtsforscher lieferten, sondern weil sie den Geist der Geschichte studirten und den Causalnexus, die Konsequenzen und den inneren Zusammenhang der historischen Ereignisse dem Leser begreiflich zu machen suchten, so dürfen wir, so weit in einem kleinen Raume dieses möglich war, das gleiche Lob dem Verfasser des vorliegenden Werkes spenden.

Die römische Geschichte, besonders die letzten Jahrhunderte ihres Bestehens, ist so reich an Erfahrungen, an allgemein menschlichen und politischen Wahrheiten, daß sie jedem ernsten Forscherauge, besonders unserer Gegenwart gegenüber, alle Beachtung verdienen. Wir glauben, daß der Herr Verfasser die hervorragenden Momente jenes Zeitraumes von einem ganz richtigen Standpunkte gewürdigt hat, weßhalb wir das Geschichtswerk von Neuem nur empfehlen können.

Die Gartenlaube. Illustrirtes Familienblatt. Leipzig 1857.

Gegenüber jenen Uebersetzungen fremder Romane, die eine Zeit lang das leselustige Publikum Deutschlands in ein Delirium der Phantasie versetzten, manche unschuldige Seele moralisch und geistig tödteten, können wir das Streben deutscher Literaten und Verleger nur lobenswerth nennen, eine eigene produktive Quelle für die lesedurstige Welt, die auch deutschem Boden und deutschem Herzen entsprungen ist, zu eröffnen. Ein solches Werk ist die Gartenlaube; wir finden darin angenehme Erzählungen aus dem Leben, Bilder aus der jüngsten Vergangenheit, aus der Natur und Kunst, Unterhaltendes und Belehrendes. Der niedrige Preis gestattet gewiß die möglichst größte Verbreitung, die sicherlich segensreicher wirken würde, als die frivolen Romane von Sue, George Sand rc.

K. C.

Mannigfaltigkeiten.

Nach dem Londoner Muster soll jetzt auch in Hamburg eine „Stiefelputzer-Brigade" zu Stande kommen. Uniformen und Apparate sollen durch milde Beiträge angeschafft, damit vorerst fünf armen Knaben ehrlicher Broderwerb und unter Zucht und Kontrole nebenbei noch ein Sparpfennig gesichert werde. (In London wurden 1851 zuerst fünf Knaben derartig ausgestattet, jetzt besteht die dortige „Brigade" aus mehreren hundert, wovon eine Abtheilung (48 Knaben) 1432 Pfd. per Jahr verdient, davon 724 Pfd. baar, 355 Pfd. angelegt erhält und der Rest für Aufsicht rc. verwendet wird.)

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag der Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 253 Freitag, 23. Oktober 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

„Aber das ist ja entsetzlich!" rief Renata. „Ich möchte mein Leben verbürgen für seine Unschuld!"

„Auch ich!" fuhr der Obrist fort. „Alle Kameraden des Regiments geben ihm das Zeugniß der Loyalität und der edelsten Gesinnungen. Aber sie sind ja fast sämmtlich Polen wie ich, und leider wird ein polnisches Zeugniß in der russischen Armee fast immer mit Mißtrauen angesehen. Verschweigen Sie ihm die Gefahr noch, die ihn bedroht, denn in seinem jetzigen Zustande hat er nichts zu befürchten. Ich werde auch noch keine Wachen an der Thür seiner Krankenzelle aufstellen, und wenn es später geschehen muß, so kann es ihm doch noch immer eine Zeit lang verborgen bleiben, bis ich ihn vorbereitet habe auf das Schicksal, welches seiner harrt." Mit diesen Worten verließ er sie.

Mutter Renata aber fühlte sich tief erschüttert durch seine Mittheilung, die sie vor Allem Georginen zu verhehlen beschloß. Sie begab sich aber auf der Stelle zu Constantia, und ihr, vor der sie kein Geheimniß hatte, entdeckte sie Alles.

Diese hörte ihr aufmerksam zu, und nachdem sie einige Minuten lang, wie in tiefes Sinnen verloren, vor sich hingeblickt hatte, entgegnete sie: „Ich will es versuchen, ihn zu retten, vor den Schlingen seiner Feinde. Es sind deren zwei, die ihn besonders hassen."

Hierauf vergingen Tage und Wochen und der Zustand des kranken Stanislaus wendete sich zwar nur langsam, aber sicher zur Genesung. Sein Bewußtseyn verließ ihn nie wieder im wachenden Zustande und er war jetzt fast nur noch der ärztlichen Behandlung Constantia's und der Pflege des alten Dominik anvertraut. Nur in der Stille der Nacht, wenn er schlief, schlich Georgine tief verhüllt zu ihm und saß Stunden lang an seinem Lager, seinen Schlaf bewachend.

Der Obrist des Regiments Minsk hatte jetzt seiner Pflicht genügen und eine Wache vor der Zelle des Genesenden aufstellen müssen, die sich ihm selbst jedoch nicht zeigen durfte. Auch hatte er, auf die Vorstellung Constantias, daß Stanislaus noch vor jeder Gemüthsbewegung bewahrt werden müsse, es bis jetzt noch verschoben, ihn von der gegen ihn gerichteten schweren Anklage in Kenntniß zu setzen. Endlich aber mußte es doch geschehen und als beinahe sechs Wochen nach seiner Verwundung vergangen waren, erhielt er den Befehl, ihm die Anzeige zu machen, daß ein Kriegsgericht über ihn gehalten werden solle.

Stanislaus nahm die Mittheilung in Renata's Gegenwart zwar mit Verwunderung, aber doch ruhig auf. Er fühlte sich unschuldig, und wie es häufig bei Schwerverwundeten, bei welchen die Genesung nur langsam vorwärts schreitet, der Fall ist, hatte sich seiner eine Lebensmüdigkeit bemächtigt, welche ihn im schlimmsten Falle gleichgültig selbst gegen den Tod erscheinen ließ.

An demselben Tage jedoch begab sich Constantia zu der Gräfin Tschernokoff, welche seit jenem Abende an welchem eine Bombe in das Hotel, welches sie bewohnte, eingeschlagen, eine andere Wohnung in einem verlassenen Privathause, in der Nähe des Doms bezogen hatte. Sie traf den Grafen Tortschin, welcher jetzt für den erklärten Liebhaber der schönen Olga galt, bei ihr, den Elenden, der durch seine Schandthat ihr ganzes Lebensglück gestört hatte. Doch so groß auch der Widerwille war, den sie gegen den Bösewicht empfand, so dankte sie doch dem Zufalle, der ihn ihr gerade jetzt entgegen geführt, denn sie hatte längst in Beiden die erbittertsten Feinde Krasinsky's erkannt und wußte, daß sie Ränke gegen ihn zu seiner Vernichtung schmieden würden. Deßhalb mußte sie eine Unterredung mit Beiden haben, die ihr auch weder Olga noch der Graf zu versagen wagten, denn sie übte schon durch ihre Erscheinung eine wunderbare, geheimnißvolle Macht auf das einander so würdige, verbrecherische Paar. Kaum eine Viertelstunde stand die, beinahe als Heilige Verehrte ihnen gegenüber, als sie sich auch schon durch die unwiderstehliche Gewalt ihrer Reinheit und Tugend vor ihr in den Staub gedrückt fühlten, und sich ohne Widerstand ihrem

Willen beugten, jedem Plane zum Verderben des armen Stanislaus zu entsagen. Sie hatte dabei kaum der Andeutung einer Drohung bedurft, denn sie kannte gewisse Geheimnisse, durch deren Enthüllung sie Beide hätte vernichten können. So entfernte sie sich und begab sich zum Fürsten Mentschikoff, welcher sich gerade im Gouvernements-Gebäude befand. Er ließ sie, als ihm der Diener nur ihren Namen nannte, sogleich vor sich, und auch mit ihm hatte sie eine geheime Unterredung, deren Inhalt Niemand bekannt wurde. Obgleich zu jener Zeit ihre Weissagung, den Tod des Kaisers und das verheißene Vorzeichen betreffend, noch nicht in Erfüllung gegangen war, hatte doch der alte Oberfeldherr ein gläubiges Vertrauen zu ihr gefaßt, welches er sich selbst kaum zu erklären wußte, deßhalb hielt er sich auch überzeugt, daß sie ihm nur die Wahrheit sagte, als sie die Vertheidigung Krasinsky's mit edler Wärme vor ihm führte. Er verhehlte ihr es nicht, daß ein schwerer Verdacht gegen ihn vorliege, jedoch ohne genügende Beweise, und versprach ihr, daß er keines Rechts beraubt werden solle, welches ihm nur irgend dazu dienen könne, sich von der Anklage zu reinigen.

Dieß genügte Constantia und beruhigter kehrte sie in das Hospital zurück. Dort begab sie sich ungesäumt zu Stanislaus, den sie in trüber finsterer Stimmung fand. Mit ihrem milden, tief zum Herzen dringenden Tone ermahnte sie ihn, sich ruhig vorzubereiten vor dem Kriegsgerichte zu erscheinen und mit gläubigen Vertrauen auf den höchsten Richter, den Sieg seiner Unschuld zu erharren. Nicht allein der sanfte, theilnehmende Ton ihrer Worte, sondern auch ihr wahrhaft rührend schönes Antlitz, welches sie ihm heute zum Erstenmale unverschleiert zeigte, riefen einen unbeschreiblich wohlthuenden Eindruck in seinem Herzen hervor. Er hatte durch Dominik vernommen, daß er vor Allem dieser barmherzigen Schwester, welche die Kenntnisse eines geschickten Arztes besitze, die Heilung seiner Wunde zu danken habe. Er hatte auch in ihr schon längst jene unglückliche Constantia wieder erkannt, deren hohe Gestalt er hatte an sich vorüber schweben sehen, als sie sich eben zu dem sterbenden Fürsten Trupetzkoi begab, um ihn in seinen letzten Augenblicken durch ihren himmlischen Trost zu erquicken. Noch hatte er es aber nicht gewagt, ihr auch nur im Entferntesten anzudeuten, daß der Fürst Trubetzkoi ihm das schwere Unheil mitgetheilt, welches ein Schurke über sie gebracht, und daß er ihn bei seinem Abschiede von diesem Leben zu ihrem Rächer bestellt habe.

Jetzt aber, wo er es so tief empfand, wie sein ganzes Herz erfüllt war, von der innigsten Theilnahme und Dankbarkeit für sie, ließ der Drang der Gefühle ihn in die Worte ausbrechen: „Dank, heißen Dank Dir, edle, barmherzige Schwester, daß Du mir mein Leben erhalten. Bin ich doch nun bald im Stande den letzten Willen des Fürsten Trubetzkoi, der mich in seiner Sterbestunde noch „Freund" genannt, zu erfüllen und Dein Rächer zu werden, an dem Schändlichen —"

Doch finster hatte Constantia ihre großen, dunkeln Augen auf ihn geheftet, und unterbrach ihn plötzlich mit dem Zurufe: „Halt ein!" während sie ihr Antlitz verschleierte, um ihr Erröthen zu verbergen. „Hat er Dir Alles mitgetheilt?" fragte sie dann in sichtbarer, heftiger Bewegung.

„Alles!" entgegnete Stanislaus fast bestürzt. „Es war ja ein Bekenntniß in der feierlichsten Stunde seines Lebens und er legte es als Geheimniß in meinen Busen nieder."

„Dann laß es dort begraben seyn, für immer," versetzte sie, gewaltsam nach Fassung ringend. „Vergiß aber auch zugleich Trubetzkois Vermächtniß, denn ich will nicht, daß es erfüllt werde! Die Rache ist mein! spricht der Herr, und die Menschenhand soll ihm nicht vorgreifen!"

„Aber ich habe ihm feierlich versprochen" — bemerkte Krasinsky.

Doch noch weit nachdrücklicher fiel sie ihm wieder in's Wort: „Und ich entbinde Dich Deines Versprechens, denn ich will diese Rache nicht! Du sprachst von Dankbarkeit! Nun wohl! Ich werde Deinen Dank nur darin erkennen, daß Du meinem Willen folgst. Du wirst Dein kaum wieder gewonnenes Leben nicht gegen einen Elenden wagen. Denk' an Deine Mutter! Denk' an — Georginen!" Nachdem sie diese Worte im Tone feierlicher Warnung ausgesprochen hatte, entfernte sie sich rasch.

Hocherstaunt und wie von dem geheimnißvollen Hauche einer höheren Macht berührt, sank Stanislaus auf sein Lager nieder. Was wußte sie, die Fremde, von seiner Mutter? Was wußte sie von Georginen? Hatte sie in die Tiefen seines Herzens geschaut? Denn wie hätte sie sonst vermocht, die zartesten Saiten desselben zu berühren und gerade den Ton anzuschlagen, der ihn mit dem Seraphsklange der Liebe aufforderte, ihrem Willen zu folgen und nicht sein Leben zu wagen, um Andere zu rächen, sondern sein Daseyn zu erhalten, um Andere zu beglücken. Es war ein Ton, welcher wohl berechnet schien, seinen Lebensüberdruß, den er bereits begonnen hatte, mit der Hartnäckigkeit der stillen Verzweiflung fest zu halten, zu verscheuchen und eine heitere Zukunft seinen Blicken zu eröffnen. So gab er sich denn seit langer Zeit zum Erstenmale wieder der Hoffnung hin, und sie zeigte ihm recht freundliche Bilder der künftigen Zeit, in deren

geistigem Anschauen er jedoch unterbrochen wurde, durch den Eintritt seines Dominik.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Sturz in die Tiefe.

Dräger erzählt in seinem vor Kurzem erschienenen Buche: „Die Natur des Hochgebirges" den f. J. auch in einigen Zeitungen besprochenen entsetzlichen Tod des Dr. Bürstenbinder aus Berlin folgendermaßen: Eines Abends — es sind wohl nun 10 Jahre her — kam ein fremder junger Herr mit einem kleinen Knaben, der ihm als Wegweiser gedient hatte, in den Pfarrhof zu Gurgl (im Gurglthale in Tyrol) und bat den gastfreundlichen Curaten Bernhard Schöpf um Aufnahme und Verwendung, damit er des andern Tages Wegweiser erlange, um über den Ferner zu gelangen.

Beides wurde dem Fremden von dem menschenfreundlichen Curaten zugesichert, der die zwei besten Männer an Kraft und Führerkunde aus allen Männern von Gurgl auswählte.

Der Fremde und der Curat saßen bis zehn Uhr Abends an einem Tische in heiterem Gespräche beisammen, wobei der Curat von dem Fremden erfuhr, daß er der Dr. Bürstenbinder von Berlin sey, und eine Unterhaltungsreise mache, in fremden Welttheilen gewesen und Verschiedenes erfahren habe. Er begab sich um 5 Uhr Früh nach dem Ferner, begleitet von den zwei Führern Nikodemus Santer und Angelus Scheiber. Um 7 Uhr gelangten sie zum Ferner, wo sie sich während einer kurzen Zeit nur labten. Der Fremde nahm nur ein kleines Stück Brod zu sich. Von da stiegen sie zwei Stunden lang den Ferner hinan und langten um 9 Uhr am „steinernen Tische" an. (Dieß ist ein großer Morenenblock mitten auf dem Gletscher, gewöhnlich als Ruhepunkt benutzt.) Nach einer viertelstündigen Rast setzten sie sich nach Mitterkamp (einem schneebedeckten Abhange zur Rechten) in Bewegung. Bevor sie aber diese gefährliche Strecke betraten, befestigten sich beide Führer mit einem fünf Klafter langen Stricke um die Mitte des Leibes und setzten sich der Art in Verbindung, daß, wenn einer in eine verborgene Kluft versinken sollte, der Andere ihm helfen und ihn zurückziehen könnte. Die Führer boten die gleiche Vorsorge auch dem Fremden an, der solche jedoch ablehnte. Auch bestanden sie nicht auf der Ausführung ihres Rathes, weil nur die Vorangehenden diese Maßregel anzuwenden, die Nachfolgenden aber frei denselben Fußstapfen zu folgen pflegen. Die Führer gingen mit ihren breiten Bergschuhen voran; der Fremde, nur mit schmalen Stiefeletten bekleidet, folgte ihnen. Nach einer halben Stunde und bevor sie noch den Mitterkamp erreicht hatten, vernahm der zweite Führer Santer hinter sich plötzlich ein kleines Geräusch. Er sah sich um und erblickte mit Entsetzen statt des Fremden, der ihnen bis dahin Schritt für Schritt gefolgt war, eine Oeffnung durch den Schnee in den Ferner hinein und nebenbei seinen Stock liegen. Schauder ergriff auch den ersten Führer, dem der Schreckensschrei des Anderen das Unglück kund gab. Beide legten sich auf den Schnee nieder und riefen durch die grause Eiskluft hinab nach dem Fremden, den sie jedoch nicht erblicken konnten, weil, wie es sich in der Folge zeigte, die Kluft Anfangs bei sieben Klafter senkrecht hinab, dann schief einwärts lief. Der Fremde rief aus der tiefen Spalte zu den Führern empor, ob keine Hülfe möglich sey; jene entgegneten, daß sie das Aeußerste versuchen wollten und fragten, ob er sich im Wasser oder wo er sich befinde. Er antwortete, daß er trocken, aber ganz eingezwängt in der Spalte des Eises stecke.

Die Führer nahmen hierauf den Strick, mit welchem sie sich verbunden hatten, und senkten ihn in die Tiefe. Da aber dieser nicht zureichte und der Fremde versicherte, er sehe keinen Strick, so riefen sie ihm zu, daß er unter solchen Umständen nicht alsogleich gerettet werden könne, daß sie aber um andere Hülfe nach Hause eilen wollten, und daß er sich inzwischen gedulden möge. Da ein Einzelner aus Besorgniß eines gleichen Schicksals sich nicht fortwagen durfte, so entschlossen sich beide Führer, rasch nach Hause zurückzueilen. Sie banden sich wieder zusammen und sprangen bis zum steinernen Tisch zurück. Von dort ab war kein Eis, also keine Gefahr des Versinkens in die Klüfte; daher blieb Santer zurück und Scheiber lief nach Gurgl; um zwei Uhr Nachmittags langte Simon Santer, der Knecht des ganz erschöpften Angelus Scheiber, und Wendelin Santer, Bruder des obigen, mit Stricken bei dem steinernen Tische an. Alle Drei eilten nun vorwärts an die Stelle des Unglücks und schrieen hinab in den fürchterlichen Schlund des Eises. Nur mit äußerst schwacher Stimme erwiderte ihnen der Fremde, daß er noch lebe. Nun begannen die Versuche, den von halb zehn bis vier Uhr eingeklammerten Fremden zu retten, mit einer Aufopferung, einer Verachtung der Gefahr, wie solche wohl selten vorkommen dürfte. Nikodemus Santer band vorzüglich den mitgebrachten Strick seinem 24 Jahre alten Bruder Wendelin um die Leibesmitte und so wurde dieser in die Tiefe gesenkt. Nach 6 bis 7 Klaftern stieß er auf einen kleinen Eisvorsprung und faßte hierauf Fuß. Von dort schrie er zurück, daß er den Fremden nicht sehe, und daß die Eisschlucht weiter hinab so eng sey, daß er dieselbe kaum zu befahren vermöge. Auf den Zuruf, beherzt vorwärts zu bringen, da es ja ein anderes Mittel zur Ret-

tung nicht gebe, ließ sich Wendelin weiter in die Tiefe senken. Nach einer Versenkung von etwa 15 Klaftern (90 Fuß) schrie er, daß er den Fremden erfaßt habe; das Seil wurde hierauf angezogen, allein die Last war dem Retter zu schwer, der Unglückliche entfiel seinen Händen und Wendelin selbst prallte dabei mit beiden Knieen der Art an die Eisriffe an, daß ihm das Eis durch das Fleisch an die Knochen drang. Unfähig gemacht, die Rettung auszuführen, langte er oben wieder an. Nun entschloß sich Simon Santer, das Wagestück zu bestehen: auch er ließ sich in die Tiefe senken und gelangte zu dem Fremden. Er band ihn am Arme an, allein beim Anziehen hielt der Strick nicht fest. Simon wurde deßhalb bis zu jenem Eisvorsprunge heraufgezogen, wo er ausruhte; dann senkte man ihn noch zwei Mal hinab, allein vergebens. Auch er mußte zurückgezogen werden und brachte nur die Kunde mit, daß der Fremde zwar noch am Leben, aber schon ganz bewußtlos sey.

Nun entschloß sich auch Nikodemus Santer, das Möglichste zu versuchen; auch er passirte die gefahrvolle Schlucht, zwängte sich mit großer Anstrengung durch die enge Kluft, und es gelang ihm, den Fremden zu erreichen. Er schlang ihm ein Seil um einen Arm, schob das andere um dessen Oberleib und bemeisterte sich seiner. Nun wurde der Strick auf den erfolgten Zuruf bis zum Vorsprunge angezogen. Dort angelangt, ließ Nicodemus den Fremden etwas mehr in die Höhe ziehen, um ihn erfassen und den Strick fester um seinen Leib schlingen zu können. Nunmehr wurde der Fremde allein in die Höhe gezogen; allein gerade an der Mündung der Kluft steigerte sich die Gefahr auf den höchsten Grad; denn die zwei Männer, welche den Strick anzogen und festhalten mußten, vermochten lange nicht, den Verunglückten auf die Oberfläche des Gletschers zu schaffen, und denselben am Rande der Schlucht zu erfassen. So schwankte er noch eine ewig lange Viertelstunde sieben Klafter tief wie eine angezogene Glocke gerade über Nicodemus Sander, und drohte mit jedem Augenblicke, sich abermals sammt diesem in die schauerliche Tiefe zu stürzen. Nach vielen Versuchen gelang es endlich den beiden Kameraden, den Körper des Fremden zu ergreifen und auf die Oberfläche des Eisberges zu ziehen. Nun gelangte auch Nicodemus Santer herauf in Gottes freie Welt; der Zweck der Befreiung aus der Schlucht war erreicht und die Hoffnung, das menschenfreundliche Unternehmen durch den Erfolg belohnt zu sehen, war noch nicht geschwunden. Diese drei beherzten Männer begannen nun, aber (es war beiläufig vier Uhr Nachmittags) den Fremden näher zu besichtigen, und fanden ihn zu ihrem Entsetzen ganz blau an den Händen und im Gesichte, beinahe erstarrt; nur ein leises Athmen war noch bemerkbar, er bewegte die Arme und die Augen in krampfhaften Zuckungen. Alle Versuche zur größeren Belebung blieben fruchtlos. Nach einem Aufenthalte von einer Stunde mahnte die Zeit zur Rückkehr. Nicodemus trug den Fremden auf seinem Rücken so fest gebunden, daß er sich in sitzender Stellung befand; um halb 7 Uhr erreichten sie den steinernen Tisch. Dort stellten sich bald die Vorboten der nahen Auflösung ein. Schon während der letzten Momente seines Lebens zog sich ein dichter und finsterer Nebel über die weiten Eisfelder herauf, die Führer waren noch vier Stunden weit von der Heimath auf dem hohen, lebensgefährlichen Gletscher. Unmöglich und bei unvermeidlichem Tode zwecklos war es, den Unglücklichen noch bei Nacht bis Gurgl zu bringen. Die Führer mußten nun auf ihre eigene Rettung denken, wenn sie nicht durch längeres Verweilen auf diesen unwegsamen Höhen dem sicheren Tode entgegengehen wollten. Sie hüllten daher den Entseelten in seinen Mantel und in ihre Mäntel sorgsam ein und legten ihn neben einen großen Stein hin. Erst um 11 Uhr Nachts kamen sie ganz erschöpft zu Hause an.

Des andern Tags, am Morgen, gingen 13 Mann von Gurgl an die bezeichnete Stätte, von wo sie den Verunglückten erst am Abend zurückbrachten. Bedauert von der ganzen Gemeinde, wurde er dort am 13. Juli beerdigt. — Solche Anstrengungen, Aufopferungen und Nächstenliebe hätten mit der Belebung des Verunglückten belohnt zu werden verdient. Es ist einem glücklichen Zufall zuzuschreiben, daß sich gerade zur Zeit des erfolgten Unglücks der Beamte des 15 Stunden entlegenen Landgerichts Silz, Joseph Hörtnagel, in Gerichtsangelegenheiten nahe bei Gurgl aufhielt, durch welchen der vorerwähnte Thatbestand ganz umfassend aufgenommen wurde.

Nicodem, Wendelin und Simon Santer haben wegen ihrer Verdienstlichkeit bei der versuchten Lebensrettung des Dr. Bürstenbinder von ihrem Kaiser die große silberne Zivil-Ehrenmedaille am Bande erhalten. Auch der König von Preußen hat sie durch ein Geschenk von je 20 Dukaten belohnt.

Mannigfaltigkeiten.

Aus Darmstadt schreibt man, daß der dortige Musikverein noch im Laufe dieses Monats „Frithiof“, ein dramatisches Gedicht nach Tegner, komponirt von C. A. Mangold, zur Aufführung bringen wird, ein Werk, das nach dem Urtheile der Sachkenner sich den besten Leistungen der Neuzeit anreiht.

Redakteur: Gustav Reffert.
Druck und Verlag der Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 254 · Samstag, 24. Oktober · 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

Die Alte war offenbar verlegen und aufgeregt, als ob er ihm etwas Wichtiges mitzutheilen hätte und doch nicht wisse, ob er es auch wagen dürfe? Er trat ganz nahe zum Lager seines Herrn, betrachtete ihn aufmerksam und forschend, und erst als er seine erheiterte Miene bemerkte, wagte er es, den Mund zu öffnen.

„Ei, Sie machen ja ein so frohes Gesicht, wie ich es lange nicht gesehen;" begann er endlich. „Das trifft sich ja herrlich! Dann werden Sie sich ja auch in der besten Stimmung befinden, die Nachrichten zu hören —"

„Welche Nachrichten?" unterbrach ihn sein Herr in gespannter Erwartung.

„Nachrichten aus unserm schönen Heimathlande, aus Warschau."

„Aus Warschau? Ist ein Brief da, von meiner Mutter?"

„Nein, kein Brief. Wohl aber ein Bote — doch was rede ich da? Das ist ja gegen den Respekt. Nein gewissermaßen ein Abgesandter."

„Ein Abgesandter? Wer ist es? Heraus damit, und spanne mich nicht auf die Folter."

„Es ist Ihr Herr Bruder — Casimir. Fühlen Sie sich auch stark genug, ihn zu sehen? Die Oberin der barmherzigen Schwestern hat mir befohlen, Sie erst vorzubereiten und zu fragen: ob Sie ihn empfangen wollen?"

Eine trübe Wolke war über die Stirn des jungen Mannes gezogen, als er den Namen seines Bruders hörte; doch sie verschwand schnell wieder und beinahe heiter entgegnete er: „Ei, warum nicht? Um meinen Bruder zu empfangen, wird es mir nie an Kraft gebrechen. Wird er mir doch Nachricht bringen, von meiner geliebten Mutter, die ich längst schon schmerzlich ersehnte. Laß ihn gleich herein!"

Dominik entfernte sich und Stanislaus konnte sich doch einer gewissen Bewegung nicht erwehren, welche aber mehr freudig war; denn durfte er doch hoffen, jetzt recht ausführliche Nachrichten von seiner Mutter zu erhalten. Er hatte jetzt nur wenige Briefe von ihr empfangen und obgleich er in diesen stets die zärtlichste Mutterliebe ausgedrückt fand, konnte er doch darin a ch einen gewissen zurückhaltenden Ton, der ihm einen tiefen Kummer zu verbergen schien, nicht verkennen. Auch war es ihm auffallend erschienen, daß sie nie mit einer Sylbe Georginens erwähnte, und als er in einem seiner Antwortsschreiben die Frage an sie gerichtet: ob sie seine Bitte erfüllt und sich des geliebten Mädchens angenommen? hatte sie, wie es schien, absichtlich jede Erwiderung darauf vermieden. So hatte er es nie wieder gewagt, diese zarte Angelegenheit seines Herzens zu berühren, war auf diese Weise ohne alle Nachricht über Georginen geblieblieben und hatte ihr oft schon im Stillen die schmerzlichsten Vorwürfe gemacht, daß sie nicht selbst einige Zeilen an ihn gerichtet. An sie zu schreiben aber, hatte er sich nie entschließen können; denn was sollte er ihr schreiben, da er sein Verhältniß zu ihr als aufgelöst betrachten mußte; und da er sie des Liebesschwurs, den sie ihm geleistet, selbst entbunden hatte?

Als nun sein Bruder zu ihm eintrat, streckte er ihm die Hand entgegen und hieß ihn herzlich willkommen. Casimir, welcher sich wahrscheinlich auf diese Scene des Wiedersehens längst vorbereitet hatte, schien sein trockenes, kaltes Wesen abgelegt zu haben. Es gelang ihm vortrefflich, in seinen Mienen und Geberden eine Mischung freudiger und schmerzlicher Theilnahme zu erheucheln, und seine Worte: „Mein armer Bruder! Muß ich Dich so wiedersehen!" wurden mit dem Tone einer so tiefen Empfindung gesprochen, daß Stanislaus eben dadaburch getäuscht wurde.

Nach den ersten Begrüßungen nahm Casimir Platz am Lager des Genesenden, und berichtete auf seine dringenden Fragen nach der Mutter: daß sie seit der Nachricht von seiner gefährlichen Verwundung, welche ihr die Oberin der barmherzigen Schwestern, in schonender Weise, brieflich hatte

mittheilen lassen, stets gekränkelt habe; so daß es ihr die Aerzte nicht hätten gestatten wollen, selbst nach Sebastopol zu eilen, um nach Kräften zu seiner Verpflegung beizutragen. Kürzlich aber hätte sie durch öffentliche Blätter erfahren, daß ihn noch eine andere Gefahr bedrohe; daß er vor ein Kriegsgericht gestellt werden solle, um sich gegen eine schwere Anklage zu rechtfertigen. Da habe sich ihr Mutterherz nicht länger beruhigen können, und sie habe ihn, Casimir, aufgefordert, ungesäumt nach dem Kriegeschauplatze zu eilen, um seinem Bruder nach Kräften Beistand zu leisten. Er habe sich auch mit dem größten Eifer bereit erklärt, ihrer Aufforderung zu genügen und werde nun um so lieber hier verweilen, als er schon längst den Wunsch gehegt, sich den Vertheidigern des heiligen Rußlands anzuschließen, wovon ihn nur die Rücksicht auf den Gesundheitszustand der Mutter abgehalten habe.

Stanislaus fühlte sich tiefbetrübt über die Nachricht von dem krankhaften Zustande seiner Mutter, und suchte sich erst dann zu beruhigen, als ihm sein Bruder wiederholt die heilige Versicherung gegeben hatte: daß ihre Unpäßlichkeit zu keinerlei ernstlichen Besorgnissen Veranlassung gebe, daß sie sich aber aller körperlichen und geistigen Anstrengungen enthalten müsse. Schmerzlich blieb es ihm jedoch, daß sie durch die geschwätzigen Zeitungen auch von der grundlosen Anklage, die man gegen ihn vorgebracht hatte, unterrichtet worden war, die er ihr gern bis nach gefälltem Urtheilsspruche verhehlt hätte. So redeten sie noch lange mit einander von der edeln, gütigen Frau, und Casimir sprach mit einem tieferen Gefühle von ihr als er seinem Bruder jemals gezeigt, den er bevorzugt von der mütterlichen Liebe wußte.

Endlich aber vermochte Stanislaus die Sehnsucht nach einer Nachricht von dem geliebten Mädchen nicht länger mehr zu überwältigen und er fragte mit beklommenem Herzen: „Und sonst hat Dich unsere gütige Mutter mit keiner Mittheilung beauftragt? Oder hat sie Dir ein Schreiben an mich übergeben?“

Casimir errieth den Sinn dieser Frage und brachte sie sogleich in Verbindung mit seiner geheimen Liebe zu Georginen; doch in keinem Zuge seines Gesichtes zeigte sich eine Veränderung. »Keins von Beiden;« erwiderte er, in seiner ruhigen, abgemessenen Weise. »Das Schreiben fällt ihr jetzt sehr schwer und deßhalb hat sie mir Alles mündlich anvertraut, was ich Dir mittheilen sollte. Doch frage nur, ich will Dir ja gern über Alles Auskunft geben, was Du vielleicht sonst noch zu wissen wünschen magst.«

Aber Stanislaus schwieg lange. Er hatte sich in seiner Hoffnung getäuscht gefunden und wußte sich es nicht zu erklären, aus welchem Grunde seine Mutter jede Erwähnung Georginens vermied. Doch das brennende Verlangen, etwas von der Geliebten zu erfahren, ließ ihm keine Ruhe und so wendete er, mit anscheinender Heiterkeit, endlich das Gespräch auch auf das gesellschaftliche Leben in Warschau, forschte nach den öffentlichen Vergnügungen, besonders nach dem Zustande des Theaters und Casimir gab ihm zwar auf alle seine Fragen genügende Antwort, erwähnte aber mit keiner Sylbe Georginens.

Da sah er sich endlich gezwungen, ihm sein ganzes Herz zu eröffnen, und indem er ihm die Hand reichte, sprach er zu ihm: »Erinnerst Du Dich jener Nacht, mein Bruder, als Du in Warschau zu mir kamst mit dem Befehle des Kaisers, mich aus meinem Kerker zu befreien? In derselben Nacht enthüllte sich Dir ein Geheimniß meines Herzens. Auf dem Heimwege in den Palast unserer Väter trat ich in ein kleines, freundliches Haus ein, um dort ein Band zu lösen, welches mich mit hoher Wonne erfüllt hatte; einen bittern Abschiedskelch zu leeren, für ewig. Die schönsten Zierde der ersten Bühne unserer Vaterstadt, der Liebling aller Kunstfreunde wohnte dort — Georgine Dombrowska. Weißt Du mir gar nichts von ihr zu sagen?«

»Nein!« entgegnete Casimir halblaut und mit einer Zurückhaltung, welche dem Liebenden auffallen mußte. Dann fuhr er mit dem Tone einer schmerzlichen Theilnahme fort: „Ich wünschte Du hättest diese Frage nicht an mich gestellt, denn unsere Mutter hat mir streng befohlen, unsere Gespräche nie auf diesen Gegenstand zu richten.“

»Ja, meine Mutter kennt das Geheimniß meiner Liebe; ich habe es ihr selbst anvertraut, ehe ich von ihr schied;“ rief Stanislaus in heftiger Aufregung „Was — Gotteswillen! konnte sie bewegen, Dir zu befehlen, nicht zu mir zu sprechen? Rede davon doch, Bruder! Was ist's mit Georginen? Ist ein Unheil über sie gekommen? Ist sie krank — todt? O, rede doch!«

»Du willst es! So höre denn!« versetzte Casimir mit dumpfer Stimme. »Ich weiß nichts von ihr, als daß sie Deiner unwürdig ist.“

„Meiner unwürdig? Das ist nicht möglich!«

»Laß mich ausreden, Bruder, und urtheile dann selbst. Einen Tag später, als Du von Warschau abgingst, um Dich nach dem Kriegeschauplatze zu begeben, verließ auch sie unsere Vaterstadt und blieb von jener Zeit an spurlos verschwunden. Man wollte wissen: sie hätte sich zu dieser ungewöhnlichen Zeit in einen süddeutschen Badeort begeben, weil ein gewisser Zustand sich nicht länger mehr verheimlichen ließe und ihren ferneren Aufenthalt in Warschau nicht mehr gestattete. Ein junger reicher Engländer, welche ihr seit Deiner

Einkerkerung ganz besondere Aufmerksamkeit erwiesen, reiste nur um einen Tag später von Warschau ab, und man glaubte allgemein, daß er ihr gefolgt sey."

(Fortsetzung folgt.)

Winterleben am Nordpol.

(Aus den „Gränzboten.")

Eine der interessantesten Stellen in Kanes Beschreibung seiner Reisen am Nordpol (in deutscher Bearbeitung von J. Seybt zu Leipzig bei Karl B. Lork erschienen) ist die, wo er sein und seiner Gefährten Leben während eines im höchsten Norden Amerika's zugebrachten Winters beschreibt. Es heißt dort: Die Kälte kam allmählig über uns. Das Erste, was mir auffiel, war das Einfrieren unserer Wasserfässer, die Eiszapfeneinfassungen der Spundlöcher, und die Unmöglichkeit, den Trinkbecher nur fünf Minuten hinzusetzen, ohne daß sein Inhalt sich in festes Eis verwandelt hatte. Dann kam die vollständige Unmöglichkeit, etwas zu trinken zu bekommen, ohne es erst zuzubereiten. Lange Zeit hatten wir unser Wasser aus den schönen frischen Lachen der Eisberge und Schollen geholt; jetzt mußten wir die Blöcke in steinharten, glasartigen Stücken herausmeißeln und in blechernen Gefäßen zerschmilzen, um so unser tägliches Getränk zu erlangen. Das war im Wellingtonkanal.

Allmählig ward der Eisbrei, durch den wir hindurchfuhren, zu Eisstücken und Schneebällen. Wir saßen fest wie Leim. Aber noch am 11. September fand ich am Ufer von Barlows-Einfahrt ein blühendes Fingerkraut. Doch alles, was feucht oder naß war, fing jetzt an als etwas Merkwürdiges aufzufallen, als etwas, was wohl verdient, als eine Seltenheit angestaunt zu werden. Die Verdecke wurden trocken und da, wo die Füße hinzutreten pflegten, mit traubenförmigen Klumpen von schmutzigem Eis besetzt. An der Takelage sammelte sich allmählich Reif, und wir lernten sehr vorsichtig mit aufgeschlossenem Tauwerk und Eisen umgehen. Am 4. Oktober war die mittlere Temperatur unter Null.

Um diese Zeit war die kleine Luke, die uns zum gewöhnlichen Eingange diente, so ganz und gar zu einer Masse von Eiszapfen geworden, daß wir ihn aufgeben und zu unserm Winterthor unsere Zuflucht nehmen mußten. So wie eine Thüre aufging, fuhr ein Strom rauchähnlichen Dunstes heraus, jedes Ofenrohr entsendete Wolken von purpurrothem Dampfe und der Hauch eines Menschen brachte auf das Auge eine Wirkung hervor, wie das Abschießen eines Pistols.

Alle unsere Eßsachen wurden lächerlich fest, jede in ihrer Art und es bedurfte keiner geringen Erfahrung, ehe wir mit den Eigenthümlichkeiten ihrer neuen Beschaffenheit umgehen konnten. So wurden getrocknete Aepfel zu einer festen brecciennartigen Masse von zusammengebackenen eckigen Stücken, ein Conglomerat von Chalcedonscheiben. Eben so getrocknete Pfirsiche; diese von dem Faß los zu machen oder das Faß von ihnen, war ein Ding der Unmöglichkeit. Nach vielen Versuchen fanden wir, daß die kürzeste und beste Art die sey, das Faß sammt den darin enthaltenen Pfirsichen mit einer schweren Art zu zerhauen und die Stücke mit in die Kajüte zu nehmen, um sie aufzuthauen. Sauerkraut glich Glimmer oder vielmehr Talkschiefer. Ein Brecheisen mit scharfer Schneide löste die Blättchen nur unvollkommen los, und doch war es vielleicht das beste Werkzeug, das man zum Zerstücken anwenden konnte.

Zucker stellte sich als eine gar drollige Masse dar. Recipe q. s. Korkschnitzel und vermischte sie mit q. s. von flüssiger Guttapercha oder Kautschuk und lasse das Ganze hart werden; dieses extemporirte Rezept dürfte den braunen Zucker unserer Winterkreuzfahrt geben. Man muß ihn mit der Säge von seiner Einpackung lösen oder zerstücken; nichts als die Säge hilft; Butter und Speck, die sich weniger verändert haben, verlangen einen schweren kalten Meißel und einen Schlägel. Ihr Bruch ist muschelförmig und mit hämatitischer Fläche. Mehl bleibt ziemlich wie es ist, und Syrup kann bei 28 Grad unter Null mit einem eisernen Löffel halb herausgegraben und halb herausgeschnitten werden.

Schweine- und Rindfleisch sind seltene Proben florentinischer Mosaik, die mit der verlorenen Kunst, Eingeweidemonstrositäten zu versteinern, wovon man Proben auf medizinischen Akademien in Bologna und Mailand findet, wetteifern. Sie verlangen nach dem Brecheisen und der Handspate; denn bei 30 Grad unter Null gelingt es der Art kaum, Späne davon loszuschlagen. Eine in der Mitte halb auseinandergesägte Fleischtonne, die bei 76 Grad über Null zwei Tage lang in der Kambüse gelegen hatte, war wenige Zoll unter der Oberfläche immer noch so hart wie Feuerstein. Eine Masse Lampenöl stand, nachdem die Faßdauben losgeschlagen waren, wie eine Walze von gelbem Sandstein zum Glattrollen eines sandbestreuten Weges.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Der Klagenfurter Zeitung wird aus Althofen (Kärnthen) vom 12. Okt. über einen gräßlichen Mord Folgendes berichtet: „In der Waldung der Graßlbube, Ortschaft Rabing, Bezirk Althofen, Pfarrei St.-Stephan am Krapifelde, wurde am 11. Okt., wie es scheint, während der Zeit des vormittägigen Gottesdienstes, eine Mordthat begangen. Man fand nämlich auf einem halbverbrannten Reisighaufen die Leiche eines Weibes nebst zwei Kindern in halbverkohltem Zustande, und zwar alle Drei auf dem Rücken liegend, welcher Umstand nebst den weitern Indizien auf eine hier verübte gräuliche Unthat schließen läßt. Die Getödtete war das Weib eines Hafnergesellen, der in letzter Zeit in dem benachbarten Markte Guttaring in seiner Profession arbeitete. Sie hatte jedoch eine Erbschaft gemacht und beabsichtigte mit dieser, eine Summe von circa 400 fl., eine Keusche zu kaufen, zu welchem Zweck sie sich bereits seit 14 Tagen sammt ihren noch nicht über 10 Jahre alten Kindern gleichsam auf der Wanderschaft befand, um mit ihrem Gelde in der Tasche eine passende Keusche zu suchen, was nicht auffallen kann, wenn man das Nomaden- und Wanderleben der ärmern Klassen in dieser Gegend während den Jahreszeiten, wo kein Schnee liegt, kennt. Dieses Vorhaben oder vielleicht unvorsichtiges Sehenlassen der Baarschaft mußte irgendwelche von den in hiesigen Wäldern herumlungernden Vagabunden zu dem gräßlichen Plan veranlaßt haben, das unglückliche Weib zu berauben und zu ermorden. Räthselhaft bleibt es, daß zwei Kinder, die jedoch stumm sind, entkamen, mit Schrecken und Entsetzen nach Hause liefen und durch Pantomimen zu erkennen gaben, daß große Männer die Mutter und Geschwister gemißhandelt, erschossen und ins Feuer geworfen hätten. Warum die Bösewichter diese zwei, die sogar die größeren gewesen, am Leben ließen, oder ob dieselben unbemerkt entschlüpfen konnten, bleibt ein Geheimniß. Oder waren es vielleicht Bekannte, welche wußten, daß diese zwei Kinder stumm seyen und deßhalb, vor einem Verrath anscheinend sicher, nicht noch mehr Blut vergießen wollten? Die Obduktion ist wohl beendet, ergibt aber bei der starken Verkohlung fast gar kein Resultat, höchstens die entfernte Möglichkeit, daß einem der Leichname der Unterleib aufgeschlitzt worden sey, welcher jedoch wohl auch durch die Hitze aufgesprungen seyn und auf diese Art die Gedärme bloßgelegt haben kann. Später wurde auch in Erfahrung gebracht, daß eins der geretteten Kinder furchtbar verbrannt sey.“

Man schreibt aus Berlin: Höchst bezeichnend für die gegenwärtigen Börsenzustände ist folgende kleine Anekdote. Ein kleiner kecker Jobber, der — noch vor Kurzem Kommis in einem Waarengeschäfte — sich zu Höherem berufen fühlte und gegen Erlegung von drei Thalern als „Bankier“ die Börse besuchte, hatte sich schnell unter seinen Kollegen in der „Kouliffe“ einige Hundert Thaler zusammengeschlagen. Stolz trat er eines Tages, die erworbenen Differenzen in der Tasche, an einen ältlichen Herrn mit der Frage heran: „Können Sie mir nicht sagen, Herr X., wo man die besten eisernen Geldschränke kauft?“ — Herr X. sah sich den Patron an und erwiderte lächelnd: „Wollen Sie nicht bis zum Ultimo warten? Sie werden dann vielleicht mit einem — Portemonnai auskommen.“

Räthsel.

1.

Auf dem Wasser bin ich geboren,
Hab es drum mir als Heimath erkoren;
Zu Lande wirst du mich finden nie,
Es sey denn bei rauschender Harmonie.

Und weil ich so bin auf dem Wasser,
So bin ich des Feuers Hasser,
Doch spiel' ich trotzdem sehr gern mit dem Licht —
Ein Kind aber bin ich deßwegen noch nicht.

Auch tödte ich ohne Bedauern,
Bin Feind den atheniſchen Mauern,
Und breche in weicher und zarter Gestalt
Gar oftmals der Thiere und Menschen Gewalt.

2.

Nimm den Kopf mir: du kannst mit den Händen
Ohne Schaden mich drehen und wenden;
Auch bin ich dasselbe, so wie ich da bin,
Magst's lesen von hinten nach vorne hin.

Bin im Dunkel des Waldes geboren,
Jedoch hab' ich die Heimath verloren,
Gewann bald Städte und Dörfer lieb,
Weßhalb es dahin auch längst mich trieb.

Dem Erzpatriarchen schon dient' ich
Zum Bau seines Hauses, — jetzt find' ich
An Mode Geschmack nur, und bringe Gewinn,
Wo dieser zu Liebe ich thätig bin.

Auflösung der Charade in Nro. 250:

Brille.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag der Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 255 Montag, 26. Oktober 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

Wenn jedoch Casimir geglaubt hatte, ihm durch diese Nachricht das Gift tropfenweise zugezählt zu haben, so hatte er sich getäuscht. Denn in Stanislaus Herzen war der Glaube an Georginens Reinheit und Tugend so fest gegründet, daß kein Gift der Verläumdung ihn zu erschüttern vermocht hätte. Er war bestürzt über ihr geheimnißvolles Verschwinden aus Warschau, aber keinen Augenblick hätte er deßhalb einen Verdacht auf sie werfen mögen, welcher ihren Ruf hätte beflecken können. Deßhalb erwiderte er auch ernst und zuversichtlich: „Das ist die boshafteste Verläumdung, die jemals ersonnen wurde. Du hast niemals so tief in ihr reines kindliches Herz geschaut, wie ich und deßhalb will ich Dir es auch verzeihen, Casimir, daß Du einen so schmählichen Verdacht auch nur nachzusagen wagst. Doch ich bitte Dich, sprich nie mehr davon, denn es ist die empfindlichste Seite meines Innern, die Du je berühren konntest. Glaube mir, es ist die schändlichste Lüge, die jemals ersonnen wurde, um eine Unschuld zu beflecken. Sprich mir nicht von der öffentlichen Meinung, denn sie ist gar oft ungerecht und grausam und urtheilt gar zu häufig nur nach dem Scheine. Hat aber der Schein jemals betrogen, so muß es hier der Fall seyn."

Casimir stammelte Worte der Entschuldigung, und verließ bald darauf den Bruder, unzufrieden mit sich selbst, daß es ihm nicht gelungen war, ihm eine neue, tiefe Wunde zu schlagen.

Und es war ihm in der That mißlungen. Denn als Stanislaus hierauf in seiner Einsamkeit des schmerzlichen Abschiedes von Georginen gedachte in jener Nacht, da sprach eine Stimme in seinem Innern: sie ist rein und schuldlos; denn mit einer Untreue im Herzen hätte sie den Trennungsschmerz nie so wahr und überzeugend äußern können, wie sie es gethan. So verbannte er auch den kleinsten Zweifel; aber es bekümmerte ihn tief, daß sie Warschau verlassen und daß er nun nicht einmal mehr wußte, in welche Gegend der Welt er seine Gedanken an sie wenden sollte. Er hatte es sich so schön geträumt, daß sie die Bühne verlassen und bei seiner Mutter weilen sollte. Sie, die nie ihre Mutter gekannt, würde sich das stolze, aber edle Herz der Gräfin bald gewonnen und ein mütterliches Gefühl für sich darin erweckt haben. Jetzt wurde es ihm auch klar, warum seine Mutter so beharrlich jede Erwähnung Georginens vermieden. Sie hatte dem schmachvollen Gerüchte Glauben geschenkt, sie hatte sie für unwürdig gehalten.

Wenige Tage später schon zeigten sich die Folgen der geheimen Unterredungen, welche Constantia mit dem Fürsten Mentschikoff und der Gräfin Tschernokoff gehabt hatte. Das Kriegsgericht wurde festgesetzt und ausdrücklich bestimmt, daß es nur aus dem Auditeur und aus Offizieren des Regimentes Minks bestehen sollte. Die Feinde Krasinsky's aber wagten auch nicht den leisesten Schritt, welcher dem Angeklagten hätte verderblich werden können. Auch wurde, auf besondern Befehl des Oberfeldherrn, der Graf Tortschin zum Stabe des Generals Gortschakoff versetzt, welcher sein Hauptquartier in Sympheropol hatte, wohin er schleunigst abgehen mußte.

Mit jedem Tage nahm die Genesung Krasinsky's einen erwünschteren Fortgang. Er durfte jetzt schon, auf seinen treuen Dominik gestützt, in den Korridoren des Hospitals umherwandeln und am Abende vor dem Tage, an welchem das Kriegsgericht über ihn urtheilen sollte, fühlte er sich recht heiter und wohl. Er hatte sich, um auszuruhen von einem ermüdenden Spaziergange, auf sein Lager geworfen, aber er vermochte nicht einzuschlafen. Seine Gedanken schweiften umher, verweilten lange bei seiner Mutter, im Hause seiner Väter, und wanderten dann weiter und immer weiter, um Georginen aufzusuchen. Aber nirgends fand er eine Spur, die ihm ihren Aufenthalt verrathen hätte.

So lag er noch um Mitternacht. Die Augen hielt er zwar geschlossen, aber seine Gedanken waren wach. Da öffnete sich geräuschlos die Thür seiner Krankenzelle und eine barmherzige Schwester schwebte mit leisen Schritten herein. In einiger

Entfernung von seinem Bette blieb sie stehen, und richtete durch den Schleier, beim Scheine der Nachtlampe ihre Blicke forschend auf ihn. Er regte sich nicht. Seine Athemzüge waren ruhig, seine Augen geschlossen, so daß sie nicht zweifelte, er sey fest eingeschlafen. Und wirklich war er auch so tief versunken in seine wachen Träumereien, daß er ihr Eintreten nicht vernommen hatte.

Es war Georgine. Sie hatte dem Drange nicht widerstehen können, ihn vor dem verhängnißvollen Morgen, an welchem sein Urtheil gesprochen werden sollte, noch einmal zu sehen. Zugleich aber wollte sie auch noch einmal an seinem Lager beten, und dann Abschied von ihm nehmen. Denn wie auch der Spruch des Gerichtes ausfiel, so mußte er am nächsten Tage das Hospital verlassen, um entweder seinen Dienst wieder anzutreten, oder die über ihn verhängte Strafe zu erleiden. Der schreckliche Verdacht, den sie gegen ihn gehegt, daß er sich habe von den Fesseln der schönen Olga umstricken lassen, war gänzlich von ihr gewichen, seitdem sie an jenem Abende, an welchem das Regiment Minsk durch die Priester zum Tode geweiht wurde, während der feierlichen Handlung im Dome, seine Unterredung mit der Gräfin belauscht hatte. Sie hatte es ja selbst gehört, wie er ihre wilde Leidenschaft zurückwies, wie er ihr offen bekannte, daß er sie nie geliebt. Mehr bedurfte es nicht, um das schmerzliche Gefühl, welches ihr Herz zerriß, in Wonne zu verwandeln. Hatte sie doch auch später, in seinen wilden Fieberphantasien, ihren Namen mehrmals von seinen Lippen gehört, niemals aber hatte er Olga genannt. So war sie fester als jemals überzeugt, daß er sie nie vergessen habe, daß ihr Bild noch unversehrt in seinem Herzen lebe.

Sie trat nun ganz nahe zu ihm hin, beugte ihre Knie an seinem Lager und betete einige Minuten lang für ihn, ohne Worte, nur ihre inbrünstigen Gedanken zu Gott erhebend. Dann erhob sie sich, beugte sich über ihn, richtete einen festen, wehmüthigen Blick auf sein noch immer bleiches Antlitz und konnte der Versuchung nicht widerstehen einen leisen Abschiedskuß auf seine edle, reine Stirn zu hauchen. Schon hatte sie den Schleier zurückgeschlagen und senkte ihr Antlitz auf das seinige herab, da schlug er plötzlich seine Augen auf, und „Georgine!“ tönte es freudig von seinen Lippen. Ein halbunterdrückter Schreckensruf war ihre Antwort und ehe er noch seine Arme um sie zu schlingen vermochte, hatte sie sich schon zurückgebeugt und floh aus der Zelle. Als er sich emporrichtete, sah er nur noch einen wallenden Schleier, ein wehendes schwarzes Gewand, vor seinen Blicken entschwinden, wie eine dunkle Wolke, dann — war Alles wieder todtenstill um ihn her. Nur einen Augenblick hatte er ihr liebliches Gesicht in's Auge gefaßt, und er konnte sich des Schauers einer Geisterahnung nicht erwehren; denn er glaubte, daß eine übernatürliche Erscheinung, welche Georginens Gestalt angenommen, sich ihm genähert habe. Doch bei reiflicherem Nachdenken belächelte er sich selbst, wegen seiner Geisterseherei, und überredete sich, daß seine aufgeregte, nur mit Georginen beschäftigte Phantasie ihm ihr Bild so lebendig vorgegaukelt, daß er es für eine wirkliche Erscheinung gehalten habe. Dadurch beruhigt, schlief er endlich ein und erwachte am andern Morgen, nach einem ruhigen, traumlosen Schlummer, heiter und gestärkt.

Um zehn Uhr kamen zwei Offiziere seines Regiments zu ihm, um ihn zum Kriegsgerichte abzuholen, welches im Gouvernementsgebäude stattfand. Nachdem er tiefbewegt und unter den herzlichsten Dankesäußerungen Abschied genommen hatte, von der Oberin der barmherzigen Schwestern und von Constantia, die ihn bis zum Wagen geleiteten, der im Hofe hielt, verließ er das Hospital. Georginens bleiche Gestalt hatte oben auf dem Corridore, in einer Fensternische gestanden und indem sie still weinend auf ihn hinabschaute, vertraute sie den Lüften, die über ihn dahin weheten, ihren leisen Abschiedsgruß.

So stand sie noch lange, als der Wagen schon längst verschwunden war, immer noch auf denselben Fleck hinunterstarrend, wo er gestanden hatte, als Constantia zu ihr trat, sie in ihre Arme schloß und liebreich zu ihr sprach: „Fasse Dich, liebe Schwester! Vertraue auf Gott und hoffe auf ihn. Ich selbst werde Dir, noch ehe die Sonne im Mittag steht, sein Urtheil mittheilen. Er hat mir versprochen, mir sogleich einen Boten zu senden mit der Nachricht, wie es lautet, wenn er verhindert werden sollte, mir es selbst zu verkünden. Geh' jetzt in Deine Zelle und fasse Geduld, bis ich Dich wieder sehe.“

Georgine gehorchte. Aber in ihrem einsamen Gemache rang sie vergebens nach Ruhe und Fassung. Sie suchte ihre Gedanken zu Gott zu erheben, aber sie kehrten immer wieder zu Stanislaus zurück, der ja vor seinen Richtern stand, und die Minuten dehnten sich ihr zu Ewigkeiten aus. Da endlich — noch ehe die Mittagsglocke schlug, trat Constantia zu ihr ein, hastig, aufgeregt, wie man sie selten sah und ihre Augen leuchteten freudig. „Laß uns unserm Vater im Himmel danken;“ rief sie; „er ist freigesprochen!“

Georgine vermochte nicht zu antworten, aber ihre Hände falteten sich unwillkürlich und jetzt erhoben sich alle ihre Gedanken, inbrünstig dankend zum höchsten Wesen empor.

(Fortsetzung folgt.)

Winterleben am Nordpol.

(Fortsetzung.)

Eis zum Dessert kam natürlich unbefohlen in allen denkbaren und undenkbaren Varietäten. Ich habe meine Erfindungskraft an einigen derselben versucht. Römischer Punsch, viel stärker als der schönste römische Punsch, den ich jemals getrunken, bildet sich ohne Mühe bei 20 Grad unter Null. Gezuckerte Moosbeeren mit etwas Butter und heißem Wasser gaben ein allerliebstes Erdbeereis. Wie oft habe ich bei Abendgesellschaften in Philadelphia die Frau vom Hause, welche anscheinend so gleichgültig die Vorbereitungen zur Abendtafel musterte, doch verstohlen angstvoll nach den sich schnäbelnden Tauben blicken sehen, deren eisige Brüste vor der Zeit zusammenschmelzen. Das richten wir im Polarmeer besser ein. Unsere Eise sind es gewohnt, auf einem Besenstiel servirt zu werden, den wir erst zum Umrühren und dann als Gabel gebrauchen. So hart ist dieser Eiszylinder, daß man ihn als Knittel brauchen könnte, um einen Ochsen zu erschlagen. Das Schwerste ist, was nun kommt. Es gehört Zeit und Energie dazu, um mit dem Messer einen Eindruck auf das Eis zu machen, und mit dem Löffel muß man auch geschickt umzugehen wissen, sonst bleibt er an der Zunge kleben. Einer von unsern Backsgästen ließ sich neulich von der krystallenen Durchsichtigkeit eines Eiszapfens verleiten, ihn im Munde zu zerbrechen; ein Stück fror an seiner Zunge fest und zwei andere an seinen Lippen, und alle drei nahmen die Haut mit; das Thermometer stand auf 82 Grad unter Null.

Das wäre unser arktischer Speisezettel. Ich brauche nicht zu sagen, daß unsere eingemachten Fleischbüchsen recht gut als Kartätschen sich in Kanonen laden lassen!

Jetzt wollen wir einen Spaziergang machen, angethan mit unserer arktischen Tracht nach der neuesten Mode. Das Thermometer steht, wollen wir annehmen, auf 25 Grad unter Null, aber nicht niedriger, und der Wind weht frisch, aber nicht heftig.

Mache den Mund für die ersten paar Minuten zu und athme die Luft gewöhnlich durch Nase und Schnurrbart ein. Du wirst alsbald eine trockene, scharfe aber wohlthuende und angenehme Atmosphäre athmen. Bart, Augenwimpern und der weiche Flaum an den Ohren überziehen sich mit einer zarten weißen und ununterbrochenen Decke von ehrwürdigem Reif. Schnurrbart und Unterlippe dienen Reihen von Eiszapfen zum Simse. Strecke die Zunge heraus und sie friert sofort an diese Eiskruste fest und es gehört ein rascher Ruck und einige Beihülfe der Hand dazu, sie wieder loszumachen. Je weniger du sprichst, desto besser. Das Kinn spielt einem gar zu gern den Streich, durch Vermittlung des Bartes an die obere Kinnlade anzufrieren, selbst die Augen sind mir oft so zugeklebt gewesen; ich will damit sagen, daß selbst ein Augenzwinkern eine gefährliche Sache ist. Während man weiter geht, fühlt man allmählig, daß die metallenen Theile der Flinte mit einer Empfindung wie von heißem Wasser durch zwei dicke wollene Handschuhe hindurchdringen.

Aber alles das fühlt man nur, wenn man dem Wind den Rücken zugekehrt hat; und wer sich gehörig an das Polarklima gewöhnt hat, bei dem folgt jetzt schon ein reichlicher Schweiß einem wohlthuenden Gefühle der Wärme. Jetzt drehe dich aber einmal um, dem Wind entgegen: welch' eine verwünschte Veränderung! Wie die warmen Luftschichten weggeweht werden, wie durchdringend die Kälte am Rücken hinunterkriecht und in die Taschen hinein! Hui; ein Taschenmesser, das bis jetzt wie Bob Sawyers Apfel in den Pickwickiern, unangenehm warm, in der Hosentasche stack, ist nun auf einmal kalt wie Eis und heiß wie Feuer; rasch zurück nach dem Schiffe! Einmal überfiel mich ein stärker werdender Wind drei englische Meilen von unserm Winterhause, und ich hoffte kaum, die Brigg wiederzusehen. Morton, der mich begleitete, erfror die Backen, und ich fühlte das lethargische Erstarren, von dem die Bücher oft erzählen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Zu den bemerkenswerthen Erfindungen der jüngsten Zeit gehört eine Hufeisenmaschine, welche ein reicher Fabrikbesitzer zu Troy im Staate New-York, Namens Henry Burden, erfunden hat. Es wird über diese Maschine von verläßiger Seite Folgendes berichtet: Die Maschine nimmt einen Raum von nicht über 5 Fuß im Quadrat ein, wiegt etwa 7000 Pfd. und wirft die fertigen Hufeisen mit einer Geschwindigkeit von 60 Stück per Minute aus. Ein Mann und ein Knabe reichen zur Bedienung der Maschine hin. Man soll mittelst dieser Maschine mit Leichtigkeit 20,000 Stück Hufeisen in einem Tage fertig machen können. Das damit hergestellte Fabrikat hat nach dem Urtheil amerikanischer Sachverständiger große Vorzüge vor den aus der Hand gearbeiteten Hufeisen, namentlich den, daß die Stücke sowohl im Gewicht als in Form vollkommen gleich ausfallen. Bis jetzt gewährt ferner nur die oft genug vermißte größere Geschicklichkeit des Schmiedes allein einige Bürgschaft dafür, daß die an dem

Huse des Pferdes anliegende innere Seite des Eisens in jedem einzelnen Falle so gearbeitet werde, daß kein Theil des letztern auf die weichern Theile des Hufes schädlich drücke; das Brudensche Hufeisen aber soll Nachtheile dieser Art gänzlich beseitigen. Da ein auf dieser Maschine verfertigtes Hufeisen mindestens um die Hälfte billiger hergestellt wird, als ein durch Hände-Arbeit gefertigtes, und da die Regierung der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika in ihrer Militärverwaltung die Nützlichkeit der Erfindung bereits erprobt hat, so wird der letzteren vielleicht auch in Europa bald Aufmerksamkeit zugewendet werden. Die Regierung der vereinigten Staaten hätte, wie man versichert, nur durch Verwendung dieser Maschine zur Befriedigung ihres kleinen Bedarfs ein jährliches Ersparniß von etwa 135,000 Dollars gemacht.

Vor einigen Tagen bereitete sich zu Havre ein Schiff vor, die Anker zu lichten. An Bord befand sich eine junge deutsche Frau, die ihren Mann verlassen hatte, ihr Töchterchen mitnahm, um sich mit ihrem Geliebten nach Amerika einzuschiffen. Da bringt im letzten Augenblicke der Telegraph den Befehl, Mutter und Kind zu verhaften. Der Hafenkommissär eilt herbei und b sichtigt die Pässe. Aber es ging ihm wie dem Bürgermeister in „Czar und Zimmermann“, der statt Eines Peters ein ganzes Dutzend findet; der Zufall wollte, daß sich an Bord 3—4 junge deutsche Frauen mit ihren Kindern befanden. Dabei war die Bezeichnung der Flüchtigen so unbestimmt, daß es sehr schwierig wurde, unter all den ovalen Gesichtchen mit blonden Haaren und blauen Augen die rechte herauszufinden. Um sich in dieser Verlegenheit zu helfen, läßt der Kommissär alle Deutschen an Bord des Schiffes einen Kreis bilden, bleibt vor einem der Kinder stehen und sagt zu ihm auf deutsch: „Mein Kind, denk' doch an deinen armen Papa, der weint und sein Töchterchen wieder haben will!“ „O Mama,“ rief die Kleine in Thränen ausbrechend, „o Mama, Papa weint, wir wollen umkehren.“ Die schuldige Mutter wird verlegen, erkannt und verhaftet. War König Salomo geschickter, als der Hafen-Kommissär?

In Petersburg erscheint jetzt mit Bewilligung des Kaisers eine Porträtsammlung derjenigen Personen, welche sich in den Kriegsjahren von 1853 bis 1856 durch ihre dem Vaterlande geleisteten Dienste ausgezeichnet haben. Es liegen bereits sechs Hefte vor, von denen jedes fünf Porträts enthält. Als besonders bemerkenswerth heben wir die Namen einzelner Personen, welche die Sammlung schmücken, hervor: es sind Fürst M. Woronzow, Admiral Istomin, General Chrulew, Graf D. Osten-Sacken, General Grabbe, General Chomutow, Graf Wielhorsky-Matuschkin, Baron Wrangel, Archimandrit Alexander vom Kloster Solowezky und Andere.

Ludwig XVIII. aß nichts lieber als Birnen. Sein Gärtner von Meudon, einer seiner allergetreuesten Unterthanen, schickte ihm deren eines Tages zwei vorzügliche Stücke durch seinen Jungen Jacquemin. Der König beißt sogleich in die eine der saftigen Birnen und gibt die andere dem Knaben, der ein Messer aus der Tasche zieht und sich daran macht, das königliche Geschenk zu schälen. „Dummes Kind!“ sagte Se. Majestät, „das schält man nicht.“ — „Oh, das weiß ich selbst, Herr König, aber es ist Eine darunter, die unterwegs in etwas gefallen ist, und ich hab' sie so gut abgewischt, daß ich nun nimmer weiß welche.“ — „Zu Hülfe!“ rief Ludwig XVIII., der diese Anekdote stets hell auflachend erzählte.

Für Kaffeetrinker wird nachstehende Notiz nicht uninteressant seyn: Vor Kurzem hat die Handelsgesellschaft von Holland ihre Herbst-Kaffee-Auktionen gehalten und 218,000 Ballen unverkauft gelassen, weil ihr die Preise nicht genehm waren. Vom 1. Januar bis Ende Juni sind von ihr aus 563,113 Ballen Java-Kaffee in den Verkauf übergegangen; dabei sind die vielen andern Sorten, namentlich die westindischen und süd-amerikanischen, noch gar nicht gerechnet und andere Verkaufsplätze, wie London und Hamburg, nicht genannt. Hiernach kann man sich einen Begriff von dem gegenwärtig herrschenden Verbrauch von Kaffee machen!

Eins der wildreichsten Gehege dürfte gegenwärtig, wie man aus Innsbruck schreibt, wohl das ehemals dem Fürsten Leiningen gehörige, seit zwei Jahren jedoch in den Besitz des Herzogs von Koburg übergegangene Revier in der sog. Riß, das sich bis zum Achensee (in Tyrol) erstreckt, seyn. Daselbst stehen jetzt nahe an 4000 Gemsen, über 300 Hirsche und eine große Menge Rehe, ein Wildstand, dem das ganze übrige Land keinen gleichen gegenüber stellen kann.

[Eigenthümlicher Selbstmord.] Ein Soldat der Altonaer Garnison hat sich dieser Tage in seiner Wohnung erschossen, und zwar aus Melancholie, weil ihm trotz aller Mühe das Exerzitium nicht recht geläufig werden wollte.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 256 · Dienstag, 27. Oktober 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

XV.

Wenden wir jetzt wieder einen Blick auf die kriegerischen Ereignisse.

Mit dem Eintreten der milderen Witterung, welche das nahende Frühjahr brachte, waren nicht allein in dem Heere der Verbündeten, sondern auch in ihrem ganzen Angriffs-Systeme wichtige Veränderungen vorgegangen. Die französische Armee hatte eine fast gänzlich neue Organisation erhalten und war in zwei Armeekorps getheilt worden, deren jedes in zwei Divisionen zerfiel. Zum Befehlshaber des ersten Armeekorps war der kühne Haudegen, General Pelissier zum Befehlshaber des zweiten, welches den bisher nur von den Engländern besetzten rechten Flügel verstärkte, war General Bosquet, ein nicht minder tapferer Offizier, ernannt worden. General Canrobert blieb noch Oberbefehlshaber, bis zu einer spätern Zeit seine Würde auf Pelissier übertragen wurde. Die Aenderung des Angriff-Systems aber bestand darin, daß der mit den ausgezeichnetsten Kenntnissen versehene, und bald berühmt gewordene, französische Ingenieur Niel, welcher größtentheils Anlage und Bau der Angriffswerke geleitet hatte, klar erkannte: daß alle Anstrengungen, welche man bisher gegen die Zentral- und Mastbastion verwendet hatte, fortan nur gegen die Befestigungen des sogenannten Malakoffhügels gerichtet werden müßten, da er sehr richtig bemerkte, daß nach dessen Einnahme die Südseite der Festung nicht mehr zu halten sey.

Aber auch die Russen waren nicht müssig gewesen und hatten sich durch die unermüdliche und umsichtige Thätigkeit des Ingenieur-Obristen Todtleben, eines Deutschen, auch mit sehr wichtigen und wirkungsvollen Vertheidigungswerken versehen. So war z. B. eine starke Redoute angelegt worden, die man durch eine fliegende Sappe, (Laufgraben) über den sogenannten „grünen Hügel" auszudehnen und mit den Batterien des Malakoff-Hügels zu verbinden bemüht war; so daß nothwendig erst der grüne Hügel genommen werden mußte, ehe man daran denken konnte, gegen den riesigen Malakoff mit Erfolg zu operiren. Um daher die vollkommene Befestigung des Ersteren zu verhindern, wagte man in der Nacht vom 23.—24. Februar einen Angriff. Zwei Kolonnen von der Brigade Monet, bestehend aus Linieninfanterie, Zuaven und Marinesoldaten, ungefähr 6000 Mann im Ganzen stark, setzten sich gegen den Feind in Bewegung. Die Nacht war dunkel und es war Befehl gegeben worden nicht zu schießen, sondern im Sturmlaufen nur mit dem Bajonette anzugreifen. Allein die Russen waren auf ihrer Hut gewesen und in weit überlegenerer Anzahl empfingen sie die Stürmenden mit einem mörderischen Musketenfeuer, vor welchem diese zurückweichen mußten. Es wurde jedoch ein zweiter Sturm gewagt, welcher besser gelang; denn jetzt mußten sich die Russen zurückziehen; die Zuaven, immer die Vordersten, wenn es ein Wagstück galt, drangen in die neue Schanze ein und begannen sogleich sie zu zerstören. Aber leider vermochten sie ihr Werk nicht zu vollenden; denn von der Festung aus wurde jetzt ein furchtbarer Hagel von Bomben und Kugeln aller Art auf sie herabgeschleudert, die ihnen schwere Verluste zufügten, und so sahen sie sich genöthigt, die eroberte Redoute wieder zu verlassen und den Marinesoldaten zu folgen, welche von anderer Seite, von einer übeelegenen, russischen Truppenmacht angegriffen, sich bereits zurückgezogen hatten.

So war allerdings der Plan gänzlich mißlungen, denn die Opfer, die man gebracht hatte, standen in keinem Verhältnisse zu dem Schaden, den man den Feinden zugefügt. Die Franzosen hatten 400 Mann an Todten und Verwundeten verloren und die Russen besserten am andern Tage die Zerstörungen mit leichter Mühe wieder aus, die man ihren Schanzen zugefügt hatte. Doch war die russische Position auf dem grünen Hügel von so großer Wichtigkeit, daß man sich durch den ersten mißlungenen Versuch nicht zurückschrecken lassen durfte. Deßhalb wurden auch seit Anfang März auf die-

sem Punkte den Feinden fortwährend nächtliche Gefechte geliefert, welche aber nur viel Blut kosteten und doch keinen günstigen Erfolg lieferten. Die Russen hatten vor ihren Werken Schützengruben angebracht, aus welchen sie die Arbeiter in den Laufgräben fast fortwährend beschossen, und bei nächtlichen Angriffen von allen Seiten hervordrangen und sich mit einem wohlgezielten Musketenfeuer den Franzosen entgegen warfen. Diese gefährlichen Schützengruben mußten vorher erst genommen werden, ehe man an eine Eroberung des grünen Hügels denken durfte, dessen Befestigungen indessen vollendet wurden. Nach unsäglichen Anstrengungen, nachdem man sie mehrmals genommen und eben so oft wieder daraus vertrieben worden war, gelang es endlich, sich dauernd darin festzusetzen. Sie blieben im Besitze der Franzosen, nachdem in der Nacht des 25. März die Russen mit ungeheuerer Macht einen Versuch zu ihrer Wiedereroberung unternommen hatten und mit einem Verluste von 1800 Mann zurückgeschlagen worden, wobei auch der Admiral Istomin seinen Tod fand.

Im Laufe des Monats März aber hatten die Geschütze des Belagerungsheeres, mit wenigen Ausnahmen, fast gänzlich geschwiegen. Man hatte Alles indessen für ein großartiges, zweites Bombardement vorbereitet und eben so sorgfältig in aller Stille die Laufgräben weiter geführt, neue Redouten und Bastionen errichtet und armirt und ungeheure Massen Munition herbeigeschafft. Endlich am 9. April, sobald die Sonne ihre ersten Strahlen auf den Kriegsschauplatz warf, eröffneten sämmtliche französische und englische Batterien ihr Feuer gegen die Festung, in welcher jetzt Fürst Gortschakoff den Oberbefehl führte. In den Batterien der Belagerer waren gegen vierhundert Feuerschlünde aufgestellt und der furchtbare Donner der Geschütze war so arg, daß eine Meile weit im Umkreise die Erde bebte. Ob man nun aber dem Rathe des Ingenieurs Niel, als es zur Ausführung kam, doch nicht folgen wollte, oder ob eine andere Absicht dabei vorwaltete, bleibt unentschieden. Kurz, die Hauptmacht des ganzen Bombardements wurde wieder gegen die Südwestseite der Festung und nicht wie man allgemein erwartet hatte, gegen den großen Redan und den Malakoffhügel gerichtet. Vorzüglich wurde die Mastbastion, oder die Flaggenstab-Batterie förmlich mit Kugeln überschüttet. Dieses schreckliche Bombardement aber wurde mit gleichem Eifer beinahe acht Tage lang und selbst während der Nächte fortgesetzt. Anfangs schienen allerdings die Erfolge auch ermuthigend. Die russische Artillerie war nicht im Stande, den Donner der Geschütze mit gleicher Lebhaftigkeit zu beantworten, da ihnen der Wind unablässig den Pulverdampf in das Gesicht trieb. Am Abende des 10. April war schon eines der festen Außenwerke, an der Kalfaterbucht, östlich von der Schiffervorstadt, zum Schweigen gebracht, und man konnte deutlich bemerken, daß die Mastbastion erhebliche Beschädigungen erlitten hatte. Jetzt erst wurde das Bombardement mehr nach den Werken auf dem Sapunberge oder grünen Hügel, und nach dem Malakoffthurme gerichtet, und nachdem es den Franzosen gelungen war, in einem blutigen Kampfe, welcher die ganze Nacht vom 13. bis 14. hindurch dauerte, die sämmtlichen Schützengruben vor demselben zu nehmen, wurde Letzterer beinahe gänzlich zum Schweigen gebracht. Am 14. stellte auch das Quarantänefort sein Feuer fast gänzlich ein und die Südbastion ließ sich nur selten noch vernehmen. Aber dieß Alles waren keine Erfolge, welche zu einer Beendigung des Kampfes hätten führen können. Denn nachdem täglich etwa 26,000 Bomben und Kugeln auf die Festung geschleudert worden waren, hatte man doch nirgends Bresche schießen können, und die Hoffnung, den Feind durch bloßes Artilleriefeuer zu besiegen und zur Uebergabe des Platzes zu zwingen, erwies sich jetzt zweifelhafter als jemals. Allerdings hatte man sicher darauf gerechnet, daß es zu einem Sturme kommen sollte und deßhalb auch 16,000 Mann Türken und Aegyptier aus Eupatoria herbeigezogen, aber so lange die steinernen Mauern der Festung nicht in Trümmer stürzten, war an keinen Sturm zu denken. Man hatte an vier Millionen Thaler an Pulver und Eisen verschossen, 600 Mann dabei geopfert und was hatte man dabei gewonnen? Man hatte den Russen ungefähr 800 Mann getödtet und 3000 verwundet, aber was verschlug dieß dem Oberfeldherrn Gortschakoff, der eben wieder eine Verstärkung von 30,000 Mann aus dem Norden erhalten hatte? Man hatte einige unbedeutende Außenwerke genommen, einen Theil der festen Mauern beschädigt und einige Kanonen unbrauchbar gemacht. Allein hinter den eroberten Werken waren neue errichtet, die Mauerbeschädigungen waren noch während des Bombardements wieder ausgebessert und die demontirten Kanonen aus dem reichlich versehenen Arsenale durch brauchbare ersetzt worden. Dieß Alles war im Lager der Verbündeten nicht unbemerkt geblieben, und es verbreitete sich deßhalb sehr bald eine trübe, hoffnungslose Stimmung unter den Truppen, ja es wurde sogar das Gerücht laut: die Feldherren hätten bereits beschlossen, die Belagerung aufzuheben.

Aber bei alledem hatten die Einwohner und die Truppen in Sebastopol furchtbar gelitten. Man athmete während des höllischen Bombardements in der Stadt nur noch eine Atmosphäre, von Dampf, Salpeter und Schwefel geschwängert und auf keiner Straße, in keinem Hause, war man sicher davor, von Kugeln oder glühenden Eisenstücken niedergeschmettert zu werden. Die Gehörnerven waren

von dem furchtbaren Donner der gegenseitigen Kanonade so abgestumpft, daß man kaum noch den betäubenden Lärm größerer Explosionen, welche fast täglich stattfanden, zu unterscheiden vermochte. Die Kugeln lagen auf den Straßen wie gesäet umher und viele derselben hatten in die Gebäude eingeschlagen und Mauern und Dächer zertrümmert. Auch in die Lazarethe und Magazine schlugen die Bomben ein und fast immerwährend brach in mehreren Theilen der Stadt Feuer aus. Die Besatzung wurde Tag und Nacht unter Waffen gehalten und theils in den Festungswerken, theils in den Straßen vertheilt, um dort den Feind zurückzuschlagen, wenn er einen Sturm wagen sollte; hier den Brand der Häuser zu löschen, die Verwundeten hinweg zu tragen und zu retten, wo Rettung nöthig war. Eine dumpfe Betäubung bemächtigte sich deßhalb auch endlich der Truppen; sie wurden gleichgültig gegen den Tod, der ihnen fast jeden Augenblick in der schrecklichsten Gestalt vor Augen schwebte. Sie erfüllten zwar ihre Pflicht, aber fast ohne Bewußtseyn dessen, was sie thaten; sie waren nur noch Maschinen, die sich hin und herbewegten, nothdürftig ihren Hunger stillten, und kaum noch fähig, sich auf den Füßen zu erhalten, kaltblütig den Tod erwarteten, als ihren Erlöser. Hätten die Alliirten nach den ersten acht Tagen des Bombardements die Festung mit ihren frischen Truppen stürmen können, sie würden wenig Widerstand gefunden haben; denn selbst die riesigsten Männer der russischen Armee waren bis zum Tode erschöpft.

Indessen bestätigte sich das Gerücht von einer Aufhebung der Belagerung nicht und dauerte bis zu Ende April auch die trübe, niedergeschlagene Stimmung fort, die durch eine gewisse rathlose Unthätigkeit noch erhöht wurde, so brachte der Mai doch wieder wichtige Ereignisse, welche einen glücklichen Ausgang verhießen.

Am Morgen des 1. Mai wurde wieder eine furchtbare Kanonade gegen die Zentral- und Mastbastion eröffnet, wo die Russen außerhalb dieser Werke Schützengruben angelegt, und vor der Zentralbastion ein Konterapprochenwerk, von sehr fester Bauart errichtet hatten. Am folgenden Tage schon wurde dieses Werk von 6000 Franzosen muthig erstürmt, unter Führung des Generals Pelissier, wobei ihnen neun kleinere Mörser und zweihundert Gefangene in die Hände fielen. Es war dieß seit Anfang des Jahres der erste nennenswerthe Vortheil, den die Verbündeten errungen hatten und man setzte sich in den eroberten Schanzen fest. Freilich unternahmen die Russen zwei Tage später, mit dem größten Theile ihrer Garnison einen wüthenden Ausfall, um die Franzosen wieder daraus zu vertreiben, aber sie wurden so kräftig zurückgeschlagen, daß sie am andern Morgen keinen Mann und keine Kanone mehr außerhalb der ordentlichen Festungswerke hatten. Die Franzosen waren aber dadurch Sebastopol mit einem einzigen Schlage um dreihundert Fuß näher gerückt, was von großer Bedeutung war.

Am 19. Mai trat Canrobert sein Kommando an General Pelissier ab, und dieser übernahm es mit dem festen Entschlusse, noch vor Eintritt des Herbstes der Belagerung ein Ende zu machen. Am 24. Mai nahmen die vereinigten Flotten Kertsch und Jenikale und vernichteten oder kaperten alle russischen Schiffe, die sie im Asow'schen Meere fanden. Die Stimmung des Heeres wurde durch diese Siege wieder gehoben und die freudigste Hoffnung verbreitete sich überall, als man erfuhr, daß General Pelissier beabsichtigte, Anfangs Juni, den „grünen Hügel“ zu stürmen und sich dadurch den Weg zum Malakoffthurme zu bahnen.

Zur Vorbereitung dieses Sturmes eröffneten die Belagerer am 6. Juni, Nachmittags 3 Uhr ein scharfes Feuer gegen die Lunette Kamschatka, und den Malakoffthurm, welches sich bald über den ganzen rechten Flügel ausdehnte. Die russische Artillerie antwortete nicht weniger hitzig und so wurde das gegenseitige Feuer vier Stunden lang ununterbrochen fortgesetzt, wo man endlich bemerkte, daß die Batterie des Malakoff so bedeutend beschädigt waren, daß ein Sturm für möglich gelten konnte.

Am nächsten Morgen um 6 Uhr wurde das Signal dazu gegeben. Er sollte von drei Kolonnen ausgeführt werden. Die linke Kolonne bestund nur aus Engländern, die rechte nur aus Franzosen, die mittlere aber war aus Engländern, Franzosen und Türken zusammengesetzt. Mit derselben Todesverachtung, welche sie in den früheren Kämpfen bewährt hatten, griffen sie auch jetzt an, aber 32 Bataillone Russen standen ihnen gegenüber, mit einer hartnäckigen Tapferkeit. Es war die Aufgabe der englischen Kolonne, sich der Schanzen des Redan zu bemächtigen und binnen einer halben Stunde stürmten sie auch die ersten Batterien dieses Werks. Mit gleicher Bravour drangen die Franzosen gegen den grünen Hügel vor, nahmen seine Schanzen viermal und mußten viermal wieder daraus zurückweichen, da das Feuer vom Redan her, unerträglich war. Zwei brittische Bataillone aber opferten sich für ihre Bundesgenossen. Mit einem unwiderstehlichen Anlaufe stürzten sie sich gerade in das Feuer hinein, drangen bis in die Bastion des Redan und stachen die Kanoniere nieder. Von den Russen mit Uebermacht angegriffen, verließen sie doch die Bastion nicht eher, als bis sie die Kanonen sämmtlich vernagelt hatten. Jetzt griffen die Franzosen, geführt von General Bosquet, aufs Neue an, und jetzt gelang es ihnen, alle Schanzen des

grünen Hügels nicht allein zu nehmen, sondern sie auch zu behaupten. Es war ein furchtbar heißer Tag gewesen und die Verluste bedeutend. Die Franzosen hatten über 3000 Mann, die Engländer ungefähr die Hälfte dieser Zahl verloren. Aber dafür hatten sie den Russen eins ihrer wichtigsten Werke entrissen, ihnen eine beträchtliche Anzahl Geschütze und fünfhundert Gefangene genommen. Angespornt durch diesen günstigen Erfolg beschlossen die Generäle der Verbündeten in einem Kriegsrathe einen ähnlichen Sturm zu wagen, um sich in den Besitz der Schiffervorstadt zu setzen. Es galt also jetzt ernstlich dem furchtbaren Malakoffthurme, dem Sägewerke an der Kielbucht und dem großen Redan, und am 17. Juni, Morgens 3 Uhr Uhr, begann das vorbereitende Bombardement auf diese drei festen Werke.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Blücher war, wie die „B. f. Musik“ erzählen, ein großer Musikfreund, ohne selbst musikalisch zu seyn, mehr Liebhaber als ausübender Dilettant. Seine Lieblingsstücke, so oft er sie hörte, elektrisirten ihn; aber unter allen nahm Mozart's „Zauberflöte“ die erste Stelle ein. Zur Zeit, als sich die Allürten in Aachen befanden, war es Angelica Catalani, die damals einen wahrhaften Enthusiasmus erregte, der nicht allein der Sängerin, sondern auch der Frau Catalani galt. Sie zählte ihre Verehrer unter den gekrönten Häuptern, und an der Spitze der Catalani-Enthusiasten stand Kaiser Alexander. Angelica war eine kapriziöse Dame, und nicht der schöne Czar, sondern der Marschall. Vorwärts war ihr erklärter Liebling. Bei einer großen Soirée, in der alle damals in Aachen anwesenden Größen gegenwärtig waren, sang auch die Catalani. Nach jeder Piece, deren sie fünf hören ließ, folgte ein wahrhafter Beifallssturm; unter denselben befand sich auch Papageno's „Kling Glöckchen kling“. Blücher, ganz entzückt von der ihm so lieben Melodie, forderte die Signora Catalani in beredten Worten auf, noch Etwas von Papageno zu singen; sie gerieth darüber in nicht geringe Verlegenheit und sah sich nach einigem Zögern genöthigt, dem alten Helden einzugestehen, von Papageno's Arien Nichts mehr einstudirt zu haben. „Ich kann es Sie lehren“, versetzte Blücher, „ich kann Alles aus der Zauberflöte“. „Was“, rief Alexander, „Blücher kann auch singen? da muß er uns Etwas zum Besten geben.“ — „Warum denn nicht?“ versetzte Blücher. General Vorwärts stellte sich in Positur und begann mit seiner rauhen Stimme jämmerlich falsch, aber doch erkennbar: „Der Vogelfänger bin ich ja, stets lustig heißa hopsasa.“ Der selige Kaiser Franz lauschte dem Gesange des alten Marschalls mit sichtlicher Rührung, der ernste König von Preußen lächelte still vor sich hin, aber Alexander lachte aus Leibeskräften; er gab das Zeichen zum Applaus, der auch im reichlichen Maße folgte. Blücher, durch diesen nicht endenwollenden Beifallsjubel ermuntert, gab noch: „ein Mädchen oder Weibchen wünscht Papageno sich,“ und endlich „Bacchus ist ein braver Mann,“ zum Besten. Die letzte Numer erregte einen solchen Applaussturm, daß die Catalani scherzhaft äußerte: „Mit dem alten Blücher könnte ich's nicht aufnehmen, er hat mich richtig geschlagen, er wurde mehr applaudirt als ich.“

Die Aktionäre der Kölner Spinnerei und Weberei wollen, wie die Berl. Börs.-Ztg. schreibt, in der auf dem Spinnereigebäude befindlichen Wetterfahne eine Prophetin der Rentabilität des Unternehmens erblicken; sie übersetzen nämlich die Bezeichnung der Himmelsgegenden durch die Buchstaben W. S. O. N. mit der Devise: (W) ir (S) pinnen (O) hne (N) utzen.

Die Nachwirkungen des tropischen Sommers, der in ganz Europa geherrscht, zeigen sich in Pflanzenerscheinungen selbst über 59 Grad nördlicher Breite hinaus. Man schreibt nämlich aus Karlstadt vom 21. Sept: In einem Obstgarten mitten in Wermland sind Buschrosen in diesen Tagen allgemein zum Zweitenmal ausgeschlagen.

Charade.

(Dreisylbig.)

Hoch wird die Erst' gepriesen
In Prosa und Gedicht,
Und daraus ist zu schließen,
Daß sie nicht nicht.

Es stellt ein plumpes Wesen
Sie dar mit Haut und Haar,
Wenn rückwärts wird gelesen
Das letzte Sylbenpaar.

Gar reich oft wird belohnt
Durch's Ganze Fleiß und Müh:
Wo Boreas stets thronet,
Da wirst du's finden nie.

Auflösung des Räthsels in Nro. 254
Welle — Elle.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag der Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 257 Mittwoch, 28. Oktober 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

Doch kehren wir jetzt in die Festung selbst zurück. Dort bemühte man sich allerdings, die Vortheile, welche die Verbündeten in den letzten Kämpfen errungen, von Seiten des Generalstabs als höchst unwichtig darzustellen, ihre Verluste aber übertrieben zu schildern. Dieß vermochte jedoch keineswegs die gedrückte, ja gereizte Stimmung unter den Truppen zu verscheuchen, die sich bitter beklagten über die heillose Verwirrung im Kommando, die auch in den letzten Gefechten wieder geherrscht habe. In Folge dieser verkehrten, unsichern Leitung waren die Leute bald unter das Feuer der eigenen Batterien gerathen, bald mitten im Verfolg der etwa erfochtenen Vortheile, durch irgend einen Befehl aufgehalten und nach andern Punkten dirigirt worden, wo sie nichts nützen konnten. Die Verstärkungen trafen gewöhnlich zu spät auf dem Kampfplatze ein und dienten dann nur dazu, den Rückzug zu decken. Man legte die Schuld der Niederlagen denn auch einzig und allein dem Oberkommando zur Last, und über den Fürsten Gortschakoff, der gleich beim Antritte seines schwierigen Oberbefehls nicht beliebt war, wurden Urtheile gefällt, die nichts Schmeichelhaftes für ihn enthielten. Dazu kam noch, daß General Osten-Sacken, der sich die Gunst der Soldaten zu erwerben gewußt, aus der Festung entfernt und nach Sympheropol gesendet worden war, um dort das Oberkommando über die Reserve-Armee zu übernehmen, wodurch er zu gänzlicher Unthätigkeit verurtheilt wurde. Endlich aber schien auch der außerordentlich beliebte Admiral Nachimoff bei weitem den Einfluß nicht mehr zu besitzen, den er unter Fürst Mentschikoff zum Vortheil der Vertheidigung ausgeübt hatte. Ein Hauptgrund der Unzufriedenheit der Truppen lag aber auch schon darin, daß die Besatzung der Festung, nämlich die Regimenter vom vierten, fünften und sechsten Armeekorps, nun seit 8 Monaten schon die ungeheuren Strapatzen des schweren Dienstes und die Gefahren der immerwährenden Kämpfe hatten allein tragen müssen, während draußen im Lager sich noch eine zweite Heeresabtheilung von 120,000 Mann befand, die noch kein Gewehr abgefeuert hatte und aus lauter Unthätigkeit demoralisirt wurde. Seit dem Anfange des zweiten Bombardements wurden die Leute fast unablässig Tag und Nacht unter den Waffen gehalten und Niemand dachte daran sie endlich einmal ablösen zu lassen, ja, man ließ es sogar selbst an der, bei dem ungeheuern Verbrauch an Kräften doch so nothwendigen Unterstützung fehlen. Obgleich durch das entsetzliche Bombardement, durch die blutigen Nachtkämpfe und die immer bösartiger auftretenden Krankheiten 10—12,000 Mann der Besatzung kampfunfähig geworden waren, hatte man dieselbe doch nur kaum mit 4000 Mann von der neunten Division wieder verstärkt, so daß die Zahl der Vertheidiger der Festung gerade im gegenwärtigen, kritischen Augenblicke, wo es Alles galt, geringer war, als sie jemals gewesen, weßhalb die Leute, wenn sie ihre Pflicht thun wollten, ihre Anstrengungen verdoppeln mußten.

Die Kanonade, welche am 17. Juni früh Morgens begann, wurde auch von den Belagerten wieder als ein Vorzeichen angesehen, daß sich die Feinde zu einem neuen Sturme rüsteten und man hatte sich allerdings nicht getäuscht, wenn auch der ganze Tag verging, ohne daß die Ausführung erfolgte. Auch die Truppen waren ermuthigt, denn der General Osten-Sacken war schleunigst von Sympheropol zurückberufen und befand sich in Sebastopol, um an der Leitung der Vertheidigung wie früher Theil zu nehmen. Den ganzen Tag über hielt das Feuer der Verbündeten an und um die Feinde sicher zu machen, antwortete die russische Artillerie gegen Abend immer langsamer, ja die Geschütze wurden größtentheils, als ob sie demontirt, oder zum Schweigen gebracht wären, ganz aus den Schießscharten zurückgezogen. Sobald die Dunkelheit eintrat, erhielten die weiter rückwärts aufgestellten und unter den Blenden versteckten Truppen Ordre, in die Werke einzurücken, doch mit dem strengen Befehle, bei Todesstrafe sich ganz still

zu verhalten, nicht zu sprechen, nicht Tabak zu rauchen, nicht über die Brustwehr zu blicken und auch sonst auf keine Weise ihre Anwesenheit zu verrathen. So wurden in aller Stille die Werke mit Truppen gefüllt, und nur die russische Disziplin durfte eine so schwere Geduldsprobe von ihnen fordern, denn nachdem sie ihre Gewehre in Pyramiden zusammengestellt hatten, mußten sie sich am Boden ausstrecken und durften sich fast nicht rühren mehrere Stunden lang.

Ungefähr um elf Uhr Abends stieg in der Gegend der Mackenzie-Berge eine einzelne Rakete auf, und gleich darauf kreuzten sich Offiziere und Ordonnanzen nach allen Richtungen. Einige Kompagnien mußten schnell hinausmarschiren vor die Werke, um den dort bereits befindlichen Mannschaften beizustehen, die durch das Feuer des verflossenen Tags verursachten Zerstörungen auszubessern. Von der Stadt her dröhnte von allen Seiten der dumpfe, schwere Schritt der geschlossenen Infanteriemassen, welche zur Reserve dienen sollten, und aus dem Lager weit herüber tönte durch die nächtliche Stille das immer wiederholte „Vive l'empereur," welches die Franzosen, die schon wieder einen neuen Sieg erfochten zu haben glaubten, jubelnd erschallen ließen.

Die Nacht war still und schön, am tief blauen Himmel funkelten die Sterne und spiegelten sich in den unbewegten Wassern der Bucht ab. Frieden herrschte in der Natur, aber der Hauch des Todes strömte weit dahin, über den jetzt so ruhigen, nächtlichen Kampfplatz.

Vor dem Aufgange zu dem Malakoffthurme hielten zwei Tartaren der Leibwache zu Pferde. Ein Piquet Infanterie stand weiter abwärts und eine Postenkette verhinderte jede Annäherung. Nur Ordonnanzen und Offiziere, welche Depeschen und Meldungen an den Oberbefehlshaber General Osten-Sacken zu überbringen hatten, wurden zugelassen.

Auf der Plattform, unter dem Thurme, war beinahe die ganze hohe Generalität, welche sich in der Festung befand, versammelt. Admiral Nachimoff, derselbe, welcher den größten Theil der türkischen Flotte im schwarzen Meere vernichtet hatte, lehnte links an der Brustwehr, in voller Paradeuniform, die er stets zu tragen pflegte, wenn ein heißer Kampf in Aussicht stand, nur auf dem Kopfe trug er eine leichte Feldmütze. In gespannter Erwartung lauschte er, von mehreren andern Offizieren umgeben, auf die abgebrochenen Bemerkungen, welche General Todtleben äußerte, der durch ein Nachtfernrohr die Bewegungen in den feindlichen Werken und im Lager erforschte. Endlich schob er das Instrument zusammen, und nachdem er mit einer zuversichtlichen Miene bemerkt hatte: „Es gibt sicher etwas, diese Nacht!" begann er mit demselben Humor, als ob er sich in irgend einem Kaffeehause in einem gesellschaftlichen Kreise befände, eine launige Geschichte zu erzählen, von einem Offizierburschen, welcher sich gerühmt hatte, im letzten Gefechte auf dem grünen Hügel drei feindliche Generäle mit einem Küchenmesser niedergestochen zu haben und nun in allem Ernste ein Hauptmannspatent und mehrere Orden für seine Tapferkeit verlangte. Todtleben aber wußte seine Erzählung mit einem so ächt komischen Ausdrucke vorzutragen, daß mehrmals ein allgemeines Gelächter in der Gruppe erschallte. Der Obergeneral Osten-Sacken, welcher die Hände auf dem Rücken, wie in tiefes Sinnen verloren, allein in der Mitte des Rondels auf und nieder ging, warf einen zornigen Blick dorthin, als er aber in dem launigen Erzähler Todtleben erkannte, glättete sich seine gefaltete Stirn schnell wieder, ja, auf einen Wink Nachimoffs trat er näher, und beim Schlusse der komischen Geschichte stimmte er selbst in das Gelächter der Umstehenden ein. Der Admiral Pansiloff aber, welcher einigen Offizieren Befehle ertheilte, zeigte sich weit weniger geneigt zu lachen, er schien vielmehr sehr ärgerlich darüber, stampfte mit dem Fuße zornig, daß der Estrich ertönte und murmelte etwas von deutschem Lustigmacher und Abenteurer, was freilich der wackere Todtleben nicht hörte, sonst würde er blutige Genugthuung gefordert haben. Der General Chrulew hingegen, welcher unter dem Aufgange zum Thurme, an einem Feldtische saß und beim Scheine einer Laterne mehrere Ordres schrieb, schaute ganz verwundert auf und schien die gute Laune seiner Herren Kameraden gar nicht begreifen zu können.

Da änderte sich jedoch plötzlich die Scene, denn der Lieutenant Krasinsky erschien fast athemlos auf der Plattform und fragte lebhaft nach dem General Osten-Sacken. Als dieser seinen Namen nennen hörte, wendete er sich rasch um und empfing aus Krasinsky's Händen, der jetzt die Dienste eines Adjutanten bei seinem Obristen versah, ein zusammengefaltetes Papier. Der Obergeneral trat damit zu dem Tische, auf welchem die Laterne stand, las still für sich und reichte dann das Papier dem General Chrulew. Nachdem auch dieser gelesen, erhob er sich, sann einige Augenblicke nach und sprach dann kalt und entschlossen: „Wohl! Wir sind bereit." Auch der wilde Nachimoff, der gleichfalls näher getreten war, las die Depesche und nachdem er ein kurzes Gelächter ausgestoßen hatte, zog er Osten-Sacken auf die Seite und jubelte: „Sie kommen also? Dann hat sie unser Gott uns an's Messer geliefert! Zu seiner und des heiligen Rußlands Ehre wollen wir dafür sorgen, daß ihrer nicht allzuviele in ihr Lager zurückkehren sollen." Der Obergeneral schien aber kaum auf diese fanatische Rede zu hören, er war an den Tisch getre-

ten, schrieb dort mehrere Befehle, welche er seinen bereits harrenden Adjutanten einhändigte und wendete sich dann zu Krasinsky mit den Worten: „Kehren sie schnell zu Ihrem Regimente zurück, es wird Arbeit geben!“ Dann ließ er den Professor Hubenett, den Direktor des ganzen Medizinalwesens auf der Karabelnaja-Seite, und die Oberärzte, die er herbeschieden hatte, zu sich treten und sprach zu ihnen: „Spätestens in einer Stunde werden die Feinde zum Sturm schreiten. Ich lege die Sorge für unsere Verwundeten vertrauungsvoll in ihre Hände. Begeben Sie sich nach Ihren Verbandplätzen und handeln Sie gewissenhaft. Rußland wird sich Ihnen für jeden seiner tapfern Söhne, den Sie ihm erhalten, dankbar beweisen.“ Nachdem sich auch die Aerzte entfernt hatten, traten die höhern Offiziere in einen Kreis um ihn zusammen, und nachdem er ihnen seine Befehle ertheilt hatte, entfernten auch sie sich in verschiedenen Richtungen und die Plattform war plötzlich verödet.

(Fortsetzung folgt.)

Winterleben am Nordpol.

(Fortsetzung.)

Ich will berichten, wie es Einem dabei zu Muthe ist, denn zweimal habe ich Erfahrung davon gehabt. Schläfrigkeit ist die Empfindung nicht. Hat der Leser jemals den Schlag einer elektrisch-magnetischen Maschine und das eigenthümliche einschläfernde Gefühl empfunden, das sich bis in das Ellenbogengelenk erstreckt? Nimmt man diesem seinen schlagartigen Charakter und denkt man es sich durch den ganzen Körper vertheilt, so kann man sich einen Begriff von dem sogenannten wohlthuenden Gefühl des beginnenden Erfrierens machen. Es scheint sich selbst auf das Gehirn auszudehnen. Seine Thätigkeitskraft nimmt ab; Alles um uns scheint schwerfällig und schwerwiegend zu werden; und das ganze Vergnügen besteht im Nachgeben gegen eine Neigung, sich nicht zu rühren und sich ein Ankämpfen gegen den uns überwältigenden Schlummer zu ersparen. Das ist, vermuthe ich, die wohlthuende Schläfrigkeit, von der die Bücher sprechen.

Ich könnte noch ganze Seiten mit der lächerlichen Misere unseres Lebens an Bord des Schiffes anfüllen. Wir haben zweierlei Klima, bigrometrisch und thermometrisch, an entgegengesetzten Enden der Scala. Ein Taschentuch, das wir unten in der Region der Oefen eingesteckt haben, kommt unverändert auf's Verdeck. Geht man wieder hinunter, so wird es feucht, schlapp und fast naß. Steigt man wieder auf's Verdeck, so gleicht es einer mit Leinen überzogenen Schindel. Man könnte sich die Zähne damit stochern.

Wie hält man diese unbarmherzige Temperatur aus? Das läßt sich in Kürze sagen und ist doch vielleicht des Erzählens werth. Der Doktor hat immer noch drei Luxussachen beibehalten, die Ueberbleibsel besserer Zeiten — Seide unmittelbar auf der Haut, eine Zahnbürste für die Zähne und weiches Leinen für die Nase. Alles Uebrige ist arktisch und borstig — Pelz, Pelz, Pelz. Die Seide ist leicht, waschbar und bedarf weder des reinen Schmutzes der Stärke, noch der unbequemen Mühe des Plättens. Sie verschafft mir einen reinen Schirm zwischen meiner Oberhaut und der Umhüllung von Seehundsfellen.

Hinsichtlich der Bekleidung und sonstigen Ausstattung eines Reisenden versuche ich praktisch zu seyn. Alles Gepäck mit Ausnahme des wesentlichen betrachte ich als Hindernisse und glaube an die Weisheit Titian Peales, der, als er sich zu einer Entdeckungsreise um die Welt vorbereitete, nichts kaufte als — einen Becher von Weißblech. Zum Besten armer Teufel, die einen kalten Winter durchmachen müssen, beschreibe ich ausführlich meinen Anzug, das Ergebniß vieler Versuche und wie ich glaube, alle billigen Ansprüche befriedigend. Hier ist er vom Kopf bis zur Zehe.

Erstlich die Füße, ein Paar baumwollene Socken unter gerippten wollenen Strümpfen, die bis zur Hälfte des Schenkels heraufgehen; darüber wasserdichte Eskimostiefeln mit einem Socken von Hundefell, mit der Haarseite inwendig; der Schaft von gegerbter Seehundshaut. Die Sohlen mit den Rändern aufgekrämpft, so daß sie eine wasserdichte Schüssel bildet; dazu ein Streif Hundepelz als Einfassung und eine Lage reines Stroh auf der Sohle, welche das elastische Kissen bildet, auf welches der Fuß tritt.

Zweitens die Beine. Ein Paar grobe wollene Unterbeinkleider und darüber ein Paar Unterbeinkleider von Seehundsfell, genäht mit Rennthiersehnen.

Drittens die Brust. Ein jackenartiger kurzer Rock von Seehundsfell, mit Rennthierpelz gefüttert. Dieses unschätzbare Stück kaufte ich in Disco auf meiner Pelzreise, wo ich auch für Mannschaft und Offiziere eine ziemliche Anzahl erlangte. Es besteht aus einem mit einer Kapuze versehenen Hemde von Rennthierfell mit der Haarseite nach Innen, das bis an die Hüften geht, also den Beinen ganz freies Spiel läßt und sich ganz dicht an den Hals anschließt. Man zieht es an wie ein Hemde und es ist außer am obern Rande ganz lose und bequem.

Viertens der Kopf. Unsere Leute tragen meistens Pelzmützen. Ich trage einen Tiara oder einen

Kopfring von Wolfsfellen. Ein vortreffliches Kleidungsstück! Es läßt den ganzen Scheitel frei und schützt die Ohren und die Stirn wirksam; bei jedem gewöhnlichen Stand des Wetters und der Witterung, wenn die Temperatur nicht unter 15 Grad unter Null sinkt, belästigt mich die Kälte nicht. Ehe ich dieses Kleidungsstück erfand, war meine Mütze stets voll von gefrornem Wasser steif, und unbehaglich, indem aller Dunst sofort zu Eis wurde, sobald ich die Mütze abnahm. Ist das Wetter sehr kalt, so schlage ich die Kapuze in die Höhe; ist es noch kälter, ich will sagen 40 Grad unter Null mit mäßigem Winde, so ziehe ich noch eine elastische seidene Nachtmütze, die an eine Maske von Wolfsfell genäht ist, über Kopf und Gesicht. Um den übermäßigen Niederschlag von Dünsten zu vermeiden, schneide ich nur zwei Augen hinein und lasse unter der Nasenspitze eine große Oeffnung zum Sprechen und Athmen frei. Die Oeffnungen sind mit wasserdichtem Wachstaffet eingefaßt und die ganze Maske bietet einen gar grimmigen Anblick dar.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Bis jetzt war es zwar gelungen, photographische Bilder auf Stahl, Kupfer, Marmor, Porzellan und selbst auf Leinwand herzustellen, aber man war noch nicht dazu gekommen, solche Bilder in befriedigender Weise auf Holz zu übertragen. Ein Graveur, Namens Lallemand — sagt der Moniteur, — hat auch dieses Problem gelöst, und der Akademie der Wissenschaften das Resultat seiner Forschungen mitgetheilt. Bis jetzt standen den in dieser Richtung gemachten Versuchen zwei Hindernisse im Wege. Erstens durfte das Holz durch die zu verwendenden chemischen Mittel nicht angegriffen, zweitens durfte nicht so dick und fett aufgetragen werden, daß dadurch die Arbeit des Graveurs beeinträchtigt wird. Nach zahlreichen Versuchen gelang es Hrn. Lallemand, diese Hindernisse zu beseitigen. Sein Verfahren beschreibt er in nachfolgender Weise: Nachdem das Holz nur mit der Oberfläche auf eine Alaunauflösung gelegt und getrocknet worden, erhält es mittelst eines Dachshaarpinsels auf allen seinen Flächen einen Anstrich, zusammengesetzt aus animalischer Seife, Gelatin und Alaun. Ist dieser Anstrich getrocknet, so wird die Fläche, welche das Bild aufnehmen soll, einige Minuten auf salzsaures Ammoniak (chlorhydrate d'ammoniaque) gelegt. Man läßt es trocknen und taucht das Holz in salpetersaures Silber von 20 pCt. Nachdem das Holz getrocknet ist, legt man ein Cliché auf Glas oder Papier, mittelst eines besondern Rahmens darauf, wo man den Fortschritt der Reproduktion beobachten kann. Ist das Bild zu einer befriedigenden Entwickelung gelangt, so fixirt man es mittelst eines gesättigten Bades von hyperschwefeligem Natron (saturé d'hyposulfite de soude.) Einige Minuten genügen zur vollständigen Fixirung. Sodann wird es nur 5 Minuten abgewaschen. Der Anstrich schützt das Holz gegen Feuchtigkeit, und achtmonatliche Erfahrung bewiesen, daß der Alaun und das schwefelsaure Natron dem Holze eine für den Holzschnitt günstige Konsistenz verleihen. Es braucht wohl nicht erst hervorgehoben zu werden, welche Wichtigkeit dieses Verfahren für die illustrirte Presse, für den Zeugdruck, die Tapeten-Fabrikation und selbst für die Wissenschaft (durch Verbreitung billiger und genauer Zeichnungen) haben kann.

[Mittel gegen Unglücksfälle durch Weingährung.] Es kommt bekanntlich nicht selten vor, daß Leute in den Kellern ersticken, in welchen neuer gährender Wein liegt. Zur Entfernung dieser schädlichen Luftart (Kohlensäure) sucht man sich durch Auslüften, Schießen, Feueranzünden u. dgl. zu helfen, womit man aber nur selten seinen Zweck erreicht, weil diese Luftart durch ihre Schwere sich am Boden aufhält. Bemerkt man, daß das Licht in einem solchen Keller nicht mehr recht brennen will oder gar auslöscht, oder daß man Schwindel fühlt, so eile man sogleich in die frische Luft, da ein kurzer weiterer Aufenthalt unglaublich schnell den Tod zur Folge haben kann. Um die Kohlensäure nun schnell und sicher zu entfernen, löscht man 6—8 Pfund gebrannten Kalk in Wasser ab und rührt die so erzeugte Kalkmilch gehörig durch einander. Man bringt sie in den Keller, taucht einen Besen in dieselbe und bespritzt damit den Boden so lange, bis die Lichter gut brennen, wenn man sie auf die Erde stellt. Der Sicherheit wegen sollte dieses Geschäft, das in einem kleinen Keller nur etwa 10 Minuten dauert, nicht von einer einzelnen Person besorgt werden. Bei starker Gährung thut man wohl, diese Kalkausspritzung zu wiederholen, so oft die Lichter nicht brennen wollen. Beiläufig gesagt, hat sich diese einfache Operation zur Entfernung der Kohlensäure auch beim Brunnengraben, wenn die Lichter nicht brennen wollen, als praktisch bewährt.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 258 Donnerstag, 29. Oktober 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

Krasinsky war indessen zu seinem Regimente zurückgekehrt, welches in der Schiffervorstadt Posto gefaßt hatte, wo der erste Angriff erwartet wurde. Er war von seiner Wunde vollkommen wieder genesen und hatte genügende Kraft gewonnen, seinen Dienst wieder zu versehen. Aber die düstre Schwermuth, mit welcher er in die Armee eingetreten war, hatte sich seiner auf's Neue wieder bemächtigt, und er vermied jede heitere Geselligkeit unter seinen Kameraden, obgleich ihm die meisten derselben freundlich gesinnt waren. Nur zu dem jungen Felix Alberti, der als Fähndrich, nach seiner glücklichen Rückkehr von Eupatoria in das Regiment Minsk versetzt worden war, fühlte er sich hingezogen und da sich dieser auch ihm sehr zugeneigt zeigte, so hatte er mit ihm rasch eines jener innigen Freundschaftsbündnisse geschlossen, wie sie oft im Kriege vorzukommen pflegen. Felix hatte das unwiderstehliche Bedürfniß gefühlt, einen Vertrauten für seine unglückliche Liebe zu haben, und so hatte er ihm denn auch alle seine Abenteuer, die er in Eupatoria erlebt und die unbezwingliche Leidenschaft, die er noch immer für die schöne Selinda, Omer Pascha's Tochter hegte, mitgetheilt. Die Taubenpost, welche der Erfindungsgeist der armen Marsa eingerichtet, war geglückt, und so hatte er wirklich mehrmals Nachrichten von Selinda durch das Tartarenmädchen erhalten, welche jedoch stets so wenig tröstlich für ihn lauteten, daß er sich in einer immerwährend trüben Stimmung befand. Das geliebte Mädchen war mit dem Eintritte des Frühjahrs von einem schweren Nervenfieber befallen worden und ihre Genesung schritt nur langsam fort, da ein schwerer Kummer an ihrem Herzen zu nagen schien. Ihr Vater aber hatte beschlossen, sie, sobald es ihr Zustand erlaubte, nach Konstantinopel zu senden, da er selbst mit seiner Armee sich nach Kleinasien begeben sollte, um dort einen Feldzug gegen die Russen zu eröffnen und Kars zu entsetzen. Auch hatte Omer Pascha ihre Hand bereits einem der reichsten und tapfersten Heerführer, Mustapha Pascha, zugesagt und ihre Vermählung sollte gleich nach ihrer Rückkehr nach Konstantinopel geschlossen werden. Dieß waren die letzten Nachrichten, welche er ungefähr vor vierzehn Tage erhalten hatte.

Nachdem Stanislaus Krasinsky seinem Obristen Bericht abgestattet hatte, daß es ihm gelungen sey, das ihm anvertraute Schreiben dem Obergeneral selbst zu übergeben, schaute er sich überall nach seinem jungen Freunde um. Er fand ihn einsam stehend, über die niedere Mauer des Kai gebeugt und mit trüben Blicken in die beinahe spiegelglatte Fluth der Bucht schauend.

Stanislaus legte ihm sanft die Hand auf die Schulter und sprach zu ihm: „Schon wieder in finstere Träume versunken? Lassen Sie uns jetzt hell aufschauen, Freund; denn wir erblicken diesen herrlichen Sternenhimmel vielleicht zum Letztenmale. Es kommt zur Schlacht!"

Ein tiefer Seufzer drang aus Felix Brust herauf, und als ob er die Worte des Freundes gar nicht vernommen hätte, reichte er ihm die Hand und sprach zu ihm mit wehmüthigem Lächeln: „Nun ist Alles vorbei. Die Tauben sind gekommen und Marsa schreibt mir, daß sich Selinda schon seit acht Tagen in Konstantinopel befindet, und wahrscheinlich jetzt bereits die Gattin Mustapha Pascha's ist. Mein Leben ist hin!"

Stanislaus erschrack über den verzweiflungsvollen Ton, mit welchem er die letzten Worte ausgesprochen hatte und obgleich er überzeugt war, daß in diesem Augenblicke tröstende Worte seinen tiefen Schmerz nur wenig lindern würden, redete er doch recht theilnehmend und herzlich zu ihm, und bat ihn, sich zu fassen, seines alten Vaters zu gedenken und die Verzweiflung von sich abzuschütteln, damit er kalt und ruhig, wie ein Mann der Schlacht entgegen gehen könne.

Doch Felix entgegnete, während sich eine Thräne in sein Auge stahl: „Ach, mein armer Vater! Bald wird er kein Kind mehr haben! Meine Schwester ging ihm verloren und auch ich werde ihn nicht wieder sehen. In dieser Nacht ist eine Todesahnung

über mich gekommen, die nicht täuschen kann. Sie sagen, es gibt eine Schlacht? Wohl! ich werde fallen! Und es ist vielleicht gut so! Warum soll ich langsam an der brennenden Wunde meines Herzens hinwelken?“ Hierauf zog er ein Portefeuille aus seiner Brusttasche und reichte es dem Freunde dar, indem er fortfuhr: „Geben Sie das meiner Schwester, sobald ich gefallen bin; sie soll es selbst in meines armen Vaters Hände legen. Es enthält einen Abschiedsbrief, in welchem ich ihn um Verzeihung bitte, für allen Kummer, den ich ihm durch meine Kriegslust bereitet habe. Er wird mir verzeihen, ich weiß es; denn er hat mich unaussprechlich geliebt!“ Er vermochte nicht weiter zu sprechen; denn ein Thränenstrom erstickte seine Stimme.

Stanislaus war tief ergriffen. Er suchte ihn zu überreden, daß seine Todesahnung nur Täuschung sey und wollte die Annahme des Taschenbuches ablehnen, doch Felix beschwor ihn bei seiner Freundschaft es an sich zu nehmen und fügte dann noch die Bitte hinzu: „Lassen Sie die Tauben, die Sie in meinem Zimmer in der Kaserne finden werden, fliegen, damit sie nicht in mörderische Hände fallen, und melden Sie, mit wenigen Zeilen nur, der guten Marsa meinen Tod.“

Ehe jedoch Stanislaus etwas darauf zu erwidern vermochte, erschallte ein kurzer Trommelwirbel und Beide mußten in Reih' und Glied treten; denn das Regiment hatte so eben Befehl erhalten, nach dem Dockdamme zu marschiren.

Etwa um 3 Uhr Morgens begann der blutige Kampf, den wir jedoch nur in aller Kürze beschreiben wollen. Eine dichte Schlachtlinie der Verbündeten, welche von einer zahlreichen Reserve unterstützt war, unternahm zuerst einen Angriff auf die festen Werke vor der Karabelnaja, oder Schiffervorstadt. Auf der rechten Flanke und im Zentrum zogen die Franzosen, ungefähr 30.000 Mann stark, auf der linken Flanke die Engländer, ungefähr 11,000 Mann heran und zwischen ihnen lief die Dockschlucht hin, welche sie von einander trennte. Es war ihre Aufgabe, sich der Korniloff Bastionen Nro. 1 und 2 vor dem Malakoff-Hügel und der Bastion Nro. 3 vor dem Redan zu bemächtigen. Sobald die Franzosen aus der Kielschlucht hervorgebrochen waren, warf sich eine dichte Schützenkette auf die erste Bastion, die Russen aber empfingen sie mit einem mörderischen Kartätschen- und Gewehrfeuer, während sich zugleich sechs ihrer Dampfer vor die Mündung der Bucht legten und sie einen wahren Kugelregen über die französischen Reserven ausspeien ließen. Zweimal gingen die Angreifer todesmuthig auf die Bastion los und zweimal mußten sie zurückweichen. In ähnlicher Weise wurde auch der Sturm auf die zweite Bastion abgeschlagen. Die Kolonnen zogen sich in den Hohlweg zurück, wo sie einigermaßen Schutz fanden, schossen von dort aus, waren aber in keiner Weise zu einem neuen Sturme zu bewegen.

(Fortsetzung folgt.)

Winterleben am Nordpol.

(Schluß.)

Die einzige Veränderung in diesem Anzuge, die ich kenne, sind tuchene anstatt Pelzbeinkleider, wenn das Thermometer über 15 Grad unter Null steigt, und ein Paar dicke wollene Unterstrümpfe, die fast bis an die Hüften gehen, wenn es unter 30 Grad sinkt. Eine lange Schärpe um die Hüften ist ein schöner Schutz während des Gehens und läßt die Kälte nicht zu den Taschen herein; sie vollendet wenn sie kriegerisch im Winde flattert, die groteske Harmonie meines Aufzugs.

Die Winternacht hatte allmählig ihre Wirkungen auf die Bewohner der Fahrzeuge begonnen, obgleich diese selbst es kaum merkten. Die dunstige Finsterniß der Nächte schien sie schwärzer zu machen als andere Nordpolfahrer, namentlich Parry, sie erlebt hatten. Die Gesichter nahmen eine eigenthümliche wächserne Bläße an. Die Augen wurden hohler und merkwürdig klar; allgemein klagte man über kurzen Athem. Der Appetit veränderte sich auf eine fast komische Weise: gefrornes Schinkenfett und in Baumöl schwimmendes Sauerkraut wurden Lieblingsgerichte; doch war sich Niemand einer Neigung zu der groben Nahrung der Polarregion bewußt. Die Meisten wollten kein Bärenfleisch anrühren; Kapitän de Haven und Dr. Kane waren die Einzigen, welche es noch aßen; dagegen war der Fuchs sehr beliebt. Alles schien einen andern Geschmack angenommen zu haben und die Neigung zum Essen war im Ganzen sehr gering.

Aber was schlimmer war — die Einsamkeit und ununterbrochene Dunkelheit fingen an nachtheilig auf die Stimmung zu wirken. Die Leute wurden mürrisch, reizbar und geneigt, ihren Phantasien nachzuhängen. Des Morgens erzählten sie sich regelmäßig die Träume der Nacht — denn sie konnten sich nicht abgewöhnen, dieses Wort zu gebrauchen. Einige hatten die nackten Wände des Warrender Kaps besucht und waren mit Wassermelonen beladen zurückgekehrt. Andere hatten Sir John Franklin aufgefunden in einer schönen, von Citronenhainen und Quintas umsäumten Bucht. Selbst Brooks, der prosaische Bootsmann, theilte Dr. Kane im Vertrauen mit, daß er vom Eise draußen her dreimal seltsames Stöhnen gehört habe. Er

glaubte, es wäre ein Bär gewesen, konnte aber nichts entdecken! Mit einem Worte, die Gesundheit der kleinen Reisegesellschaft fing an wankend zu werden. Es mußte streng und anhaltend auf Waschen, strenge Diät und Bewegung gesehen werden, um den Scharbock fern zu halten. Schon zeigten sich warnende Spuren desselben.

Endlich kam der Weihnachtstag. An Speise und Trank fehlte es nicht, aber der größte Segen auf Erden, der gemüthliche Austausch der Gefühle befreundeter oder übereinstimmender Seelen, wollte sich nicht einstellen. Den niederdrückenden Einfluß, den auf jeden Einzelnen die Gedanken an die Heimath ausübten, zu beobachten, war merkwürdig genug, und geradezu betrübend war es, zu sehen, wie jeder sich Mühe gab, seinen Nachbar zu täuschen und sehr gemüthlich und lustig zu seyn. Es wurden unaufhörlich Witze gemacht, aber schlechte, und des Lachens war kein Ende, aber es kam nicht vom Herzen; man schwelgte bei Tafel und trank die Hälfte des noch vorhandenen Heidsiek aus; man sang Negerlieder, denen es nur an Ton, Rhythmus und Harmonie fehlte, die aber diesen Mangel durch Lärm ersetzten; und zuletzt ging es in's Theater.

Die Bühne war natürlich auf dem Verdeck aufgeschlagen, aber die Decke des Filzzeltes sperrte den Himmel hinaus. Eine große Schiffsflagge, die zwischen dem Kambüse und den Bollwerken aufgespannt war, diente als Vorhang und einige Fleischfässer und Lichterkissen stellten das Packet vor. Das Thermometer stund anfangs auf 3 Grad unter Null; aber die freundlichen Elemente stellten bald eine günstigere Temperatur von 4 Grad unter Null her.

Man gab die „Blauen Teufel“; es war drollig, sehr drollig. Niemand konnte seine Rolle und der Souffleur konnte nicht geläufig genug lesen, um sein Amt ganz auszufüllen. Alles und jedes, mochte es Scherz oder Zorn oder ein Gemeinplatz oder eine pathetische Rede seyn, ward in dem hochtragischen hohlen Tone der Verzweiflung gesprochen; oder mehr oder weniger, je nach der Geschicklichkeit des Souffleurs. Annette, die erste Liebhaberin des Stückes, war ein 6 Fuß hoher Irländer, Namens Daly, und nahm die Aufmerksamkeit ihres Liebhabers mit elephantenhafter Grazie auf.

Der Vorstellung folgte „Das sternbesäete Banner“, ein amerikanisches Nationallied, dann eine kunstreiche Marseillaise von dem französischen Koch Henri; ferner ein Matrosensolotanz von einem vielbegabten Mitglied der Schiffsgesellschaft, einem Matrosen Bruce, aufgeführt, wobei das Orchester ein Kamerad vertrat, der von Zeit zu Zeit von einem Speckfaß die Maultrommel spielte. Alles fühlte sich sehr glücklich. Am Morgen war ein Wettlaufen über das Eis für drei Preise, jeder von einem Flanellhemd und einem guten Trunk. Der Tag war Nacht, die Sterne schienen schwach durch den Nebel, das Thermometer stand im Minimum auf 16 und im Maximum auf 7 Grad unter Null.

Mannigfaltigkeiten.

Der preußische „Staatsanzeiger“ meldete neulich, daß die Adoptivtochter des Gouverneurs von Luxemburg, Generals v. Wedell, in den Adelstand erhoben worden ist, und da durch diese Anzeige die öffentliche Aufmerksamkeit dem genannten General wieder zugewandt wurde, so ist es vielleicht nicht uninteressant, Einiges von den merkwürdigen Lebensschicksalen desselben zu hören. Herr v. Wedel war Mitglied des Schill'schen Korps, das bekanntlich durch die Uebermacht der französischen Gegner schließlich in die Enge getrieben, gefangen genommen und nach Wesel geschleppt wurde. Hier ward den Offizieren des Korps der kriegsgerichtliche Prozeß gemacht und sie sämmtlich zum Tode durch Erschießung verurtheilt. Am Tage vor der Exekution wurde der junge Lieutenant v. Wedell von einem heftigen Fieberanfalle heimgesucht, der sein Hinausführen zum Richtplatze unmöglich machte und ihm somit das Leben rettete, denn seine sämmtlichen Kameraden fanden unter den französischen Kugeln ihren Tod. Nach seiner Wiederherstellung fragte der französische Befehlshaber bei Napoleon an, ob die Exekution an ihm noch zu vollstrecken sey, und es erfolgte der Bescheid: daß v. Wedel nicht als Kriegsgefangener, sondern als Landfriedensverbrecher zu behandeln und demgemäß an das Bagno in Brest abzuliefern sey. So wurde der edle Sproß eines alten deutschen Geschlechts als Galeerensträfling mit den gemeinsten Verbrechern an eine Kette geschmiedet, mußte die gröbsten entehrendsten Arbeiten verrichten und wurde mit dem verhängnißvollen „T. F.“ (traveaux forcés) auf seiner linken Schulter gebrandmarkt. Vier Jahre dauerte dieses grausame Märtyrerthum, bis das siegreiche Vordringen der verbündeten Heere im Jahre 1814 demselben ein Ende machte und Hrn. v. Wedell gestattete, im folgenden Jahre noch als preußischer Offizier an dem Kampfe gegen seine ehemaligen Unterdrücker mit Auszeichnung Theil zu nehmen. Jetzt bekleidet derselbe eine der hervorragendsten Stellungen in der preußischen Armee, ist Generallieutenant des Königs und wurde während des orientalischen Krieges mit einer wichtigen diplomatischen Mission nach Paris betraut. Welche Gefühle mögen den ehemaligen französischen Galeerensträfling bewegt haben, als er von dem jetzigen Beherrscher Frankreichs als Vertreter Preußens auf das Zuvorkom-

mendste empfangen wurde und den Ehrenplatz an der kaiserlichen Tafel einnahm!

Vor einigen Tagen starb zu Neuville-sur-Saone ein alter Soldat des Kaiserreichs, Namens François Scaglia aus Piemont. Als Napoleon seiner Garde zu Fontainebleau Lebewohl sagte, war Scaglia Sergeant und unter den 700 Mann, welche dem Verbannten nach der Insel Elba folgen durften. In den Papieren des Verstorbenen fand man die Erzählung eines Vorfalls, welcher die unter der ersten und zweiten Restauration sehr verbreitete Annahme bestätigen würde, daß die Engländer um die Flucht Napoleon's auf Elba wußten: „Am 31. Januar 1815 — schreibt der ehemalige Sergeant in seinem Tagebuche — war ich zu Porto-Fornayo auf Wache. Der die englische Fregatte kommandirende Kapitän frug mich, ob Napoleon auf sey? Ich bejahte. Darauf ging er zu Napoleon, blieb bis Mitternacht und kam dann zurück. Als ich ihm die Thüre öffnete, um auf die englische Fregatte zu gehen, sagte er zu mir: „Sey guten Muthes, Sergeant, in acht Tagen werden wir Elba verlassen."

Ein unfehlbares Mittel gegen Wassersucht will ein Dr. Trinkowsky in Ungarn gefunden haben, nämlich die — Zitrone. Ueber einen speziellen Fall liest man Folgendes von einer Frau, bei der alle anderen Heilmittel erfolglos geblieben waren: Die Patientin, eine Frau von 30 Jahren, verzehrte nach ärztlicher Anordnung in den ersten drei Tagen je eine geschälte und mit Zucker bestreute Zitrone; in den weiter folgenden drei Tagen je zwei, sodann drei Stück dieser Frucht, bis sie es auf 18 Stück an einem Tag brachte, worauf sie in demselben Verhältnisse wieder bis auf ein Stück herabging. Sie aß während dieser Zeit kein Fleisch. Schon am sechsten Tage zeigte sich eine gute Wirkung, und in dritthalb Monaten war die Kranke vollkommen geheilt. Der genannte Arzt soll sich schon mit großem Erfolg seit 17 Jahren dieser Heilmethode bedienen und veröffentlicht sie uneigennützig zum Heile der Leidenden.

Die „Zeit" berichtet: Ein Mitglied des Koburger Theaters spielte in der dortigen Lotterie die Numer 6500. Nach stattgefundener Ziehung erscheint die Gewinnliste, und der Künstler findet in der, welche in seine Hände fällt, seine Numer mit dem großen Loose bezeichnet. Sofort erhalten die sämmtlichen Bühnenmitglieder von diesem freudigen Ereigniß Kunde und eine Einladung zum Souper. Zuvor begibt sich der Spieler indeß zum Kollekteur, um wo möglich schon einen Theil seines Gewinnes einzuziehen. Der Kollekteur ist sehr verwundert, zu hören, daß die Numer 6500 das große Loos gewonnen haben soll, und hält dem Künstler seine Liste vor, nach welcher der Hauptgewinn auf die Numer 6506 gefallen war. Dieselbe Numer fand sich auch vollständig in allen übrigen Listen vor; nur in der einzigen, welche der Schauspieler besaß, war die letzte 6 nicht ganz ausgedruckt und so die 0 entstanden. Das Festmahl wurde alsbald wieder abbestellt.

Die Bevölkerung der vereinigten Provinzen von Canada, welche im Jahre 1848 nur 1½ Millionen betrug, ist, nach dem neuesten Census auf dritthalb Millionen angewachsen, d. h. in zehn Jahren im Ganzen um 60 bis 70 Prozent gestiegen, während die Populationszunahme in den Vereinigten Staaten in dem Jahrzehnt 1841 bis 1850 nur 35¼ Proz. betrug. Vor 35 Jahren — was man einer menschlichen Generation gleich rechnet, hatte ganz Canada nur 582,000 Einwohner. Fährt die Bevölkerung fort in gleichem Maße zu wachsen, so wird Canada zu Anfang des nächsten Jahrhunderts 20 Millionen Bewohner zählen.

[Import von Menschenhaaren.] Die „New-Yorker Handelsztg." schreibt: Eines unserer Wechselblätter meldet als ein Ereigniß, daß ein Bostoner Haus in voriger Woche für 2500 Doll. Menschenhaare von Europa importirt habe. Wir bemerken dazu, daß die hiesige deutsche Firma F. Wilmar und Hartung dieser Tage einen Posten von circa 9000 Doll. Menschenhaare verzollte, welche mit einem der letzten Dampfer von Europa angekommen sind.

Die Goldausbeute in Sibirien ist im Laufe der letzten Jahrzehnte ungemein gestiegen. Von 1 Pud 10 Pfund, welche die Privatbergwerke im Jahre 1829 lieferten, hob sich deren Ertrag im Jahre 1856 bis zu 1136 Pud 24 Pfund (etwa 40,000 Pfund preußisch). 303 Bergwerke sind darauf im Gange, und die Regierung nimmt 20—25 pCt. des Gewinnes als ihren Antheil.

(Zur Beruhigung.) Ein bekannter Komiker saß kürzlich in einer Gesellschaft zu Dreizehn am Tische. — Einer von ihnen bemerkt dieß mit Schrecken; der Komiker entgegnete ihnen: „Beruhigen Sie sich, ich esse für zwei."

Mädchen gibt's genug von allen Arten,
Doch die schlimmsten sind — ich muß gestehen:
Die sich glatt, wie die Visitenkarten,
Immer lassen vor dem Spiegel sehen!

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag der Wailand'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 259 Freitag, 30. Oktober 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

Indessen war die dritte Signalrakete emporgestiegen und die Franzosen, die sich in den Laufgräben vor dem grünen Hügel befanden, verließen dieselben rasch, und stürzten sich auf den Mittelwall zwischen der Bastion Neo. 2 und den Werken des Malakoff. Freiwillige mit Leitern gingen der Sturmsäule voraus, das furchtbare Kartätschen- und Rottenfeuer vermochte ihre Schritte nicht zu hemmen. Keiner wankte, sie stiegen in den Graben hinab, legten ihre Leitern an, die Freiwilligen, die sich dem fast unausweichlichen Tode geweiht, klommen unaufhaltsam empor; aber die Russen sprangen auf die Krone der Brustwehr, schossen auf die kühnen Stürmer, schlugen sie mit dem Kolben auf die Häupter, oder durchstachen sie mit dem Bajonnet und schleuderten sie in den Graben hinab. Jedes Andringen war auch hier vergeblich, und als fast die ganze Schaar der wackern Freiwilligen mit Todeswunden bedeckt, sich im Graben in ihrem Blute wälzte, warfen die Franzosen die Leitern von sich und zogen sich feuernd zurück, griffen wieder an, wurden aber nochmals zurückgetrieben und mußten endlich nach hartem Verluste wieder in ihre Laufgräben hinabsteigen. Jetzt wurden die Signale aus der bereits früher eroberten Redoute auf dem grünen Hügel gegeben und mit großen Massen wurde nun der Sturm auf die Bastion Korniloff, welche den Malakoffhügel, den stärksten Punkt der russischen Vertheidigungslinie, krönte, unternommen. Ungefähr 10,000 Franzosen, voran eine dichte Schützenkette, warfen sich in mehreren Kolonnen auf diesen wichtigen Punkt. Doch auch hier empfing sie ein so gewaltiges Feuer, daß sie kaum hundert Schritte vor dem Graben Halt machen mußten. Sie kehrten zurück zu ihren Laufgräben, ordneten sich dort und griffen noch zweimal mit großer Tapferkeit an, doch dem entsetzlichen Kugelregen war nicht zu widerstehen, die Kolonnen geriethen in Verwirrung und flüchteten endlich unaufhaltsam in die Trancheen zurück. Glücklicher war eine andere, französische Abtheilung, welche auf die am Fuße des Malakoffhügels gelegene Batterie Gervais losstürmte und sich ihrer trotz des heftigen Feuers bemächtigte. Ein Bataillon des Regiments Pultawa, welches die Batterie decken sollte, wurde nach einem heftigen Handgemenge geworfen und die Franzosen besetzten mehrere Häuser am Fuße des Malakoffhügels und drangen unaufhaltsam bis zum Dockdamme vor. Hier aber empfing sie der General Chrulew und griff sie mit großer Uebermacht an. Das ganze Regiment Minsk warf sich ihnen zuerst entgegen und es entspann sich eines der blutigsten Infanteriegefechte. Die Franzosen, welche sich in die Batterie Gervais und in die Häuser geworfen hatten, vertheidigten sich mit der größten Hartnäckigkeit und versuchten die Geschütze in der eroberten Batterie gegen die Russen selbst zu richten. Aber diese stürzten beinahe im vollen Trabe auf den Kampfplatz und nach wenigen Minuten blitzten ihre Helme schon über der Brustwehr der Schanze und die Franzosen, welche vergeblich Verstärkung erwartet hatten, mußten weichen. Der französische Adler, welcher dort aufgepflanzt war, wurde herabgerissen und die Tapfern sahen sich genöthigt, sich in's freie Feld zu retten.

Stanislaus Krasinsky hatte sich fast immer an Felix Seite gehalten, welcher die hochflatternde Fahne trug, um ihn zu schützen, wenn, wie er fürchtete, seine Verzweiflung ihn zu tollkühnen Wagstücken hinreißen sollte, doch als es galt, die verlorene Batterie wieder zu erstürmen, fühlte er sich fortgetrieben von einem unwiderstehlichen Drange daran Theil zu nehmen und wirklich war er auch unter den Augen des alten Generals Chrulew einer der Ersten, welche sich in die Schanzen stürzten und den Feind daraus vertrieben. Kaum sah er jedoch die Batterie wieder gesichert in den Händen der Russen, so verließ er sie auch wieder, und schaute sich nach seinem jungen Freunde um. Der Kampf raste noch immer fort und die französischen Jäger, die sich in die Häuser geworfen und jetzt, nachdem ihre Kameraden aus der Batterie vertrieben waren, sich gänzlich abgeschnitten von den Ihri-

gen sahen, vertheidigten sich mit wahrer Wuth und wollten auf keine andere Bedingung hören, als auf freien Abzug mit allen Ehren.

Dort, wo es noch so heiß herging, sah Stanislaus die Fahne seines Regimentes wehen, dort mußte Felix seyn und er eilte hin. Er fand ihn auch wirklich, hoch die Fahne schwingend, an der Spitze mehrerer Kompagnieen, welche sich bemühten, die Häuser zu stürmen. Aber jedes Haus war zur Festung geworden, die Thüren verrammelt, die Fenster, ja die Dächer selbst, mit trefflichen Schützen besetzt, die ein unablässiges Feuer auf die Stürmenden unterhielten und fast mit jedem Schusse ihren Mann niederschmetterten.

„Zurück, zurück, Felix! Um Gotteswillen zurück!" rief Stanislaus athemlos dem kühnen Fähndrich zu, doch ehe er noch Antwort von ihm erhielt, sah er ihn lautlos zusammenbrechen, und die Fahne sank mit ihm in den Staub.

In demselben Augenblicke aber brach auch wie ein Wetter eine Abtheilung französischer Jäger, welche sich hinter den Häusern bisher verborgen gehalten hatte, hervor, um durchzubrechen und auch ihren Kameraden in den Häusern freie Bahn zu erkämpfen. Ihr Anprall war so heftig, daß Stanislaus, der sich so eben zu dem gefallenen Freunde niederbeugen wollte, zurückgedrängt wurde. Eine mörderische Salve fiel hierauf in den dichten Haufen der weichenden Russen und zahlreiche Opfer stürzten mit blutenden Wunden zu Boden. Stanislaus fühlte sich unverletzt und als die Rauchwolke sich verzogen hatte, erblickte er die Fahne des Regiments Minsk, die man unter dem verwundeten Fähndrich hervorgezogen hatte, als Siegestrophäe in Feindeshand. Mehr bedurfte es nicht, um ihn alles Uebrige vergessen zu lassen. Seinen Offiziersdegen hoch über seinem Haupte schwingend, rief er seinen Leuten zu, Stand zu halten, und durch einen Bajonetangriff die Fahne wieder zu erobern. Die durch die furchtbare Salve gelichteten Reihen der Seinigen zauderten, aber nur einen Augenblick, denn als sie sahen, daß er ihnen vorausschritt, folgten sie ihm schnell und immer schneller und stürmten endlich mit einem unwiderstehlichen Bajonetangriffe unter einem donnernden Hurrah! auf die französischen Jäger los, welchen es, hätte man ihnen nur wenige Minuten Zeit gegönnt, ihre Kameraden aus den Häusern an sich zu ziehen, sicher gelungen wäre, sich durchzuschlagen und ihre Laufgräben zu erreichen. Jetzt aber mußten sie dem heftigen Andringen der Russen weichen und wurden größtentheils auseinandergesprengt oder niedergestochen. Stanislaus hatte sich, nur die verlorene Fahne im Auge, auf den Jäger geworfen, der sich ihrer bemächtigt hatte, und entriß sie ihm nach einem verzweifelten Kampfe. Jetzt ließ er sie hoch mitten unter den Seinigen wehen, befahl den verwundeten Felix, welcher regungslos am Boden lag, aufzunehmen, und zog sich dann mit seinen Tapfern, größtentheils Polen, aus dem scharfen Feuer, welches noch immer aus den Häusern unterhalten wurde, zurück. Bald darauf erschien eine russische Feldbatterie, um Bresche zu schießen in die verrammelten Häuser, was auch bald gelang und nun wurden einige Kompagnien vom Regiment Lefft beordert, die Feinde aus ihrem Versteck hinauszutreiben. Aber es war dieß noch immer eine gefahrvolle, blutige Arbeit, denn jedes Haus, jedes Zimmer, ja selbst jeder elende Bretterverschlag mußte mit dem Bajonet erstürmt werden, so, daß noch viele Leute dabei umkamen. Erst als man noch eine ganze Stunde lang auf diese Weise mit wahrhafter Wuth gekämpft hatte, mußte sich endlich um fünf Uhr Morgens der Rest der braven Jäger, welcher kaum noch hundert Mann zählen mochte, ergeben. Aber auch die Russen hatten entsetzlich gelitten, denn eine Kompagnie des Regiments Lefft zählte nach Beendigung des Kampfes nur noch dreiunddreißig Mann und hatte über zwei Drittel ihrer Leute verloren und weit um die Häuser her und in den Räumen derselben, war der Boden bedeckt mit Leichen.

Stanislaus geleitete den tödtlich verwundeten Felix selbst nach dem nächsten Verbandplatze, wo er ihn seinem Freunde, dem Doktor Albert Herter übergab. Ehe dieser jedoch noch eine Untersuchung der Wunde beginnen konnte, eilte eine barmherzige Schwester herbei, in welcher Stanislaus zu seinem Erstaunen seine edle Retterin Constantia erkannte.

„Ueberlassen Sie ihn mir!" rief sie mit flehender Geberde dem Arzte zu, „er ist mein Bruder!"

Herter trat achtungsvoll zurück und überließ ihr den Verwundeten. Sie war todtenbleich, als sie sich über ihn beugte, aber ihre Hand zitterte nicht, als sie die mit Blut getränkte Uniform öffnete. Sicher wie immer, brachte sie die Sonde in die Wunde, doch wenige Augenblicke später schlossen sich ihre Augen, als ob sie eine Ohnmacht anwandelte. Doch sie raffte ihre schwindenden Kräfte gewaltsam zusammen, und nach einer Pause flüsterte sie mit einem schmerzlichen Seufzer: „Keine Rettung, keine!"

Felix schlug jetzt zum Erstenmale die Augen auf und sein schon gebrochener Blick fiel auf die Schwester. „Leb' wohl, Constantia! Grüße den Vater!" stammelte er mühsam. Dann drang nur noch ein einziges Wort, welches „Selinda!" lautete, ganz leise über seine Lippen und schon im nächsten Momente war sein Leben entflohen. Die Kugel war mitten durch seine Brust gedrungen und hatte eine große Herzarterie verletzt, so daß eine innere,

nicht zu stillende Verblutung seinen Tod schnell herbeiführen mußte.

Schwere Thränen fielen aus den schönen Augen Constantia's auf die kalte, bleiche Stirne des hingeschiedenen Bruders und ein stilles Gebet schien sich ihrer Seele zu entringen, welches die Umstehenden auch nicht durch den leisesten Laut zu stören wagten. Dann rief sie, ihre Augen zum Himmel erhebend, mit einer engelgleichen Ergebung: „Mein Gott! Du hast es so gewollt!"

Diese wenigen Worte aber drangen zugleich auch tröstend in Krasinsky's Herz, der sich, als er den Tod des Freundes und den Schmerz der Schwester sah, die bittersten Vorwürfe machte, daß er den verzweifelnden Jüngling im heißen Kampfe sich selbst überlassen hatte. Gott hatte es so gewollt! Deßhalb würde sein Todesloos wahrscheinlich auch gefallen seyn, wäre er in seiner Nähe geblieben.

Keinen Trost, sondern nur die Versicherung seiner aufrichtigsten Theilnahme richtete er hierauf an Constantia, und übergab ihr, dem letzten Willen des Gefangenen gemäß, dessen Taschenbuch. Sie dankte schmerzlich und bat, daß man die Leiche in das Hospital der barmherzigen Schwestern schaffen möge, bis zu ihrer Beerdigung. Ihr Wunsch wurde auch sogleich erfüllt und ihr Antlitz wieder mit ihrem schwarzen Schleier verhüllend, entfernte sie sich mit festen Schritten.

Der Sturm der Verbündeten war also vollständig mißglückt, und die Franzosen suchten die Ursache, daß ihnen der Angriff auf den Malakoff mißlang, darin, daß es den Engländern nicht gelungen war, den großen Redan zu nehmen. Man wollte wissen, ihre Sturmkolonnen wären nicht stark genug gewesen, auch hätte man den Redan zuvor nicht genug durch Artilleriefeuer gesäubert, um den stürmenden Truppen den Angriff zu erleichtern. Dem sey, wie ihm wolle, so hatten doch auch die Engländer die heldenmüthigste Tapferkeit entwickelt. Die Sturmkolonne der leichten Division, geführt von Oberst Yea, hatte kaum den Laufgraben verlassen, als sie von einem schrecklichen Hagel von Kartätschenkugeln überschüttet wurden, wodurch die Leute sogleich in Unordnung geriethen und während der Obrist beschäftigt war, die Ordnung unter ihnen wieder herzustellen, sank er von mehreren Kugeln getroffen todt zu Boden. Wenige Augenblicke nach ihm fielen noch andere Offiziere und nun zog sich die ganze Abtheilung, die in kaum einer Viertelstunde mehr als dreihundert Mann an Todten und Verwundeten verloren hatte, ohne zu einem eigentlichen Angriffe gekommen zu seyn, zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Unter den vielen Glockner-Besteigungen, die begünstigt, durch die anhaltend schöne Sommer- und Herbstwitterung heuer stattgefunden, sind die des Malers Pernhart die merkwürdigsten. Pernhart hat den Glockner in vier Tagen dreimal und darunter zweimal die höchste Spitze und zwar in der Absicht erstiegen, um oben Zeichnungen der großartigen Rundschau vorzunehmen. Seinen brieflichen Mittheilungen zufolge, denen wir das Folgende entnehmen, ist ihm dieß auch vollkommen gelungen. Er begab sich am 13. September auf die „Leiterhütte", brach um 12 Uhr Nachts dort auf, erreichte jedoch die Glocknerspitze erst um 11 Uhr, besonders des heftigen Frostes und Sturmes wegen, der ihn auch zwang, bald wieder dieselbe zu verlassen und zur „Leiterhütte" zurückzukehren. Die Aussicht war nur gegen Süden rein, sie genügte jedoch, um sich orientiren und das Nothwendigste skizziren zu können. Am nächsten Morgen (15.) brach er von da wieder um 3 Uhr auf, erreichte jedoch nach einer im frisch gefallenen Schnee sehr beschwerlichen Wanderung nur die „Hohenwartscharte", da ein heftiges Gewitter losbrach, das ihn veranlaßte, nach Heiligenblut zurückzukehren. Schon am folgenden Tage (16.) aber wanderte er wieder zur „Leiterhütte" und erreichte am 17. schon um 8 Uhr Morgens die „Adlersruhe". An der ersten Spitze angelangt, verschaffte ihm der Führer Johann Granögger, vulgo Kramser, indem er eine Schneelehne durchbrach und ihn mittelst eines Seiles auf einen Felsvorsprung hinabließ, einen vor dem heftigen Winde geschützten Platz, wo er sogleich zu zeichnen begann. Als nach einiger Zeit der Wind sich legte, wurde auch die höchste Spitze erstiegen, wo Pernhart zwei Stunden lang zeichnete. Es stellte sich bei ihm jedoch der bei Gletscherwanderungen häufig vorkommende Zustand der Schneeblendung ein. Pernhart beschreibt ihn so, als (allmälig immer mehr) leuchtende grüne Punkte vor dem Gesichtsfelde, worauf „Alles in ein Chaos lebendiger auf- und absteigender glänzender Kugeln überging" und alsbald völliges Erblinden erfolgte. Erst nachdem Pernhart eine Stunde mit verbundenen Augen ausgeruht, verlor sich dieser überaus peinliche Zustand. Zu diesem gesellte sich noch ein anderer, nicht minder peinlicher, der bisher bei allen ähnlichen Besteigungen nicht beobachtet oder doch nicht erwähnt worden ist, und in einem eigenthümlichen Schmerze der Gelenke und der sonderbaren, beängstigenden Empfindung bestand, als wollten die Glieder vom Körper sich lösen. Auch die Führer empfanden diesen Zustand in ähnlicher Weise, was bei den früheren Besteigungen nicht der Fall war, bei denen jedoch

der Aufenthalt auf der Höhe immer nur ein sehr kurzer gewesen ist. Die muthigen Bergsteiger erreichten glücklich Heiligenblut, wo sie mit Böllerschüssen empfangen wurden. Am 24. machte Pernhart noch eine und zwar die beschwerlichste Besteigung; da die „Leiterhütte" bereits verlassen war, mußte dieselbe unmittelbar von Heiligenblut aus, ohne eine Zwischenrast benützen zu können, unternommen und auch wieder dahin zurückgekehrt werden. Er erreichte jedoch glücklich die höchste Spitze, zeichnete dort 5 Stunden lang und vollendete, weniger von den obenerwähnten Zuständen belästigt, die vollständige Rundschau von diesem Könige der Berge. —

—

Unter die Merkwürdigkeiten **Mexiko's** gehören vorzüglich die schwimmenden Gärten. Nur die Natur konnte dieser Hauptstadt einen so überraschenden Vorzug geben. Sie stammen gerade aus der traurigsten Zeit des Landes. Als die Mexikaner nämlich zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts von den Völkern aus Kolhuan und Tepanekan unterjocht wurden und, auf ihren See eingeschränkt, gezwungen waren, sich künstliches Kulturland zum Unterhalt zu verschaffen, da schuf man diese Gärten. Weiden und zähe Wurzeln von Sumpfpflanzen wurden zu einer großen Hürde geflochten, durch lichtes Gesträuch verbunden und dieß Alles mit fruchtbarem Erdreich bedeckt. Dieß Ganze übergab man nun dem Wasser, bepflanzte es mit Mais, großem Pfeffer und Küchenkräutern. Dieß waren die ersten Felder, die auf dem See schwimmend dem Mexikaner seine dürftige Nahrung gewährten. Als Mexiko in der Folge mächtig und groß ward, verwandelten sich die schwimmenden Ackerfelder in Lust- und Blumengärten, als welche sie noch jetzt dem Vornehmen dienten. Mit den schönsten, wohlriechendsten Blumen bepflanzt, treiben diese Lustgefilde auf dem weiten See mit wunderbarer Leichtigkeit und Anmuth dahin. Die größeren Gärten dieser Art haben in der Mitte einen schattenreichen Baum oder eine Hütte, um gegen Regen oder Sturm zu schützen. Will der Eigenthümer der „Chinampa" sie fortbewegen, dann wirft er sich allein, oder wenn die Masse zu groß ist, mit Mehreren, in ein kleines Boot und stößt den Garten nach seinem Belieben fort. Täglich kommt eine Anzahl Fahrzeuge mit den herrlichsten Blumen und Kräutern, die auf den schwimmenden Gärten gezogen worden sind, durch den Kanal in die Stadt zum Markte; denn alle Pflanzen gedeihen auf diesem fruchtbaren, stets hinreichend befeuchteten Boden unter dem milden Himmel vorzüglich.

— —

Man schreibt aus **Paris**, 18. Okt.: Bis jetzt war es zwar gelungen, photographische Bilder auf Stahl, Kupfer, Marmor, Porzellan und selbst auf Leinwand zu produziren, aber man war noch nicht dazu gekommen, solche Lichtbilder in befriedigender Weise auch auf Holz überzutragen. Ein hiesiger Graveur, Hr. Lallemand, löste auch dieses Problem und theilte der Akademie der Wissenschaften das Resultat seiner Forschungen mit. Bis jetzt standen den in dieser Richtung gemachten Versuchen zwei Hindernisse im Wege. Erstens durfte das Holz durch die zu verwendenden chemischen Mittel nicht angegriffen werden; zweitens durfte es nicht so dick und fett aufgetragen werden, daß dadurch die Arbeit des Graveurs beeinträchtigt wird. Nach zahlreichen Versuchen gelang es Hrn. Lallemand, diese Hindernisse zu beseitigen. Sein Verfahren beschreibt er in nachfolgender Weise: Nachdem das Holz nur mit der Oberfläche auf eine Alaun-Auflösung gelegt und getrocknet worden, erhält es, mittelst eines Dachhaarpinsels auf allen Flächen einen Anstrich, zusammengesetzt aus animalischer Seife, Gelatin und Alaun. — Ist dieser Anstrich gehörig trocken, so wird die Fläche, welche das Bild aufnehmen soll, einige Minuten auf salzsaures Ammoniak gelegt. Man läßt es trocknen und taucht das Holz in salpetersaures Silber von 20 pCt. Nachdem das Holz getrocknet ist, applicirt man ein Cliché auf Glas oder Papier mittelst eines besondern Rahmens, wo man den Fortschritt der Reproduktion beobachten kann. Ist das Bild auf einen befriedigenden Punkt angelangt, so fixirt man es mittelst eines gesättigten Bades von hyperschwefeligem Natron. Einige Minuten genügen zur vollständigen Fixirung. Sodann wird es nur fünf Minuten abgewaschen. Der Anstrich schützt das Holz gegen Feuchtigkeit und achtmonatliche Erfahrung bewiesen, daß das Alaun und schwefelsaures Natron dem Holze eine für den Holzschnitt günstige Konsistenz verleihen. Man braucht kaum zu erwähnen, welche Wichtigkeit dieses Verfahren für die illustrirte Presse, für den Stoffdruck, Tapeten-Fabrikation, ja selbst für Chemie, Archäologie, Chirurgie und Arzneikunde (durch Verbreitung billiger exakter Zeichnungen) haben kann.

— —

„Woran denkst Du?" fuhr ein Eifersüchtiger seine sinnend dasitzende Frau an. „Ich wette, deine Gedanken sind keinen Pfennig werth!" — „Du hast recht", sagte die junge Frau; „ich dachte an dich."

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Wallondt'schen Buchdruckerei.

// Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 260 Samstag, 31. Oktober 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

Die vierte Division, welche unter dem Obrist Wyndham in der Tranchee zur Linken stand, griff etwas zu nahe an der Spitze des Redan an, und wurde auch hier von einem furchtbaren Feuer empfangen. Gleich Anfangs fiel hier Sir John Campbell im Begriff, seine Leute anzufeuern, und nach wenigen Minuten mußte auch hier der Rückzug angetreten werden, in welchen das 57. Regiment allein 150 Mann auf dem Platze gelassen hatte. Die zweite Division kam gar nicht zum Angriffe; denn da sie den Flankenangriff gescheitert sah, blieb sie im Schutz der Parallele in der Nähe des Steinbruchs und verlor nur wenige Leute. Die Brigade, unter Generalmajor Eyre, welche den Kirchhof besetzen und die Kasernenbatterie nehmen sollte, war glücklicher, denn trotz aller Schwierigkeiten des Terrains, und des Feuers aus der Kasernenbatterie und von der linken Flanke des Redan, drang das 18. und 44. Regiment bis in die Vorstadt hinein, welche unter der Gartenbatterie liegt. Es gelang ihnen, die Russen aus den Häusern zu vertreiben und sich selbst darin festzusetzen, um sich vor dem Feuer, welches vom Redan aus auf sie gerichtet wurde, zu schützen. Jetzt blieb den Russen nichts Andres übrig, als Bomben auf die eigenen Häuser zu werfen und ein unablässiges Kartätschenfeuer zu unterhalten. Aber die Engländer hielten mannhaft Stand, in den bequem eingerichteten Häusern, deren Keller zum Theil mit feinen Weinen versehen waren, welche sich die Musketiere mitten im heißen Gefecht wohl schmecken ließen. Inzwischen war es auch dem 9. Regimente gelungen, sich in mehreren Häusern festzusetzen und so erwartete man Verstärkung, um weiter vorzudringen, die aber ausblieb. Von vier Uhr Morgens, bis fünf Uhr Abends hielten sich die wackern Briten und die meisten von ihnen hatten so viel geschossen, daß ihre Flinten unbrauchbar geworden waren und sie die Gewehre ihrer gefallenen Kameraden benutzen mußten. So wurde denn endlich der Befehl ertheilt, die Häuser zu verlassen, sich zurückzuziehen und die Verwundeten mit sich zu nehmen, was auch geschah, da die Russen keinen Versuch machten, ihren Rückzug zu verhindern. Aber auch ihr Verlust war ein sehr bedeutender. Die Engländer hatten an diesem blutigen Tage 1500 und die Franzosen 4000 Mann verloren. Aber auch die Russen hatten nach Gortschakoffs eigener Angabe gegen 5000 Todte und Verwundete. Dem General Totleben, welcher wenige Minuten zuvor auf der Plattform des Malakoff noch lustige Geschichten erzählt hatte, wurde gleich zu Anfang des Gefechts, auf den Vorwerken der Bastion Korniloff, ein Stück von der Wade, von einem Bombensplitter weggerissen, und auf dem Wege nach dem Verbandplatze wäre er beinahe von französischen Jägern, die dort herumschwärmten, gefangen worden. Der Admiral Nachimoff befand sich in der Bastion Nro. 2 und als während des Sturmes eine Bombe in dieselbe einschlug und der Luftdruck ihn niederriß, warfen sich mehrere Soldaten und Matrosen augenblicklich über ihn hin, um mit ihren eigenen Körpern ihn vor der Explosion zu schützen.

Die Belagerer hatten einen harten Schlag durch das Mißlingen ihres Sturmes erlitten und die Russen triumphirten um so mehr, da dieß ihr erster, bedeutender Sieg, während der ganzen Belagerung über die Verbündeten war.

Sie zogen auch schon am nächsten Tage aus den festen Werken in Prozession zur Stadt hinab, um dort in und vor der Kathedrale ein Dankesfest für den errungenen Sieg zu feiern. Ueber eine Stunde lang wogte der lange Zug über die Brücke, am Ausgange des Kriegshafens, welche die Schiffervorstadt mit Sebastopol verband, aber der Feind zeigte es ihnen auch in diesen feierlichen Augenblicken, daß der Kampf noch nicht beendet sey; denn die feindlichen Bomben rissen manche blutige Furche in diese endlosen Reihen der Sieger und dieses religiöse Schaugepränge kostete mehr Leute, als zur Zurückeroberung einer verlorenen Batterie nöthig gewesen wären.

XVI.

Ungefähr drei Wochen nach diesem traurigen Siege, der die Gefahr der Belagerten keineswegs vermindert hatte, ging Stanislaus Krasinsky, um sich zu erholen, von den furchtbaren Anstrengungen der letzten Tage, durch die Stadt. Aber es war kein erheiternder Spaziergang, ja der Anblick, der sich ihm darbot, trug nur noch mehr dazu bei, seine finstre Stimmung zu erhöhen. Der größte Theil der stolzen, blühenden Stadt war bereits ein Trümmerhaufen. Die letzten Bombardements im Monat Juni hatten furchtbare Spuren hinterlassen. Ganze Straßen waren bereits unter den feindlichen Wurfgeschossen zusammengestürzt. Ueberall, wohin das Auge sich wendete, dasselbe Schauspiel der allgemeinen Zerstörung und der trostlosesten Verlassenheit. Das Theatergebäude schien bereit, vom ersten Windstoße umgeweht zu werden, der Gouvernements-Palast war bis auf die rauchgeschwärzten Mauern niedergebrannt, die große Bibliothek, das Kasino, die Thürme und Kuppeln fast sämmtlicher Kirchen waren von Kugeln durchlöchert, geborsten und dem Einsturz nahe. An der alten Admiralität schienen die feindlichen Kanoniere förmliche Schießproben geübt zu haben und von dem weit ausgedehnten, stolzen und mächtigen Baue ragten gleichfalls nur noch die Brandmauern empor. Die Fenster waren zertrümmert und ausgebrannt und jetzt starrten die Oeffnungen, öde und leer, wie die Augenhöhlen eines Todtenschädels in's Weite hinaus. Nur die alte, ehrwürdige Kathedrale erhob noch stolz, wie ehemals ihr Haupt. Allerdings waren die feindlichen Kugeln auch bis hierher geschleudert worden, aber sie hatten die festen Mauern nur geschrammt und nur die eisenbeschlagene, schwere Thür des Haupteinganges war durch eine Bombe zersplittert worden. Deßhalb hatten die Priester auch unter den gläubigen Russen die Sage verbreitet, daß der heilige Wladimir, der Schutzpatron der Stadt, seinen Mantel schützend gebreitet hielte über dieses Gotteshaus, daß die Eisenbälle der Feinde keinen Eindruck darauf auszuüben vermöchten.

Obgleich es nicht die Kirche seines Glaubens war, fühlte sich Stanislaus doch in seiner trüben Stimmung hineingezogen. Die weiten Räume, die auch im Innern keine Spur der Zerstörung zeigten, waren öde, beinahe menschenleer; denn nur hie und da kniete ein Betender vor einem Heiligenbilde. Wie draußen in den zerstörten Straßen, so herrschte auch hier jenes umheimliche, das Gemüth niederdrückende Schweigen.

In einer unbeschreiblich wehmüthigen Stimmung wandelte Stanislaus umher und blickte unter den Altar hinab, in die dunkle Todtenhalle, wo Gruft an Gruft sich an einander reihte. Dann trat er in eine Seitenkapelle deren Thür offen stand, und auch hier bot sich ihm ein Anblick dar, der ihn mahnend an die Vergänglichkeit alles Irdischen erinnerte. Drei mit rothem Sammet überzogene und mit reichem Silberschmuck verzierte Särge standen dort und die Inschriften der silbernen Hauptschilder lauteten: „Korniloff, Istomin, Timojeneff.“ Es waren die Namen der drei tapfern Generäle, welche ihren Tod bereits gefunden hatten, bei Vertheidigung der Pontusfeste. Ein vierter, ganz gleicher Sarg stand aber getrennt von diesen an der Wand. Er war noch offen und leer, und ein Sonnenstrahl, welcher durch die Glasgemälde der Fenster fiel, warf ein feuriges, blutrothes Licht hinüber auf das weiße Atlaskissen im Sarge, welches noch des Todtenhauptes harrte, das dort ruhen sollte. Auf der Silberplatte des Deckels aber stand der Name: „Nachimoff.“ Dieser tapfere, von der wilden, moskowitischen Kriegslust beseelte Admiral lebte zwar noch, hatte indessen sein Leben an die Behauptung des Trümmerhaufens geknüpft, setzte sich fast in jeder Stunde der drohendsten Todesgefahr aus und war fest entschlossen, lieber zu sterben, als Sebastopol in Feindeshand fallen zu sehen. Deßhalb hatte er sich auch bereits seinen Sarg anfertigen und in die Kapelle der Kathedrale neben die Särge seiner schon entseelten drei Kameraden stellen lassen. Stanislaus wußte nicht, wie er diese öffentliche Ausstellung des leeren Sarges deuten sollte. Wollte der Admiral dadurch beweisen, daß er keine Todesfurcht hege? Oder wollte er dadurch alle seine Kameraden auffordern, gleich ihm ihr Leben an die Vertheidigung der Festung zu wagen? Oder war das Ganze nur ein Blendwerk, um den gemeinen Mann zu täuschen? Jedenfalls war es eine Herausforderung des Todes, die nicht ungestraft blieb. Denn eben war Stanislaus im Begriffe, die kleine Kapelle wieder zu verlassen, als sein Freund und Unglücksgefährte der Doktor Albert Heiter rasch herein trat und zu ihm sprach: „Ich bin beauftragt nach dem Sarge des Admirals Nachimoff zu sehen, er hat mich selbst damit beauftragt; denn er wird die Nacht nicht überleben.“

„Ist er verwundet?“ fragte Stanislaus im höchsten Erstaunen und sein Freund berichtete ihm: Der Admiral sey ungefähr vor einer Stunde, wie gewöhnlich in voller Generalsuniform, mit Stern und Epauletts zu der untersten Befestigungslinie der Korniloff-Batterie hinabgestiegen und habe sich dort, in der Absicht die neuen Arbeiten der Feinde genauer in Augenschein zu nehmen, an mehreren Stellen über die Brustwehr gelehnt. Alle Bitten und Vorstellungen der ihn begleitenden Offiziere, sich gedeckt zu halten, habe er unbeachtet gelassen, obgleich französische Scharfschützen aus ihren Verstecken ihr Feuer auf seine Person gerichtet. „Lassen

Sie sie doch schießen! Sie treffen nicht!“ hatte er geringschätzend geantwortet, doch eben im Begriffe, dem Feinde wieder sein Gesicht voll zuzuwenden, traf ihn doch eine wohlgezielte Kugel und durchbohrte ihm die Stirn.

(Fortsetzung folgt.)

Charakterzüge des indischen Volkes.

Bei dem Verdammungsurtheilen in Bausch und Bogen, die jetzt in England so vielfach über den Charakter des indischen Volkes ergehen, ist es erfreulich, auch dann und wann ein günstigeres Zeugniß über denselben zu vernehmen. So enthält jetzt die Edinburgh Review einen Artikel, der mit höchster Anerkennung von der Anhänglichkeit und Treue indischer Dienstboten spricht, besonders der Kindswärter oder Kindsträger, denn man kennt in Indien fast nur männliche Dienerschaft, selbst in den Schlafzimmern der Damen, über welchen Uebelstand das neulich erwähnte Buch der Mrs. Mackenzi Klage führt. „Die Geduld, Sanftmuth, Zärtlichkeit (heißt es dort), womit diese dunkelfarbigen Inder in ihren weißen Gewändern die kleinen Kinder ihrer europäischen Gebieter warten, übertrifft selbst die Liebe des weiblichen Geschlechts. Stundenlang sitzen sie da mit ihren kleinen Pflegebefohlenen, unterhalten sie mit Spielzeug, fächeln sie, wenn sie schlummern, scheuchen ihnen die Fliegen weg, oder gehen, die Kinder auf dem Arm, ihr eintöniges Wiegenlied summend, die Verandah auf und ab. Und dabei niemals ein Schatten von Verdruß auf der Stirne, keine ungeduldige Gebärde, kein mürrisches Wort, wie wunderlich oder unartig sich auch der kleine Europäer bezeigt. Im Krankenzimmer, doppelt sanft und doppelt geduldig, setzt der eingeborne Wärter seine geräuschlosen Dienste lange Tage, oft lange Nächte hindurch fort, ohne an Hunger und Müdigkeit zu denken. Wenn sie sich von den Kleinen trennen mußten, hat man sie oft selber wie Kinder weinen gesehen; und man hat Beispiele, daß ein solcher Mensch nach Jahren Hunderte von Meilen wanderte, um den jungen Fähndrich oder das blühende Mädchen einmal zu sehen, mit dem er einst auf seinen Armen getändelt. Diese Leute sind freilich keine Sipahis; aber auch der Sipahi, Muselman wie Hindu, hat sonst immer dieselbe Freundlichkeit gegen die Kinder seines englischen Offiziers gezeigt. Er äußerte seine Freude, wenn seinem Kapitän ein Knabe geboren wurde, und schien den Stolz der Eltern über dieses Familienereigniß zu theilen. Wer hat es nicht gesehen, wie die Ordonnanz auf der Verandah mit den Kindern seines Offiziers spielte, und sich um ihre unschuldigen Liebkosungen bemühte. Welche englische Dame fühlte sich nicht doppelt sicher, wenn eine Sipahi-Eskorte sie auf ihrer Reise geleitete, oder eine Sipahiwache vor der Thüre stand? Wer die Sipahis am besten kannte, vertraute ihnen am meisten. Wäre ein Engländer von langer Erfahrung in einem eingebornen Regimente noch vor einem Jahr gefragt worden: ob er glaube, daß, unter was immer für Umständen, der Sipahi fähig seyn würde, Frevel und Mord an den Frauen und Töchtern seiner Offiziere zu verüben, und ihre Kinder zu zerfleischen, so würde er unbedenklich geantwortet haben: das sey eine Unmöglichkeit.“ Nach einem solchen Zeugniß, das nicht vereinzelt steht — man darf nur ein früheres englisches Reisewerk über Indien in die Hand nehmen — muß man entweder annehmen, daß eine plötzliche böse Verzauberung über das Volk gekommen, oder, daß es den höheren Klassen, namentlich unter den Mohamedanern, endlich gelungen, die blindeste und wildeste aller menschlichen Leidenschaften, den Religionsfanatismus, der so lange geschlummert, in helle Flammen anzufachen. In der Behandlung der religiösen Vorurtheile des Landes scheinen in der That auch wohl denkende Engländer mitunter sehr unklug und plump verfahren zu seyn. So erzählte z. B. die obengenannte Frau M'Kenzie, wie einmal ein sehr braver Afghane, der ihr ihrem Mann in Afghanistan das Leben gerettet, im Gespräch den bekannten Spruch anführte: „Gott ist Gott, und Mohamed sein Prophet.“ Da fuhr ihm Oberst M'Kenzie auf den Kopf mit der Zurechtweisung: „Daß es nur einen Gott gibt, ist wahr; daß Mohamed ein Prophet war, ist eine Lüge.“ Hassan Chans Augen flammten, aber er sagte nichts. Das Dementi des frommen Obersten war offenbar ein rohes Wachtstubenstückchen; denn jeder Mensch, der Nichtchrist so gut wie der Christ, hat das Recht, die Religion, in welcher er geboren und erzogen ist, für die wahre zu halten, so lang' er nicht durch Gründe vom Gegentheil überzeugt worden. Dergleichen mag aber oft genug vorgekommen seyn. Noch sonst drängen sich dem Leser des genannten Buchs über die steifleinene englische Christlichkeit in Indien — und die schottische ist doppelt gesteift — allerlei Bedenken auf. Uebrigens fehlt es auch seit dem Ausbruch der Rebellion nicht an Beispielen, wo Eingeborne, vornehme und geringe, Europäer in Schutz nahmen, und ihnen mit eigener Gefahr und Aufopferung das Leben retteten. Einen solchen Fall erzählt neuerdings der Brief einer Dame in der Times, welche nebst einer Gefährtin in der Nacht vom 12 Juni., als das erste Kavallerieregiment des Hyderabad-Kontingents in Aurengabad meuterte, durch einen mohamedanischen Sowar (Reiter), Namens Buran Bucksch,

gerettet wurde — einen Mann zudem, der diese Frauen erst seit Kurzem kannte. Er brachte sie in einem verdeckten Wagen, unter dem Vorwand, es sey seine eigene Familie, aus der Stadt nach Ahmednaggar in Sicherheit, und war durchaus nicht zur Annahme, auch nur einer kleinen Geldbelohnung zu bewegen. Später ward ihm von Feinden der Engländer sein Haus niedergebrannt.

Auf den Gräbern.

Still ist's auf dem Feld der Todten,
Welkes Laub bedeckt den Boden,
Und ein nächtlich kalter Hauch
Zieht durch den entfärbten Strauch.
Doch die Schlafenden hienieden
Ruhen sanft in Gottes Frieden.

Seht der letzten Blumen Fülle
Deckt den Staub von ihrer Hülle.
Blumen, lieblich anzuseh'n,
Reden uns vom Auferste h'n.
Denn die Schlafenden hienieden
Ruhen sanft in Gottes Frieden.

Schön und frisch, wie diese Kränze,
Blühten sie im Jugendlenze.
Aber was so langsam reift,
Ach wie schnell war's abgestreift!
Ach wie bald sind sie geschieden,
Ruhen nun in Gottes Frieden.

Ist vorbei das kurze Blühen,
Sind zu Ende alle Mühen:
Nur die Hand voll Erdenstaub
Bleibt des kalten Todes Raub.
Doch vom Leben ungeschieden
Ruht die Seel in Gottes Frieden.

Ja sie werden wieder blühen
Und in ew'gen Farben glühen!
Gottes Odem ruft die Pracht
Seiner Schöpfung aus der Nacht.
Bis zum Tag, den Gott beschieden,
Ruht die Seel in Gottes Frieden.

Sie, die vor uns aufgenommen,
Heißen bald auch uns willkommen,
An der Schwelle, wo wir steh'n,
Klingt ein Wort vom Wiederseh'n.
Die erlöst von hinnen schieden,
Alle ruh'n in Gottes Frieden.

Mannigfaltigkeiten.

Aus Leipzig, 26. Okt. wird berichtet: Gestern Mittag wurde auf der Höhe des Thonberges das neuhergestellte Denkmal des sogenannten Napoleonsteins eingeweiht, das der hiesige Verein zur Feier des 19. Okt. errichten ließ. Der erhöhte Würfel zeigt oben eine Rolle mit einem Schwert und einen Kommandostab und darüber den Hut Napoleon's. Auf der einen Seite des Würfels stehen die Worte: „Hier weilte Napoleon am 18. Okt., die Kämpfe der Völkerschlacht beobachtend“, auf der anderen Seite der majestätische Spruch aus Moses: „Der Herr ist der rechte Kriegsmann, Herr ist sein Name.“ Die Einweihung fand bei dem herrlichsten Wetter statt.

Eine indische Perle von seltener Größe prangt jetzt in Berlin in dem Schaufenster des Friedbergschen Juwelier-Ladens unter den Linden. Dieselbe ist rosenfarben und soll nach der Angabe der „Mtgs. Ztg.“ 4000 Thaler kosten. Eine kleine Schnur derartiger indischer Perlen, Eigenthum des englischen Kronschatzes und auf 800 000 Thaler geschätzt, zierte die letzte Industrie-Ausstellung in London. Die größte in Europa bekannte Perle soll immer noch die seyn, welche einst König Philipp II. von Spanien aus Indien erhielt. Sie war so groß wie ein Taubenei und hatte einen Werth von 80,000 Dukaten.

Ein Arzt schickt den „Werther“ einem Pariser Buchbinder zum Einbinden und erhält ihn kurz darauf in rothem Maroquin gebunden zurück. In der nächsten Woche sendet er den „Faust“ und schreibt mit Bleistift: „Faust“ roth wie der Werther. Acht Tage darauf schickt ihm der Buchbinder einen Band, auf dessen Rücken man in goldnen Buchstaben las: Faust, roth wie der Werther.

Räthsel.

(Dreisylbig.)

Die Ersten — zarter Sanftmuth Bild
Durchwallen munter das Gefild'
Wenn hold der Frühling lacht.

Die Dritte nimmt man selten gern;
Der Sklav empfängt's von seinem Herrn;
Der Ritter nach der Schlacht.

Und zu dem Ganzen kehrt stets wieder
Das erste Paar — im Glanzgefieder.

Auflösung der Charade in Nro. 256:
Weinlese.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag der Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 261 Montag, 2. November 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

Es war dieß ein außerordentlich wichtiges, aber zugleich niederschlagendes Ereigniß, denn gerade dieser General war der Abgott der Matrosen und gemeinen Soldaten gewesen, deßhalb war auch die Theilnahme, welche seine jedenfalls tödtliche Verwundung erregte, allgemein und lebhaft.

Nach einem kurzen Gespräche zwischen Stanislaus und dem Arzte trennten sich Beide, und der Erstere ging, in trübes Sinnen verloren, an einer Reihe verlassener Häuser hin, die sich an die Kathedrale lehnten und gleichsam unter ihrem Schutze ziemlich unversehrt geblieben waren. Es war ein schwüler Abend. Ein schweres Gewitter zog herauf, und in Strömen entluden sich bereits die schwarzen Wolken, welche sich wie ein Leichentuch über die Stadt gelagert hatten. Stanislaus war erschöpft von dem weiten, zum Theil sehr beschwerlichen Spaziergange, der ihn nur zu oft über Trümmerhaufen führte, und da seine Kaserne ziemlich weit entfernt war, wollte er sich nicht dem heftigen Platzregen aussetzen und trat deßhalb in eins der noch in gutem Stande sich befindenden Gebäude, dessen Thür nur angelehnt war, um hier das Ende des Gewitters abzuwarten. Zu seinem Erstaunen fand er auf der Hausflur noch mehrere Geräthschaften, welche anzudeuten schienen, daß hier noch Menschen wohnten, ja, als das ohrbetäubende Rollen des Donners einige Augenblicke schwieg, glaubte er sogar Stimmen zu vernehmen, welche aus einem Zimmer des Hintergebäudes hervorzudringen schienen. Die meisten Bewohner Sebastopols hatten die Festung schon längst verlassen, und er fühlte einen unwillkürlichen Drang, die Muthigen kennen zu lernen, die es gewagt hatten, allen entsetzlichen Schrecken der Belagerung zu trotzen. Er ging daher die Flur entlang, und öffnete am Ende derselben eine Thür, hinter welcher er ein fröhliches Gelächter hörte. Sonst regte sich nichts im ganzen Hause, und so trat er in einen recht elegant ausgestatteten Vorsaal ein. Dieser zeigte zur Rechten wieder eine Glasthür mit einer seidenen Gardine von innen verhüllt, welche, allem Anscheine nach, zu einem Wohnzimmer führte. Da er einmal soweit vorgedrungen war, beschloß er auch weiter zu gehen, doch plötzlich blieb er stehen und erblaßte. Er hörte drei verschiedene Stimmen, die ziemlich laut miteinander sprachen und er glaubte sie sämmtlich erkannt zu haben. Augenblicklich beschloß er sich zurückzuziehen, und er würde diesem Entschlusse auch gefolgt seyn, hätte er nicht in demselben Momente, wo er den Fuß hob, um sich zu entfernen, seinen Namen nennen gehört, worauf ein lautes, höhnendes Gelächter folgte. Dieß fesselte ihn nicht allein an den Ort, wo er sich befand, sondern trieb ihn auch an vorwärts schreiten.

Obgleich es gegen seine Grundsätze war, konnte er doch der Versuchung nicht widerstehen zu lauschen. Bald sollte er noch mehr hören! Es war die Stimme seines Bruders Casimir, welche seinen Namen genannt hatte, und jetzt eine launige, aber zugleich höhnende Schilderung der glühenden Leidenschaft begann, welche sein Bruder Stanislaus für die schöne Schauspielerin Georgine Dombrowska in Warschau in aller Stille genährt hatte, bis er eingekerkert und später begnadigt, und zur Armee geschickt wurde. Er theilte ferner mit, daß sie gleichfalls kurz darauf aus Warschau verschwunden, daß sich deßhalb die ehrenrührigsten Gerüchte über die Ursache ihres schnellen Verschwindens verbreitet, die er selbst geglaubt habe. Zu seinem größten Erstaunen aber habe er nun die schöne Flüchtige hier in der belagerten Festung wieder gefunden und zwar als barmherzige Schwester, unter welcher Maske sie wahrscheinlich ihr trauliches Verhältniß mit seinem Bruder fortgesetzt, wozu sich der Umstand auch außerordentlich günstig erwiesen, daß Stanislaus eine geraume Zeit in dem Hospitale der barmherzigen Schwestern verwundet gelegen habe. Da er nun aber selbst schon längst eine glühende Neigung für die schöne Schauspielerin genährt, so habe er der Versuchung nicht widerstehen können, seinem Bruder in's Gehege zu gehen, habe sie Tage lang umlauert, und es sey ihm endlich gelungen, am

vergangenen Abende, als sie sich auf einem Berufswege verspätet, sich ihrer in den Ruinen zu bemächtigen und sie in einen sichern Versteck zu bringen, wo er sie gefangen halten werde, bis sie sich geneigt zeige, seine Liebe zu erhören.

Es folgte hierauf wieder ein schallendes Gelächter, worauf eine weibliche Stimme in leichtfertigem Tone bemerkte: „Ich wünsche Ihnen Glück dazu, denn es gibt ja nichts auf der Welt, was uns für die Schrecken dieser entsetzlichen Belagerung zu entschädigen vermöchte, als die Liebe.“

„Das fühle ich tagtäglich, meine theuere Olga,“ entgegnete Graf Tortschin, welcher sich gleichfalls im Zimmer befand, „und ich wäre jetzt wahrscheinlich schon verzweifelt, hätte mich mein günstiger Stern nicht sobald von Sympheropol wieder zu Ihnen zurückgeführt.“

Alles Blut erstarrte in Stanislaus Herzen, als er diese Reden vernahm. Er fühlte sich wie von einem wüsten Traume umstrickt, dessen Fesseln er nicht sogleich von sich abzuschütteln vermochte. Eine Menge Gedanken wirrten sich in seinem Hirn durcheinander. Georgine hier — und barmherzige Schwester? So war die Erscheinung in jener Nacht, in seiner Krankenzelle, die er für eine Ausgeburt seiner erhitzten Phantasie gehalten hatte, doch Wahrheit gewesen? Die Theure, die er jetzt inniger als jemals liebte, war ihm also gefolgt in das wilde Kampfgewühl, hatte ihrer schönen, heitern Kunst entsagt, um mit der edelsten Selbstverleugnung als barmherzige Schwester die Pflicht der Menschenliebe zu üben? Sie hatte vielleicht selbst bei ihm gewacht, ihn gepflegt, als er besinnungslos lag. Aber das Entzücken, welches sich bei diesen Gedanken in seiner Brust regte, wurde schnell verscheucht, durch die Empörung, welche in ihm aufloderte, als er das Bubenstück vernahm, welches sein eigener Bruder an ihr ausgeübt hatte. Das Band der Blutsverwandtschaft, welches ihn mit ihm verknüpfte, hielt ihn zurück, ihm die blutige Züchtigung angedeihen zu lassen, die er verdiente und mit der er gewiß keinen Fremden, der sich eines solchen Frevels schuldig gemacht, verschont haben würde. Doch er mußte ihn zur Rechenschaft ziehen, wegen seiner unwürdigen Handlung, er mußte Georgine aus seinen Händen befreien ungesäumt, und mit Gewalt drängte er seinen Zorn zurück und erzwang eine Ruhe, deren Ausdruck aber schrecklich war. Dann erst ging er mit festen Schritten vorwärts, riß die Glasthür auf und trat in das Zimmer, wo die Drei versammelt waren. Ohne Olga und den Grafen Tortschin auch nur eines Blickes zu würdigen, oder ihnen einen Gruß zu gönnen, schritt er auf seinen Bruder zu, und sprach zu ihm mit bebender Stimme: „Casimir! Du wirst mich auf der Stelle zu Georginen Dombrowska führen, und sie in meiner Gegenwart ungesäumt freilassen.“

Die drei Anwesenden waren schreckenbleich und erstarrt, als ob plötzlich eine Spukgestalt aus dem Boden zwischen ihnen emporgestiegen wäre. Sie vermochten keinen Laut hervorzubringen und hielten ihre Blicke zu Boden geschlagen, als ob sie fürchteten, zu dem Schwerbeleidigten aufzuschauen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Brand auf der Schneekoppe.

Man schreibt der Bresl. Ztg. aus Hirschberg vom 22. Okt., 9 Uhr Abends: „Die Restauration auf der Schneekoppe steht in diesem Augenblicke in hellen lichten Flammen und gewährt einen imposanten Anblick. In Massen strömen die Menschen vor die Thore, um das Schauspiel zu genießen, auf dem höchsten Punkte Norddeutschlands ein Flammenmeer am oder vielmehr im dunkeln Himmel aufsteigen zu sehen. Die großen Holzmassen, aus denen das Haus zusammengesetzt wurde, machen die Größe und Länge des Brandes erklärlich.“ Die Schlesische Zeitung schreibt unterm 23. Okt. folgendes Nähere: „Gestern Abend nach ¾ auf 9 Uhr zeigte sich plötzlich am südlichen Himmel in den dunklen Wolken eine kleine Röthe, welche bald zunahm und zugleich durch ein imposantes Feuerspiel die Bewohner Schlesiens und des Böhmerlandes erkennen ließ, daß die Sommer'sche Restauration auf der Koppe in hellen lichten Flammen stehe. Der Sturm, welcher in der dunklen Nacht die Wolken unter und über dem Gebirge dahin peitschte, fachte die Gluth mit Blitzesschnelle zur riesigen Höhe empor. Nur selten war die wirkliche Flamme selbst zu sehen, denn unaufhaltsam trieb der Wind, aus Westen blasend, eine Wolkenmasse nach der andern vor ihr vorüber, so daß es schien, als wären die Elemente mit einander im Kampfe, und als wollten die heranbrausenden dunklen Wolkengebilde mit ihren gigantischen Schattengebilden bald die Flammengluthen erdrücken, bald diese jene überwältigend verheeren und verzehren. Immer und immer wieder ein neues, sich jede Sekunde veränderndes Schauspiel, in der That das reichhaltigste Nebelbild, das man je sehen konnte. Oefters schien es, als wären zwei, drei, vier Feuerherde zugleich entzündet, oder als wollte sich ein Heer schwarzer Gespenster über die Gluth stürzen und diese ersticken, bis endlich nach 10 Uhr der Wind sich legte und mit ihm die Flammen mehr und mehr zusammenschmolzen und endlich, wie die Leuchte eines Thurmes am Meeresstrande, ruhig weiter brannten. Der Himmel hatte sich geklärt, die Sterne blickten blitzend wie immer hernieder, und nur noch wie ein schwaches

Licht erglänzte es von der Koppe herunter. Böswillige Brandstiftung aus dem einen oder dem andern Grunde vernichtete in wenigen Stunden, was viele Monate hindurch Mühe und Anstrengung gekostet hatte. Zum Glück hat Sommer bereits vor 14 Tagen mit seinen Sachen die Wirthschaft geräumt und nur das leere Haus, das versichert seyn soll, ist niedergebrannt.

Allerseelen.

Ein Gedankenbild von K. C.

Der Nordwind sagt mit klagender Stimme über die lichten Höhen, die falben Blätter der Bäume wirbeln der Erde zu, die theuren Zugvögel, die trauten Boten des Frühlings, haben uns verlassen, um unter einem schöneren Himmel eine neue Heimath zu erwerben, bleifarbene Wolken verbergen uns die Strahlen der Sonne, die üppigblühenden Fluren sind geleert. „Der Sommer ist hin", „der Senne muß scheiden" — der November ist eingezogen, die Natur sinkt allmählig ihrem Winterschlafe zu.

Wohl manche Erinnerung, wohl manche stille Sehnsucht entsteigt dem Herzen nach den entschwundenen Tagen der Blüthe- und Wonnezeit des Jahres, alle jene glücklichen Stunden sie kehren nicht wieder.

Mitten in diese Tage, die uns die Vergangenheit in Bezug auf die schöne Natur wach rufen, fällt ein anderer Tag, der wohl ebenso, vielleicht noch mehr für das geistige Leben geschiedene Augenblicke zurückruft: es ist der Allerseelentag.

Wir treten in den Friedhof:

„wie sie so sanft ruhen, die Todten all!"

hier waltet Ruhe, nicht mehr blickt das Auge thränenschwer nach dem nächtlichen Sternenhimmel, nicht mehr treibt das klopfende Herz in die freie Natur, dort Ruhe zu suchen gegen die tosenden Stürme. — Alles ist still und stumm. Nur eine Sprache spricht: „Memento mori!"

Und sie alle, die wir geliebt im Leben, die wir beweint beim Scheiden, sie geben uns keine Antwort, wenn an diesem Tage unsere Thränen auf ihre Gräber rollen, wenn wir die frischen Erdhügel mit den letzten Blumen des Jahres schmücken. Das ist der Körper, der hier ruht. Es ist der Körper des Reichen, wie des Armen, des Schönen, wie des Häßlichen, des Hohen, wie des Niederen, welcher hier ruht im starren Schlafe; würde man sie herausgraben aus der Erde, man würde keinen Unterschied erkennen.

Allein der geistige Mensch, er lebt noch fort. Wenn wir heute an dem Grabhügel der Theuren weilen, wenn unser Herz hörbarer schlägt, wenn wir niederknieen und ein Gebet zum Himmel richten, dann sehen wir wieder die Gestalt der lieben Geschiedenen, wie sie mit uns lebten. Das ist das geistige Leben, das uns noch immer mit den verstorbenen Seelen in Verbindung erhält.

Wir betrachten noch die Ruinen von Palmyra, von Ninive, von Troja, wir staunen noch bei den Felsenhöhlen von Elephanta und Salsette, wir bewundern noch unsere luftigen, kunstvollen Dome; die Völker, die Hände, die sie gebaut, sie sind längst schon vermodert, allein die Werke des Geistes, sie ragen in denselben uns noch entgegen, der Geist lebt fort.

Darum mögen wir den Sinn des Allerseelentages nehmen wie wir wollen, das nutzbringendste Resultat wird stets das seyn, daß der Mensch Nichts zurückläßt beim Scheiden, als das gute oder schlimme Urtheil der Mitwelt über sein Leben, über sein Streben nach der Menschheitsbestimmung. Was dieses Urtheil dem Individuum gegenüber ist, das ist die Geschichte dem Genus, einem Volke gegenüber. Es ist immer nur das immaterielle, das geistige, ethische Leben, welches hier besprochen wird. Wohl manches Herz mag ungekannt seinen Gram mit ins Grab genommen, wohl manche Seele, von äußeren Unglücksschlägen getroffen, verendet seyn, immer wird ein befreundetes Herz noch ruhmvoll seiner gedenken; die Thränen der Armen fließen so heiß, wie jene der Reichen.

Die Liebe, die als beseligendes Band das Menschengeschlecht verkettet, die verwandte Seelen einander finden läßt, sie ist die Himmelsleiter, auf der die Geschiedenen und Lebenden zu einander auf und niedersteigen, sie ist das Bild, das uns auch nach dem Tode nicht vergessen läßt.

Darum, wenn wir an dem Grabe unserer Lieben stehen, vergessen wir die Fehler und Irrthümer der Welt, und erfassen wir das Ideal des Menschen und der Menschheit!

Wohl Mancher hat seit einem Jahre eine theure Seele verloren, ehren wir sie durch unsere Handlungen und suchen wir die Liebe, die uns mit ihr verbindet, auch auf Andere überzutragen, die noch leben und noch kämpfen. Vom Friedhof hinweg sey unser Blick gerichtet auf den leidenden Mitbruder, der auch einen Geist und eine Seele besitzt, die auch trauern, wenn sie gekränkt sich fühlen und leiden, denen auch ein Herz im Busen schlägt, das blutet, wenn es sich hinweggestoßen sieht.

Am Feste Aller Seelen.

Es ist ein heilig Fest, das wir begehen,
Wenn wir am Grabe uns'rer Lieben stehen,
Die uns nach Gottes unerforschtem Rath
Vorangegangen sind des Todes Pfad.

Wenn wir mit Blumen ihre Gräber schmücken
Und wehmuthsvoll auf ihre Stätte blicken,
Die so viel Unvergeßliches umschließt,
Und Thrän' um Thräne aus dem Auge fließt.

Doch nicht ein Schmerzensfest allein wie feiern,
Gedenken wir, daß jenseits unsern Theuern
Ein höheres, ein schön'res Glück erblüht,
Als jemals unser Blick auf Erden sieht.

Sie wohnen nun in schöneren Gefilden,
Beim Vater dort, dem ewig heilig, milden,
Der hoch in seines Himmels Glanze wohnt
Und ihre ird'schen Thaten nun belohnt.

Drum wollen wir uns ihres Glückes freuen,
Und wenn wir Blumen auf die Gräber streuen,
Fest in dem schönen Christenglauben steh'n:
„Es gibt dereinst ein freudig Wiederseh'n!“

Mannigfaltigkeiten.

Das Komite der National Lifeboat Institution in London hat eine Vorschrift des Dr. M. Hall zur Wiederbelebung ertrunkener Personen mit dem Preise gekrönt. Die Methode des Dr. Hall ist leicht, sicher, und von Jedermann auszuführen, der Erfolg bei gehöriger Ausdauer meist sicher. Beweise hiefür finden sich namentlich an vielen Stellen der medizinischen Zeitschrift „The Lacet“ 1856. Vorschriften: 1) Die Behandlung des Verunglückten nehme ohne Zeitverlust ihren Anfang, auf der Stelle, wo er liegt — im Freien — indem man das Gesicht, den Nacken, die Brust entblöst und dem freien Luftzuge aussetzt, außer bei sehr schlechtem Wetter. Man vermeide jede rohe Behandlung; der Körper darf niemals bei den Füßen gehalten und auf den Kopf gestellt, oder auf der Erde hin und her gerollt werden; jeder Transport ist untersagt; auch darf kein Instrument zu dem Lufteinblasen angewandt werden. Das Einreiben mit Salz oder Spiritus, so wie ganz besonders das warme Bad sind unbedingt tödtend; auch dürfen keine Klystieren gegeben werden. Die Anwendung des Galvanismus, so wie die Einathmung von Sauerstoff sind nutzlos, und verursachen bloß Zeitverlust. 2) Zur Reinigung der Mundhöhle lege man den Scheintodten sanft auf Gesicht mit einem Handgelenke unter die Stirne; auf diese Weise entleeren sich alle Flüssigkeiten aus Hals und Mund, die Zunge selbst fällt nach vorne, wodurch der Luft das freie Eindringen in die Luftröhre allein möglich wird. Man warte und achte genau darauf, ob sich in kurzer Zeit ein leises Zeichen von Athmen einstellt, wenn nicht, so schreite man ohne Säumen 3) zur Erregung der Athmung. Der Körper wird sanft auf eine Seite gewandt und die Nase und der Schlund mit einer Feder gereizt, kaltes Wasser wird kräftig in das Gesicht gespritzt, nachdem man dasselbe zuvor so lange gerieben hatte, bis es warm wurde. Zeigt sich noch kein Erfolg, so muß ohne Zeitverlust 4) zur künstlichen Athmung geschritten werden. Man lege den Scheintodten wieder aufs Gesicht, bald darauf — nach 3 bis 4 Sekunden — wende man ihn wieder auf die Seite, mehr nach dem Rücken zu, lege ihn dann wieder auf das Gesicht und wiederhote abwechselnd dieses Wenden, so daß der Körper bald rechts, bald links zu liegen kommt. Dieses Verfahren geschehe stets sanft, mit Ueberlegung, Genauigkeit und Ausdauer, und nur 15 Mal in einer Minute (liegt der Körper auf der Brust, so ist die Brusthöhle durch die eigene Schwere des Körpers zusammengepreßt, und es erfolgt das künstliche Ausathmen; wird der Körper aber wieder auf die Seite gewendet, so ist dieser Druck entfernt und es kann das Einathmen erfolgen). 5) Liegt der Körper auf seiner vordern Seite, so kann man den Rücken gleichmäßig und kräftig längs der Wirbelsäule drücken, mit welchem Drucke man aber sogleich aufhört, wenn der Körper auf die Seite gewendet wird. Dieser Druck vermehrt die Ausathmung, während der Nachlaß desselben den Anfang der Einathmung begünstigt. 6) Um den Blutkreislauf und die Wärme herbeizuführen, werden bei Fortsetzung der abwechselnden Lage Arme und Beine nach aufwärts stark gerieben, wozu man sich der Handtücher bedient; durch dieses Reiben wird das Blut von den Venen nach dem Herzen getrieben. 7) Es muß die nasse Bedeckung des Verunglückten mit trockener vertauscht werden, wozu jeder der anwesenden Personen mit einem Kleidungsstücke aushelfen kann. Zu gleicher Zeit sucht man auf's Neue die Athmung anzuregen, indem man 8) die ganze Oberfläche des Körpers kräftig mit der flachen Hand schlägt und die vorher warm geriebene Oberfläche mit recht kaltem Wasser kräftig bespritzt. Der Zweck aller dieser Handhabungen ist Wiederherstellung der Athmung.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 262 Dienstag, 3. November 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

Stanislaus wiederholte seine Aufforderung an seinen Bruder in einem lauten, drohenderem Tone, und jetzt erst schien dieser Fassung errungen zu haben, denn indem er einen verstohlenen Blick auf eine Seitenthür geworfen hatte, sprang er rasch darauf zu und verschwand hinter derselben, indem er sie fest in's Schloß warf.

Da zuckte aber Stanislaus in wilder Wuth zusammen und indem er zähneknirschend ausrief: „Also auch feige ist der Elende!" legte er krampfhaft seine Hand an den Griff seines Offiziersdegens und stürzte vorwärts, um dem Flüchtigen zu folgen.

Der Graf Tortschin aber, welcher sich gleichfalls von seinem ersten Schrecken erholt hatte, warf sich ihm entgegen und sich gegen die Thür lehnend, rief er ihm mit drohender Geberde ein „Halt!" zu. „Sie haben hier kein Recht, Ihren Bruder zur Rede zu stellen," fuhr er fort. „Sie sind hier eingedrungen, in die Wohnung einer Dame, wie ein Spion und werden sich augenblicklich auf demselben Wege, den Sie gekommen sind, entfernen, sonst sehe ich mich genöthigt, im Namen der Frau Gräfin, ihr Hausrecht geltend zu machen."

Er hatte diese Worte in einem so hochmüthigen, geringschätzigen Tone gesprochen, welcher Stanislaus an sich schon verletzen mußte, und dieser gerieth daher auch in eine Empörung, welche ihn fast aller Besinnung beraubte. Ohne an die entsetzlichen Folgen zu denken, zog er seinen Degen und wüthend damit auf Tortschin eindringend, rief er ihm zu: „Du willst den Elenden schützen? Du Schurke! der mir den Ehrenkampf verweigerte, im Dienste der schwerbeleidigten Unschuld? Laß mir den Weg frei, oder ich durchstoße Dich!"

„Keinen Schritt weiter! Oder ich rufe meinen Diener herbei und lasse Dich hinauswerfen, Rasender!" erhielt er zur Antwort.

Da vermochte Stanislaus seinen Zorn nicht länger mehr zurückzuhalten. Er stürzte sich auf Tortschin los, ergriff ihn bei der Brust, suchte ihn mit Aufbietung aller seiner Kräfte, von der Thür hinwegzuziehen, doch dieser stemmte sich mit dem Rücken fest gegen dieselbe, und war eifrig bemüht, ihm seinen Degen zu entreißen, denn er selbst war ganz unbewaffnet, da er seinen Säbel im Vorzimmer abgelegt hatte. So rangen sie mehrere Minuten lang wüthend mit einander, während Olga in ihren Sessel niedergesunken, wie ohnmächtig lag und ihr Antlitz mit beiden Händen verhüllte. Da gelang es endlich Stanislaus, den Grafen zurückzustoßen, und um sich seines Degens ganz wieder zu bemächtigen, riß er ihn heftig an sich, wobei aber die Spitze Tortschins Wange streifte, so daß augenblicklich Blut darnach floß. „Ich bin verwundet!" rief dieser jetzt wüthend aus. „Wolltest Du mich morden, Elender, weil Du mich wehrlos siehst? Aber jener Tropfen meines Blutes soll Dir theuer zu stehen kommen!"

Der Anblick des Blutes hatte Stanislaus wieder zur Besinnung gebracht, er trat zurück und sprach fast athemlos: „Nicht mein Wille, der Zufall hat Sie verwundet. Ich gebe Ihnen jede Genugthuung, die Sie verlangen können, aber jetzt lassen Sie mir den Weg frei, oder — beim allmächtigen Gott! ich durchbohre Sie!"

Er hatte jedoch die letzten Worte noch nicht ganz ausgesprochen, so wurden draußen auf dem Vorsaale schwere Schritte laut und Waffen klirrten. Gleich darauf öffnete sich die Hausthür des Zimmers und ein Offizier trat herein, der eine Patrouille führte

„Bemächtigen Sie sich dieses Wahnsinnigen," rief ihm Tortschin zu. „Er hat mich bereits verwundet und droht mich zu ermorden, und Sie sehen doch, daß ich wehrlos bin."

„So hat mir doch der junge Pole Wahrheit berichtet!" sprach der Offizier, die Scene rasch überschauend. „Er nannte sich Casimir Krasinsky und forderte mich auf, mich eilig mit meinen Leuten hierher zu begeben und Unheil zu verhüten."

„Casimir Krasinsky hat Sie gesendet?" stöhnte

Stanislaus, welcher wie gelähmt die Waffe sinken ließ. „So hat also mein eigner Bruder mich verrathen, nachdem er mir die schmerzlichste Wunde geschlagen? O, Mutter! Mutter! Jetzt weiß ich, warum Du ihn nie lieben konntest, warum mein eignes Herz kalt gegen ihn blieb."

„Liefern Sie mir ihre Waffen aus, ich muß Sie verhaften, denn Sie hörten, wessen man Sie beschuldigte," wendete sich jetzt der Offizier an ihn.

Doch Stanislaus trat einige Schritte zurück, und erwiderte mit bebender Stimme: „Ich hörte Alles und leugne es auch nicht, daß ich den Elenden dort verwundete, daß ich ihn niedergestoßen haben würde, hätte er mir noch länger den Ausweg durch jene Thür verweigert. Doch bei Gott im Himmel! ich bin hier nicht der Schuldige! Sie wissen nicht, wie schändlich man mich dazu gereizt hat. Aber ich gebe Ihnen mein Ehrenwort: ich werde mich selbst zum Arrest stellen, sobald es mir gelungen ist, meinen Bruder aufzufinden. Jetzt kann ich Ihnen nicht folgen, es ist unmöglich, und wenn sie Gewalt gegen mich brauchen, muß ich mich gewaltsam widersetzen."

„Dann zwingen Sie mich, das Aeußerste zu thun!" erwiderte der Offizier, rief seine Leute herein und befahl ihnen sich des Arrestanten zu bemächtigen. Stanislaus vertheidigte sich, wie ein Rasender, denn um Georgine aus ihrer gefahrvollen Haft befreien zu können, glaubte er sich seine eigene Freiheit um jeden Preis erkämpfen zu müssen. Aber schon nach wenigen Augenblicken mußte er der Uebermacht der von allen Seiten auf ihn eindringenden Soldaten erliegen. Er wurde entwaffnet und fortgeführt, während Tortschin dem Offiziere sein Wort gab, er werde ungesäumt den Obristen des Regiments Minsk aufsuchen und ihm Bericht abstatten von Allem, was vorgegangen sey, um die Verhaftung des Lieutenants Krasinsky zu rechtfertigen. Man brachte den Unglücklichen in ein festes Fort, wo man ihn in eine kasemattirte Kerkerzelle einschloß.

Der einzige Trost, der ihn hier noch beseelte, bestand in der Hoffnung, daß man ihn schon am nächsten Tage verhören müsse, wo er dann Gelegenheit zu finden glaubte, seine Richter, vor allen Dingen zur Befreiung der barmherzigen Schwester Georgine aufzufordern, aus den unwürdigen Banden, mit welchen sein Bruder sie gefesselt hielt. Aber auch die Hoffnung wurde vernichtet, denn Tage vergingen, ohne daß er vor ein Gericht gestellt worden wäre. Nur einen alten Arzt seines Regiments hatte man ihm gesendet, aus dessen Fragen und Verordnungen deutlich hervorging, daß man ihn für wahnsinnig hielt. Der Fall war gerade in den letzten Tagen mehrfach vorgekommen, daß einige Offiziere und Soldaten, geistig und körperlich erschöpft von den ungeheuern Strapatzen, den täglichen Todesgefahren und durch die hoffnungslose Lage, in welcher sich die Festung befand, bereits zur Verzweiflung getrieben ihren Verstand verloren hatten, und es fiel um so weniger auf, daß auch Stanislaus von einem gleichen Loose betroffen worden sey, da seine Kameraden bezeugten, daß er sich schon seit langer Zeit in einer schwermüthigen finstern Stimmung befunden hatte. Der alte Arzt, den man zu ihm gesendet, verstand zwar eine Hieb- und Schußwunde zu kuriren, hatte jedoch keinen Begriff von Seelenkrankheiten und da man ihm gesagt hatte, Stanislaus sey verhaftet worden, weil er einen Stabsoffizier wie ein Rasender überfallen und mit dem Degen verwundet habe, so glaubte er fest, daß er wahnsinnig seyn müsse, und hielt Alles was der Unglückliche zu seiner Rechtfertigung vorbrachte, für unwahr. Als ihn jener nun aber gar in der heftigsten Aufregung beschwor: die barmherzige Schwester zu retten, die von seinem Bruder entführt worden sey, hielt er dieß geradezu für eine fixe Idee, die sich bei ihm festgesetzt und gab ihn beinahe schon verloren, begnügte sich deßhalb auch damit, einige ganz gewöhnliche, beruhigende Mittel, einfache Diät und die strengste Ueberwachung anzuordnen. Es war jedoch vom Gouvernement aus der Befehl an alle Aerzte ergangen, die vorgekommenen Wahnsinnsfälle so viel als möglich zu verheimlichen, um die Besatzung der Festung nicht noch mehr zu entmuthigen, und deßhalb wurden selbst nur einige Offiziere seines Regiments mit dem Unheil bekannt, welches Stanislaus betroffen, und sie schwiegen so vorsichtig darüber, daß selbst sein alter, treuer Dominik nicht einmal erfahren konnte, wohin sein geliebter Herr gekommen sey und schon fest zu glauben begann, daß er irgendwo seinen Tod gefunden haben müsse.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Familienleben.

(Von Isidor von M.)

An dem festlich erleuchteten Ballsaale tönten die aufregenden Rhythmen des rauschenden Strauß-Walzers in das Nebenzimmer, wo den älteren Herren einige Spieltische arrangirt waren. Die schon ziemlich heruntergebrannten Wachskerzen wurden von reich galonirten Bedienten, leise auftretend, so eben durch andere ersetzt, die Krystallflaschen auf den Nebentischen eben so geräuschlos gefüllt und die Spieler, mit dem Ausgange der Partie beschäftigt, hefteten den Blick auf das letzte Blatt.

Ein Singleton — die Dame — frei — 4 Honneurs — 4 Trik — Robberquadrupel, sagte der Geheimrath X., die letzte Karte nicht ohne einigen Triumph präsentirend.

Sie haben Glück — horribles Glück bei den Damen, meinte der Baron Notting, ein umlängst nobilitirter Banquier, dem Sieger lächelnd das blanke Goldstück hinschiebend.

Ein altes Junggesellenglück, wollen Sie sagen, Werthester, erwiderte der Geheimrath launig, indem er die Münze wechselte — was hätte auch der alte Singleton-Mensch außerdem noch für Plaisir auf dieser quasi schönen Erde, die für ihn täglich grauer, langweiliger und mißliebiger wird, könnte er nicht, wenn die lebende Flora des schönen Geschlechts sich wenig mehr um ihn kümmert, noch dem holden Quartett der Damen die Cour machen, die unverändert Farbe halten, mag er selbst auch täglich unliebenswürdiger werden.

Die Herren lachten — „ein so vortrefflich konservirter Garcon als Sie, darf sich zu der Garde noch nicht zählen“, sagte der Hofrath Z.

Nichts, nichts, die Schmeicheleien ziehen nicht mehr, erwiderte der Geheimrath, der sicherste Thermometer, daß wir auf Null stehen, ist die kindliche Freundlichkeit der jungen Mädchen gegen unser Einen, das fatale Zutrauen und Mittheilen ihrer kleinen süßen Geheimnisse — wird man erst so väterlich behandelt — o weh! — dann merkt man, was es an der Zeit und wie unschädlich die holden Kinder ihre verführerische Freundlichkeit bei uns halten.

Welche superfeine Unterscheidung, sagte der Hofrath, ich dächte, wenn das zarte Geschlecht sich zu uns hinneigt, könnte man zufrieden seyn und brauchte nicht erst anatomisch zu untersuchen, aus welchen Gründen diese Huld entstehe.

Nein, nein, da sind Sie ein schlechter Kenner, ich weiß das besser — und wahrhaftig, meine Herren, ich fürchte so eben einen schlagenden Beweis für meine Behauptung führen zu können, denn dort sehe ich des Barons reizendes Töchterchen, Fräulein Margaritha, sich langsam nähern und das schwarze Wunderauge fixirt unsern Spieltisch so beredt, daß es mich wundern sollte, hätte sie nicht irgend ein Anliegen, was ich, wie schon öfter, beim gestrengen Papa unterstützen soll.

Aber in der That, bester Geheimrath, Sie äußern sich, als gehöre ich zur Klasse der tyrannischen Väter, die, wie wir doch alle wissen, längst aus der Mode sind, bemerkte der Baron mit etwas gezwungenem Lächeln.

Bewahre! — Wer denkt daran? — Aber mein Gott, hatt denn ein junges Mädchen nicht zuweilen kleine unschuldige Wünsche, die vor der väterlichen Autorität zittern und jenen geschmeidiger finden, wenn ein alter Freund sich als Alliirter auf ihre Seite neigt?

Der Baron hatte bereits die Karten wieder zur Hand genommen und schien die letzten Worte des Geheimrathes zu überhören, ebenso die Annäherung der Tochter, die dicht hinter seinen Stuhl getreten war und mit dem niedlichen Finger ihn sacht auf die Schulter tippte.

Man konnte nichts Reizenderes sehen, als diese Margaritha, deren großes schwarzes Auge eben so zärtlich bitten, als den glühenden Strahl verzehrend in ein unbewachtes Männerherz senden konnte, an dem die Ruhe des Getroffenen verbluten mußte. Das volle blauschwarze Haar, auf der blendenden Stirne gescheitelt, hing in langen Locken zu beiden Seiten der blühenden Wange herab und ringelte sich auf den weißen zarten Schultern, die nur halb von der leichten blauen Florhülle bedeckt, den frisch gefallenen Schnee beschämten. Den kleinen rosigen Mund umschwebte ein anmuthig schalkhafter Zug, der durch ein eigenthümliches Spiel der Muskeln sich urplötzlich zum Ausdrucke einer fast unheimlichen Melancholie wandeln konnte, berührte irgend ein Schmerz das junge Gemüth. Doch war bis jetzt selten Veranlassung dazu gewesen und diese sonderbare Erscheinung selbst den Eltern entgangen.

Bereits zum Drittenmale berührte das liebliche Mädchen den Vater, ohne daß er sie bemerkte, da flüsterte sie ihm leise und schüchtern zu:

Nicht wahr Väterchen, die nächste Polka erlaubst Du mir noch — und — den Cotillon — ja? —

Wenn's seyn muß, erwiderte er laut, aber erinnere Dich daran, mein liebes Kind, daß ich heute der Mutter Stelle zu vertreten und Dich zu überwachen habe — ich weiß nicht wie oft Du schon tanztest, ich habe mein Amt schlecht verwaltet und mich wenig um Dich bekümmert.

O das hat gar nichts zu sagen, scherzte das holde Mädchen, ich bin recht artig gewesen, Dein Freund, der Herr Geheimrath, der früher im Saale war, kann es bestätigen — ist dem nicht so, mein Herr? wendete sie sich nun mit einer graziösen Verbeugung zu diesem.

Gewiß! ich habe mich von der Solidität des Fräuleins überzeugt, erwiderte der Gefragte galant und Sie können unbedenklich noch einige Tänze gestatten, ich bürge für die Behutsamkeit der jungen Dame, sie wird sich weder erkälten noch trinken und in der Polka wie im Cotillon nur den Grazien der Mäßigung, nicht aber dem leider so ungestümen Zeitgeiste huldigen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Ueber die Feier des hundertjährigen Geburtstages des hochberühmten Freiherrn vom und zum Stein schreibt die Nassauer Zeitung aus Nassau an der Lahn Folgendes: Gestern Abend um sieben Uhr bewegte sich ein Fackelzug von dem Schullokale durch mehrere Straßen in den v. Stein'schen Hof. Erhebend war der Anblick der alten Burg Stein, welche während des Zuges durch bengalisches Feuer auf das Prachtvollste erleuchtet war. In dem von Stein'schen Hof trug der Verein zwei passende Chöre vor, gedichtet von dem deutschen Biedermanne E. M. Arndt, Stein's treuem Gefährten in den Leidenszeiten unseres deutschen Vaterlandes unter fränkischer Herrschaft. Der bekannte Denkmalsthurm neben dem Schlosse war im Innern von vielen Wachskerzen an allen Fenstern und von Außen durch farbiges Feuer erleuchtet. Nach dem Vortrage eines zur Festlichkeit besonders gedichteten und komponirten Liedes „Nassau“ bewegte sich der Zug in Bogenlinien aus dem von Stein'schen Hofe nach dem festlich geschmückten Saale, worin das Bildniß des großen Stein einem Jedem freundlich-ernst entgegenblickte. Zur besonderen Freude gereichte es der großen Festversammlung, daß sie durch die Gegenwart des Hrn. Regierungsrathes v. Gagern aus St. Goarshausen, welcher für sich und in Vertretung seiner Herren Brüder sich an der Festlichkeit betheiligte, beehrt wurde. Eben so erhöhte der auf Einladung des Dirigenten des Männergesangvereins, des Hrn. Lehrer Roos, erfolgte Vortrag eines Briefes des 88jährigen E. M. Arndt aus Bonn durch die kräftige und edle Sprache des wackeren Patrioten die Stimmung aller Anwesenden. In heiterer und festlicher Stimmung trennten sich die Theilnehmer des Festes.

Zehn Jahre waren nach den Schreckenstagen des Ueberganges über die Beresina 27., 28. und 29. November 1812 vergangen, als im Sommer 1822 einige preußische Offiziere jene Gegenden besuchten. „Wir bedurften“, heißt es in Blessions Bericht, „keines Wegweisers, keiner Erklärung, um uns überall zurecht zu finden. Die Punkte, wo die beiden Brücken standen, zeichnen sich schon aus großer Ferne aus; man könnte noch den Weg angeben, auf welchem sich die Unglücklichen hinüberdrängten. Schon auf halbem Wege vor Studienka erblickten wir — man bedenke, zehn Jahre nach dem Unglücke — eine Menge Lederzeug, Filzstücke, Tuchfetzen, Czakodeckel 2c., die den Boden und die Felder bedeckten. Nach dem Flusse hin liegen jene traurigen Ueberreste noch dichter und gehäufter; hier mengen sich Knochen von Menschen und Thieren, Schädel, Blechbeschläge, Bandeliere, Zaumzeug und dergleichen mehr; Fetzen von den Bärenmützen der Garde haben sich hier erhalten. Da, wo die Hauptbrücke lag, erhebt sich eine Insel dicht am Ufer des Stromes und theilt ihn in zwei Arme. Diese Insel verdankt ihre Entstehung den von der Brücke hinabgestürzten Wagen und Menschen und den hier angesammelten Leichnamen, die der Fluß mit Schlamm bedeckt hat. Unterhalb der Insel haben sich drei moorige Hügel gebildet; wir fanden sie ganz mit Vergißmeinnicht überdeckt.“ Sollte diese schauerliche Alluvion sich bis jetzt erhalten und für immer Konsistenz gewonnen haben?

Aus New-York schreibt man über ein Instrument zu nautisch-astronomischen Beobachtungen: „Der frühere Kommandant des Dampfschiffes „Washington“, Kapitän Cavendy, hat eine Vorrichtung erfunden, mittelst welcher er im Stande zu seyn behauptet, auch auf hoher See Zenithdistanzen messen zu können, so daß es also auf die Sichtbarkeit des Seehorizonts weiter nicht mehr ankommen würde, um die geographische Position des Schiffes astronomisch zu bestimmen. Es liegt auf der Hand, daß eine solche Erfindung, wenn sie sich praktisch bewährte, für den Seefahrer von großem Nutzen seyn würde. Dem Vernehmen nach hat der Erfinder seinen Apparat, für welchen einzelne fachverständige Stimmen bereits empfehlend aufgetreten sind, dem Marineministerium in Washington zur Begutachtung eingesendet; der Ausbruch kompetenter Richter wird also binnen Kurzem über den Werth der fraglichen Erfindung entscheiden.“

In Frauenberg erhielt dieser Tage der k. k. Steuereinnehmer, gerade als er mit seiner Familie beim Mittagstische saß, den unerwarteten Besuch des — Gemeinestiers. Das Thier hatte übrigens Lebensart genug, nicht in das zweite Zimmer zu dringen und der überraschten Familie Zeit zur Flucht durch die Fenster zu gönnen. Der „Budw. Anz.“ theilt dieses Faktum als Beweis dafür mit, wie trefflich für die Unterkunft der k. k. Beamten in Frauenberg gesorgt sey.

Ein Römerschwert wurde dieser Tage beim Sprengen eines mächtigen Steinblocks im Donaustrudel inmitten des Gesteines aufgefunden. Die kostbare antike Waffe, welche sich in wohlerhaltenem Zustande befindet, wurde nach Wien geschickt.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag der Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 263 Mittwoch, 4. November 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

Stanislaus hatte zwar mehrmals nach ihm verlangt, aber der alte Arzt beachtete es nicht. Auch seinen Freund, den Doktor Heiter, hatte er zu sehen gewünscht, aber dieser befand sich nicht mehr in der Festung. Er war mit einer Anzahl anderer Aerzte beordert worden, mehrere tausend Kranke und Verwundete zu begleiten, die in unabsehbaren Wagenzügen aus der Festung geschafft wurden, um in die sicherer gelegenen Lazarethe zu Sympheropol, Perekop und Nikolajew gebracht zu werden. Als er aber endlich die barmherzige Schwester Constantia zu sprechen verlangte, so glaubte der alte Arzt, daß dieß Verlangen wieder mit seiner fixen Idee in Verbindung stehe, und verweigerte es ihm entschieden. So befand sich denn Stanislaus in der schrecklichsten Lage, denn selbst die einzigen Freunde, die ihm in der Festung lebten, hielt man fern von ihm und er vermochte ihnen auch nicht die kleinste Nachricht von sich zu geben, denn man verweigerte ihm hartnäckig alle Schreibmaterialien und bewachte ihn so streng, daß auch an eine Flucht aus dem fast unterirdischen, festen Gefängnisse, in dem er sich befand, gar nicht zu denken war.

Indessen war die Noth und Gefahr, in welcher sich die Festung befand, mit jedem Tage gewachsen. Man sah' es klar vor Augen, daß noch ein einziges, heftiges Bombardement, mit einem energischen Sturme verbunden, Sebastopol doch werde zum Falle bringen müssen. Und jetzt erst, jedenfalls viel zu spät, entschloß sich der Fürst Gortschakoff auf Befehl aus Petersburg dazu, durch einen Angriff mit der Landarmee den Versuch zu wagen, die Verbündeten im freien Felde zu schlagen, und sie dadurch zu einer ferneren Belagerung der Festung unfähig zu machen. Aber die Verbündeten waren jetzt auf das Beste vorbereitet, und sie hatten die lange Ruhe, die man ihnen gelassen, wacker benutzt, um sich überall zu befestigen. Der russische Angriff war hauptsächlich auf die Linien an dem Flusse Tschernaja-Rjetschka berechnet, wo die Alliirten gerade eine sehr starke Stellung eingenommen hatten. Sie war nicht allein durch den Fluß selbst, sondern auch durch den Kanal der Wasserleitung, in ihrer ganzen Ausdehnung gedeckt und außerdem mit einer großen Anzahl gut armirter Batterien und Schanzen versehen. Dem Flecken Tschorgun gegenüber bildete das sardinische Heer den rechten Flügel, unterstützt von sechs Bataillonen türkischer Truppen. Ihr Hauptstützpunkt war ein Hügel, der stark befestigt worden war und Hasfortsberg genannt wurde. Die Franzosen hatten den linken Flügel und das Zentrum eingenommen und ihr Hauptpunkt war eine Anhöhe, welche der steinernen Brücke bei Traktir gegenüber liegt, und von den Russen Fediuchinberge genannt wurde. Die Infanterie-Reserven standen bei Kadikoi und auf dem Sapunberge, ein aus Kavallerie und Infanterie zusammengesetztes Beobachtungskorps aber, 8000 Mann Franzosen stark, unter Befehl des Generals d'Allonville, stand im Baidar-Thale.

Der Schlachtplan des Fürsten Gortschakoff war darauf berechnet, daß der General Liprandi mit dem linken Flügel die Avantgarde der Sardinier, die sich auf dem rechten Ufer des Flusses vor Tschorgun befand, zurückwerfen, und dann den Hasfortsberg angreifen sollte. Der General Read, welcher den rechten Flügel kommandirte, sollte seine Truppen in Schlachtordnung, außer Kanonenschußweite, vor den Fediuchinbergen aufstellen, die Höhen beschießen, und dann erstürmen lassen. Der Fürst Gortschakoff selbst wollte nach Befinden der Umstände gegen das Zentrum operiren und hatte den beiden andern Generälen streng vorgeschrieben, den Angriff nicht ohne seinen besondern Befehl zu beginnen, denn er dachte noch immer daran, wenn er die Stellung des Feindes zu stark fände, es bei einer bloßen Rekognoszirung bewenden zu lassen. Die Russen zählten 70,000 Mann und 160 Kanonen. Aber Offiziere und Soldaten glaubten noch am Vorabende der Schlacht an keinen ernsten Kampf. Sie hatten schon zu lange vergeblich darauf gehofft, am Kriege theilnehmen zu dürfen, daß jetzt jeder Glaube daran bei ihnen erloschen war. Im ganzen Lager ver-

hielt man sich gleichgültig, man scherzte, lachte, spottete wie gewöhnlich und die Demoralisation der Truppen gab sich deutlich genug kund. Sie trat aber noch weit deutlicher hervor, als die Truppen am 14. Aug. mitten in der Nacht sich bereits in Marsch gesetzt hatten, und plötzlich Gegenbefehl erhielten. Ganze Regimenter empfingen die Ordre zur Umkehr in das Lager mit lautem Gelächter und einem beißenden Spotte, welcher während des ganzen Rückmarsches fortdauerte. In dieser Nacht schienen sich alle Bande der Disziplin gelöst zu haben und der Fürst Gortschakoff, welcher in seinen Mantel gehüllt, unerkannt und still eine Zeit lang neben den Kolonnen hinritt, mußte Dinge mit anhören, die zu jeder andern Zeit für Hochverrath und Meuterei gegolten und mit dem Tode bestraft worden wären.

Am nächsten Tage jedoch, Abends um zehn Uhr, kam auf's Neue Befehl zum Ausrücken und der Kampf sollte nun wirklich erfolgen, obgleich wieder Niemand an eine ernstliche Absicht des Feldherrn glauben wollte, so daß man Wetten machte: der Befehl zur Umkehr werde sicher wieder eintreffen. Als dieser aber ausblieb und bis in die Nacht hinein immer vorwärts marschirt wurde, da fing man an ruhiger zu werden, und an einen nächtlichen Ueberfall zu glauben. Die an der Spitze des Zuges marschirende Kavallerie und Artillerie aber verursachte fast bei jedem Schritte neuen Aufenthalt, deßhalb ging auch der Marsch so entsetzlich langsam, daß die Morgendämmerung anbrach, ehe man das Ziel erreichte und nun jeder Gedanke an einen nächtlichen Ueberfall aufgegeben werden mußte, wodurch aber auch zugleich der freudige Schlachtenmuth gar sehr herabgestimmt wurde.

Ungefähr um vier Uhr Morgens erreichte General Read den Kampfplatz und stellte sich vor den auf den Feduichinbergen stehenden Franzosen auf, wo er auch sogleich ein heftiges Artilleriefeuer auf dieselben eröffnete. General Liprandi ließ seine Truppen in zwei Abtheilungen vorrücken, und die Eine umging den von den Sardiniern nur schwach besetzten Telegraphenberg und errichtete auf den ihm parallel laufenden Höhen zwei Batterieen, welche sofort auf die sardinische Avantgarde auf jenem Berge zu feuern begann. Die andere Abtheilung griff die Redoute auf dem Telegraphenberge an, nahm sie fast ohne Verlust, da die wenigen vorgeschobenen Sardinier der Uebermacht nicht zu widerstehen vermochten, und Fürst Gortschakoff begab sich jetzt selbst in die genommene Redoute, um von diesem hochgelegenen Punkte aus den Hasfortberg und die Stellung der sardinischen Hauptmacht zu rekognosziren. Doch war er kaum daselbst angekommen, als von der Rechten her ein starkes Gewehrfeuer losbrach, welches andeutete, daß der General Read, ohne den Befehl dazu abzuwarten, den Infanterieangriff bereits begonnen hatte.

Auf dem westlichen Hügel der Feduichinberge hatten die Franzosen eine Batterie von acht Kanonen errichtet, welche von Hector de Beaumonte kommandirt wurde. Auch sein wackerer, unzertrennlicher Freund Charles Morand, der bereits zum Lieutenant avanzirt war, befand sich in der Batterie auf seinem Posten. Hinter einer Wallanhöhe saßen zwei Marketenderinnen und in Einer derselben erkennen wir sogleich die muntere und entschlossene Marion, Morands Braut, die sich nie, weder durch Bitten noch durch Drohungen abhalten ließ, in der Nähe ihres Charles zu bleiben, sobald diesen eine Gefahr bedrohte. Neben ihr aber saß, ebenfalls in Marketendertracht, die schöne Aminda, welche ihrem Hector, seitdem er sie bei Eupatoria von dem schrecklichen Tode des Ertränkens gerettet hatte, mit einer wahrhaft abgöttischen Liebe und einer unerschütterlichen Treue anhing. Es war ihr deßhalb auch nicht möglich gewesen, in Balaklawa allein zurückzubleiben und sie hatte Marion so lange gebeten, bis diese endlich eingewilligt hatte, ihr einen ihrer Anzüge zu leihen und sie mit auf den Kampfplatz zu nehmen. Freilich wußte sie, daß sie Hector sehr erzürnen würde, sobald er es erführe, daß sie sich der Gefahr ausgesetzt habe, aber sie glaubte ihn leicht wieder zu versöhnen, denn sie hatte ja doch nur aus heißer Liebe zu ihm seinem Willen entgegen gehandelt.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Familienleben.

(Fortsetzung.)

O, Sie sind ein herrlicher Mann, flüsterte Margaritha, mit unnachahmlicher Anmuth ihm ein Kußhändchen zuwerfend — also ich habe Deine Erlaubniß, mein Väterchen?

Und mit wem bist Du für diese beiden Tänze engagirt? fragte der Vater, die Karten gebend.

Mit — mit dem Lieutenant Sellberg. —

So — ? mit dem Grafen Sellberg, wiederholte der Vater nicht ohne einen kleinen Anflug von Mißbehagen — gut, Margaritha, wenn Du Dich dann erholt hast, wird auch unser Spiel beendet seyn und wir fahren.

Gewiß, augenblicklich, wie Du befiehlst, erwiderte das Töchterchen, ergriff des Vaters Hand, hauchte einen flüchtigen Kuß darauf und war verschwunden wie ein Gedanke.

Welch ein reizendes Kind, Ihr jüngstes Fräulein Tochter, sagte der Hofrath, ihr wohlgefällig nachblickend — Sie sind ein glücklicher Vater, lieber Baron!

Wer kann das sagen, bevor sich die Augen schließen, entgegnete dieser mit Ernst; — von sieben Kindern nahm mir der Himmel drei im zartesten Alter; — zwei Söhne, noch ohne festen Fuß in der Welt gefaßt zu haben, fordern meine Beachtung, meine Sorge, meinen — Geldbeutel.

Nun, der ist zum Glück bereitwillig und wird sich nie widerspenstig zeigen, sagte der Hofrath lächelnd, ein reicher Mann hat darin schon viel voraus, daß er der Verantwortlichkeit überhoben, zuweilen den Kindern die Bahn, auf der sie ihr Glück zu finden meinen, verschließen zu müssen, weil der Weg zu holprig und ihm die Mittel benommen sind, zu ebnen und auszugleichen, wo sich Steine des Anstoßes finden — er kann selbst den Neigungen seiner Kinder nachgeben, wenn sie nicht absolut mit der Vernunft streiten, und das ist ein großer Vorzug für das Vaterherz.

Ein reicher Mann? — Hm! Der Begriff ist relativ wie so viele ähnliche — ich möchte aber, gesetzt, der Reichthum, dessen Sie erwähnen, wäre vorhanden, doch nicht aufs Geradewohl jenen armen Arbeitern gleichen, die nur zum Ausbessern und Nivelliren der Wege anderer, und wären es selbst die meiner Kinder, bestimmt sind, die vom Himmel geschenkten oder sauer erworbenen Mittel und Kräfte immer nur auf fremde Pfade wenden müssen, wenn der Gebieter, nennen Sie ihn Laune oder Leidenschaft, es heischt. Auch halte ich, ohne je als Haustyrann zu agiren, eben nicht viel von den heutigen ultrazärtlichen Vätern, die sich aller elterlichen Autorität begebend, gleich einem Komödien-Papa augenblicklich zum fiat! bequemen, wenn ihren Sprößlingen vielleicht der Hoffarths- oder Liebesteufel mitspielt, — zumal in dieser täglich ernster werdenden Zeit — wer weiß, wie es in vier Wochen um uns steht!

Des Barons Ton war während der letzten Rede etwas herbe geworden, die beiden Andern bemerkten es und wendeten, die dehors beachtend, das Gespräch von dem ihm unangenehmen Thema einem andern zu.

Des Barons Notting Adel war blutjung. Ein überaus thätiger umsichtiger Kaufmann, erwarb er durch seine Fabrikanlagen und kluge Benützung der Umstände ein bedeutendes Vermögen. Mit einem armen aber altadeligen Fräulein verheirathet, deren frühere Jugend durch ihre untergeordnete Stellung in einigen vornehmen Häusern manche Bedrückung erfuhr, gehörte diese Ehe, obgleich nicht zu den absolut unglücklichen, doch keineswegs zu den frohen. Der Gattin aristokratischer Sinn, unter den erst wohlhabenden, dann glänzenden Verhältnissen ihres Mannes zu neuem Leben erwacht, nährte bald den heißesten Wunsch, dem bürgerlichen Namen, dem sie doch die überaus angenehme Stellung verdankte, in der sie sich seit einer Reihe von Jahren bewegte, das magische v o n vorzusetzen und sprach diesen bei jeder Gelegenheit dem Gatten unumwunden aus. — Aber lange scheiterten alle Bitten, Pläne und Machinationen an dem entschiedenen Widerwillen Nottings. Er erklärte so nachdrücklich, schon der älteste Erbadel sey ihm vollkommen gleichgültig, denn es gebe nur für ihn e i n e n wahrhaft noblen Stammbaum, das goldne Buch voll gewichtiger Staatspapiere — der erkaufte sey ihm aber besonders ein Gräuel — daß sie bald die Unmöglichkeit einsah, auf geradem Wege zum Ziele zu kommen. Allein der Zufall, der so oft die albernsten Wünsche und kleinlichsten Pläne begünstigt, während tausend großartige Entwürfe und Ideen zum Wohle ganzer Völker und Glück der Einzelnen an den moralischen Polypen der Zeit, dem Neide und der Bosheit, dem Ungeschick und Unstern des Mißlingens verkümmern — dieser Zufall begünstigte auch die hochfliegenden Pläne der stolzen Kaufmannsfrau. — Eine durch Herrn Notting gerade damals abgeschlossene Anleihe, die für den Staat sehr nutzbringend war, verschaffte ihm nebst einem huldvollen Handschreiben des Regenten zugleich das Adelsdiplom und den Hausorden. Der Empfänger war verblüfft von diesem Beweise fürstlicher Gnade, der dem Stolze seiner Ehehälfte nur neue Nahrung geben konnte; — doch durfte er nicht ablehnen, was ihm als ausgezeichnete Gnade geboten ward, heftete den Orden auf den Staatsfrack, legte das Diplom in seinen Schreibtisch und war ganz verlegen, als ihn das Erstemal der Faktor mit „Gnädiger Herr!“ begrüßte und nun das „gnädiger Herr“ und „Herr Prinzipal“, „Herr Baron“ und „Herr Notting“ von den Subalternen so oft verwechselt ward. Dem Willen seiner Frau nachgebend, verkaufte er das ganze Fabrikgeschäft bei der ersten annehmbaren Gelegenheit und zog mit Frau und Kindern nach * * * wo er sich denn endlich an die neue aristokratische Stellung wie an einen neuen unbequemen Anzug, dessen preßhafte Beschaffenheit täglich weniger bemerkbar wird, gewöhnte.

Die beiden geistig befähigten Söhne waren außerhalb des Vaterhauses, in welchem zwei Töchter emporblühten, der Eltern Stolz und Freude. Adelheid, die ältere und der Mutter Liebling, zählte bereits zwanzig Jahre und ohne regelmäßig schön zu seyn, konnte doch ein schlanker, junonischer Wuchs, dunkles volles Haar und Auge, geistreiche Stirn und Mund, der allerdings nur zu oft der Sitz eines spöttischen Lächelns war, für hinreichend anziehend gelten, um zahlreiche Eroberungen und selbst ernste Anträge zu veranlassen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Der Graf R. v. Saint-V . . . kehrte vorige Woche per Extrapost von seinem Schlosse Saint-V . . . nach Paris zurück; aus Liebhaberei hatte er die Post und nicht die Eisenbahn genommen. Er hatte seine Frau, sein 5jähriges Söhnchen bei sich im Wagen; ein Bedienter und das Kammermädchen saßen auf dem Bocke. Bei Senlis steigt der Graf aus und geht das Gehölz entlang, während die Equipage vorausfährt, um ihn auf der Höhe des Berges zu erwarten. Mittlerweile war der Graf etwas tiefer in das Gehölz eingedrungen, als plötzlich ein Mann von verdächtigem Aussehen vor ihm steht, ihm den Lauf einer Pistole entgegenhält und Börse, Uhr Nadel, Ring und eine Rolle mit 100 Napoleonsd'or verlangt. Der so ausgeplünderte Graf wollte sich entfernen, als der Räuber ihm noch befiehlt, seinen weiten, warmen Paletot auszuziehen und denselben gegen seine Jacke zu vertauschen. Der Lauf des Pistols gestattet keinen Widerstand. Der Räuber zieht den Rock des Grafen an, wirft ihm die Jacke hin und macht sich hurtig davon. Graf v. St. V. zieht das ihm gelassene Kleidungsstück an und läuft seinem Wagen nach. Die Gräfin, welche unterdessen über das lange Ausbleiben ihres Gemahls besorgt ward, guckte zum Wagenfenster hinaus und sah einen Mann, in eine Jacke gekleidet, der Equipage nachlaufen und eifrig winken, anzuhalten. Dieß geschah und bald hatte der Mann die Equipage eingeholt und mit nicht geringem Staunen erkannte man den Grafen selbst. Nachdem derselbe sich einigermaßen vom Schrecken und Laufen erholt hatte, erzählte er sein Abenteuer, und da der Schweiß ihm von der Stirne rannte, so greift er unwillkürlich nach der Tasche, um sein Sacktuch herauszunehmen. Aber, o abermaliges Staunen, in der Tasche spürt er einen sonderbaren Gegenstand, er zieht — seine Uhr, seine eigene Uhr heraus. Er langt nochmals hinein und findet seinen Ring, seine Börse, seine Rolle Gold. Aber das ist noch nicht Alles: in der andern Tasche der Jacke findet er eine goldene Dose und ein Portemonnaie, welche man ihm nicht gestohlen hatte. Als der ungeschickte Räuber mit dem Grafen die Garderobe wechselte, hatte er in der Eile vergessen, daß er seine ganze Beute in die Taschen seiner Jacke schob und dieselbe so, sehr wider Willen, dem Grafen zurückgab. Ein auf der Dose eingravirter Name machte es dem Grafen möglich, Dose und Portemonnaie dem rechtmäßigen Besitzer zurückzugeben. Die Tabatiere war das Geschenk eines Souverains an einen Künstler.

[Neue Maschine zur Fabrikation von Reibhölzchen.] In Magdeburg hat Herr L. André eine Maschine erfunden zur Fabrikation der Streichhölzchen, welche nicht bloß die Hölzchen schneidet (deren hat man schon längst), sondern sie auch selbst sortirt und in den Rahmen oder Sammler bringt. Die Maschine des Hrn. André besorgt das Schneiden so sauber und sorgfältig als irgend eine, das selbstthätige Einsetzen in den Rahmen aber ist sehr eigenthümlich, da dieses bisher mit der Hand geschah. Die André'sche Maschine wird von nur zwei Arbeitern bedient, deren einer sie in Bewegung setzt, während der andere den Block vorlegt und den Rahmen wechselt; sie liefert in der Stunde 15,000 Hölzchen und ihr Nutzeffekt im Verhältnisse zu der alten Arbeitsmethode ist wie 1 : 10.

Dieser Tage kam mitten in London der Fall vor, daß ein 11jähriger Knabe von einem bengalischen Tiger, der einer wandernden Menagerie während des Transportes entsprang, angegriffen und furchtbar zerfleischt wurde, so daß wenig Hoffnung für sein Aufkommen vorhanden ist. Der Tiger wurde nur mit großer Mühe von seinem Opfer weggerissen und in seinen Käfig zurückgebracht.

Charade.

(Dreisylbig.)

Erstes Sylbenpaar:

Sey mir gegrüßt auf deinen goldnen Schwingen,
Der du dem Schlummer kräftig mich enthebst.
Ich preise dich, will jauchzend dich besingen,
Der du mit Lebenswonne mich durchbebst.

Dritte Sylbe:

Wenn dunkle Nacht sich dämmernd rings ergossen,
Blick ich zum Letzten ahnungsvoll empor.
Sind mir die Ersten ungenutzt verflossen,
So traur' ich schmerzlich, daß ich sie verlor.

Ganzes:

Mag Ganzes mich noch oft am Himmel grüßen,
Wenn mich die Ersten neuerwacht umschließen.

Auflösung des Räthsels in Nro. 260:
Taubenschlag.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 264 Donnerstag, 5. November 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

Eben als der Morgen dämmerte und die grauen Nebel, welche die Gegend umschleiert hielten, von den aufblitzenden Sonnenstrahlen zerrissen und verscheucht wurden, schauerte sie unwillkürlich zusammen, wie von Frost, oder — einer Todesahnung ergriffen, und ihren Arm um Marions Nacken schlingend, sprach sie zu ihr: „Ich habe eine Bitte an Dich, liebe Marion. Geh' hinein in die Batterie und sage meinem Hector, daß ich Dir aufgetragen, ihm tausend heiße Grüße von mir zu bringen, sobald der Tag erwachte. Es wird ihn erfreuen, und — schilt mich nicht abergläubig, denn ich glaube fest daran — es wird ihm zum Glücke gereichen, wenn er mit dem ersten Sonnenstrahle einen Liebesgruß von mir empfängt.“

Marion ließ sich endlich auch dazu überreden, doch gerade in demselben Momente, als sie sich erhob, den Wunsch der Freundin zu erfüllen, begann der Angriff der Russen mit furchtbarer Heftigkeit und sie mußte zurückbleiben. Die siebente, russische Infanteriedivision, geführt von dem Generallieutenant Uschakoff, warf sich mit Ungestüm gegen den linken Flügel der Franzosen vor. Unterhalb der steinernen Brücke überschritt sie den Tschernajafluß und die Wasserleitung, drängte die Gegner auf einen Augenblick rückwärts und bemächtigte sich des ersten Absatzes des mittelsten Feduchinberges. Zu gleicher Zeit aber drang auch die zwölfte, russische Infanteriedivision, mit rasender Schnelligkeit bis zur Tschernaja vor, schlug in aller Eile Brücken über den Fluß, setzte hinüber, erklimmte den wesentlichen Hügel des Feduchinberges und stürmte die Batterie Hector de Beaumontes. Dieß Alles geschah in einer fast unglaublich kurzen Zeit und mit einer Wuth, die an Raserei gränzte. Hector ließ zwar Kartätschen aus allen Geschützen unter die Stürmenden schleudern, aber diese ließen sich nicht dadurch zurückhalten und klommen über ihre todten und verwundeten Kameraden hinweg, den Hügel hinauf. Die Batterie war nur durch zwei Kompagnieen Infanterie, bei weitem nicht hinreichend genug gegen die in dichten Haufen anstürmende Uebermacht, gedeckt und es galt daher einen verzweifelten Kampf. Hector gab seinen Leuten das Beispiel eines wahrhaft ritterlichen Heldenmuthes. Er kämpfte in der vordersten Reihe, wie ein Löwe, sich dicht anschließend an seinen Freund Morand. Aber die Anzahl der Feinde wuchs mit jedem Augenblicke und Hector war eben im Begriffe zum Rückzug zu kommandiren, als ein riesiger, russischer Offizier auf ihn einstürmte und einen Einzelkampf mit ihm begann. Nach wenigen Hieben, die sie mit einander gewechselt hatten, sprang die Klinge Hectors und er sah sich plötzlich beinahe gänzlich wehrlos, dem riesigen Feinde gegenüber, der schon seine Faust nach ihm ausstreckte, um ihn als Gefangenen mit sich fortzuschleppen. Das Kampfgetümmel hatte ihn auch von seinem Freunde Morand getrennt und er gab sich bereits verloren, obgleich er fest entschlossen war, sich auch selbst mit dem Stumpfe seines Säbels bis auf das Aeußerste gegen seinen Feind zu vertheidigen, der nicht von ihm abließ. Doch ein Unstern schien über ihm zu walten, denn er trat in eine Blutlache, strauchelte und stürzte zu Boden. Sein Gegner stieß einen Freudenruf aus, doch in demselben Augenblicke krachte ein Pistolenschuß und eine schwere Last fiel auf den Gefallenen nieder. Dieser hörte nur noch ein wildes Toben, einen Schmerzensschrei von einer weiblichen Stimme, dann schien es ihm, als ob in seiner Nähe sein Name von einer hinsterbenden Stimme ausgerufen werde und seine Besinnung schwand.

Aber die Russen sollten sich ihres Sieges nicht lange erfreuen, denn die gefahrvolle Lage der Batterie war nicht unbemerkt geblieben und drei Regimenter Franzosen, unter welchen sich auch ein Regiment Zuaven befand, eilten zu Hülfe herbei. Es gelang ihnen auch, sie aus der Batterie zu verjagen, ehe sie sich darin festzusetzen vermochten, ja, sie trieben sie sogar mit großem Verluste über die Tschernaja zurück. Auch vom Sapunberge her rückten mehrere französische Bataillone zur Unterstützung

heran und so gelang es bald, beide russische Divisionen wieder über den Fluß zurückzutreiben.

Indessen wurde Hector von seinen Leuten wieder in das Leben zurückgerufen, und zu seinem Erstaunen vernahm er, daß man ihn unter dem riesigen Leichname des russischen Offiziers hervorgezogen, den eine Marketenderin mit einer Pistolenkugel mitten durch den Kopf geschossen hatte. Als er nun aber nach der kühnen Heldin fragte, der er seine Rettung verdankte, da zeigte man ihm einen weiblichen Leichnam in Marketendertracht, welchen man in einem Winkel der Batterie auf Stroh niedergelegt hatte und zu dem sich Marion weinend hinabbeugte. Er näherte sich ihr in banger Ahnung und als er das Tuch hinwegnahm, welches man über ihr Antlitz gebreitet hatte, da schrie er laut auf: »Aminda!« stürzte nieder auf seine Kniee und preßte ihre starre, kalte Hand an seine Lippen. Die Artilleristen kannten die Marketenderin nicht, und staunten über den Schmerz, den ihr Major an ihrer Leiche ausdrückte. Einige aber hatten es aus der Ferne gesehen, wie sie den russischen Offizier erschossen, als dieser eben im Begriffe war, sich Hectors ganz zu bemächtigen. Aber ihre That war auch von den Feinden nicht unbemerkt geblieben und gleich darauf durchbohrten fünf russische Bajonette ihre Brust. Als Marion, welche sie nicht früher hatte erreichen können, in der Batterie anlangte, fand sie sie schon niedergesunken und nach wenigen Minuten hauchte sie in ihren Armen ihr Leben aus.

Der Fürst Gortschakoff sah von der Telegraphen-Anhöhe herab die ungünstige Wendung, welche der erste Sturm seiner Truppen genommen hatte, und unterließ deßhalb auch den Angriff, den er schon auf den Hasfortberg vorbereitet. Da die siegreichen Franzosen jedoch die Russen nicht allein über die Brücke zurücktrieben, sondern sie auch weiter verfolgten, so sandte er ihnen starke Infanteriemassen vom Liprandi'schen Korps zur Hülfe, welchen es auch gelang, das Vordringen der Franzosen zu hemmen, die Flüchtigen zum Stehen zu bringen und zu einem neuen Angriffe zu formiren. Jetzt gelang es der fünften, russischen Division die Franzosen wieder über den Fluß zurückzuwerfen, allein die französische Brigade des Generals Cler, unterstützt von einer halben Batterie der Kaisergarde, warf sich den Russen entgegen und zwar mit solchem Ungestüm, daß diese jedes weitere Vorwärtsschreiten aufgeben und sich selbst wieder über den Fluß zurückziehen mußten.

So war denn auch der zweite Angriff an der Tapferkeit und der festen Stellung der Verbündeten gescheitert und die französischen und sardinischen Batterieen hatten ein furchtbares Blutbad unter den Stürmenden angerichtet. Der Fürst Gortschakoff sah jetzt wohl ein, daß nach so harten Verlusten, welchen eine Entmuthigung der Leute folgen mußte, ein dritter Sturm noch weniger glücken würde und zog deßhalb seine Truppen bis auf Büchsenschußweite von dem Ufer der Tschernaja zurück. Hier wartete er wohl einige Stunden lang, als ob er jetzt einem Angriffe der Verbündeten entgegensähe, den er anzunehmen bereit sey, um der Annahme vorzubeugen, daß er eine vollständige Niederlage erlitten und sich habe kampfunfähig zurückziehen müssen. Erst als nach längerem Harren kein Angriff mehr geschah, ordnete er den Rückzug an, und gegen drei Uhr Nachmittags war das Schlachtfeld von den Russen gänzlich geräumt. Sie hatten über 7000 Mann verloren, während der Verlust der Franzosen nnd Sardinier sich nur auf 2500 Mann an Todten und Verwundeten belief.

Dabei hatten die Russen vier ihrer Generale, Read, Baron Browski, Bellegarde und Weimorn auf dem Platze gelassen, während fünf andere Generäle verwundet worden waren. General Read wurde von einem Zuaven niedergeschossen, schon als die russischen Sturmkolonnen sich auf dem ersten Rückzuge befanden und er blieb unter andern Todten liegen. Sogleich erboten sich gegen vierzig Freiwillige zurückzukehren und ihn unter den Leichen herauszuholen. Sie kehrten auch wirklich um, aber die französischen Kartätschen schmetterten sie sämmtlich nieder, ehe sie ihren Zweck erreichen konnten. Zum Zweitenmale eboten sich eine Anzahl wackerer Bursche zu demselben Wagstücke, die Leiche ihres Führers zu retten, aber leider mit demselben unglücklichen Erfolge. Als General Weimarn fiel, sprang sogleich sein Adjutant Stolypine von seinem Pferde, raffte den Gefallenen auf und trug ihn auf seinen Schultern aus dem Getümmel. Den General Browsky schien sich der Tod aber schon zu Anfang des Gefechts zum Opfer auserkoren zu haben, weil er die Warnungszeichen zu verachten schien. Er befand sich noch neben dem Fürsten Gortschakoff, als ihm eine Kugel das Pferd unter dem Leib tödtete. Doch er erhob sich wieder, bestieg ein anderes Pferd und nahm seinen Platz wieder neben dem Fürsten ein, der ihn ersuchte, sich zurückzuziehen; doch umsonst. Gleich darauf riß ihm eine Kugel den Helm vom Kopfe und verletzte ihn leicht. Jetzt bat ihn der Fürst noch dringender, zu den Aerzten zu reiten und sich verbinden zu lassen, aber er befolgte den Rath nicht, sondern ritt mit Gortschakoff nach dem rechten Flügel, wo der Kampf am heftigsten wüthete und dort traf ihn die dritte Kugel durch die Brust, welche ihm fast augenblicklich den Tod brachte.

Hätte General Pelissier die furchtbare Unordnung und Zerrissenheit gekannt, welche nach dem zweiten verunglückten Sturme in der russ. Armee herrschte,

so hätte er gewiß einen Angriff auf sie gewagt und sie wäre mit leichter Mühe vollständig geschlagen und zerstreut worden. Die russischen Soldaten fanden aber in der Art und Weise, wie dieser neue mißlungene Kampf angeordnet war, nun auch eine neue Bestätigung für die einmal im Heere verbreitete Ansicht, daß sie durch diesen Oberfeldherrn zu keinem Siege gelangen würden.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Familienleben.

(Fortsetzung.)

Aber Adelheid empfing kalt und abgemessen die Huldigungen des andern Geschlechts nur als schuldigen Tribut, den sie nach der Laune des Moments mit jener ihr eigenthümlichen eisigen Ruhe, höchstens einem halbfreundlichen Seitenblicke annahm, oder das schöne nächtliche Auge zeigte den Ausdruck eines so unbeschreiblichen Uebermuthes, einer solchen abschreckenden Kälte, daß keiner der zahlreichen Bewerber um die reiche stolze Tochter des geadelten Bankiers diese verächtliche Behandlung ertragen mochte und der zweiundzwanzigste Geburtstag ohne Aussicht auf den Brautkranz vorüberging. Doch Adelheid schien das nicht zu kümmern, nur fiel an diesem Feste ihr stechender Blick mit sonderbarer Beachtung auf die sechszehnjährige liebliche Margaritha, die nach einer mehr als halbjährigen Abwesenheit vom Besuch bei einer alten Tante unlängst von dem einsamen Gute zurückgekehrt, der Schwester um den Hals fallend, ihr eine künstliche Blumenstickerei beachte und nach dem herzlichen Glückwunsche in mädchenhafter Plauderei erzählte, wie sie sich gestern auf dem Balle beim Minister B., dem Adelheid wegen Unwohlseyns der Mutter nicht beigewohnt, vortrefflich amüsirt und mit dem Grafen Sellberg, als dem besten Tänzer der Gesellschaft, viermal getanzt habe.

Das ist wirklich ein wunderhübscher Mann, fuhr das junge Mädchen lebhaft fort, so liebenswürdig als gewandt in seiner Unterhaltung, er will die Mutter bitten, daß ich an der Quadrille, welche zur Verlobung der Tochter des Ministers einstudirt werden soll, Theil nehmen dürfe — und darauf freue ich mich unbeschreiblich, die Kostüme sollen einzig schön seyn, indische Nationaltracht mit langen gestickten Stirnbinden und Sandalen, silbergeschnürt, wie mag es sich nur damit tanzen —? — und besonders wenn wir mit Palmen in den Händen agiren sollen, — nun, der Graf wird ja Rath wissen, lachte sie fröhlich auf, in die kleinen Händchen klatschend, nicht wahr, liebe, liebe Adelheid, Du unterstützest seine Bitte bei Mama, daß sie mir die Erlaubniß nicht versagt? Ich wäre wirklich trostlos.

So scheint mir's, erwiderte Adelheid spöttisch, Du bist ja in der That ganz verzückt — Du kennst den Grafen kaum, benahmst Dich beim Erstenmale, wo Du ihn hier gesehen, so linkisch und unbeholfen, daß Du mein Mitleid erregtest, aber das naive Landmädchen still belächelte — und jetzt — ist's denn möglich! — zwei Beine, die mehr oder minder graziös springen, einige abgedroschene Ballgalanterien, welche vielleicht zum Fünfzigstenmale in Anwendung kamen, konnten das junge Fräulein völlig elektrisiren — wie bescheiden bist Du doch in Deinen Ansprüchen, wie beneidenswerth, daß diese so schnell zu realisiren sind — armes Kind, Dein kleines Herzen brennt schon lichterloh für diesen zweiten Vestris oder Taglioni — sie lachte hell auf.

Du kannst recht garstig, recht kränkend seyn, Schwester, erwiderte Margaritha kleinlaut, und in den dunkeln Augen stiegen zwei große Thränen empor — ich dachte nicht daran, den Grafen anders als einen neuen willkommenen Tänzer zu betrachten, ich kenne ihn so wenig, habe ihn zuerst bei Dir gesehen und Du selbst thatest so freundlich und bekannt mit ihm, als ich ihn das Erstemal sah, daß ich ihn ganz besonders begünstigt von Dir glaubte.

Alberne Voraussetzung, erwiderte Adelheid höhnisch, Deine Gedanken sollten Dich nie außer den Bereich eines Walzers oder einer Polka führen, denn das ist die Welt, für die Deinesgleichen allein taugt. —

Und ich tanze einmal gern, sagte Margaritha erregt, magst Du noch so bitter und scheel dazu sehen, ich ziehe vor, mich bei einer fröhlichen Musik harmlos im Saale zu drehen, anstatt daheim zu grollen, oder an den Wänden bei den alten Damen sitzend die Leute mit scharfer Kritik zu verfolgen, wie Du wohl thust — aber, was streiten wir denn, setzte sie, sogleich bereuend, gutmüthig hinzu, der Schwester die Hand bietend — sey wieder gut, liebe Adelheid, — ich weiß auch gar nicht, wie wir beide so heftig werden konnten — ich war wohl unartig, vergib mir.

Es ist nichts erbärmlicher, als bei einer großen Dummheit ein erträgliches Lärvchen zu besitzen, erwiderte jene kalt und mahnt an die geruchlosen Blumen, die, ohne jeden Gehalt, wie eben diese, auch zu nichts nützen.

Bei diesen Worten hatte sie die Stickerei der Schwester entfaltet, eine Scheere ergriffen und zerschnitt langsam mit höhnischem Lächeln die künstliche Arbeit in kleine Stücke.

Adelheid — Schwester — nein, das ist zu arg! rief das junge Mädchen unter hervorstürzenden Thränen — mich so zu kränken, das vergesse ich nie.

Soll mir lieb seyn, auch ich habe für dergleichen Artigkeiten und für manches Andere ein gutes Gedächtniß, war die eiskalte Antwort.

Margaritha eilte, von dem höhnischen Gelächter Adelheids verfolgt, schluchzend aus dem Zimmer. — Seit diesem Tage trat eine stille Spannung zwischen beiden Schwestern ein, die, obgleich das Verhältniß äußerlich nirgends den Anstand verletzte, doch das Zutrauen in der Brust der jüngeren unwiderbringlich zerstörte, und den letzten Rest geschwisterlicher Zuneigung, wenn diese je Adelheid empfunden, zu einer dem Haß ähnlichen Kälte wandelte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Herbst.

Braun ist schon das Laub der Eichen
An des Waldes lichtem Saum,
Dichte Nebeldämpfe steigen
In der Thäler niederm Raum.
Süßer Sang der Nachtigallen
Tönt nicht mehr im Abendschein,
Muntrer Finken Chöre schallen
Nicht mehr in dem Buchenhain

Lauer Weste leises Wehen
Lispelt nicht am Hügel hin,
Wo die Linden traurig stehen,
Halb entblättert, ohne Grün.
Boreas durchsaust die Wälder,
Kühlt die einst beblümte Flur,
Und von Saat entblößte Felder,
Zeigen der Verwüstung Spur.

Im verwaisten Garten prangen
Keine Blüthenzweige mehr,
Flora's Kinder sind vergangen,
Alle Beete stehen leer.
Fort sind Nelken, Balsaminen,
Schmucklos steht der Rosenstrauch,
Späte Astern und Georginen
Drückte schon des Eurus Hauch.

Dünner wird der Bäume Schatten
Auf dem laubbedeckten Plan,
Herbstzeitlosen auf den Matten
Zeigen schon den Winter an.
Im Gelände voller Reben
Tönet noch das Winzerlied.
Bis die Lust und jedes Leben
Von dem kahlen Weinberg flieht.

Bild des Lebens! ach, so schwindet
Jede Wonne schnell dahin!
Kränze, die die Freude windet,
Welken mit dem Jugendsinn.
Zu den stillern Lebenshöhen
Führt die wechselvolle Bahn;
Minder laue Winde wehen
Dort den müden Pilger an.

Ungetrübte Lebenswonne
Blüht dem Erdbewohner nicht,
Doch die oft umwölkte Sonne
Sendet bald erneutes Licht.
Lasset, Freunde, uns nicht trauern,
Wenn die schön're Zeit vergeht;
Nicht fort kann der Sommer dauern,
Der zur andern Zone geht.

Nicht erglänzen die Gefilde
In des Lenzes Lieblichkeit,
Doch erfreuen die Gebilde
Segenreicher Fruchtbarkeit.
Wenn der Frühling Rosenlauben,
Blumenreiche Auen zeigt,
Bringt der Herbst den Saft der Trauben,
Der den düstern Gram verscheucht.

Fruchten in bebauten Räumen,
In den Tiefen und auf Höh'n,
Goldne Früchte auf den Bäumen
O, dann ist der Herbst auch schön!
Seht der Vorsicht weises Walten
In den Gaben auf der Flur;
Um die Menschen zu erhalten,
Gab sie Segen der Natur.

Bangte uns in trüben Tagen
Vor des Mangels Schreckensbild,
Da entfernte Furcht und Plagen
Bald die Vorsicht freundlich. mild.
Thaubenetzte volle Aehren
Reiften in dem Sonnenlicht!
Fülle soll dem Mangel wehren;
Darum, Freunde, zaget nicht.

Wir auch sollen Früchte bringen,
Streu'n des Guten goldne Saat;
Mög' dieß Wirken stets gelingen
Als Ergebniß edler That.
Mögen Thoren ihren Lüsten
Fröhnen, und die Eigensucht
Sich in Ueberschätzung brüsten —
Taube Blüthen — ohne Frucht!

Werden, Blühen und Entschweben
Wechseln mit dem Flug der Zeit,
Schnell vergeht das Blüthenleben,
Das uns Lust und Freude beut!
Wenn die schön're Zeit verschwindet,
Wenn die dunkle Locke bleicht,
Glücklich, wer die Früchte findet,
Die ein edles Daseyn reicht?

J. Morell.

Mannigfaltigkeiten.

Als sich die letzte Krankheit des Königs von Preußen sehr bedenklich zeigte, war in Berlin in der Besprechung der Aerzte die Rede davon, ob man nicht von München den berühmten Arzt Nix kommen lassen sollte. Der königliche Leibarzt Dr. Schönlein soll jedoch gegen die Berufung des Münchener Doktor protestirt haben, indem er seine Kollegen darauf aufmerksam machte, daß alsdann die Bulletins über den Gesundheitszustand des hohen Kranken also unterschrieben wären: Schönlein Weiß Nix!

Redakteur: Gustav Neffert.
Druck u. Verlag der Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 265 Freitag, 6. November 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

XVII.

Mit der von den Russen verlorenen Schlacht an der Tschernaja schien auch das Schicksal Sebastopols besiegelt zu seyn. Ein unablässiges Hin- und Hermarschiren der russischen Truppen zwischen ihrem Lager und dem Tschernajathale folgte auf diese mörderische Schlacht, und man glaubte allgemein, der Fürst Gortschakoff wolle dort noch einmal sein Waffenglück versuchen. Doch hätte ihn dazu allerdings nur die äußerste Verzweiflung anspornen können, denn die Position der Verbündeten war seit der Schlacht noch weit mehr verstärkt worden. Am 17 August begann das letzte Bombardement auf die Festung und zwar mit einer Macht und einem Ungestüm, welche alle vorhergegangenen Kanonaden bei Weitem übertrafen.

Die bisher weniger beschädigten Gebäude in der Stadt sanken nun größtentheils in Trümmer, nur die Kathedrale hob noch ziemlich stolz ihr Haupt empor, und schien dem feindlichen Feuer Trotz bieten zu wollen, das furchtbar in ihrer Nähe wüthete. Und dennoch blieb sie nicht verschont, denn an mehr als hundert Stellen bemerkte man an dem Dache die feindlichen Kugelspuren und die zertrümmerten, rauchgeschwärzten Fenster verriethen, daß der Brand im Innern gewüthet hatte. Die Stufen und Säulen des Vorbaues lagen zersplittert umher, ja selbst die Ruhe der Todten war zerstört worden, denn eine Bombe war bis in die kleine Kapelle gedrungen und hatte Sarg und Leichnam des Admirals Korniloff zertrümmert und in Stücke zerschmettert. Fast alle Einwohner, bis auf sehr Wenige, hatten die Unglücksstadt längst verlassen. Auf den Straßen bemerkte man nur noch Militär und besonders die Minirer, die am hellen Tage überall ihre Zerstörungsvorbereitungen trafen. Endlose Transporte zogen von den halbzertrümmerten Magazinen zum Hafen hinab, um die dort noch aufgespeicherten Vorräthe über die Schiffbrücke nach dem Nordfort hinüber zu retten. Fünfzehn Tage lang hatte der Fürst Gortschakoff an dieser Brücke bauen lassen, um sich und dem Reste der Besatzung den Rückzug über die Rhede zu sichern. Sie wurde zwischen dem Fort Nikolaus und der auf dem Norduser gelegenen Michaelsbatterie aufgeschlagen und war beinahe 3000 Fuß lang.

Am 24. August überstieg das Feuer der Verbündeten Alles was bisher für möglich gehalten wurde, kein Donner, kein Brausen eines Orkans kann einen Begriff davon gewähren. Es gibt in der ganzen Natur nichts, was sich mit diesem unaufhörlichen Krachen, Donnern, Rasen und Toben vergleichen ließe. Die Wirkung war schrecklich und die Russen verloren täglich mehr als tausend Mann, während ihre Batterien kaum noch fähig waren, das feindliche Feuer auch nur schwach zu erwidern. Die ganze Vorstadt war bereits ein einziger Trümmerhaufe, aber zwischen den Trümmern standen noch einzelne Batterien in ausgezeichneter Ordnung. Auch ihre Flatterminen ließen die Franzosen springen und der Schaden, welcher in diesen letzten Tagen an den festen Werken angerichtet wurde, wirkte so vernichtend, daß an eine Ausbesserung nicht mehr zu denken war. Inzwischen verstärkten die Verbündeten vom 5. Sept. an das Bombardement bis zu einem unglaublichen Grade. Es war ein unaufhörliches Rottenfeuer mit Bomben und Kugeln vom größten Kaliber, so daß sämmtliche festen Werke der ganzen, russischen Vertheidigungslinie zertrümmert und zum Theil verschüttet wurden.

So nahete endlich der 8. Sept., an welchem Tage der General Pelissier einen entscheidenden Sturm beabsichtigte. Am frühen Morgen dieses Tages sollte die Artillerie der Angriffsfronte das Feuer wieder mit aller nur irgend möglichen Energie aufnehmen und alle noch vorhandenen Minen springen lassen. Dann sollte Mittag 12 Uhr der Sturm beginnen, und zwar sollten die Russen auf den wichtigsten Punkten ihrer Vertheidigungslinie zu gleicher Zeit angegriffen werden. Der Hauptpunkt auf den es abgesehen war, betraf das hinter der

Malakoffthurme befindliche große Schanzwerk, welches die Korniloff-Redoute oder Bastion genannt wurde, weil dieser bereits gefallene General es angelegt hatte. Sie war eine sehr große Redoute und konnte beinahe für eine Zitadelle gelten, denn da sie auf dem sogenannten Malakoffshügel erbaut war, so beherrschte sie das ganze Innere der Schifforvorstadt bis zur Rhede hinab und zugleich den Kriegshafen. Sie bestrich den großen Redan im Rücken, und war nur 3600 Fuß vom Hafen entfernt. Ihre Länge betrug 1050 Fuß und ihre Breite 450 Fuß. Die Brustwehren, vor welchen sich ein tiefer Graben befand, waren 19 Fuß hoch über dem Boden und an Geschützen hatte das Werk 62 Kanonen schweren Kalibers. Der eigentliche Malakoffthurm, von dem während der ganzen Belagerung so viel die Rede war, stand von der Korniloff-Redoute umgeben, war aber durch das Bombardement größtentheils zusammengestürzt, und nur das unterste, nicht mit Kanonen armirte, sondern nur zur Gewehrvertheidigung eingerichtete Stockwerk, war noch erhalten. Die Besatzung der Korniloff-Redoute betrug gewöhnlich 2500 Mann.

Vergebens hatte Stanislaus Krasinsky bis zu diesem Tage gehofft, daß man ihn vor Gericht stellen würde. Alle Bitten und Vorstellungen, die er deßhalb an den alten Arzt und an den Schließer stellte, waren fruchtlos, denn man hielt ihn nun einmal für wahnsinnig und glaubte deßhalb auch seine Reden nicht beachten zu dürfen. Ungefähr eine Woche nach seiner Verhaftung glaubte er freilich eines Nachts, als man ihn aus dem Schlafe weckte, daß man ihn zu seinen Richtern führen werde, doch er hatte sich getäuscht, denn man brachte ihn nur aus dem Fort Paul nach dem Malakoffthurme, wo man ihn in ein noch ziemlich festes Gemach zu ebener Erde einschloß, welches keine Fenster hatte, sondern nur schmale Schießscharten für Flinten. Hier befand sich der Unglückliche auch noch während des letzten, gräßlichen Bombardements. Er hörte den entsetzlichen Donner, das Einschlagen der Kugeln, das krachende Platzen der Bomben, das Schmettern der Signalhörner, das verzweiflungsvolle Geschrei der Verwundeten und das schauerliche Aechzen der Sterbenden. Er selbst aber rannte, wie ein gefangener Löwe, in seiner engen Kerkerzelle auf und nieder, er fühlte, wie die an mehreren Stellen schon zerrissenen Mauern von Zeit zu Zeit erbebten, wenn sie von einem neuen Wurfgeschosse getroffen worden waren, und mußte mit jedem Augenblicke befürchten, daß der ganze morsche Bau über ihm zusammenstürzen und ihn unter seinen Trümmern begraben würde. Wüthend rüttelte er zuweilen an der eisernen Thür, die sein Gefängniß schloß, aber sie spottete jeder menschlichen Anstrengung und wich nicht aus ihren Angeln. Vergebens schrie er durch die Schießscharten hinaus, den Soldaten zu, ihn zu befreien und erbat sich an ihrer Seite zu kämpfen bis zum Tode, in dem furchtbaren Rasen des Kampfes gingen seine Worte spurlos verloren.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Familienleben.

(Fortsetzung.)

Gehen wir zur bessern Verständigung dieser Scene auf kurze Zeit in die Vergangenheit zurück. Es war während der sechsmonatlichen Abwesenheit Margaritha's, als Frau von Notting, eine noch immer stattliche Frau in den Vierzigern, mit der ältesten Tochter zu der Vorstellung fuhr, welche eine eben anwesende berühmte Kunstreitergesellschaft angekündigt. Die Damen, etwas spät kommend, fanden den Zirkus schon übermäßig gefüllt, und sich in ziemlicher Verlegenheit, denn es schien eben so unmöglich, die dichten Reihen zu durchbrechen, als heimzukehren, da die Equipage des Barons bereits zurückgefahren war. Gedrängt und außer Stand vor- oder rückwärts zu kommen, murmelte Frau von Notting leise Verwünschungen über diese unangenehme Situation, als eine sonore Männerstimme an ihrer Seite in ehrerbietigem Tone sagte:

„Gnädigste Frau, darf ich um Ihren Arm bitten, Sie und das Fräulein aus dem Gedränge zu führen?“

Frau von Notting drehte mühsam den Kopf und sah das interessante Gesicht eines jungen hochgewachsenen Mannes, der sich zu ihr Bahn gemacht und mit Anstrengung die heranstürmende Masse der Schaulustigen von ihr und ihrer Tochter abzuhalten suchte.

Ich bin der Lieutenant von Sellberg, sagte er, so eilig als verbindlich, meine Tante, Frau von Melden, die das Glück Ihrer Bekanntschaft genießt, gewahrte die Verlegenheit der gnädigen Frau und sendet mich jetzt, die Damen, für die sie noch Plätze hat, zu ihr zu geleiten.

Sie sind uns ein wahrer Retter in der äußersten Noth, rief Frau von Notting beinahe laut und legte ihren Arm freudig in den des jungen Offiziers, dessen linken bereits Adelheid angenommen. Er führte die Damen, ritterlich jede Unbequemlichkeit beseitigend, zu der erwähnten Tante, welche, obgleich zu den entfernteren Bekannten des Notting'schen Hauses gehörend, jetzt mit großer Wärme begrüßt ward; die bereiten Sitze wurden freudig eingenommen und auch der junge Offizier fand hinter Fräulein Adelheid noch ein Plätzchen.

Während die beiden älteren Damen nicht ermüdeten der eben erlebten Scene die Erzählung einer Menge ähnlicher zur Seite zu stellen und die Chronik der neuesten Erlebnisse aus der Gesellschaft daran zu reihen, wendete Adelheid das große schwarze Auge auf den jungen Mann, der sich ihr so hülfreich erwiesen, und die gewinnende Persönlichkeit Sellbergs, die feine ruhige Art, mit der er ihren kurzen geistreichen Dankesworten begegnete, veranlaßte sie, die Unterhaltung fortzusetzen, die bald nicht bloß bei diesem einseitigen Thema verweilte.

Der junge Graf fand sich angenehm beschäftigt. Er hatte eine gute Erziehung genossen, London und Paris, selbst die stolze Kaiserstadt an der Newa gesehen. Er erwähnte die Wunder der Kunst an der Themse und Seine, schilderte mit Anmuth den Eindruck, den der Dom der Invaliden mit dem Grabe des kaiserlichen Märtyrers hervorbringe, pries die kolossale Schönheit der nordischen Persepolis, die einen andern Maßstab verlange, als alles bisher Gesehene, weil der menschliche Wille hier verstanden, selbst das Widerstreben der Natur zu besiegen, die Elemente sich dienstbar zu machen, und die rohe Kraft dem Gesetze der Schönheit zu beugen.

Der junge Graf sprach vorzüglich. Es war keine rhetorische Vollendung in seinem Vortrage, nicht der Styl des Künstlers, der dichterische Erguß hochpoetischer Begeisterung — er drückte nur einfach, aber in gewählter Form sein Empfinden aus, eine verständige klare und doch warme Anschauung des Vortrefflichen, was er gesehen, durchempfunden und verstanden — ein gesundes Urtheil, frisch, unbefangen und kräftig, dabei bescheiden und klar, gleich entfernt von enthusiastischer Ueberschwenglichkeit wie von der kühlen Nüchternheit unsrer neuesten Touristen, denen die Erde für die vornehme Geringschätzung ihrer Ansprüche zu klein und schlecht ist.

Adelheid fühlte sich wunderbar angezogen. Der junge Mann sagte ihr keine einzige Schmeichelei, keine einzige Artigkeit, und dennoch empfand sie mit einem bis dahin ungekannten Interesse, daß er den Geist eines hochgebildeten Weibes in ihr erkenne, daß er sie eben durch diese Art wahrhaft auszeichne. Sie ging mit dem ihr eigenen originellen Scharfsinne nicht überall in seine Ansichten ein, unterließ jedoch zum Erstenmale jene ironische Manier, die mehr oder minder beißenden Sarkasmen und hochfahrende Ueberlegenheit, welche sonst in jedem Gespräche mit den Männern hervortrat.

Die Vorstellung war zu Ende. — Adelheid begriff den schnellen Pflug dieser Stunden nicht und hatte doch wenig von den Kunstleistungen der Gesellschaft gesehen. Sellberg führte Mutter und Tochter zu dem wartenden Wagen und empfing die freundliche Einladung der Baronin Rotting mit allen Zeichen dankbarer Anerkennung.

Nach einigen Tagen erschien der junge Graf im Vorzimmer des Barons. Der ehemalige Bankier nahm ihn artig auf, erwähnte des Ritterdienstes, den er Frau und Tochter geleistet, flüchtig, und führte ihn dann in das Empfangszimmer seiner Gemahlin, wo er Adelheid im gewählten Morgenanzuge mit den politischen Blättern der Tagespresse beschäftigt fand. Das flüchtige Erröthen ihres geistvollen Gesichtes entging dem jungen Manne, der in der That die neue interessante Bekanntschaft mit innerem Vergnügen begrüßte. Es erschien nach und nach mehr Besuch, aber Adelheid und der Graf, bald wieder im anziehenden Gespräch, zeigten so wenig Theilnahme für das elegante Geplauder ringsum, daß schon am andern Morgen auf der Parade die Neckereien der Kameraden den jungen Offizier mit der Pallas Minerva, wie Adelheid in einigen Zirkeln genannt ward — arg heimsuchten. Sellberg lächelte und beantwortete den Scherz so unbefangen, daß die Stimmen getheilt blieben, ob ein wirkliches Interesse ihn an die schöne geistreiche aber kaltstolze Adelheit fessele, oder er nur das gewagte Experiment versuchen wolle, dieses bisher unüberwindliche Herz zu erobern. — Er ließ das auf sich beruhen; die imposante Erscheinung des Fräuleins, auch wohl die sichtliche Beachtung und Freundlichkeit, die ihn ausgezeichnet, während so manche Andere, die — das mußte er sich gestehen — ihm in keiner Hinsicht nachstanden, eine mindestens steife Zurückhaltung, wo nicht die verletzende Schärfe ihres beißenden Witzes traf — Alles das schmeichelte seiner Eitelkeit, ohne daß er sein Herz ernstlich gefragt hätte, was Adelheid ihm sey.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Ueber den Tod der fünf unglücklichen Kinder in Bollenheim (vergl. Nro. 260 und 263 der Zeitung) wird folgender ausführlicher Thatbestand, der beinahe an's Unglaubliche gränzt, aktenmäßig konstatirt: „Am 25. Oktober waren drei Kinder des hiesigen Nagelschmieds Hübner, und zwei Kinder des Schuhmachers Frische in den Nachmittagsstunden im Garten und resp. Sommerhause des Letztern zu fröhlichem Spiel vereint. Zu ihnen gesellte sich der durch seine Ungebundenheit und Tücke stadtbekannte zwölfjährige Pflegesohn des Töpfers H. und nimmt Theil am Spiel. Im Sommerhause steht außer Sopha, Tisch, Stühlen, auch ein Jahrmarktkasten, wie ihn Schuhmacher brauchen. In diesen Kasten begeben sich auf Zurede[illegible] Knaben die größern Spielgenossen, die klei[illegible] nachbefördert. Nun wird de[illegible]der, was [illegible] ihm [illegible] kurzem Handgemenge

fünf unschuldigen, nichts Böses ahnenden Opfer auf dem kleinsten Raum zusammengedrängt über- und nebeneinander hocken, zugeschlagen und der Unhold setzt sich darauf. Drei volle Viertelstunden hört er mit gräßlichem Wohlbehagen die Hülferufe, die flehentlichsten Bitten und das endlose Jammergestöhn. (Welche Gefühllosigkeit und Bosheit!) Endlich schweigt das Todesgebet, die Sterbeseufzer verstummen, und das Opfer ist vollbracht; schon spielt der bitterste Tod mit den unschuldigen Kindern. Jetzt erst verläßt der Mörder seinen Sitz und schaut nach seiner Beute; sie zuckt nur noch und er sieht sein Werk, von Niemanden geahnt oder gesehen, als gelungen. Denn sterben sollten die Unschuldigen! das ist sein Wille gewesen, wie er selbst, Angesichts seiner Opfer, mit der größten Kaltblütigkeit vor Gericht ausgesagt hat. Und — damit ihm nichts die Beute noch streitig mache, bringt er den Kasten unter Verschluß und Riegel, und verläßt erst jetzt den Schauplatz seiner That, um den „Drachen“ steigen zu lassen. Beim Ausgang aus dem Garten aber g'wahrt ihn von der Straße her seine nachherige Anklägerin, ein Töchterchen des Kupferschmieds Stephan von hier. Als Abends die Kinder gefunden wurden, dachte man zuerst an einen unglücklichen Zufall. Aber bald war es klar, daß Mörderhand hier gehaust und nicht ein unbedachtes Spiel das tragische Ende der Kinder, ein Knabe und vier Mädchen im Alter von vier bis neun Jahren herbeigeführt habe, da ja der Kasten von außen verschlossen und verriegelt gefunden wurde. Durch das schon erwähnte Mädchen wird der Verdacht zur schauderhaften Gewißheit und grauenhafter Schreck erfaßt Alles, als der von der Schulbank geholte Knabe seine schwarze That, Angesichts seiner Opfer kaltblütig und ohne Zeichen jeglicher Reue gestanden hatte. „Die dort hat mich besonders, inbrünstig um Erlösung angefleht, aber ich wollte Aller Tod“, sind u. A. Geständnisse des jugendlichen Uebelthäters. Die Motive seiner That lassen sich aber noch nicht bestimmen. Daß er aber nicht unzurechnungsfähig gewesen, daß er vielmehr aus Ruchlosigkeit und Bosheit gehandelt haben müsse, geht neben vielem Andern auch daraus hervor, daß er bei dem durch den Staatsanwalt erforderten Hersagen der Zehngebote das fünfte stets ausließ und nur auf wiederholtes Auffordern mit Sicherheit hersagen mochte. Heute wurden sämmtliche Leichen, unter Thränenströmen und bei einem Gefolge, wie es Volkenheim noch nie gesehen, dem gemeinsamen Grabe anvertraut.“

D[illegible] ezki-Verein“ überraschte dieß- [illegible] tage, den greisen Feldmarschall, dessen Namen der Verein trägt, mit einer prächtigen Aquarellzeichnung und nachfolgendem Gedicht:

Zur Genesung edler Held!
Der Du siegreich die Soldaten
Wie die Herzen kommandirt —
Jüngst bei deines Unfalls Kunde
Ging ein Schrei aus jedem Munde;
Mit Gebeten statt Granaten
Ward der Himmel bombardirt.
War in Waffen da zu schauen
Volk aus aller Herren Gauen,
Sonder Zahl.
Wie bedrängen, wie bekriegen
Sie den höchsten General!
Huldreich läßt er sich besiegen;
Ohne Säumen
Schon muß räumen
Krankheit auf sein Wort das Feld.
Hörst Du's freudig rings erklingen,
Eine Welt Dir Glückwunsch bringen?
Heil, Genesung, theurer Held!

Der Münchener „Punsch“, nachdem er für den 1857r Traubensaft fast ein Dutzend, auf unsere politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse sich beziehende Namen vorgeschlagen, sagt schließlich: — oder um alle Zustände zusammenzufassen und mit einander hinunterschlucken, betitle man ihn „Lacrimae Europae!“ Sollte aber auch diese Benennung nicht acceptirt werden, so dürfen wir keine Angst haben, daß das neue Gewächs etwa namenlos durch die Welt laufen muß. O nein! Die Herren Weinhändler und Weinwirthe werden schon wissen, wie sie den Wein taufen!

Der Pariser „Figaro“ gibt eine Uebersicht der Spielbanken in Baden Wiesbaden, Ems, Homburg, Spaa, Genf, Monaco ꝛc. Die von den sieben genannten Banken in einem halben Jahr gewonnenen Summen werden auf 7 Millionen Frcs. geschätzt. Von der im Palast Fazy in Genf etablirten Spielbank heißt es: „Auffallend ist, daß die Spielbank sich mittelst einer Miethe von 25,000 Fr. im eigenen Hause des Staatsrathspräsidenten einlogirt hat. Allgemeine Kosten dieses sogenannten „Fremdenzirkels“ 125,000 Fr.; Reingewinn 300,000 Fr.“

In Regensburg kündigte der Augustiner-Bräu „Nena Sahib-Knödel-Parthie mit pikanter Sepoys-Sauce“ an, die begeisterte Theilnahme gefunden hat. Die zwölf- und zwanzigpfünder Knödel, die die Engländer nach Delhi geworfen, haben den Sepoys gewiß lange nicht so gut geschmeckt, als den Regensburgern die Augustiner „Nena-Sahib-Knödel“.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 266 Samstag, 7. November 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

Es mochte gegen Mittag seyn, als plötzlich ein furchtbares Krachen erfolgte, dem sich ein dumpfes Poltern beigesellte, worauf der Gefangene in eine dichte Staubwolke eingehüllt wurde. Er blieb mehrere Minuten lang wie betäubt in einen Winkel gelehnt, und erst als der fast erstickende Staub sich einigermaßen verzogen hatte, bemerkte er zu seinem freudigen Erstaunen, daß das Tageslicht durch eine weit größere Oeffnung, als er jemals gewahrt hatte, in seinen Kerker fiel. Eine vierundachtzigpfündige Kugel hatte gerade zwischen zwei Schießscharten, die so schon morsche Mauer gänzlich zertrümmert, und der Unglückliche glaubte kaum seinen Augen trauen zu dürfen, als er bemerkte, daß die feindliche Kugel ihm zugleich einen Rettungsweg eröffnet hatte. Der neuentstandene Mauerspalt war geräumig genug, um hindurchkriechen zu können, und in wenigen Augenblicken war er frei.

Er blickte um sich, aber in den weiten Räumen der Korniloff-Bastion herrschte nur noch der Tod und das Verderben. Die Leichen lagen haufenweise umher und Verwundete und Sterbende waren in alle Winkel gekrochen, um sich vor dem entsetzlichen Feuer zu schützen, welches unausgesetzt raste. Der Himmel war, wie bei einer Feuersbrunst von den die Luft durchsausenden, glühenden Geschossen geröthet. Es war ein Wunderwerk, daß überhaupt noch Menschen unter diesem Höllenfeuer auszudauern vermochten, und nur ein Paar hundert Marine-Artilleristen, welche sich dem Tode geweiht zu haben schienen, wie ihre bereits vorangegangenen tapfern Admiräle Korniloff, Istomin und Nachimoff, bildeten die Besatzung der weiten Bastion. Die Infanterie, welche hier bisher als Besatzung gedient hatte, war zum Theil geflüchtet, zum Theil bereits aufgerieben. Das zweite Battaillon des Regiments Praga, durch welches man sie hatte ersetzen wollen, war gleich bei seinem Einrücken in die Redoute von sieben bis acht Hohlkugeln zugleich getroffen worden, wodurch es größtentheils vernichtet und auseinandergesprengt wurde. Das Bataillon eines andern Regimentes gelangte zwar glücklich in die Werke, wurde aber binnen wenigen Minuten beinahe um zwei Drittheile vernichtet und Alles, was noch flüchten konnte, stürzte wieder in das Freie zurück. Seitdem hatte man keinen Versuch mehr gemacht, die Besatzung wieder zu ergänzen.

Stanislaus nahm sogleich einem gefallenen Offiziere Degen und Pistolen ab und bewaffnete sich damit. Kaum war dieß geschehen, so schwiegen plötzlich alle feindlichen Batterieen und der Sturm begann gerade um zwölf Uhr Mittags. Die Tambours schlugen ihre Wirbel, die Hornsignale riefen zum Sturme, und wie eine aus dem Erdboden hervorwachsende Armee, tauchten drei französische Divisionen zugleich aus den Laufgräben empor, und mit dem weithin schallenden Rufe: „Es lebe Frankreich!" stürzten sich die unerschrockenen Krieger auf die Vertheidigungswerke der Russen. Das erste Zuavenregiment bildete die Spitze, dann folgte die erste Brigade der Division Mahon, und hinter dieser das siebente Infanterieregiment, zu dessen Linken sich das vierte Jägerbataillon auf die linke Flanke und den ausspringenden Winkel des Malakoff warf. Nur mit großer Anstrengung vermochten die Soldaten den breiten, tiefen Graben zu überschreiten und die steile Abdachung des Walles zu erklimmen, aber es gelang. Endlich erreichten sie die Brustwehren, welche freilich nur schwach von den Russen besetzt waren, aber sie wehrten sich tapfer. Es war wieder ein schreckliches Kämpfen, Mann gegen Mann, Auge in Auge, wo nur die physische Kraft, Unerschrockenheit und Besonnenheit den Ausschlag geben können. Die Russen standen größtentheils wie in die Erde gewurzelt und ließen sich auf dem Platze tödten, wie Opferstiere. Waren ihre Waffen unbrauchbar geworden, so vertheidigten sie sich mit Mauertrümmern, Steinen, Hacken, Kanonenwischern, Aexten, kurz mit Allem was ihre Hand zu erreichen vermochte. Doch die behenden Zuaven stießen Alles mit dem Bajonett nieder, was sich ihnen widersetzte und sprangen nach kurzem Handgemenge

auf die Brustwehr und in das feste Werk hinein, ihre Kameraden stürzten ihnen nach, und so wurde die gefürchtete Korniloff-Bastion, welche so lange den riesenhaftesten Anstrengungen widerstanden hatte, genommen. Mit ihr fiel auch der ganze obere Theil des Malakoffhügels, so wie der halbverfallene Thurm selbst in die Hände der Franzosen, die auf den Trümmern desselben ihre dreifarbige Fahne aufpflanzten.

Stanislaus hatte tapfer mitgekämpft, war aber mit wenigen Ueberlebenden endlich aus dem festen Werke hinausgedrängt worden. Damit war jedoch der Sieg noch nicht entschieden. Als die Russen die Fahne Frankreichs vom Malakoffhügel wehen sahen, und die Nachricht sich verbreitete, daß die Feinde den wichtigsten Punkt der Festung, wie im Fluge genommen hatten, da durchlief ein jäher Schreckensruf ihre Reihen, und das ganze Heer schien zur Flucht bereit sich auflösen zu wollen. Doch bald wechselte die Stimmung, ein heftiger Zorn kam über sie und ganze Regimenter forderten laut gegen den Feind geführt zu werden, um ihn vom Malakoffhügel wieder zu vertreiben. Da stellte sich der alte General Chrulew an die Spitze des Ladogaschen Jägerregiments, um das schwere Werk zu versuchen. Die Trümmer der zurückgedrängten Besatzung, unter welchen sich auch Stanislaus befand, schlossen sich ihm an. Aber ehe sie noch wieder in die Werke einzudringen vermochten, wurden sie von einem mörderischen Gewehrfeuer empfangen. Gleich beim ersten Angriffe wurde der General Chrulew, der sich zu weit vorgewagt hat, verwundet, und Stanislaus, welcher sich ihm immer zur Seite hielt, rettete ihm Freiheit oder Leben, indem er mit einem kleinen Trupp Ladogajägern eine Abtheilung Zuaven zurückhielt, welche die wüthendsten Anstrengungen machten, um sich des Generals zu bemächtigen. Er wurde auch glücklich in Sicherheit gebracht und Stanislaus, während er sich mit den Jägern zurückzog, von einer ihm nachgesendeten Kugel am Haupte getroffen, stürzte zu Boden. Auch der General Lysenko sank tödtlich getroffen nieder, als er mit neu herangezogenen Regimentern einen zweiten Angriff wagte, und ebenso wurde General Juseroff, der einen dritten Angriff versuchte, auf der Stelle getödtet und außer ihm fielen noch viele Offiziere, todt oder verwundet. Die Leichen lagen auch hier haufenweise übereinander und man erkannte endlich, daß jeder neue Versuch nur nutzlose Opfer kosten würde, denn die Franzosen hatten sich bereits auf dem eroberten Malakoffhügel förmlich festgesetzt und bedeutende Verstärkungen an sich gezogen.

Zur Rechten und im Zentrum waren aber auch die französischen Divisionen Dulac und Motterouge nicht müßig gewesen und hatten sich nach einem heißen Kampfe des Kielbucht-Redans und der Courtine, welche zwischen diesem und dem Malakoff lag, kühn bemächtigt und die Russen daraus vertrieben. Bei diesem Kampfe wurde der tapfere General Bosquet durch einen großen Bombensplitter in die rechte Seite getroffen und bedeutend verwundet. Dieselbe Bombe aber tödtete auch den ritterlichen, tapfern Artillerie-Major Hector de Beaumonte, der seit dem Tode Aminda's in eine finstere Verzweiflung verfallen war und sich nicht hatte abhalten lassen, an dem gefahrvollen Sturme theilzunehmen. Sein Freund Charles Morand trug ihn sterbend aus dem Gefechte und er verschied in seinen Armen. Weniger glücklich waren die Engländer, welche in Gemeinschaft mit der französischen Division Levaillant den Angriff auf den großen Redan unternahmen. Der Sturm wurde zwar mit großem Ungestüm ausgeführt und Engländer und Franzosen drangen auch in das feste Werk hinein, allein die Russen hatten sich hintereinander folgenden Traversen aufgestellt und unterhielten nicht allein ein mörderisches Gewehrfeuer auf die Stürmenden, sondern demaskirten auch eine lange Reihe von Geschützen, welche ein unaufhörliches Kartätschenfeuer ausspieen. Die beiden französischen Generäle Couston und Trochu, welche das Kommando führten, wurden verwundet und Franzosen und Engländer mußten sich endlich mit schwerem Verluste zurückziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Familienleben.

(Fortsetzung.)

So vergingen mehrere Wochen. Sellberg benutzte jede Gelegenheit, dem Fräulein seine ehrfurchtsvolle Huldigung zu bezeugen. Er versorgte sie mit den neuesten Journalen und Büchern, er eilte, ihr die Ereignisse und Fragen der Zeit, die Momente der Tagesgeschichte, wofür sie ihr lebhaftes Interesse ausgesprochen, aus den sichersten Quellen mitzutheilen. Adelheid empfand diese zarte Aufmerksamkeit dankbar, und ein reizendes Lächeln belohnte ihn dann wohl zuweilen. Er interessirte sich mehr und mehr für sie; — ihre fast männliche Bildung und seltenen Kenntnisse, der umfassende Scharfblick, die oft bewunderungswürdige Reife ihres Urtheils, selbst der nie fehlende pikante Witz zog ihn immer mehr an. Er sehnte sich nach den Stunden, den Veranlassungen, die ihm gestatteten, die geistreiche Freundin aufzusuchen, mit ihr zu plaudern, zu streiten, die energische kräftige Auffassung ihres klaren Verstandes, ihrer kühnen und glänzenden Kombinationen zu bewundern. Und Adelheid? — Sie erkannte sich selbst noch nicht — aber in diesem

stolzen kalten Herzen regte sich zum Erstenmale ein Etwas, von dem sie sich noch keine Rechenschaft abzulegen vermochte. — Sie empfand eine unbehagliche Leere, wenn er mehrere Tage, endlich, wenn er einen Tag nicht erschien. Sie weilte öfter und lange am Fenster, ihr scharfes Auge entdeckte ihn in der weitesten Ferne, ihr Ohr unterschied schon auf der Treppe seinen Schritt vor jedem andern — ihr unwillkürliches Erröthen, wenn er nun eintrat, der beeilte Schlag ihres Herzens, eine gewisse stille Befriedigung, wenn er sich in traulicher Unbefangenheit zu ihr an den Näh- oder Schreibtisch setzte, das aufgeschlagene Buch, die Zeichnung ergriff — Adelheid besaß Virtuosität in dieser Kunst, mit kritischen Blicken betrachtete, lobte oder tadelte, auch wohl in harmloser Tändelei ihre schriftlichen Notizen durchstöberte, ihre kleinen, oft erst halb vollendeten poetischen Versuche las.

Als er dieß einst wieder wagte, entzog sie ihm, scheinbar erzürnt, die Papiere, da ergriff er die weiße Hand und drückte sie, leise um Entschuldigung bittend, zum Erstenmale an seine Lippen.

Adelheid überrascht, sah ihn an — sie blickte in das schöne dunkelblaue Auge des jungen Mannes, welches so freundlich und warm in das ihrige schaute, und ein unbekanntes Gefühl durchzuckte betäubend ihr Inneres — ein Gluthstrom drängte sich an ihr Herz, sie zitterte merkbar und es fehlte ihr die Kraft, ihre Hand zurückzuziehen — eine unendliche Weichheit, eine süße Beklommenheit hatte ihre Seele erfaßt, und nur mit äußerster Anstrengung vermochte sie die Bewegung, welche mächtig ihr ganzes Selbst durchdrungen, zu beherrschen, und — viel zu spät für ihre Ruhe, dem Versucher die Hand, welche er noch fest in der seinigen hielt, zu entziehen.

Seit diesem Tage war Adelheid wunderbar verändert. Die kalte Eisrinde ihres Herzens schien an dem warmen Strahle einer ihr bis dahin fremden Empfindung geschmolzen, die ihr eine neue Welt erschloß. — Sie zeigte sich freundlich, gefügig in allen häuslichen Verhältnissen. Die Zofe, früher unter dem Despotismus der strengen Gebieterin seufzend, sah sich mit einer Güte behandelt, deren Quelle sie nicht zu begreifen vermochte. Adelheid erschien in den Zirkeln des Hauses, wie außerhalb, völlig verwandelt, und dadurch wahrhaft liebenswürdig. Die beißende Spottsucht und heillose Ironie, welche früher unbarmherzig die kleinste Schwäche der Männer wie des eigenen Geschlechts verfolgte, war einer milden Toleranz gewichen, welche Niemand für möglich halten konnte, der zuvor die kalte schonungslose Härte ihres Urtheils erfahren.

Sellberg ahndete von alledem nichts. Der Umgang mit dem jetzt wirklich so anmuthigen als geistreichen Mädchen interessirte ihn hinreichend, ihre Gesellschaft fortwährend zu suchen, denn er befand sich in ihrer Nähe doppelt wohl, weil sie ihm unbewußt Gelegenheit gab, sich selbst geltend zu machen. Sellberg gehörte zu der Klasse junger Männer, die man in der großen Welt mit dem Prädikat charmant, liebenswürdig, gebildet zu bezeichnen pflegt und überall gern sieht. Er war hübsch, das Muster eines eleganten Offiziers, schlank, von tadelloser Tournüre, mit allen Talenten seines Standes versehen, — er ritt vortrefflich — seine Kunst, die wildesten Pferde zu bändigen und mit Grazie unter den Fenstern der gefeiertsten Residenzschönen zu paradiren, war fast sprüchwörtlich geworden — er tanzte superbe, hatte bereits einige Duelle gehabt, in deren Folge eine kleine Narbe oberhalb des kriegerischen Schnurrbarts seinen Heroismus trotz der unblutigen Zeit bekundete und ihm allerliebst stand. Er war beliebt bei seinen Kameraden, gutmüthig gegen seine Untergebenen, galant gegen alle Damen, bescheiden gegen Männer von Einfluß, von gutem alten Adel, und ob auch ohne Vermögen, doch ohne eklatante Schulden — kurz, ein: „ganz reizender Junge“, wie ihn die Damen der haute volée unter sich nannten. Was ihm an wahrer Tiefe des Geistes, an männlicher Energie abging, vermißte Niemand, hatte doch noch kein Verhältniß seines vierundzwanzigjährigen Lebens solche dringend gefordert. Er selbst empfand diesen Mangel am wenigsten, und so zog ihn der Umgang mit Adelheid um so mehr an, als ihre geistige Ueberlegenheit ihn überall vollkommen ergänzte, und ihm dadurch in seinen eigenen Augen eine Bedeutung gab, deren Ursprung er sich selbst nicht gestehen mochte.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß gerade ausgezeichnete Frauen sich häufig zu den Männern neigen, die ihnen in geistiger Hinsicht nicht ebenbürtig sind. Wollte man das aus dem zunächst liegenden Umstande erklären, daß es der weiblichen Eitelkeit vielleicht schmeichelte, da nicht übersehen zu werden, wo nach der natürlichen Bestimmung dem Weibe nur der zweite Platz gebührt, sie folglich hier den eigenen Reichthum ungehindert geltend machen kann, so möchte dieses Argument doch nicht überall hinreichend seyn. Eher dürfte man behaupten, daß die Liebe, dieser Proteus, der in jedem Individuum seine Gestalt wechselt, sich unvermerkt am sichersten da einschleiche, wo der Verstand sich dergestalt dominirend glaubt, daß die Behutsamkeit aufhört, und so die geträumte Sicherheit wie Schnee an der warmen Frühlingssonne zerrinnt, besonders wenn der Gegenstand versteht durch seine ganze Individualität, und die Art, wie diese auf Gemüth und Sinne wirkt, die eigentliche Natur des Weibes, die

nur bei seltenen abnormen Erscheinungen sich völlig verläugnet, vorherrschend zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Verbrechen auf der Waterloo-Brücke in London.

Das „Journal du Loiret" gibt der Vermuthung Raum, daß das vielbesprochene „Verbrechen auf der Waterloo-Brücke zu London" in Frankreich begangen worden sey. Vor bald einem Monate — erzählt genanntes Blatt — verschwand Hr. B.... Sohn, Bankier zu Montargis, verheirathet und Familienvater, ohne daß man irgend etwas über sein Schicksal in Erfahrung bringen konnte. Sein Verschwinden kann weder Geschäftsunfällen, noch häuslichem Verdrusse zugeschrieben werden. Vor einem Monate reiste er nach Orleans ab und nahm 11,000 Fr. in Banknoten mit, die für seinen Geschäftsfreund bestimmt waren. Da er bei der Ankunft zu Orleans auf seine Anfrage erfuhr, daß er bis Paris reisen und am selben Tage wieder zurückkommen könne, so reiste er sofort dahin ab, wo er einige Geschäfte abschloß, die ihn länger aufhielten, als er dachte. Er übernachtete in seinem gewöhnlichen Gasthofe und verließ diesen am nächsten Morgen, um nach dem Bahnhofe zu gehen. Am Abende vorher hatte er seiner jungen Frau geschrieben, ihr die eingetretene Verzögerung mitgetheilt und seine Ankunft auf den zweiten Tag angemeldet. Von diesem Augenblicke an aber blieb man ohne alle Nachrichten von ihm, und alle Forschungen der Polizeipräfektur und beider Familien blieben bis heute fruchtlos. Die vor dem Coroner (Todtenbeschauer) von Winchester über das Verbrechen auf der Waterloo-Bridge eingeleitete Untersuchung erweckt schmerzlichen Argwohn, da die wenigen Aufschlüsse, welche die englischen Blätter über Gesicht, Farbe der Haare und des Barts, die Kleidung des Ermordeten bringen, auf Hrn. B. . . . passen. Allerdings wurden die Reste des Opfers in London entdeckt. Aber wäre es nicht möglich, daß Hr. B. das Opfer eines Verbrechens in Frankreich wurde und die Thäter die Spuren ihrer Schuld weit fort brachten, um den Nachforschungen desto sicherer zu entgehen? Für letztere Annahme spricht der Umstand, daß die Ueberreste in eine die Fäulniß verhindernde Masse getaucht worden waren. Hr. B. Vater hat bereits an den Coroner geschrieben.

Mannigfaltigkeiten.

Zwei Erzschelme vollführten vor ein paar Tagen in Wien ein in gemeinschaftlicher Zuchthaushaft ausgehecktes und nach ihrer Freilassung nun wirklich in Scene gegangenes Gaunerstückchen. A. zieht die Uniform eines Polizeikommissärs an. B. spielt die Rolle eines Gerichtsdieners und Beide begaben sich zur Abendzeit in mehrere Geschäftsgewölbe, „um nach falschem Gelde zu fahnden". Der erste Versuch mißglückt, da der Eigenthümer nicht zu Hause und die Kasse verschlossen ist; im zweiten Komptoir übergibt die Eigenthümerin eine Summe von circa 24,000 fl., welche lange durchgesehen, dann „verdächtig" erklärt, versiegelt und mitgenommen, die Frau zugleich zu präzisem Erscheinen bei dem Oberpolizeidirektor auf folgenden Morgen befohlen wird. Gleiches Manöver mit gleichem Erfolg (d. h. nur Papiere für 1500 fl.) in einem dritten Gewölbe. Nach durchzechter Nacht begibt sich einer der Strolche in eine Wechselstube, um die Papiere gegen baares Geld umzutauschen, die Polizei hatte aber schon Alles erfahren, alle Wechsler avertirt und so wurde das saubere Gespann festgehalten. Hervorzuheben ist bei diesem Falle, daß die um die 24,000 fl. geprellte Handelsfrau das Kind des einen Gauners zu sich genommen hat, weil dasselbe durch die neue Verhaftung des Vaters aller Pflege bar ist.

Charade.

(Dreisylbig.)

Dem Armen sind die ersten Beiden
Im Leben immer zugetheilt;
Sie bringen ihm sein täglich Leiden,
Das nur allein ihr Ende heilt.

Und will er ihnen sich entziehen,
So sucht er oft durch Schuld sein Heil;
Dann wird der Noth er nicht entfliehen,
Oft wird die Dritte ihm zu Theil.

So braucht er doppeltes Erbarmen,
Es schuf die Schuld der Leiden mehr. —
Wie ist doch oft die Kraft des Armen,
Sein Muth das ganze Wort so sehr!

Auflösung der Charade in Nro. 263:

Morgenstern.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag der Wailand'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 267 Montag, 9. November 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Fortsetzung.)

Indessen hatte Fürst Gortschakoff mit seinen Generälen die fernere Unhaltbarkeit der Festung erkannt und beschlossen, dem Feinde die ganze Südseite Sebastopols zu überlassen, sich selbst aber mit der Garnison über die Hafenbucht, in das sogenannte Nordfort zurückzuziehen. Freiwillige und ein Theil der Artilleriemannschaft mußten auf der Vertheidigungslinie bleiben und ein schwaches Feuer unterhalten. Die Barrikaden, welche man innerhalb der Stadt aufgeführt hatte, wurden von fünf Regimentern besetzt und hinter denselben sammelten sich alle noch in der Festung befindlichen Truppen auf dem Nikolaiplatze, und zogen von dort über die Schiffbrücke, während sich die in der Schiffervorstadt stehenden Regimenter auf Dampfern und Segelschiffen nach der Nordseite begaben.

Die furchtbaren Angriffe der Russen, um den Malakoffhügel zurückzuerobern, dauerten bis Nachmittags fünf Uhr und wurden mit einer Erbitterung ausgeführt, welche während des ganzen Krieges noch nicht so grell hervorgetreten war. Doch auch selbst die rasendsten Anstrengungen waren vergebens, die Franzosen hielten sich tapfer im Besitze des eroberten Punktes und die Russen mußten nach ungeheuern blutigen Verlusten endlich abstehen von weiterem Kampfe. Es wurde hierauf nur noch ein Artilleriekampf unterhalten, welcher bis zum vollständigen Einbruche der Dunkelheit fortdauerte. Zwar hofften die Russen noch immer zu einem nächtlichen Angriffe geführt zu werden, statt dessen aber erfolgte halb acht Uhr Abends der Befehl zum Rückzuge der ganzen Besatzung nach der Nordseite der Festung. Das Morden sollte ein Ende haben. Die ganze Südseite Sebastopols sollte freiwillig aufgegeben werden, denn der Verlust des Malakoffhügels hatte dem Feinde den Schlüssel zur Festung in die Hand gegeben.

Noch war die Dämmerung nicht vollständig eingebrochen, so näherten sich der Gegend, in welcher die blutigen Angriffe der Russen stattgefunden hatten, um die Korniloff-Bastion zurück zu erobern, drei barmherzige Schwestern. Es war die Oberin des Ordens, mit ihren beiden gewöhnlichen Begleiterinnen Constantia und Georgine. Die Letztere war nur wenige Stunden in der Gewalt Casimirs geblieben, denn die hellsehende Constantia hatte das Versteck, wohin man sie gebracht, sehr bald entdeckt und sie mit der Oberin befreit, welche in so hohem Ansehen stand, daß sich ihr Niemand zu widersetzen wagte. Man hatte die Entführte hierauf in das Kloster zurückgeführt, und ließ sie nun nicht mehr aus den Augen. Casimir aber entschädigte sich für das Scheitern seines schändlichen Planes dadurch, daß er der Gräfin Tschernakoff seine Huldigungen widmete, welche wieder von dem Grafen Tortschin verlassen worden war, der im Generalstabe des Fürsten Gortschakoff der Schlacht an der Tschernaja hatte beiwohnen müssen, wobei er schwer verwundet und nach Baktschisserai transportirt wurde.

Eine schauerliche Stille herrschte auf dem blutgedüngten Leichenfelde, die nur zuweilen unterbrochen wurde durch das Röcheln Sterbender und die heisern Klagelaute der Verwundeten. Es hatte sich eine bedeutende Anzahl Soldaten, welche versprengt herumirrten, den barmherzigen Schwestern angeschlossen, theils zu ihrem Schutze, theils um die Verwundeten, die sie ihnen bezeichneten, nach den bereitstehenden Wagen zu tragen. Ueberall tönte ihnen der Ruf entgegen: „Willkommen, gute, fromme Schwestern!“ und selbst die schon mit dem Tode Ringenden streckten ihre zitternde Hand nach ihnen aus, um den Saum ihres Kleides zu küssen. Nie aber ist auch wohl irgend Jemandem eine gerechte Verehrung gezollt worden, als diesen wackern, opfermuthigen Mädchen. Während der ganzen Dauer der Belagerung, auf den Bastionen, wie auf den Schlachtfeldern und in den Lazarethen, waren diese edeln, unermüdlichen Seelen den armen Verwundeten nicht nur barmherzige Schwestern, sondern barmherzige Engel.

Constantia ging um einige Schritte voraus, nach allen Seiten ihre scharfen Blicke umherwerfend.

„Was sie nur suchen mag?“ sprach endlich Georgine zu ihrer Begleiterin, der guten Mutter Renata, an deren Arme sie hing, und erhielt von dieser zur Antwort: „Laß sie nur! Sie scheint ihrem Geiste zu folgen, wir dürfen sie nicht stören. Jedenfalls hat es etwas zu bedeuten, daß sie uns, obgleich die Zeit zur Abreise nach Baktschisserai drängt, hierher führte.“

Plötzlich blieb Constantia stehen, kehrte dann zu ihren Gefährtinnen zurück und indem sie ihre Hand ergriff, sprach sie in ruhigem, ernst ermahnendem Tone zu ihr: „Suche Dich zu fassen, Schwester. Sey stark, denn es naht dir ein Augenblick schwerer Prüfung. Ich habe so eben Stanislaus Krasinsky gesehen!“

„O, mein Herr und Gott! Unter den Todten!“ schrie Georgine fast laut auf und stützte sich fester auf den Arm der Oberin, denn ihre Füße drohten unter ihr zusammen zu brechen.

„Ich hoffe, er ist nicht todt, sondern nur verwundet,“ entgegnete Constantia mit seltsamer Zuversicht, ging wieder mehrere Schritte vorwärts, kniete dort bei einem Gefallenen nieder, welcher regungslos vor ihr lag, erhob sein Haupt und entdeckte an der Stirn eine Streifwunde, welche eine heftige Betäubung hervorgerufen hatte, aber sonst nicht gerade gefährlich schien. Sie wehrte Georginen, die sich über ihn hinstürzen wollte, ab, und wendete rasch die zweckdienlichsten Mittel an, um den Betäubten wieder in das Leben zurückzurufen, was ihr auch bald gelang. Stanislaus schlug die Augen auf und sein erster Blick fiel auf Georginens bleiches Antlitz, welches vom letzten Strahle der scheidenden Sonne beleuchtet wurde. Ein unbeschreibliches, seliges Lächeln schwebte um seine Lippen bei ihrem Anblicke und verkündete, daß dieser einzige Moment ihn alle die furchtbaren Leiden der letzten Tage, die ihn fast bis zum wirklichen Wahnsinne trieben, vergessen ließ. Dann aber schlossen sich seine Augen wieder und sein Haupt sank schwach zurück, als ob ihm auf's Neue die Sinne schwänden.

„Sey getrost, Schwester!“ sprach Constantia zu Georgine, die wieder auf's Neue angstvoll die Hände rang, in zuversichtlichem Tone. „Er wird gerettet werden, ich bürge Dir für sein Leben. Jetzt gute Renata laß uns eilen, diese grauenvolle Trümmerstätte zu verlassen. Wir nehmen Stanislaus mit uns. Fort, nach Baktschisserai!“ Sie befahl hierauf mehreren Soldaten einige Verwundete, die sie ihnen bezeichnete und unter welchen sich auch Stanislaus befand, auf Bahren zu legen, die sie bei sich führten und sie fortzutragen. Dieß geschah auch ungesäumt und die barmherzigen Schwestern folgten dem Zuge bis zu einem freien Platze, wo eine ganze Reihe leerer Wagen hielt, theils die Schwestern, deren Hospital und Kloster bereits halb zertrümmert war, theils mehrere Verwundete, welche den Transport noch ertragen konnten, aufzunehmen. Kaum war eine halbe Stunde vergangen, so war Alles geordnet und der traurige Zug setzte sich in Bewegung und verließ rasch die dem Untergange geweihte Feste.

Und diese Eile erwies sich als klug, denn die ganze Garnison, mit Ausnahme der Artilleristen, welche noch einige feste Werke besetzt hielten, waren nebst den Infanteristen, welche die Barrikaden noch besetzt gehalten hatten, in die Schiffervorstadt zurückgezogen worden, um dort nach dem Nordfort überzugehen. Stadt und Festung waren wie ausgestorben und nun begann das Zerstörungswerk. Nicht allein die Festungsgeschütze, die man nicht zu retten vermochte, wurden so viel als möglich in unbrauchbaren Stand gesetzt, sondern auch 35 Pulvermagazine, Batterien, Vorrathshäuser und ganze, feste Forts wurden in die Luft gesprengt. Es war ein gräßlicher Anblick. Ein unabsehbares Feuermeer wälzte sich plötzlich von verschiedenen Seiten herüber die Stadt, und was die feindlichen Kugeln verschont hatten, fraß jetzt die gierige Flamme. Furchtbar aber donnerten die Explosionen dazwischen und ließen die Erde im weiten Umkreise erbeben. Kaum aber, daß die letzten Truppen das nördliche Ufer betreten hatten, entzündeten sich im Hafenbecken neue Brände. Die Russen verbrannten ihre eigene Flotte, damit sie dem Feinde nicht in die Hände fallen sollte. Ein Schiff nach dem Andern loderte empor und dazwischen sah man die alten Riesen der Flotte, die sonst so gefürchteten zwölf Apostel, Linienschiffe ersten Ranges sich tiefer und immer tiefer dem Wasserspiegel zuneigen, und zuletzt mit furchtbarem Zischen in der Fluth versinken. Es war in der That ein grauenvolles, schönes Schauspiel, und wurde nicht allein von den Russen, sondern auch von den Verbündeten mit starrem Staunen und Entsetzen geschaut.

Es war zu Anfang dieser entsetzlichen Zerstörungsscenen, als zwei Personen eilig und wie in wilder Verzweiflung, durch die Ruinen stürzten, um die Schiffervorstadt zu erreichen. Es waren die Gräfin Tschernakoff und Casimir, welche Beide sich in der Wohnung der Ersteren, die sich in einem bequem und elegant eingerichteten, bombenfesten Keller befand, versäumt hatten. Sie waren fest überzeugt gewesen, daß der Rückzug erst am andern Morgen stattfinden würde, wo sie sich ihm dann anzuschließen gedachten. Ihre Dienerschaft hatte sie längst schon verlassen, um sich, unbekümmert um ihre Herrschaft, selbst in Sicherheit zu bringen. Nur Einer war zurückgekehrt, um seine Sachen zu retten und brachte die Nachricht, daß die ganze Besatzung beinahe schon über die Hafenbucht gegangen sey, und daß die ganze Stadt in die Luft gesprengt werden solle. Als man ihm aber nun zumuthete,

sich mit dem Gepäck der Gräfin zu belasten, verschwand er mit seinem Bündel und ließ Beide allein zurück. Jetzt blieb ihnen nichts übrig, als das Werthvollste und Nothwendigste selbst zu ergreifen, und sich so eilig als möglich damit zu flüchten. Aber es war nicht leicht durch die zerstörten Straßen und Trümmerhaufen durchzufinden, und mehrmals wurden sie durch die schrecklichen Explosionen, die in geringer Entfernung von ihnen donnernd emporflammten, wieder zurückgescheucht. So geriethen sie endlich, nach unsäglicher Mühe, zwar aus der Stadt hinaus, aber zwischen die festen Werke, welche auch zum Theil schon in Trümmer lagen und wo sie gar nicht mehr durchzufinden wußten.

(Schluß folgt.)

Ein Familienleben.

(Fortsetzung.)

Eines Mittags als Sellberg in das Hotel des Barons trat, bemerkte er eine ungewöhnliche Bewegung — die Zofe eilte, mit Schachteln beladen, an ihm vorüber, die Bedienten trugen mehreres Gepäck die Treppe hinauf, und eine Equipage fuhr aus dem Hofthor. Der Graf vermuthete Besuch, blieb stehen und fragte den Kammerdiener, der gemächlich an ihm vorüberging.

Das jüngste gnädige Fräulein ist vor etwa einer Stunde angekommen und die Herrschaft daher etwas beschäftigt, war die Antwort, der Herr Graf gestattet, daß ich Sie melde?

Sellberg stand unschlüssig — etwas verstimmt, endlich, nickte er — der Kammerdiener ging und brachte die Antwort zurück, Fräulein Adelheid erwarte ihn.

Er schritt einigermaßen gestört, hinauf. Der Gedanke, das angenehme Verhältniß, in dem er sich als täglicher gern gesehener Hausfreund so behaglich gefühlt, könne durch die Dazwischenkunft eines ihm fremden Wesens verändert werden, berührte ihn unsanft, — mit diesen Gedanken trat er in Adelheids Zimmer.

Sie empfing ihn mit der gewöhnten reizenden Freundlichkeit, erzählte, ihre jüngere Schwester, welche seit sechs Monaten bei einer Tante auf dem Lande verweilt, sey heute zurückgekommen und jetzt bei der Mutter. Es ist noch ein halbes Kind, kaum der Puppe entwachsen, setzte sie hinzu, dem ich sie vielleicht schon heute vorstellen kann, denn Margaritha ist noch ohne jede Prätension.

Sellberg verbeugte sich stumm und trat an Adelheid's Zeichentisch. Er betrachtete ihre neueste Arbeit, sie kopirte einen eben erschienenen trefflichen Stahlstich, der das Bild einer bekannten großen Künstlerin als Norma darstellend, eine leise Aehnlichkeit mit Adelheid zeigte, welche jedoch, von dieser im größeren Maßstabe ausgeführt, auf der Copie so auffallend hervortrat, daß Sellberg überrascht ausrief:

Bei Gott, mein gnädiges Fräulein, Sie sind eine größere Künstlerin als Jene, denn Sie haben sich selbst gezeichnet und mit einer Virtuosität, die bewundernswürdig ist, die kleinste Eigenthümlichkeit wiedergegeben — Sie sind diese Norma.

Schmeichler! schalt Adelheid lächelnd, aber noch dazu ein doppeltdeutiger, denn eine wirkliche moderne Norma würde von Himmel und Erde verketzert werden.

Nun freilich — das Beginnen einer solchen würde Ihrer zarten großen Seele immer fremd bleiben — diese Norma ist ein weiblicher Dämon —

Warum? weil sie, verzehrt von Schmerz und gerechter Empörung, sich an dem Gegenstande, der ihr alles gewesen, und sie verräth, rächen will?

Aber solche Rache geht zu weit. Verläugnung ihrer selbst wäre größer, eines Weibes würdiger — verzeihen ist so süß —

Aber in solchem Falle sicher mehr als menschlich, erwiderte das Fräulein etwas erregt, ich vermöchte schwerlich mich zu dieser Höhe aufzuschwingen —

O, Sie verkennen sich selbst, scherzte Sellberg, Ihre schöne Seele ist jeder Erhebung fähig, folglich auch dieser — aber Sie können nie eine ähnliche Erfahrung machen, setzte er galant hinzu, haben darum kein kompetentes Urtheil über solchen Fall, und so muß diese schöne Hand — er zog sie wieder an seine Lippen — sich begnügen mit dem Stift ein Kunstwerk durch das andere zu verherrlichen, nicht eben den Dolch zu führen. —

Adelheid sah ihn mit unbeschreiblichem Ausdruck lange und tiefsinnig an und senkte dann das Auge träumerisch zu Boden — ein dunkles Roth brannte auf ihren Wangen, sie zitterte merkbar und sie war in dem Augenblicke wirklich schön. Sellbergs Blick weilte überrascht auf dem Mädchen, dessen hingebende Zärtlichkeit unter der Rinde kalter Zurückhaltung verborgen, ihm plötzlich klar ward. Ein angenehmes Erstaunen, dieses Wesen, was er bisher nur auf der idealen Höhe konsequenter Gleichgültigkeit gesehen, zu dem er bewundernd aufgeschaut, plötzlich als Weib zu erblicken, verbunden mit dem wohlthuend eitlen Bewußtseyn, selbst der Gegenstand zu seyn, der dieses Gleichgewicht zerstört, dieses stolze Herz überwunden, übermannte ihn — er umfaßte sie mit Wärme und flüsterte zärtlich: Adelheid, wäre es möglich, dürfte ich hoffen Ihnen nicht gleichgültig zu seyn?

Sie hob den gesenkten Kopf — ihr dunkles sprechendes Auge eröffnete ihm eine neue Welt — Eduard! — flüsterte sie innig —

(Fortsetzung folgt.)

Der rächende Hund.

Ballade.

I.

Kerzen strahlen durch die Fenster, hell erklinget der Pokal,
Feierliche Klänge schallen nieder aus dem Hochzeitssaal.
Wirbelnd drehen sich die Paare, walzend hin in raschem Tanz,
Doch am lustigsten sich zeiget dort die Braut im schmucken Kranz.

Unten schleicht ein Mann vorüber, dem das Antlitz todtenbleich,
Tiefgebeugt die matten Blicke, der Verzweiflung Fingerzeig.
Bei des Brautfests Jubeltönen schleicht sein treuer Hund heran,
Spitzt die Ohren nach dem Schalle, fängt darauf zu bellen an.

„Treuer Hund, — so spricht der Jüngling — schmerzt dich auch der Jubelton? —
Daß mein Liebchen Hochzeit feiert, treues Thierchen weißt du's schon? —
Daß die Falsche mich betrogen, daß, von wilder Lust entfacht,
Satt in ihren Reizen schwelget jener Wüstling diese Nacht?

Daß sie treulos mich verlassen, der sich gänzlich ihr geweiht,
Da sie meiner überdrüssig war aus schnöder Lüsternheit? —
Komm, mein Hund, wir wandeln weiter, mich durchrieselt's schauerkalt,
Da wie Hohn der Hölle dieser Jubel in das Ohr mir schallt.“ —

Traurig hebt er seine Blicke noch einmal in stummer Qual
Nach dem Saale, wo sie schwelgen bei dem reichen Hochzeitsmahl;
Dann, vom treuen Hund umwedelt, eilet er der Laube zu,
Wo in reizender Umarmung sie ihm raubt' des Herzens Ruh',
Wo in heißen Liebesschwüren sie ihn ewig an sich band,
Wo mit seinem Herz getrieben sie nur eitel Spiel und Tand.

An der Laube bleibt er stehen unter dem Akazienbaum,
Und es lispeln ihm die Zweige, so wie einst im Liebestraum;
In der Rinde eingeschnitten ihre Namen er noch schaut,
Und vom Himmelszelte blicken tausend Sternlein her so traut.

Selig war er hier gewesen, ach, in süßer Liebeslust,
Schlürfte ihre Judasküsse, ruht' an ihrer falschen Brust.
Grämt ihn noch der Falschen Jubel dort beim leckern Hochzeitsmahl? —
Nein, — ein Druck auf die Pistole hat geendigt seine Qual;
Und sein Herz, das heiß geglühet, ist geworden eiseskalt.
Während aus dem Hochzeitssaale wilder Jubel weitum schallt,
Wo er selig einst gewesen und empfand den Todesschmerz,
Liegt er eine starre Leiche, kalt und ruhig ist sein Herz.

II.

Lieblich strahlt die Lenzessonne, mailich rings der Aether blaut,
Nach durchwärmter Nacht sich zu stärken, wandelt dort die junge Braut.
Einsam wandelt sie im Grünen, nach geschwelgter wilder Lust,
Und der Meineid sie nicht drücket in der falschen Weiberbrust.

Und sie naht der Laube, wo sie liebelnd trieb einst Scherz und Tand,
Wo in falschen Liebesschwüren sie einst Jenen an sich band.
Plötzlich kommt sein Hund gesprungen, und empfängt sie mit Gebell,
Tieferschrocken bleibt sie stehen, ist gebannet an die Stell'.

Und sie schaut die Leiche dessen, dem sie einstens Liebe log,
Der den Tod sich selbst gegeben, weil sie ihn so schnöd betrog.
Gerne möchte sie entfliehen, doch die Flucht ihr nicht gelingt,
Des Verschmähten treuer Hund ihr wüthend rasch entgegenspringt.

Und sie will den Hund verjagen, doch der springt an ihr hinauf,
Und schlitzt ihr mit wildem Schnauben ihre falschen Lippen auf,
Dann zerfleischt er ihren Busen, reißt das falsche Herz ihr aus,
Bei der Leiche des Verschmähten liegt sie, auch der Würmer Schmaus.
Gleichsam froh, daß sie erhalten für die Falschheit ihren Lohn,
Rennt der Hund mit blut'ger Schnauze rachebellend dann davon.

Julius Nuttor.

Mannigfaltigkeiten.

[Scene aus dem Wiener Leben.] Stubenmädchen: Ich bitt Euer Gnaden, gnädige Frau, der Hausmeister ist draußen mit einem großen Bogen wegen der neuesten Volkszählung. — Dame: Das geht mich nichts an, wir sind kein Volk, wir gehören nicht zum Volke — schreibt Ihr Euch Alle auf! — Stubenmädchen: Aber ich bitt' der Hausmeister sagt, Sie gehören auch auf auf den Bogen. — Dame: Hinaus, unverschämtes Volk! und sage ihm auf's Bestimmteste: wir zählen nicht.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 268 Dienstag, 10. November 1857.

Nordstern und Halbmond.

(Schluß.)

„O, Gott!" stöhnte die Gräfin, sich ganz erschöpft auf den Arm ihres Begleiters lehnend, „ich kann kaum noch weiter! Lassen Sie uns hier unter dieser Mauer nur eine Paar Minuten ruhen."

Nur ungern verstand sich Casimir dazu, doch er ließ sie sich an die gewiß achtzehn Fuß hohe Mauer anlehnen, und war eben im Begriffe, einige ermuthigende Worte zu ihr zu sprechen, als plötzlich aus geraumer Ferne eine gebieterische Stimme ihnen zurief: „Zurück! Zurück, wenn Euch Euer Leben lieb ist! Die Bastion wird in die Luft gesprengt!"

Die Trompeten des Weltgerichts hätten die Flüchtigen nicht mehr erschüttern können, als diese Worte. Sie fühlten sich wie gelähmt und ein fieberisches Zittern rieselte durch ihre Glieder. Sie ließen, den starren, verzweiflungsvollen Blick, wie nach Rettung umherschweifen, sie wollten fliehen und vermochten doch den Fuß nicht zu erheben, doch — es war auch schon zu spät. Denn im nächsten Moment schon zuckte hinter ihnen eine riesige Flamme auf, der Boden schien unter ihnen zu weichen und ein Donner rollte über ihren Häuptern hin, als ob der ganze Erdball bersten sollte. Todtenstille folgte diesem furchtbaren Schlage. Die ganze Bastion Nro. 3 war in einen Trümmerhaufen verwandelt und die zusammengestürzten Steine der hohen Mauer bildeten jetzt nur noch einen riesigen Grabhügel über den gräßlich zerschmetterten Leichnamen Casimir's und Olga's. Am andern Tage glich Sebastopol aus der Ferne gesehen dem Krater eines ausgebrannten Vesuvs. Inmitten eines weiten Ringes von Ruinen fester Werke, lag Alles in Schutt und Asche begraben. Nur die Gegend um das Nikolaifort machte eine Ausnahme, denn dort war eine ganze Reihe Häuser stehen geblieben. Auch die Kathedrale, einige andere Kirchen, das Museum und das Theater, welches längst schon den Einsturz gedroht, standen noch aufrecht. Das war der Siegespreis des großen Riesenkampfes, der mehr als hunderttausend Menschenleben kostete.

Wenden wir nun zum Schlusse unsere Blicke, ungefähr acht Tage nach dem Falle Sebastopols, auf die ganz orientalische Stadt Baktschisserai. Sie erstreckt sich wohl eine Meile weit, zu beiden Seiten von Bergen eingeschlossen und enthält eine große Menge zum Theil prächtiger Moscheen und Paläste, die aber freilich fast durchgängig sehr verfallen sind, so wie einen wahren Wirrwarr von Hütten, Gärten, Kiosks und Pavillons von den wunderlichsten Formen. Einen der größten und wohnbarsten dieser Paläste hatte man den aus Sebastopol geflüchteten, barmherzigen Schwestern überwiesen, die auch sogleich den größten Theil der Räumlichkeiten dazu benutzten, die mitgebrachten Verwundeten unterzubringen.

Nach wenigen Tagen schon war Stanislaus von seiner Streifwunde beinahe gänzlich wieder hergestellt, und wir versuchen es nicht, sein Entzücken zu schildern, als er vollkommen zur Besinnung gelangt Georgine erkannt hatte, als sie ihm jetzt in der bescheidensten Weise zwar, aber mit der liebenswürdigsten Offenheit mittheilte, wie sie ihm auf den Schauplatz des Krieges gefolgt sey, um wie ein Schutzgeist über ihm zu wachen. Jetzt erst wurde ihm das unauflösliche Räthsel klar, wer der junge Mann gewesen, der ihm mehrmals in der höchsten Noth zu Hülfe geeilt war und ihm wiederholt, die eigne Gefahr nicht scheuend, das Leben gerettet hatte. Deßhalb fand er auch kaum noch Worte, ihr seine Bewunderung, seine Dankbarkeit und heiße Liebe zu schildern. Aber auch noch eine andere Freude sollte ihm zu Theil werden. Seine Mutter hatte in Warschau kaum davon gehört, daß das Ende des blutigen Kampfes bevorstehe, als sie, ungeachtet des Abmahnens ihrer Aerzte, sich nicht abhalten ließ, selbst nach der Krim zu eilen, um ihren beiden Söhnen in den verhängnißvollsten Augenblicken nahe zu seyn. Sie hatte seit einiger Zeit einen lebhaften Briefwechsel mit der Oberin der barmherzigen Schwestern geführt und sobald sie in Baktschisserai

anlangte, brachte sie auch erst mehrere Stunden lang mit Mutter Renata in geheimem Gespräche zu, ehe sie ihren Sohn Stanislaus sah, und noch an demselben Tage führte sie ihm Georginen, welche sie unaussprechlich lieb gewonnen zu haben schien, als seine Braut entgegen, und entdeckte ihm zugleich das Geheimniß, daß Georgine die Tochter Renata's, und diese die Schwester seines verstorbenen Vaters sey. Renata hatte vor länger als zwanzig Jahren, eine heimliche Ehe geschlossen mit einem Sänger des großen Theaters in Warschau, und eben war ihr Georgine geboren worden als man das geheime Bündniß entdeckte. Der Stolz der Familie führte diese zu dem Entschlusse das Band zu zerreißen. Renata wurde in ein Kloster gebracht und ihr Gatte verschwand mit dem Kinde. Er brachte es nach Deutschland und übergab es dort seiner Schwester, einer Schauspielerin, die es liebevoll pflegte und erzog. Wenige Jahre später starb er. Sobald Renata, die indessen das Kloster nicht verlassen hatte, die Beweise seines Todes erhielt, beschloß sie sich den barmherzigen Schwestern beizugesellen, und den Rest ihres Lebens dem edelsten, menschenfreundlichen Berufe zu widmen. Von ihrem Kinde vermochte sie nie Nachricht zu erhalten, man sagte ihr: es sey verschollen. Als Georgine ihr sechszehntes Jahr erreicht hatte, kehrte ihre Pflegemutter mit ihr nach Warschau zurück, unter dem angenommenen Namen Dombrowska. Sie wagte es aber nicht, ihr das Geheimniß ihrer Geburt zu entdecken, weil sie fürchtete, daß es ihr mehr Unheil als Glück bringen möchte. Auf ihrem Todtbette aber händigte sie ihr das Portrait ihres Vaters ein, dessen Anblick Renata in so heftige Bewegung versetzte und sie auf die Spur ihres Kindes führte. Die unglückliche Mutter wendete sich hierauf an die Gräfin Krasinska, mit der Bitte: nach den Papieren zu forschen, welche die sterbende Pflegemutter Georginens dem Doktor Soltyk übergeben hatte. Dieß gelang auch mit leichter Mühe, da bei dem Regierungsantritte des Kaisers Alexander der Doktor begnadigt worden war und aus Sibirien nach Warschau zurückkehrte. Er hatte das ihm anvertraute Kästchen mit den Papieren einem Freunde übergeben, der es treu bewahrte und es befanden sich darunter die unumstößlichsten Beweise der Geburt Georginens. Sobald sie diese erhielt, war auch die Gräfin Krasinska augenblicklich entschlossen, die Wahl ihres Sohnes zu billigen und die Liebenden zu vereinen. So stand dem Glücke der Schwergeprüften nichts mehr im Wege als die Fesseln, die ihn an den Militärdienst ketteten; doch auch diese sollten gelöst werden. Constantia wurde eines Tages in ein Lazareth berufen, wo noch Verwundete aus der Schlacht an der Tschernaja lagen. Man führte sie an das Sterbelager des Grafen Tortschin. Er war von drei russischen Kugeln verwundet worden, welche ihm seine eignen Leute zugesendet, weil er sie mit unerhörter Grausamkeit und ganz nutzlos mehrmals in's Feuer getrieben hatte. Am Rande des Grabes war bittere Reue über ihn gekommen und er flehte Constantia um Verzeihung an, ohne welche er nicht sterben könne. Zugleich entdeckte er ihr, daß er Stanislaus für wahnsinnig ausgegeben, und daß sein Bruder Casimir ihn aus dem Paulskap in den Malakoffthurm hatte bringen lassen, in der Absicht ihn dort umkommen zu lassen und dadurch die Rechte der Erstgeburt zu erwerben. Er legte dieses Bekenntniß in Gegenwart eines Auditeurs ab, der ein Protokoll darüber aufnahm, worauf ihm Constantia verzieh. Er starb noch an demselben Tage. Der General Chrulew, welcher sich auch in Baktschisserai eingefunden, hatte aber die Proben der Tapferkeit, welche Stanislaus unter seinen Augen abgelegt, nicht vergessen. Er erinnerte sich dankbar daran, daß er die Fahne des Regiments Minsk dem Feinde entrissen, ihm selbst aber Leben und Freiheit gerettet und erwirkte ihm einen ehrenvollen Abschied, da ihn ein Oberstabsarzt zu fernerem Dienste untauglich erklärt hatte. Mehrere Tage später reisten die Glücklichen nach Warschau zurück. Ihnen folgte Renata und Constantia mit ihrem Vater, dem sie sich nach dem Tode ihres Bruders mehr zu widmen verpflichtet fühlte. Auch der alte Dominik erhielt seinen Abschied leicht, da er freiwillig eingetreten und mehrfach verwundet worden war. Das Glück ihres ältesten Sohnes, welcher vom Kaiser Alexander vollständig begnadigt wurde, tröstete die Gräfin Krasinska über den schrecklichen Tod Casimirs, obgleich sie sich tief erschüttert fühlte, als sie die Nachricht erhielt.

Charles Morand und die Marketenderin Marion waren durch eine letztwillige Bestimmung des edlen Grafen Hector de Beaumonte mit einem stattlichen Meierhofe in einer der blühendsten Gegenden Frankreichs beschenkt worden, und leben jetzt dort glücklich vermählt als tüchtige Landwirthe. Die kleine Marfa ist mit ihrem Vater, der nach der Rückkehr der Russen viel zu leiden hatte, weil er den Türken gedient, nach der Türkei ausgewandert, und ist jetzt in der Dobrudscha das Weib eines wohlhabenden jungen Tartaren geworden, Selinda aber überlebte Felix nur wenige Wochen. Damit schließen wir, ohne einen weitern Rückblick auf den entsetzlichen Kampf, der **Nordstern** und **Halbmond** einander nicht genähert, sondern nur vorbereitet hat zu einem neuen, schrecklichen Zusammenstoße in künftiger Zeit.

Die neue Ausgabe des Weimar'schen Hand-Atlasses der Erde und des Himmels.

Es würde überflüssig seyn, wenn wir im Begriff, einen Bericht über eine neue kartographische Erscheinung zu geben, an den hohen Aufschwung erinnern wollten, den die geographischen Studien in den letzten Jahren genommen haben, wenn wir darlegen wollten, wie Regierung und Private von gleichem Eifer getrieben, die Erforschung weit entlegener Land- und Meeresstrecken oder des sie umgebenden heimathlichen Bodens sich angelegen seyn lassen und wie Wissenschaft und Technik Hand in Hand gehen, Wege und Mittel zu solchen Erforschungen herzustellen und zur Anwendung zu bringen; wohl aber dürfen wir daran erinnern, daß bei so erfreulicher Steigerung geographischer Ausbeute die Zahl derer, die diese Ausbeute zu benutzen und und sich anzueignen wünschen, in viel rascherem Steigen begriffen und daß in die Massen ein wahrer Heißhunger nach Belehrung in geographischen und naturwissenschaftlichen Dingen in einer Ausdehnung gedrungen ist, die einem oberflächlichen Beobachter kaum glaublich ist.

Solchen Bestrebungen gegenüber ist es denn auch angemessen, wenn deutsche Gelehrte und Künstler sich im regsten Wetteifer bemühen, dem Bedürfnisse des Publikums entgegenzukommen, wobei es freilich nicht fehlen kann, daß Mittelmäßiges und Schlechtes genug an den Markt kommt und das wenige Gute zu überfluthen droht.

Zu der Zahl der besseren, von ernstem Streben zeugenden Erscheinungen glauben wir die neue Ausgabe des Weimar'schen Hand-Atlasses rechnen zu dürfen, die vom dortigen Geographischen Institut ausgeht, welches, seit einigen Jahren von einer ähnlichen Anstalt nur wenig überflügelt, nun, seitdem die Leitung desselben in andere Hände übergegangen ist, die Schwingen kräftiger als bisher zu rühren, und an der Wiederherstellung seines alten Glanzes mit aller Macht zu arbeiten beginnt.

Der Atlas selbst, auf den wir die Aufmerksamkeit zu richten wünschen, ist zwar kein neugeschaffenes Werk, — ein Umstand, den man bei der Beurtheilung desselben nicht außer Acht lassen darf, kann aber dennoch wesentlich als neu betrachtet werden, da er einerseits eine große Zahl ganz neuer Karten erhalten wird, andererseits die älteren vor wenig Jahren meist von Kiepert's Meisterhand, den das Institut noch immer zu seinen Freunden und Mitarbeitern zu zählen das Glück hat, gezeichneten Blätter der sorgfältigsten Revision unterworfen sind.

Die neue Ausgabe ist auf siebzig Karten berechnet, von denen nach Angabe des Prospektes 6, eine allerdings wohl etwas zu geringe Zahl, Gegenstände der mathematischen und physikalischen Geographie zur Anschauung bringen sollen. Von den übrigen 64 Karten kommen 43 auf Europa und davon wieder 21 auf Deutschland und seine Nebenländer; Amerika ist mit 8, Afrika, wohl etwas zu reichlich mit 6 Karten bedacht, während der in jeder Beziehung weit interessante Kontinent von Asien sich mit 5 Blättern begnügen muß. Es haben sich hier die Herren Redakteure offenbar von dem Interesse, welches der Erdtheil erregt, von dem gerade jetzt besonders gilt: „semper aliquid novi ex Africa," etwas zu weit fortreißen lassen. Das ist aber auch wohl der einzige Vorwurf, der sich dem Programme machen läßt, welches sich gerade durch die sorgfältigste Berücksichtigung Deutschlands und Europa's vor ähnlichen Unternehmungen auszeichnet.

Das Format, Imperial-Folio, 23 Zoll Rhein. zu 28 Zoll, würde freilich, wenn man die Karten ungebrochen aufbewahren und benutzen wollte, etwas unbequem seyn. Da aber die Blätter noch dazu gebrochen und mit einem Umschlage versehen ausgegeben werden, so kann das Publikum um so eher damit zufrieden seyn, als ihm damit eine Garantie gegeben ist, daß die Zeichner des Atlasses nicht in die augentödtende Miniaturmalerei verfallen werden, die uns z. B. auf einigen, freilich mit größter Sorgfalt und Kunst, von dem jüngeren Berghaus für den Stieler'schen Hand-Atlas gelieferten Zeichnungen entgegentritt.

Was nun die Ausführung der einzelnen Karten anbetrifft deren 16*) vor uns liegen, so gereicht es uns zu großer Befriedigung, versichern zu können, daß mit Ausnahme einiger weniger guten, sie des größten Lobes würdig sind. Sollten wir Einzelnes herausheben, so finden wir z. B. auf der Karte von Rußland, für dessen kartographische Darstellung freilich die Materialien theils noch fehlen, theils sehr unzugänglich sind, das Terrain doch gar zu dürftig gehalten, indem z. B. die uralisch-karpathische Landhöhe kaum angedeutet ist. Auf der Karte von Asien, Zeichnungen von Kiepert, Revision von A. Gräf, finden wir ein paar Colorirfehler. Sonst gehört die Karte zu den schönsten im Atlas.

Im Uebrigen wird der Kenner, der die Karten nach der Reihenfolge ihres Erscheinens einer genauen Prüfung unterzieht, sich leicht überzeugen, daß mit

*) Europa; Niederlande und Belgien; England; Amerika Italien; Würtemberg und Baden; Schleswig, Holstein und Lauenburg; Ober- und Mittel-Italien; Pommern; Europäisches Rußland; Unter-Italien; Asien; Ungarn und Galizien, nördlicher Sternenhimmel; britische Inseln; Australien.

dem Fortgange der Publikation zugleich die Sauberkeit und Accuratesse der Ausführung im erfreulichsten Steigen begriffen ist; es mag in dieser Beziehung besonders auf die letzte Lieferung, Australien, hingewiesen werden, die sich dem Schönsten, was kartographische Kunst in Deutschland hervorgebracht hat, dreist an die Seite stellen darf und von dem eingehendsten Studium von Seitendes Herrn C. Gräf, der diese Karte bearbeitet hat, den erfreulichsten Beweis gibt.

Erwähnt mag noch werden, daß jeder Karte ein Textblatt beigegeben wird, welches eine geographisch-statistische Uebersicht des betreffenden Landes zu geben bestimmt ist. Es wäre zu wünschen, daß dieser Platz benutzt würde, um dem Publikum über die bei der Zeichnung oder Revision der Karte benutzten Hülfsmittel Rechenschaft abzulegen.

Was schließlich den Preis 10 Sgr. für die einzelne Karten-Lieferung — anbetrifft, so ist derselbe im Verhältniß zu dem dafür Gebotenen ein so außerordentlich billiger, daß auch in dieser Beziehung der Atlas, den wir ein wahres Haus- und Familienbuch zu nennen nicht Anstand nehmen, allen Gebildeten umsomehr empfohlen werden kann, als das lieferungsweise Erscheinen desselben die dafür verwandte Ausgabe kaum fühlen läßt.

Mannigfaltigkeiten.

(Blätter aus dem Tagebuche eines Mormonen-Aeltesten.) Des Herrn Hand lastet schwer auf seinen Heiligen! Unsere Frauen werden widerspenstig. Das Ungeheuer Mode, dessen Schwert die heiligsten Satzungen trennt, ist aus dem Babel des Westens zu uns gedrungen, und verrückt die Köpfe unserer Weiber und beraubt ihre Herzen der Demuth und läßt sie vergessen, daß der Mann Herr des Weibes seyn soll. Wie wird das enden! — Martha, meine 38ste Frau, verlangte gestern eine Crinoline von mir. Ich versprach sie ihr, da sie sonst Krämpfe bekommen hätte. Natürlich werden sich nun aber die andern 37 auch bald melden! Wo soll da Platz in meinem Hause herkommen, wenn 38 Frauen in bauschender Crinoline darinnen umherrauschen! Ich werde dazwischen verschwinden, wie die Maus zwischen Elephanten! — Gestern war es schrecklich! Ich hatte Hannah, meiner 29sten, einen Rosahut geschenkt, den sie mir in einer schwachen Stunde abgelockt. Ich bat sie, dies Geschenk vor den andern Frauen zu verheimlichen. Nun brüstete sie sich erst recht damit und so sah ich mich in einer Stunde von 37 Frauen umzingelt, die sämmtlich Rosahüte verlangten. Ich faßte einen frischen Muth und schlug es ab. Wehe mir! Sofort sanken einige in Ohnmacht, andere bekamen Lach- und wieder andere Weinkrämpfe; kurz, es offenbarten sich so gefährliche Symptome, daß ich schleunigst einen allgemeinen Hutkauf versprechen mußte, wenn ich nicht endlich zwischen Leichen als die einzige fühlende Brust dastehen wollte — oder umgekehrt. — Susanna, meine 12te, hatte gestern die Frauen vom Aeltesten Smith, 30 an der Zahl, eingeladen; Anna, meine 15te, aber die 25 Frauen des Bruders Masham. Natürlich war kein Platz im Hause und es erhob sich ein Streit, der mit Schlägen endigte. Wer Recht behalten, weiß ich nicht, denn ich floh beim Beginne des Zwistes in ein Asyl des Durstes zur Quelle Kidron. — Katharine, meine 37ste Gattin, machte mir heute den Vorschlag, einen Ball zu geben. Das fehlte mir noch! Wo Tänzer für die Frauen und Mädchen herbekommen? Und dann würde ich tanzen sollen, ich, der ich jetzt vor Verzweiflung bisweilen springe. Andere würden auch Bälle geben und ich müßte alle meine 38 bessern Hälften hinführen! Und die neuen Ballkleider und Coiffüren! Mir schauert schon bei dem Gedanken. — Ich bin ein glücklicher Mann! 38 Herzen nenne ich mein und kann keinen Strumpf gestopft bekommen! Meine Hauswirthschaft ist eine entsetzliche Wirthschaft! Oft kann ich kein Essen kriegen, denn jede meiner Frauen behauptet: an ihr sey das Kochen nicht. Und die Kindererziehung!!! Herr, strafe mich nicht zu hart! Nun halt' ich's nicht mehr aus. Martha hat von ihrer Crinoline geplaudert und nun will der ganze weibliche Staat Crinoline haben. Alle Frauen sind in offener Rebellion und wir müssen das Entsetzlichste befürchten. Ach! wären doch die Bundestruppen schon eingetroffen! Ich nähme sofort 38 Mann in's Quartier.

[Das Kastenwesen in Indien.] Der berühmte Bischof Heber, welcher lange Zeit in Indien lebte, erzählt folgende Anekdote: Ein Dachdecker fiel von einem Dache und brach das Bein; es handelte sich darum, ihn aufzuheben und fortzutragen. Ein Missionär bat die Einwohner des Dorfes, sie möchten Mitleid mit ihrem Nächsten haben. Die Einwohnerschaft dieses Dorfes bestand nur aus Lastträgern, welche gewohnt sind, Krüge, Körbe und Packete jeder Art auf dem Kopfe zu tragen, aber sie gehörten nicht zu der besonderen Gruppe, welche Bahren trägt und Lasten mit den Armen aufhebt. Alle weigerten sich und der Mann mit dem gebrochenen Beine wäre am Boden liegen geblieben, wenn der Europäer nicht eine sinnreiche Methode ersunden hätte, die vier Ränder der Bahre vier starken Frauen auf die Köpfe zu stellen.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag der Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 269 Mittwoch, 11. November 1857.

Ein Familienleben.

(Fortsetzung.)

Da flog plötzlich die Thür auf und ein äthergleiches Wesen herein; ein großer Strohhut, von dem himmelblaue Bänder flatterten und sich mit nachtschwarzen, auf den blendenden Nacken ringelnden Locken mischten, deckte das reizendste Köpfchen, ein weißes Gewand, den zarten fast noch kindlichen Körper — einen Strauß Herbstblumen in der Hand, aber das frische Lächeln des Frühlings in dem unschuldigen und doch strahlenden Augenpaar, war es das lieblichste Abbild der jugendlichen Hebe — Margaritha.

Adelheid hatte sich bei dem ersten Geräusch nahender Schritte zurückgezogen und gefaßt. — Sie bezwang ein unwillkürlich krampfhaftes Zusammenziehen ihres Herzens, näherte sich der Eintretenden, die verwirrt von der unerwarteten Erscheinung des jungen Offiziers im hellen Purpur erglühete, und stellte ihr den Grafen in herkömmlicher Form vor.

Meine Schwester, fügte sie nun, etwas gezwungen lächelnd hinzu, gehört noch dem glücklichen Alter an, wo die Konvenienzen uns nicht auf jedem Schritte begleiten dürfen — sie verließ eben die Zwanglosigkeit eines ländlichen Stillebens, darum übernehme ich die Entschuldigung für die etwas ungenirte Art ihres Eintritts — sie erwartete Niemand als mich zu finden.

Aber Sellberg vernahm kaum ihre Worte, viel weniger, daß eine Entschuldigung darin liegen solle. — Sein Auge hing wie bezaubert an der idealen Erscheinung dieser flügellosen Amorette, deren rosige Wangen jetzt bei dem leisen Lächeln zwei Grübchen zeigten, welche dem Engelsgesichtchen noch einen Reiz mehr verliehen. Sie nahm mit ungezwungener Grazie den Strohhut ab, strich die weichen glänzenden Locken zurück, verneigte sich und erwiderte, ob auch mit mädchenhafter Zurückhaltung doch nicht ohne einen kleinen Anflug von Schalkhaftigkeit:

Der Herr Graf möge denn gütigst dem armen Landmädchen seine Nachsicht schenken, mein Schwesterchen wird sich bemühen, die üble Wirkung meiner Unart zu verlöschen« — und mit einer kleinen unnachahmlich graziösen Verbeugung huschte sie, einer Elfe gleich, hinaus.

Sellberg stand einige Minuten wortlos — der zaubergleiche Reiz des jungen Mädchens hatte ihn elektrisch berührt — mit ihrem Verschwinden kehrte ihm erst die Besinnung wieder, und das Gefühl seiner Unbeholfenheit. Er ermannte sich und erhob das Auge zu Adelheid, deren kalter Blick ihn eisig berührte. Er öffnete die Lippen, die einige Augenblicke zuvor noch jene zärtliche Frage flüsterten, und empfand die Unmöglichkeit, jetzt den rechten Ton zu treffen, — aber er mußte ihr doch Etwas sagen, das gebot die ganze Situation, die Schicklichkeit. — Er rang darnach, das rechte Wort zu finden und ergriff, kraftlos, überwältigt von der Macht des eben empfangenen Eindrucks, das verletzendste, indem er emphatisch ausrief:

Ihr Fräulein Schwester ist das reizendste Geschöpf, was ich je gesehen, welch' seltener Verein von Reiz und Anmuth in dieser jugendlichen Erscheinung — hier verstehe ich zuerst das Wort unseres großen Barden:

„Wahre Königin ist nur des Weibes weibliche Schönheit,
Wo sie sich zeige, sie herrscht — herrschet blos, weil sie sich zeigt." —

Bravo, mein Herr, Sie haben Ihren Schiller vortrefflich memorirt, erwiderte Adelheid mit höhnischem Lächeln, welches das Beben ihrer Stimme Lüge strafte — dann, sich gewaltsam bezwingend, fuhr sie kälter fort: — »Es ist aber noch seltener, daß einem Manne, gereift unter dem Einflusse der guten Gesellschaft, der Anblick eines jungen Mädchens dergestalt imponirt, daß er hingerissen, selbst das A B C des feinen Tons gänzlich darüber vergißt, gleich dem Pagen in einer unserer großen Opern, sein Entzücken beim Schauen der Gebieterin in zierlichen Kolloraturen ausströmt — sie lachte hell auf.

Sellberg stand angedonnert von der herben Zurechtweisung, die, wie er sich selbst sagen mußte, sein Ungeschick verdiente; er empfand instinktmäßig die Nothwendigkeit, vor allem Adelheid augenblick-

lich zu versöhnen und seiner frühern Gewalt über dieses stolze, jetzt schwer von ihm gekränkte Herz sich erinnernd, näherte er sich ihr.

Sie wendete sich ab.

Adelheid, Sie zürnen mir? — fragte er nun weich und zärtlich, die absichtslose Bewunderung eines mir bisher fremden Gegenstandes, deren Arglosigkeit Ihnen schon dadurch klar werden muß, daß ich sie nicht verbarg. — ein Betragen, unverstellt, ob auch rustik, sollte Ihnen eher Bürge seyn, wo nicht für die Feinheit meines Tons, doch für die Aufrichtigkeit meines Gemüths — ein Verräther verschleiert den empfangenen Eindruck — kennen Sie mich so wenig —? Konnte ein Moment, wo die Ueberraschung mich unbeholfen, die Sucht galant zu seyn, albern machte, Sie mir so schnell entfremden? —

— — — — — — — — — — — — — — —

Unergründliches Räthsel der menschlichen Seele, des Reiches, in dem Licht und Finsterniß, Himmel und Hölle sich theilen, und wechselweise den schwankenden Thron beherrschen, der das Herz heißt! — konnst du, Sterblicher, dich erkühnen, den forschenden Geist in die unbekannten Räume zu senden, wo die Sterne ihre ewige Bahn wandeln, wo die Berechnungen des Staubgeborenen den Lauf der Planeten messen und die Wiederkehr der leuchtenden Boten bestimmen — dringt dein Blick in die tiefen Schachten der Erde und entdeckt das schimmernde Metall, den Dämon deines Geschlechts, das Prinzip alles irdischen Glücks — trägt dich ein luftiges Haus empor zu den schwebenden Wolkenschichten und du berechnest die Temperatur, die Grade der Atmosphäre, die dein gebrechliches Ich erträgt, — zwingst du das vulkanische Element, dir dienstbar zu seyn, wenn du Gebilde der Kunst schaffen, das spröde Metall formen willst zu jeder Gestalt, die du begehrst, — durchmissest du mit seiner Hülfe weite Räume auf Fittichen des Sturms und hast das Hinderniß der Entfernung vernichtet — schiffst du von Ozean zu Ozean, von der Gluth des Südens zu dem riesigen Polarkreise hinab und nimmst einen kleinen feinen Metallstab zum untrüglichen Führer von Zone zu Zone —!? — Herr und König der Elementargeister! — — Du vermagst, begreifst und schaffst so Unendliches, Unsterbliches und bist und bleibst doch fremd in dem kleinen geheimnißvollen Reiche, was du mit einer Hand bedecken kannst in deinem Herzen — !? Nenne dich nicht groß, erkenne, daß ein Höherer als du in diesem Reiche sich die Souveränetät vorbehalten, was du nur zu Leben trägst — daß du dein eignes Herz oft nicht kennst und sein Schlag mißverstehst, erkenne dieß demüthig, denn nur so kann dir in deiner Unvollkommenheit Vergebung werden.

— — — — — — — — — — — — — — —

Sellberg war nicht falsch, seine Worte nicht heuchlerisch, als er sich der zürnenden Adelheid näherte, er selbst blieb sich ja noch unklar über den empfangenen Eindruck, und es empörte seinen plötzlich erwachenden ritterlichen Sinn durch eine fast zauberisch schnelle Bethörung in knabenhafter Unbeholfenheit ein Mädchen verletzt zu haben, die ihm bisher so theuer, deren Aufmerksamkeit und Neigung zu gewinnen er so eifrig bemüht gewesen, wie er sich selbst gestehen mußte. Er kannte sie genug, um unter dieser scharfen Ironie die tiefe Verletzung ihres Innern zu sehen, die seine tölpische Verzückung bewirkt. Er schämte sich: gereizt, erbittert gegen sich selbst vergaß er Margaritha, und nur der eine Wunsch, sich die Freundin zu versöhnen, erfüllte ihn lebhaft. —

Adelheid, können — wollen Sie mir nicht verzeihen, wiederholte er, als sie unbeweglich, von ihm abgewendet, am Fenster verweilte — ich bin mir keiner Schuld bewußt, fuhr er nun, erregt durch ihr beharrliches Schweigen, fort, — ich kann mich nicht zum Flehen erniedrigen, wo ich höchstens nur in der Form gefehlt, nicht im Wesentlichen — kann eine Seele wie die Ihrige, stark und hoch erhaben über die Kleinigkeiten der Konvenienz, die Uebereilung des treuesten Freundes so hart strafen —? Das wäre nicht Festigkeit und Wille bei erlittener Beleidigung — es wäre nur eine kleine mädchenhafte Eitelkeit — ein sprödes Schmollen — eben diesen verbrauchten Waffen sind Sie fremd, stehen Sie zu hoch. —

(Fortsetzung folgt.)

Die portugiesischen Seeräuber in China.

An der chinesischen Küste von Petschili nach Joo-Chow betreiben chinesische Boote einen sehr bedeutenden Küstenhandel. Aber von jeher hatte dieser Handel, welchem die Kriegsmarine des himmlischen Reiches keinen genügenden Schutz zu gewähren vermochte, viel von den Seeräubern zu leiden. Vor etwa zehn Jahren bildete sich deßhalb eine Flotte portugiesischer Lorchas, die, gut gebaut, stark armirt, von geschickten Kapitänen befehligt, mit entschlossenen Matrosen bemannt, — es sich zur Aufgabe machte, gegen angemessenen Lohn den chinesischen Handel gegen die Seeräuber zu beschützen. Das Zentrum dieser löblichen Industrie war Macao. Bedeutender Nutzen für Mannschaft, Kapitän und Rheder blieb dabei nicht lange aus, und ein Jahr ins andere gerechnet, trug dieß Unternehmen seine halbe Million ein. — Aber vom Jahre 1856 genügte ein solcher Profit den Portugiesen nicht mehr, und sie steigerten ihre Ansprüche so hoch, daß end-

lich französische, englische und amerikanische Rheder den betrübten Chinesen ihre Dienste zu mäßigeren Preisen anboten. Namentlich machten die Franzosen durch gewissenhafte und billige Erfüllung ihres Schutz-Mandats den Portugiesen gewaltige Konkurrenz, und so kam es, daß zu Anfang dieses Jahres die Kundschaft und der Nutzen der Lorchas rasch sank. Nun schworen die Ex-Protektoren den Chinesen und Europäern Vernichtung, und ein hartnäckiger, wilder Krieg war die Folge. — Besonders gegen die Chinesen richtete sich die Wuth der Portugiesen, und sie begnügten sich nicht damit, die Barken der Küstenfahrer wegzunehmen, sondern landeten an der Küste, brandschatzten und plünderten die Ortschaften des Küstenlandes. — Ende März ging Soeiro, Hauptführer der portugiesischen Räuber, mit 22 Lorchas von einem chinesischen Dorf nördlich von Joo-Chow vor Anker. — Sogleich schickte er dem Mandarin des Dorfes nach Art der Barbaren des Alterthums 1 Bein, 1 Ohr und 1 Kugel. Dieß hieß, daß Soeiro Kugeln an Bord habe und dem Mandarin und seiner Ortsangehörigen Ohren und Beine abschneiden werde, wenn man ihm nicht sofort 10.000 Piaster auszahlen würde. Da das Dorf hierauf nicht eingehen wollte oder konnte, landete Soeiro, steckte den Ort in Brand, mordete und plünderte und beging mit einem Wort alle Gräuel einer barbarischen Invasion. Endlich im vergangenen Sommer gelang es dem Kommandanten der französischen Fregatte „Capricieuse“ im Verein mit chinesischen Kriegsschiffen, den Seeräubern einen entscheidenden Schlag beizubringen. Bemerkenswerth aber ist die Heuchelei, mit welcher die Portugiesen zu Werke gegangen waren. Sie wußten nicht nur die Strenge, ja selbst die Ueberwachung ihrer Nationalbehörden von sich abzulenken, sondern sich durch Frommthuerei auch die Sympathien der Missionäre zu sichern. Hatten sie zum Beispiel für den Abend eine ihrer abscheulichen Exkursionen beschlossen, so gingen sie Morgens mit Pomp zum Tische des Herrn. Erst später erfuhren die guten Väter durch die französischen Kommandanten und den Konsul das saubere Benehmen ihrer Beichtkinder. Nach den letzten Nachrichten hatte die „Capricieuse“ etliche 100 Piraten gefangen genommen, darunter die portugiesischen Hauptchefs Soeiro, Manoel, Tanacio, Tiburcio; nur einer, Basilio, war entkommen. Soeiro wurde auf der „Capricieuse“ selbst gefangen. Er war so kühn, verkleidet an Bord zu kommen, angeblich, um mit dem portugiesischen Konsul zu sprechen. Die chinesische Bevölkerung legte laut ihre Dankbarkeit an den Tag; die eingebornen Behörden Shanghai's dagegen erwiesen sich bei jedem Anlasse feindselig, ja, sie verweigerten den Schiffskommandanten Lootsen, als diese die Mündung des Flusses rekognoszirten. Wahrscheinlich haben die Herren Mandarine ihre Hände mit dem Räubergesindel unter derselben Decke!

Mannigfaltigkeiten.

Der „N. Preuß. Ztg.“ schreibt man aus Bayern unterm 19. Okt.: „Zu Burghausen in der altehrwürdigen bayerischen Herzogs- und Grafenburg, an der Salzach romantischen Ufern, befindet sich noch in gutem Zustand ein hoher runder Thurm. Da drinnen, droben in schwindelnder Höhe befindet sich ein Gemach, von dem aus sieht man weit herum in der Runde. Im Jahre 1447 war in dem bezeichneten Thurm Herzog Ludwig der Gebartete, nachdem ihn sein Sohn vier Jahre dort gefangen gehalten, 81 Jahr alt, verstorben. In den jüngsten Jahren wurde auf höchsten Befehl neben dem Thor jenes Thurmes eine Marmortafel eingefügt mit der geeigneten Inschrift. In der Burg liegt das bayerische 2. Jägerbataillon. Letzter Tage nun in einer mir unbekannten Nachtstunde — wahrscheinlich zur herkömmlichen Geisterstunde — bemerkte der Nachtposten plötzlich einen wohl 9 Fuß hohen Mann, mit einem langen Schurz angethan, mit einem großen weißen Bart und andern nicht beachteten Zeichen der Außerordentlichkeit ausgestattet, wie er aus dem niedern, wohlversperrten Eingang zum Thor schreitet und, vor der Gedenktafel stehen bleibend, die Schrift zu entziffern sucht. Der Werdaruf des Postens blieb unbeantwortet, weßhalb der Mann Reißaus nahm und die Wachmannschaft herbeiholte, die von der Erscheinung gleichfalls noch profitirte. Ebenso der Posten in einer spätern Stunde und zum Drittenmale an einem andern Ort. Die Sache ist streng untersucht worden. Der Mann, welcher zuerst das Gespenst, das man für den gebarteten Ludwig selbst zu halten vielfach geneigt ist, gesehen, ist erkrankt. Vermuthlich könnte ein loser Spaßvogel jenes Bataillons über den ärgerlichen Vorfall den besten Aufschluß geben.“

Ein Brief eines Mainzers (d. d. Mandis Farm, 20. Juli 1857), welcher als englisch-deutscher Legionär jetzt am Cap der guten Hoffnung sich befindet, enthält eine Schilderung der Zustände in der jungen Kolonie, zu deren Kultivirung unsere nicht beneidenswerthen Landsleute berufen sind. Jedem Legionär ist ein Grundstück, das 60 Fuß breit und 100 Fuß lang, auf welchem er Haus und Garten nach einem gegebenen Plane zu bauen hat, nebst 10 Morgen Acker überwiesen. Neben dem Anbau des Landes betreiben Einzelne auch ihr er-

lerntes Handwerk, wie z. B. der Briefsteller die Schlosserei. Das ungewohnte Klima hatte Anfangs zahlreiche Krankheiten, namentlich Blut-Diarrhöe, verursacht und zahlreiche Opfer gefordert. Dazu kommt, daß die Feindseligkeit der Kaffern vielen Kolonisten das Leben kostet. Es ist begreiflich, daß dieses Leben gar keine, oder nur für eine sehr ferne Zukunft Reize hat, zudem es in der Kolonie sehr an Frauenzimmern gebricht, so daß sich der Briefsteller, ergötzlicher Weise, genöthigt sieht, seine Angehörigen zu bitten, ihm doch ja eine „Frau" zu schicken, und es wird gewiß Niemanden Wunder nehmen, wenn in dem fraglichen Briefe die Sehnsucht nach der Heimath in den stärksten Farben vorzufinden ist. Unter den Namen, die den zu gründenden Städten gegeben werden sollen, befinden sich auch Frankfurt, Wiesbaden, Berlin, Potsdam, Hamburg u. s. w. Zu der Legion zählt auch ein ehemaliger k. preußischer Offizier, der s. Z. hier in Garnison stand; derselbe gab der Straße, in welcher er an seinem Stationsorte wohnt, den Namen der Straße, in welcher er hier wohnhaft gewesen.

Man findet zwar die wilde Katze (felis catus) allenthalben in Europa in den größeren Waldungen, aber wegen des außerordentlichen Wildschadens, den sie anrichtet, ist sie in Deutschland bis auf vereinzelte Paare ausgerottet. Unerhört dürften die Angaben über Zahl und Kühnheit derselben in Frankreich seyn, die wir dem „Moniteur" entnehmen. Vor Kurzem wurde im Garddepartement ein großes Treibjagen auf Katzen gehalten, woran wohl zwanzig Jäger Theil nahmen. Bei dieser Gelegenheit wurde ein Jäger in einer Felsenschlucht von einer so großen Menge Katzen und so wüthend angegriffen (verwundet, oder im Fall der Nothwehr, greift die wilde Katze den Menschen an), daß er gezwungen war, sich seines Gewehrs als Keule zu bedienen. Aber trotzdem, daß manches Thier von den Schlägen niedergeschlagen wurde, wurde der Angegriffene von den wüthenden Thieren, namentlich an den Beinen, sehr gefährlich verwundet, so groß war die Zahl und so rasch wurde jede zerschmetterte Katze durch eine neue ersetzt. Es bedurfte vieler Schüsse der herbeieilenden Jäger, um den Angegriffenen zu befreien. Die wilde Katze ist um ein Drittel größer, als die zahme. Es ist auffallend, daß in dem an dichten und großen Wäldern so armen Frankreich sich noch eine so große Anzahl von Raubthieren findet. Bekanntlich ist auch die Zahl der Wölfe in den Ardennen, der Auvergne noch sehr groß.

Die Ziegelfabrik des Hrn. Miesbach am Wienerberge ist ohne Zweifel das größte Etablissement dieser Art in Europa und der Besuch jedem Freunde des industriellen Aufschwunges zu empfehlen. Die Fabrik ist gegenwärtig auf einer Area von 177 Joch angelegt, und für Jahrhunderte mit Tonlagern dotirt, sie zählt 44 Brennöfen mit dem Fassungsraume für 3,940,000 Ziegel, ferner Wohngebäude für 2000 Arbeiter, Stallungen auf 200 Paar Pferde, eine Kinderbewahranstalt für 120 und ein Krankenhaus für 60 Individuen, endlich 6 Schenklokalitäten u. dgl. m. Die Erzeugungsfähigkeit der Fabrik beläuft sich auf 60 Millionen Ziegel im Jahre, ungerechnet der Dekorationsziegel, der Thongegenstände und Figuren, welche letztere sogar nach Schweden und Amerika versendet werden. Im Ganzen beschäftigt das Etablissement 2500 Menschen. Der Besitzer, Herr v. Miesbach, sorgt für seine zahlreichen Arbeiter in wahrhaft väterlicher Weise und es fehlt weder an einer geschmackvoll verzierten Kirche für den Gottesdienst, noch an einem Schulhause für den Unterricht der Kinder.

[Ein Triumph des deutschen Liedes.] Von dem Sänger Staudigl, der bekanntlich vor etwa einem Jahre in Irrsinn verfiel, jetzt aber auf dem besten Wege geistiger Wiederaufhellung seyn soll, erzählte der „Wiener Courier", daß er im Juli des Jahres 1841 am königlichen Hofe zu London dem deutschen Liedergesange einen solennen Triumph verschaffte. „Die Königin, Prinz Albert, der Staudigl persönlich einführte, und einige der höchsten Würdenträger des Hofes waren anwesend", erzählt das genannte Blatt. „Auch Lablache, der Großmeister des italienischen Gesanges, fehlte nicht. Mit diesem sang Staudigl um die Wette zuerst einige Duette aus komischen und seriösen Opern; Lablache trug die Introduktions-Arie des „Barbier" vor, Staudigl die Register-Arie „Leporello's". Die beiden Künstler sangen wirklich großartig, und lange blieb der Sieg unentschieden. Endlich stimmte Staudigl deutsche Lieder an, und die Thräne der Rührung perlte bald in Aller Augen. -- Lablache selber war von dem Eindruck so überwältigt, daß er Staudigl vor der ganzen hohen Versammlung umarmte."

Bei seiner letzten Anwesenheit in Halle wurde dem König von Preußen auch der Professor Leo vorgestellt. „Ich habe Sie erst neulich gesehen, Herr Professor, und mich sehr gefreut," sagte der König. „Ich wüßte nicht, Ew. Majestät, daß mir das Glück zu Theil geworden wäre." „O ja," sagte der König heiter, „im Kladderadatsch." Der Professor verneigte sich ehrfurchtsvoll und schwieg.

Redakteur: Gustav Reffert.
Druck und Verlag der Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 270 Donnerstag, 12. November 1857.

Ein Familienleben.

(Fortsetzung.)

Sellberg spielte ein gewagtes Spiel, er kannte Adelheid, sie ertrug nicht, daß man sie einer Schwäche ihres Geschlechts zeihe — auf diesen Wurf setzte er die Entscheidung, er wagte das letzte und — gewann! — Adelheid wendete sich zu ihm, die Kälte ihres Blicks war einem Gemisch von Zorn und Wehmuth gewichen, welches sich in dem Zucken des Mundes und dem Schwanken der Stimme verrieth — sie lächelte bitter. —

Sie verstehen mich bei meiner schwachen Seite zu fassen und mißbrauchen vielleicht diese Kenntniß meines Charakters, sagte sie, ihm die Hand lassend, die er ergriffen und an seine Lippen gedrückt — ich bin wohl über meine eigene Schwäche nicht recht einig mit mir und bereue sie vielleicht nur zu bald. — — —

Sie schwieg eine Weile, während er ihre Hand fest an sein Herz preßte und sein schönes Auge bittend in das ihrige sah.

Eduard, sagte sie nach einer langen Pause, ich verzeihe Ihnen, ich will Ihnen glauben — hören Sie? — ich will glauben, ich vertraute Ihnen bisher — ich werde dieß in der nächsten Zeit noch nicht wieder können — unterbrechen Sie mich nicht — die Zukunft bringt Ihnen dieses Vorrecht vielleicht wieder — ich mache keine Ansprüche an eine sklavische Unterordnung Ihrer Gefühle, aber eine Bedingung — sie ist unerläßlich — ich verlange stets ihr volles unbedingtes Vertrauen, — Ihre Seele, Ihre Wünsche müssen immer klar und offen vor mir liegen — ich kann viel ertragen, viel verlieren, ich gehöre nicht zu den Schwächlingen meines Geschlechts, die vor jedem Opfer zurückbeben einem Manne, der mir theuer, den ich achte, könnte ich Unermeßliches opfern, mein eigenstes Selbst — aber betrügen, hintergehen Sie mich nicht, versuchen Sie nicht mich zu täuschen, ich würde Sie doch durchschauen, und — unversöhnlich seyn — hören Sie es, unversöhnlich, — ich würde mich rächen, daß sie an dem Heiligsten in mir, an meinem Glauben an die Menschheit gefrevelt — also immer Wahrheit — geloben Sie mir die? —

Sie stand wie eine ernste Richterin, eine Prophetin vor ihm, und doch auch so weiblich schön, denn die innere Bewegung färbte die sonst blassen Wangen mit dunkler Rosengluth, und ihr schwarzes Auge glänzte wunderbar — er empfand, es sey etwas werth, von diesem ungewöhnlichen Mädchen geliebt zu werden — ein solches Weib konnte nur einmal, aber für ewig lieben, und ihre Liebe würde allen Stürmen des Schicksals trotzen: hingerissen von solcher Größe, faßte er ihre beiden, leicht zitternden Hände und hob sie mit den seinigen empor.

Ich will, Adelheid, meine Adelheid, ich schwöre Ihnen ewige unverbrüchliche treue Anhänglichkeit und Vertrauen, rief er begeistert.

Da erscholl gellend die Klingel aus der Mutter Zimmer und die Zofe trat gleichzeitig herein.

Gnädiges Fräulein wollen die Gnade haben, sich zur Frau Mutter zu verfügen, sie fühlt sich unwohl und will die Tropfen nur von Ihrer Hand nehmen, Fräulein Margaritha sey zu lebhaft, und könne falsch zählen.

Sellberg hatte zum Helm gegriffen, er empfahl sich in zeremoniöser Haltung, und Adelheid folgte der Kammerfrau in das Gemach der Mutter.

Seit dieser Stunde war das einmal erweckte Mißtrauen gegen einen möglichen Einfluß Margarithas doch nicht mehr aus Adelheids Seele gewichen. Sie bewachte mit eifersüchtiger Aufmerksamkeit jeden Schritt der Schwester, jede Miene und Aeußerung des Freundes, — doch nichts geschah, was ihren Argwohn bestätigt hätte. Die arglose Margaritha empfand zwar die abgemessene Kälte Adelheids, doch verweilte der noch kindliche Sinn nicht bei dem, was sie für eine gewöhnliche Laune oder natürliche Eigenthümlichkeit hielt. Sellberg vermied fortan dem jungen Mädchen mehr als herkömmliche höfliche Beachtung zu zeigen, und dieß

ward ihm leicht, denn er fand Margaritha, die mit der unbefangenen Kindlichkeit ihrer siebzehn Jahre sich mehr von dem heitern Umgang der Genossinnen ihres Alters, als dem der so viel älteren ernsten Schwester angezogen fühlte, selten in deren Zimmer.

Da gab jener Ball, dessen wir im Anfange unserer Erzählung gedachten, und der darauf folgende Geburtstag Adelheids die Veranlassung zu dem heftigen Ausbruch der Erbitterung, die fortan lange in den Herzen der beiden Schwestern wohnte, und endlich bei Adelheid nur der Ueberzeugung von Sellbergs anscheinend ungetheilter inniger Hingebung wich, in der gutmüthigen Margaritha aber das Andenken der unverschuldeten Kränkung beinahe ganz verlöschte.

———

Der lange Wagenzug bewegte sich langsam und langsamer; die Lokomotive stieß den schrillenden Ruf aus, das Signal zum Oeffnen der Thüren, denen bald die bunteste Menge entschlüpfte. Die Glocke läutete — ein zweiter Zug schlich von dannen — der Dampf, das mächtige Element der Zeit, der lange verkannte Riese, den erst die gegenwärtige Generation sich dienstbar zu machen gewußt, strömte brausend und zischend aus dem engen Kerker, höhnisch pfeifend ob der schmählich aufgezwungenen Gefangenschaft, welche seine mächtige Kraft gefesselt.

Vier rüstige Männer schoben einen eleganten Reisewagen, versehen mit allem Comfort der reichsten Aristokratie, vom Plateau — ein Neger trat zum Schlag, öffnete, und eine feine Hand im blaßgelben Glace reichte ihm eine schwarze Tabatouille.

Ich denke wir steigen aus, sagte der ältere der beiden Männer, welche jetzt im fashionablen Reisekostüm sichtbar wurden, es macht mir Spaß, nach den äußeren Umgebungen schon den Eindruck berechnen zu können, den ein Städtchen auf mich machen wird, und dieses * * * präsentirt sich in der That recht artig.

Städtchen, Mylord? entgegnete der Andere ironisch, nun freilich gegen Ihre Themsestadt verhält sich * * * ungefähr wie das Kind zum Greise, die Knospe zur Blume, das Narrenhaus zum Bagno — der Deutsche zum Britten.

Der Lord lachte — nicht übel, mein lieber Bernhard, ich bin wirklich begierig, Ihr berühmtes * * * näher kennen zu lernen, — kommen Sir, der Wagen mag langsam nachfahren, wir gehen noch einhundert Schritt und steigen dann wieder ein — denn etwas müde bin ich, und sehne mich nach einem guten Zimmer oder Sopha.

Der Andere stand einen Augenblick überlegend — Hören Sie, Mylord, der Tag ist wunderschön, ich schlage Ihnen einen kurzen Umweg durch die reizenden Partien des *schen Thores vor, wir sind nahe dabei, und sie sollen bald durch den erwünschtesten Comfort überrascht werden.

Meinetwegen! nur darf es nicht allzu weit seyn.

Ganz nahe — schicken Sie dir Equipage und Muley mit dieser Karte nach dem Hotel de Russie, Sie werden dann nachher Alles zu Ihrer Aufnahme bereit finden, und ich selbst begleite Sie mit einer Droschke dahin.

Yes, mein lieber Bernhard, so kommen Sir denn; — er fertigte den Neger ab, legte den Arm in den seines Begleiters, und beide drängten sich durch die wogende Menge.

Bernhard von Notting war ein schöner Mann, einige Jahre älter als Adelheid; das dunkle Auge und Haar der Schwester zierte das männlich schöne Gesicht; die hohe freie Stirn und der klassische Schnitt der übrigen Züge erinnerte an die schönsten Cameen der Griechen und Römer, wenn nicht der dichte rabenschwarze Bart um Mund und Kinn die Richtung der neuen Zeit kund gegeben. Des Begleiters breites Antlitz, blondes Haar und kleines blinzelndes Augenpaar von wasserblauer Farbe, wie der nachläßig vornehme Anstand, ließen den Engländer nicht verkennen.

Wohl über eine Viertelstunde waren sie raschen Schrittes durch die Vorstadt gegangen, als der Lord stehen blieb:

Goddam, Sir, wohin führen Sie mich? keuchte er athemlos; Sie überredeten mich, den Wagen fortzuschicken, und mir die malerischen Umgebungen dieser allerliebsten Stadt zu zeigen, und dabei den schönen Abend zu genießen, dann soll ich, Gott weiß welcher, angenehmen Ueberraschung theilhaftig werden, allen möglichen Comfort finden — nun sind wir seit fast einer Stunde diese endlosen miserablen Gassen passirt, und von all' den versprochenen Herrlichkeiten zeigt sich noch keine Spur — Sir bringen mich um, geht das noch lange so fort.

Bernhard lachte — ich liebe die Ueberraschungen, mein Lord, und wir werden gleich zur Stelle seyn — frisch und munter! nur noch hundert Schritte und wir sind am Ziele.

Der Lord folgte kopfschüttelnd und leise brummend dem Führer, und sie standen alsbald vor einer kleinen Pforte, die Bernhard mittelst eines Drückers öffnete. Nach wenigen Minuten ward seitwärts ein oberhalb reich vergoldetes eisernes Thor, der Eingang zu einem großen Garten sichtbar; ein berauschender Blumenduft strömte den Eintretenden entgegen, und als sie einen dunkeln Laubgang zurückgelegt, zeigte sich in einiger Entfernung eine geschmackvolle Villa, deren hohe Fenster in der magischen Beleuchtung der untergehenden Sonne durch das Gebüsch schimmerte.

(Fortsetzung folgt.)

———

Der „Great-Eastern.“

Ueber die mißglückte Operation des Vomstapellassens dieses Riesenschiffes wird aus London vom 4. November geschrieben: Der „Great-Eastern“ ist gestern um halb 1 Uhr Mittag mit den üblichen Bräuchen getauft worden und hat den Namen „Leviathan“ erhalten. Aber leider war dieß die einzige Zeremonie des Vomstapellassens, die glücklich vorüberging; die Operation selbst schlug gänzlich fehl; der neugetaufte Leviathan stemmte sich mit seiner, 240,000 Zentner betragenden Macht gegen alle nur erdenklichen Versuche, ihn ins Wasser zu locken, und nachdem fünf Arbeiter bei einer der Winden verunglückt waren, blieb er unbeweglich sitzen und wird in dieser Stellung bis zur nächsten Springfluth, am 2. Dezember, möglicherweise auch noch länger, verharren müssen. Das interessante Schauspiel zu sehen, waren die Lords von der Admiralität, Kapitäns und Ingenieure aus allen Häfen des Landes, aus Deutschland, Amerika, Frankreich und Rußland, der Herzog von Aumale mit dem Grafen von Paris, Mitglieder des Gemeinderaths und die siamesischen Prinzen Früh am Vormittag zur Stelle gewesen. Die Themse war mit Fahrzeugen aller Art bedeckt, und auf dem gegenüberliegenden Ufer von Detford bis Greenwich wimmelte es von Neugierigen. Um 11 Uhr sollte die Operation beginnen, aber trotzdem die ganze Nacht gearbeitet worden war, um die letzten Stützbalken wegzuschlagen, war noch gar Vieles zu thun übrig geblieben, und es war halb Eins geworden, als das Schiff getauft, die blumenbegränzte Weinflasche von Jungfrauenhand an seinen eisernen Rippen zerschellt wurde. Ungeheurer Hurrahruf von allen Seiten, und jetzt sollte das Schiff sich in Bewegung setzen. Die Lichterschiffe am Ufer zogen die Ketten und Stränge an, um das Schiff vorwärts zu schieben; es klirrten die riesigen Ketten, es knarrten die Taue, und gar schwer stöhnten die Kolben in den hydraulischen Hebemaschinen, aber aus dem Rumpfe des Schiffes antwortete nur ein grollender dumpfer Ton, als würden ihm die Eisenrippen gewaltsam ausgedehnt; dann ward's still; dann wurden von Neuem die Maschinen in Bewegung gesetzt, und o des Jubels! der Koloß hatte sich um etwa 3 Fuß vorwärts bewegt. So war's, aber was sich weiter ereignete, ist traurig zu erzählen. Die Arbeiter an einem der hinteren Windapparate scheinen das Kommando des leitenden Ingenieurs Brunel mißverstanden zu haben (es wurde durch Flaggensignale kommandirt); das Zahnrad des Apparats brach, die Kurbel schlug zurück, und wie sie sich blitzschnell im Kreise schwang, schlug sie 5 der Arbeiter zu Boden, und 2 von ihnen dürften schwerlich mit dem Leben davonkommen. Sie sind alle schwer verletzt. Das Schiff schien in allen seinen Fugen von dem gewaltigen Rückschlag zu erbeben; es saß unbeweglich fest, während die Arbeiter, von einem panischen Schrecken ergriffen, nach allen Seiten davon liefen. Sie bekamen jedoch bald ihre Fassung wieder, und nachdem man sich die Ueberzeugung verschafft hatte, daß mit Ausnahme des einen Zahnrades die anderen Maschinen unversehrt geblieben waren, gingen sie nach 2 Uhr wieder an die Arbeit. Die Fluth hatte ihre größere Höhe erreicht, und es war keine Zeit zu verlieren. Aber zum Zweitenmal liefen die Arbeiter, denen jetzt unheimlich zu Muthe geworden war, erschrocken von den Winden weg, als das Balkengerüst einer der stärksten laut zu krachen anfing, als ob es in sich zusammenbrechen wollte. Dießmal war es ein leerer Schreck; und wieder knarrten die Taue, dröhnten die Eisenketten, von denen jeder Ring 60 Pfund wiegt, stöhnten die Kolben in den hydraulischen Pumpen, die zusammen eine Druckkraft von 10,000 Zentner ausüben konnten, aber der Koloß saß felsenfest, unerschüttert, unbeweglich. In diesem kritischen Augenblick wurden 2 von den wichtigeren Maschinen unbrauchbar; an der stehenden Dampfmaschine brach ein Zahnrad unter der ungeheuren Spannung der Kette, die es aufzuwinden hatte, mit dem Rade sprang auch die Kette entzwei, und um das Unglück voll zu machen, brach zur selbigen Zeit der Stift in dem Pumpenstiefel der vordersten hydraulischen Maschine. Jetzt war an eine Fortsetzung der Arbeit nicht mehr zu denken, und von Glück konnte man sagen, daß das Schiff festsaß, nicht, allen Vorsichtsmaßregeln zum Trotz, in Folge des ersten Rucks vorwärts geschossen war, um wahrscheinlich Alles, was ihm im Wege lag, und sich selbst zu zerschmettern. Fest sitzt es, darüber ist kein Zweifel, fester sogar, als den Unternehmern lieb seyn kann, und ob sich die ungeheure Masse nicht ein Paar Zoll oder Fuß tief in den neugebauten Stapeldamm einsenkt, wer wollte dafür bürgen? Und wie müßten die Maschinen gebaut seyn, die es dann von der Stelle bewegen sollen, nachdem die gestern angewandten zu schwach befunden worden sind! Wie wollte man diese schwere Masse heben, wie einer allmählichen Senkung der Unterlage vorbeugen? Die Ingenieure werden hoffentlich auch dafür Mittel finden, aber wie die Sachen jetzt stehen, ist die Lage des Schiffes eine entschieden gefährdete, aus der es zu Anfang des nächsten Monats schwerlich noch befreit seyn wird.

Mannigfaltigkeiten.

Vor dem Schwurgerichte von Laon hat am 4. November ein Prozeß begonnen, der von dem erregungssüchtigen Publikum schon längst mit Un-

geduld erwartet worden war. Seit etwa drei Jahren hatte eine Art von Schinderhannes an der Spitze einer wilden Raub- und Mordbande die Gegend, welche man Le Santerre nennt (an den Gränzen der Picardie) durch seine Verwegenheit und Grausamkeit mit Schrecken erfüllt und gleichzeitig unter der dortigen Bevölkerung eine traurige Berühmtheit erlangt. Lemaire heißt der Mensch, auf dessen Gewissen eine große Anzahl schwerer Verbrechen, Mordthaten, Diebstähle, Feueranlegungen u. s. w. lastet, obgleich er kaum 25 Jahre alt ist, und der nebst 13 Mitschuldigen auf der Anklagebank sitzt, nachdem es ihm zu Wiederholtenmalen gelungen war, aus den Gefängnissen auszubrechen. Zur Charakteristik des saubern Chefs heben wir die Thatsache hervor, daß er eines Tages, als er einen Bauer und dessen Frau todtgeschlagen hatte, ausrief: „J'en tuerais mille comme ça sans y penser.“ Diese Bestie ist von den Bauern so gefürchtet, daß in der Voruntersuchung viele Zeugen Anstand genommen hatten, mit der Sprache herauszurücken, und daß sie es in der Sitzung des Schwurgerichts kaum wagten, die Angeklagten anzublicken. Daher kommt es auch, daß der Prozeß vor die Assisen von Laon verwiesen wurde, obgleich er eigentlich in Montdidier geführt werden sollte. „Der Schrecken, den die Verbrecher einflößen, ist so allgemein in Santerre“, heißt es im Anklageakte, „daß eine Schwäche von Seiten der Geschworenen zu fürchten stand.“ Lemaire und sein Hauptgehülfe Hugot erzählen den Geschworenen ihre Mordthaten mit einer Kaltblütigkeit, als wenn es sich um Heldenthaten handelte. Während Lemaire Hugot's Thaten erzählt, schaut dieser dem Präsidenten so keck in's Angesicht, als wäre er Zuschauer und nicht Angeklagter. Der Prozeß, so weit die Verhandlungen jetzt vorliegen, macht einen durchaus widerlichen Eindruck. Gleichsam um die Scheußlichkeit einer solchen Ausgeburt französischer Provinzialzustände zu entschuldigen, bringt das Journal de l'Aisne den Stammbaum des Verbrechers, wonach die ganze Familie in der dritten Generation von männlicher und weiblicher Seite aus Mördern, Dieben und Brandstiftern besteht, welche die Schafotte und Galeeren bevölkerten.

Aus Berlin wird berichtet: In Kroll'schen Etablissement wird dieser Tage ein Monstrum, eine Mexikanerin, Miß Julia Pastrana, auftreten, welche bereits privatim vorgestellt wurde. Die Monstrosität scheint für die wirklich entsetzliche Erscheinung noch eine zu milde Bezeichnung. Man denke sich ein etwa 4 Fuß hohes Geschöpf, deren Fülle des Oberkörpers und Kopfhaartracht als ein weibliches Wesen erscheinen lassen. Das Gesicht ist vollständig, wie bei einem Thiere, mit Haaren bewachsen, und von dem Kinn hängt ein bis auf den kurzen Hals reichender Bart herab. Eine Stirn ist fast gar nicht sichtbar und die tiefschwarzen Augen sind von bartähnlichen Wimpern umgeben. Die Nasenbeine fehlen gänzlich, und die Nase macht den Eindruck eines Affen; noch gräßlicher ist der Mund, d. h. zwei aufgeschwellte Lappen, hinter denen zwei geschwulstartige zahnlose Gaumen liegen. Das Ganze macht einen überaus widerwärtigen Eindruck. Miß Pastrana ist heiter und ziemlich geschwätzig, sie spricht mit dem entschiedenen weiblichen Tonfall englisch und spanisch. Die Behauptung Einzelner, daß man einen Bastard von Menschen und Affen vor sich habe, schien nicht wahrscheinlich. Es hieß, daß die Polizei diese Schaustellung verboten habe.

Ein Taucherschiff von neuer Erfindung ist gegenwärtig im Modelle in der Hamburger Lesehalle ausgestellt. Dasselbe ist vollkommen unabhängig von der über der Oberfläche des Wassers liegenden Luft und daher mit keinerlei Schläuchen versehen, welche bisher wegen der erforderlichen bedeutenden Länge die größte Schwierigkeit bei der Konstruktion von Tauchapparaten bildeten. Das Schiff von einem Hamburger Mechaniker, Herrn Stelling, birgt in seinem Innern 32 Reservoirs, welche mittels einer Luftpumpe mit atmosphärischer Luft von zwanzigmaliger Verdichtung gefüllt werden und 5120 Kubikfuß enthalten sollen. Diese komprimirte Luft kann man nach Belieben im Schiffe unter Wasser ausströmen lassen, sowohl zum Athmen für die Mannschaft, als auch zum Heben und Senken des Schiffes. Die Fortbewegung und Lenkung des Schiffes geschieht durch die Mannschaft vermittelst zweier archimedischen Schrauben. Der Erfinder hat bei der Konstruktion des Schiffes den Bau des Fisches vor Augen gehabt.

Ein westphälisches Blatt meldet aus Essen: Dießmal ist ein Theil des großen Looses (150,000 Thaler) in recht bedürftige Hände gelangt. Vier hiesige Bergleute hatten zusammen sich an einem Viertel-Loose betheiligt; — wer beschreibt ihr Glück, als sie erfuhren, daß ihre Numer 33,470 die Numer des großen Looses sey, und daß Jeder von ihnen nun mit Einem Mal über 10,000 Thaler erlange. Einer derselben, der Frau und 3 Kinder hat, liegt krank danieder und wußte nicht, wie er den geforderten Miethbetrag bestreiten solle; da auf einmal diese Freudenbotschaft, an deren Wahrheit zu glauben ihm schwer wurde.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag der Wailand'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 271 Freitag, 13. November 1857.

Ein Familienleben.

(Fortsetzung.)

Bernhard stand still; — dort wohnte der Minister Droisni, sagte er, nicht ohne einen gewissen sarkastischen Ausdruck, — zu der hiesigen höchsten Aristokratie zählend und angesehen bei Hofe, gehört er seiner konservativen Gesinnung wegen zur äußersten Rechten, macht ein splendides Haus und erzeigt mir, da ich in seinem Büreau arbeite, die Ehre, mir den Zutritt zu seinen in der That sehr feinen Zirkeln zu gestatten — ich bin oft in dem Hause, denn es ist ganz angenehm, darum eilte ich, Sie dort einzuführen.

God dam! das thun Sie mir? — was soll ich dort? Notting, sind Sie rasend — Sie kennen mein Glaubensbekenntniß, was soll ich bei dem Minister, den Sie mir als erste Bekanntschaft schenken —

Seyen Sie nicht wunderlich, Mylord, ich weiß recht gut, was ich thue und Sie werden sich bald ganz behaglich da fühlen, denn Sie finden dort gleichfalls die geistreichsten Männer der Opposition. Sie werden die interessantesten Bekanntschaften machen, werden Gelegenheit haben, das deutsche rhetorische Element kennen zu lernen, und kommen vielleicht sogar zu der Erkenntniß, daß wir nicht bloß gutmüthige Zweifüßler sind, wofür uns die stolze Britania gern anzusehen pflegt — auch sind zuweilen Damen zugegen.

Hat der Besitzer dieses wirklich ganz hübschen Plätzchens denn Familie? fragte der Britte weiter gehend, als sich eine schöne Partie des herrlichen Gartens nach der andern zeigte.

Eine Tochter, erwiderte Notting, und die flüchtige Röthe, welche momentan Stirn und Wange färbte, entging dem Andern nicht.

Aha, da ist wahrscheinlich die schöne Tochter der Magnet, der den Republikaner so mächtig an den konservativen Felsen fesselt — ein neuer Prometheus — ein Reaktionär wird da fertig seyn, ehe man sichs versieht.

Sie thun mir Unrecht, Mylord, erwiderte Bernhard etwas gereizt — nun ja, ich will nicht läugnen, daß ich mich gern mit dem Fräulein unterhalte, sie ist so geistreich als schön, und theilt keineswegs unbedingt die Ansichten des Vaters. Die Familie stammt eigentlich aus Polen, und so fließt von dem Blute des freiheitdürstenden unterdrückten Sarmatenvolks noch mancher Tropfen in den Adern des schönen Mädchens — sie verkennt nicht den Ernst der Gegenwart und die Hoffnungen der Zukunft.

Der Lord blieb stehen und sah den jungen Mann leise kopfschüttelnd an. — Nehmen Sie sich in Acht, Notting, sagte er, sie stellen sich, glaub ich, mit Ihrer raschen und unvorsichtigen Begeisterung in Ihrer Lage an den Abgrund eines Vulkans. Sie wissen, wir beide harmoniren in vielen Stücken, aber ich bin Engländer, unabhängig, habe diesem Lande nichts zu danken, noch darin zu suchen, ich schüttle jeden Augenblick den Staub von den Füßen und kehre heim — Sie sind jung, Ihre Zukunft liegt innerhalb des Bereichs, welcher Sie umgibt, Sie auswärts tragen, aber auch bei einem möglichen Erdbeben verschlingen kann.

Mag er das, rief Jener aufglühend, ich liebe weder das Leben fanatisch, noch fürchte ich den Tod, ich werde nie Sklave seyn, nie meine Kräfte, meine Seele verkaufen. —

Und arbeiten in dem Büreau eines konservativen Ministers, und suchen dereinst Anstellung und heimathliches Behagen in Ihrem Vaterlande? — sagte der Lord ironisch.

Bernhard wollte etwas erwidern, bezwang sich aber gewaltsam und deutete nur auf den geräumigen von einem blühenden Rosengebüsch umgebenen Platz vor dem Gartensalon, dessen Flügelthüren unter der weißen, mit tropischen Schlingpflanzen umrankten Veranda geöffnet standen. — Eine weibliche Gestalt saß mit einer leichten Handarbeit beschäftigt, seitwärts von einem großen Rosenstocke halb versteckt, dessen volle Blüthen sich über sie neigten. —

Es war Florentine, das einzige Kind des Ministers.

Sie erblickte die Kommenden und erhob sich. — Der Inbegriff alles dessen, was die allgemeine Ansicht vorzugsweise den Töchtern Sarmatiens an Reiz zusteht, zeigte sich an diesem schönen Mädchen. Die hohe königliche Gestalt mit dem warmen Colorit einer südlichen Zone, das wunderherrliche braune Haar und Auge, welches sternengleich Feuer und Geist strahlte, die bezaubernde Grazie jeder Bewegung imponirte selbst dem Lord.

Bernhard stellte ihn mit der sichern Haltung eines Hausfreundes dem Fräulein vor, welches bald mit gewinnender Anmuth den Faden der Unterhaltung ergriff und fortspann.

Der Minister erschien in Begleitung mehrerer Herren — der Lord war vorgestellt und fand sich bald ganz behaglich in diesem Kreise, denn Herr von Droisni, ein feiner Weltmann in vorgerückten Jahren, bestach unwiderstehlich durch die eigenthümliche Gewandtheit, mit der er seine Gäste nach ihrer individuellen Richtung zu behandeln, ihre geistige Beschaffenheit zur Geltung zu bringen wußte, ohne die eigene Superiorität aus den Augen zu verlieren, und die fein und unmerklich gezogenen Schranken der Konvenienz aufrecht zu erhalten. So zeigte er dem jungen Notting auch jene ungezwungen freundliche Protektormiene, die weit entfernt, irgendwie verletzen zu können, doch die Stellung beider dem genauen Beobachter augenblicklich bezeichnen mußte.

Bernhard war geistvoll und beredt; fern von Anmaßung, aber mit jugendlicher Lebhaftigkeit, und nicht ohne eine gewisse Zuversicht sprach er seine Ansichten über manche der schon schwierig gewordenen Zeitfragen aus, und blieb oft kaum innerhalb der engen Gränzen, welche in diesem Zirkel die Situation bedingt.

Die Gesellschaft ward zahlreicher, es erschienen aber heute keine Damen, und so fand Bernhard, als sich die Männer später allgemach um einige Spieltische sammelten, Gelegenheit, sich der schönen Florentine zu nahen, die wieder auf ihr Lieblingsplätzchen zurückgekehrt, einige Zeitschriften durchblätterte. — Er näherte sich, ohne daß sein Kommen von ihr bemerkt worden, auf einem Seitenpfade, und stand jetzt an ihrer Seite.

Sie schrack leicht zusammen. —

Sie hatten heute noch keinen Gruß für mich, keinen Blick Florentine? begann er vorwurfsvoll.

Böser Mensch, wie Sie mich erschreckt haben. —

Dieß fürcht' ich nachgerade, mein Kommen erschreckt Sie — daher —

O wie diplomatisch Sie bereits die Worte wägen, unterbrach sie ihn mit bezauberndem Lächeln, Sie haben in der That glaub' ich, mehr Anlage zum Führer eines Porteseuille, als Sie sich selbst bewußt sind.

Und Sie — haben Sie mich wohl vermißt? — in diesen sechs Wochen meiner Abwesenheit, einmal meiner gedacht, den Wunsch gehabt, ich möge wiederkehren? — o, es ist begreiflich, daß Sie dazu keine Zeit hatten, — fuhr er bitter fort — umgeben von glänzenden Hoffesten, von Verehrern —

Ihr leises Lachen unterbrach den Erregten; — ungestümer Mensch, welcher Strom von Vorwürfen und Combinationen ergießt sich da! — ob ich gedacht, — vermißt — gewünscht — mit Kourmachern mich umgeben habe — parodirte sie mit allerliebster Naivetät, — nein, nein! ich nehme mein Wort zurück — nicht die kleinste Anlage zum Diplomaten entdecke ich in Ihnen, denn Sie besitzen die unerläßlichste nicht — das Temporisiren!

Er stand mit verschränkten Armen und schaute das schöne Mädchen düster glühenden Blicks an. —

Florentine, sagte er dann gepreßt — Sie spielen mit mir — ich fürchte ein frivoles, trügerisches Spiel — Sie kennen meine Empfindungen, meine Schmerzen, meine Pläne. —

Ich kenne das, und kenne auch Sie, Bernhard, — Sie wissen, daß Sie mir nicht gleichgültig — daß Sie mir werth sind! —

Engel des Himmels! — rief er außer sich, sie umfassend.

Sie wand sich sanft von ihm los, — ich lese in Ihrer Seele, sie gehört halb den überspannten Plänen und Erwartungen der Zukunft — halb dem unbefriedigten Ehrgeize, der, sich nicht genügend, die Schwingen aufwärts einem Utopien zuwendet, das eigentlich nur in seiner Fantasie existirt — die Freiheit, die Liebe! das sind die schillernden Embleme, welche diese unhaltbaren Träume bedecken, — sie werden Meteoren gleich verschwinden. —

Florentine — welche Sprache, welche Veränderung seit diesen sechs Wochen meiner Abwesenheit! — ich erkenne die Tochter Sarmatiens, die Hüterin des weißen Adlers nicht mehr.

Doch mein Freund, ich werde nie vergessen, wessen Stammes ich bin, und die Wunden des zerstörten gemißhandelten Vaterlandes schmerzen mich — aber zwingen wir das Schicksal, sind wir berufen, die Welt neu zu gestalten, das eigene Glück auf einem Altar zu opfern, der, längst gestürzt, unter seinen Trümmern auch uns noch begraben könnte, ohne selbst neu zu erstehen? — Nein, Bernhard, ich habe eingesehen, daß wir nichts vermögen, ich halte fürderhin mich fern von dem Treiben, was schon in seiner Gährung eine üble Zukunft prophezeit — folgen Sie mir — könnten denn nicht auch auf gebahnten Wegen sich Ihre Hoffnungen, Ihre Wünsche realisiren lassen? —

Sie sprach die letzten Worte leise mit einem bezaubernden Wohllaut und reizendem Erröthen, aber Bernhard, obgleich die holde Erscheinung mit bren-

nenden Blicken betrachtend, blieb stumm — endlich fuhr er mit der Hand über die Stirn und begann mit gedämpfter Stimme, welche doch die innere Aufregung verrieth: Sie mögen Recht haben, Sie sind ein Weib, noch dazu ein kluges, und ein solches mag nicht den sichern Boden unter den zarten Füßen aufgeben und sich von den Wellen der Zeit schaukeln lassen, brächte das feste Schiff die schöne Beute auch in den sichersten Hort der Freiheit wie der Liebe — ich war ein Thor, da eine Göttin anzubeten, wo ich nur eine reizende kluge Frau finde.

Sie sind überaus galant, mein Herr! erwiderte Florentine spöttisch, und uns Beiden zu gratuliren, daß Ihr Irrthum gerade noch zur rechten Zeit uns gegenseitig über die Beschaffenheit unserer so verschiedenen Naturen belehrte; — sie stand auf. —

Florentine, rief er, seiner nicht mehr mächtig, und riß ihre Hand an seine Lippen.

Sie versuchte sie ihm zu entwinden. — Bernhard hielt sie fest. — Ich war ein Unsinniger, stammelte er und preßte sie gewaltsam an sich, die Verzweiflung machte mich toll — Florentine, können Sie mir vergeben? —

Selbst in der Wildheit, die in dem Auge des schönen Mannes flammte, lag eine gewisse Anziehungskraft, der das Mädchen nicht widerstehen konnte.

Lassen Sie mich Bernhard, flehte sie, und als er sie, außer sich, immer fester an seine Brust drückte, riß sie sich endlich gewaltsam los.

Sie sind ein Schwärmer, sagte sie, nun fast athemlos; und man muß vorsichtig mit Ihnen umgehen — für vernünftigen Rath taub, werden Sie nie den Weg zum wahren Glück und innerer Befriedigung zu finden verstehen — was soll man mit Ihnen anfangen?

Nur Ihr Herz soll nie aufhören, das meine zu verstehen, rief er feurig, — des Vaterlandes Freiheit und diese Hand, dann trotze ich jedem Sturm des Schicksals!

Nahende Schritte unterbrachen diese Ergießung; Bernhard gesellte sich zu den Kommenden, und das Fräulein sah ihm sinnend nach. —

Ueberspannte Ideen, die nimmer realisirt werden können, flüsterte sie in sich hinein, — er ist schön, anziehend, ich könnte ihn lieben, aber er geht einen gefährlichen Weg, er wird fallen, und ich — nein, ich will keine Cäcilie Platen werden, keine Abenteurerin. — Nimmermehr!

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Schnelligkeit der Verbindung mit Indien.

(Nach dem französischen „Flotten-Moniteur.")

Aus den englischen Journalen erfährt man, daß der mit dem Transport der indischen Depeschen beauftragte Offizier den Weg von Paris nach London in 8½ Stunden zurückgelegt hat, und sie heben mit Recht hervor, daß nie zuvor diese Reise so schnell gemacht worden sey. Um mit dieser unerhörten Schnelligkeit auch für die andere Strecke des Weges reisen zu können, waren Expreßzüge, die die 30 Wegstunden in einer Stunde zurücklegten, von Marseille bis Calais in Bereitschaft gehalten worden.

Diese wunderbaren Anstrengungen sind begreiflich, wenn man bedenkt, welche Masse von tröstlichen oder düsteren Nachrichten jede indische Post herüberbringt, und es ist deßhalb sehr natürlich, daß unsere energischen Nachbarn jenseits des Kanals nichts versäumen, um nur einige Stunden, ja einige Minuten früher im Besitze dieser Nachrichten zu seyn, denen Tausende von Familien in der tödtlichsten Spannung entgegensehen. Hier ist es mehr als je und irgendwo am Platz, die menschliche Industrie bis zur höchsten Kraftentfaltung zu steigern und der beinahe unumschränkten Gewalt ihrer Werkzeuge das nur immer Mögliche abzuzwingen. Der Beamte, welcher die Reise statt in 12 Stunden in 8½ Stunden zurücklegt, erzeugt der allgemeinen Wohlfahrt einen unermeßlichen Dienst, und er macht sich im buchstäblichen Sinne des Wortes um sein Land und seine Mitbürger wohlverdient.

Der elektrische Telegraph kann die Nachrichten in einem Augenblick entsenden, und ist die Linie zwischen London und Bombay durch das rothe Meer vollendet, so wird man, wenn es nöthig ist, stündlich Nachrichten empfangen können. Aber bis diese Verbindung hergestellt ist, müssen die Depeschen und Briefe immerhin ihren Weg machen. Der menschliche Geist hat Mittel gefunden, sie in einer Stunde Zeit 20 bis 30 Stunden weit zu befördern; aber dieß ist bis zu dem Augenblick, wo eine glücklichere Erfindung eintritt, das Höchste, was er leisten kann.

Freilich ist es von Marseille bis Calais nur ein kleines Stück der zurückzulegenden Strecke. Der schnellste Dampfer hat bis jetzt die Reise von Marseille nach Alexandria noch nicht unter sieben Tagen zurücklegen können; diese Zeitdauer selbst gehört noch zu den Ausnahmen, und nur einige wenige Fahrten des Vektis oder Valetta waren um ein Weniges schneller. Wir sprechen natürlich nur von dem Transport der Depeschen und der Reisenden. Die Nachrichten kommen direkt von Alexandria nach Triest in 4½ und 5 Tagen, oder von Malta nach Cagliari und gelangen von da aus durch den Tele-

graphen beinahe gleichzeitig und in wenigen Stunden nach allen Theilen von Europa. Die Briefe kann man also, wenn kein besonderer Unfall eintritt, von Alexandria aus in 8 Tagen in London empfangen. Es ist dieß jetzt noch nicht die Durchschnittszeit, man wird sie aber regelmäßig einhalten können.

Was den Durchgang durch Aegypten betrifft, so kann man ihn, so wie die Eisenbahn fertig ist, in 12 Stunden bewerkstelligen. Von Suez nach Alexandria sind es ungefähr 85 bis 90 Stunden. Das Ausladen, die Reise selbst und das Wiedereinladen machen wohl 12 Stunden nöthig, und mit dieser Schnelligkeit Aegypten zu durchreisen, heißt wohl eben so viel, als in 8¼ Stunden von Paris nach London zu gehen. Die Eisenbahn geht jetzt schon von Alexandria über Kairo bis zur zwölften Wüsten-Station.

Bei der Thätigkeit, mit welcher man den Bau dieser Linie betreibt, kann man hoffen, daß mit dem 1. Januar die ganze Bahnstrecke dem Betriebe übergeben werden kann. Es wird also dann möglich seyn, in 9 Tagen die Briefe von Suez aus in London zu haben. Von Suez nach Aden kann die Ueberfahrt in 5 Tagen, wie es nach den Berichten der Spezial-Kommission vom Jahre 1851 bereits geschehen ist, zurückgelegt werden. Die Dampfschiffe der peninsularen und orientalen Kompagnie sind ausgezeichnet, und da, trotz seines üblen Rufes, das rothe Meer in seinem ausgezeichneten Fahrwasser keine Gefahr darbietet, so kann man wohl in der Zeit von 5 Tagen die Fahrt regelmäßig machen. Dieß macht im Ganzen bis Aden 5 und 9, also 14 Tage. Von Aden nach Bombay wird der Weg im Allgemeinen nicht so regelmäßig zurückgelegt, aber durchschnittlich und ohne Ueberschätzung kostet er 9 Tage. Es wären dieß also im Ganzen von Bombay bis London 23 Tage. Gegenwärtig empfängt man die Briefe von Bombay ziemlich regelmäßig nach 27 Tagen in London. Auf diese 23 Tage müßte man noch irgendwelchen unvermeidlichen Zeitverlust zuschlagen. Es wäre aber immer eine Oekonomie von 3 bis 4 Tagen, und wenn man auf der ganzen Strecke die geschickte Energie an den Tag legt, welche der fragliche Beamte zwischen Paris und London entwickelt hat, so könnte man bald diese werthvolle Zeitverkürzung verwirklichen.

Für Calcutta müßte man freilich noch sechs Tage zurechnen, so lange Bombay und Calcutta nicht durch eine Eisenbahn verbunden sind. Dieß freilich ist ein so großes Unternehmen, daß es, namentlich unter den gegenwärtigen Umständen, so leicht und so schnell nicht wird ausgeführt werden können.

Uebrigens 23 oder 27 Tage, welch' erstaunliches Resultat, wenn man sich in die Zeit vor 25 Jahren zurückversetzt, als Lieutenant Waghorn, nach einer Unzahl persönlicher Erfahrungen, bei denen er sein ganzes Vermögen allmählich zusetzte, behauptete, man könne in 1 Monat Depeschen von Bombay nach London befördern, und dafür als ein aberwitziger Träumer verlacht wurde! Der muthige Mann starb, ehe er kaum eine so richtige und nützliche Idee verwirklicht sah, für welche er 15 Jahre lang und unter den härtesten Opfern gekämpft hatte. Und heute schon hat man um Vieles das, was man damals die Waghorn'schen Träume nannte, überschritten. Man findet schon 27 Tage zu lang, um einen Brief vom Indus an die Themse zu schicken, und man wird sicherlich neue Zeitersparnisse ausfindig machen.

So drängt Alles unabweisbar auf immer raschere Verbindung zwischen dem Mutterland und den asiatischen Kolonien hin, und es ist offenbar, daß, wenn nun auch der Aufstand beendigt ist, das Bedürfniß bequemer Verbindungen immer lebhafter hervortreten wird. Mit Recht heben es die englischen Journale jeden Tag hervor, daß nur um diesen Preis jene kostbaren Länder erhalten werden können, und daß man mit Beibehaltung des bisherigen Systems sie auf immer verlieren wird. Aber wir fragen abermals an: wann diese neuen Beziehungen immer mehr vervielfältigt und verbessert werden, wann Briefe und Reisende in drei oder viermal schnellerer und sicherer Weise befördert werden? Und sollen die Waaren immer noch den langen und gefährlichen Weg um das Cap nehmen?

So tritt mit jedem Tage der unermeßliche Nutzen des Suez-Kanals deutlicher hervor. Jedes Ereigniß trägt dazu bei, seine Nothwendigkeit immer unwiderstehlicher Allen Augen vorzuführen. Und gerade die Wenigen, welche seine Gegner sind, rufen jene schnellen Reisen von Paris nach London hervor und liefern dadurch die schärfsten Waffen gegen ihre eigene Hartnäckigkeit. Ist eine Frage reif, dann trägt Alles, Freund wie Feind, willkürlich oder unwillkürlich zu ihrer Lösung bei.

Mannigfaltigkeiten.

[Ein lachender Erbe — wenn es wahr ist!] Der Schweinhirte der Ortschaft Abasaja bei Maros-Vasarhely in Siebenbürgen wurde dieser Tage höchst angenehm überrascht; der arme Teufel — denn welcher reiche würde sich auch diesem Stande widmen? — erhielt nämlich ganz unverhofft von Wien einen Brief mit 500 Fl. K.-M. und der Anzeige, daß ein verstorbener Verwandter ihm nicht weniger als 3 Häuser in Wien vermacht habe

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 272 Samstag, 14. November 1857.

Ein Familienleben.

(Fortsetzung.)

Adelheid hatte sich einige Zeit dem beglückenden Bewußtseyn hingegeben, daß Sellberg ihr mit unveränderter Wärme anhänge und in diesem Bewußtseyn ihre Ruhe wiedergefunden. Seiner Absicht, nunmehr bei dem Vater um ihre Hand zu werben, hatte sie sich aber entschieden widersetzt, da seine noch subordinirte Stellung bei gänzlicher Vermögenslosigkeit keine standesmäßige Existenz gestattete, und es ihren Stolz empörte, diese der Großmuth des Vaters verdanken zu sollen; erst wenn sein vielleicht nahe bevorstehendes Avancement ihn eher berechtige, dürfe er der väterlichen Autorität sich aussprechen. Sellberg wagte keinen Widerspruch, denn hatte Adelheid nicht das Recht, an seiner Seite keinen Vorzug des elterlichen Comforts zu vermissen und konnte er ihr diesen bieten? Seine Gefühle für die interessante geistreiche Freundin waren, ob auch herzlich, doch ohne Leidenschaft, und eine Abweisung von dem reichen Banquier würde seinem Stolz eine nicht zu verschmerzende Demüthigung gewesen seyn. — So erschien denn nach Adelheids ausdrücklichem Willen beider Verhältniß äußerlich blos als ein durchaus freundschaftliches, dem ihre jungfräuliche Würde und Gemessenheit jede nachtheilige Deutung nahm, und die Eltern täuschte, obgleich die Mutter bei dem entschiedenen Ablehnen einiger vortheilhaften Partien oft mit ärgerlichem Kopfschütteln der Tochter unbegreifliche Kälte tadelte.

In den eleganten Soireen der schönen Welt ward mit dem herannahenden Herbste neben den zahlreichen Bällen auch das Bedürfniß einer geistreichen Unterhaltung fühlbar, und der Vorschlag von plastisch-mimischen Darstellungen einzelner interessanter Momente und Scenen aus den bedeutendsten ältern und neuern dramatischen Werken, selbst nach Gedichten und Gemälden, fand allgemeinen Anklang. Die Töchter des Barons Notting wurden allerdings auch dabei betheiligt, und man versprach sich nichts Geringes von der hochgebildeten unterrichteten Adelheid, der holden, eben aufblühenden Margaritha. Auch Graf Sellberg fehlte nicht in diesem Kreise, und hatte hier öfter als im elterlichen Hause Gelegenheit, das junge Mädchen zu sehen, deren kindliche Naivetät und Grazie, welche ihr selbst unbewußt, ihrem ganzen Thun und Wesen diesen entzückenden Reiz verlieh, aufs Neue die magnetische Gewalt des ersten Eindrucks auf sein nur zu empfängliches Herz übte. Sich selbst keine Rechenschaft gebend, näherte er sich ihr mit erkünstelter Unbefangenheit, nur zuweilen einige höfliche Worte an sie richtend, und sie wich ihm nicht aus, denn keine Ahnung seines geheimen ernsten Verhältnisses zu der Schwester kam in ihre Seele. — Die allgemeine Heiterkeit in dem engern Kreise, der sich zu dem genannten ästhetisch-künstlerischen Zwecke versammelte, theilte auch ihr sich mit, und sie selbst wußte nicht, daß ihr seelenvolles Auge Herz und Sinne des leicht Entzündlichen nach und nach mit einer tiefen Leidenschaft füllte.

Diese Leidenschaft, so plötzlich als gewaltsam, bemächtigte sich seiner allgemach gänzlich und überfluthete alle Einwendungen des Verstandes. Er fühlte sich Adelheid gegenüber schuldbewußt, klein, erbärmlich — er empfand, daß sie ihn verachten müsse, und rang vergeblich, ihr den Zustand seines Innern zu verbergen. Der Zufall begünstigte ihn lange, denn Adelheid ward mehreremale verhindert, den erwähnten Zirkel zu besuchen, und so sah sie nicht die eigenthümliche Bewegung, mit der er sich Margaritha näherte, die fiebrische Unruhe, wenn sie mit andern Männern sprach, sein Erbleichen, als sie im kindisch neckenden Uebermuthe eine ihrem Haare entfallene Rose, um die er sie mit bebender gedämpfter Stimme bat, das niedliche Köpfchen schüttelnd, zerpflückte, ihm die einzelnen Blätter zuwarf, und einem andern jungen Manne mit dem lieblichsten Lächeln zum Contretanze folgte.

Mit Riesengröße wuchs diese Leidenschaft! — Adelheid fand ihn bald auffallend verändert, wortarm, düster, reizbar, und das frische Kolorit des früher so blühenden Gesichts schwand mehr und mehr. — Adelheid ahnte nichts, forschte aber theil-

nehmend, was ihm fehle — betroffen schützte er Dienstgeschäfte, Familienverhältnisse vor, raffte die letzte Kraft zur möglichen Selbstbeherrschung zusammen, und so gelang es in der That, ihr scharfes Auge noch zu täuschen.

Eines Abends schied sich die Gesellschaft, in der heute auch Adelheid sich befand, in zwei Hälften, um abwechselnd mehrere Tableaux darzustellen, welche dann der andere Theil bewundern und errathen sollte. Die Schwestern wurden durch das Loos getrennt, und Sellberg sah sich mit geheimem Entzücken an Margaritha's Seite, vernahm, daß zur heutigen Darstellung die Flucht Daphnes vor der Lieb' Apollo's gewählt und ihm mit dem jüngeren Fräulein Rotting die Hauptrollen zugetheilt seyen. — Das Arrangement, schon einigermaßen vorbereitet, ging rasch von statten, und die reizende Daphne, im weißen Gewande, an Händen und Füßen bereits die grünenden Blätter sichtbar, die sich auch malerisch durch das schöne Haar schlangen, trat einstweilen hinter den Vorhang, wo die Gruppe aufgestellt werden sollte. Da erschien, aus dem Nebenzimmer kommend, der jugendliche schöne Sonnengott, die schlanke Gestalt des jungen Grafen, von einem luftigen Goldgewande umwallt, den Lorbeerkranz in seinen braunen Locken, Pfeil und Bogen in der Hand, das schöne edle Gesicht, ob auch jetzt etwas blaß, nährte sich in der That dem Ideale göttlicher Vollkommenheit — und so trat er zu der lieblichen Daphne, die hochaufglühend den Blick zu Boden senkte.

Nun Herr Graf, begann jetzt der Professor P., ein ausgezeichneter Historienmaler, der die künstlerische Gruppierung übernommen, — treten Sie hierher — einen Schritt vorwärts — jetzt breiten Sie mit dem Ausdruck heftigster Sehnsucht die Arme aus — so! — den Blick auf das Fräulein gerichtet, ergreifen Sie das weiße Gewand der Fliehenden — und Sie, meine Gnädige — das rechte Füßchen vorwärts zur Flucht ausgestreckt, daß die schon keimenden Spitzen des Lorbeerlaubes sichtbar werden — Sie fliehen, aber wer ergründet, ob nicht das Herz heimlich der Flucht widerspricht, welche die scheue Mädchensitte verlangt — darum wenden Sie den Kopf etwas schmachtend zurück — ein schüchterner zärtlicher Blick streift den nacheilenden Gott, der in Verzweiflung statt der Geliebten bald den Lorbeer umarmen wird — so! — o schön! — unnachahmlich schön! — dieser Blick — diese erröthenden Wangen — diese reizende abwehrende Bewegung — —

Der Vorhang flog auf — ein allgemeiner Applaus lohnte das anmuthige Bild, dessen Dauer auf mehrere Minuten festgehalten werden mußte — dann sank die Gardine und die Darstellenden waren in der halben Dämmerung allein.

Margaritha — Engel des Himmels — eile nicht hinweg — nur einen — einen Moment, — flehte der überglückliche Apollo, des schönen Mädchens Hand ergreifend.

Sie zitterte in der seinigen — was wollen Sie Herr Graf — stammelte Margaritha, scheu, und doch unfähig, sich loszureißen.

Ach, Margaritha, haben Sie Mitleid mit mir, dem Unglücklichen, der, seit er sie zum Erstenmale sah, Ihr holdes Bild in seinem Herzen trägt — o Gott, sagen Sie mir nur ein Wort — bin ich Ihnen gleichgültig?

Herr Graf, was wollen Sie — ich kenne Sie so wenig — Sie sind meiner Schwester Freund — stehen ihr wohl noch näher — wie kann ich — — wir kennen uns gar nicht — —

Margaritha, ich liebe Dich, Dich Du Einzige — o sey barmherzig, ich kann nicht ohne Dich leben — und in heftiger Gluth zog er die Bebende an seine Brust, ihre rosigen Lippen mit heißen Küssen bedeckend.

Sie zitterte in seinen Armen — die Gewalt eines solchen Moments wirkte selig betäubend auf das junge Herz — endlich gelang es ihr, sich loszuwinden, und in diesem Augenblicke kamen auch mehrere Damen und Herren und belobten die vorzügliche Darstellung.

Es war süperbe, ganz süperbe, sagte der alte Geheimrath, den wir bereits kennen — welche liebliche Daphne, wie schüchtern und mädchenhaft — der keuschen Luna zu vergleichen, und wie unsere liebe Kleine — und wie die Wänglein glühen! — Rasch, mein schönes Fräulein, daß Sie sich nicht erkälten — hier ist der warme Shawl, den ich dort auf dem Spiegeltische sah, als den Ihrigen erkannte, und möglichem Unheil vorzubeugen, gleich mitnahm — rasch, hüllen Sie sich ein. —

O, noch nicht, noch nicht! — bat der junge Rath D., ein von den Damen sehr begünstigter Dandy und Löwe des Tages — ich bitte Sie, mein Verehrtester, gibt es einen reizenderen Anblick, als diese zarten Chinesenfüßchen und Händchen des Fräuleins, aus denen die grünen Blätter sprießen — o du unsel'ger Apollo, dem nur der Lorbeer bleibt, während er die Göttin verliert — aber wo — wo ist er denn — der Graf? — —

Geisterbleich lehnte Sellberg an der Thüe des anstoßenden Kabinets, denn während jenes kurzen Dialogs, als er trunken von Margaritha's erstem Kuß bei Annäherung der Gesellschaft sich zurückzog, schlich aus dem Nebenzimmer Adelheids dunkle Gestalt hervor.

Elender Heuchler — Wortbrüchiger, — flüsterte sie, Verachtung, so lang ich athme — aber auch Vergeltung — es wird ein Tag kommen, der mich rächt! — und war verschwunden, ehe er, wir vom

Blitz getroffen, Zeit zu einem Worte der Erwiderung fand.

(Fortsetzung folgt.)

Die häuslichen Verhältnisse der indianischen Stämme.

Nach amerikanischen Ueberlieferungen von X. von Schönau.

Die Stämme, welche in den fruchtbaren Thälern und Ebenen am Ohio und Mississippi ihren Mais bauen, haben reichere Mittel für ihre körperliche und geistige Entwicklung als die, welche genöthigt sind, sich ihren spärlichen Lebensunterhalt an den kalten und sumpfigen Gestaden der großen Seen zu suchen.

Wieder finden sich ganz eigenthümliche Züge in den Sitten der Prairie-Stämme westlich vom Mississippi, welche den Auerochsen jagen und für ihren Lebensunterhalt größtentheils auf sein Fleisch und den Verkauf seiner Haut angewiesen sind.

Die wohlgenährten Muscogees, Cherokees oder Choctaws, welche in den sonnigen Thälern von Ober-Georgia, Alabama und Tennessee leben, der starke Osage, der in dem Ueberfluß des Korns und dem Fleisch des Wildes im Süden von Missouri schwelgt, und die mageren, abgehärteten Montagnards, Muskegos und Kenistenos, welche mit ihren Canoes, die sie mit Wasserkraut und wildem Reis beladen, die Wellen durchfurchen, zeigen alle eben so viele verschiedene Bilder von Häuslichkeit innerhalb ihrer Hütten. Aber im Wesentlichen offenbaren sie dieselben Ideen, dieselben Gefühle und denselben Kreislauf der Pflichten und Verbindlichkeiten zwischen Vater und Mutter, Schwester und Bruder, Mann und Weib.

Der Originaltypus der menschlichen Familie ist unter den Indianern wohl erhalten, besser in der That, als man bei einem solchen Zustand der Rohheit von den Stämmen eines Volkes erwarten konnte, die sich schon so lange getrennt hatten und so vielen harten Veränderungen unterworfen waren.

Es würde nutzlos seyn, in dieser Hinsicht eine Parallele zwischen der verwandtschaftlichen Beziehungen der Glieder einer Familie inner- und außerhalb der Gränzen der Zivilisation zu ziehen. Man könnte nichts in dieser Art thun, ohne Bilder aus dem Jägerleben aufzuführen, welche gänzlich unbekannt in den ackerbautreibenden Staaten seyn möchten.

In Uebereinstimmung mit den gemachten Beobachtungen darf man annehmen, daß das Gefühl der Blutsverwandtschaft in dem Mann der Wälder sehr stark und freier von jenem selbstsüchtigen Interesse ist, das oft die verwandtschaftlichen Bande in der verfeinerten und reichern Gesellschaft schwächt.

Die wahre Idee der Ehe zeigt sich auch im indianischen Leben, wenngleich durch Jahrhunderte des Herumstreifens in ihren Eigenschaften ausgeartet, ihrer wahren Zeremonien beraubt und entwürdigt in ihrem heiligen Charakter.

Ich habe bemerkt, daß Vielweiberei unter den nördlichen Stämmen hauptsächlich bei denjenigen gefunden wird, deren Niederlassungen am günstigsten gelegen, und welche die besten Mittel des Fortkommens besitzen.

Eben hier ist es nicht ehrenvoll, wenn auch der Einfluß eines Indianers bei seinem Stamme oder Volk dadurch vergrößert wird. Finden sich doch in den wildesten Wäldern Männer, die eine solche Handlungsweise weder für anständig noch für recht halten. Selbst in den niedrigsten Schichten der indianischen Gemeinschaft offenbart sich immer noch ein Schimmer für das Wahre.

Das eheliche Verhältniß zwischen Mann und Weib in den Wäldern bildet sich im Allgemeinen unter gleichförmigen Umständen. Verschiedene Zufälle oder Beweggründe bestimmen eine Heirath. Zuweilen wird sie durch Vermittlung von Freunden zu Stande gebracht, zuweilen durch eine plötzliche Regung der Bewunderung, manchmal mit und manchmal gegen die Wünsche der ernsten und klügern Verwandten der betheiligten Personen.

Wenn der Gatte annehmlich ist und nicht schon verheirathet war, so wird er für die erste Zeit seiner Ehe in der Hütte seiner Schwiegermutter aufgenommen. Gewöhnlich weilt er dort so lange, bis der Zuwachs an Kindern oder andere Umstände ihn bestimmen, sich eine eigene Häuslichkeit zu gründen. Geschenke sind für einen Jäger immer der beste Weg, seine Bewerbung annehmbar zu machen. Es gibt Beispiele, wo ansehnliches Gepränge und die Einladung von Freunden den ersten Empfang des Bräutigams begleiteten. Aber dieß geschieht meistentheils nur bei Verbindungen, die wir Standes- oder Konvenienz-Heirathen nennen würden, wo ein Dorf seinem Häuptling als Lohn der Tapferkeit oder anderer öffentlicher Verdienste ein Weib gibt. Im Allgemeinen wird der Bewerber durch die Braut und deren Eltern empfangen, und ihre ausgesprochene oder schweigende Einwilligung ohne andere Zeugen gegeben. Der einzige feierliche Gebrauch, von dem ich jemals hörte, ist, daß dem Bräutigam durch die Mutter oder Herrin der Hütte — die in solchen Sachen zu befehlen hat — ein bestimmter Platz angewiesen wird. Nun ist er empfangen und als ein beständiges Mitglied der Familie eingeführt. Die einfache Regel heischt, daß der, welcher ein Recht hat, bei der Braut zu sitzen, ihr Gatte ist.

Die Hütte selbst mit ihrer ganzen Einrichtung bildet den Regierungsbezirk des Weibes. Sie weist jedem Bewohner seine Schlafstelle an und einen Platz, an den er seine Sachen legen kann. Diese Plätze sind bleibend, und werden durch ihren Willen nur dann gewechselt, wenn es bei Tag oder Nacht einen Gast zu beherbergen gibt. In einem so kleinen Raum wie die Hütte, erhält dieß System die Ordnung, und indem Alles unter den Augen der Herren geschieht, macht es sich durch beständige Aufsicht geltend.

(Fortsetzung folgt.)

Kunst und Literatur.

Das Wandern. Eine Lebensfrage des Gewerbestandes. Kurze Betrachtungen von J. Michael Hornstein. Neuburg an der Donau 1857.

In vorliegender Broschüre sucht der Herr Verfasser die Nachtheile zu erörtern, welche die Aufhebung des Wanderzwanges mit sich bringen. Insofern nun Herr Verfasser gleichsam keine hinreichenden Gründe zur Aufhebung des Wanderzwanges finden kann, sind wir anderer Meinung und wollen wir nur darauf hindeuten, daß das neue Gewerbegesetz vom 17. Dezember 1853 einer freieren Bewegung des Gewerbetreibenden im Gegensatze zu dem Gewerbegesetze vom 11. September 1825, der Vollzugsinstruktion zu diesem Gesetze vom 28. Dezember 1825 und dem Normativ-Reskript vom 21. Juni 1835, den Vollzug des art. 7 Ziff. 2 und 3 der gesetzlichen Grundbestimmungen für das Gewerbswesen bezüglich der gegenseitigen Verhältnisse der Gewerbsmeister, der Gesellen und Lehrlingen betr., Rechnung trägt.

Diese Tendenz einer größeren Gewerbefreiheit ist auch von Seiner Majestät bei der Publikation des Gesetzes ausdrücklich ausgesprochen, dem entwickelten Standpunkte des Gewerbewesens und den bestehenden Gesetzen anderer Staaten gegenüber angemessen und können wir eben in der Aufhebung des Wanderzwanges nur eine logische Konsequenz des herrschenden Prinzips erkennen.

Das Gesetz hat den Wanderzwang aufgehoben, es stellt es in den freien Willen des Gewerbetreibenden, besitzt dieser nicht selbst so viel Einsicht, zu erkennen, daß bei dem immer größeren Spielraum der Konkurrenz nur ein tüchtiger, gewandter Gewerbsmann mitfortschreiten kann, daß aber diese Tüchtigkeit und Gewandtheit jedenfalls draußen in der Welt eher gewonnen wird, als am Ambos oder in der Werkstätte des Vaters, was kann dem Gesetze an diesem Einzelnen liegen?

Insofern jedoch der Herr Verfasser die Vortheile des Wanderns dem gewerbetreibenden Publikum vor die Augen stellt, das Wandern der Gesellen neuerdings anempfiehlt, sind wir mit vorliegender Schrift, besonders da nach dem Gesetze vom 17. Dezember 1853 nur der Zwang des Wanderns aufgehoben ist, vollkommen einverstanden und empfehlen wir dieselbe auf das Wärmste, besonders da auch der Preis nur gering und zum Besten des Gewerbehülfevereins von Neuburg an der Donau, also für einen ganz angemessenen, edlen Zweck bestimmt ist.

Reliefkarte von Vorder Indien mit einem Plane von Delhis und einem Ortslexikon von Vorder-Indien. Leipzig bei J. J. Weber.

Bei der Rebellion und den Gräuelthaten der Sepoys, besonders aber bei der Belagerung und Einnahme Delhis sind alle Augen, deren Horizont etwas weiter reicht, als die Ringmauern der Heimath nach den blutgetränkten Gefilden Vorderindiens gerichtet.

Vorliegende Karte gibt uns ein genaues Bild von der geographischen Lage der einzelnen Orte und ihrer Bevölkerungszahl.

Besonders ist der Grundriß von Delhi und der britischen Kantonnements zur Zeit der Belagerung für den Sachkenner sowohl wie für den Laien interessant. — Der Preis beträgt nur 5 Ngr. K. C.

Mannigfaltigkeiten.

Nach dem Wolverhampton Chronicle ist unlängst in Cannock eine sehr schwierige Operation — die Blutübertragung (Transfusion) — mit dem glücklichsten Erfolge ausgeführt worden. Eine Mrs. Benton war in Folge von Blutverlust dem Verscheiden nahe, als Mr. Wheatcroft, ihr Arzt, ungefähr zwei Pfund Blut aus den Adern Mr. Bentons in die der Patientin leitete. Binnen wenigen Minuten kehrten ihre Lebensgeister zurück. Mr. Wheatcroft empfiehlt dieselbe Operation als letztes Mittel im Endstadium des Typhus und der asiatischen Cholera.

Logogryph von vier Buchstaben.

1 2 3 4 haßt und liebt,
1 2 3 3 nimmt und gibt;
Ohn 1 2 2 3 kein Krieg,
2 3 4 gibt Tod und Sieg;
2 1 3 ein zartes Ding,
3 2 1 gar rasch und flink;
2 1 2 ein festes Band,
2 3 Mann in jedem Land.

Auflösung der Charade in Nro. 266:
Mangelhaft.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag der Waitandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 273 Montag, 16. November 1857.

Ein Familienleben.

(Fortsetzung.)

In dem Landstädtchen X. sah man vor einem kleinen Hause, dessen Thüre Linden beschatteten, einige Damen im traulichen Gespräch. Die blanken Fenster des Häuschens mit schneeweißen Vorhängen versehen, der einladende, mit weichen Polstern belegte Sitz unter den grünen Bäumen, die das hübsche Kaffeetischchen zur Hälfte den Vorübergehenden verbargen, selbst die in den Zweigen summenden Maikäfer und Bienen, gaben ein anmuthiges Bild halb-ländlichen Comforts.

In der Mitte saß auf einem gestickten Lehnstuhl eine ehrwürdige Matrone, hoch in den Siebzigern. Ein weißes einfaches Häubchen deckte das graue schlicht zur Seite gekämmte Haar, und das schwarze, nonnenhafte Kleid floß in dichten Falten von der einst hohen, jetzt etwas gebeugten Gestalt herab. Mit unendlicher Freundlichkeit blickte das blasse, noch Spuren einstiger Schönheit zeigende Antlitz auf eine hübsche Frau mittleren Alters, deren beide Töchter von elf und achtzehn Jahren in der frischesten Jugendblüthe ihr zur Seite standen.

Du hast mir einen heitern glücklichen Tag durch Deinen Besuch bereitet, liebe Charlotte, — begann die alte Gräfin Sellberg, mit unverkennbarer Zärtlichkeit die Wangen der freundlichen Frau streichelnd, — ich danke Dir herzlich dafür, und daß ich Deine lieben anmuthigen Kinder nach so langer Zeit noch einmal, wahrscheinlich wohl zum Letztenmal gesehen, läßt mir eine unvergeßlich schöne Erinnerung zurück.

O wie gnädig, wie unendlich gütig sind Sie, theuerste Frau Gräfin, — erwiderte die Amtmännin H. gerührt, ach, Sie wissen ja, wie seit den vielen Jahren, wo ich meine Eltern verlor, auch mein ganzes Herz an Ihnen hängt, an Ihnen, der ich Alles, was ich bin, verdanke, und doch so wenig, so gar nichts mehr für Sie thun kann.

Nicht so, Charlotte, — entgegnete die alte Gräfin mit liebevollem Ernst, — Dein braver Vater war nicht blos mein Geschäftsführer, er war auch mein Freund und Rathgeber, als ich einst im Besitz großer Güter, Wittwe und rathlos in die verwickeltsten Verhältnisse zu Lehnsvettern und einer arglistischen habsüchtigen Verwandtschaft gerieth. — Er war ein Mann von Kopf und Herz; unerschrocken und redlich trat er den Kampf für unsere Rechte an — aber Gott mußte seine weißen Absichten haben, als er es anders wollte! man überlistete ihn, betrog mich — ich verarmte mit meinem früh verwaisten Enkel, Du liebe Charlotte, mußtest bald den plötzlichen Tod des besten Vaters beweinen, standest, ein junges Mädchen, schutzlos in der Welt; was war da natürlicher, als daß ich Dich zu mir nahm, und Dir gab, was ich allein noch besaß — mein Herz, meine mütterliche Liebe. —

O, Frau Gräfin! unterbrach die erschütterte Charlotte, — Sie gaben mir Alles, das ganze Glück meiner Zukunft danke ich Ihnen, — Unterricht, Bildung, Alles, was ich etwa an guten Eigenschaften besitze, die das Auge meines Gatten auf das anspruchslose arme Mädchen lenkten. Sie waren und sind mein Schutzgeist, meine sichtbare Vorsehung auf Erden.

Gute Charlotte, Du übertreibst, ich that nur meine Schuldigkeit; Du lebtest mit einem solchen Eifer für meinen kränkelnden Eduard, als sey er Dein eigner Bruder; Du pflegtest ihn, saßest, noch ein halbes Kind, unermüdet Tag und Nacht an seinem Bettchen, als ich selbst elend und mittellos, wenig für ihn thun und seyn konnte.

Dafür hat der Eduard mich auch lieb wie eine leibliche ältere Schwester, — sagte die Amtmännin lebhaft, — er kennt keinen Stolz, er behandelte die bürgerliche Pflegeschwester als seinesgleichen — in diesem Geiste schreibt er mir, so äußerte er sich noch, als ich ihn vor zwei Jahren in * * zuletzt gesehen, — und meine Kinder — wie lieb hat er die! Denken Sie, gnädige Frau Gräfin — —

So sollst Du nicht sagen, Charlotte, Du sollst mich Mutter nennen. —

Nun denn, geliebte Mutter, — ich kann mich erst nicht wieder daran gewöhnen, — auch beschenkt

hat er die beiden Mädchen, von seinem geringen Einkommen hat er Röschen und der kleinen Willy Kleider geschickt, und sie tragen sie heute.

Das ist brav mein Kind, und freut mich, — komm doch zu mir, Röschen daß ich das genauer sehe.

Röschen näherte sich der Matrone — eine holdere Rose war wohl nimmer auf ländlicher Aue erblüht. — Margaritha war schön, Röschen aber nicht minder, und doch so ganz anders! Wenn in den dunkeln Locken und Augen Jener die tropische Sternennacht leuchtete, so strahlte hier in den goldblonden dieses Haars eine Glorie um das kindlich schöne Oval des feinen rosigen Angesichts, in der himmelblauen Augen milden Licht des Vergißmeinnichts Farbe, um den kleinen Purpurmund die Heiterkeit eines Seraphs: — Willy aber war der achtzehnjährigen Schwester verkleinertes Abbild.

Liebe, geliebte holde Kinderchen lächelte die Gräfin, beide mit nassen Augen umarmend, — Gott erhalte Euch so und lasse Euch recht glücklich werden. — Dir, meine gute Charlotte, wünsche ich nun noch die Freude an einem braven wackeren Schwiegersohn. —

Charlotte seufzte, und über Röschen liebliches Gesicht flog ein dunkles Incarnat, sie schlug das schöne Auge schen zu Boden und ein leises Zittern ward an ihren weißen Händen merkbar.

Was ist das, fragte die Gräfin, was habt Ihr Kinder? — Kennt das junge Herz wohl schon einen Gegenstand? — So erröthet man nur, wenn es nicht mehr frei ist.

Ach, geliebte Mutter, warum sollte ich Ihnen, die Sie mir nach meines guten Mannes Tode die Nächste auf der Welt sind, nicht die Wahrheit sagen — — das Mädchen hat leider allerlei Wünsche und Gedanken, die — nicht mit den meinigen und der Vernunft übereinstimmen — aber —

Sprich weiter, ermunterte die Gräfin, ich höre Dich mit mütterlichem Antheil.

Ach, ich weiß es, theuerste Mutter — ja, wo soll ich nun anfangen: —

Es ist etwa ein Jahr — oder anderthalb — richtig! es war im Spätsommer, da geht Röschen, wie sie pflegt, gegen Abend mit der kleinen nach dem Felde; die Kinder plaudern und setzen sich auf einen Hügel, Röschens Lieblingsplatz, die Sonne untergehen zu sehen. Röschen hat ihre Guitarre mitgenommen, sie fängt an zu spielen und zu singen — da kömmt vom Waldwege ein Trupp junger Leute, Studenten, — sie bemerken die Kinder, reden sie an, fragen nach dem Weg, scherzen und quälen Röschen, sie solle singen. Die Mädchen werden verlegen, ängstlich die jungen Burschen um desto muthwilliger, endlich verlangt der Eine, sie müsse entweder singen oder ihm einen Kuß geben. — Nun steigt die Angst des armen Mädchens — sie nimmt der kleinen Schwester Hand und will gehen — der Zudringliche vertritt ihr den Weg — da nähert sich Einer, der sich bisher durchaus still und in den Gränzen des Anstands gehalten, und gebietet, die Kinder ungehindert geben zu lassen. — Jener weigert sich und ergreift Röschen beim Kleide, — sogleich reißt ihn der Andere unwillig zurück und erklärt, die Mädchen ständen in seinem Schutz. — Es entspinnt sich nun ein immer lauterer Wortwechsel. — Der ritterliche Beschützer ruft den Kindern zu, sie sollten nach Hause gehen, er werde ihre Flucht sichern. — Diese lassen sich das nicht zweimal sagen, und stürzen zitternd fort. — Nun entwickelt sich eine wilde Rauferei, in deren Folge noch spät Abends, als wir uns eben niederlegen wollten, an das Hofthor gepocht wird, und der junge Mann, blaß und mit blutendem Arm und Stirn, nebst einem seiner Gefährten um Einlaß bittet. — Sie können denken, daß ich diesen nicht verweigern durfte, ob es mir gleich nicht angenehm war. —

Aber liebe Mutter, unterbrach Röschen schüchtern mit lebhaft gerötheten Wangen, — Du wußtest doch, daß er uns einen so wichtigen Dienst geleistet, wie wäre es da auch möglich gewesen. —

Nun ja Kind, aber ich kannte auch bereits die möglichen Folgen, die dergleichen Gastfreundschaft oft nach sich zieht. — Sehen Sie, theuerste Mutter, ich nahm also den jungen Mann auf, er blutete stark und befand sich recht übel, das ist wahr. — Ich leistete ihm jede Hülfe, die in meiner Macht stand, — der Gefährte ging den andern Tag weg, aber Herr von Notling mußte seines Zustandes wegen beinahe vierzehn Tage bei uns verweilen, und da — er ist ein hübscher junger Mann, nicht gerade schön — Eduard ist schöner — aber er besitzt ein sehr gewinnendes Aeußere, — ist ernst und solide, so schien es mir wenigstens —

Wirklich, liebe Mutter, er schien nicht blos so, — unterbrach Röschen lebhaft.

Seht den beredten Anwalt, sagte die Gräfin unwillkürlich lächelnd. Ja, leider nur zu beredt, wenn es den Gegenstand betrifft, meinte die Mutter achselzuckend, — genug, Röschen hatte ihn natürlich während dem oft gesehen, gesprochen, ihm gedankt, selbst gepflegt, endlich heilte seine Wunde und er nahm Abschied — wirklich, ich war ihm selbst gut geworden, denn dieses offne rechtliche Wesen konnte kein Mißtrauen einflößen, auch hatte ich nie bemerkt, daß er sich anders als äußerst achtungsvoll, ja selbst zurückhaltend gegen das Mädchen benommen — aber ich war doch froh als er ging, denn es wäre mir sehr unangenehm gewesen, wenn meine Tochter mit dem jungen Manne in das Gerede gekommen wäre; wie wurde mir

aber als er tiefbewegt um Erlaubniß bat, einmal schreiben und — wiederkommen zu dürfen!! — ich sagte wenig dazu und er schied mit allen Zeichen großer Rührung und Dankbarkeit. — Nur hoffte ich in der Entfernung werde er nicht weiter an uns denken, aber nach einigen Wochen kam ein Brief — er dankte nochmals für die erwiesene Gastfreundschaft und fragte nach unserm Ergehen in den achtungsvollsten und gewähltesten Worten — ich ignorirte diesen Brief — nach einiger Zeit kam ein zweiter, ziemlich desselben Inhalts, worin er dringend um Antwort bat. — Ich zögerte eine Weile — endlich mußte ich mich wohl bequemen, und ihm antworten; — ich that es kurz, und eben nur mit der allgemeinen Höflichkeit, denn ich wollte abbrechen, er schien meine Absicht zu fühlen, denn länger als ein Vierteljahr hörten wir nichts von ihm — da sitzen wir, an einem kalten Winternachmittage ruhig im Zimmer — Schellengeklingel läßt uns zum Fenster eilen — ein Schlitten hielt — der junge Notting, begleitet von einem ältlichen Herrn, springt heraus, er stellt mir denselben als seinen Vater, den Baron Notting vor, der von einer Reise kommend die Kreisstadt berührt, wo er nach glücklich bestandenem Examen beim Gerichte arbeitet, und ihn auf seinen Wunsch einige Stationen begleitet habe — unweit von unserm Dorfe sey der Reisewagen zerbrochen und könne vor dem andern Morgen nicht reparirt werden; den langweitigen Nachmittag seinem Vater angenehm zu verkürzen, hätte er nicht widerstehen können, ihm die Bekanntschaft einer Familie zu verschaffen, der er so viel Dank schuldig sey. —

(Fortsetzung folgt.)

Die häuslichen Verhältnisse der indianischen Stämme.

(Fortsetzung.)

Der Gatte hat keine Stimme in solchen Sachen, und ich habe nie von einem Beispiel gehört, in welchem er seine Stellung so unterschätzt hätte, sich in diese geringeren Einzelnheiten zu mischen. Die Hütte ist ihr, der Wald sein Gebiet.

Es gibt weder ein Gesetz noch eine Macht, die den Indianer an seiner eigenen Ehescheidung verhindern. Er kann sein Weib verlassen und ein anderes nehmen, wenn irgend ein zureichender Grund einen solchen Schritt in etwas rechtfertigt. Der beste Schutz ersteht den verheiratheten Frauen in ihren Kindern, welche in dem Manne die starke, natürliche Zuneigung des Herzens wach erhalten. Im Durchschnitt ist die Zahl der Kinder, welche das Alter der Erwachsenen erreichen, klein und übersteigt kaum zwei. Theils rührt dieß ungewöhnliche Ergebniß von dem Wanderleben und den beschränkten Mitteln des Fortkommens her, theils liegt die Ursache in den Zufällen und gefahrvollen Lagen, denen die jungen Kinder ausgesetzt sind, aber am meisten wohl in der groben Unkenntniß der Heilmittel.

Ich weiß, daß ein krankes, kaum drei Jahre altes Kind durch eine starke, aus Schierling bereitete Tinktur getödtet wurde, die ihm sein eigener Vater — um es wieder herzustellen — als Arznei eingab.

Der Häuptling Jaba-Waddick, welcher an einer kleinen Bucht am Ufer des Sees Superior wohnte, wo er hinlängliche Mittel zu seinem Lebensunterhalt fand, wurde durch sein Weib Vater von vierzehn Kindern. Jaba-Waddick war ein ausgezeichneter Jäger und von ruhiger, sanfter Gemüthsart. Er hatte sehr jung geheirathet, und es fehlte ihm nie an zureichenden Mitteln, seine Familie mit angemessener Kleidung und Nahrung zu versorgen. Alle seine Kinder überlebten ihn, obgleich er selbst ein hohes Alter erreichte und an einer Krankheit starb, die durch seinen Körperbau hervorgerufen wurde, und nicht an der natürlichen Abnahme seiner Lebenskräfte.

Die Pflichten und Arbeiten des indianischen Lebens sind gleichmäßig zwischen Mann und Frau vertheilt. Diese Vertheilung ist auch so natürlich wie möglich, und beruht in der Eigenschaft des Mannes als Jäger. Es ist die Pflicht des Gatten für Nahrung zu sorgen, und die des Weibes sie zu bereiten.

Bei dieser Anordnung fällt auf den Antheil des Mannes Alles, was sich auf äußerliche Angelegenheiten bezieht, und Alles, was die innern betrifft, auf den der Frau, vollständig wie im zivilisirten Leben. Dem Mann kommt nicht allein das Geschäft der Jagd zu — denn dieß ist eine Beschäftigung, kein Zeitvertreib — sondern auch die Sorge für sein Gebiet, die Abwehr von Eindringlingen und Feinden, so wie die Herrichtung der Kanoes zum Reisen, und die Verfertigung von Waffen und Kriegsgeräthschaften.

Das Kochen und Zubereiten des Wildes und Geflügels, und was sonst die Jagd liefert, fällt der Gattin anheim, so wie das Aufbauen und Abbrechen der Hütte, ihre Ueberwachung und Einrichtung. Der höchste Ehrgeiz einer guten genügsamen Jägersfrau besteht darin, dieselbe stets zierlich und sauber zum Empfang ihres Gatten und seiner Gäste in Bereitschaft zu halten. Sorgfältig fegt sie den Boden um das Feuer herum mit einem aus den Zweigen der Ceder verfertigten Besen.

Die Hütte ist, wie ich wohl kaum zu erwähnen brauche, nicht aus Balken, Pfosten und schwerem Zimmermannswerk errichtet, sondern aus dünnen Stangen, die ein Kind heben kann. Sie werden in einen Kreis in den Boden gesteckt, oben zusammengebogen, dann zu einer Spitze vereinigt, und zuletzt mit langen Stücken weißer Birkenrinde bedeckt. Unten schließt sich an die Birkenrinde ein Rand von Cedernholz, ungefähr wie die Rolle an einer Landkarte; auf diesen Rand werden bei stürmischem Wetter Steine gelegt, um ihn festzuhalten. Der Stock dient zu gleichem Gebrauch, wie der an einer Karte, denn wenn die Hütte verlegt werden soll, wird die Rinde um die Rolle gewickelt und in dieser Form zu dem Kanoe geschafft, um bei einer neuen wieder als Bedeckung gebraucht zu werden. Der Kreis von Stangen bleibt stehen, denn es wäre überflüssig, das Kanoe damit zu belasten, da man sie leicht in jeder Waldgegend wieder ersetzen kann.

Dieß ist die Errichtung der Jägerhütte, und überhaupt der Hütte, wie wir sie bei den Stämmen 42° nördlicher Breite finden. Sie bildet in ihrer Form eine Halbkugel, und wegen ihrer Leichtigkeit und der wie aus Zweigen geflochtenen Bauart könnte man sagen, sie gleiche einem umgekehrten Vogelnest.

Der ganze Betrag dieser beweglichen Bestandtheile beläuft sich im Allgemeinen auf ein halbes Dutzend mit Rinden umwickelter Rollen und eben so vieler Binsenmatten, die sich sehr leicht forttragen lassen. Die Matten, welche statt Teppiche und als Schlafstellen dienen, sind aus großen glatten Binsen gearbeitet, die in der geeigneten Jahreszeit abgeschnitten und mit einem feinen hänfenen Faden als Einschlag gewoben werden, so wie der indianische Handel sie noch jetzt liefert. Ein Theil dieses zierlichen, vegetabilischen Gewebes ist in verschiedenen bunten Farben gefertigt.

Diejenigen, welche im Sommer die obern Seen besuchen, können Hütten, die in solcher Weise ausgestattet sind, an allen Hauptpunkten sehen, an denen die Indianer sich in der wärmern Jahreszeit niederlassen, z. B. bei Michilimackinac, Sault Ste. Marie und Green Bay. Bei Michilimackinac, wo es schwierig ist, frische Hüttenstangen zu erhalten, ohne größere Entfernungen zurückzulegen, haben die Eingebornen, die sich in den letzten Jahren dort ansiedelten, einen sehr sinnreichen Einfall, der die Frauen der Mühe überhebt, neue Binsen zu suchen.

Es ist bekannt, daß das Rinden-Canoe selbst nur eine vergrößerte Art von Flechtwerk ist, welches aber nicht stark genug seyn würde, um befrachtet zu werden, deßhalb legt man zur festern Stütze vorher eine Anzahl Stangen der Länge nach in den Boden. Sind die Canoes nun auf die kiesigen Ufer jenes Eilandes gezogen, so werden die Stangen herausgenommen, die untern Enden — wie schon erwähnt — in die Erde gesteckt, die oben zusammengebunden, so daß sie eine Art Kegel bilden, und die Rindenteppiche um die Stäbe gehangen. Nun steht eine indianische Hütte da, zur Besitznahme bereit, in so wenig Minuten nach der Landung, wie der geschickteste Soldat braucht, um sein Zelt aufzuschlagen.

Obgleich es auf der einen Seite scheinen könnte, daß die Zubereitung und Verfertigung der Rinden und Matten, das Errichten und Abbrechen der Hütte eine verhältnißmäßig große und beschwerliche Arbeit für eine Frau wäre, so muß auf der andern Seite doch erwähnt werden, daß die Indianerin außerdem viel von ihrer Zeit dem Müßiggang opfert, nicht bloß einen Theil von jedem Tag, sondern auch gewisse Zeiten des Jahres. Sie hat nicht gleich dem Weibe des Farmers ihre Kühe zu melken, Butter und Käse zu bereiten und ihren Flachs zu spinnen. Sie braucht ihre Kinder nicht jeden Morgen zur Schule anzuziehen, und besitzt weder viele noch feine Kleidung, auf die sie Obacht haben müßte. Sie kennt auch keine Bücher. Für sie hat die Zeit daher wenig Werth, und dieß ist überhaupt ein charakteristisches Zeichen ihrer ganzen Race.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Zu dem Vorsteher eines Beerdigungsvereines in Hamburg kam eine Frau mit dem Anliegen, ihr die Todtenhemden zu nähen zu geben; die Frau N., die sie jetzt nähe, erhalte per Stück 16 Sgr. 8 Pf., und arbeite sie nur schlecht, sie beanspruche nur 16 Sgr. und ihre Arbeit sey viel haltbarer. Der Vorsteher antwortete: Sobald Einer kommt und sich beklagt, daß ihm die Arbeit der Frau N. nicht lange genug gehalten, so sollen Sie die Hemden zu nähen erhalten, verlassen Sie sich auf mein Wort. Die Bittstellerin ging mit diesem Versprechen vollkommen befriedigt von dannen.

Vor ein paar Tagen ging der 88jährige Marquis von Bristol auf seinem Gute Doveton Hall Wood auf die Jagd, erlegte binnen kurzer Zeit in 20 Schüssen 17 Fasanen, machte dann einen langen Spaziergang und brachte den Abend in Gesellschaft eines Theiles seiner 45 Enkel und Enkelinnen zu.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 274 | Dienstag, 17. November | 1857.

Ein Familienleben.

(Fortsetzung.)

Herr von Notting — Baron Notting, sagte die alte Gräfin nachdenkend — das muß durchaus eine erst kürzlich nobilitirte Familie seyn — ich dächte, Eduard hätte mir in seinen Briefen diesen Namen schon genannt — denn er ist mir nicht ganz fremd.

Sie können denken, geliebte Mutter, daß ich unter diesen Umständen Vater und Sohn nur freundlich empfangen konnte; — der alte Baron begrüßte mit überaus wohlthuender Einfachheit und Herzlichkeit mich und meine Töchter, fern von jeder Anmaßung oder stolz, bat er um Verzeihung, wenn dieser Ueberfall, wie er es nannte, uns irgend genire, schob alle Schuld auf seinen Sohn, und gab mir dann mit der Artigkeit des vornehmen Weltmannes den Arm, mich in das Haus zu führen. Ich sehe in der Eile eben nur die ungewöhnliche Bewegung des jungen Notting — meines Röschens erglühendes Gesicht, konnte dann aber, von den häuslichen Pflichten als Wirthin in Anspruch genommen, keine weiteren Beobachtungen anstellen.

Du würdest auch sicher nichts Ungehöriges bemerkt haben, liebe Mutter, schallte Röschen mit einem gewissen jungfräulichen Stolze ein.

Gott verhüte, daß ich dieß je von meiner Tochter zu fürchten hätte, erwiderte die Mutter, und fuhr dann fort: »ich kann mich jetzt kürzer fassen. — Der alte Baron übernachtete nebst seinem Sohne bei uns, und ich kann nicht läugnen, daß mir durch diese Gesellschaft ein überaus angenehmer Abend zu Theil ward. Die Aeußerungen Beider zeigte eine so solide Lebensanschauung, verbunden mit jeder feinen Sitte, daß ich mich nach so langer Entbehrung einer gediegenen Unterhaltung, dieser doppelt erfreute. — Beim Scheiden küßte der Baron meine Kinder auf die Stirn, und sagte zu Röschen ernst: »Sie scheinen ein gar liebes Kind, fröhlich, häuslich und offen — ich besitze auch zwei Töchter von denen die jüngste Ihres Alters ist — Sie sind ihr gewissermaßen ähnlich, und doch — nein! — Margaritha ist wieder anders — bleiben Sie immer so gut, so offen und gehorsam der Mutter, Kinder müssen die Eltern ehren und ihnen folgen — der häusliche Friede ist das Beste in der Welt« — er runzelte leicht die Stirne, auf der sich einige Wolken zeigten, dann drückte er mir die Hand, und bestieg mit dem Sohne, der in sichtbarer Bewegung von uns Abschied nahm, den Schlitten.

Nun, und was geschah weiter? fragte die Gräfin mit Antheil. Der junge Notting schrieb von Zeit zu Zeit; immer sehr ehrerbietig, fragte er doch angelegentlich nach Röschen, endlich sandte er mir an diese noch besonders addressirt, ein Packet um dessen Abgabe er mich ersuchte — es war versiegelt. — Ich erschrack, erbrach es jedoch, treu meinen Grundsätzen nicht, aber meine Tochter, an kindliche Unterwerfung gewöhnt, legte sogleich, als ich es ihr gegeben und sie fragend ansah — dasselbe in meine Hand zurück. —

Und dieß Packet enthielt ohne Zweifel etwas Schönes? lächelte die Gräfin.

Ach, entgegnete Röschen eifrig, es enthielt nur einige Noten, Lieder, die, wie er meinte, für meine Stimme passen würden und die Bitte, ihm nicht zu zürnen, daß er dieß wage — — er ist so gut, so bescheiden. —

Alles wahr, seufzte die Mutter, aber was hilft das, er zertrümmert doch Dein Glück. — Es blieb nun so, fuhr sie, sich zur Gräfin wendend, fort, er schrieb öfter, kam auch nach einiger Zeit noch einmal, und hat da in beredten Worten Röschen seine Liebe gestanden und sie beschworen, ihm treu zu bleiben, bis er eine gesicherte Anstellung erhalten, da ihm seine Grundsätze nicht gestatteten, sich eher gegen mich zu erklären. Seitdem ist wieder ein halbes Jahr verflossen — mehrere vortheilhafte Anträge wurden dem Mädchen — sie könnte die Freude meines Alters, die Stütze der jüngeren Schwester werden, denn noch vor acht Tagen warb ein wackerer junger Mann aus der Nachbarschaft, der im Besitz eines schönen Landguts und ansehnlichen Vermögens ist, um ihre Hand — sie schlug ihn aus wie

alle früheren — meine Bitten und Vorstellungen waren vergeblich. — —

Ach Mutter, liebe Mutter, ich kann ja nicht, rief Röschen in Thränen ausbrechend, Paul hat einmal mein Herz, — und habe ich ihm gleich nichts gelobt, ahnet er mein Gefühl kaum, so kann ich doch keinem Andern gehören, ich würde ihn betrügen — denn nur Paul kann ich lieben.

Sehen sie, theuerste Mutter, so ist die Lage der Dinge, sagte die Amtmännin, trüben Blicks die weinende Tochter betrachtend — ich werde mein Kind nicht zwingen, nicht einmal überreden, aber Sie begreifen, daß dieser eiserne Sinn mich unglücklich macht, denn wie ist auf das Versprechen eines jungen unbesonnen Mannes zu rechnen, der vielleicht noch lange ohne einen festen Platz in der Welt bleibt, und, ist er wirklich angestellt, wahrscheinlich nicht wieder an das bürgerliche, tief unter ihm stehende Mädchen denkt und sich mit einem ebenbürtigen Fräulein vermählt.

O Mutter, dann kennst Du Paul nicht, begreifst sein treues Herz, seinen ritterlichen Sinn nicht, rief Röschen begeistert.

Du hast von Beiden noch keine entscheidenden Proben, entgegnete die Amtmännin scharf, darum sollte die Erfahrung Deiner Mutter Dich vor einer dunklen Zukunft schützen.

Kinder, beruhigt Euch, sagte die Gräfin begütigend, wer weiß wie wunderbar Gott noch Alles fügt, und Ihr ihn preiset.

Das Abendläuten, eine rührend patriarchalische Sitte kleiner Städte, die sich hier noch in alter Gewohnheit erhalten, tönte von dem nahen Thurme, und unterbrach die lebhafte Unterredung der drei Frauen; gleichzeitig kam die kleine Willy, welche im anstoßenden Gärtchen gespielt, und meldete, es sey angespannt, der Christian werde gleich vorfahren.

So lebe denn wohl, meine gute liebe Charlotte, sagte die Gräfin wehmüthig die Pflegetochter umarmend, welche in stummer Liebe und Ehrfurcht ihre leise zitternden Hände mit Küssen bedeckte, lebe wohl, und wenn Du mich hieniden nicht wieder siehst, so denke, daß ich Dich und Deine Kinder aus besserer Höhe herab mit Mutterliebe segne.

Die schmucklose Equipage fuhr vor — noch wenige Minuten eines schmerzlich liebevollen Abschieds — dann rollte der Wagen aus dem die weißen Tücher der Abreisenden noch die letzten Grüße weheten, über den holprigen Marktplatz dem alterthümlichen Thore zu. Unter den Linden der niedrigen Hausthüre aber stand die ehrwürdige Gräfin und erwiderte mit freundlichem Ernste die Grüße der Vorübergehenden, dann folgte sie der leisen Mahnung einer alten Dienerin, die ihr mit der Bemerkung, es fange an kühl zu werden, genahet, und zog sich still in ihr Häuschen zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Liebe.

Reiseerinnerungen von K. C.

Motto:

Willkommen, Tyrolerherzen, die ihr so bieder schlagt,
Willkommen, Tyrolergletscher, die ihr den Himmel tragt,
Ihr Wohnungen der Treue, ihr Thäler voller Duft,
Willkommen, Quellen und Triften, Freiheit und Bergesluft. —

A. Grün.

Es ist ein besonderes Gefühl, das Reisen; andere Dörfer, andere Städte, andere Berge, andere Menschen begegnen unserm Auge; besonders übt auf das junge, für Eindrücke jeglicher Art empfängliche Gemüth der Wechsel all der tausend Bilder, welche in der fremden Welt an ihm vorübereilen, einen mehrseitigen Einfluß. Man findet Genüsse für das Auge, für den Geist und das Herz. Der Hauptgewinn jedoch, den man aus einer Reise ziehen kann, sind die nutzbringenden Lehren für das persönliche Leben, die ein tieferer Sinn überall findet.

Eine eigene Welt ist dem Reisenden der Besuch der Schweiz und Tyrols, man muß jene Zaubergärten und Eispaläste des Alpenlandes, wo das Erhabene und Grausenhafte, das Liebliche und Anmuthige der Natur sich vereinigt findet, gesehen haben, um zu empfinden, was es heißt, eine Alpenreise gemacht zu haben.

Es war Sommer, als wir die Berge von Tyrol betraten; in den Thälern das wilde Brausen der schnellstürzenden Bäche und Flüsse, umsäumt von saftgrünen Wiesen und reinlich gebauten Dörfern, auf den Höhen die im Sonnenglanze strahlenden Hochweiden, jene blumen- und kräuterreicher Alpentriften, in denen die Heerden ihre Sommerwohnung aufschlagen, in den Häusern der herzliche Gruß, das offene, zutrauliche Auge, der warme Händedruck des Tyrolers. Wir sahen schon die romantischen Ufer des Rheines und der Mosel, die ostmals erhabenen Felsschluchten des Donauthales, wir bewunderten schon die einladenden Ebenen des nördlichen Deutschlands, allein Empfindungen, wie sie das Herz beim Anblicke der Tyrolergebirge beschleichen, fühlten wir noch nie in uns einkehren. Wir fanden überall gute, liebe Leute und auch feile, geldgierige Menschen, allein in Tyrol trafen wir nur herzlich meinende Seelen. Mag auch in Nachstehendem mancher Widerspruch mit dem Gesagten

auftauchen, so sind dieses gewiß nur spärlich gesäte Charaktere, die zu den Ausnahmen gehören.

Wahrlich einen kräftigeren und zuverlässigeren Volksstamm hätte Deutschland nicht finden können, Wache zu halten an den felsigen Marken des Südens gegen das deutschfeindliche Italien. Alle süßen Erinnerungen aus früheren Jahren, in welchen ich den Kampf der Tyroler 1809 zum Erstenmale las, in welchen mich der Heldenmuth dieses Gebirgsvolkes mitten unter dem erschlafften und unterjochten Vaterlande begeisterte, kehrten in meine Seele wieder. Wie lebhaft klangen von Neuem die Töne und Worte jenes schönen Liedes in meinen Ohren, welches ein deutscher Dichter auf den Tod des Andreas Hofer gesungen:

„Und von der Hand die Binde
Nimmt ihm der Korporal,
Und Sandwirth Hofer betet
Allhier zum letzten Mal:
Dann ruft er! „Nun so trefft mich recht!"
Gebt Feuer! — Ach, wie schießt ihr schlecht!
Ade, mein Land Tyrol."

Von diesen Bergen aus hatte der „Général Sanwird" mit dem Kapuziner Haspinger seine allerdings nicht strategisch ausgezeichneten, aber doch kühnen Operationen geleitet.

Wir waren im Innthale und wanderten dem neu aufgebauten Städtchen Sch.... zu. An einer Felsenecke, wo die Straße rechts gegen das Städtchen sich biegt, blieben wir stehen, um den Anblick des schönen Panoramas recht zu genießen. Die späte Mittagssonne vergoldete die nahen, frischgrünen Berge und warf kurze Schatten in das enge Thal des wildfluthenden Inn. An einer Gedenktafel, die in die Felsenwand eingemauert war, setzten wir uns nieder, um von diesem Punkte aus den allmählichen Untergang der Sonne zu beobachten.

Auf der Tafel standen die Worte: „Wer ist glücklich?" mit der Jahreszahl 1809.

Wer ist glücklich? Das ist das große Räthsel für den Sinnenmenschen, jedoch nie für den moralisch und geistig starken Charakter. Sobald der Mensch seine Bestimmung, seinen Zweck erfaßt und seine Lebensweise diesem gemäß eingerichtet hat, wird er auch die Frage lösen können: „Wer ist glücklich."

„Daß der Sittenreine, der Zufriedene, der Offene und Treuherzige, der Sparsame und Nüchterne, der Bescheidene und Friedfertige glücklicher lebt, als der Sittenlose, der Geldgierige, der Heimtückische und Hinterlistige, der Verschwender und Trunkenbold, sieht jeder Vernünftige ein.

Handlungen machen den Menschen glücklich, Gedanken und Reden nicht, die Meisten wissen recht gut, was glücklich macht, allein die That fehlt hiezu, sie sind zu schwach, es auszuführen.

„Der Mensch kann, was er soll, und wenn er sagt: ich kann nicht, so will er nicht," sagt Fichte.

Glücklich in der Vollendung kann wohl Niemand auf Erden genannt werden, da die Beschaffenheit des Menschen eine mangelhafte ist.

„Vor dem Tode ist Niemand glücklich zu preisen," sagte schon der griechische Weise Solon in Gegenwart des reichen Crösus.

Während wir noch dasaßen und unseren Gedanken freien Spielraum ließen, öffnete sich die Thüre eines am jenseitigen Innufer gelegenen Hauses, ein Greis mit braunrothen Wangen und weißen Haaren trat heraus und setzte sich vor der Thüre nieder. Drei muntere Kinder spielten um die Kniee des Alten und erregten sichtbar dessen Freude. Ein kräftig aussehender junger Mann, wahrscheinlich Sohn des Bejahrten und Vater der Kleinen, lehnte an der Hausthüre und sah lächelnd dem munteren Treiben der Kleinen zu, uns den allgemein üblichen treuherzigen Gruß herübersendend.

„Ist diese Familie nicht glücklich, so weit man es auf Erden seyn kann?" fragte ich meinen Begleiter.

„Wenigstens sah ich noch keine Menschen, denen die Zufriedenheit so deutlich im Gesichte geschrieben stand," erwiederte derselbe.

„Raum ist in der kleinsten Hütte
Für ein glücklich liebend Paar."

In dem Wirthshaus des Städtchens fühlten wir uns recht gemüthlich; wir bewohnten ein schönes Zimmer, hatten guten Tisch und konnten besonders über die Behandlungsweise des Wirthes nur zufrieden seyn. Am Abende nach dem Nachtessen fanden wir in dem Wirthszimmer parterre durch den Arzt des Städtchens eine ganz amusante Gesellschaft. Derselbe erbot sich mit der lobenswerthesten Bereitwilligkeit am folgenden Tage die Sehenswürdigkeiten der Gegend uns zu zeigen und auf dem Wege unseren Führer abzugeben. Mit Dank nahmen wir das freundliche Entgegenkommen an. Am kommenden Morgen, mit dem Grauen des Tages, stand der Doktor schon an der Thüre des Gasthauses, uns abzuholen. Schnell kleideten wir uns an und überließen uns der Führung unseres neugewonnenen Freundes.

(Fortsetzung folgt.)

Die häuslichen Verhältnisse der indianischen Stämme.

(Schluß.)

Ist die Bedeckung der Hütte und die Belegung des Fußbodens vollendet, so sind dieß dauerhafte Stücke des Eigenthums, die keiner öftern Erneuerung bedürfen. Ist das Fell des Wildes zugerichtet und

zur Kleidung bereitet, so wird es bis zur Abnutzung getragen.

Häufiges Waschen und Wechseln des Anzugs scheint vorzugsweise ein Zeichen höherer Zivilisation und gehört nicht zu den Sitten einer Jägerhütte.

Von den Gegenständen, welche in die Geheimnisse der Waschküche eindringen, findet man nur wenige in einer Waldhaushaltung.

Es bleibt dem indianischen Weib daher zu jeder erfinderischen Thätigkeit genug unbeschäftigte Zeit, während ihr Gatte durch die Nothwendigkeit gezwungen wird, weite Strecken in jedem Wetter zu durchwandern und große Beschwerden zu erdulden, um Nahrung zu suchen. Er muß seine Jagdgründe im Krieg und Frieden vertheidigen, und setzt täglich sein Leben aufs Spiel. In seiner Abwesenheit nun kann die Indianerin während der milderen Jahreszeit ihre Geschäftigkeit zeigen. Im Herbst nimmt sie ihre Kinder zu sich in das Canoe, und hat sie keine, so ladet sie eine Bekannte ein, mit ihr den Strom entlang zu fahren und Binsen zu schneiden, die sie im Winter in ihren Mußestunden zu Matten verarbeitet. Es gehört auch zu ihren Pflichten, zu allen Jahreszeiten Holz für das Hüttenfeuer zu sammeln, das sie stets sehr sorgsam zum Empfang ihres Gatten unterhält, damit er bei der Rückkehr von der Jagd ein behagliches Eckchen findet, wo er sich ausruhend seine Pfeife anzünden und sein geistiges Gleichgewicht wieder gewinnen kann, während sie seine nassen Moccasins trocknet und ihm das Mahl bereitet.

Freilich ist es wahr, daß die Indianerin wenigstens eine ungebührliche Arbeit verrichtet, indem sie Holz hackt, um diesen nothwendigen Haushaltungsgegenstand nicht zu entbehren. Doch diese Arbeit ist sehr verschieden von dem Begriff, welchen zivilisirte Menschen vom Holzhacken haben.

Der Auswanderer schwingt eine 6 Pfund schwere Axt Tag ein Tag aus gegen die höchsten und umfangreichsten Bäume in den dichtesten Wäldern, bis er das Land den Strahlen der Sonne geöffnet und eine ungeheure Masse Holz aufgehäuft hat, um sein Feuer damit zu nähren.

Der Jäger lichtet keine Wälder, er pflegt sie vielmehr, als das Gehege des Wildes. Er errichtet seine Hütte an dem Rande von natürlichen Lichtungen und Wiesen, um seinen wenigen Mais zu bauen. Vor dem Jahre 1492 kannte er keine Metallaxt, und verstand sogar bis zum Jahre 1844 noch keine zu führen.

Sein Weib unterhält das Hüttenfeuer mit dem gesammelten Reisholz, sie bedient sich dazu eines Beiles, das 1 bis 2 Pfund schwer seyn mag; wenn sie trockne Zweige gesammelt hat, hackt sie dieselben ungefähr in die Länge von 16 Zoll durch, vereinigt sie dann zu Bündeln und trägt sie in die Hütte. Obgleich diese Reisigbündel nur klein in ihrer Länge und ihrem Durchmesser sind, braucht sie [illegible] sehr wenig um ihr Essen zu kochen. Da die Hütte von geringem Umfange ist, so erfordert es wenig Hitze, um die Luft zu erwärmen, und da der Topf an einer Sehne über dem Feuer hängt, so genügt schon eine kleine Flamme, um die Speise zu bereiten.

Die Indianer kennen jenen unermeßlichen Holzverbrauch nicht, welcher zu ihrem höchsten Erstaunen die prasselnden, mit Baumstämmen genährten Feuer der Auswanderer charakterisirt. Das wenige Land, welches sie in den nördlichen Breiten urbar gemacht haben und zu Kornfeldern benutzen, vergrößert sich nur sehr langsam. Ich habe bemerkt, daß, wenn die Indianer den Werth ihrer Felder und die Verbesserung des Landes anschlagen und festsetzen sollen, sie immer die erste Urbarmachung am höchsten schätzen. Als ob es schon ein großer Verdienst wäre, einen halben Morgen Land angebaut zu haben, wo der Eigenthümer eben so gut zehn Morgen anpflanzen könnte. Und dieser halbe Morgen ist die ganze Summe des Gewerbefleißes von jedem Alter und jedem Geschlecht seit vielleicht zehn Generationen.

Könnte man die Bebauung des Landes nur den weiblichen Händen zuschreiben, würde es wenigstens für diese keine zu harte Arbeit seyn, aber ich weiß aus Erfahrung, daß auch die alten Männer und Knaben am Ackerbau theilnehmen.

Nach alledem sind die häuslichen Pflichten der Frauen doch weniger beschwerlich als es anfangs erscheinen könnte, und das harte Urtheil, das sehr oft den stolzen, die Arbeit hassenden Jäger trifft, ist nicht ganz gerecht. Nach unserer Ansicht hat er den wichtigsten Theil der verwandtschaftlichen Pflichten des indianischen Lebens zu tragen.

In der Hütte ist er ein milder, umsichtiger Mann, der weder schilt noch widerstreitet. Er kann in der That als Gast seines Weibes betrachtet werden, obgleich man ihn oft fälschlich als ihren Tyrannen darstellt. Sie ehrt ihn durch ihre Aufmerksamkeit und Rücksichten als Herr der Hütte.

Er ist ein Mann von wenig Worten: zankt sie, so lächelt er, ist er mißvergnügt, so wandert er in den Wald; das ist das Reich, in welchem seine Stimmungen das Recht haben zu herrschen, das Gebiet, in welchem sein Stolz und seine Mannhaftigkeit ihn über die Thorheiten des Streites und Wortwechsels erheben.

Redakteur: Gustav Neffert.
Druck und Verlag der Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 273 Mittwoch, 18. November 1857.

Ein Familienleben.

—

(Fortsetzung.)

„Aber sage mir, Adelheid begann Frau von Notting, als sie im eleganten Gesellschaftskostüm in as Zimmer ihrer ältesten Tochter trat, sage mir, wirst Du uns wirklich heute wieder nicht in die Soirée zum Staatsrath K. begleiten? — Du versprachst es mir gestern, und nun sagt mir Dorette, Du hättest Dich anders besonnen — es ist schon das Drittemal, daß Du solche Einladungen ausschlägst, seit Deine Schwester als Braut des Grafen Sellberg erscheint. Adelheid zuckte unmerklich zusammen, aber sich schnell beherrschend, erwiderte sie mit vollkommener Ruhe: — ich hatte keine Lust, die Glückwünsche über diese brillante Partie anzuhören.

Kind, Du kennst ja auch meine Ansicht darüber, — es macht mir in der That wenig Spaß, einen Schwiegersohn zu bekommen, der so arm ist, daß man Gefahr läuft, monatlich die dringendsten Rechnungen bezahlen zu müssen, um sich nicht zu kompromittiren — aber Dein Vater gab ja endlich nach, als sein Lieblingskind mit Gewalt seinen Willen durchzusetzen wußte — gegen den alten Adel und die Persönlichkeit des Grafen wäre sonst nichts einzuwenden — aber diese Armuth könnte mir ihn zuwider machen — und bedenke ich die Summen, die zu einem standesmäßigen Etat junger Leute unseres Ranges erforderlich sind — — so — —

Wenn erst die alte Gräfin Mutter oder Großmutter die glänzende Partie recht inne hat, wird ein noch größerer Etat nöthig werden — in dem kleinen Städtchen, wo sie als halbe Bettlerin lebt, wird das Sensation machen — warf Adelheid gleichgültig hin, indem sie zu ihrem Zeichentische trat.

Man übertreibt vielleicht, erwiderte Frau von Notting mißvergnügt, — Paul, der seine Versetzung dahin erwartet, wird uns ja darüber berichten können — — auch dürfte sich der Graf nicht herausnehmen, uns seine Großmutter aufzubürden.

Adelheid spitzte den Kreidestift — Frau von P. erzählte mir neulich Wunderbares von des Grafen Verhältnissen; — die Großmutter hat noch eine Pflegetochter, die an einen Bauern verheirathet und jetzt Witwe ist — mit dieser soll der Graf in sehr zarten brüderlichen Beziehungen stehen.

So? Allerliebst!

Alles, was er erübrigen kann, sendet er dieser Person und ihren Kindern, erhält auch oft Briefe von dort; — Margaritha tritt in überaus angenehme Familienverhältnisse!

Adelheid — ist's möglich — sollte das Wahrheit seyn?

Frau von P. hat mir's verbürgt! — Du kannst sie fragen.

Affrös! — eine komplette Proletarier-Familie —! mein Gott, hätte man von dem allem eine Ahnung gehabt —! — ich weiß überhaupt nicht, wie dieser Lieutenant bei uns so schnell bekannt ward — aber Du selbst, mein Kind, zogst ihn eine Zeitlang auffallend vor — Du ließest Dir etwas stark die Kour von ihm machen, setzte Frau von Notting spöttisch hinzu, ich glaubte sogar einmal, Du seyest ernstlich in ihn verliebt. —

Adelheid erblaßte — ein Zittern schlich konvulsivisch durch ihre Glieder, dann raffte sie sich gewaltsam zusammen und lachte hell auf: Du träumst wohl, Mamachen, ich dächte doch Deinem Scharfblick könne nicht entgangen seyn, daß ich von dem entsetzlichen Ennui des letzten Herbstes zum Tod ermüdet, weil fast alle unsre Bekannten verreist waren, und der Eigensinn des Vaters mit seinen Gichtanfällen im Bunde, uns auf die stete angenehme Häuslichkeit beschränkte — daß ich da gewissermaßen nur als coup d'espération die öftern Besuche des albernen Menschen gestattet, weil er leidlich plauderte, las, mir unermüdet, einem abgerichteten Pudel gleich, die Lektüre brachte, welche ich gerade wollte. —

Frau von Notting sah die Tochter durchdringend an — „Du wirst mich nicht täuschen bei dem, was ich oft beobachtet — du mochtest ihn recht gern — schon vor Margaritha's Zurückkunft — dann wurde er Dir plötzlich fatal — nun, ich mag

das nicht weiter untersuchen, fuhr sie wegwerfend fort — jede romanhafte Neigung ist mir zuwider und das Abgeschmackteste, was sich denken läßt für einen armen Soldaten — doch wäre es mir fast lieber gewesen, Du hättest Dich für den Signor Habenichts interessirt, als Margaritha, weil Du nicht so toll gewesen wärst, ihn gleich heirathen zu wollen — — der Mensch hat ein enormes Glück, ein so schönes reiches Mädchen, das ihn wahnsinnig liebt.

Adelheid schwieg — ihre leise bebende Hand führte den Stift unsicher. — Der Herr Graf benimmt sich zuweilen sonderbar, fuhr Frau von Notting fort — in Deiner Gegenwart zeigte er eine gewisse schüchterne Demuth, eine Befangenheit, die mir schon öfter aufgefallen ist — bist Du nicht zugegen, erscheint er frei, glücklich, durchaus selbstständiger, und besonders weniger zurückhaltend in den Aeußerungen seiner Liebe zu Margaritha.

Er erinnert sich vielleicht meiner früheren Bemerkung, daß ich dergleichen sehr lächerlich finde, erwiderte Adelheid, scheinbar gleichgültig fortzeichnend.

Die Uhr schlug acht, — »ich muß fort, mein Kind, sagte Frau von Notting, noch einen letzten Blick in den Spiegel werfend — »ich höre im Entrée bereits Margaritha's helle Stimme und das Sporengeklirr des glücklichen Bräutigams — für heute werde ich Dich also noch einmal mit Migräne entschuldigen, aber — vergiß nicht! — zum Letztenmale — das Nächstemal begleitest Du mich — Adieu!

Sie verließ das Zimmer.

Adelheid blieb regungslos sitzen — der Stift war ihrer Hand entsunken — das bleiche Gesicht mit dem fest geschlossenen Munde, den dunkeln, nach einer Richtung starrenden Augen zeigte einen dämonischen Ausdruck. — Sie vernahm die Stimmen der Glücklichen — des Mannes, den sie abgöttisch geliebt — das Rasseln der Equipage, welche das Brautpaar und die Mutter in die glänzende Gesellschaft führte, wo jede Beobachtung, jede Auszeichnung galt der, die ihn ihr geraubt — ein Seitenblick hatte ihr beim Vorüberfahren gezeigt, wie er zärtlich die Hand der Geliebten faßte und an seine Lippen drückte, — ein Dolch fuhr in ihre Seele und ein leiser unartikulirter Ton aus ihrer gemarterten Brust — es war eine schreckliche Minute — dann erhob sie sich; — den kalten Schweiß von der marmorbleichen Stirne trocknend, trat sie vom Fenster hinweg.

»Rächen, rächen will ich mich, oder sterben, murmelte sie dumpf in sich hinein — Rache an Beiden, Geist der Finsterniß, und ich will dir gehören, und nicht murren, wenn meine ganze Zukunft farblos vor mir liegt — aber wie — wie rächen? Sie lachte hell auf. — Gift und Dolch sind keine Waffen, die man im neunzehnten Jahrhundert in der guten Gesellschaft und den kleinlichen Verhältnissen, denen wir gehören, anwendet — aber rächen werde — muß ich mich — dieses Band trennen — trennen — und sollte es mein Leben kosten!«

Das Glück Margaritha's kannte keine Gränzen — sie hatte den Höhepunkt des jungfräulichen Lebens erreicht, den Besitz des Mannes, der in so kurzer Zeit ihr junges Herz mit allem Zauber einer Leidenschaft erfüllt, deren Gewalt sie in ihrer kindlichen Unerfahrenheit nicht geahndet. Zwar nach schwerem Kampfe war es ihr gelungen, die Einwilligung der Eltern zu erlangen, die der Vater mit äußerstem Widerstreben gab, denn die Armuth bei der untergeordneten Stellung des Subaltern-Offiziers, der in der tiefen Friedenszeit kein Avancement zu hoffen hatte, erschien zu dessen gräflichem Range nach den Grundsätzen des ehemaligen Kaufmanns im schreiendsten Kontrast — einem Kontrast, der ihn doppelt empörte, daß längere Zeit dazu erforderlich war, ehe er nur dem Gedanken an die Möglichkeit einer solchen unsinnigen Verbindung Raum zu geben vermochte. — Aber Margaritha's Thränen, die Heftigkeit ihres Schmerzes errangen endlich den Sieg — der Vater willigte schweren Herzens ein — doch ohne Heiterkeit; mit einer gewissen finstern Ergebung, die man an dem ruhigen ernsten Manne nie bemerkt, empfing er den feurigen Dank des Grafen, und die Versicherung, wie er das unermeßliche Glück ganz erkenne, was ihm an Margaritha's Hand erwarte.

Das lassen wir für den Augenblick noch der Zukunft anheimgestellt, Herr Graf, sagte Notting ernst — Sie sind unfähig, jetzt einen Hausstand zu gründen — ich bin nicht reich und nicht schwach genug, solche Summen wie die Einrichtung eines gräflichen Hauses verlangt, zu Ihrer Verfügung zu stellen — darum müssen Sie und meine Tochter, welche ja noch so jung ist, irgend eine glückbringende Chance abwarten, die vielleicht eintreten und Ihnen den häuslichen Heerd gründen kann, den ich dann gern ausbauen und schmücken will. — Sie sind Soldat — Kavalier — und werden deßhalb auch nichts weiter, geschweige denn Alles — dem Vater der Braut verdanken wollen, — ich habe das Meinige gethan, als ich mich Ihren Wünschen gefügt — mehr kann ich nicht. —

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Liebe.

(Fortsetzung.)

Der Doktor wußte gar Vieles aus den Kämpfen der Tyroler zu erzählen, er zeigte uns jede einzelne Stelle, wo Tyroler, wo Bayern, wo Franzosen fielen. An Orten, wo viele Landsleute den Tod gefunden, hatte das fromme Andenken der zurückgebliebenen Verwandten ein Kruzifix oder ein Marienbild errichtet.

Religion tritt in diesem Lande überall in den Vordergrund und finden wir dieses auch dem Charakter eines Gebirgsvolkes ganz angemessen. So gut der Tyroler auf seinen Bergen die Freiheit liebgewinnt, ebenso gut wird er dort auch seinen Gott lieb gewinnen. Sein ganzes Wesen ist ein offenes und herzliches, das Gebet ist daher nothwendiges Bedürfniß für ihn um so mehr, denn das Gebet erfrischt die Hoffnungen des Herzens und „wie der Instinkt das Innere der Thiere harmonisirt, so harmonisirt die Religion das Innere des Menschen.“ Man muß das Engelsgesichtchen einer betenden jugendlichen Tyrolerin gesehen haben, um zu empfinden, welche himmlischen Reize die Unschuld um sich verbreitet. Mehrere Tage hatten wir bereits in Sch... zugebracht und die Umgebung hinlänglich kennen gelernt, als der Doktor uns einlud, eine etwas beschwerliche Partie über das Gebirge mit ihm zu machen, da er in einem Dorfe des südlichen Abhanges einen Patienten besuchen wollte.

Es war der vorletzte Tag unseres Aufenthaltes in dem Städtchen, als wir diese Tour unternahmen. Wirklich wurden auch die Erwartungen, welche der Arzt in uns bezüglich der neuen Naturreize rege machte, nicht getäuscht. Da wir kalte Speisen mitgenommen hatten, kehrten wir nicht in dem Dorfe ein, sondern blieben auf der Höhe, um bis zur Rückkehr des Arztes einen der reizendsten Punkte zur Fernsicht aufzusuchen.

Unser Freund kam bald wieder und brachte zwei Flaschen Rothen aus Wälschtyrol, den wir uns denn bei unserem kalten Mittagsmahl trefflich schmecken ließen.

Nachdem wir uns gestärkt, begann der Arzt, über das Thal hinweg nach einem kleinen Hügel deutend:

„Sehen Sie dort jene Kirschbäume mit ihrer rothglühenden Frucht und etwas höher die einzelnstehenden Kreuze. Jenes ist der Kirchhof des vor uns liegenden Ortes, und jenes Grab, das man mit bewaffnetem Auge durch seine frischblühenden Blumen hervorragen sieht unter den übrigen, das ist das Grab meines Freundes, den ich vor einem halben Jahre verloren.

Das Andenken an diesen theuren Freund, das unverdiente Schicksal, das er in seinem Leben gefunden, die allgemeine Theilnahme, welche sein Umgang überall erregte, veranlassen mich, auch Ihnen das tragische Ende desselben mitzutheilen. Des Verständnisses wegen muß ich jedoch um einige Jahre zurückgreifen. --

Im Jahre 1847 verließ ich die medizinische Fakultät in Wien mit dem Entschlusse, in meiner Heimath die neue Praxis zu beginnen. Meine Kenntnisse, einige glückliche Kuren und gute Freunde erwarben mir bald so viel Arbeit, daß ich getrost in die Zukunft blicken konnte. Von jeher ein Freund von Musik und eines munteren, gemüthlichen Lebens besuchte ich häufig das Posthaus im Dorfe da drunten, wo man vorzüglichen Rothen trank, die Leute es recht herzlich mit mir meinten und ein junger Lehrer die trefflichsten Sachen auf dem Klavier und auf der Zither vortrug. Auch an einer jugendlichen Hebe fehlte es nicht. Es war Emeline, die Tochter des Posthalters, ein liebenswürdiges Mädchen von siebenzehn Jahren, mit Augen so blau wie der Tyroler Himmel, mit frischen, von der Bergluft geröhteten Wangen, das schwarze Haar in langen Flechten bis auf die knappe Taille herunterhängend. Die leichten, schlanken Formen dieses Kindes der Alpenwelt, sein schüchternes unschuldiges Benehmen mußte jedes Männerherz bezaubern.

Ich hätte oft dem holden Wesen einen Kuß auf die Lippen drücken mögen, wenn es mich bei meiner Ankunft immer mit einem gewissen Liebreiz grüßte, allein eine heilige Scheu hielt mich immer zurück, obwohl ich nur einen unschuldigen Spaß hiemit verknüpft hätte.

Als jedoch der Lehrer in die Ferien kam, merkte ich wohl — denn man bedarf hiezu keines scharfen Auges — daß unsere Emeline mit einem bedeutungsvolleren Blick den jungen Lehrer ansah, daß das Auge länger und mit tieferer Seele auf demselben ruhte. Auch beobachtete ich wohl, daß diese Liebe nicht von heute und nicht von gestern sey und daß Beide schon länger in den Gefühlen ihres Herzens einander verstanden. O man mußte das Mädchen sehen, wenn der Gegenstand seiner Liebe erschien, wie sich der ganze Himmel des Innern auf den Gesichtszügen abmalte, wie das ganze Antlitz wirklich zauberhaft schön dadurch ward, daß es eine Seele durchscheinen ließ.

Der Lehrer war ein angenehmer, liebenswürdiger junger Mann, bei dem die Reife des Verstandes den Mangel an Jahren ersetzte. Jeder, der es wußte, freute sich an der unschuldigen, innigen und treuen Liebe Beider und war ich selbst immer seelenvergnügt, wenn ich Beide so recht vertraut mit einander sprechen sah, da auch mein Herz verschenkt war und ich mich in diesem Augenblicke

an die Seite meiner Geliebten versetzt glaubte. Einer war jedoch im Hause — er half dem Besitzer in der Expedition — ein Mensch, wie es leider nicht wenige in der Welt gibt, dem die Gedanken und Wünsche stets in den frechen, schamlosen Augen zu lesen waren. — Diesem mochte es immer im Innern toben, wenn er den Lehrer ins Haus kommen sah. Derselbe besaß zwar keine besonders ruhmvolle Vergangenheit, wußte aber den Leuten viel von seiner Gelehrsamkeit vorzuschwätzen und bei vorkommenden Fällen und Besprechungen den arglosen Gemüthlichen und selbst den strengen Sittenrichter zu spielen, hatte er aber einmal etwas zu tief in's Gläschen geschaut, dann gab er sich nach dem Sprüchworte „in vino veritas" wie er war, dann kamen die Rohheiten so zu sagen armsdick aus dem Munde.

Der Mensch wurde mir nach zweimaliger Unterhaltung schon zuwider; allerdings wußte ich, daß er persönlich keine Absichten auf Emeline hatte, denn so hoch verstieg er sich im Bewußtseyn seiner eigenen moralischen Niedrigkeit dem allgemein geehrten Mädchen gegenüber doch nicht, allein er agirte, wie ich später erfuhr, im Interesse eines Zitronenhändlers aus Botzen, der auf seinen Geschäftsreisen nach dem nördlichen Deutschland öfter dort einkehrte. Emeline jedoch kümmerte sich nicht um diese Werbungen, oder wußte sie nicht, sie war nur selig in der Liebe zu dem Lehrer. Ist ja doch auch die schönste Zeit in jedes Menschen Leben die Zeit seiner ersten Liebe; es ist ein Zauber, der selbst im spätesten Alter nicht ganz erlöscht und nicht umsonst seufzt der Dichter:

„Ach, daß sie ewig grünen bliebe
Die schöne Zeit der jungen Liebe!"

Doch das Erdenglück ist wandelbar.

Das Jahr 48, die politische Sturmperiode brach heran, die Italiener mordeten meuchlings unsere braven Soldaten, Radetzky mußte sich mit seiner kleinen Heldenschaar vor der Revolution zurückziehen. Wider alles Völkerrecht kündigte der ehrgeizige Carlo Alberto an Oesterreich den Krieg, überschritt die piemontesische Gränze und sandte seine Streifschaaren selbst in die Gebirge von Südtyrol.

Ein allgemeiner Aufruf an alle Tyroler wurde erlassen, an der Südgränze des Landes ihre Stutzen gegen die räuberischen Eindringlinge zu erproben. Der Lehrer mußte in ein neu gebildetes Jägerbataillon eintreten und ich als Arzt in demselben fungiren. Der Abschied meines Freundes von Emeline war kurz aber traurig; Beider Thränen flossen reichlich.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Der englische General John Nicholson, der bei der Erstürmung Delhi's tödtlich verwundet ward, hat ein für seine Jugend — er ist im Dezember 1822 geboren — ungemein thatenreiches Leben geführt. Von väterlicher Seite und nach Geburt und Erziehung war er ein Irländer. Sein Vater, Dr. Alexander Nicholson, der ein kleines Gut in der Grafschaft Dowe besaß, und in Virgemont (Grafschaft Dublin) mit vielem Glück praktizirte, starb erst vor wenigen Jahren. Durch seinen Mutterbruder, den bekannten ostindischen Direktor Sir James Weir Hogg, erhielt der 17jährige Nicholson, bald nachdem er die Lateinschule in Dungannon verlassen hatte, im Jahre 1839 eine militärische Anstellung in Indien. Er machte die Eroberung von Kabul, den darauffolgenden Afghanenkrieg und die Kapitulation von Ghasni traurigen Angedenkens mit. In den Jahren 1845/46 findet man ihn unter Sir Henry Hardinge am Sedletsch und auf den Schlachtfeldern von Mudthi und Firoschah, wo seine Tapferkeit mit der ersten Medaille belohnt wurde. Im zweiten Pendschab-Feldzuge figurirte sein Name fast unzertrennlich neben dem des Multan-Helden, des Majors Herbert Edwardes, und ihm allein war die Eroberung von Attock zuzuschreiben. Nach mehreren anderen Schlachten, deren Reihe mit der von Chillianwallah schloß, hatten seine Freunde die Genugthuung, ihn neben Sir H. Lawrence in Lord Goughs Depeschen in den rühmendsten Ausdrücken empfohlen zu sehen. Um diese Zeit ward er zum Major befördert und mit einer zweiten Medaille ausgezeichnet. Einige Jahre vor dem Ausbruch der indischen Meutereien bekleidete er einen politischen Posten im Pendschab, und hatte seit 1852 den Dera Ismail-Khan-Bezirk unter seiner Obhut, während er als Militär die Penschab-Division befehligte. Seine jüngsten Thaten sind aus den Zeitungen bekannt. Zu erwähnen ist noch, daß der 35jährige General erst vor ein Paar Wochen die Ernennung zum Ritter des Bathordens erhielt, kurz ehe seine Laufbahn schließen sollte. Dasselbe war mit dem General Neill der Fall.

[Ländliche Naivetät.] Ein Bauer, der in einem kleinen Dorfe, das keine Feuerspritze beherbergte, ein kleines Haus bewohnte, wollte dieses versichern lassen. Auf die Frage des Agenten, über welche Lösch-Apparate das Dorf zu verfügen habe, antwortete er sehr zuversichtlich: „Es regnet bei uns zuweilen."

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag der Wailand'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 276 Donnerstag, 19. November 1857.

Ein Familienleben.

(Fortsetzung.)

Der Graf fühlte die Wahrheit in den Worten des künftigen Schwiegervaters, und fügte sich wie er mußte, hatte er doch Margaritha's Liebe, folglich für jetzt Alles erreicht, was sein Herz, seine Leidenschaft erstrebt; — die Gegenwart lächelte ihn rosig an, die Zukunft stellte sein jugendlich leichter Sinn dem Glück anheim, was ja der Liebe öfters hold ist, und warum sollte es ihm gerade fehlen? Einen schwereren Stand als mit dem ernsten, aber doch konsequent sich zeigenden Vater, hatte er mit der Mutter Margaritha's, denn diese, ob auch einerseits befriedigt, die Tochter dereinst als Gräfin und so dem eignen frühern Stande angehörig zu sehen, zeigte in Folge der Forschungen, die sie über Sellbergs nähere Verhältnisse angestellt, ein so kaltes, verändertes Benehmen, daß er oft bestürzt und tief verletzt durch ihre beißenden Bemerkungen, die gewöhnlich die beschränkte Lage seiner Familie berührten, und ihm fühlbar machten, wie groß sein Glück durch die Verbindung mit der ihrigen sey — sich kaum zu beherrschen vermochte.

Und Adelheid? — das war die zweite wunde Stelle in seinem gegenwärtigen Glück, die ihn endlos peinigend, zu keinem ruhigen Genuß der Gegenwart kommen ließ. Seit jener entsetzlichen Ueberraschung waren mehr als zwei Monate vergangen, ehe er sie wiedergesehen, denn die Scenen, welche der Einwilligung des Barons voran gingen, verhinderten ihn, das Haus zu besuchen, und als er nun, erklärter Bräutigam Margaritha's, zuerst wieder dort erschien, als Adelheid scheinbar vollkommen ruhig, sogar freundlich, ihm Glück wünschte, da empfand er ein so drückendes Schamgefühl über die Zweideutigkeit und unmännliche Schwäche, die er ihr gezeigt, daß er kaum schüchtern das Auge zu ihr zu erheben vermochte. Gedrängt von der Nothwendigkeit, wagte er es endlich, und versuchte in merkbarer Verlegenheit einige Worte — da traf ihn ein — nur ein Blick — der wie der Stachel der Viper ihn berührte, und seine mühsam errungene Fassung gänzlich zerstörte. Er zog sich, sobald es der Anstand erlaubte, zurück, und mied fortan ihre Nähe, wo es sich irgend thun ließ. Das kühle Verhältniß beider Schwestern schnitt auch die Veranlassungen, sich ihr öfters zu nähern, ab, und für alle diese kleinen und größern Demüthigungen entschädigte ihn überreich Margaritha's Liebe. Wenn er verletzt und geärgert zu ihr kam, sie ihm entgegen flog, ihr schönes dunkles Auge im Ausdruck der innigsten Liebe strahlte, ihre kleine weiche Hand die Locken von seiner Stirn strich, ihre rosigen Lippen die Falten, welche Schmerz und gekränkter Stolz heraufgezogen, hinweg küßten, dann schwand jede Wolke von seinem Himmel, er drückte die Geliebte an sein wildschlagendes Herz und vergaß in ihren schuldlosen Liebkosungen, was ihn gequält. Doch nicht immer vermochte er dieß, und trat eines Tages, als die übliche Besuchzeit beinahe vorüber, in Margaritha's Zimmer, die ihm freudig entgegen kam, doch beim Anblick seines bleichen verstörten Gesichts betroffen zurückwich. — Er warf, nicht eben sanft, den Helm auf ein Tabouret, und legte, wie nach Luft ringend, die Hand auf seine hochfliegende Brust.

Um Gott, Eduard, was ist's? fragte sie angstvoll — was ist Dir begegnet? — Er schwieg einen Augenblick, — Margaritha, hob er nun mit erzwungener Ruhe an, Du siehst mich heute sehr unglücklich — mir ahnet Unheil für unsere Liebe — wenn Du mir entrissen würdest — ich ertrüge es nicht. —

Du schwärmst, Eduard, lächelte sie nun beruhigt, wenn es weiter nichts ist, was Dich quält — kein Mensch auf Erden kann uns trennen, wie kommst Du auf den Gedanken?

Wie ich darauf komme? — Siehst Du nicht die finsteren Förmlichkeiten Deines Vaters, der mir noch nie offenes Vertrauen gezeigt, die spöttische Kälte, die beißenden Bemerkungen Deiner Mutter, welche keine Gelegenheit versäumt, meine beschränkte Lage und fernen Aussichten für die Zukunft zur Zielscheibe ihres boshaften Witzes zu machen. —

Aber Lieber, Theurer, Du kennst ja die Mut-

ter und ihre Launen, das sollte Dich endlich nicht mehr kränken.

Es muß mich verletzen, oder ich wäre ein schlechter Mensch, ein schlechter Sohn, fuhr er auf — höre und urtheile selbst: — ich war eben jetzt bei ihr, meine schuldige Aufwartung zu machen, der Bediente bringt ihr einen Brief; nachdem sie ihn von dem silbernen Teller entgegen genommen, bemerkt sie einen zweiten, den Jean mir überreicht. Wie kommt der Brief hierher? herrschte sie den Diener an. — „Gnädigste Frau, erwiderte dieser, er war rekommandirt, der Briefträger hatte zufällig den Herrn Grafen unmittelbar vor sich her in das Portal treten sehen, glaubte, es habe Eile, und wagte ihn mir zu augenblicklicher Abgabe einzuhändigen.“ — Ein zorniger Blick streifte den abgehenden Diener, ich hatte auf der Adresse die Handschrift meiner Pflegeschwester erkannt, in ängstlicher Ungewißheit, was sie mir so eilig mitzutheilen habe, steckte ich den Brief, den ich doch hier nicht öffnen durfte, ein, und wollte mich beurlauben.

Einen Augenblick, Herr Graf, sagte Deine Mutter spöttisch, Sie korrespondiren wohl viel nach der Heimath nach dem Stammschlosse, wo die Gräfin Großmutter hauset?

Sie wissen, gnädige Frau, daß wir leider in Folge eines unglücklichen Prozesses unsere Güter sämmtlich verloren, und meine Großmutter nur von einer unbedeutenden Rente aus dem Lehnstamme in dem Städtchen X. lebt.

Ha! Ja, ich entsinne mich — ja, ja, ich weiß, — aber wie ist denn das mit der Pflegetochter der Frau Gräfin, Ihrer Adoptivschwester — das soll eine recht hübsche junge Frau, und Ihnen innigst befreundet seyn, — mit der korrespondiren Sie wohl fleißig?

Ich vermag Dir den Ton, mit dem sie diese Worte an mich richtete, nicht wieder zu geben — der empörendste Hohn lag darin, — ich fühlte mein Blut sieden, dachte aber an Dich und bezwang mich.

Gewiß, sagte ich, so ruhig ich vermochte, Charlotte ist brav und gut, — die Tochter des früheren Justizbeamten, auf dem einstigen Stammgut meiner Eltern, und früh schon Waise, gleich mir, nahm sie meine Großmutter in ihren Schutz — vierzehn Jahre älter als ich, ward sie mir Pflegerin, als ich ein kränkliches Kind, die Pflege der selbst so kränklichen Großmutter entbehren mußte, und meine brüderliche Dankbarkeit bleibt ihr für immer.

Wie schön, wie rührend! entgegnete Deine Mutter im beißendsten Ton, und diese liebe Adoptivschwester ist ja wohl an einen — Bauern verheirathet gewesen, und jetzt wieder frei? —

Sie gab einem achtungswerthen Oekonomen, dem Amtmann H. ihre Hand, und ward leider früh Wittwe, sagte ich, mich nur noch mühsam beherrschend, und hatte zwei Töchter, von denen die älteste bereits erwachsen ist.

Ei! — und die ist wohl auch hübsch, schön wie früher die Mama — Sie haben in der That höchst interessante und zarte Beziehungen in ihrer Familie — recht aparte — Sie sind wirklich beneidenswerth und Margaritha kann sich freuen, wenn sie einst alle diese absonderlichen Bekanntschaften machen wird — aber wovon leben denn alle diese charmanten Leutchen, da die Frau Großmutter, wie ich vernommen, nach verlorenem Prozesse eben kein großes Kapital mehr besitzen?

Gnädige Frau, stammelte ich nun, vor unterdrückter Wuth fast sprachlos, ich sehe, man hat Sie übel berichtet, und meine reinsten heiligsten Verhältnisse geflissentlich in ein falsches gehässiges Licht gesetzt — sie brauchen wahrlich das Licht des Tages nicht zu scheuen; — meine Großmutter ist eine würdige Matrone, die, ob auch in Demuth sich einem unverdient harten Geschick beugend, dennoch stolz und stark im Gefühl ihres innern Werths die schwere Prüfung muthig erträgt, ohne irgend Jemand zur Last zu fallen; die verwittwete Amtmännin H. ein ehrenhaftes Weib, geachtet von Allem, die sie kennen; ich dulde nicht, daß boshafte Verläumdung sie beschimpfe, und flehe Sie an, mir den zu nennen, der es gewagt, der Mutter meiner Braut solche mich entehrende Mittheilungen zu machen, und schimpflichen Argwohn gegen die Meinigen einzuflößen.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Liebe.

(Fortsetzung.)

Die Gränze war zwar bald wieder von den Italienern befreit, allein wir durften noch nicht in die Heimath zurückkehren; wir erhielten vielmehr Befehl, das Korps an der Etschlinie zu verstärken. Hier hatten wir besonders mit den Crociati, wahren Räuberhorden, fortwährend zu kämpfen. Keinen Augenblick waren wir sicher, weßhalb die nothwendig gewordene ununterbrochene Marschbereitschaft, die oft mangelhafte Pflege der Truppen viele Kranke in die Lazarethe lieferte. Wir Aerzte hatten vollauf zu thun und nur selten bekam ich meinen Freund, den Lehrer, der durch seine Umsicht und Tapferkeit bei mehreren nächtlichen Streifzügen zum Lieutenant in seinem Jägerbataillon avancirt war, zu Gesicht.

Doch erfuhr ich immer von ihm, daß er und Emeline fortwährend durch Briefwechsel mit einan-

der in Verbindung standen. Ich befand mich abwechselnd zu Verona und in den Kantonnements der Truppen.

Endlich, als das Korps Nugents uns verstärkte, kam auch wieder ein frischerer Geist in unsere Armee. Gegen Ende Mai verließen wir unsere Standquartiere und brachen gegen Mantua auf. Mit glühender Begeisterung, unsern greisen, allverehrten Feldherrn Radetzky voran, überschritten wir den Mincio, nahmen die Linien von Curtatone und zogen den Mincio aufwärts.

Allerdings ward unsere Lage durch den Fall von Peschiera, durch die Erstürmung der Höhen von Rivoli, von Seite der Piemontesen, wieder eine sehr prekäre, allein unser ausgezeichneter Führer spielte nicht lange den Zauderer, er ließ die Höhen von Sona und Sommacampagna nehmen, die Höhen von Custozza besetzen und wurden wir hiedurch die Beherrscher der Uebergänge des Feindes längs des Mincio.

Der 24. Juli brach heran; Alles war geschäftig und freudig im Lager, denn man wußte, daß am folgenden Tage ein Hauptschlag gegen den Feind sollte vollführt werden.

Mein Freund befand sich mit einer Abtheilung Jäger auf Vorposten, ich weilte unter ihnen, da bei denselben fortwährend Verwundungen vorkamen, denn die Artillerie der Piemontesen schoß nicht schlecht. Um 3 Uhr in der kommenden Frühe sollten alle Regimenter, Infanterie, Artillerie und Kavallerie ihre Positionen eingenommen haben und gegen 4 Uhr den Sturm gegen die reichlich mit Kanonen bespickten Höhen von Custozza beginnen.

Ich und mein Freund nebst mehreren anderen Offizieren saßen im Zelte, in traulichen Gesprächen mit einander plaudernd und uns an der kühlenden Nachtluft labend, die nach der versengenden Tageshitze außerordentlich wohlthat.

Einige Schritte von uns hatten sich die Jäger auf die Erde gelagert und sangen halblaut ein Lied, das mir stets im Gedächtnisse bleiben wird. Es war Herweghs Reiterlied; ich hörte die Worte:

„Du junges Gras, was stehst so grün?
Wirst bald wie lauter Röslein blüh'n", —

als plötzlich eine Leuchtkugel Tageshelle um uns verbreitete und eine pfeifende Bombe mit feurigem Schweife mitten unter uns niederfiel. Wir warfen uns schnell zu Boden, allein sie verlangte ihre Opfer. Ein Offizier blieb sogleich todt, drei andere, darunter auch mein Freund wurden schwer verwundet in das Lager geschleppt.

Ehe ich mich jedoch um das weitere Schicksal des Lehrers erkundigen konnte, ertönten auch schon die Signalhörner von allen Seiten. Unter schwerem Gerassel jagten die Kanonen an mir vorüber, Schüsse fielen, Waffengeklirr und wüstes Geschrei ertönte von allen Seiten und bald erbebte die Erde unter dem Donner der Geschütze. Es war ein heißer Tag, allein er gehörte uns. Die Piemontesen mußten sich zurückziehen und am 9. August diktirte Radetzky dem Sardenkönig den Frieden.

Mein Freund war nach seiner Verwundung nach Mantua gebracht worden, wo er mehrere Monate krank darniederlag, bis er gegen Ende Oktober bei dem Okkupationsheer von Venedig wieder zu uns stieß.

Im März 49 nahmen ich und der Lehrer nach der neuerlichen Kriegserklärung Karl Alberts an der Expedition nach Piemont Antheil, welche in drei Tagen zu unsern Gunsten beendigt war. Von Mailand aus marschirten wir neuerdings zu den Belagerungstruppen vor Venedig, bis auch dieses im August 49 in unsere Hände fiel. Hier bei der Belagerung, wo unser Lager auf einer großen Sandfläche sich ausbreitete, wo man durch die ungeheure Hitze und die rastlosen Strapatzen erst gegen Morgen vor Ermattung in Schlaf verfiel, wo der Gestank von den schmutzigen Wassern aus den Kanälen fortwährende Fieber erzeugte, war es, wo mein Freund seinen Krankheitsstoff so zu sagen einathmete. Sobald daher Venedig sich wieder in unserer Gewalt befand, gab der Lehrer um seine Entlassung ein, die ihm auch in Folge seines kränklichen Zustandes gewährt wurde. Dasselbe geschah auch von meiner Seite.

Wir traten zusammen die Rückreise nach Tyrol an. Anderthalb Jahren waren seit unserer Trennung verflossen, wir beabsichtigten, um die Freude der Ueberraschung zu steigern, erst am Abende im Posthause einzukehren.

Als wir in dasselbe traten, war der erste, der uns begegnete, der Expeditor; wie eine Leiche fuhr derselbe zusammen, ohne ein Wort hervorzubringen. Ich hatte den Tod in tausend Bildern gesehen, weßhalb mich das versteinerte Wesen des Menschen nicht besonders angriff. Im Gegentheil packte ich denselben beim Arme, schüttelte ihn einigemal, bis er mich mit seinen wüsten Augen ansah, und rief ihm die Worte ins Gesicht, ob vielleicht Etwas vorgefallen sey.

Er gab mir jedoch keine Antwort.

Auf den barschen Ton meiner Sprache kam der alte Posthalter heraus, reichte mir betrübt die Hand und sprach halb erstarrt bei dem Anblicke des Lehrers: „Wache oder träume ich?"

Wir konnten uns natürlich dieses Benehmen nicht erklären, bis uns endlich, im Zimmer sitzend, der alte Besitzer des Posthauses erzählte, daß unmittelbar nach der Schlacht bei Custozza zuerst ein Brief angelangt sey mit der Nachricht, der Lehrer

sey schwer verwundet, welchem ungefähr 3 Wochen ein anderer mit der Todesanzeige desselben folgte.

(Fortsetzung folgt.)

Mittheilungen aus Indien.

Man zählt in Indien, das von stark fünfmal größerer Ausdehnung als Deutschland ist, 30 geschriebene Sprachen und Dialekte nebst einer unbekannten Anzahl roher ungeschriebener Sprachen. Diese Sprachenmanchfaltigkeit läßt einen Schluß auf das Völkergemisch ziehen: Hindu, Mongolen, Afghanen, Parsen, Araber, Armenier, Chinesen, Juden, Europäer und Neger trifft man in allen Schattirungen vom reinsten Weiß bis zum glänzenden Schwarz bunt durcheinander gewürfelt an. Die Bewohner sind entweder Ureinwohner oder Eroberer oder friedliche Einwanderer. Die jetzt allgemein herrschende Ansicht hält dafür, daß ursprünglich einerlei Race, die der schwarzen Inder, zwar in vielerlei Völker gespalten, aber mit einer Grundsprache ganz Vorderindien bewohnt habe. Viele halten die jetzigen Paria für Ueberreste jener Urbevölkerung. Vom Nordwesten her bereiteten sich um den Indus (persisch Hind) die Hindu aus, welche sich im Laufe der Zeit bis tief in das Dekhan hinab ausdehnten und sich zu Herren von ganz Indien machten. Vielfache Revolutionen haben bald aus dem Herrschenden Gehorchende, bald aus einer kleinen Schaar Fremder die Gebieter des Landes gemacht, und wie in früheren Zeiten Brahmanen, Kschatriys und Araber mit den Eingebornen um die Oberherrschaft stritten, so kämpfen jetzt die Engländer mit dem nach Millionen gezählten Völkergemisch. Im grauesten Alterthume verschafften blutige Kämpfe unter sich Einzelnen ein Uebergewicht über die Andern: es bildeten sich die Klassen der Bevorrechteten (der Adel) und der Rechtslosen (der Sclaven). Da die ganze Staatsverfassung auf religiöser Grundlage ruhte, so erlangten die sichtbaren Vertreter der Theokratie ein entschiedenes Uebergewicht über die andern Volksklassen, es entstanden schon in der Urzeit die Kasten der Brahmanen und der Sudras. Ein Kriegsvolk zog von Osten her erobernd in Oberindien ein, die Kschatriyas, so daß schon lange vor unserer Zeitrechnung sich folgende 4 Kasten gebildet hatten: die Brahmanen, aus Brahmas Haupte hervorgegangen und die sichtbaren Vermittler der Menschheit mit der Gottheit, die Kschatriyas oder Tschetrie, aus Gottes Arm geboren und deßhalb die Wehrmannen des Landes, die Waisyas oder Waischi, auch Banjanen genannt, aus Brahmas Bauch erzeugt, daher der Nährstand (Kaufleute, reiche Grundbesitzer, Jäger) und die Sudras (Schusters, Schuttrie), aus Brahmas Füßen entstanden, die Gewerbtreibenden. Der Wahn, daß die Kastenunterschiede unmittelbar Gottes Werk und Willen seyen, läßt die niedere Kaste nie nach dem Range und den Vorzügen der höheren trachten, der Sohn folgt dem Stande des Vaters mit religiöser Resignation, er heirathet aus seiner Kaste und Vorkommnisse anderer Art zählen zu den Seltenheiten. Nur in den zwei Punkten treffen alle 4 Kasten zusammen, daß Jeder, er sey Brahmane oder Kschatriya oder Waisyas oder Sudra, Landbau und Handel treiben darf. Die Brahmanen oder Braminen sind der Priester- oder Gelehrtenstand, von welchem alle Wissenschaft und Kunst ausging, und welcher dadurch, daß er die religiösen Geheimnisse treulich zu bewahren wußte, großes Ansehen genoß. Ihre Vorrechte sind in den heiligen Büchern (den Wehdas) als göttliche Verordnungen verzeichnet und bestehen in dem ausschließlichen Rechte, die Wehdas zu lesen, die Opfer zu veranstalten, in den religiösen Gebräuchen zu unterrichten, keine Todesstrafe zu erleiden, vor den Königen sitzen zu dürfen, von Jedermann Almosen fordern zu dürfen ꝛc. Ihnen wird von den drei tiefer stehenden Kasten mit hochachtungsvoller Ehrerbietung begegnet, während sie selbst alle ihnen untergeordneten Glieder mit „Du“ anreden. Ihre Hautfarbe ist viel heller als die der andern Kasten und sticht stark ins Bräunlichgelbe. Das gesetzlich entblöste Vorderhaupt ist rasirt, die Haare des Hinterhauptes sind zopfartig zusammengebunden, und Jeder muß eine naturfarbige wollene Schnur von der Schulter zur Hüfte tragen. Wer sich der Schnur und des Haarzopfs entledigt, verzichtet auf die Brahmanen-, d. h. Adelsvorrechte. Bekleidet sind sie je nach dem Alter, Rang, Sekte ꝛc. gar verschiedenartig: man trifft Einsiedler nur mit kurzer Schürze angethan, untere Klassen nur spärlich mit baumwollenen Stoffen umhüllt und vornehme Familien, die in reichster Pracht gekleidet einhergehen. Je nach den verschiedenen religiösen Bekenntnissen sind die Brahmanen auf Stirn, Brust und Oberarm mit unterschiedentlichen Zeichen in Grau oder Roth oder Gelb bemalt. Strenge Diät ist zur Pflicht gemacht; starke Getränke sind verboten; jedweder Nahrungsstoff aus dem Thierreiche, sogar Eier und Fische, sind gänzlich untersagt; ja es zieht der Genuß von Fleisch den Verlust der Kaste nach sich. Sie zerfallen nach Alter, Rang und Beschäftigung wieder in verschiedene Abtheilungen mit Familienhäuptern.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Gustav Meffert.

Druck und Verlag der Walland t'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 277 Freitag, 20. November 1857.

Deutsche Liebe.

(Fortsetzung.)

Ersteren Brief hatte ich an Emeline geschrieben, hatte ihr jedoch die Sache nicht so gefährlich geschildert, im Gegentheil ihr alle Hoffnung auf eine baldige Wiedergenesung gegeben. Dieselbe Nachricht hatte ich auch der Mutter des Lehrers, die gleichfalls im Dorfe wohnte, gemeldet. Einen Brief mit der Todesnachricht des Lehrers war jedoch von mir nie abgegangen. Ebenso erfuhren wir, daß seit jener Zeit weder von mir noch von meinem Freunde ein Brief angelangt sey.

Ich durchschaute sogleich das ganze Intriguenspiel des Expeditors, wißhalb wir denselben sogleich wollten herbeirufen lassen; derselbe war jedoch nicht zu finden.

Die nächste Folge dieses teuflischen Getriebes war, daß der Zitronenhändler ernstlich um die Hand Emelinens, jedoch erfolglos, geworben hatte; die spätere aber, daß Emeline den Schleier nahm und ins Kloster trat.

Als der alte Posthalter uns diese rasche That Emelinens mittheilte, zitterte der junge Körper des Lehrers, er blickte uns starren Auges an und fragte drei bis viermal den alten Mann, wann und wo Emeline ins Kloster getreten sey. Es kostete mich und den Posthalter große Ueberredungskraft, bis wir ihn nur von der Unvermeidlichkeit des einmal gethanen Schrittes überzeugen konnten.

Es that mir allerdings selbst in der Seele weh, wenn ich an das junge Blut, an die treue Hingebung des guten Mädchens, an ihren angeblich verstorbenen Geliebten dachte, besonders als der Vater selbst die Thränen sich aus den Augen wischte, allein es war einmal geschehen.

Meine nächste Sorge war, meinen Freund in die Wohnung seiner Mutter zu bringen.

„Zeige dich stark im Kampfe mit dem Unglücke, lieber Freund", sagte ich auf dem Wege dahin, „bedenke, daß Emeline ja nur aus Liebe und Treue diesen Schritt that und daß nur dein gemeldeter Tod die Ursache war, warum das starke Mädchen allen Reizen der Welt entsagte. Die Liebe, welche Emeline zu dieser That führen konnte, ist es gewiß werth, daß Du ihr Andenken in der Welt durch ein gleich starkes männliches Benehmen ehrst. Bedenke Deine Mutter, sie verdient es, ihr bist Du es schuldig, das Unvermeidliche mit Standhaftigkeit zu ertragen und ihr Deine ganze Liebe zu weihen."

Als wir in die Wohnung derselben eintraten, stand sie auf der Thürschwelle und hatte gewiß schon die Ankunft ihres theuren Sohnes erfahren. Das Wiedersehen war ein herzliches, wie es nur immer zwischen Mutter und Kind stattfinden kann. Auf Andringen der Mutter mußte ich die Nacht im Hause zubringen.

Mein Freund, dessen Charakterstärke ich sowohl im Glücke wie im Unglücke schon so manchmal erprobt hatte, bewies am folgenden Morgen eine Fassungskraft, die ich trotzdem bewundern mußte. Als ich mich von ihm und seinen Angehörigen trennte, drückte er mir lächelnd die Hand.

„Aber eine Bitte mußt Du mir noch gewähren, Freund," sagte er, „Du gehst mit mir nach Innsbruck, ich muß meine Emeline noch einmal sehen, ich will dann gerne Alles ertragen."

Ich gab das Versprechen, ihn auf diesem Leidenswege noch einmal zu begleiten.

Da ich meine eigene Existenz so zu sagen neu begründen mußte, kam ich beinahe drei Wochen nicht zu dem Lehrer; endlich ließ es mich nicht länger zu Hause, ich eilte nach dem Dorfe und besuchte meinen Freund, dessen erste Worte die Aufforderung enthielten, ihn heute noch nach Insbruck zu begleiten. Um demselben Nichts abzuschlagen, so wie in der Hoffnung, daß vielleicht der persönliche Anblick Emelinen's eine vollständige Heilung desselben nach sich ziehen könnte, willigte ich ein.

Wir machten uns auf den Weg, und kamen gegen Mittag in die Hauptstadt. In einem Gasthause, wo wir das Mittagsmahl einnahmen, berathschlagten wir, wie eine Zusammenkunft möglich sey. Durch meine Bekanntschaft mit dem Hausarzte des Klosters brachte ich es dahin, daß der Lehrer einen kleinen Zettel, in welcher er ihr kurz seine Ankunft

meldete und sie bat, an das Gitter zu kommen, an Emeline besorgen konnte.

Gegen 3 Uhr begaben wir uns, Beide in ländlicher Tracht in's Kloster und ließen Emeline unter dem Vorwande, wir seyen ihre Brüder, rufen.

Emeline erschien, bleich, abgemagert, sie hatte das Noviziat noch nicht beendigt.

Als sie den Geliebten durch das Gitter erblickte, lehnte sie ihr Haupt an dasselbe, und ließ den Thränen freien Lauf.

Der Lehrer verlor so zu sagen die Besinnung, er konnte ihre Hand nicht drücken, er konnte sie nicht umarmen, er konnte seinen Gefühlen keine Aeußerung verleihen. Mit Mühe war er nur zu bewegen, so viel Selbstbeherrschung über sich zu gewinnen, daß nicht die beaufsichtigende Nonne den ganzen Hergang merkte.

„Also du kannst nicht mehr in die Welt zurück, Emeline?“ fragte endlich der Unglückliche, „du kannst mich sterben sehen; Emeline, du hast mich nicht wirklich innig geliebt!“

„Verschone mich mit Vorwürfen“, erwiderte das arme Mädchen mit gebrochener Stimme, „Du kannst ja in der Welt noch glücklich seyn, Eduard, wenn Du ja an meiner Liebe zweifeltest.

Ich kann nicht mehr zurücktreten in die Welt, mein Gelübde erlaubt es mir bereits nicht mehr. Droben im Himmel finden wir uns wieder, Eduard, dort gibt es keine Trennung mehr. Ich will für Dich jeden Tag beten, damit es Dir im Leben noch recht gut geht. Und wenn Du einst wieder glücklich bist, dann denke auch manchmal an mich, Eduard“.

„Emeline, ich kann nicht mehr glücklich seyn“, sprach der Lehrer, etwas mehr gefaßt, „ohne Dich hat das Leben keinen Reiz für mich. Lebe wohl und bete für mich!“

Ich bemerkte, wie Emeline bei den letzten Worten zusammensank, ich packte daher meinen Freund am Arme und führte ihn zur Thüre hinaus. Jetzt erst erkannte derselbe, wie großes Unrecht er dem Mädchen, dessen innerer Schmerz in der ganzen Gestalt ausgeprägt war, zugefügt hatte. Er wollte noch einmal ins Kloster, ich hielt ihn jedoch zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Mittheilungen aus Indien.

(Schluß.)

Den höchsten Rang begleiten die Priester und Lehrer in den berühmteren Tempeln, und diese allein dürfen nicht heirathen, während den übrigen Klassen die Ehe, obwohl nur mit einer Braminentochter, gestattet ist, Mißheirathen haben den Ausschluß aus der Kaste zur Folge. Andere Brahmanen besorgen den Kult bei den vielen Privatandachten und bei denjenigen religiösen Zeremonien, welche bei gewissen Altersstufen, wie Geburt, siebentes Lebensjahr ꝛc. vorzunehmen sind; andere sind Kaufleute, Oekonomen, Privatlehrer, aber viele sind auch so herabgekommen, daß solche seit etwa 100 Jahren sogar Gewerbe treiben, ja Taglöhnerdienste versehen, und gleichwohl den anderen Kasten ein Gegenstand hoher Achtung bleiben. Keine kleine Anzahl steht im Dienste der Christen, theils als Verwaltungs- und Militärbeamte, theils als Lehrer: Brahmanen sind Lehrer an christlichen Schulen — ums Geld. Dieser Mammon übt auch dort eine zauberische Kraft, eine Kraft von um so bewältigenderer Art aus, als die Brahmanen unter den ausgesuchtesten Freundlichkeiten eine satanische Verschmitztheit zu verbergen wissen. Es gibt eigene Brahmanenschulen, wo das Sanskrit ebenso Endziel aller Unterrichtszwecke ist, wie im Mittelalter in der abendländischen englischen Kirche das Latein es war. Uebrigens hat der Kastenunterschied unter der englischen Herrschaft gar vieles Schroffe in Folge des mit strengster Konsequenz durchgeführten Grundsatzes verloren: daß vor dem Gesetze Alles gleich sey. Nur der Paria darf keinem Brahmanen sich nähern; sein Hauch macht unrein, die geringste Berührung des Kleides erfordert Reinigung in einem Bade, und beim Zusammentreffen mit einem Brahmanen muß der Paria auf eine gewisse Entfernung seitwärts weichen.

Die Mehrzahl der Braminen lebt in Oberindien, mit dem Vorrücken nach Süden nimmt ihre Dichtigkeit ab, so daß ihre Zahl an Mangalore etwa noch ein Sechstheil der Bevölkerung beträgt, während sie in den nordindischen Städten ganze Stadttheile inne haben und eigene Dörfer bewohnen. Auf den Ghats und Nil Giri trifft man sie nur als Einsiedler und englische Beamte an. In dieser Abnahme nach Süden wollen auch viele den Beweis dafür erblicken, daß sie von Nordwesten her eingewandert und sofort in der Indus- und Gangesebene seßhaft geblieben seyen. Ihr Vorkommen im gebirgigen Süden soll mit ihrem Büßerleben im Zusammenhange stehen. Viele Brahmanen ziehen sich nämlich nach dem 40. Lebensjahre in einsame Wälder zurück, um ihr Leben als Einsiedler zu beschließen, wodurch sie vorzugsweise in den Ruf besonderer Heiligkeit kommen. In Canara zählt man dermalen noch 8 Klöster, aus welchen abwechslungsweise je auf 2 Jahre ein (unverheiratheter) Oberpriester für einen dortigen Haupttempel gewählt wird. Wie die Brahmanen mit dem hohen Adel des germanischen Mittelalters verglichen werden dürfen, so entspricht die zweite Kaste, die Kschatriya, dem dermaligen Ritterwesen. Der Sage nach sind sie von

Nordosten her eingewandert; ihr kriegerischer Sinn verlieh ihnen das Vorrecht, die geborenen Wehrmänner des Landes zu seyn, aus deren Reihen die Fürsten genommen werden mußten. Sie gingen uranfänglich wohl Hand in Hand mit den Brahmanen, um die Ureinwohner gemeinschaftlich zu unterjochen; später erzeugte die erwachte Eifersucht der Brahmanen einen verderblichen Kampf gegen die Kriegerkaste, in welchem sich nach altindischen Sagen, die Brahmanen mit den unteren Kasten zu gemeinsamer Besiegung des Kschatriyas verbunden haben sollen. Fortwährende Kämpfe haben denn auch ihre Zahl so gelichtet, daß ihre numerische Stärke und eben deßhalb auch ihre Macht bedeutend zurückgegangen ist. Viele erblicken in den kriegerischen Mahratten, Radsputen und Nharis Abkömmlinge von den alten Kschatriyas. Die Waisyas, d. i. die dritte Kaste, repräsentiren gewissermaßen unsere obere Klasse des bürgerlichen Lebens: sie haben den Großhandel und ausgedehnteren Grundbesitz in Händen, üben das Jagdrecht aus, unterhalten zahlreiche Heerden ꝛc. Die Sudrakaste endlich ist die volkreichste; sie bildet das Gros des Volks, ist über alle Theile des Landes verbreitet und beschäftigt sich neben Feldbau vorzugsweise mit Gewerben. Sie zerfällt nach Rang und Ansehen in verschiedene Unterabtheilungen — ähnlich unserem mittelalterlichen Zunftwesen — lebt übrigens unter sich und mit den andern Kasten in bunter Mischung zusammen! nur die Fischer bewohnen des Gewerbes halber am Gestade eigene Fischerdörfer, die Palmweinzieher finden sich am häufigsten in den Thalgründen, die Goldarbeiter in den Städten, die Weber auf den Bergen ꝛc., je nachdem die Beschäftigungsweise von lokalen Verhältnissen abhängig gemacht ist. Die Hauptfarbe der Sudra sticht stark ins Schwarzbraune, die Haare sind glänzend schwarz, aber nicht kraus, die Gestalt von mittlerer Größe, aber schlank, überhaupt ihrer ganzen Erscheinung nach mehr zart als imponirend. Die Paria gehören keiner Kaste an, d. h. sie sind rechtlos. Sie haben sich in die Gebirge zurückgezogen, wo sie ihre eigenen Weiler und Dörfer haben, sich mit Korbflechten, Matten- und Strohfabrikaten beschäftigen, im flachen Lande arbeiten der niedrigsten Art besorgen, hin und wieder Landwirthschaft gegen Pachtzinse treiben, im Küstenlande aber nicht selten auch als Knechte der Sudras gefunden werden. In letzterem Falle dürfen sie jedoch das Wohnhaus des Dienstherrn nicht betreten. Sie gehen fast nackt, sind nahezu schwarz, dürfen nicht in Städten wohnen, keine Tempel betreten, nicht mit Andern aus einem Brunnen trinken, und sind so verachtet, daß sie nicht einmal in den Kaufläden an den gewöhnlichen Plätzen, sondern an eigens für sie errichteten Schiebern einkaufen dürfen.

Das weibliche Geschlecht erfreut sich keiner würdigen Behandlung. Die Frau muß barfuß gehen, sie darf mit dem Manne nicht am gleichen Tische essen und nie an seiner Seite, sondern stets hinter ihm gehen. Die Kleidung ist je nach der Kaste und dem Range in derselben sehr verschieden; alle tragen Armspangen aus unterschiedlichem Stoffe, die Ehefrauen überdieß goldene Ringe in den Nasenflügeln, welche jedoch von den Wittfrauen wieder abgelegt werden müssen.

Das öffentliche Leben muß unter so vielgestalteten Verhältnissen selbstverständlich gar mannigfaltig seyn: hier sieht man einen mit einer Erdmauer umfriedigten Brahmanenhof aus Cocos- und Palmgärten hervorlugen, nebenan wohnt ein armer Palmweinzieher in elender Lehmhütte, dort am Meeresufer erblickt man eine Reihe Fischerdörfer, oder auf den Nil Giri ärmliche Pariasweiler, während im Norden stattliche Brahmanenflecken, und am Küstensaume reiche Handelsstädte in großer Zahl gefunden werden. Eine geordnete Gemeindeverfassung ist überall anzutreffen: mehrere Höfe und Weiler bilden zusammen eine Gemeinde mit einem Vorsteher aus der Zahl der Eingebornen; eine Anzahl von Gemeinden sind in ein Bezirksamt, mehrere Bezirke in ein Gouvernement vereinigt. Die untersten Verwaltungsbeamten gehören gewöhnlich der Brahmanenkaste an, die höheren sind Engländer. Die Industrie zeugt in Seiden- und Wollenmanufakturen von weit vorangeschrittenem Kunstsinn, in den übrigen Gewerben haben die Hindus die europäische Stufe noch lange nicht erreicht. Für einzelne Fächer der Wissenschaft zeigen die Indier viele Begabung, so für Arithmetik und Astronomie; auffallend ist es, daß sie nichts von Geographie und Geschichte wissen. Die Schulen sind theils von der Regierung, theils von den Eingebornen gegründet worden und deren Besuch ganz dem freien Ermessen der Einzelnen anheimgegeben. In den von der Regierung gegründeten Distriktsschulen sind die Kastenvorrechte sammt und sonders gefallen, obwohl allerdings ganz entgegen den Kastengesetzen. Während z. B. noch vor fünf Jahren die Brahmanenknaben eigne Schulsitze hatten, um vor der Berührung mit Nichtbraminen gesichert zu bleiben, findet man nunmehr Knaben aller Kasten friedlich unter einander sitzen. Mädchen besuchen keine Schule; Pariakinder bleiben von allem Unterricht ausgeschlossen. Die Kosten für die Unterhaltung der Distriktsschulen, welche allen Religionsgenossen gleich geöffnet sind, werden hälftig von der ostindischen Kompagnie und hälftig von den Eingebornen aufgebracht. Die Lehrer müssen ihre Befähigung durch eine zuvor erstandene Prüfung nachgewiesen haben; die Schulinspektoren werden von einer der Präsidentschaften ernannt. Es gibt drei Universitäten, mit welchen Gymnasien und Lyzeen

in Verbindung gebracht sind. Die einzelnen Kasten unterhalten eine große Anzahl eigner Schulen; reiche Hindus hingegen lassen ihre Kinder durch Privatlehrer (Brahmanen) erziehen und unterrichten. Einen periodisch wiederkehrenden Sabbath kennt der Hindu nicht, dafür hat er zahlreiche Fest- und Heiligentage, die mit dem größten Pompe gefeiert werden.

Neben den etwa 120 Millionen Hindus leben im Norden noch ungefähr 20 Millionen muhamedanische Mongolen und 2 Millionen Afghanen, auf der Westküste die handeltreibenden Mapla (eine muhamedanische, ursprünglich aus Arabien stammende Sekte), in der Gegend von Bombay 200,000 Parsen, im Troß der Großen nicht wenige afrikanischen Neger, in den Handelsstädten verachtete Juden, und überall zerstreut herum die Herren des Landes, nämlich etwa 50,000 Engländer, Franzosen und Portugiesen.

Mannigfaltigkeiten.

Ein Studiengenosse des hochw. Bischofes Valentin erzählt von dem Hochseligen Folgendes im „Augsb. Tagbl.“: „Derselbe kam als Knabe an das St. Anna-Gymnasium in Augsburg, seine Kameraden nannten ihn, weil er vom Lande war und in einem baumwollenen Rocke ging, scherzweise „„die Feldmaus.““ Er mußte seinen Unterhalt großentheils durch Wohlthäter, später durch Ertheilung von Privatunterricht erwerben. Hierin war der junge Riedl besonders glücklich, so daß er in den letzten Jahren, wo er am Gymnasium sich befand, sogar noch seinen alten Vater unterstützte, welche Handlung verdiente, belohnt zu werden. Im Jahre 1820 absolvirte er das Gymnasium, worauf er sich dem Studium der Theologie widmete, in welchem Fache er glänzende Fortschritte machte.

Eine Erfindung, die für den Eisenbahnverkehr von ganz besonderer Wichtigkeit werden kann, ist der „N. W. D. Z.“ zufolge, eine im Werk befindliche Uhr, die für sämmtliche Eisenbahn-Stationen bestimmt ist und deren Zifferblatt auf allen Stationen, z. B. zwischen Berlin und Königsberg, zu gleicher Zeit anzeigt, wie viel Güter-, Personen- oder Schnellzüge beständig unterwegs sind, wie schnell sie fahren, wo und wie lange sie anhalten, wo sie sich kreuzen ꝛc. Außerdem ist die Uhr dahin konstruirt, daß sie jede Lokomotive mitführen und der Führer jeden Augenblick daraus ersehen kann, welche Züge seinem Zuge begegnen und genau, in welcher Entfernung ihm andere folgen. Wenn das Modell fertig ist, beabsichtigt der Erfinder das Patent nachzusuchen.

Wegen „Tödtung aus übertriebener Fürsorge“ wurde in Paris vom Zuchtpolizei-Gerichte die Hebamme Petit zu drei Monaten Gefängniß und 50 Fr. Strafe verurtheilt. Das Kind, welches die Hebamme der Mutter auf der Eisenbahn überbringen sollte, starb unterwegs im Eisenbahnwagen. Ein Polizei-Kommissär, der zur Konstatirung der Thatsache herbeigerufen worden, erklärte, daß das zwanzig Tage alte, im August bei dreißig Grad Hitze im Wagen transportirte Kind in folgende Kleidungsstücke eingewickelt war: ein Hemd, zwei Wämmschen, eine Windel, zwei wollene Decken, alle drei einfach um Bauch und Brust geschlagen, ein vierfach gefaltetes Stück Flanell; über diese vielen Hüllen hatte die Frau noch einen mächtigen blauen Merino-Mantel geschlagen. Das Kind, dem auch die Arme eingewickelt worden, war unter dieser Unmasse von Hüllen bei der großen Hitze nach Aussage des Arztes erstickt.

Vor einigen Monaten kaufte ein junger Mann aus Armentiers in Tournai von einem Fremden, den er nicht kannte, einen alten schwarzen Ueberrock für 2½ Fr. und verkaufte denselben daheim wieder an seinen Vater für 5 Fr. Da das Kleidungsstück schon sehr abgetragen war, so beschloß der nunmehrige Besitzer eine gründliche Ausbesserung, und gewahrte bei Auftrennung der Nähte zuerst zwischen Tuch und Futter statt der Watte 22 feingestickte Battist-Sacktücher, jedes 35—40 Fr. werth, und im Kragen 47 Metres feiner Mechelner Spitzen im Werthe von etwa 500 Fr., so daß der Gesammtwerth dieses Fundes runde 1380 Fr. beträgt.

Der „blaue Mann“, ein pathologisches Kuriosum, macht viel von sich reden. Derselbe, ein Amerikaner litt früher an Epilepsie, nahm deßhalb eine große Menge aufgelösten Höllenstein ein und assimilirte sein Körper diese theure Arznei in einem solchen Grad, daß die Fleischfarbe des Patienten seitdem in ein Schiefer-blaugrau übergegangen und allen Bemühungen englischer und französischer Aerzte bisher widerstanden hat.

Einem der berühmtesten Aerzte Berlins ging in diesen Tagen ein Packet aus London zu, welches er, da es frankirt war, ohne Weiteres annahm. Wer schildert sein Erstaunen, als er darin eine Quantität Revalenta arabica aus der Fabrik der Herren Barry du Bary und Komp. mit der in einer Zuschrift enthaltenen Bitte fand, dieß Heilmittel bei einem hohen Kranken in Anwendung zu bringen.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag der Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 278 Samstag, 21. November 1857.

Ein Familienleben.

(Fortsetzung.)

Nicht so heftig, Herr Graf, lächelte Deine Mutter höhnisch, erzählte Sellberg weiter, ein solches Aufbrausen tolerirt man allenfalls, wenn die Grafenkrone hinreichend vergoldet ist, den Klang eines etwas rauhen Organs zu moderiren — Sie wissen, das Gold hat allein diese Eigenschaft. — Leider, versetzte ich, bebend an allen Gliedern, verbeugte mich stumm und ging — was sagst Du nun Margaritha?

Armer Eduard! — ja Mama kann manchmal recht abscheulich seyn — vergib ihr um meinetwillen — und — nicht wahr, im Frühjahr, wenn die Bäume blühen, reisen wir nach X. zu Deiner Großmutter, daß ich sie um ihren Segen bitte — und zu Deiner Schwester Charlotte und ihren Töchtern — wie freue ich mich darauf! — Röschen heißt die älteste und soll sehr schön seyn, wie Du sagtest — ich liebe sie jetzt schon — aber wird sie mich auch wieder lieben?

O Du reiner heiliger Engel! rief der Erschütterte, die kleine Hand der Braut an seine Lippen pressend, Du ebnest, ein milder Cherub, die Wogen des empörten Gefühls mit Deinen sanften kindlichen Worten, wenn Du nur mir bleibst, was zage ich denn!

Eine innige Umarmung stillte den zornigen Schmerz des jungen Mannes, auf dessen Stirne jedoch bald neue Wolken sich zeigten.

Aber noch eins beunruhigt mich, meine Margaritha — sieh, ich bin eifersüchtig — auch das quält mich. —

Eifersüchtig? — bist Du toll, Eduard? lachte das Mädchen hell auf, wer ist denn der Glückliche, auf den Du eifersüchtig bist?

Wie kannst Du noch fragen, sogar lachen, sagte er unmuthig, sehe ich nicht, daß der alte widerwärtige Freiherr von Derschau Dich überall mit Blicken und galanten Worten auszeichnet — ein Benehmen gegen Dich zur Schau trägt, gleich auffallend für die Welt, als unpassend für die Braut eines Andern — daß Deine Mutter seit etwa 14 Tagen diesen Menschen mit einer Freundlichkeit, einer Aufmerksamkeit behandelt, die mir unerklärlich ist, denn ich erinnere mich noch der Zeit, wo er oft die Zielscheibe ihres scharfen Witzes war — und auch Adelheid sah ich auf dem letzten Balle in angelegentlicher verbindlicher Unterhaltung mit ihm — —

Nun, dann liegt es ja am Tage, lächelte Margaritha, er meint Adelheid, und bewirbt sich um diese, darin liegt doch mehr Wahrscheinlichkeit, als in Deinem Argwohn.

Eduard blickte düster vor sich hin — „nein, Du irrst, nicht Adelheid, — diese würde", er verstummte, und fuhr nach einer Pause, in der Margaritha ihn verwundert ansah, gesammelt fort: — „Adelheid würde, glaub' ich, ihm keine Hoffnungen machen — aber er ist reich, unermeßlich reich, er hat kürzlich die N.'schen Güter gekauft, ein herrliches, fürstliches Besitzthum — sein Stammbaum ist alt, älter noch als der meinige, und das, setzte er mit Bitterkeit hinzu, war ja vielleicht noch der einzige Grund, dem ich die Einwilligung Deiner Mutter verdanke — Margaritha, ich zittre vor unserer Zukunft, — gebe Gott, daß meine schlimmen Ahnungen mich trügen; — wenn wir getrennt würden! —

Uns trennt nichts, kaum der Tod, versicherte Margaritha, in deren dunkeln Augen Thränen emporstiegen — ich lasse Dich nicht — gedenke des biblischen Spruchs: „das Weib soll Vater und Mutter verlassen und ihrem Manne folgen" — ich würde ihn erfüllen! —

Eduard drückte tief ergriffen ihre Hand an sein Herz.

Frau von Notting kam, begleitet von ihren Töchtern in Gesellschaft mehrerer Damen von einer Morgenpromenade zurück. Margaritha ging mit einigen Freundinnen voraus und an ihrer Seite der Freiherr von Derschau, ein starker Vierziger, dessen lange hagere Gestalt und schmales Gesicht nicht eben angenehm zu dem röthlich blonden Haar stand,

welches mit seiner eigenthümlichen Färbung, auch Bart und Augenwimpern eigen, in dem Strahl der Frühsonne erglänzte. Die kleine wasserblauen Augen schauten listig und verschlagen unter buschigen Brauen hervor, die spitze Nase und der etwas eingekniffene Mund gaben dem ganzen Gesicht, ohne es gerade abschreckend zu machen, etwas Vogelartiges, aber die geschmackvolle Toilette, elegante Tournüre und Sprache, überall den feinen Weltmann bezeichnend, machten ihn, verbunden mit dem bekannten immensen Reichthum, überall zu einen selbst von den jüngsten Damen beachteten Gegenstand. —

Wolltest Du mir etwas sagen? fragte Frau von Notting, als Adelheid, zögernd stehen blieb, um die übrige Gesellschaft voraus zu lassen.

Es war nur ein Gedanke, eine flüchtige Bemerkung, erwiderte diese.

Nun, und —?

Der Freiherr Derschau zeichnet Margaritha auffallend aus — ich finde das unverschämt bei der Braut eines Andern — er glaubt vielleicht seinem Stammbaum wie seinem Reichthum sey Alles erlaubt und kein Ziel unerreichbar.

Hm! —

Er muß ein Geck seyn, denn neulich äußerte er gegen den Kammerjunker B., als Margaritha in der Polka, die sie wirklich reizend tanzte, an ihm vorüber schwebte — dieses Mädchen zu erlangen, würde ich kein Opfer scheuen — ich würde ihre Hand mit einer halben Million und meinem neuen Grundbesitz nicht zu theuer erkauft glauben, wäre sie noch zu haben.

Sagte er das wirklich?

In der That! ich hörte es selbst, — der Narr setzte freilich das Unmögliche voraus.

Unmöglich? Warum? — Unmöglich ist nichts, was in des Menschen Gewalt liegt, besonders aber in kluger Frauenhand. Es entstand eine kleine Pause — dann begann Frau von Notting: Adelheid, jener armselige Schwiegersohn, die üblen Nachrichten von Deinem Bruder Bernhard, die Zuschüsse, deren auch Paul noch bedarf — alles das faltet Deines Vaters Stirn, denn ennorme Summen werden da erfordert — ich sage Dir Adelheid, mir gehen der Gedanken und Pläne gar viele im Kopfe herum — sie ordneten sich nur noch nicht — wüßtest Du vielleicht Rath? Du kennst mich, ich scheue keine Mittel. —

Ein dämonisches Leuchten flammte eine Sekunde in Adelheids Augen und erlosch dann wieder. — Was kann ich dazu thun, sagte sie gleichgültig, Ihr habt in jene Verbindung gewilligt — der Eltern Wille ist immer entscheidend, sie können gewähren oder versagen — wenn die Vernunft einen früher zu rasch gethanene Schritt mißbilligt, ist er oft rückgängig zu machen, ehe es zu spät wird, und Gehorsam der Kinder erste Pflicht — er kann nur zum Glücke führen, wenn diese Ueberzeugung auch erst nach Jahren kömmt.

Adelheid, Du hast Recht, bist wahrlich ein kluges Mädchen, eine gute Tochter — aber ich bitte Dich, wie das angreifen, wie diese Sache einleiten? Du kennst Margaritha's festen Sinn, Trotz möcht' ich's nennen — sie hat ihren Willen bei dieser Wahl durchgesetzt und wird ihn zu behaupten wissen — der Freiherr kann nicht wagen, sich unter diesen Umständen zu erklären — freilich — man müßte — aber dieser unsinnige Mensch, der Sellberg —

Was könnte er, wenn Margaritha freiwillig zurückträte? — sagte Adelheid verächtlich — es käme nur darauf an, sie dahin zu bringen.

Mädchen wenn Du das könntest! — ich weiß, Du besitzest Geist, einen starken männlichen Geist, eiserne Festigkeit und Muth auszuführen, was Du einmal gewollt — aber wie das anzufangen, weiß ich doch nicht. Wir wollen sehen, sagte Adelheid kalt, ich verdiene Deine Schmeicheleien jetzt noch wenig, laß mich erst versuchen, ob ich mich ihrer würdig machen kann.

Die Gesellschaft war den Beiden, welche jetzt der schuldlosen Margaritha Lebensglück zu untergraben sich verbanden, ob der langen Zögerung weit voran gegangen, und stand endlich, sie erwartend, still. Margaritha küßte in froher Unschuld der Mutter Hand, als diese, vornehm lächelnd ihr die Locken, die sich unter dem niedlichen Strohhut hervordrängten, von der weißen Stirn strich.

Der Freiherr, behaerlich an Margaritha's Seite verweilend, spann die Unterhaltung mit aller Feinheit des gewandten Weltmannes so lebhaft fort, wußte der Artigkeiten und verbindlichen Wendungen so viele in das allerliebste Nichts einer geistreichen Plauderei zu mischen, daß Margaritha oft unwillkürlich lachen, und als er sich mit einem vielsagenden Blicke auf das schöne Mädchen empfohlen, den Freundinnen zugestehen mußte, er sey gar nicht so übel.

Treulose! drohte die muthwillige Hermine, eine der muntern Gefährtinnen dieses Morgens, wenn Dein Graf das hörte!

Mein Eduard? — fragte Margaritha, und das schöne unschuldige Auge blickte schwärmerisch empor, — was hat der, mein Alles, mit dieser harmlosen Aeußerung zu schaffen? meinst Du, eine Kerze könne das Sonnenlicht verdunkeln? —

Du sollst keine andern Götter neben ihm haben, lachte Hermine, — aber sey vorsichtig, das Schicksal hat zuweilen wunderliche Capricen, wenn der Freiherr Deine poetische Anspielung mit der Kerze hörte, sie würde ihm eben nicht schmeichelhaft seyn,

und er sich vielleicht auf irgend eine beißende Art zu revangiren suchen.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Liebe.

(Fortsetzung.)

Auf dem Heimwege sprachen wir nicht viel, denn uns Beiden schwebte noch immer jene Scene vor. Was mußte wohl das unschuldige, arme Mädchen gelitten haben während der ganzen Zeit! Vielleicht hatte sie in den stillen Räumen des Klostergebäudes, im Gebete und in trostreichen Betrachtungen, so wie im Bewußtseyn, daß ihr Heißgeliebter in einer andern Welt weile, in letzter Zeit Ruhe gefunden für das verlorne Glück, und hatten jetzt die Wiederkehr des Ersehnten, sein barsches Auftreten und vielleicht auch der Vorwurf einer zu raschen Handlungsweise im Innern diese ganze innere Zufriedenheit die Seelenruhe, ein so nothwendiges Erforderniß für innere Leiden ihr wieder geraubt.

Ruhe und Zerstreuung war auch für meinen Freund erste Bedingung zu einem gemessenen und zufriedenen Leben geworden, weßhalb ich ihn ersuchte, mehrere Tage bei mir in Sch.... zuzubringen.

Mein Plan gelang vollständig, nur kostete es mich neue Anstrengung, ihn von einer anderen Idee abzubringen. Er beschloß nämlich in einem fremden Staate, in England, Holland oder Frankreich, als Militär sich anwerben zu lassen, um in Ostindien, auf Java oder in Algerien einen schnellen Tod zu finden. Meine Vorstellungen bezüglich seiner Verpflichtungen als Sohn trugen auch dießmal den Sieg davon.

Er kehrte in das Dorf zurück, und da um jene Zeit der Lehrer starb, bewarb er sich um die Schulstelle, die er auch ohne Anstand erhielt. Von nun an führte er ein zurückgezogenes stilles Leben. Wir freuten uns alle, daß er sich so glücklich wieder in seine Lage gefunden.

Ungefähr 5 Monate waren verschwunden, der Winter lag hinter uns, die Maisonne beglückte die Natur und die Menschen; der Posthalter veranstaltete in seinem wieder grün gewordenen Garten ein kleines Fest, an welchem viele Musikfreunde der Umgegend Theil nahmen. Es ging recht munter her; es wurde gesungen und musizirt, da begann Einer ein bekanntes Lied, alle Gäste wiederholten den Refrain der einzelnen Strophen. Als der Sänger die zweite Strophe sang:

„Und blüh'n mal die Rosen,
Wird's Herz nimmer trüb,
Denn die Rosenzeit ist ja die Zeit für die Lieb:
Und die Rosen die blühen
So frisch alle Jahre
:,:Aber die Liebe blüht nur einmal.":,:

schaute mich mein Freund an mit einem Blicke, der mir in das Innerste der Seele drang. Er erhob sich von seinem Platze und eilte hinweg in's Freie, wo ich ihn an einen Baum gelehnt, weinend traf.

„Das sind vielsagende Worte für mich," sprach er auf meine Aufforderung, zur Gesellschaft zurückzukehren, „sie trafen wieder die Wunde meines Innern. Heute, ich weiß nicht warum, allein heute, und hier in diesem Garten, wo ich manche glückliche Stunde erlebte, fühle ich doppelt den Schmerz! Es ist mir unmöglich, an der Gesellschaft weiteren Antheil zu nehmen, ich muß nach Hause. Bei meiner Mutter finde ich eher Linderung".

Ich wollte ihn nicht stören in seinen Empfindungen, weßhalb ich ihn zur Wohnung seiner Mutter begleitete.

Da ich am folgenden Tage doch eine Krankheit befürchtete, besuchte ich ihn noch gegen Abend. Ein Brief lag erbrochen auf dem Tische und neben demselben ein Blatt Papier.

Als er mich erblickte, sagte er mit erstickter Stimme:

„Sie ist gestern gestorben im Kloster, meine Lebenszeit ist jetzt auch gemessen."

Anfangs wußte ich nicht, was er meine, weßhalb ich den Brief genauer untersuchte, ohne jedoch außer der Adresse weitere Worte zu finden. Ich ergriff das einzelne Blatt und las die Verse

„Du Tropfen Thau, seh' ich Dich an:
Kommt mir die Thräne süß und still,
Weil Du so treu dein Blümchen liebst,
Wie ich wohl einmal lieben will!"

Und trennt Dich auch den ganzen Tag,
Von Deinem Lieb der Sonnenschein,
Du kehrst am Abend stets zurück,
So muß wohl treue Liebe seyn."

Und stirbt Dein Lieb im Sonnenbrand,
So stirbst auch Du im letzten Kuß;
Ich seh' Dich an und finne still,
Wie solch ein Tod beglücken muß."

Am Schlusse dieser Verse standen die Worte: „Zum Andenken von Deinem treuen Eduard."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Der Stabsarzt der franz. Orient-Armee, Dr. Scrive, veröffentlich einen medizinischen Bericht des Orient-Feldzugs vom 21. März 1854 (Besetzung von Gallipolis) bis 6. Juli 1856 (Räumung der Krim). Wir entnehmen diesem Werke nachfolgende statistische Angaben: Während der Belagerungsarbeiten von Sebastopol kamen Verwundungen durch Feuerwaffen in nachstehendem Verhältnisse vor: am Kopf, 1 Wunde auf $3\frac{4}{10}$; am Halse, 1 auf 46; an der Brust, 1 auf 12; am Bauche, 1 auf 15; an den oberen Extremitäten (Schultern einbegriffen), 1 auf $6\frac{2}{10}$; an den unteren Extremitäten (Hüften einbegriffen), 1 auf $4\frac{3}{10}$. Anders gestaltete sich das Verhältniß der Wunden in offener Schlacht, nämlich: am Kopfe, 1 Wunde auf 10; am Halse, 1 auf 112; an der Brust, 1 auf 20; am Bauche 1 auf 40; obere Extremitäten, 1 auf $4\frac{3}{10}$; untere Extremititäten, 1 auf $3\frac{5}{10}$. Die Uebersicht der Verwundeten und Gefallenen gibt nachfolgende Resultate: Laufgräben rechts und Ausfälle des Feindes 12,035; Laufgräben links und Ausfälle des Feindes 11,835; Angriffe auf den grünen Hügel und die weißen Batterieen, zweimal auf den Malakow und den kleinen Redan (rechte Seite) 15,804; Angriff der Central-Bastion (links) 860; Schlachten bei Alma, Inkerman und Traktir 2240; im Ganzen 43,044. Diese kurze Uebersicht, bemerkt der Verfasser mit Recht, zeigt hinlänglich, welch furchtbare Last den Militärärzten aufgebürdet war, besonders wenn man an ihre geringe Zahl und die zahlreichen Opfer der Epidemie denkt.

In Ofen starb ohnlängst der General M—r, der sein Andenken durch eine wirklich großmüthige Handlung verewigt hat; er bestimmte nämlich sein Vermögen im Betrage von 87,000 fl. zur Gründung eines Waisenhauses. Das Schicksal dieses preiswürdigen Charakters war in vieler Beziehung eigenthümlich. Der magyarischen Sprache nicht mächtig, wurde er während des letzten Revolutionskrieges genöthigt, Aktenstücke zu unterschreiben, deren Inhalt verfänglich war, und die später in die Hände der legitimen Regierung kamen. Die dießfalls eingeleitete Untersuchung konstatirte die Thatsache und General M. wurde der Orden, mit denen er in früherer Zeit dekorirt worden war, verlustig erklärt, aber im Genusse seines Ruhegehalts gelassen. Die Stadt ehrte ihn, so lange er lebte, als einen Biedermann.

Das Problem des Dampfpfluges scheint — der „Pr. Korr.“ zufolge — eine befriedigende Lösung durch Boydell's „Lokomotive mit Schiene ohne Ende“ gefunden zu haben, welche bei dem letzten Preispflügen der k. Ackerbau-Gesellschaft zu Salisbury mit großem Erfolg funktionirte. Die Maschine legte bei dieser Gelegenheit eine Strecke von nahe an 100 Ruthen auf einer im Verhältniß von 1: 4 geneigten Ebene mit Leichtigkeit zurück, wobei sie noch einen Tender schleppte, der mit 162 Kubikfuß Wasser, dem Kohlenvorrath für einen Tag, einer Menge von Ackerbauwerkzeug und so vielen der Zuschauer, als darauf Platz finden konnten, belastet war. Demnächst wurden drei Pflüge mit Doppelschaar angehängt, welche den Boden in einer Breite von $4\frac{1}{2}$ Fuß, 8 Zoll tief, aufrissen. Die Maschine durchlief dabei in 2 Minuten eine Strecke von 125 Schritten in gerader Richtung und 30 Schritten im Bogen.

Man schreibt aus Wien, 14. November: In dem Prozeß des berüchtigten ungarischen Räuberhäuptlings Rozsa Sandor hat sich ein ganz unerwarteter Zwischenfall ergeben. Im Laufe der Untersuchung stellte es sich nämlich heraus, daß der gefürchtete Räuber einst dem Militär gedient hat und aus dem Regiment, dessen Verband er angehörte, desertirt ist. Rozsa Sandor würde also in diesem Fall der Militärgerichtsbarkeit unterstehen. Obwohl der Delinquent bei seinem System des Leugnens verharrt, so wird es nicht schwer seyn, in Erfahrung zu bringen, bei welchem der betreffenden Regimenter er eingereiht war.

Auf dem neuen englischen Riesendampfschiff: „Great Eastern“ befindet sich auch eine Druckerei, da wöchentlich zweimal ein Schiffsjournal erscheinen soll. Hinzugefügt muß werden, daß der Redakteur einen Schlüssel zur Proviantkammer erhält, woselbst jederzeit frische Enten zu haben sind.

Räthsel.

Vier Sylben streng versteckt, doch allbekannt:
Die beiden ersten schafft des Schneiders Hand;
Die beiden letzten taugen nicht zum Tanze,
Und wer das Ganze braucht, ist selbst das Ganze.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 272:
Herz. Herr. Heer. Erz. Ehr. Reh.
Ehe. Er.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 279 Montag, 23. November 1857.

Ein Familienleben.

(Fortsetzung.)

Der Frühling des verhängnißvollen Jahres 1848 schlummerte noch unter dem Schnee und Eise des Februars.

Wenn die schon wachsenden, zuweilen sogar sonnigen Tage, die kürzeren Dämmer- und Abendstunden, der weichere Luftton die Wiederkehr der lieblichsten Jahreszeit andeuteten, so waren es anderer Seits nur drohende Zeichen, die am Horizont des Staats und bürgerlichen Lebens, einem Nordlicht gleich, aufflammten, und blitzähnlich den Ausbruch der Feuersbrunst verkündeten, die einen Theil Europa's an den Rand des Verderbens führen konnte. — Wo liegt das noch unentdeckte Paradies, das Eldorado oder Utopien, wo eine vollkommene Gesetzgebung, eine immer und überall gleiche Gerechtigkeit und Weisheit wie das Auge Gottes den Gang der Verwaltung begleitet, — wo der Reichthum nirgends übermüthig, die Armuth nirgends frech und neidisch macht, oder Letztere vielmehr gar nicht existirt, weil ein zauberhafter Kommunismus die Vertheilung der irdischen Güter so ordnete, daß Jeder genug für seine Bedürfnisse, aber gerade nicht mehr besäße, um die Arbeiterfrage unnütz zu machen — wo Jeder die Lust zum Erwerb, ohne das Bedürfniß dazu hätte, wo das Huhn im Topfe des Proletariers kochte, ohne daß er mühevoll im Schweiße seines Angesichts es erworben, wo keine Beschränkung, kein Ueberfluß, keine Armuth, kein Reichthum und Luxus, also keine Bevorzugung der Stände stattfände! — Verderblicher Unsinn! Wer soll dem Proletariat entgegen wirken, der Armuth mittelbar aufhelfen, wenn nicht der Luxus, der das Ueberflüssige will und schaffen läßt, auf daß der Gewerbfleiß Raum und Gelegenheit habe zu arbeiten, und so der Strom des Reichthums sich in die tausend kleinen verschlungenen Adern des bürgerlichen Lebens, der Künste und Gewerbe, ergieße? Unglückliches Volk! Du warst froh und zufrieden in Deiner anerschaffenen anerzogenen Genügsamkeit, die von Generation zu Generation forterbend, dem deutschen Nationalgeiste das Prädikat der Biederkeit und Treue, der Ausdauer und Rechtlichkeit, des Fleißes und der angestammten Ordnungsliebe seit Jahrhunderten gegeben. Du kanntest kein anderes Daseyn und verlangtest nach keinem Andern. Die Stürme des Westens in den neunziger Jahren gingen spurlos an dem festen germanischen Sinne vorüber, der die rasenden Greuel der Revolution als seinem eigendsten Blute und Wesen fremd, nur schaudernd anstaunte und später in Traditionen vernahm oder mit unschuldiger Neugier gleich den Ritter- und Räuberromanen las, theilnehmend die gräßliche Verblendung bemitleidend. — Der Deutsche erkannte, was er besaß, sein als unbegreiflich schönes, reiches, durch Gesetze, Intelligenz und Bildung geschmücktes, überall im Auslande geachtetes Vaterland, mochte es gleich in große und kleine Staaten zertheilt seyn, so war doch fast jeder ein blühender Garten und des deutschen Namens werth. — Da sandte der Fürst der Finsterniß, der vom Abgrund der Hölle und neidisch die Blüthe Germaniens gesehen, seine Boten; die herrliche Schöpfung vieler Jahrhunderte zu verderben. —

Der 24. Februar: einst von dem genialen Zacharias Werner zum grauenvollen Schicksalstag in einem der gediegensten Trauerspiele der ältern Periode bezeichnet, ward, wie dort auf den kleinen Brettern, die die Welt bedeuten, im Jahre 1848 der Tag, der eine moderne blutige Tragödie in der Seine-Hauptstadt hervorrief. — Der Juli-Thron sank in Trümmer, und wie einst der kaiserliche Heros dem Schicksal und der Treulosigkeit der eignen Nation erlag, so stürzte auch der Bürgerkönig, erhoben von dem leichtsinnigen unhaltbaren Geiste der Volksgunst, die, ihn erst vergötternd, das Friedenspfand Europa's genannt, umgeben von einer blühenden Dynastie. —

Da erbebte leise der Dom der Invaliden in seinen Grundfesten, und der Geist des Märtyrers von St. Helena schwebte unsichtbar über der schönen frivolen, und doch so geliebten Stadt, sah den Fall des königl. Stammes, des Zweiten, der nach ihm diesen leicht gebauten Thron bestiegen — und erhob die Rechte zu

den Sternen, der einzigen Heimath, die ihm blieb, als die irdische von ihm abgefallen, wie von den beiden Geschlechtern, die ihm gefolgt. — „Vergeltung!“ — die Nemesis schwebt über den Erdball und übt ihr geheiligtes Richteramt, — so tönt es, dem irdischen Ohr unhörbar, in den kreischenden Laut der Sturmglocken — Vergeltung! — in den niederstürzenden Säulen des Königthums, — auf den hochanstrebenden Barrikaden, die sich pfeilgeschwind erhoben, in den Schlachtruf der Heerschaaren, die von Cavaignac geführt, dem rasenden Haufen entgegen sprengten, der um Brod, und Gerechtigkeit schreiend, sich mit halbnackten kaum mit Lumpen bedeckten Körpern dem Militär entgegen warf — der blutige Kampf beginnt, kurz aber gräßlich — die Legimitität siegt, aber nicht für das Haus Orleans — in einem unscheinbaren Wagen flieht der greise Louis Philipp, die edle deutsche Helena mit den königlichen Kindern wie einst Maria Antoinette mit den ihrigen, Maria Louise mit dem Könige von Rom. — Und der Geist über dem Invalidendom, erhaben über das irdische Elend, die irdische Schmach und den blutigen Kampf um ein Spielzeug — denn was ist dem Auge des Verklärten ein Thron anders? — verhüllte das Antlitz und seufzte auch leise und schmerzvoll: — Vergeltung! — Da zuckte ein Blitz zündend durch das graue Gewölk, und theilte die düstern Schatten — die Zukunft lag hell vor dem Auge des Geistes — aus dem versunkenen Juli-Thron erhob sich der kaiserliche Adler, auf seinen Schwingen den frisch grünenden Lorbeer — und das Chaos des Schlachtgewühls unten wandelte sich in eine leuchtende Ruhmeshalle, wo die alten Helden der Vergangenheit auf ihren Schwertern lehnten, und die einstigen Trophäen flammten, — neben dem Adler stand friedfertig der Leopard, das dreifache Wappen des Inselreiches wehete vereint mit der kaiserlichen Trikolore, über dem Portal las man neben Memphis und Wagram — Alma — Sepastopol — und Napoleon der Dritte stand als Wächter vor dem Heiligthum. —

Da durchschauerte ein seliges Entzücken den verklärten Geist und „Vergeltung!“ hauchend schwebte er in seine unnahbaren Höhen zurück —

— — — — — — — — — — — — — — —

Der Donner der Kanonen von den Tuilerien fand an der Elbe und Donau, am Belt wie an der Spree bald das Echo. Auch in Preußen, dem leicht- und frohsinnigen B. regte sichs längst, und Bernhard von Notting, den wir bereits von jenem Schwindel erfaßt sahen, warf sich, als die Bewegung mehr und mehr um sich griff, mit wilder Begeisterung in die Wogen des Volkstumults. Jedes Band, was ihn an das Bestehende, an seine staatsbürgerliche Stellung knüpfte, zerreißend, schloß er eine innige Verbrüderung mit den Koryphäen jener Zeit. Bernhards Mitwirkung bei den heimlichen Versammlungen seiner noch bestehenden Partei, seine revolutionären Lieder und Aufrufe, die bei seiner Stellung im Hause und Bureau des Ministers doppelt das Gepräge des Hochverraths annahmen, konnten nicht verborgen bleiben, er ward denunzirt, verhaftet, und einstweilen nach der Festung * * * gebracht, das gerichtliche Verfahren aber sofort gegen ihn eingeleitet. —

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Liebe.

(Fortsetzung.)

„Es ist ein Waldlied aus Amaranth“, unterbrach der Lehrer mein Schweigen, „es hat Emelinen immer so gut gefallen, weßhalb ich dasselbe in ihr Stammbuch schreiben mußte. Die schönste Zeit unserer Liebe blühte damals, als ich diese Worte schrieb. Heute gegen Abend schickte es mir der Posthalter in einem Briefe, als Andenken von Emeline, die es vor ihrem Tode, an eine vertraute Person im Kloster zur Besorgung übergab. Emeline ist gestern Abend gestorben, vielleicht war es ihr Geist, der mich gestern im Garten beunruhigte.“

Wir gingen zusammen nach dem Posthause, wo uns neue Trauer empfing; die Mutter Emelinens war untröstlich, und auch der alte Posthalter ganz niedergebeugt. Jetzt trat erst die Schändlichkeit des Expeditors in ihrer ganzen Größe an's Tageslicht. Zwei Menschenleben hatte er durch sein Intriguenspiel unglücklich gemacht, und dem frühen Tode zugeführt. Es kam jetzt klar zu Tage, daß derselbe zwar meinen ersten Brief, in welchem ich die Verwundung des Lehrers gemeldet, abgeliefert, jedoch einen zweiten Brief mit der Todesnachricht fingirte, und alle späteren Briefe, die von dem Lehrer anlangten, auffing.

Derselbe hat jedoch seinen Lohn auch erhalten, da er wegen Unterschlagung zu mehrjähriger Arbeitshausstrafe verurtheilt ward.

Im Posthaus war es, seit dem Tode Emelinens, öde und traurig geworden, die Mutter folgte dem Kinde bald nach, und als der Herbst wieder die Blätter der Bäume gelb färbte, war auch der alte Posthalter heimgegangen zu seinen Lieben.

Nur der Lehrer schleppte noch seinen siechen Körper herum. So jung er noch war, ihn fesselte keine Liebe und keine Freude mehr. Seine dienstliche Beschäftigung war ihm Alles geworden, er bewies, trotz seiner Krankheit einen Eifer in der Erfüllung seiner Berufspflichten, der allgemeines Staunen erregte. Oftmals rieth ich ihm, sich zu schonen und

um Aushülfe besonders im Kirchendienste nachzusuchen, allein lieber wollte er seinen letzten Athemzug dem allgemeinen Wohle opfern, als sich unthätig von seiner Berufsbeschäftigung zurückziehen. Ich wußte es, wie schwer ihm jede Anstrengung fiel, und dennoch leugnete er dieses. Sein jüngerer Bruder, den ich nach meiner Verheirathung zu mir nahm, sagte mir später, daß er oftmals aus der Schule oder von der Kirche heimkam und, ganz ermattet, ohne einen Bissen zu essen, auf das Bett niedersank.

Jeden Samstag Abend, wo der Geistliche gewöhnlich eine Andacht hielt, spielte er auf der Orgel das Lied:

„Meerstern! ich Dich grüße, O Maria hilf!
Gottes-Mutter süße! O Maria hilf!
Maria! hilf uns All',
In diesem Jammerthal."

Er fühlte wohl selbst, daß eine Auflösung das einzige Befreiungsmittel seiner Leiden seyn würde.

Endlich, als seine Kräfte ihm vollständig versagten, suchte er um Aushülfe nach, die ihm jedoch leider zu spät auch gewährt wurde. Ich sah es ihm oftmals an, daß er wohl mit mir in Gottes freie Natur gegangen wäre, in den schönen Sommertagen die stärkende Luft auf unsern Bergen einzuathmen, allein seine kranke Konstitution versagte ihm jetzt auch dieses Vergnügen.

Endlich gegen den Spätsommer vorigen Jahres legte sich seine Mutter, die in letzter Zeit auch viel gekämpft und viel gelitten.

Bei uns in Tyrol herrscht in den einzelnen Dörfern kein besonderer Reichthum, Ackerbau wird nur sehr wenig betrieben und der Hauptreichthum einzelner begüterter beruht auf dem Viehstande. Die Eltern des Lehrers besaßen kein bedeutendes Vermögen, und hatte Letzterer den ihn treffenden Antheil zu seiner Ausbildung großentheils verwendet. Die Erträge des Schuldienstes waren nur gering, und so bot nun das Leben meines Freundes das Bild so vieler Lehrer, die Zeit und Kräfte ihrem Berufe opfern, und zu Hause mit Elend und Noth zu kämpfen haben.

Mein Freund mußte oftmals mit seiner Mutter und seinem Bruder kummervolle Stunden vollbringen, die er jedoch in seinem Innern verschloß, und standhaft ertrug.

Die Mutter lag 4 Wochen auf dem Krankenbette, dann wurde auch sie zur Erde bestattet. Mein Freund begleitete die Leiche nicht, allein sicherlich war sein Schmerz größer, als der aller Leidtragenden. Als man den Sarg aus dem Hause trug, weinte er bitter.

Es ist gewiß ein trauriges, vielleicht auch ein tröstendes Gefühl, die Gewißheit zu besitzen, daß man dem geliebten Gegenstande folgen wird. Die Thränen eines Kranken bewegen noch viel mehr, weßhalb es auch in meinem Innern wühlte und tobte und ich nur, um dem Kranken nicht noch mehr Stoff zur Traurigkeit zu bieten, meinen Schmerz unterdrückte.

(Schluß folgt.)

Ein Tag bei Nena Sahib.

In dem Household Words schildert ein Engländer, wie er von dem berüchtigten Khanpur-Helden vor Jahren bewirthet wurde. Der Maharadschah saß auf einem türkischen Teppich, halb angelehnt an ein gewaltiges Polster. Vor ihm lagen seine Hukah (Pfeife), ein Säbel und mehrere Blumensträuße. Se. Hoheit stand auf, kam mir entgegen, nahm mich bei der Hand, und bat mich, auf einem Stroharmstuhl, der eigens für mich herbeigeschafft worden war, Platz zu nehmen. Der Radschah befiehlt eine Hukah für mich, und wenigstens ein Dutzend Stimmen wiederholten den Befehl. Während ich einige Züge thue, fangen die Musahibs oder Günstlinge des Radschah an, mir in hörbaren Flüstertönen zu schmeicheln. „Wie gut er raucht!" „Was für eine schöne Stirn er hat." „Und seine Augen, wie sie funkeln!" „Kein Wunder, daß er so gescheidt ist!" „Er wird einst Generalgouverneur werden." Dann ruft der Maharadschah: „Munschi!" mit sehr lauter Stimme. Der Munschi, der dicht bei der Hand ist: „Maharadschah, Beschützer der Armen!" — Radschah: „Bring die Petition, die ich dem Generalgouverneur vorgelegt habe."

Der Munschi zieht die Petition hervor, und auf die Bitte des Hausherrn liest, oder eigentlich singt, er sie laut ab. Mit Vergnügen hört der Radschah die Erzählung der ihm widerfahrenen Unbilden an, und ich stelle mich ganz erstaunt, wie so viel Ungerechtigkeit nur möglich seyn kann. Während meiner Streifzüge in Indien war ich bei einem Schock Radschahs, großen wie kleinen, zu Gaste, und nie kannte ich einer, der nicht seine Beschwerde hatte. Entweder hatte ihm die Regierung Unrecht gethan, oder irgend ein Richter hatte gegen ihn entschieden. Bei der Regierung war es reine Unterdrückungslust, beim Richter Bestechung. Mit großer Mühe hielt ich mir die Augen offen, während die Petition — ein sehr langes Ding — laut vorgelesen wurde. Bald nachher bat ich um Erlaubniß, mich zurückzuziehen, und wurde in mein Schlafgemach geleitet. . . . Der Maharadschah lud mich ein, mit ihm nach Khampur zu fahren. Der Wagen war von englischer Arbeit — ein hübscher Landau — und die Pferde waren englische Pferde

— aber das Geschirr und Riemzeug! In Indien fabrizirt, von gemeinstem Zeug und abgenützt; für einen der Zügel mußte ein Strick herhalten. Der Kutscher war unsauber gekleidet, und seine alte zerbrochene Peitsche hat vermuthlich einmal ein Europäer weggeworfen. Auf dem Bock, zu beiden Seiten des Kutschers, saßen zwei kriegerische Trabanten mit Säbel und Dolch bewaffnet; zwei ditto auf dem äußern Rücksitz. Unterwegs schwatzte der Radschah in einem fort, und unter Anderm erzählte er mir Folgendes — zur Erwiderung auf das Lob, das ich seiner Equipage zollte: „Ich hatte noch unlängst Pferde und Wagen von größerem Werth. Hatten mich 25,000 Rupien gekostet; aber den Wagen mußte ich verbrennen und die Pferde erschlagen.“ — „Warum das?“ — „Das Kind eines gewissen Sahib in Khanpur war sehr krank, und die Eltern brachten es zur Luftveränderung nach Bithur. Ich schickte ihnen meinen Wagen zu. Auf der Fahrt starb das Kind, und natürlich, da ein Leichnam in der Kutsche gewesen war, und die Pferde den Leichnam mitgezogen hatten, konnte ich sie nicht mehr gebrauchen.“ Der Leser muß wissen, daß jeder Eingeborner von Stand es für eine Schmach hält, etwas von seinem Eigenthum zu verkaufen. „Aber konnten Sie die Pferde nicht irgendeinem Freund — einem Christen oder Muselman — schenken?“ „Nein; hätte ich das gethan, so wäre es dem Sahib zu Ohren gekommen, und der Gedanke, mir einen solchen Verlust verursacht zu haben, hätte ihm weh gethan.“ Und das war der Maharadschah, gewöhnlich Nena Sahib genannt. Er schien weder ein großer Geist, noch ein Dummkopf zu seyn. Selbsüchtig war er, aber welcher Eingeborner ist es nicht? In religiösen Dingen schien er nichts weniger als bigott zu seyn; und obgleich er sich gezwungen sehen mochte, Wagen und Pferde zu vernichten, bin ich doch vollkommen überzeugt, daß er Kognac trank und im „Tschillum“ seiner Hukbh Hanf geraucht hat.

Mannigfaltigkeiten.

Ueber den Felsensturz, der in der Nacht vom 3. zum 4 Nov. auf der Straße bei Varenna am Comersee erfolgte, bringt die Gazz. di Milano folgende Einzelnheiten: „Von den Dolomitfelsen, durch welche die Militärstraße gesprengt ist, löste sich zwischen der zweiten und dritten Galerie ein Stück ab und stürzte in den See. Das Geräusch und die Erschütterung waren so groß, daß die Bewohner in der Umgegend glaubten, es habe ein Erdbeben stattgefunden. Die Luft war ruhig und still; der See aber tobte und schäumte an jener Stelle; mehrere Barken wurden theils zerschmettert, theils von ihren Ketten losgerissen theils endlich in die Höhe geschleudert und an den Ufern, ja sogar an den auf denselben gebauten Häusern zerschellt. Bei Malpensata überschwemmten die Wellen die am Ufer befindliche Brüstung, bombardirten das Wirthshaus mit Steinen, drangen waldstromartig in den durch die Felsen gesprengten Tunnel ein und füllten ihn mit Steinen und den Mauerfragmenten der eingerissenen Brüstung. In Mennaggio, das 5 Miglien von dem Orte des Sturzes entfernt ist, lagen viele Barken am Ufer, die zur Befahrung eines Marktes bestimmt waren. Der Wellenschwall warf sie unter einander, stürzte mehrere um und zerschmetterte einige; obwohl viele Menschen in den Barken schliefen, kam doch nur eine Frau um, deren Leichnam noch nicht aufgefunden ist. In Tremezzina war das Wirthshaus von Ueberschwemmung bedroht. Die Wassererschütterung wurde bis zum Vorgebirge Lavedo verspürt, und selbst in Salo und noch andern ferneren Punkten stießen die Barken an einander.

Der Luxus in Paris macht so ungeheure Fortschritte, und zertrümmert das häusliche Glück und den individuellen Wohlstand in so hohem Grade, daß man ernstlich daran denkt, ihm Zügel anzulegen. In Compiegne, wo der Kaiser gegenwärtig schöne Jagden hält und während er eine große Zahl hoher Gäste um sich sieht, wird jetzt die Einfachheit offiziell ermuthigt und belobt; im vorigen Jahre nöthigte eine Einladung nach Compiegne auf 8 Tage zur Anschaffung von mindestens 16 Kleidern; in diesem Jahr aber erlaubt man den Roben, sich zweimal in derselben Woche zu zeigen. Daher reduzirt sich die Zahl der Kleider auf vier.

Von dem Betrieb des Telegraphen-Bureau's zu Berlin kann man sich einen Begriff machen, wenn man hört, daß monatlich durchschnittlich dreißigtausend telegraphische Depeschen dort eintreffen, beziehungsweise übertragen werden, ja, es ist schon vorgekommen, daß an einem Tage mehr als 2000 Depeschen anlangten.

London hat jetzt im Lyzeum-Theater eine englische Oper, unter Direktion eines Herrn Harrison und einer Miß Pyne, wo die bedeutendsten italienischen, französischen und deutschen Opern mit englischem Texte gesungen werden und außerordentliches Glück machen. Die Hugenotten und die Kron-Diamanten sind bis dahin die Lieblings-Opern.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck u. Verlag der Wailand'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 280 Dienstag, 24. November 1857.

Ein Familienleben.

(Fortsetzung.)

Der Baron Notting saß in seinem Kabinette, unter Briefen und Rechnungen vergraben, die tief gefurchte Stirne, von spärlichen schon ergrauendem Haar kaum bedeckt; die magere Hand stützte das sorgenschwere Haupt und nahm dann einen schon mehrmal gelesenen Brief. Zum Drittenmal hatte er diesen Brief gelesen — nun legte er ihn mit einem leisen kurzen Seufzer still hinweg und ergriff ein Portefeuille. Er breitete eine Menge gewichtiger Papiere vor sich aus, und suchte, verglich, rechnete und legte eine bedeutende Anzahl zusammen — da öffnete sich die Thüre, und seine Frau trat herein — sie setzte sich ihm gegenüber.

Nun was hast Du beschlossen, fragte Frau von Notting mit dem kurzen rauhen Tone, der, dem Gatten vis-à-vis, ihr zur Gewohnheit geworden. Was ich muß, erwiderte er, Bernhard ist unser Sohn — er ist, obgleich durch eigne Schuld, unglücklich, ich kann ihn nicht ganz untergehen lassen — er hat meinen Zorn in meinem ersten Briefe erfahren — seine unsinnige Handlungsweise ihn ins Verderben geführt — der Tollkopf mag büßen — auf der Festung * * * berg, wohin er gebracht ist, wird ihm der Wahnsinn seinem Freiheitsschwindel Luft zu machen wohl vergehen — aber dann muß ich —

Aber Du weißt, daß er sich auch für die bedeutende Summe von 4000 Thalern zu dem verrückten Unternehmen des * * * verbürgt hat, — dem wir kompromittirt werden, wenn Du diese nicht deckst — daß er ferner 3000 Thaler dem —

Sophie, ich bitte Dich um Gotteswillen, verschone mich mit der Aufzählung aller Thorheiten und des strafbaren Leichtsinns dieses Ungerathenen — ich weiß Alles — ich werde zahlen — aber er muß, wenn die 8 Monate seiner Strafzeit vorüber sind, fort aus dem Lande, wo möglich weit — nach einem andern Welttheile, und das kostet Geld — zudem muß ich gehörigen Orts meine Bitten um möglichste Schonung noch mit gewichtigen Gründen unterstützen — und das kann enorm kosten — das Schwert der Ge.echtigkeit schwebt noch schwankend über dem Kopfe des Unsinnigen — mein ehrlicher Name der eines Hochverräthers — es ist schrecklich!

Ja es rächt sich furchtbar, daß ich, aus altadelichem Geschlechte, einem Bürgerlichen die Hand gereicht, fuhr Frau von Notting auf —

Mein unbescholtener Name hatte nah und fern einen guten Klang und gilt mir mehr als Dein Adel, fuhr Herr von Notting auf.

Deine abscheuliche Ansichten kenne ich hinreichend, um sie keiner weitern Antwort zu würdigen, entgegnete die Gattin geringschätzig, hier ist nur die Rede davon, daß eine solche Aufführung wie die Deines lieben Sohnes eigentlich gar keine Schonung verdient — ich verwünsche diesen Sohn, der von Jugend auf das Vorrecht des Adels so wenig erkannt, die Stellung, die ihm sein Stand angewiesen, so wenig gewürdigt — daß er in sinnloser Schwindelei sich der Schaar jener Freiheitsschwärmer zugesellt, die mit ihrer Feder die Welt umzudrehen, die Gleichheit der Stände zu proklamiren sich berufen fühlten; — hat der Bube nicht schon im zwölften Jahre Gedichte gemacht, welche den Umsturz der Mornarchien zum Stoff hatten? aber das wurde bewundert, für genial erklärt — und so ist es fortgegangen bis er immer dreister werdend auf der Universität es so arg trieb, daß er relegirt ward, Du mußtest seine bedeutenden Schulden bezahlen und froh seyn, daß die sauberen Streiche nicht völlig zur Oeffentlichkeit kamen.

Ich weiß ja Alles — aber laß ruhen, was vorüber ist. —

O ja, ich weiß auch, fuhr sie unermüdet fort — immer blieb er Dein liebes Söhnchen, Dein Vorzug — wir mußten Gott danken, als das Examen überstanden war, und er durch die Bemühungen meiner Familie, die sich des bürgerlichen Buben eigentlich zu schämen hatte — die vorzügliche Stellung beim Minister erlangte — ich war froh, ihn nur endlich in anständigen standesgemäßen Verhältnissen zu wissen — da faßt der Satan ihn

aufs Neue — er läßt sich in heimliche Verbindungen ein, will die Welt verbessern helfen, hält sich offenkundig zu den Demokraten, ist der ersten einer bei den Barrikaden —

Frau, ich ertrage es nicht länger, ich will nichts mehr hören —

O ja, Du mußt mich einmal hören, es erträgt sich viel; — Deine beiden lieben Söhne sind vortrefflich gerathen, das muß man sagen, auch der Paul, in Beiden nicht ein Fünkchen nobeln Sinnes — ächt bürgerliche misère, Paul, nun ja, er verhielt sich bis jetzt ruhig, aber ohne Aufschwung, ohne Streben, er sollte Militär werden, Gott bewahre, er war frech genug, mir ins Gesicht zu sagen, das müssige Garnisonleben adlicher Faullenzer ekle ihn an, und in Zeiten der Noth solle sein Arm dem Vaterlande dennoch nicht fehlen, obgleich kein blankes Spielzeug darauf schon lange vorher den künftigen Helden proklamirt habe — der Hohn war empörend, endlich studirte er die Rechte; — da sitzt er nun auf einer kleinen Stelle, ein erbärmlicher Assessor — ich habe nicht die Freude, einen meiner Söhne als Rangoffizier oder Diplomaten zu sehen — der eine miserabler Advokat, der andere ein Landstreicher dereinst, wenn er nicht noch in der Festung oder Stafanstalt endet; haben diese beiden Buben je den geringsten Werth auf den Vorzug des Adels gelegt? Kaum mit Gewalt waren sie dahin zu bringen, das Von ihrem Namen vorzusetzen — kein Tropfen aristokratischen Blutes in ihren Adern, kein edler Stolz in ihren starren Köpfen — aber alles das kommt davon, wenn man sich nicht ebenbürtig vermählt. —

Sophie, höre auf, zum Letztenmal, murmelte Notting dumpf.

Sie bemerkte jetzt erst das leichenblasse Angesicht des schwer geprüften Mannes, und daß es an der Zeit seyn möchte, einzulenken. Unter diesen Umständen, begann sie nach einer kleinen Weile, kann ich mir denken, daß Du eines nahmhaften Kapitals bedarfst, es ist in der That schrecklich zu allen diesen Widerwärtigkeiten auch noch einen präsumtiven Schwiegersohn zu zählen, der blutarm ist, und die Einrichtung seines einstigen Hausstandes allein von Dir erwartet.

Das weiß Gott! fuhr Herr von Notting heraus, die Geschichte ist auch ganz geeignet, mir graues Haar und schlaflose Nächte zu machen.

Ja, es war eine starke Uebereilung Deiner Vaterzärtlichkeit, spöttelte seine Frau, denn ein so schönes Mädchen als Margaritha konnte ein andere Partie machen — eine Partie, wo Stand und Reichthum sich verbanden, ihr einen angemessenen Platz in der Welt zu verschaffen, wo sie vielleicht durch des Gatten Ansehen und weitverzweigte Konnexionen sogar für den irregeleiteten Bruder vortheilhaft wirken konnte. —

Was willst — was meinst Du damit?

Daß der Freiher Derschau, der gleich bei seiner Ankunft von Margaritha bezaubert war, sie leidenschaftlich liebt, kein Opfer scheuen würde, ihren Besitz zu erringen, uns jetzt der willkommenste, und in jeder Hinsicht ein anderer Eidam seyn würde, als jener erbärmliche Sekondelieutenant, jener Störefried aller meiner Pläne. —

Frau, ich bitte Dich, mäßige Dich, sagte Herr von Notting mißbilligend, als die Gattin sich in heftiger Aufregung auf das Sopha warf — wir können es nun einmal nicht ändern, können uns vor der Welt, die Margaritha's Verlobung und meine freiwillige Einwilligung kennt, kompromittiren.

Nicht kompromittiren? — Also lieber prostituiren, wenn Deine Finanzen es nicht gestatten, die furchtbaren Summen, welche Bernhards Tollheit kostet, zu decken, die Einrichtung des bettelhaften Schwiegersohns zu machen — sollen wir nachher darben? — hat Deine älteste Tochter nicht dieselben Rechte an Dein Vermögen — soll Paul leer ausgehen?

Der bedrängte Mann überschaute einige Minuten den trüben Himmel seiner Zukunft, die ewige Störung seines dürftigen häuslichen Friedens, und ein schwerer Seufzer rang sich aus seiner Brust. Laß mich nur erst überlegen, und die Sache mit Anstand einleiten, sagte er düster, Deine Heftigkeit würde Alles verderben und Margaritha's Herz brechen — aber sie wird vernünftig seyn, laß mich mit ihr reden.

Ich werde erst mit ihr reden, sagte die Mutter entschieden, dann magst Du es.

Nur nichts übereilt, mir ahnet Unheil.

Das schuf uns bereits Deine väterliche Schwachheit, versetzte die Gattin im herbsten Tone, sey froh, wenn ich redressire, was Du in lächerlicher Nachgiebigkeit verdorben.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Liebe.

(Schluß.)

Mehrere Tage nach dem Begräbniß der Mutter, als er das Herannahen seines Endes gewiß empfand, sagte er in vertrautem Tone zu mir:

„Gestern sind die Hirten mit ihren Heerden von den Alpen heimgekehrt in's Thal, denn in den Bergen ist schon der Winter eingezogen, mit Wehmuth wird er wohl von seinen blumigen Weiden geschieden seyn, und sich erinnert haben an manche froh verlebte Stunde. So ist auch das Menschenleben.

Ist der Sommer vorbei und kommt der Herbst des Lebens, der bei manchen Menschen, wie bei mir, durch Krankheit sehr früh eintreten kann, dann muß er scheiden vom Leben, und wie der Senne hofft auf einen kommenden Frühling, so hofft der scheidende Mensch auf ein besseres Leben. Ich habe in meinem Leben nur wenige wirklich glückliche Stunden erlebt, allein ein Jenseits wird mich wieder hinführen zu meinen Lieben, die vielleicht voll Freude auch meiner warten.

Der Mensch muß eben die verschiedenen Läuterungsstadien durchmachen, um zu seiner Bestimmung zu gelangen. Ohne Kampf wandelt er stets nur auf schlüpfrigen dunklen Wegen, die zum Verderben führen — und ist man am Ende des Lebens angelangt, so bleibt beim Schwinden aller Truggebilde doch immer nur die nackte Wahrheit, daß das höhere, geistige Leben den Gradmesser für jede Beurtheilung abgibt. Darum, mein Freund, wird unsere geistige Verwandtschaft auch nach meinem Tode fortbestehen, und stehst Du einst an meinem Grabe, dann glaube fest, daß mein geistiges Leben Dir noch Antwort gibt."

Am Schlusse dieser Antwort drückte er mir krampfhaft die Hand. — Da ich seinen baldigen Tod voraussah, besuchte ich ihn jetzt alle Tage.

Eines Abends, als ein rauher Herbstwind über die Berge strich, eilte ich noch einmal zu ihm; ich war noch ungefähr eine Viertelstunde vom Dorfe entfernt, da tönten die Glocken so traurig zu mir herüber, daß es mir ganz heiß durch die Brust zog.

Als ich in's Dorf kam, fragte ich nach der Ursache der Glockentöne.

„Unser guter Lehrer ist gestorben hieß es.

In wenigen Schritten war ich im Schulhaus. Hier lag er stumm, entseelt, aber noch so freundlich lächelnd, wie er im Leben alle Stürme mit Geduld ertragen.

Ich kniete mich vor den Verstorbenen nieder und weinte heiße Thränen.

„Bist auch Du fort, armer Freund, gute liebe Seele", rief ich vor der Menge Ortsbewohnern, die alle im Sterbehause versammelt waren und ihre Theilnahme in unverhohlener Weise bezeugten.

Sein Leichenzug war der trefflichste Beweis der allgemein genossenen Achtung und Freundschaft. Alle Standesgenossen der Umgegend nahmen Antheil, selbst das Offizierkorps seines Bataillons, das in Innsbruck garnisonirt, hatte eine Deputation gesendet.

Verwandte hatte er wenige, jedoch desto mehr Freunde.

Dieses ist das kurze Leben des Verstorbenen, der in jenem Grabe ruht." — Die Zeit war schon merklich vorgeschritten, weßhalb wir an der Seite des Arztes nach Sch.... zurückkehrten. Am folgenden Morgen nahmen wir von demselben herzlichen Abschied, über Vorarlberg und den Bodensee die Rückreise antretend.

So lange uns die blauduftigen Berge entgegenwinkten, dachte ich an Emeline und den Lehrer.

In Lindau, an den zauberischen Ufern des deutschen Sees feierte gerade die Liedertafel ihr Stiftungsfest; ich hörte auch unter den Liedern folgenden Text: „Die Welt ist so schön!"

Die Welt ist allerdings schön, dachte ich, allein ich dachte auch wieder an A. W. Schlegel, welcher singt:

„Ach dürften wir mit Thränen nicht,
Die Wirklichkeit umweben,
Wie arm an Farbe Glanz und Licht
Wär doch ein Erdenleben!"

Der Dampfer „Leviathan."

Das auf den Werften von Blackwall bei London gebaute eiserne Dampfschiff: „Great Eastern" hat seiner riesigen Verhältnisse wegen bei der Schiffstaufe den Namen „Leviathan" erhalten, — ein Triumph des menschlichen Geistes in der Schiffsbaukunst, die in diesem fabelhaften Riesenbaue das scheinbar Unmögliche zur Wahrheit machte. Englische National-Eitelkeit war die Veranlassung, einen solchen, alle bisherigen Größen-Verhältnisse überbietenden Bau zu unternehmen, indem England sehen mußte, wie die Vereinigten Staaten im Baue ihrer Dampfer, ihrer Fregatten und Klipper seinen Schiffsbauern den Rang abgewonnen. Die Scharte mußte ausgewetzt werden; mit Freuden nahm daher die Great Eastern Steam Navigation Company den Vorschlag der Ingenieure Brunel und Scott Russel an, ein so riesenhaftes Schiff zu bauen, wie die Welt noch keines gesehen. Es ist jetzt in dem Leviathan vollendet. Zehn Tage lang waren 2000 Arbeiter Tag und Nacht beschäftigt, die Vorbereitungen zu machen, um das eiserne Schiff, das 191 Fuß länger ist, als der Kölner Dom, und 13,000 Tonnen schwer ist, vom Stapel zu lassen. Trotz aller Maschinen, hydraulischer Pressen, den genauesten Berechnungen mißlang die Operation, wie wir in Nro. 270 d. Bl. meldeten, und man hat dieselbe einstweilen bis zum Dezember verschoben. Viele, viele Tausende aus allen Ständen, den höchsten und den geringsten, deren Nationalstolz in dem Gelingen des Riesenwerkes geschmeichelt, wurden durch einen unvorhergesehenen Zufall um dieses imposante Schauspiel gebracht, das halb London an dem großen Tage in Bewegung gesetzt hatte. Würde eine detaillirte Beschreibung des Monster-Schiffes, wie es die Engländer selbst nennen, ohne Illustration

schwerlich ganz klar verständlich seyn, so wird eine korrekte Angabe der Maße seiner Haupttheile aber zweifelsohne unseren Lesern nicht unwillkommen seyn. Die Länge des Schiffes zwischen den Endbalken beträgt 680 Fuß, die Länge des ganzen Oberdeckes 691 Fuß, die Breite des Rumpfes 83 Fuß, die Höhe vom Boden bis zum Deck, soweit das Eisen reicht, 58 Fuß, der Durchmesser der Schaufelräder 56 Fuß, der Durchmesser der Schraube 24 Fuß, das Gewicht der Schraube 40 Tonnen, die Höhe der Hauptsäle 13 Fuß: das Eisen des Rumpfes wiegt 7000 Tonnen, das ganze Schiff mit Maschinen, Kohlen, Fracht und voller Ausrüstung 26.000 Tonnen. Tiefgang bei diesem Gewichte 30 Fuß 6 Zoll, jeder Cylinder der Schaufelräder, vier an der Zahl, wiegt 30 Tonnen, Durchmesser derselben 74 Zoll, Länge des Kohlenhubs 14 Fuß. Die Schaufel-Maschine hat 1200 Pferdekraft, jeder Cylinder der Schraube, vier an der Zahl, wiegt 20 Tonnen, Durchmesser derselben 84 Zoll, Länge des Kohlenhubs 4 Fuß, die Schrauben-Maschine hat 1600 Pferdekraft, die Achse der Schaufelräder wiegt 80 Tonnen, die Achse der Schraube wiegt 150 Tonnen. Die Schaufel-Maschine hat vier Kessel, jedes Paar derselben mit den Röhren wiegt 87 Tonnen, die Schraube hat sechs Kessel, jedes Paar mit den Röhren wiegt 96 Tonnen, die Eisenplatten am Seitenbeschlag sind 1½ Zoll dick, die Eisenplatten der äußeren Bekleidung ½ Zoll. Bolzen wurden zum ganzen Bau des Schiffes ungefähr verwandt 3,000.000. Das Schiff hat sechs Masten, von denen drei ganz vollständig getakelt sind. Die Leinwand aller Segel nimmt 6200 Geviert-Yards ein.

Das Schiff führt zwei Schrauben-Dampfboote, an den Seiten der Räderkasten hängend, als Jollen, die 100 Fuß lang sind, 120 Tonnen tragen und 40 Pferdekraft haben.

Außerdem hat das Schiff noch 20 vollständig ausgerüstete große Segelboote auf dem Deck. Neben seinen Maschinenkammern, Kohlenräumen für die ganze Fahrt (ein großer Vortheil), Matrosen-Cojen, Kapelle, Reunionssälen, Speisesälen, Baderäumen, Gas-Fabriken, verschiedenen vollständigen Restaurants mit ihren Küchen und Vorrathskammern, bietet das Schiff 4500 Passagieren Raum genug mit allen auf der See nur wünschbaren Bequemlichkeiten. Wäre er jetzt völlig ausgerüstet, so könnte es mit einer Reise 10,000 Soldaten nach Indien schaffen. Und nach den genauesten Berechnungen und tausend angestellten Versuchen wird dieser fabelhafte Koloß 18 Seemeilen in einer Stunde machen, erreicht also den möglichen Zeitgewinn mit der Gewißheit, eine ungeheure Anzahl Passagiere und Waarenmassen fortzuschaffen. Diese schwimmende Stadt muß nothwendig einen großen Einfluß, der in seinen Folgen nicht vorherzusagen, noch zu berechnen ist, auf den Handels-Verkehr zwischen der alten und neuen Welt ausüben, wenn auch vielleicht die Erwartung der Unternehmer selbst illusorisch sind.

Der Kapitän Harrison, dem die Führung dieser schwimmenden Welt anvertraut ist, hat seine Wachtbank in der Mitte des Schiffes und bedarf des Fernrohrs, um zu sehen, was auf dem Vorder- und Hinterdecke vorgeht. Das gewöhnliche Sprachrohr würde da nicht ausreichen, unmöglich könnte man die Befehle an den äußersten Enden vernehmen. Bei Tage theilt er daher seinen Offizieren die Befehle durch den sogenannten Semaphore oder Küsten-Telegraphen mit, und bei Nacht durch farbige Lampen; außerdem hat er elektrische Telegraphen zur Hand, welche mit den Maschinen-Führern und den Haupttheilen des Schiffes in Verbindung stehen, um mit Blitzesschnelle seine Befehle nach allen Richtnngen hingelangen zu lassen.

Alle Räume des Schiffes sind mit Gas erleuchtet, doch hat es auch einen Apparat zur Erzeugung des elektrischen Lichtes, so daß das ganze Deck in dunkeln Nächten durch einen künstlichen Mondschein völlig erhellt seyn wird.

Die innere Ausstattung soll, was Pracht, Luxus und Comfort angeht, sowohl in den Gesellschafts-, den Speisesälen als in den einzelnen Cajüten, alles überbieten, was man bis jetzt in dieser Beziehung auf der See gesehen hat, und wahrhaft Ueberraschendes haben die amerikanischen Dampfer der verschiedenen transatlantischen Linien hierin aufzuweisen, wovon man sich, ohne es gesehen zu haben, schwerlich einen Begriff macht. Das alles soll durch den Leviathan völlig verdunkelt werden, in welchem überhaupt eine der großartigsten Ideen des neunzehnten Jahrhunderts zur praktischen Wahrheit geworden ist.

Mannigfaltigkeiten.

[Der verhägnißvollste Tag im Leben eines Bauernburschen.] In Felegyhaza wurde kürzlich ein junger Bauernbursche standrechtlich zum Tode verurtheilt und gehenkt. Er hatte einen Wagen mit Kukurutz stehlen wollen, war aber dabei überrascht worden; dann wollte er ein Paar Ochsen forttreiben, auch hieran wurde er in gleicher Weise verhindert; endlich will er ein Rachefeuer anzünden, wird aber in flagranti erwischt und als Mordbrenner dem Gericht überliefert — und das alles an ein und demselben Tage.

Redakteur: Gustav Mellert.
Druck und Verlag der Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 281 Mittwoch, 25. November 1857.

Ein Familienleben.

(Fortsetzung.)

Margarita saß bleich und verweinten Auges in der Laube des Hausgartens. Seit vierzehn Tagen hatte sie Eduard nicht gesehen, der, in Dienstgeschäften nach einer andern Stadt kommandirt, ihr nur hatte ein flüchtiges Lebewohl sagen können. Und — war es Täuschung oder nicht — er hatte ihr so kühl, so zerstreut geschienen, beim Abschied flüsterte er ihr das Versprechen zu, von der ersten Station zu schreiben — und zwölf Tage verflossen — kein Brief, kein Wort von ihm! — Sie drehte den goldnen Verlobungsring an dem niedlichen Finger, küßte den Namen des Geliebten und Thräne auf Thräne perlte darauf nieder — dann zog sie einen Brief aus der Tasche, las — und las wieder — eine dunkle Gluth überflog die bleiche Wange.

Nein, nein, es ist nicht möglich, kann nicht möglich seyn, sprach sie leise zitternd vor sich hin — es ist eine ungeheure Schändlichkeit — ich kann es nicht glauben — er ist ja so offen, so treu, so gut — und doch — sie las zum hundertsten Male den Brief; eine unbekannte Hand schrieb!

Gnädiges Fräulein!

„Ihr Verlobter, Graf Sellberg betrügt Sie — glauben Sie der warnenden Stimme eines Mannes, der des Grafen Verhältnisse seit dessen früher Jugend kennt. — Er stand seit vielen Jahren mit der Pflegetochter seiner Großmutter, der Amtmännin H., in einem strafbaren Liebesbündniß — auch jetzt noch besteht dieses; — die alte Gräfin kennt diese Gemeinheit, doch duldet ihr Stolz keine Heirath mit der Pächterswittwe. — Die ganze Familie ist arm, entblößt vom Nothwendigsten. Der Graf spielt — nicht in der Residenz, wo Sie, wo das Auge der Vorgesetzten und der Welt bald diese unsinnige Leidenschaft entdecken würde, aber in kleinern Städten und dem nahgelegenen Bade * *, wohin er oft unter allerlei Vorwänden, besonders, den seine Großmutter zu besuchen, Urlaub nimmt. Dort sucht er am grünen Tische seinen gesunkenen Vermögensumständen nachzuhelfen. Er ist im ganzen Sinne des Worts moralisch verdorben; — er drängte sich an Sie, weil Sie reich sind; erst näherte er sich Ihrer Schwester in derselben Absicht — er reussirte hier nicht, wendete sich nun an Sie und betrog Ihr junges Herz mit dem Zauber einer Leidenschaft, die er nie gefühlt. Sie sind zu unerfahren, die schlaue Heuchelei eines gewandten und listigen Roué mit der täuschenden Maske der Wahrheit — zu durschauen, und werden zu spät bereuen. Ihr Vater kann mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln den Abgrund von Armuth und Schulden nicht ausfüllen, die Habsucht jener Familie, die durch diese Verbindung unersättlich in ihren Ansprüchen wird, nicht befriedigen. — Sie werden, ich wiederhole es — zu spät bereuen, wenn Sie nicht dem Rathe folgen, den ein wahrer Freund hier gibt: — ziehen Sie sich zurück, weil es noch Zeit ist. — Jetzt befindet sich der Graf wieder bei der Pflegeschwester, deren Vortrefflichkeit er gewiß Ihnen schon mit beredter Zunge geschildert — schwerlich gedenkt er Ihrer dort und entschädigt sich für den Zwang, den ihm die Rücksicht für seine reiche Braut auferlegt. — Die Zukunft möge entscheiden, ob der Ihnen unbekannte Warner Wahrheit sprach und ihn rechtfertigen."

Margaritha las diesen schrecklichen Brief wieder und immer wieder, er drückte einen Dolch in ihr junges Herz, an dem es zu verbluten meinte. — „Ach Eduard, Eduard! seufzte sie — ich will Dir ja doch vertrauen, will glauben, daß man Dir Unrecht thut, Dich verläumdet, aber warum schreibst Du mir nicht, warum läßt Du Deine arme Margaritha ohne Nachricht, warum schiedest Du so kalt — aber ach, es war ja in Gegenwart der Mutter und Schwester — o Gott, mußte denn ein seltsamer Unstern seit drei Wochen jedes ungestörte Wort zwischen uns vereiteln — wir waren ja nie allein —" ihre Thränen strömten unaufhaltsam.

Da raschelte es in den Zweigen, und die Mutter trat hervor; — Margaritha konnte ihr nichts verbergen, das schuldlose Kind sank an der Mutter Brust und sprach ihr das Weh ihres gebrochenen

Herzens aus — es war ja die Mutter, der sie sich vertrauen konnte —!

Frau von Notting drückte sie an sich, schluchzend vollendete Margaritha das trostlose Geständniß und gab ihr den anonymen Brief — an der Mutter Herz geschmiegt, sah sie nicht das triumphirende Lächeln der bösen Frau — aber es verschwand und sie richtete die Betrübte auf.

Beruhige Dich, mein liebes Kind, sagte Frau von Notting freundlich, der Tochter gesunkenes Köpfchen aufrichtend, es ist vielleicht recht gut, daß Alles so gekommen ist — ich selbst habe schon aus glaubwürdigen Quellen manches Nachtheilige über den Charakter des Grafen und das zweideutige Verhältniß zu jener Frau gehört, aber aus Schonung Dir verschwiegen — der unbekannte Warner muß doch genau unterrichtet seyn. — Du meinst, es sey Verleumdung —? welchen Grund könnte der Schreiber dieses Briefes wohl haben, Dich zu beunruhigen und Deiner Verbindung in den Weg zu treten? — Ach, diese Verbindung, mein Kind, macht Deines armen Vaters Haar früh ergrauen und raubt seinen Nächten den Schlaf; — Du weißt nicht Alles, was Deine Brüder betrifft.

Und nun erzählte die arglistige Mutter dem still weinenden Kinde die Sachlage, — übertrieb, schmückte aus, ließ weg, was ihrem Plane entgegen, bis Margaritha, heftig aufgeregt, endlich aufsprang und mit gerungenen Händen rief — o Gott, nein, nein! das darf nicht geschehen, der Vater muß Bernhard retten, Paul unterstützen, bis er selbstständig ist — wenn Eduard sich rechtfertigen kann, so bedürfen wir nichts als unsere Liebe, um glücklich zu seyn.

Das verstehst Du nicht, Margaritha! sagte anscheinend bekümmert die Mutter, wir würden unser geliebtes Kind als Frau nicht eine kümmerliche Existenz beginnen lassen, für die wir sie wahrlich nicht erzogen, und Dein Vater das Letzte geben, sich vom Nothwendigsten entblößen, Dich anständig zu setzen, da der Graf ganz arm ist — Du würdest außerdem bei seinem moralischen Unwerthe doppelt unglücklich werden und wir mit Dir — das darf nicht seyn.

Was soll, was kann ich aber thun, rief das geängstigte Mädchen.

Höre mich ruhig an, liebes Kind, bat die Mutter, das trockne Auge mit dem Battisttuche wischend, sieh, ich muß weinen, wenn ich Deinen Schmerz um einen so unwürdigen Gegenstand sehe, und Alles könnte doch so ganz anders seyn, wenn Du nur wolltest.

Ach Mutter, ich will ja Alles, Alles — sprich.

Nun höre mich ruhig an, Margaritha — Du bist jung, schön, anziehend, ich kann Dir das wohl einmal sagen, Du bist ja mein Kind — der Freiherr von Deischau betet Dich an — erschrick doch nicht gleich — er ist unermeßlich reich, angesehen bei Hofe und überall — er hat sich erklärt, um Deinen Besitz würde er kein Opfer scheuen — allgemein geachtet, von allen Mädchen als die bedeutendste Partie der Residenz anerkannt — nur ein Wort von Dir und Du rettest Vater, Bruder und — Dich selbst vor einer sicher furchtbaren Zukunft an der Seite eines Erbärmlichen, der nichts ist, nichts besitzt, als den Ruf eines unmoralischen zweideutigen Menschen — der drei Wochen abwesend seyn konnte, ohne Dir, der Braut, ein Zeichen der Liebe und Erinnerung zu senden.

(Fortsetzung folgt.)

Napoleon in Potsdam.

Historische Skizze von L. Mühlbach.

Das Unerhörte, nie Geahnte war geschehen! Der Sohn des korsischen Advokaten, der General der Revolution, Napoleon der Kaiser der Franzosen, er war jetzt der Besieger von Preußen, er hatte Preußens Armee geschlagen, die Königsfamilie zur Flucht getrieben und zog jetzt als stolzer triumphirender Sieger in ihre Residenzen ein!

Am Nachmittag des einundzwanzigsten Oktobers war er in Potsdam angelangt; das königliche Schloß hatte ihm seine Pforten aufthun, ein königlicher Diener hatte ihn ehrfurchtsvoll wie seinen Souverän empfangen müssen!

Als er die breite mit Teppichen belegte Treppe des königlichen Schlosses von Potsdam hinaufschritt, wandte er sich zu Duroc, seinem Großmarschall, um und winkte ihn neben sich.

Sehen Sie, Großmarschall, sagte er mit so lauter Stimme, daß sie hallend in dem Königsschloß wiedertönte, sehen Sie, wie seltsam der Zufall spielt. Wenn ich mich recht besinne, ist gerade heute vor einem Jahre der schöne Kaiser Alexander von Rußland auch hier in Potsdam angelangt und hat der Königin seinen Besuch gemacht. Fragen Sie doch den Haushofmeister, der uns da unten an der Treppe empfing, ob es nicht so ist.

Duroc eilte von dannen und kehrte bald mit der Antwort zurück, Se. Majestät habe sich nicht geirrt, es sey allerdings heute gerade vor einem Jahre der Kaiser von Rußland nach Potsdam gekommen.

Der Schimmer eines Lächelns flog über Napoleons Antlitz hin. Ich will in denselben Zimmern wohnen, welche damals Alexander bewohnt hat, sagte er, vorwärts schreitend.

Duroc eilte wieder zurück, um dem Haushofmeister die nöthigen Befehle zu ertheilen; Napoleon

ging mit dröhnendem, soldatischen Schritt den Korridor hinunter, gefolgt von seinen Marschällen und Generälen, und trat jetzt in den großen Saal ein, von dessen Wänden die Portraits der preußischen Herrscherfamilie mit ernsten Blicken zu ihm niederschauten.

In der Mitte dieses Saals blieb der Kaiser stehen und ließ einen langen düstern Blick an all' diesen Gemälden vorüberschweifen.

Sie haben sich Alle groß gedünkt, sagte er mit grollender Stimme, sie sind stolz gewesen auf ihre hohe Geburt und ihre Königskronen, und der Tod hat sie doch Alle in den Staub getreten. Jetzt will ich die Arbeit des Todes übernehmen, ich will dieses Preußen, welches es gewagt hat, sich wider mich aufzulehnen, in den Staub treten und vernichten; wer weiß, ob der Ahnensaal der Könige von Preußen nicht mit Friedrich Wilhelm dem Dritten abschließen wird. Nichts ist dauernd und ewig auf Erden, und in unsern Tagen fallen die Dynastieen von den Thronen, wie die überreifen Aepfel von den Bäumen. Auf den Schlachtfeldern von Jena und Auerstädt ist die Krone Preußens niedergefallen!

Aber Napoleons Stirn, welche vorher von stolzen Gedanken geleuchtet hatte, war jetzt wieder düster beschattet, und seine Augen blickten trübe und finster. Die Hände auf den Rücken haltend, durchschritt er den Saal und trat an das große Mittelfenster, von welchem man eine weite und schöne Aussicht über den Schloßplatz mit seinen Bäumen und Statuen und weiterhin über die Havel mit ihren hügelichen Ufern genoß. Napoleon ließ seine düsteren Blicke langsam über die Gegend hinschweifen, dann wandte er das Haupt zurück und schaute wieder zu den Bildern hin, aber nur einen kurzen Moment, gleichsam nur, als wolle er ihnen noch einmal drohen, sie noch einmal den Zornesblick dessen fühlen lassen, der gekommen, ihren Stamm zu entthronen und sich ihre Krone anzueignen.

Jetzt ruhte sein Auge auf dem schönen, liebreizenden Frauenbild da drüben, dessen große blaue Augen ihn anzublicken, dessen purpurrothe Lippen mit ihrem reizenden Lächeln ihn zu begrüßen schienen. Ganz unwillkürlich, wie von dem Zauber dieser holden Schönheit angezogen, näherte sich Napoleon diesem Bilde und betrachtete es lange und mit bewundernden Blicken.

Wahrhaftig, sagte er lebhaft, das ist ein reizendes Wesen. Diese Frau muß wunderschön und dabei voll Adel und Anmuth gewesen seyn.

Sire, sagte Duroc, welcher ihm gefolgt war und seine Worte gehört hatte, Sire, sie ist noch wunderschön und wirklich, wie Ew. Majestät sagen, voll Adel und Anmuth. Dieß ist das Portrait der Königin Louise von Preußen.

Eine düstere Wolke flog über das Antlitz Napoleons, und einen Moment traf ein zorniger Blitz seines Auges das Antlitz Duroc's.

Man weiß ja, Sie sind von jeher vernarrt in die Königin von Preußen gewesen, sagte Napoleon, und wenn man Sie hört, sollte man meinen, keine Frau in der Welt sey so schön wie sie.

Er wandte dem Portrait den Rücken und ging zu dem nächsten Bilde hin. Und dieß hier ist dann ohne Zweifel das Portrait Friedrich Wilhelm des Dritten? fragte Napoleon.

Ja, Sire, es ist das Porträt des regierenden Königs.

Des regierenden Königs, wiederholte der Kaiser, und ein höhnisches Lächeln glitt über sein ehernes Antlitz hin, als er sich dem Bilde wieder zuwandte. Er hat ein sehr gutmüthiges Gesicht, sagte er, das lebensgroße Portrait betrachtend, und wenn ich mir jetzt dieses weiche scheue Angesicht betrachte, begreife ich es, daß er sich lenken läßt von Rathgebern, und anderem Willen als dem seinen folgt. Aber er ist größer, als ich ihn mir gedacht habe, der kleine König von Preußen.

Sire, er ist ungefähr so groß wie der Großherzog von Berg, sagte Duroc.

Wie Murat? fragte Napoleon. Der ist mir niemals so groß erschienen. Ist Murat nicht von meiner Figur?

Nein Sire, er ist größer wie Sie!

Sie wollen sagen, er ist länger wie ich, sagte Napoleon achselzuckend. Die Größe beruht nicht in der Länge. Friedrich der Zweite war viel kleiner als Friedrich Wilhelm der Dritte, und doch war er der größte Herrscher Preußens. Wir wollen ihm nachher unsern Besuch in Sanssouci machen! Bis dahin Adieu, meine Herren. Kommen Sie, Duroc, sehen Sie mich in Kaiser Alexanders Zimmer!

Er grüßte die Marschälle mit einem raschen Kopfnicken und folgte Duroc in die lange Reihe der Säle und glänzenden Gemächer, welche erst im vergangenen Jahr zum Empfang Kaiser Alexanders neu dekorirt und mit königlicher Pracht ausgestattet waren.

Sie wohnen sehr gut, diese Herren Könige und Fürsten von Gottes Gnaden, sagte Napoleon halblaut vor sich hin, sie verstehen es besser, sich ihre Königsschlösser einzurichten und aufzubauen, als sie sich zu erhalten und vor der Baufälligkeit zu bewahren. Nun, ich bin ein guter Baumeister, und ich bin gekommen, das preußische Königsschloß neu zu bauen und gut zu restauriren. Glaubst Du, daß diese Undankbaren es mir danken werden, Duroc?

Sie werden sehen, daß der Löwe seinen Antheil haben muß, sagte Duroc, und sie werden ohne Zweifel dankbar seyn, wenn für sie noch etwas

übrig bleibt! Sire, hier sind wir in dem Schlafzimmer des Kaisers, und der Haushofmeister sagte mir, daß Alles noch in demselben so eingerichtet sey, wie in den Tagen, da der russische Kaiser hier war. Niemand hat seitdem wieder in dem Bett dort geschlafen.

Ich werde darin schlafen, sagte Napoleon rasch, und ich denke, ich werde in dem preußischen Königsschloß und in dem Bett des russischen Kaisers ebenso bequem schlafen, als ich es in den Tuilerien und in dem Bett Ludwigs des Sechzehnten gethan.

(Schluß folgt.)

Ein Traum.

Das war ein Traum in stiller Nacht,
Der hat so lieblich mich umfacht;
Ich sah mir nah'n in hellem Schein
Mein heißbeweintes Mütterlein.

Sie stand vor mir so himmlisch mild,
Fürwahr ein ächtes Engelsbild;
Ich seh' sie jetzt noch vor mir steh'n,
Das Traumbild will mir nicht verweh'n.

Und froh zu ihr mein Auge blickt,
Sie schaut mich an und traulich nickt,
„O Mütterlein", ruf' ich ihr zu,
„Seit Du verblichst, flieht mich die Ruh!" —

„O weine nicht," sie lieblich spricht,
„Geliebter Sohn, o weine nicht;
Im Schoos der Erde ruht sich's gut,
Und nirgendwo man besser ruht.

Vorbei ist aller Erdenschmerz,
Im Grabe ruht mein Mutterherz,
Mein Herz, das litt so vieles Leid;
Mich nahm jetzt auf die Ewigkeit.

Steh' fest im grausen Sturm der Zeit,
Mein Sohn, verscheuch' die Düsterheit;
Und wenn ein Flüstern Dich umkreist,
So denk', mein Sohn, es ist mein Geist." —

So sprach zu mir mein Mütterlein,
Die zu mir kam in hellem Schein;
Doch als ich fragt': „Wie ist es dort
Im Geisterreich?" — sprach sie kein Wort.

Und schweigend streckt sie aus die Hand,
Und nickt mir Dreimal und verschwand. —
Vom Traum erwacht, war ich allein,
Und weinte um mein Mütterlein.

Julius Nuttor.

Mannigfaltigkeiten.

Am vergangenen Freitage setzte sich in Bremen ein betrunkener Eisenbahnarbeiter in den eben zur Abfahrt fertig gepackten Wagen für steuerbare Sachen, der hierauf, ohne daß die Beamten den Passagier wider Willen gesehen hatten, plombirt und verschlossen wurde. Der Wagen machte eine längere Tour und war zum Schlusse nach Berlin bestimmt. Zufällig wurde der Zug in Braunschweig anders rangirt, und der nüchtern gewordene Arbeiter nahm die Gelegenheit wahr und machte einen so starken Lärm, daß man den Wagen öffnete und nicht wenig erstaunt war, den Insassen darin zu finden; derselbe war zwei Tage in dem Waggon eingesperrt gewesen, hatte Spuren seines Daseyns darin gelassen und aus Hunger ein Packet Thee aufgerissen; wegen mangelnder Legitimationspapiere wurde derselbe zu einer dreitägigen Gefängnißstrafe verurtheilt mit der Bestimmung, der demnächstigen Transportation durch Zwangepaß nach Bremen.

[Ein zahmer Schmetterling.] Eine Dame in England, die in der Genesung begriffen, war, rettete einen Schmetterling im Herbst sorgsam vor dem Erfrieren, pflegte und fütterte ihn, und das Thierchen, das sonst als das Sinnbild der flatterhaften Untreue betrachtet wird, gewann eine förmliche Anhänglichkeit an sie. Wenn sie ihre Finger an das Fenster hielt, flog oder kroch er hinauf und blieb oft stundenlang an ihrem Halse oder auf ihrer Hand sitzen. Er speiste und trank aus ihrer Hand einen Tropfen Honig und einen Tropfen Wasser alle zwei oder drei Tage. Im April jedoch verloren seine bunten Schwingen die Farbe und wurden durchsichtig; die Sonne des Frühlings lockte ihn nicht mehr aus dem Glase; er saß ruhig darin, bis er eines Morgens todt war.

Dieser Tage wurde das bei Oberammergau von einem Jäger in einer Höhle aufgefundene Scelet eines Bären, in dessen Rückgrath sich ein Pfeil befand, nach München gebracht. Es scheint hier eine Reliquie aus unserer teutonischen Vorzeit vorzuliegen, indem das verwundete Thier sich vor seinem Verfolger in diese Höhle flüchtete und daselbst verendete.

Redakteur: Gustav Reffert.
Druck u. Verlag der Wailand'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 282 Donnerstag, 26. November 1857.

Ein Familienleben.

(Fortsetzung.)

Ach Mutter, fuhr Margaritha fort, wer weiß denn, ob Eduard so schuldig ist, wie es scheint, ich vermag an seinen Unwerth noch nicht unbedingt zu glauben, und der Freiherr ist mir schrecklich zuwider — ich könnte ihn nie lieben.

Kind, das findet sich als Gattin, wenn Du seinen Werth erst erkannt, wenn die Zartheit seiner Liebe, das Gewicht seiner Stellung zur Welt, die durch seinen Reichthum fast eine fürstliche ist, Dir einleuchtet, wenn Du siehst, wie glücklich Deine Eltern durch diese Deiner würdige Wahl sind, wenn der Neid Deiner Freundinnen Dir zeigt, daß keine ihn verschmäht hätte, wenn Du, von Brillanten strahlend, in der neuen prachtvollen Equipage zur Cour fährst und Deiner Eltern Segen Dich begleitet, gilt Dir das nichts, Margaritha? Verdient die Neigung zu einem mittellosen zweideutigen Menschen wohl Beachtung, wenn solche Gründe jedem zartfühlenden Mädchen, jeder guten Tochter überwiegend erscheinen müssen? — ich verkenne Dich in der That!

Margaritha kämpfte einen schrecklichen Kampf — Mutter, liebe Mutter, zürne mir nicht — ich will überlegen — und wenn es möglich ist.

So bist Du vernünftig und mein gutes Kind, der Freiherr hat um Erlaubniß gebeten, seinen Besuch zu machen, er wird gegen zwei Uhr erscheinen, trockne Deine Augen und ziehe Dich an, ich wünsche eine einfache aber gewählte Toilette sey freundlich gegen ihn, das Uebrige wird sich finden.

Aber liebe Mutter, — ach Gott erbarme sich! ich kann den Mann nicht ansehen, nicht mit ihm reden.

Sie rang die schönen Hände.

Vorläufig ist das auch nicht nöthig, lächelte die Mutter — er sieht Dich, er redet zu Dir, vielleicht nur wenig und von gleichgültigen Dingen, wie es von einem solchen gewandten Manne und Kavalier zu erwarten ist — genug, Du wirst Dich nicht kindisch benehmen und die Sache sich von selbst machen — sey doch klug, Mädchen, Du bist ja deßhalb noch zu nichts verpflichtet.

Sie küßte die Tochter auf die reine bleiche Stirn, und ging langsam den Akaziengang des Gartens hinab.

O Himmel, laß mich sterben, wenn Eduard treulos ist, seufzte Margaritha, und sank verhüllten Gesichts auf die Rasenbank.

Da blickten, von ihr ungesehen, Adelheids marmorkalte Züge durch das Dunkel der Laube — sie hatte die Unterhaltung belauscht und schaute jetzt mit verschränkten Armen still befriedigt auf die Weinende. — „Es ist gelungen, ich werde gerächt!" flüsterte sie in sich hinein, und schritt auf einem Nebenwege der Mutter nach.

Sellberg kehrte von einem mehrstündigen Dienstgeschäfte in sein Quartier zurück — er trat in das niedrige Stübchen, welches ihm der Bursche, beim Putzen der Uniformstücke beschäftigt, mit militärischer Ehrerbietung öffnete.

Nichts vorgefallen, Martin?

Nichts, Herr Lieutenant!

Wieder kein Brief da?

Doch, Herr Lieutenant — hier!

Gib — endlich! — Er riß freudebebend dem Soldaten das Schreiben aus der Hand — ein Blick darauf und die Röthe der freudigen Erwartung schwand aus dem Antlitz des Getäuschten — wieder nicht von ihr, flüsterte er in sich hinein — vier Wochen Trennung — fünfmal schrieb ich — keine Antwort — kein Lebens- noch Liebeszeichen — was ist nur der Grund? — und ich kann nicht hin, mich nicht an Ort und Stelle selbst zu überzeugen, ob die unbestimmte Folter, die meine Seele quält, irgend eine schreckliche Gewißheit in sich birgt. —

Während dieses kurzen eiligen Selbstgesprächs fiel sein Blick auf die Kehrseite des noch uneröffneten Briefes, den er in der Hand hielt, er erkannte das Rotting'sche Wappen, und riß jetzt im überwallenden Schreck den Brief auf; und las:

Herr Graf!

Umstände ändern oft Alles, ich sagte Ihnen die Hand meiner Tochter zu, allein es traten Verhältnisse ein, die es mir unmöglich machen, mein Wort zu halten. Ich gebe Ihnen das Ihrige hiedurch zurück, aber zugleich die Versicherung, daß ich Sie für einen Ehrenmann halte und kleinliche Zwischenträgereien bei mir Ihren Zweck verfehlt haben würden, darum beruhige Sie die Versicherung meiner Achtung, wenn wir uns hinfort auch nicht näher stehen. — Zu weiterer Erklärung glaube ich nach der eben abgegebenen nicht verpflichtet zu seyn. Meine Tochter ist von der Nothwendigkeit dieses Schrittes eben so überzeugt als ich, und sie ist ein zu gutes Kind, um nicht ihre Pflichten als solches im ganzen Umfange zu erfüllen, und gibt Ihnen als Verlobte des Freiherrn Derschau Wort und Ring zurück. — Jede weitere Einmischung Ihrer Seits würde so peinlich als fruchtlos seyn, denn die Verlobung ist bereits bekannt gemacht. Genehmigen Sie u. s. w.

Notting.

Margaritha's augenscheinliche unsichere Schrift auf der andern Seite, die den kleinen goldenen Verlobungsring begleitete, enthielt nur die wenigen Worte:

„Ich gebe den Umständen nach, und Ihnen Ring und Schwur zurück — mögen Sie glücklich werden!

Margaritha."

Wie vom Blitz getroffen, hielt der Graf den unsel'gen Brief in der Hand, es flirrte ihm vor den Augen — er sprang auf. — Schrecklich — Entsetzlich! — unerhörter Betrug, schrie er und warf den Brief zur Erde — das ist nicht möglich, kann nicht seyn — Margaritha kann mich nicht betrügen, kann nicht treulos seyn, oder das ganze Leben, aller Glaube, alle Hoffnung auf Menschenwerth, auf Dieß- und Jenseits trügen, wenn dieser Engel, dieses treue Auge lügen konnte — ich habe wohl falsch gelesen. — Er raffte den Brief wieder auf und las — es blieben dieselben Worte, dieselbe kalte ruhige Meldung, die ihren Stachel tief in das Herz des Betrogenen bohrte; — nun legte er den Brief still weg, und verbarg das erbleichte Gesicht in der Hand; — als er nach einer Weile aufstand und sein Blick zufällig den kleinen Spiegel streifte, erschrack er vor seinen entstellten Zügen, denn es schlug vier Uhr, wo der Chef ihn zu sich beschieden. — Er rief Martin herein, der befremdet das veränderte aschenbleiche Antlitz seines Herrn bemerkte, allein, an strenge Subordination gewöhnt, keine Theilnahme zu äußern wagte. Schweigend leistete er seinem Herrn die nöthigen Dienste, und als dieser stumm Zimmer und Haus verließ, blickte der treue Mensch ihm kopfschüttelnd nach und überdachte, was denn nur der arme Herr so Schlimmes möge erfahren, und ob der Brief wohl gar das Fräulein Braut krank gemeldet haben.

(Fortsetzung folgt.)

Napoleon in Potsdam.

(Fortsetzung.)

Er warf seinen kleinen dreieckigen Hut mit einer verächtlichen Bewegung auf das von einem sammtenen, goldgestickten Baldachin überragte Bett und ging dann, die Arme auf dem Rücken gefaltet, langsam auf und ab.

Duroc wagte es nicht, das Schweigen zu unterbrechen, und wandte sich den Bildern und Kupferstichen zu, welche an den Wänden hingen.

Lange ging der Kaiser ernst und gedankenvoll auf und ab, und immer düsterer ward seine Miene, immer fester preßte er seine Lippen auf einander.

Auf einmal blieb er vor Duroc stehen, und jetzt, da sie allein waren, sprach er nicht mehr zu ihm mit der Stimme und dem Ton eines Kaisers, sondern mit der Zutraulichkeit und Einfachheit eines Freundes.

Die Legitimität ist doch eine fürchterliche Macht, Duroc, sagte Napoleon hastig. Sie ist ein Schwert, das ich mit allen meinen Kanonen und Adlern nicht bezwingen kann. Sie wissen das wohl und trotzen darauf. Meinen siegreichen Adlern stellen sie ihre Ahnenbilder gegenüber, und wenn ich Kraft meines Rechtes als Sieger und Herr in ihre Schlösser einziehe und Besitz davon ergreife, so finde ich da die stolze Gesellschaft ihrer Ahnenbilder, die höhnend auf mich niederzusehen und mir zu sagen scheinen: Du bist doch nur der Eindringling und der Parvenu, wir sind und bleiben hier die Herren und Besitzer! Wir sind hier die legitimen Fürsten, und Du bist nur der Usurpator. Ich bin dieser Usurpatorrolle satt und überdrüssig. Ich werde alle Throne umstürzen, alle legitimen Herrscher verjagen, und es soll kein anderer Thron mehr seyn als der meine! Dann werde ich wenigstens der erste legitime Herrscher der neuen Weltordnung seyn, oder Vater einer neuen Dynastie!

Und in irgend einer Ecke Ihres Weltenreiches werden dann die verjagten Herren Könige und Fürsten sitzen, sagte Duroc lachend, und sie werden den Greisen das Lied von der Legitimität singen, und die Leute werden es anhören wie das Märchen ihrer Kinderjahre, an das sie nicht mehr glauben.

Sie sollen aber an die Legitimität glauben, an meine Legitimität, rief Napoleon lebhaft. Ich will

einer neuen legitimen Dynastie Begründer seyn, der Ahnherr des Napoleonischen Herrscherstammes.

Aber plötzlich umdüsterte sich sein Auge, und die Wolke senkte sich wieder auf seine Stirn. Aber freilich, murmelte er leise, um eine Dynastie zu begründen, fehlt mir der Sohn, und um ein Ahnherr zu werden, muß ich Kinder haben, legitime Kinder! Ach, warum kann mir Josephine keinen Sohn geben! Es wird nicht meine Schuld seyn, wenn die Verhältnisse mich zwingen, mich von ihr zu trennen. Denn ich will nicht, wie Alexander von Macedonien, nur für meine Feldherren gearbeitet und gesiegt haben, ich will einen Erben meines Reiches haben!

Sire, Sie haben ihn ja schon in dem Sohn der Kaiserin, in dem edlen König Eugene.

Nein, rief der Kaiser düster, der Sohn des Vicomte von Beauharnais ist kein legitimer Erbe meines Thrones, mein Blut, und das Blut meiner Väter fließt nicht in seinen Adern! O, warum mußte der kleine Napoleon sterben, ihn hatte ich zu meinem Erben erwählt, und er durfte mein Nachfolger seyn, denn er war Blut von meinem Blut und ein Reis von meinem Stamme. Arme Josephine, hätten ihre Thränen und ihre Gebete dem kleinen Napoleon das Leben erhalten können, so würde ich nie daran gedacht haben, eine andere Gemahlin zu suchen.

Wie, rief Duroc entsetzt, Ew. Majestät denken daran, die Kaiserin zu verstoßen?

Ich werde sie nie aus meinem Herzen verstoßen, sagte Napoleon seufzend, ich werde sie ewig lieben, denn sie verdient es. Sie ist edel und hochherzig, gut und anmuthig, ich habe nie eine andere Frau geliebt, wie ich sie liebe, und ich werde keine so lieben! Urtheile also, was es meinem eigenen Herzen kosten wird, wenn ich mich von ihr trennen muß!

Wenn Sie es thun, Sire, sagte Duroc mit vor Rührung zitternder Stimme, wenn Sie die Kaiserin verstoßen, so sprechen Sie damit ihr Todesurtheil. Josephine wird die Trennung von Ihnen nicht überleben!

Sie wird sie überleben müssen, so gut wie ich, rief Napoleon ungestüm. Ich werde nicht weniger leiden, oder vielleicht werde ich mehr leiden, als sie, denn sie hat mich nie so geliebt, wie ich sie liebe. Ihre Thränen werden mehr der verlornen Kaiserherrlichkeit, als dem Gemahl gelten; ich aber werde das geliebte Weib betrauern!

Nein, Sire, sagte Duroc fast unwillig, jetzt sind Sie ungerecht, die Kaiserin liebt Sie und Sie allein. Sie hat die Krone, welche Sie auf ihr Haupt gesetzt, nur widerstrebend und mit Thränen angenommen, und sie wird nicht weinen, wenn sie diese verliert. Ihre Thränen werden nur dem Gemahl gelten, den sie anbetet, nicht die Krone, die ihr Haupt nicht blos schmückt, sondern auch bedrückt!

O, welch einen warmen Fürsprecher die Kaiserin an Dir hat! rief Napoleon lächelnd. Glaubst Du wirklich, daß die Kaiserin mich so uneigennützig und nur um meiner selbst willen liebt?

Sire, ich bin davon überzeugt, und Ew. Majestät sind es ebenso gut wie ich. Die Kaiserin liebt ihren Bonaparte in Ihnen, nicht den Kaiser Napoleon. Die Kaiserin liebt Sie besser, als jede andere Frau Sie lieben könnte. Sire, vergönnnen Sie einem langjährigen bewährten Freund und Diener, daß er Sie warnen darf. Sire, stoßen Sie die Kaiserin Josephine nicht von Ihrem Herzen, denn sie ist Ihr guter Engel, sie beschützt Ihr Glück!

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Vor längerer Zeit wurde der „Tir. Schützenz.“ zufolge in Schärding ein Schwindler verhaftet, welcher voriges Jahr mit gefälschten und erschlichenen Dokumenten versehen, als angeblicher Trappist in Tyrol herumreiste und Beiträge sammelte zum Wiederaufbau des Trappistenklosters Oelenburg im Elsaß, welches nach seiner Behauptung von den Protestanten angezündet worden und dessen Abt außer Stand gesetzt sey, dasselbe wieder aufzubauen. Er hatte sich von der Schweiz aus nach Karlsruhe begeben und erwirkte sich bei dem französischen Gesandten einen Paß, in welchen Louis B. unter dem falschen Namen Gregor Mallet erscheint. Mit diesem Passe, und einem selbst verfertigten Sendschreiben des Abtes von Oelenburg, Dom Ephraim, ausgerüstet, kam er, nachdem er sich zuvor in St. Gallen ein Priesterkleid anfertigen ließ, nach Feldkirch, von wo aus er die Bewilligung zu einer milden Sammlung im Land Tyrol von hoher Stelle zu erwirken wußte. Er kam nun mit allen möglichen Legitimationen versehen nach Innsbruck, wo er über 300 fl. sammelte. Ueberall fand er mehr oder weniger gute Aufnahme, obwohl er einzelnen Personen ziemlich verdächtig vorkam. Doch wußte er sich durch seine vorgezeigten Dokumente und sein gleißnerisches Benehmen überall glücklich durchzuarbeiten. Er vermied es übrigens überall, gottesdienstliche Handlungen zu verrichten und schützte vor, daß die Trappisten einen ganz andern Ritus hätten. Zwei nach Frankreich reisende Geistliche aus Innsbruck besuchten das von dem angeblichen Trappisten bezeichnete Kloster im Elsaß, wobei der ganze Betrug sich herausstellte. Louis B. war eben im Begriffe, seine Sammelreise nach Oesterreich auszu-

dehnen, als ihn der Arm der Gerechtigkeit in Schärding packte. In der am 14. d. M. bei dem k. k. Landgerichte in Innsbruck stattgehabten Schlußverhandlung wurde nun derselbe wegen qualifizirten Betrugs zu sieben Jahren schwerem Kerker und Landesverweisung verurtheilt. Louis B. hat sechs Jahre die lateinischen Schulen besucht, war wirklich einmal im Kloster Oelenburg, wurde aber von dort wegen Berufslosigkeit fortgejagt. Er diente auch in der französischen Armee in Algier und machte sich der Desertion schuldig, was er jedoch in Abrede stellte. In letzter Zeit war er Handlungsreisender.

[Das Todesurtheil gegen Jesus Christus.] In der Kapelle von Caserta befindet sich eine Erzplatte, auf welche in hebräischer Sprache das Todesurtheil unseres Heilandes gravirt ist. An der Seite befinden sich die Worte: »Eine gleiche Platte ist an jeden Stamm gesendet worden.« Bei Gelegenheit von Ausgrabungen im Jahre 1820 in der Stadt Aguila im Königreiche Neapel gefunden, wurde sie später in einer Sakristei der Karthäuser in der Nähe von Neapel aufbewahrt, in einer Büchse von Ebenholz verschlossen. Von da wanderte sie nach der Caserta. Den Karthäusern wurde auf ihre inständigen Bitten, als Anerkennung der Opfer, welche sie dem französischen Heere gebracht hatten (in den napoleonischen Kriegen), das Versprechen gegeben, daß ihnen die Platte nicht weggenommen werden solle. Die französische Uebersetzung ist wortgetreu und von Mitgliedern der Kommission der Künste besorgt; die Aechtheit der Platte wurde von eben diesen Männern nicht in Zweifel gezogen. Deutsch lautet das Urtheil, wie folgt: »Urtheil gesprochen von Pontius Pilatus, Landpfleger in Nieder-Galiläa, dahin lautend, daß Jesus von Nazareth den Kreuzestod erleiden soll. Im siebenzehnten Jahre der Regierung des Kaisers Tiberius und am fünfundzwanzigsten Tage des Monats März in der heiligen Stadt Jerusalem, als Annas und Kaiphas Priester und Opferpriester Gottes waren: Pontius Pilatus, Landpfleger von Nieder-Galiläa, auf dem Präsidialstuhle des Prätors sitzend: Verurtheilt Jesum von Nazareth, an einem Kreuze zwischen zwei Schächern zu sterben, da die großen und notorischen Zeugnisse des Volkes aussagen: 1) Jesus ist ein Verführer; 2) Er ist ein Aufwiegler; 3) Er ist ein Feind des Gesetzes; 4) Er nennt sich fälschlich Gottes Sohn; 5) Er nennt sich fälschlich König von Israel; 6) Er ist in den Tempel getreten, von einer Palmen in den Händen tragenden Menge gefolgt. Befiehlt dem ersten Centurionen, Quirilus Cornelius, ihn zum Richtplatze zu führen. Verbietet allen armen und reichen Personen, den Tod Jesu zu hindern. Die Zeugen, welche den Urtheilsspruch gegen Jesus gezeichnet haben, sind: 1) Daniel Robani, Pharisäer; 2) Johannes Zarobatel; 3) Raphael Robani; 4) Capet, Schriftgelehrter. Jesus wird aus der Stadt Jerusalem durch das Thor Sruenea geführt werden.«

Die Stadt Benares, der heiligste Wallfahrtsort der Hindus und Sitz ihrer berühmtesten Universität mit 300 Lehrern und 5000 Zöglingen, liegt 15 Meilen östlich von Allahabad, links am Ganges, der hier weithin mit Marmortreppen eingefaßt ist, weil alljährlich Hunderttausende von Hindus aus allen Theilen Indiens herbeiströmen, um sich in seinen heiligen Fluthen zu baden. Die Stadt Benares darf als der Zentralpunkt indischer Gelehrsamkeit und Religion betrachtet werden. In welchem Ansehen die Stadt bei den Hindus steht, beweist der Glaube der Letzteren, daß den in Benares Sterbenden die ewige Seligkeit gesichert sey. Die Stadt enthält außer der Hinduuniversität noch viele andere Schulen für die Eingebornen, weßhalb sie denn auch die »Weisheitsstadt« genannt wird. Die Universität zählt unter ihren Professoren die unterrichtetsten und geehrtesten Männer des Landes. Die Sagen der Hindus können die Stadt nicht alt genug machen; sie lassen dieselbe bereits unter dem hier ein Jahrhundert nach der Sündfluth herrschenden Fürsten Bardht blühen. Benares ist übrigens nicht blos als Wallfahrtsort, sondern auch als Handels- und Fabriksstadt berühmt. Man findet daselbst Gold- und Silberstoffe-, Gaze-, Atlas-, Shawls- und Indigo-Fabriken. Der prächtigen Gold- und Silberstoffe bedienen sich die reichen Klassen Hindostans unter dem Namen Kinkob zur Kopfbedeckung. Die Bevölkerung der Stadt, die sich im Jahre 1707, als Aureng-Zeb starb, auf 600,000 Seelen belief, war im Jahre 1775, wo sich die Engländer derselben bemächtigten, auf 400,000 gesunken. Gegenwärtig hat die Stadt circa 200,000 Einwohner, von denen nur 30,000 Moslems sind. Das brittische Gouvernement unterhält hier eines der drei Hauptgestüte, aus denen der Bedarf an Pferden für die Armee bezogen wird. Die beiden anderen befinden sich zu Hissar, 20 Meilen nordwestlich von Delhi, und zu Haupur, 7 Meilen östlich von Delhi. Die meisten Häuser von Benares sind von Backsteinen gebaut und viele derselben fünf bis sechs Stock hoch; sie haben jedoch nur kleine Fenster. Die Dächer sind terrassenförmig, die Straßen, des Schattens wegen, eng und häufig durch heilige Stiere, Affen, Bettler, Kranke, Fakirs u. s. w. im eigentlichen Sinne gesperrt. Auf der entgegengesetzten Seite des Ganges liegt das Fort Kamnaschar.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Wailand'schen Buchdruckerei.

// Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 283 Freitag, 27. November 1857.

Ein Familienleben.

(Fortsetzung.)

Ohnfern des kleinen Häuschens am Markt, wo die alte Gräfin Sellberg wohnte, stand ein größeres zweistöckiges Gebäude, dessen obere Etage seit einigen Tagen von dem neuen Assessor beim Land- und Stadtgericht, Herrn von Notting, bewohnt ward. Die Fenster waren geöffnet, und die freundliche Frau des Eigenthümers hatte dem jungen Miether das Lokal auch möglichst freundlich einzurichten gewußt. An den Fenstern schneeweiße Vorhänge, vor denselben einige blühende Pelargonien und Levkoien — innerhalb des behaglichen Zimmerchens stand Paul, emsig mit dem Auspacken und Ordnen seiner Bücher und Akten beschäftigt.

Paul war nicht schön, aber ein ausdrucksvoller Kopf, dessen schwarze Locken und edle Stirn, so wie der Glanz des großen dunkeln Auges an die schönen Schwestern erinnerte, aber die andern Züge waren weniger regelmäßig, und zeigten nur das Gepräge eines milden Ernstes, einer sichern bewußten Haltung und unerschütterlicher Geradheit. Die schlanke Gestalt des jungen Mannes, seine zwanglosen und doch feinen Bewegungen, welche den höhern Stand bezeugten, machten ihn, verbunden mit dem ernsten, zuweilen sogar etwas strengen Ausdruck, der sein Gesicht überschattete, zu einer nicht blendenden, aber überaus angenehmen Erscheinung.

Endlich doch ein Anfang, murmelte er in sich hinein, zwar kein brillanter, allein binnen Jahr und Tag, höchstens in zwei Jahren, nun ja, dann wird es anders, dann kann ich ihr das bescheidene, aber sorgenfreie Loos bieten, was ihren geringen Ansprüchen genügen und mir durch ihren Besitz den Himmel schaffen wird.

Er zog ein kleines Miniaturbild aus der Brusttasche und betrachtete es lange; — Röschens liebliche Züge schauten ihn an — er drückte es an die Lippen, und lächelte dann still in sich hinein; — komme ich mir doch vor wie ein Romanheld, der sich im Bilde der Geliebten berauscht — ich bin kein Schwärmer, aber das Engelskind liebt mich doch trotz meiner trocknen Prosa, fuhr er im leisen Selbstgespräche fort — ich habe ihr noch kein einziges Mal gesagt, daß ich sie anbete, vor ihr niederknieen oder ihren Namen wie in Schuberts Liede, in alle Rinden schneiden, in alle Kieselsteine graviren möchte — alles Possen, das! aber sie kennt mich und mein treues Herz — ich werde sie, und sie mich glücklich machen — genug für uns beide!

Er kramte weiter in den Briefen und Akten, Letztere sorglich von den Erstern sondernd, die er dann in den Regalen ordnete. — Das sind auch keine erbaulichen Nachrichten vom Hause, sprach er weiter in sich hinein, erst wird Margaritha mit einem jungen Manne verlobt, den ich zwar nur einmal, noch dazu nur flüchtig, gesehen — er gefiel mir — aber — und Adelheid erschöpfte sich ja damals in seinem Lobe — jetzt ist er mit Blitzesschnelle lasterhaft und verächtlich geworden, und wie mir die Mutter schreibt, die Verbindung rückgängig, Margaritha Braut des Freiherrn Derschau und äußerst glücklich; — solch ein Mädchenherz aus der großen Welt ist doch ein Kamäleon, schimmert prismatisch in allen Farben des Regenbogens weiblicher Eitelkeit und Gefallsucht und wechselt die Liebhaber noch öfter als die Toilette. — Röschen ist nicht so — ist ein unverfälschtes reines Naturkind — fuhr er angeregt von der süßen Erinnerung fort, ihre Liebe ist der reine schuldlose Kultus ihres jungen Herzens, und keine eitle Veränderlichkeit bei einem solchen Mädchen denkbar — aber auch Margaritha erschien mir nicht so flatterhaft und frivol, wie die meisten Puppen der Residenz — ich begreife darum diesen schnellen Wechsel nicht — noch dazu war der Graf ein hübscher junger Mann, und der jetzige Bräutigam soll ein hoher Vierziger seyn. —

Er legte sich, die Cigarre zwischen den weißen Zähnen, bequem in das Fenster — dort drüben wohnt die alte Gräfin Sellberg, und Großmutter meines einstigen präsumptiven Schwagers — ich würde unter den gegenwärtigen Umständen die Bekanntschaft nicht aufsuchen, allein sie ist zugleich die

Pflegemutter der Amtmännin H., und Röschens Pathe — also — den ersten Besuch der alten Dame!

Es war Theaterzeit — eine prachtvolle Equipage fuhr vor — der Freiherr Derschau gab der Braut den linken, der künftigen Schwiegermutter den rechten Arm, beide Damen nach der Loge, führend. — Margaritha im reichen geschmackvollen Putz, überaus reizend, blieb stumm bei den feinen Artigkeiten des Verlobten; ihr matter sterbender Blick strafte die rosigen Wangen Lüge — ach, es war ja nur ein erborgtes Roth, was auf der strengen Mutter Befehl über den sichtlichen Verfall der Gesundheit des einst blühenden Mädchens täuschen sollte! — der weiße mager gewordene Arm lag wie leblos in dem des Freiherrn, dessen kleine graue Augen mit verliebtem Behagen auf der zarten Gestalt weilten, während er wiederholt die kleine Hand an seine Lippen drückte.

Die Damen saßen in der Loge; der Freiherr hinter seiner Braut bot vergeblich alle seine Gewandtheit auf, dem stillen in sich versunkenen Mädchen mehr als einsilbige Antworten abzugewinnen. Er wendete sich endlich gelangweilt an Adelheit, und diese, seit einiger Zeit mittheilender, ob auch immer eiskalt und schneidend wie früher, ergriff den Faden der Unterhaltung, wie es schien, heute nicht ungern.

Eines jener leichten witzigen Wortgefechte begann nun, wo ein Einfall, eine pikante oder boshafte Bemerkung die andere jagt, ein Wortspiel das andere verdrängt. Adelheid, Meisterin in dieser Art der Konversation, entfaltete einen so glänzenden Witz, einen solchen ächten esprit, der, einer Congreve'schen Rakete gleich, aufwirbelnd den Hörer mit sich fortreißt — sie wußte die schlagenden Einfälle mit so allerliebster Bosheit zu Tage zu fördern, daß Derschau wirklich erstaunt und bezaubert, sich gestehen mußte, er habe Adelheid von dieser Seite noch nicht gekannt, und es sey beklagenswerth, daß die schöne Braut ihr hierin so unähnlich, auch schwerlich je die Kunst, sich in der guten Gesellschaft geltend zu machen oder gar zu glänzen, lernen werde. Dann war es auch Margaritha's abstoßende Kälte, die den nicht mehr jungen, aber um so verliebteren Bräutigam oft im höchsten Grade empörte. Mit unbesiegbarer Scheu wich sie seinen Annäherungen aus, duldete nur gezwungen und mit sichtbarem Beben, wenn er ihre Hand küßte, und als er einst, sie allein findend, vertraulich den Arm um ihre schlanke Taille schlang, und seine Lippen den ihren zu nähern wagte, entriß sie sich ihm mit solchen Zeichen des unverhehlten Abscheues, daß er verletzt, beleidigt zurücktrat — und doch zog anderer Seits gerade diese Kälte den blasirten Weltmann um so mehr an.

(Fortsetzung folgt.)

Napoleon in Potsdam.

(Fortsetzung.)

Der Kaiser antwortete nicht sogleich, sondern blickte ernst und düster vor sich hin. Es ist wahr, sagte er nach einer langen Pause, Josephine hat mir Glück gebracht, bis dahin war Alles düster um mich her, sie ging wie die Sonne neben mir auf, und sie stieg mit mir empor.

Sire, und Alles wird wieder dunkel werden, wenn Sie Ihre Sonne untergehen lassen, rief Duroc.

Oh, bah, dieß Alles sind Phantastereien, sagte Napoleon nach kurzem Schweigen. Ich bin der Baumeister meines Glückes. Josephine hat mir nicht bauen helfen, sie hat meinen Bau nur geschmückt mit ihrem Lächeln und ihrer Grazie. Ich werde thun, was das Schicksal und meine Völker von mir erwarten dürfen, aber ich sage nicht, daß es gleich geschehen muß. Noch habe ich Zeit zu warten, denn noch stehe ich nicht auf der Höhe, welche ich erstrebe. Meine Pläne sind noch nicht erfüllt und vollendet. Gebe nur Gott, daß ich nicht so jung sterbe, wie mein Vater. Ich bedarf noch zehn Jahre, um das auszuführen, was ich thun will. Ein Herrscher darf seine Wünsche nie beengen, und die meinen sind ohne Gränzen. Wie der Besieger des Darius will ich das Weltall beherrschen, und ich hoffe, daß meine Wünsche sich eines Tages erfüllen. Ja, ich bin überzeugt, daß ich und meine Familie in der Zukunft alle Throne beherrschen werden. Dann ist es Zeit, daß ich eine Gemahlin neben mir habe, welche meinem Lande einen Erben, meinem Herzen einen Sohn gibt. Bis dahin, Freund, bewahre mir Deine Verschwiegenheit und verrathe Niemand, was ich Dir gesagt. Die alten Königsbilder mit ihren störrischen Gesichtern haben mein Gemüth affizirt, und ihnen zum Trotz sage ich Dir: ich will eines Tages eine legitime Gemahlin an meiner Seite haben, und eine Tochter der Cäsaren soll sich glücklich schätzen, dem neuen Cäsar einen Erben zu gebären. Jetzt nichts mehr davon! Aber wenn die Zeit gekommen, werde ich Dich an diese Stunde erinnern, und im Namen des Vertrauens, das ich Dir heute beweisen, werde ich Dich alsdann auffordern, meine arme geliebte Josephine vorzubereiten auf den Schlag, der sie und mich bedroht und den ich dann nicht mehr abwen-

den darf! Jetzt genug von allen diesen Dingen! Wir wollen hinaus nach Sanssouci! Komm!

Sire! bevor Ew. Majestät noch dinirt haben?

Ach, Du bist also hungrig? Du möchtest essen?

Sire, ich glaube, daß alle die Herren Ihres Gefolges dieß Verlangen mit mir theilen. Wir haben Alle seit den acht Stunden, daß wir unterwegs sind, nichts genossen.

Seit acht Stunden, und da hungert Euch schon? Wahrhaftig diese deutsche Luft wirkt verderblich auf meine tapferen Marschälle! Gleich den Deutschen wollt Ihr immer essen und den Magen füllen! Nun immer hin, da wir einmal in Deutschland sind, will ich Euch den Willen thun! Wir wollen also erst diniren und dann das Lustschloß Friedrichs des Zweiten besuchen. Haben Sie die Güte, Ihre Befehle zu ertheilen, Herr Großmarschall. Die Pferde sollen bereit stehen, so wie wir dinirt haben, brechen wir auf. Roustan soll kommen!

Jetzt war Napoleon wieder der gebietende Kaiser, und als solcher verabschiedete er den Großmarschall, der mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung das Zimmer verließ.

Roustan, der in dem Vorzimmer des Schlafgemachs schon den Ruf des Kaisers vernommen hatte, schlüpfte an ihm vorbei, um nebst Constant seinem Gebieter bei der Toilette behülflich zu seyn.

Duroc eilte wieder durch die Säle dahin und auf den Korridor, wo der Haushofmeister des Königs ihm entgegen trat.

Das Diner ist servirt, Herr Großmarschall und Herzog, sagte er.

Und haben Sie die Güte gehabt, im Nebensaal eine zweite Tafel zu errichten?

Ihre Befehle sind pünktlich ausgeführt, Herr Großmarschall. Die Speisen im Nebensaal sind schon aufgetragen.

Haben Sie also die Güte, mich in den großen Speisesaal zu führen.

Der Haushofmeister verneigte sich schweigend und schritt ihm voran.

Alle Marschälle und Generäle waren bereits in dem großen Speisesaal versammelt, als Duroc zu ihnen eintrat.

Meine Herren, sagte er lächelnd, Se. Majestät ist jetzt mit seiner Toilette beschäftigt, und Roustan hat mir versichert, daß dieselbe eine halbe Stunde dauern wird. Wir haben also eine halbe Stunde zu diniren. Kommen Sie!

Er begab sich, gefolgt von den übrigen Herren in den Nebensaal. Dort stand die Tafel bereit, und eine Fülle köstlicher Speisen duftete ihnen entgegen. Jetzt, mein Herr Haushofmeister, haben Sie die Güte, uns recht rasch bedienen zu lassen, sagte Duroc, wir haben nur zwanzig Minuten für uns.

Während dieser zwanzig Minuten herrschte eine tiefe, selten nur von einem Wort, einer kurzen Konversation, unterbrochene Stille in dem Speisesaal. Die Herren Marschälle begnügten sich, die Speisen von den Schüsseln verschwinden zu machen und die mit köstlichen Weinen gefüllten Flaschen zu leeren.

Alsdann aber erhob sich Duroc, welcher zuweilen einen ängstlichen Blick nach der großen Pendule hinüber geworfen, eilig von seinem Sitz.

Meine Herren Marschälle, sagte er, unsere Frist ist um, wir müssen uns zum Diner bereit halten. Ich begebe mich jetzt zu Sr. Majestät, um ihn in den Speisesaal abzuholen. Hoffentlich sind Sie Alle hinlänglich gesättigt, um das offizielle Diner, zu dem wir uns jetzt begeben werden, nicht zu sehr zu bedürfen. Der Kaiser hat die Gnade gehabt, uns Alle zur Tafel zu behalten. Haben Sie die Güte, in den Speisesaal zu gehen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Ein aus Erigsok, im Arksuk-Fiord (Grönland), datirtes Schreiben vom 12. August enthält rührende Einzelnheiten über das Urtheil, welches im letzten Winter die Gegend heimsuchte, welche Prinz Napoleon einige Monate vorher besucht hatte. „Wir hatten, sagt der Briefschreiber, den kältesten, strengsten Winter, dessen man sich seit Jahren erinnert. Während 2 oder 3 Wochen des Januars stieg das Thermometer nie über 45$\frac{1}{2}$ Grad Fahrenheit unter Null. Im südlichen Grönland war der Schnee sehr tief; im Frühjahr war das Meer mit ungeheurem Eise bedeckt. Meine Gesundheit blieb vortrefflich; aber meine Eskimo's kamen, meistens in der Nähe meines Etablissements, vor Hunger um, ohne daß es möglich war, ihnen Hülfe zu spenden; auch in der Nähe der Wohnung eines Dänen kamen 250 Eskimo's um. Eismassen umgaben und blokirten sie so zu sagen, und die während des Sommers angehäuften Mundvorräthe waren vollständig erschöpft. Endlich setzten sich die in der Nähe des Dänen befindlichen Eskimo's in ein aus Häuten verfertigtes Boot und versuchten es, durch das Eis zu dringen, aber ihr Boot wurde erdrückt und sie kamen Alle um. Kurze Zeit darauf gelang es einem dänischen Boot, durch das Eis zu kommen, welches angefangen hatte, sich ein wenig zu öffnen. Als man an's Land stieg, fand man alle Menschen todt, mit Ausnahme von 3 Personen, welche gleichfalls umkamen, sobald sie etwas Nahrung zu sich genommen hatten. Alle Leichen wurden nackt gefunden; — sie hatten ihre aus Häuten ver-

fertigten Kleider aufgegessen. Gleiches kam in den anderen Theilen Grönlands vor; man rechnet, daß ungefähr 500 Menschen Hungers starben. . . Die Brigg „Balder", Kapitän Halboll, mit Mundvorrath beladen, kam mit Mann und Maus um. Sobald die Dänen den Untergang dieses Fahrzeugs erfuhren, mietheten sie zu Kopenhagen sofort ein anderes, um Vorräthe aller Art nach Grönland zu bringen. Dieses Fahrzeug erlitt auf der Höhe des Kap Farewll einen heftigen Sturm, wobei es seine Boote verlor. Ein bedeutender Leck wurde nur mittelst energischer Anwendung der Pumpen bewältigt. So gelangte man zwar in den nächstgelegenen Hafen, aber das Fahrzeug kann nicht wieder in See gehen. . . . Ich wollte das Land durchforschen, indem ich die Nacht unter meinem Zelte zubrachte; ich bin ein wenig abgemagert und schwarz, wie ein Mulatte; bei Nacht fast steif gefroren, bei Tag gebraten und von Millionen von Stechfliegen verzehrt. Wenn diese verfluchten Insekten uns übrigens verlassen, dann wissen wir, daß unser langer Winter angeht... Vom Oktober bis Juni war die Erde mit Schnee bedeckt; Ende Mai war mein Boot, welches auf dem Strande geblieben war, 12 Fuß hoch damit bedeckt. — Ich habe meiner Mineralien-Sammlung interessante Exemplare beigefügt; ich werde mehrere dem Prinzen Napoleon senden, um sie den selbstgesammelten beizufügen. Können Sie mir einige Mittheilung über die Verwendung des Kryoliths machen? Könnte man bei der Seltenheit des Silbers selbes nicht zum Münzen verwenden?" .... Dieses Schreiben eines englischen Ingenieurs, Herr Tayler, welchen Prinz Napoleon voriges Jahr auf Grönland kennen lernte, an seinen Vater, den Kontre-Admiral Tayler, welcher ihn dem Prinzen mittheilte, bestätigt eine bereits von mehreren Reisenden gemachte Beobachtung, nämlich, daß der Winter bei uns sehr mild ist, wenn er in jenen nördlichen Gegenden sehr streng auftritt und umgekehrt. — Der dänische Kapitän Graah, welcher mehrere Winter auf Grönland zubrachte, erzählt in seiner Reisebeschreibung von 1829, daß das Thermometer nicht unter 13 Grad fiel, während in Europa die Kälte entsetzlich war, 1857 dagegen war der Winter auf Grönland furchtbar, während wir so zu sagen keinen hatten.

Am 16. November Mittags ist es Herrn Hanfstängl in München gelungen, bei ungetrübtem Himmel, ein photographisches Abbild der Großhesselloher Brücke aufzunehmen. Zu diesem Zweck hatte sich derselbe mit einem Extrazug nach Großhesselohe begeben. Der Zug mußte auf die Brücke fahren und in der Mitte derselben stehen bleiben, während die Lokomotive ununterbrochen Rauch aus ihrem Kamine stieß, um das Bild eines über die Brücke sausenden Zugs zu erhalten. Den noch beschäftigten Anstreichern, Zimmerleuten u. s. w. ward im entscheidenden Augenblick Ruhe geboten. Das erzeugte Bild, daß größte, das noch aus dem Hanfstängl'schen Atelier hervorging, ist sehr gelungen. Das Eisensprengwerk, vom Holzgerüst befreit, zeigt sich in seinen schärfsten Details.

Man schreibt aus Münster, 17. November: Zu einem hiesigen Arzte kam eine Mutter mit ihrem Sohne, der seit einem halben Jahre die Stimme verloren. Nachdem der Arzt sich über die Vergangenheit des Knaben wohl eine Stunde mit der Mutter unterhalten, verläßt er seinen Platz und tritt kurz darauf dem Knaben, ein glühendes Eisen in der Hand, mit den Worten gegenüber: „Es kann Alles nichts helfen, Du mußt jetzt dran!" macht Miene, demselben das glühende Eisen in den Mund zu stoßen, worauf das Kind, von grauenhaftem Schrecken befallen, heftig zu weinen beginnt, zwei Stunden darin verharrt, und dann plötzlich die Sprache wie früher wiederhebt. Nach Aussagen der Mutter war der Knabe früher in vollem Weinen durch plötzliches Erschrecken verstummt. —(?).

Die Zuaven sind als gewandte Burschen weltberühmt. Auf der Krim beschäftigten sich mehrere derselben neben der Erstürmung russischer Fortifikationen mit — Katzendressur. Ein in Lyon arbeitender Ex-Zuave hatte das Pracht-Exemplar einer gedrillten Katze an eine vornehme Engländerin Lady S**, verkauft. In voriger Woche erhielt der Ex-Zuave nun vom Haus-Hofmeister der Lady S. einen Brief nebst Reisegeld, woraus sich ergab, daß leider die geliebte Katze von Hunden erwürgt worden sey, weßhalb der frühere Eigenthümer derselben gebeten wurde, nach London zu kommen, um unter günstigen Bedingungen die Erziehung mehrere jungen Katzen zu übernehmen. Der Ex-Zuave hat sich sofort aufgemacht, um den glänzenden Erzieherposten anzutreten. So lesen wir im „Moniteur Universel," der jede Gelegenheit ergreift, um kein Blatt im Lorbeerkranze der Zuaven verloren gehen zu lassen.

Welcher Unterschied ist zwischen Einem, der Bier trinkt, und einem Andern, der Champagner trinkt? — Diese Frage wurde von einem Kellner also beantwortet: Der Biertrinker trinkt, bezahlt, gibt aber nie Trinkgeld; der Champagnertrinker trinkt, bezahlt nicht, gibt aber häufig ein Trinkgeld.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 284 Samstag, 28. November 1857.

Ein Familienleben.

(Fortsetzung.)

Schon vor Beginn der Oper, als Bräutigam und Schwester, in lebhafter Unterhaltung begriffen, die Schweigende wenig beobachteten, fiel der Blick Margaritha's auf eine hohe Gestalt an der Seite des Parterre, welche unverwandten Auges ihre Loge fixirte. Die halbe Dämmerung verhinderte sie, den Gegenstand, der ihre Aufmerksamkeit erregte, genau zu erkennen, allein wer schildert den Aufruhr, der sich in ihrem Herzen erhob, als sie beim Aufflammen der Gaskronen den noch immer abgöttisch geliebten Sellberg erkannte! — Ein Todesschmerz durchzuckte des Mädchens Innere, sie glaubte in dem starr auf sie gerichteten Blicke einen heftigen Vorwurf zu lesen, daß sie ihn ungehört aufgegeben, verstoßen habe — konnten seinem Schweigen nicht ganz andere unschuldige Ursachen zum Grunde liegen, als die gehässigen, welche ihre Mutter und Schwester angegeben — war er auch wirklich der unmoralische verworfene Mensch, wie Jene ihn hingestellt, hatte er sie nicht so innig und rein geliebt — und daß diese Liebe keine Verstellung gewesen, hatte sie in seligen Minuten klar empfunden — war es denn Pflicht, sein und ihr ganzes Lebensglück opfern, an der Seite, eines verabscheuten Gatten vergehen zu müssen, um die eitlen Wünsche und Pläne der Mutter zu erfüllen. — Die pekuniäre Lage ihres Vaters konnte unmöglich so gefährdet seyn, als man sie geschildert, das bestätigte ja jeder Umstand — es fiel ihr plötzlich wie Schuppen von den Augen, daß man sie bethört, überredet habe, daß es nur des Wiedersehens, nur einiger Worte der Verständigung mit ihm bedurft hätte, um alle Nebel der Verläumdung und des Trugs, mit denen man ihr junges unerfahrenes Herz umsponnen, ihre Leichtgläubigkeit mißbraucht, zu zerstreuen — sie hatte, einem thörichten Kinde gleich, zu schnell nachgegeben und ihr eigenes Glück gemordet!

Alle diese Empfindungen erwachten urplötzlich in Margaritha's Seele und überflutheten sie mit einer Gewalt, die alle Fibern ihres Wesens zu unnatürlicher Höhe spannend, sie zum Aeußersten hätte bringen können. — Sie starrte hinab, sie glaubte, ihr Auge in das des verstoßenen Geliebten zu spiegeln — ein kalter Angstschweiß trat auf ihre Stirn, ihre Wangen glühten — das Schlagen aller Pulse drohte ihr das Herz zu zersprengen — ach, sie war ja so hülflos — was half jetzt das Alles! Erklärte Braut eines Andern, kam alle Ueberlegung, wie sie hätte handeln sollen, alle Reue zu spät — zu spät Alles für sie und ihr Glück! — Ihre Gedanken verwirrten sich — sie sah und hörte nichts von dem, was um sie herging — sie sah nur ihn, ihn — der unbeweglich zu ihr aufsah, endlich wie von jähem Schmerz oder Abscheu ergriffen — wer konnte entscheiden, welches Gefühl es war? — den Mantel rasch um sich schlug und verschwand. —

Margaritha, was ist Ihnen — sind Sie krank? — mein Gott, theure Margaritha, was fehlt Ihnen? fragte der Freiherr, als er beim Schluß des Akts sich zu der Braut wendete, die unbeweglich, einer Statue gleich, in sich geschmiegt, da saß.

Keine Antwort. —

Er faßte ihre Hände — das heftige Zittern, das ihren ganzen zarten Körper durchschüttelte, machte ihn ernstlich besorgt.

Margaritha, ich bitte, ich beschwöre Sie, nur ein Wort — wollen wir nach Hause?

Ja — nein — nein — doch zu Hause — in das Grab — nur gleich! — am liebsten in das friedliche stille Grab — hauchte sie abgebrochen.

Mein Gott, Sie sind ernstlich krank — kommen Sie — schnell — schnell. — Er faßte ihren Arm — in dem Augenblick glaubte Margaritha die theure Gestalt des Verlornen aufs Neue in der Ferne zu erblicken, sie sammelte sich mit dem letzten Aufbieten ihrer Kräfte, und sagte gefaßter, ob auch noch bebend — lassen Sie mich einen Augenblick erholen — es geht schon vorüber — mir wird besser — es war ein sonderbarer Anfall — ein heftiger Schmerz im Kopfe — in der Brust — es ist vorüber — wir wollen kein Aufsehen erregen.

Sie setzte sich — der Freiherr schüttelte unmerklich den Kopf und beobachtete sie forschend — aber

Margaritha war auf ihrer Hut — sie saß niedergeschlagenen Auges und blickte nur einigemal verstohlen hinunter, wo Sellberg in beträchtlicher Entfernung hinter dem Pfeiler lehnte und starr heraufschaute.

Die Vorstellung war vorüber — der Freiherr führte die Damen aus der Loge; am Ende des Korridors, als sie die Treppe erreichten, streifte die hohe Gestalt im dunklen Mantel an ihnen vorüber und Margaritha erkannte ihn, der allein in ihrer Seele lebte.

Sie war dem Umsinken nahe, denn sein schneller, aber durchdringender Blick, in dem sich Zorn, Schmerz und Verachtung mischten — dieser Blick, obgleich er nur einen Moment sie traf — durchbohrte ihr das Herz.

Sie kam nach Hause — in ihr Zimmer — sie warf den Schmuck, die reichen Geschenke des Bräutigams hinweg, und rang die zarten Hände im stummen, thränenlosen Schmerze, als ihr Kammermädchen hereintrat und vor dem aufgeregten Zustande der Gebieterin erschrack.

Ach, was ist Ihnen denn geschehen, mein gnädiges Fräulein, rief das Mädchen, indem sie zu der bleichen Margaritha eilte, die mit krampfhaft gefalteten Händen auf dem Sopha sitzend, sie nicht zu bemerken schien.

Margaritha antwortete nicht.

O mein Gott, reden Sie doch, gnädiges Fräulein, was ist vorgefallen, wer hat Ihnen etwas gethan, rief das Mädchen weinend und kniete vor ihr nieder.

Margaritha sah empor, — des Mädchens Theilnahme sprach sich so rührend aus, daß die Verlassene, die mit ihrem Schmerze an kein Mutter- oder Schwesterherz flüchten konnte, unfähig länger zu widerstehen, ihn dem Einzigen Wesen, das ihr Theilnahme zeigte, mittheilen mußte. — Sie that es und entdeckte ihr zugleich, daß sie den Grafen diesen Abend wieder gesehen und vor seinen zornigen, verächtlichen Blicken fast vergangen sey.

Alles, Alles konnte ich tragen, schluchzte sie, aber seine Verachtung nicht, er hält mich für treulos, und kennt das furchtbare Opfer nicht, was ich nur der Pflicht gebracht, zu dem ich, schwer gekränkt durch sein kaltes beharrliches Schweigen, überredet ward — ein Opfer, das ich mit meinem Leben bezahlen werde.

Dorette dachte einen Augenblick nach, — „der Herr Graf muß erfahren, wie man Sie bestürmte, gnädiges Fräulein, sagte sie endlich — schreiben Sie ihm den ganzen Hergang, er erhält durch mich den Brief.

Margaritha erschrack. — Unmöglich! er verachtet mich, ich habe ihn aufgegeben — ich kann mich ihm nicht wieder nähern — er würde und müßte mich um so mehr verachten.

Aber aus demselben Grunde kann er sich Ihnen auch nicht wieder nähern, erwiderte das Mädchen.

Du hast Recht — es gibt also kein Mittel — laß ab von mir — laß mich sterben.

Sie hüllte fröstelnd sich in die Kissen — die Lampe warf ihren matten Schimmer auf das bleiche Mädchenantlitz — es schien das einer Todten.

Nein, sagte Dorette, das kann, darf nicht so bleiben — Sie sollen nicht sterben — der Herr Graf muß erfahren, wie man Sie hintergangen, und — ich finde doch ein Mittel, ohne daß Sie dabei die Hand im Spiele haben — der Zufall kann mir günstig seyn — ich weiß es — beruhigen Sie sich, mein gutes gnädiges Fräulein — ich beschwöre Sie!

Aber für Margaritha gab es fortan keine Ruhe, keinen Trost, und sie durchwachte unter Fieberschauern die Nacht.

(Fortsetzung folgt.)

Napoleon in Potsdam.

(Fortsetzung.)

Als Napoleon einige Minuten später unter Vortritt seines Großmarschalls in den Speisesaal trat, fand er alle Marschälle dort versammelt. Das Diner begann, und wie es schien, war der Kaiser nicht minder hungrig als seine Generäle, denn er aß nicht bloß mit der äußersten Geschwindigkeit seine Suppe, sondern als er dicht vor seinem Sitz eine seiner Lieblingsspeisen aufgestellt sah, lächelte er und nickte dem Großmarschall, der an seiner rechten Seite stand und ihm einen Pokal mit Wein darreichte, freundlich zu.

Sehen Sie, wie aufmerksam diese guten Deutschen sind, sagte er. Wenn ich nicht irre, ist das hier meine Lieblingsspeise, Fricassée à la Marengo.

Ja, Sire, es ist so! Ich sandte gestern Abend schon mit dem Kurier, der Sr. Majestät Ankunft meldete, den Speisezettel zum heutigen Diner hieher, und man hat ihn pünktlich ausgeführt.

Und diese deutschen Köche verstehen es also schon, ein Fricassée à la Marengo zu bereiten? Wer hat ihnen denn das gelehrt?

Ew. Majestät hat sie darin unterrichtet, Ew. Majestät ist jetzt für ganz Deutschland Koch und Kellner, und alle Welt hat daher Ihre Gerichte kennen gelernt!

Der Kaiser lächelte, ein Stück Brod auf seine Gabel steckend, tauchte er dasselbe tief in die Fri-

casséeschüssel ein und schob es dann in seinen Mund. Einigemale wiederholte er dieß Manoeuver, und als der Großmarschall jetzt den silbernen Teller, mit demselben Fricassée gefüllt, vor ihn hinstellte, begann der Kaiser mit der größten Hast zu essen. Die Gewohnheit des Kaisers kennend, hatte man Sorge getragen, daß die einzelnen Fleischstücke hinlänglich klein geschnitten und das Gericht nicht zu heiß sey. Der Kaiser begann es mit der Gabel und die Sauce mit dem Löffel zu essen, dann aber schien er Beides zu umständlich und zu zeitraubend zu finden, denn er warf den Löffel und die Gabel bei Seite, und es machend wie die Türken, bediente er sich seiner schönen weißen mit Brillantringen geschmückten Hände, um Fleisch und Sauce auf einmal in seinen Mund zu schieben.

Keine zwölf Minuten waren vergangen, als der Kaiser sich von der Tafel erhob und der Großmarschall ihm das goldene Waschbecken vorhielt und ihm die Serviette darreichte, um sich zu waschen.

Das Diner war beendet, und die Tischgenossen Napoleons hatten sehr wohl gethan, vorher ihr Diner einzunehmen, denn da man sie nicht so rasch bediente, wie den Kaiser, und da sie außerdem nicht so rasch zu essen vermochten, wie er, so würden sie unfehlbar hungrig von der Tafel aufgestanden seyn, wenn sie sich nicht gesättigt an derselben niedergesetzt hätten.

Zu Pferde! zu Pferde, meine Herren! rief Napoleon, wir wollen nach Sanssouci reiten und den Manen des Königs, der zugleich Philosoph und Feldherr war, unsere Huldigung darbringen! —

Eine tiefe feierliche Stille herrschte in den Straßen Potsdams, durch welche der Kaiser mit seinem glänzenden Gefolge jetzt dahin ritt, um sich hinaus zu begeben nach Sanssouci. Alle Fenster waren geschlossen, nirgends zeigten sich die Bürger auf den Straßen, nur ein Haufe müßiger Buben folgte dem glänzenden Kaiserzuge, und nur die Soldaten der großen französischen Armee begrüßten den Kaiser außerhalb der Stadt, wo sie gelagert waren, mit freudigen Vivats.

Potsdam selber schwieg; es gedachte vielleicht seines Königs, dem es selber seine Unsterblichkeit verdankte, und es war traurig und beschämt darüber, daß diejenigen, welche Friedrich bei Roßbach besiegt und ihnen eine so schmähliche Niederlage bereitet hatte, jetzt als triumphirenden Sieger in der Residenz des großen Königs einziehen durften.

Napoleons Stirn war düster und umwölkt; dieses Schweigen der Bevölkerung war ihm unbequem und bedrückend; es dünkte ihm eine beredte Sprache des oppositionellen preußischen Geistes, und wie er langsam, mit bleichem Angesicht, mit ein wenig vorwärts geneigtem Haupt die Allee nach Sanssouci dahin ritt, murmelte er leise zwischen seinen zusammengepreßten Lippen hervor: Dieß ist eine nichtswürdige List und Bosheit! Dieser hochmüthige Adel will mir noch immer opponiren, aber ich werde ihn zermalmen. Es soll ihnen nicht gelingen, mich zu ärgern, aber ich werde Diejenigen strafen, welche die Bürger verleitet haben, in ihren Häusern zu bleiben und mich nicht zu begrüßen.

Und mit düstern Mienen, gedankenvoll vor sich hinschauend ritt er weiter dem Lustschloß Friedrichs des Großen zu.

Niemand war da, ihn zu empfangen, nur der Kastellan des Schlosses, ein Greis mit gebeugtem Rücken, und einige alten Diener mit weißen Haaren und verschossenen Livreen empfingen den allmächtigen Kaiser vor den offenen Flügelthüren des runden Saales, von welchem man auf die Terrasse gelangt.

Napoleon betrachtete sie mit einem schnellen, grüßenden Blick. Ihr seyd noch Ruinen aus der Zeit Friedrichs des Zweiten? fragte er hastig.

Ja, Sire, wir hatten noch das Glück, dem großen König zu dienen, sagte der Kastellan im reinsten, geläufigsten Französisch. Deßhalb ist uns auch die Ehre zu Theil geworden, den heiligen Ruhesitz des großen Königs zu bewachen und ihn vor jeder Unbill zu schützen.

Der Name des großen Königs ist diesem Hause Schutz genug, sagte Napoleon hastig. Meine Soldaten haben Ehrfurcht vor der wahren Größe, sie werden es nicht wagen, dieß Heiligthum zu entweihen. Führen Sie mich, mein Freund. Lassen Sie mich das Wohnzimmer Ihres Königs sehen!

Sie, des jetzigen Königs! fragte der Kastellan.

Napoleon lächelte. Ich denke wohl, hier auf Sanssouci gibt es nur Einen König, sagte er, und das ist Friedrich der Zweite. In sein Wohnzimmer also. —

Er schritt hastig durch den halbrunden Marmorsaal dahin nach der Seitenthür, welche der Kastellan eben geöffnet hatte.

Sire, sagte er feierlich, dieß ist das Wohnzimmer des Königs, es steht noch jedes Meuble, so wie es damals gestanden. Nichts ist in diesem Zimmer verändert worden.

Napoleon trat ein, hinter ihm folgten die Marschälle. Keiner sprach ein Wort, Jeder schien unwillkürlich leise aufzutreten, als fürchte er das Schweigen zu stören, welches an diesem durch die Erinnerung geheiligten Orte herrschte.

Napoleon ging rasch vorwärts bis in die Mitte des Zimmers, dort blieb er mit verschränkten Armen stehen, und ließ seine großen düstern Blicke langsam von einem Gegenstand zum andern gleiten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Dieser Tage ist vor dem k. k. Landgerichte Hermannstadt ein Straffall verhandelt worden, welcher auch in nicht juridischen Kreisen Interesse erregen dürfte. Der Angeklagte wurde nämlich des Verbrechens des Todtschlages angeklagt, weil er in dem Hofe seines Hauses nach seiner Gattin, mit welcher er in Streit gerathen war, eine kleine Thür eines Schweinstalles warf, welche, ohne die Gattin zu treffen, einem unbemerkt hinter der Gattin im Hofe befindlichen vierjährigen Knaben an den Kopf flog, und eine Kopfverletzung hervorbrachte, die den Tod des Knaben zur Folge hatte. In dem Anklagebeschluß über diesen Fall hielt der Gerichtshof die Rechtsansicht, fest, daß dem Angeklagten das Verbrechen des Todtschlages zur Last gelegt werden müsse, weil der Wurf in feindseliger Absicht erfolgte, und den Tod eines Menschen hervorbrachte. Das Straf-Gesetzbuch habe bei dem Verbrechen des Mordes ausdrücklich erklärt, daß Derjenige des Verbrechens des Mordes schuldig wird, welcher gegen einen Menschen mit dem Entschlusse, ihn zu tödten, auf solche Art handelt, daß daraus dessen oder eines andern Menschen Tod erfolgt, woraus deutlich hervorgeht, daß der böse Vorsatz und die in diesem bösen Vorsatz unternommene Handlung das Wesentliche der verbrecherischen Schuld ausmache. Der über die mündliche Schlußverhandlung erkennende Gerichtshof theilte jedoch die im Anklagebeschluß festgehaltene Rechtsansicht aus dem Grunde nicht, weil nach den Fundamentalprinzipien des österreichischen Strafrechts zwischen dem bösen Vorsatz des Thäters und dem eingetretenen rechtsverletzenden Erfolg ein innerer Zusammenhang stattfinden müsse, was hier nicht der Fall ist. In dem vorliegenden Falle könne der Tod des Knaben, gegen welchen die feindselige Absicht des Thäters nicht gerichtet war, keineswegs als von dem Thäter in der zum Todtschlag erforderlichen feindseligen Absicht gegen den Getödteten veranlaßt betrachtet werden. Der Angeklagte, gegen welchen die k. k. Staatsanwaltschaft wegen Verbrechens des Todtschlages die Strafe des schweren Kerkers in der Dauer von 5 Jahren beantragt hatte, wurde deßhalb nur des Vergehens der fahrlässigen Tödtung für schuldig erkannt, und deßwegen zur Strafe des strengen Arrestes in der Dauer von 4 Monaten, verschärft mit einmal Fasten in der Woche, verurtheilt.

[Das Menschenleben.] Es gibt in der Lebensgeschichte eines Menschen nichts Kleines oder Geringfügiges. Tropfen sind es, aus welchen das Meer besteht; Eicheln sind es, welche die Erde mit Eichen bedecken und den Ozean mit stolzen Flotten. Aus Sandkörnern besteht die Bank an der Mündung des Hafens, an welcher reichbeladene Fahrzeuge Schiffbruch leiden, und aus kleinen Umständen und Angewohnheiten in der Jugend bildet sich im Alter der Charakter und das Schicksal des Menschen für Zeit und Ewigkeit. Alle Glieder der erhabenen Kette, die Alles umgibt, können wir sehen und fühlen, der Anker aber, an welchem sie befestigt ist und zu welchem sie Alles führt, ist der Thron der Gottheit.

[Jedes Volk nach seiner Art.] Wenn der Deutsche stark beregnet wird und sehr naß geworden ist, sagt er: Ich bin bis auf die Haut naß. Der Franzose, dem wahrscheinlich das Naßwerden noch unangenehmer ist, geht noch weiter und sagt: Ich bin naß bis auf die Knochen. Noch nässer wird der Spanier, welcher versichert, daß er bis auf das Mark naß sey. Noch schlimmer geberdet sich der Araber. Der sagt: Ich bin naß bis in die Gedärme. Nässer kann also wohl Niemand werden, als der Araber.

Charade.

(Dreisylbig.)

Wer trüg die Ersten nicht von Zeit zu Zeit? —
Sie sind der Schaden in dem Bild des Lebens.
Warst Andern sie zu mildern du bereit,
So stirb getrost, du lebtest nicht vergebens.

Das Zweite hebt sich leicht und schlank empor,
Ein Prachtstück aus der Baukunst Meisterhänden.
Es ist das Ruder an dem Feuerrohr,
Den raschen Tod wohin du willst zu senden.

Das Ganze wüthet in des Menschen Brust,
Daß oft er sinkt mit ihm in heißem Ringen.
Erfüllt wird's dir des Lebens höchste Lust,
Und nicht erfüllt, leicht die Verzweiflung bringen.

Auflösung des Räthsels in Nro. 278: Hosenträger.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Waltandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 285 Montag, 30. November 1857.

Ein Familienleben.

(Fortsetzung.)

Ein kalter Wintermorgen war mit dichtem Schneegestöber angebrochen. Dorette, welche mit Leib und Seele ihrem Fräulein ergeben, umsonst einen Ausweg zu ersinnen suchte, der von Schmerz gebeugten Gebieterin zu helfen, ward gegen Mittag von Adelheid ausgesandt, einige Aufträge zu besorgen. In ihren Mantel gehüllt, ging das Mädchen durch die volkreichen Straßen, ohne sich irgend aufzuhalten, und bog eben um eine Ecke, als zwei wilde Pferde vor einem Schlitten ihr entgegenflogen — sie wollte zurück, an die Seite springen, glitt aus und schwankte — die Kufen des Schlittens faßten den Mantel und rissen sie zu Boden — mit einem durchdringenden Schrei sank sie nieder und wäre unfehlbar verloren gewesen, hätte nicht ein starker Arm sie erfaßt und abwärts gezogen.

Dorette stand im Augenblick wieder auf den Füßen — obgleich heftig erschrocken, mit blutender Stirn und Hand, fühlte sie sich doch nirgends bedeutend verletzt, und sah wie ein Offizier, in dem sie sogleich den Grafen Sellberg erkannte, ihr Retter gewesen.

Sie athmete hoch auf, und vermochte kaum ihm ihren Dank zu stammeln. Arme Dorette, sagte er theilnehmend, das konnte schlimm ablaufen, es ist mir lieb, daß der Zufall mich gerade des Wegs geführt — seyen Sie künftig vorsichtiger; — er winkte und wollte sich entfernen.

Sie sah das einst so blühend schöne, jetzt bleiche Angesicht des jungen Mannes und erkannte, wie nöthig es sey, den Augenblick, den sie noch vor wenig Minuten so sehr herbei gewünscht, nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen.

Mit der dem weiblichen Geschlechte eignen Schlauheit that sie einige Schritte und blieb dann, wie von plötzlichem Schmerze ergriffen stehen.

Ach Herr Graf, klagte sie nun, ich habe mir den Fuß verstaucht — wie ich jetzt erst fühle und bin unfähig, den weiten Weg zurück zu gehen — seyen Sie so barmherzig, mich irgendwo hin zu bringen, wo ich eine Droschke erwarten kann — mein gnädiges Fräulein, jetzt schon so elend und traurig, hat gewiß den halben Tod, wenn sie mich in diesem Zustande ankommen sieht.

Ihr Fräulein — Fräulein Margaritha — ist sie krank, fragte der Graf in merklicher Bewegung — ich dächte sie gestern noch in der Oper gesehen zu haben. — Krank an Leib und Seele, gnädiger Herr — ach, davon könnte ich Ihnen viel sagen — aber mein Fuß — o Himmel, ich kann nicht mehr stehen! —

So kommen Sie hier herein, sagte Sellberg hastig, auf eine nahgelegene Restauration zuschreitend — ich werde von dort nach einer Droschke senden. — Er ging voran, und Dorette folgte langsam, nicht ohne Schmerz, wie es schien, den Fuß nachziehend.

Sie traten ein — der Graf ließ das Mädchen in ein Seitenkabinet gehen, und befahl sogleich einen Wagen für sie; Dorette saß ächzend auf dem Divan, während Sellberg mit verschränkten Armen auf- und abging.

Nun, was könnten Sie mir denn von Ihrem Fräulein sagen, begann er mit gezwungenem Lächeln — daß sie eine glückliche Braut ist, weiß ich — die Vermählung wird, wie man sagt, auch bald stattfinden? —

Eine glückliche Braut? — Ach, lieber Gott, das arme gequälte Kind hat wohl Ja sagen müssen, sie ist sehr unglücklich und wird ihre erste Liebe nie vergessen — sie ward überredet, durch tausend Kniffe gezwungen, und weint und grämt sich, daß es einen Stein erbarmen möchte — ach, Herr Graf, wenn Sie Alles so wüßten! — aber Sie ließen ja seit Ihrer Abreise das Fräulein ohne jede Nachricht.

Und nun erzählte Dorette mit einer so wunderbaren Geläufigkeit den ganzen Hergang der Sache, in sofern sie davon unterrichtet war, daß keine Spur des gehabten Unfalls sich mehr bemerken ließ.

Der Graf stand todtenblaß und bebend vor dem Mädchen, ist das Alles wahr? fragte er endlich mit zusammengebissenen Zähnen.

Alles, gnädiger Herr! mein Fräulein ist un-

schuldig und liebt Sie noch eben so als zuvor — machen Sie es möglich, sie zu sehen, zu sprechen, und Sie Beide werden ja ein Mittel erdenken, der verhaßten Heirath, die in vier Wochen stattfinden soll, zu entgehen.

Sie stehen mir dafür, daß Fräulein Margaritha meinen Brief, wenn ich Ihnen einen solchen jetzt mitgebe, günstig aufnehmen und beantworten wird?

Ich stehe dafür — schreiben Sie.

Der Kellner trat ein und meldete, die Droschke sey bereit, der Graf befahl, sie solle warten, und verlangte zugleich Schreibmaterial.

Man brachte das Verlangte. Der Graf schrieb eilend, in geflügelten Worten — wechselweise erglühend und blaß, hafteten seine schöne Augen auf dem Papier — er überlas nochmals, faltete zusammen, siegelte und gab es dem Mädchen.

Jetzt gehe, Du hast mein ganzes irdisches Glück, meine Ruhe und Seligkeit in Deinen Händen, sagte er erschüttert — sey treu, und es wird eine Zeit kommen, wo wir Dir lohnen können.

O was das betrifft, Herr Graf, darauf rechne ich nicht, und Ihre Angelegenheit ist gut aufgehoben bei mir, sagte Dorette, sich zierlich verneigend, und schlüpfte so gewandt hinaus, daß der Graf, wäre er nicht eine Beute der verschiedensten Empfindungen und Gedanken, für jeden äußern Eindruck unzugänglich gewesen, über die schnelle Heilung des verstauchten Fußes sich hätte wundern müssen.

Dorette fuhr nur eine kurze Strecke, dann stieg sie aus, eilte freudig, den wirklichen Schmerz in Folge des gehabten Abenteuers unterdrückend, weil dieses sie dem gewünschten Ziele zugeführt, nach Hause, und legte den Brief in Margaritha's Hand.

Margaritha las die verzweiflungsvollen Klagen des Geliebten, seine feierlichen Schwüre, ihrer nie unwerth gewesen zu seyn, die Versicherung seiner unveränderten heißen Liebe, endlich die flehentliche Bitte, ihn heimlich zu sprechen — und ihr Entschluß war gefaßt.

Den nächsten Abend, als Mutter und Schwester in Gesellschaft waren und Margaritha unter dem Vorwand ihres noch fortdauernden Unwohlseyns allein blieb, führte Dorette den Grafen in ihr Zimmer und verschwand.

Lange hielten sie sich umschlungen. In heißen Thränen und Liebesworten sagten sie einander Alles, was getrennte und wieder vereinigte Liebe Süßes und Entzückendes zu sagen vermag.

Die Minuten und Stunden schwanden, der Augenblick nahete, wo sie scheiden mußten. Eduard zauderte noch immer.

So lebe denn wohl, mein geliebter Freund, sagte das Mädchen, ihn sanft nach der Thüre drängend — gehe und sey meiner Liebe, meines Schwures gewiß — ich bleibe Dein — ich erkläre morgen meiner Mutter — leider ist mein Vater abwesend! — daß ich Dich nur liebe — nur Du, niemals aber Derschau meine Hand erhält — meinem Vater werde ich schreiben — er liebt mich wahrhaft.

Aber wenn sie unerbittlich sind, wenn weder Dein Flehen, noch Deine Thränen Erfolg haben? — Deiner Mutter Stolz erträgt es nicht, den reichen angesehenen Bräutigam dem armen mittellosen aufzuopfern.

Ich gehöre nur Dir, keinem Andern.

Man wird Dich zwingen. —

Mich zwingt nichts.

Und dennoch — ich fürchte, Mutter und Schwester sind nicht schwierig in der Wahl der Mittel, wenn es einen ehrgeizigen Plan gilt — und Dein Vater, auf dessen redlichen ungefärbten Charakter wir allenfalls noch die letzte Hoffnung setzen könnten — ist schon so lange abwesend. —

Seine Rückkehr wird in Kurzem erwartet — aber wäre das auch — Eduard, kennst Du mich so wenig? Nur Deine Untreue konnte mich beugen — Du liebst mich — und kommt es zum Aergsten, so folge ich dem Gebote der heiligen Schrift — ich verlasse Vater und Mutter, dem Manne meiner Wahl zu folgen.

O Du Engel! — er umschlang leidenschaftlich das schöne Mädchen — aber wenn Deine Eltern Dir fluchen, willst Du auch dann mein bleiben?

Sie sah ihn mit seltsamem, fast unheimlichem Lächeln an — Fluchen? — Ach, Elternfluch muß wohl sehr wehe thun — sehr schwer lasten, sagte sie leise und das erblassende Gesicht in die Hände bergend — dann fuhr sie, nach einer Pause sich ermannend fort — ja, auch dann — ich würde vielleicht dann bald sterben — aber Dir treu — — sterbe ich gern.

O lebe, lebe für mich und das Glück unsrer Liebe, flüsterte er, sie an sich drückend, der Himmel wird uns ja nicht ganz verlassen — versuche Alles — und dann, wenn Alles vergeblich wäre — dann — dann trennt uns doch nur der Tod. —

Sie schieden.

(Fortsetzung folgt.)

Napoleon in Potsdam.

(Fortsetzung.)

Die Marschälle gingen leise umher, und indem sie diese altmodischen einfachen Meubles betrachteten, diese verblichenen, zersetzten Seidenbezüge derselben, diesen einfachen Tisch mit dem Schreibgeräth, der da am Fenster stand, diesen großen Lehnstuhl mit

der zerfetzten purpurnen Decke darüber, lächelten sie geringschätzend und flüsterten einander zu, daß dieß ein Zimmer sey, ganz und gar nicht geeignet für den Aufenthalt eines Königs, und daß man diese Meubles bei jedem Trödler in Paris besser und geschmackvoller haben könne.

Napoleon hatte ihre Worte vielleicht verstanden oder wenigstens doch ihr Geflüster gehört, denn ein geringer Blitz seiner Augen schoß zu ihnen hinüber. Meine Herren, fragte er, das ist ein Ort, der unsere Ehrfurcht verdient. Hier hat ein König gewohnt, welcher als Feldherr größer war als der große Turenne, und von dessen großen Feldzugsplänen wir Alle hätten lernen können. Alexander der Große selbst würde Friedrichs Schlacht von Leuthen bewundert haben.

Der greise Kastellan, welcher an der Thür stand, hob sein Haupt empor, und ein erster freundlicher Blick seiner Augen schien Napoleon zu danken für die Anerkennung, die er den Manen des Heldenkönigs zollte.

Napoleons Augen weilten jetzt auf der großen Uhr, die dort drüben auf einem vergoldeten Piedestal stand. Es war ein Meisterwerk aus der Zeit Ludwigs des Fünfzehnten im glänzendsten Rococostyl. Das große Zifferblatt mit den großen Zahlen von buntem Email ruhte in einem Rahmen und Gehäuse von schön ciselirtem Golde, und über diesem Rahmen erhob sich das Bildniß des Kaisers Titus mit der Unterschrift: Diem perdidi.

Ist das die Uhr, welche der König aus dem Nachlasse der Marquise Pompadour hat ankaufen lassen? fragte Napoleon hastig.

Ja, Sire, sie ist es. Sie hat seitdem immer in den Wohnzimmern des Königs gestanden. Friedrich der Große liebte sie sehr und pflegte sich bis zu seinem Tode immer nur nach ihr zu richten. Und sie wußte es wohl, daß der König sie liebte, denn als Friedrich seine Augen schloß, da stand die Uhr still, und sie ist seitdem nicht wieder gegangen.

Ah, rief Napoleon rasch, seitdem scheint man wirklich in Preußen nicht mehr gewußt zu haben, was die Glocke geschlagen hat. Und was ist es mit jenem alten zerfetzten Lehnstuhl dort? Hat den der König auch gebraucht?

Sire, sagte der Kastellan feierlich, jedes Wort betonend, Sire, auf jenem Lehnstuhl ist der große König gestorben, auf dem Kissen, welches auf dem Sitz liegt, hat sein Haupt geruht, mit dieser Decke ist er zugedeckt worden!

Napoleon näherte sich rasch dem Lehnstuhl, die Marschälle folgten dem Beispiel und traten leise auf den Fußspitzen näher.

Gerade dem Lehnstuhl gegenüber stand Napoleon mit ineinandergeschlagenen Armen, die Lippen fest auf einander gepreßt, die düstern, flammenden Blicke auf den Lehnstuhl geheftet. Hinter ihm standen die Marschälle, deren gleichgültige Gesichter und neugierige Blicke seltsam kontrastirten zu dem ehernen, bleichen Antlitz des Kaisers.

Unfern von ihnen, unter der Thür stand der greise Kastellan, der alte Diener Friedrichs des Großen, mit gefalteten Händen, das Haupt traurig auf seine Brust gesenkt.

Tiefes Schweigen herrschte einen Moment. Plötzlich erfüllte sich das Zimmer wie mit hellerem Licht; die Sonne, welche vorher von Wolken verhüllt gewesen, war jetzt wieder hervorgetreten und schien leuchtend in das Gemach hinein, ihr goldner Strahl traf gerade den Lehnstuhl Friedrichs des Großen und umgab denselben wie mit einer Glorie.

Das also ist das Sterbelager des großen Königs, sagte Napoleon sinnend. Die Götter hatten es ihm nicht vergönnt, als siegreicher Held auf dem Schlachtfeld zu fallen. Die Krankheit und das Alter hat den Helden des siebenjährigen Krieges besiegt, und nicht unter den Siegesfanfaren seiner Krieger, sondern einsam auf dem Krankenstuhl ist er gestorben! Das Schicksal möge uns gnädig vor einem solchen Tode behüten! — Und indem er sich rasch zu dem Kastellan hinwandte, fragte Napoleon: waren Sie zugegen, als der König starb?

Ja, Sire, ich war dabei, denn ich war sein Kammerdiener.

Welches waren die letzten Worte, welche der sterbende König sprach?

Sire, er sprach öfter, aber so leise und rasch, daß wir ihn nicht verstanden. Die letzten Worte, die wir verstehen konnten, waren diese: gebt mir meine Soldaten des siebenjährigen Krieges wieder! Ich bin es müde, über Sklaven zu herrschen!

Ha, seltsam, murmelte Napoleon, er war es müde, über Sklaven zu herrschen! Als ob es sich über freie Männer herrschen ließe! Ach, ich möchte diesen König wohl gekannt haben, diesen König, der ein so absoluter Herrscher war und doch die Sklaven verachtete, der das Schwert so sicher führte als die Feder, dem der Donner der Kanonen eben so melodisch klang wie die süßen Töne seiner Flöte, der mit Voltaire Verse machte und mit Schwerin und Ziethen Schlachten gewann. Er war ein Universalgenie, und wir haben seitdem nicht Seinesgleichen gesehen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Wasser, ein höchst schädlicher Zusatz zu fertigem Bier.] Sehr häufig hält

man eine Sache für unschädlich, die es in der That nicht, sondern höchst schädlich ist. So hält gewiß jeder Bauer und Schenkwirth Wasser für den unschädlichsten Zusatz, den er dem fertigen Biere gibt und doch ist gerade dieses höchst unschädlich scheinende Wasser, das er zusetzt, ein Zusatz, der fein Bier bitter und der Gesundheit nachtheilig macht, so daß ein schwach gebrautes Bier viel weniger schädlich ist, als ein starkgebrautes, dem man zur Verdünnung Wasser zusetzt. Ohne diesen nachtheiligen Erfolg des Wasserzusatzes wäre derselbe nur eine Betrügerei, so aber ist der Zusatz zu fertigem Bier ein wirklich schädlicher Zusatz. — Warum? Man mache den Versuch und lasse ein beliebiges Quantum gutes, reines Brauerbier auf einem Porzellanteller an der Luft freiwillig verdampfen, bis ein kleiner Rest von syrupartiger Konsistenz zurückbleibt; diesen versuche man und er wird nicht bitter schmecken, auf das Auge einer Katze gebracht, wird er die Pupille derselben nicht erweitern; er ist mithin nicht narkotisch, nicht betäubend. — Von demselben Bier ein zweites Quantum genommen und demselben ein Drittheil frisches Brunnenwasser zugesetzt und dann ebenso verdampft, wird einen Rückstand lassen, der höchst bitter schmeckt, auf die Pupille des Auges gebracht, die Erscheinung einer starken Erweiterung derselben hervorbringt, somit eine narkotische (giftige) Wirkung anzeigt. Der Wasserzusatz hat also das starke Bier nicht geschwächt, sondern in seiner betäubenden, berauschenden Wirkung verstärkt. — Woher kommt das? Wir wollen versuchen, das zu erklären, und möchten bald andere Sachverständige dieses einer weiteren Prüfung würdigen! Es ist anzunehmen, daß das Narkotische und Bittere des Hopfens in einem gut gebrauten Biere mit dem unvergohrenen Malzzucker oder Malzgummi, die durch den gesammten Brauprozeß aus dem Stärkmehl der Gerste entstanden sind, in einer innigen chemischen Verbindung stehen, so daß durch Hinzukommen anderer Stoffe diese Verbindung zersetzt und das Narkotische und Bittere frei gemacht wird. Ein solches Zersetzungsmittel ist nun das in gewinnsüchtiger Absicht von dem Verkäufer zugesetzte Brunnenwasser. Von ihm für ein unschädliches Streckmittel gehalten, hat er dadurch sein gesundes Bier in eine betäubende, bittere, giftige, der Gesundheit höchst gefährliche Flüssigkeit verwandelt; denn er hat nun das in seiner Verbindung mit Malzzucker u. s. w. gesunde, seiner narkotischen Eigenschaft beraubte, nicht mehr giftige Prinzip des Hopfens wieder frei gemacht und so ein gesundes Getränk aus Gewinnsucht dadurch vergiftet. Bis jetzt ist es nicht gelungen, diese Verbindung von narkotischem und bitterm Prinzip des Hopfens mit dem Malz-Zucker und Gummi isolirt darzustellen; doch aber ist der vorn angegebene Versuch jedesmal gleichlautend ausgefallen, so daß es nöthig war, diese interessante Thatsache bekannt zu machen, damit ein Getränk, was fast von allen Ständen und vorzüglich von der arbeitenden Klasse fast als Nahrungsmittel betrachtet und genossen wird, selbst auch durch einen scheinbar unschuldigen Zusatz nicht verdorben werde. Es mag sich daraus eine Sache erklären, warum nämlich der Brauer bei der Visitation seiner Biere im Keller stets Bier von bester Qualität hat, und doch der konsumirende Gast stets nur einen bittern Wermuthtrank bekommt, weil dieses gute Bier durch ein sehr unchristliches Taufen nicht nur verdünnt, sondern seine Mischung verändert wird.

[Ein frommer Bettler.] Vor einiger Zeit sah ein Banquier in einer Delikatessenhandlung ein schönes Stück Lachs; er trat ein und frug um den Preis. „Für Sie kostet es 15 Fr.,“ erwiderte der Kaufmann. Diese Worte frappirten den Banquier, er sah, daß man ihn kannte und glaubte, der Preis sey nach seinem Vermögen berechnet. Um dieses System nicht zu encouragiren, ging er fort, ohne den Lachs zu kaufen. Vor dem Laden stand ein blasser Mann und sing die alte Geschichte von der Frau mit den vier Kindern an. Eine gute Handlung ist besser, als ein Stück Lachs, dachte der Banquier und gab dem Bettler die 15 Frks., die er so eben erspart hatte. Während er aber fünfzig Schritte weiter ging, dachte er darüber nach, was die Millionen wohl werth seyen, wenn man sich nicht einmal ein Stück Lachs gönnte, kehrte um, ging in den Laden und sagte, man möge ihm das Stück Lachs geben. „Sie kommen zu spät,“ sagte die Verkäuferin, „dieser Herr hat es so eben gekauft.“ Der Banquier wendet sich um und sieht den Mann, der die Frau und vier Kinder besitzt. „Ich denke, daß der Fisch für Ihre Familie nicht nahrhaft genug seyn wird,“ sagte er, „ein Stück gutes Rindfleisch wäre passender gewesen.“ — „Mein Herr“ — erwiderte der Bettler, ohne die Fassung zu verlieren, „Sie vergessen, daß heute Freitag ist. An diesem Tage pflegt man in christlichen Familien Fastenspeisen zu essen.“ Der Banquier, ein Jude, schluckte die Lektion hinunter, und um Nutzen daraus zu ziehen, beschloß er, auf der Straße nie mehr an Fasttagen Almosen auszutheilen.

In dem in München erscheinenden bayerischen Kourier lesen wir unter der Rubrik „Konzessionsgesuche“: „Um eine Kaffeeschenkkonzession für die Vorstadt Au sucht nach: Joh. Thumann, geprüfter Rechtspraktikant.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 286 | Dienstag, 1. Dezember | 1857.

Ein Familienleben.

(Fortsetzung.)

Am andern Tage erklärte Margaritha der Mutter, daß ein Zufall sie enttäuscht, daß sie jetzt überzeugt sey, ihr erster Verlobter verdiene keine der schrecklichen Beschuldigungen, die man auf ihn gehäuft, daß er sich vollkommen gerechtfertigt und sie die Ueberzeugung erlangt habe, es sey ein unwürdiges Spiel mit ihrem Glück getrieben — sie könne und werde Sellberg nie entsagen und flehe die Eltern an, sich ihrer zu erbarmen und die Verbindung mit dem Freiherrn unter irgend einem Vorwande abzubrechen. —

Das junge Mädchen hatte mit einer Ruhe und Klarheit gesprochen, die der Mutter Anfangs imponirte — ihr schönes bleiches Gesicht, ihr von Thränen geröthetes und doch feuriges Auge blickte so durchdringend und flehend zu den harten Zügen der Mutter auf, daß diese einen Augenblick stutzte — dann brach sie in ein lautes höhnisches Gelächter aus.

Bist Du wahnsinnig geworden, mein Töchterchen, rief sie zurücktretend, als Margaritha, welche ihre Knie umfaßte, sich erschrocken erhob — doch nein, ich erinnere mich, Du hast in dieser Zeit viel gelesen — da sind die Romanenideen in Dein schwaches Köpfchen gestiegen, Du möchtest in Deinem kleinen Leben auch einmal Epoche machen, etwa durch eine vier Wochen vor der Hochzeit plötzlich aufgehobene Verlobung — einen Eklat vor der Welt, man solle sagen: „das ist wahr, Fräulein von Notting hat Muth trotz einer Heldin der neuesten englischen oder französischen Literatur — sie tritt heroisch jedes Hinderniß, allen Anstand mit Füßen" — nicht wahr, das macht interessant, wird bewundert, vielleicht gar besungen? —

Ach Mutter, liebe Mutter, wie kannst Du so grausam seyn. —

Grausam? Nicht im Geringsten, mein Töchterchen, ich erkläre Dir nur ganz ruhig, ganz gemüthlich, daß Deinen Eltern der romantische Sinn, dergleichen heroische Fantasieen zu würdigen, leider gänzlich abgeht, ich also erwarte, dieser erste mißglückte Versuch, Dich als Heldin eines Dramas oder Trauerspiels bei mir zu produziren, werde Dich belehren, daß kein zweiter zu wagen sey, Du ganz vernünftig an Dein Hochzeitlörbchen, Deine neue Einrichtung denken, und Deinem jämmerlichen unverschämten Amoroso wissen lassen möchtest, er solle Dich und uns künftig verschonen, sonst würde man Schritte thun, die ihm in seiner Stellung und Zukunft nicht angenehm seyn würden.

Und — wenn ich dennoch mich weigere, den Freiherrn zu heirathen? — sagte jetzt Margaritha mit dem Trotz der Verzweiflung.

Dann — erwiderte kaltblütig die Mutter, sperre ich Dich entweder ein und Du magst Dich erwürgen, vielleicht auch nach der neuesten Manier mit Kohlendampf ersticken — oder — ich lasse Dir völlige Freiheit zu thun was Dir beliebt, sage mich von einem Kinde, was des Namens einer Tochter sich unwürdig gemacht, los und Du magst, mit meinem Fluch beladen, ziehen wohin Du willst — begreifst Du das?

O Mutter, Mutter, rief Margaritha, vor ihr niederstürzend, sey nicht so hart — nicht so furchtbar hart — es könnte Dich einst gereuen!

Gewiß nicht, darauf verlasse Dich, entgegnete Frau von Notting sich losreißend, sey gehorsam, oder ich erkenne Dich nicht für mein Kind.

Jetzt trat Adelheid herein — Schwester, erbarme Dich meiner, sprich für mich bei der Mutter, rief das unglückliche Mädchen, der Schwester Hand ergreifend — ich will — ich kann den Freiherrn nicht heirathen, eher sterben — ich bin getäuscht, übereilt worden — macht mich nicht für immer elend.

Welche Extravaganzen! entgegnete Adelheid ruhig, und mit unverändertem Gesicht die Hand zurückziehend — Du gehabst Dich ja wirklich wie auf dem Theater, setzte sie höhnisch hinzu — vor hundert Jahren mögen solche Familienscenen vielleicht öfter gespielt haben, jetzt mag man dergleichen nicht einmal mehr lesen, weil jene abgeschmackte Zeit zu weit hinter uns liegt — und Du führst hier eine solche zurück — es ist lächerlich!

lächerlich, Adelheid, wenn es sich um mein ganzes Erdenglück handelt!

Vollkommen lächerlich! Du bist in keiner Art übereilt noch gar gezwungen worden, man hat Dich überzeugt, daß Deine erste Wahl eine verfehlte, der Gegenstand ein werthloser war — dann bewarb sich ein äußerst liebens- und achtungswerther Mann um Dich — freiwillig nahmst Du seine Bewerbung an, freiwillig wechseltest Du den Verlobungsring — jetzt fällt Dir plötzlich ein, anders zu denken, zu wollen — was soll man dazu sagen?

Gott — Gott! — aber nein! es ist anders — des Vaters schwere Sorgen wurden mir geschildert, die Nothwendigkeit ihn zu retten, mich zu opfern.

Adelheid lachte hell auf; — kein Mensch opfert sich, wenn er nicht Lust hat seine eignen geheimen Wünsche mit diesen Namen zu verherrlichen — die Märtyrer sind aus der Mode, besonders die Märtyrerinnen — dergleichen Spiegelfechtereien sind bei mir nicht nicht angebracht.

Nun so schreibe ich dem Vater und versuche sein Herz zu erweichen, sagte Margaritha mit gerungenen Händen, er wird mich hören und barmherziger seyn als Mutter und Schwester. —

Gib Dir keine Mühe, der Vater ist nicht mehr in ** lachte Adelheid höhnisch, die Mutter empfing diesen Morgen Nachricht — er ist weiter gegangen.

So wird er doch wiederkommen und sein armes Kind nicht verstoßen.

Wie rührend! sagte Frau von Notting verächtlich, aber doch mit einem besorgten Seitenblicke nach dem krampfhaft zitternden Mädchen.

Es ward ein Besuch gemeldet. — Margaritha raffte sich gewaltsam empor und eilte aus dem Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Napoleon in Potsdam.

(Fortsetzung.)

O, Sire, murmelten die Marschälle, Ew. Majestät vergessen —

Still, meine Herren, rief Napoleon mit zorniger Stimme, indem er mit ausgestrecktem Arm auf den Lehnstuhl hindeutete, still, meine Herren, keine Schmeicheleien für mich an dieser Stelle. Ich wollte, ich hätte den großen Friedrich gekannt, denn ich glaube, wir Beide würden uns verstanden haben!

Sire, sagte der Kastellan, Se. Majestät der große König hat Sie wohl nicht gekannt, aber er hat doch von Ew. Majestät geträumt!

Napoleon wandte sich hastig zu ihm um. Wie? fragte er. Geträumt? Erzählen Sie mir das! Treten Sie näher.

Der Kastellan, Napoleons gebieterischem Wink folgend, trat leise und schwankend einige Schritte näher.

Sire, sagte er, es war einige Jahre nach dem siebenjährigen Kriege. Ich war eben als Kammerdiener bei dem König eingetreten und hatte in einer Nacht gerade den Dienst beim König, das heißt, ich schlief im Vorzimmer des Königs und hatte den strengen Befehl, den König am Morgen um die festgesetzte Stunde zu wecken, Nachts auch, sobald er mich rufen, oder ich Geräusch vernehmen würde, in sein Schlafzimmer einzutreten. In dieser Nacht nun hörte ich plötzlich den König laut aufschreien und Feuer! Feuer! rufen. Ich stürzte sofort in das Schlafzimmer, aber — es brannte nirgends; und der König lag auf seinem Lager, ächzend und laut athmend und offenbar von schlimmen Träumen beängstigt. Ich nahm mir also die Freiheit, den König zu wecken und ihn so lange zu rufen, bis er erwachte, und die Augen aufschlug. Ach, sagte der König hoch aufathmend es ist gut, daß Du mich geweckt hast, ich hatte einen schrecklichen und seltsamen Traum, und zur Belohnung dafür, daß Du mich geweckt hast, will ich ihn Dir erzählen. Mir träumte, ich stand auf der Terrasse zu Sanssouci, und um mich her sah ich mein Land und alle meine Schlösser ganz dicht Alles bei einander, und dahinter war mir's, als schaute ich die ganze Welt mit allen Städten und Ländern, das Alles lag da wie ein wunderschönes Bild, und ich schaute es an und freute mich. Auf einmal verfinsterte sich der Himmel, schwarze Wolken zogen darüber hin, tiefe Nacht bedeckte die schöne Welt, und ein unheimliches Kreischen und Aechzen ging durch die Luft. Dann plötzlich leuchtete dort droben mitten in den schwarzen Wolken ein glänzend heller Stern auf. Einen Moment blieb er am Himmel stehen, dann fiel er blitzschnell nieder auf die Erde, und so wie der Stern niederfiel, flammte die ganze Welt auf in Feuer und Brand, und die Dunkelheit verwandelte sich in blendende Tageshelle, denn das Feuer fraß immer weiter um sich, und alle meine Schlösser stürzten mit donnerndem Gekrach zusammen; der gefallene Stern hatte sie alle verbrannt, und er versengte und verbrannte mein ganzes Land und verwandelte die Flüsse in blutrothe Ströme und die Kornfelder in Todtenäcker. Und weiterhin sah ich die andern Länder der Welt, und ich sah, wie der gefallene Stern einer Rakete gleich auch durch sie hinfuhr und überall Feuer und Brandfackeln entzündete, bis daß alle Reiche zusammenstürzten und alle Städte in Asche zerfielen. Und wie ich das sah, da schrie ich in meiner Angst! Feuer! Feuer! und Du kamst zum Glück und wecktest mich! — Das Sire, sagte der Kastellan hoch aufathmend, das war der Traum, welchen der Kö-

nig gehabt hatte, und genau mit den Worten erzählte er ihn mir, und als er zu Ende war, sagte er weiter: Der Traum hat gewiß etwas zu bedeuten, und gewiß geschieht etwas Merkwürdiges in dieser Nacht. Schreib Dir genau auf, was ich Dir gesagt habe, und merk' Dir das Datum und das Jahr! — und ich that wie Se. Majestät befohlen, ich schrieb mir das Datum auf und die Jahreszahl, und auch die Stunde, in welcher der König den Traum gehabt.

Erfuhr der König das Ende der Geschichte? fragte der Kaiser hastig. Hatte der Traum wirklich eine Bedeutung gehabt? War in jener Nacht etwas Merkwürdiges geschehen?

Ja, Sire, es war in jener Nacht etwas sehr Merkwürdiges geschehen, aber der König erfuhr es nicht mehr, er starb zu früh dazu.

Wann hatte der König denn jenen Traum? fragte Napoleon, die Blicke fest auf den Greis gerichtet, der ihn wieder anschaute und die flammenden Augen des Kaisers mit ruhiger Haltung ertrug.

Eine Pause trat ein, dann sagte der Kastellan langsam und feierlich: Sire, der große Friedrich hatte diesen Traum am fünfzehnten August 1769.

Ach, an meinem Geburtstage, rief Napoleon.

Am fünfzehnten August 1769, wiederholte der Greis in der Nacht um drei Uhr.

In der Stunde meiner Geburt, murmelte Napoleon leise vor sich hin, indem er die Blicke auf den Lehnstuhl niedergleiten ließ. Dann, nach kurzem Schweigen, wandte er sich wieder dem Kastellan zu, und ein seltsames höhnisches Lächeln umspielte seine Lippen.

Der Stern fiel vom Himmel und eroberte alle Schlösser und alle Länder? fragte er.

Der Kastellan nickte leise.

Und Ihr meint, daß der Traum mir gilt, und daß ich der gefallene Stern bin? fragte Napoleon.

Sire, ich erzählte nur, was der König geträumt hat, und in welcher Nacht und Stunde er den merkwürdigen Traum hatte, sagte der Kastellan. Se. Majestät hat ihn damals öfter erzählt, und alle seine Gesellschafter wußten darum. Aber Niemand konnte ihn sich deuten, und der König ist gestorben, ohne die Auflösung des Räthsels zu erhalten.

Ihr aber habt sie erhalten, sagte Napoleon mit einem spöttischen Lächeln. Ich bin der gefallene Stern, und ich bin gekommen, den Traum Eures Königs zu erfüllen, meint Ihr?

Sire, ich —

Ich werde Eure Schlösser in Schutt und Asche legen und Euer Land versengen? fuhr Napoleon mit rauhem Ton fort. Warum habt Ihr mich gereizt? Nicht ich habe den Krieg angefangen, da Ihr ihn wollet, habe ich ihn Euch gegeben. Aber sagt Euren Freunden und den guten Bürgern Potsdams, daß der Traum ihres Königs sich doch nicht ganz erfüllen wird. Es ist möglich, daß Euer König mich zwingt, ihm seine Schlösser zu zerstören, aber das Haus des Bürgers und die Hütte des Landmanns wird meinen Unwillen nicht zu empfinden haben und der Feuerbrand meines Zornes wird Eure Felder nicht verwüsten. Sagt das den guten Bürgern dieser Stadt, sagt ihnen, sie sollen sich nicht vor mir fürchten, denn niemals werde ich ihre Privilegien und Rechte angreifen und ihren Interessen feindlich entgegen treten. Und jetzt kommt, meine Herren, laßt uns weiter gehen.

Er durchschritt rasch das Zimmer und trat in das nächste Gemach ein.

Sire, dieß ist das Empfangszimmer Friederich des Großen, sagte der Kastellan, der dem Kaiser mit den Marschällen gefolgt war. Dort auf jenem Tisch liegt der vollständige Anzug, in welchem Se. Majestät die letzten Audienzen ertheilte. Seine Uniform, sein schwarzer Adler-Orden und Hut und Degen.

Napoleon eilte mit lebhaften Schritten zu dem Tisch hin und hob den Degen von dem Tisch auf. Ah, der Degen Friedrichs des Zweiten, rief er mit leuchtenden Augen. Er hat ihn oft geschwungen in siegreicher Hand, und sein Hut hat ein Haupt bedeckt, das mit dem Lorbeerkranz des Dichters und des Feldherrn geschmückt war. Dieß sind Trophäen, welche ich allen Schätzen des Königs von Preußen vorziehe. Ich will sie an meine alten Soldaten von den Feldzügen von Hannover senden. Der Gouverneur der Invaliden soll sie erhalten; er soll sie aufbewahren als ein Zeichen der Siege unserer großen Armee und der Rache, welche wir in Jena für die unglückliche Schlacht von Roßbach genommen haben. Und da mein lieber Bruder, der König von Preußen, mich auch zum Ritter seines schwarzen Adler-Ordens erhoben hat, so wird er mir wohl erlauben, diesen Ordensstern mitzunehmen, als ein Andenken an den größten König des Hohenzollerschen Herrscherstammes. Was bedeutet denn diese Klingel, welche da neben dem Hut liegt?

Sire, sagte der Kastellan traurig und zögernd, es ist die Klingel, deren sich der König während der ganzen Dauer seiner Regierung bediente, um die aufwartenden Herren aus den Vorzimmern und Nachts die Bedienten zu rufen.

Diese Klingel soll fortan in meinem Kabinet und auf meinem Schreibtisch stehen, sagte Napoleon. Herr Großmarschall, ertheilen Sie Ordre, daß alle diese Dinge eingepackt und sofort nach Paris gesandt werden, und fügen Sie zu diesen Dingen hier noch die Uhr aus jenem Zimmer hinzu, die Uhr, welche dem großen König so treu gewesen,

daß sie bei seinem Tode still gestanden und für keinen Andern die Stunde hat angeben wollen. Ich werde sie aufziehen, und für mich soll die Uhr Friedrichs des Großen wieder ihre Stunden schlagen. Führen Sie uns weiter, Herrr Kastellan.

(Fortsetzung folgt.)

Immergrün.

(Sonett.)

Zum Sonnenhügel, zu der Friedhofs-Mauer,
Zum munt'ren Bache, wie zu stillen Teichen
Gesellst du dich mit immer grünen Zweigen
Im Lenz' und Herbste, selbst beim Winterschauer.

O! Bild von uns'rer Hoffnung steter Dauer,
Die nicht allein zum Glücklichen und Reichen,
Zum Armen auch und Kranken sich will neigen
Und Jedem tröstend naht in seiner Trauer. —

Gleichwie die Menschen frische Kränze binden
Und noch mit Immergrün die Gräber schmücken
Im Herbste, wenn schon alle Blumen schwinden;

So will uns Hoffnung dem Verlust' entrücken,
Verheißt dem Scheidenden ein Wiederfinden
Und nach dem Tod' ein ewiges Entzücken.

Gustav Stoll.

Mannigfaltigkeiten.

Als Karl der V. von Tunis zurückkam, reiste er durch Kalabrien und that viel Gutes unterwegs. Als er Calabrien, ohne Getreide sah und man ihm sagte, das Land sey zu bergig und zu kalt, um Getreide zu tragen, ließ er Roggen aus Deutschland bringen, der vorzüglich gedieh, noch jetzt dort allgemein gebaut wird und der Herkunft wegen „Germano" genannt wird. In La Clava versammelte sich der Stadtrath, um zu berathschlagen, welches Geschenk man dem Kaiser wohl überreiche. Einige waren für Ananas, die Meisten erklärten sich aber für eine Art von Feigen, die man im Winter auf Strohdecken legt, wodurch sie bis zum März (in welcher Zeit der Kaiser kam) reif und sehr wohlschmeckend werden. Der Kaiser empfing die Abgeordneten sehr freundlich, rühmte die Schönheit der dargebotenen Früchte und fragte, ob sie viel davon hätten. „Ach," sagte der weise Vater der Stadt, „wir haben so viel, daß wir sie den Schweinen geben." — „Was!" rief Karl, „da habt Ihr Euere Feigen wieder" — und warf dem Sprecher eine ins Gesicht. Die Höflinge folgten dem Beispiele des Fürsten, und die armen Abgeordneten wurden sämmerlich zugerichtet. Auf dem Rückweg machte einer der weisen Senatoren, welcher meinte, alles dieß gehöre zum Ceremoniell der Audienz bei einem Kaiser, die Bemerkung, wie froh sie seyn könnten, sich für Feigen und nicht für Ananas entschieden zu haben, weil ihnen mit diesen sicherlich die Augen aus dem Kopfe würden geworfen worden seyn.

Als im Jahr 1810 inmitten der Stadt Eisenach fünf französische Pulverwagen in die Luft flogen und einen entsetzlichen Schaden anrichteten, theils an Gebäuden (indem zwei Straßen gänzlich vernichtet wurden und ein Brand noch nach der Katastrophe weiter wüthete, Fenster überhaupt gar nicht mehr existirten), theils an Menschen, da sechzig und einige augenblicklich zumeist in gräßlicher Weise getödtet wurden und Viele nachher noch starben, auch ein schrecklicher Typhus unmittelbar die Bevölkerung dezimirte: da sandte der Fürst von Reuß-Schleiz ein überaus gelegenes werthvolles Geschenk, bestehend in einigen Ladungen Fensterglas, ein Erzeugniß der dortigen reichen Glashütten. Dieß Präsent leistete außerordentliche Hülfe und verpflichtete die Bedürftigen zum wärmsten Dank. Im Jahr 1837 brannte bekanntlich die Stadt Schleiz zum großen Theil nieder, und Eisenach beeilte sich in rühmlichster Weise, einen Akt dankbarer Vergeltung zu üben, sowohl durch beträchtliche Kollekten, als namentlich durch Absendung von Kleidungsstücken und Stoffen, welche gleichfalls momentan einen höhern Werth besaßen als selbst die klingende Münze.

[Ein schöner Zug.] Man liest in einer Korrespondenz des „Pays" aus Kalkutta: Die Heldin unseres Salons ist in diesem Augenblick die schöne Miß Jameson, deren künftiger Gemahl, der junge Kapitän W.... zu Lucknow furchtbar blessirt wurde. Da er das linke Auge und einen Theil des Backens verlor und für sein ganzes Leben entstellt ist, so beauftragte er einen seiner Freunde, Miß Jameson vorzustellen, daß er es für Ehre und Pflicht halte, ihr ihr Wort zurückzugeben. — „Antworten Sie Georg — sagte das junge Mädchen — daß, so lange ein Stück von seinem Körper übrig seyn wird, groß genug um seine Seele zu enthalten, ich mich als seine Frau betrachten werde und nicht einwilligen kann, mein gegebenes Wort zurückzunehmen." — Was dieses Benehmen noch edler erscheinen läßt, ist das große unabhängige Vermögen der schönen Jameson und die Armuth des jungen Offiziers, der nichts hat, als seinen Degen.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Waitand t'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 287 Mittwoch, 2. Dezember 1857.

Ein Familienleben.

(Fortsetzung.)

Die Wellen des Aufruhrs hatten sich gelegt — der Sturm des revolutionären Elements, der Europa durchtobte und auch Deutschland so unsanft berührte, war vorüber, die Gesetzlichkeit und Ordnung hatte siegend die wahnsinnige Furie wüster Anarchie gebändigt. — Auch ihre fanatischen Apostel waren vom Schicksal ereilt, sie suchten theils in der Flucht nach fremden Welttheilen ihr Heil, theils in kläglicher Verleugnung des früheren Systems als Reaktionäre sich demüthigend, Schutz und Vergessenheit, unbekümmert um die allgemeine Verachtung, die ihnen ziemlich überall sagen mußte, wie elend dieser plötzliche Wechsel erschien.

Bernhard von Notting gehörte weder zur einen, noch der andern Kaste. Sein republikanischer Stolz verschmähete, wie die Flucht so auch die Verleugnung der Grundsätze und Handlungen, die ihn bald nach eingeleiteter Untersuchung einstweilen auf die die Festung ** brachten. Sein Prozeß schwebte vor dem obersten Gericht, und sein geschickter und kühner Vertheidiger, angeregt von der bedeutenden geistigen Individualität des jungen Mannes, seiner unerschrockenen Haltung und Freimüthigkeit, mit der er nichts, was ihn verdammen konnte, leugnete, oder zu entschuldigen strebte, versprach Alles aufzubieten, daß sein Schicksal sich möglichst erträglich gestalte. Die Akten schwebten in letzter Instanz zum Spruch.

Bernhard saß eines Abends in seinem kleinen Zimmer, durch dessen vergitterte Fenster die sinkende Sonne ihre letzten Strahlen sandte; er hatte gelesen und schob die Zeitungen und Journale, die vor ihm lagen, mit verächtlichem Lächeln hinweg. Erbärmliche Welt noch weit erbärmlichere Menschen, die jetzt da kriechen, wo sie erst von antiker Größe raisonirten, den Tod für's Vaterland, für die Idee seiner Freiheit als das seligste Märtyrerthum priesen — und nun — nun — o sie verdienen den blutigen Spott, mit dem die Mit- und Nachwelt ihr kindisch-lächerliches Beginnen geißelt und geißeln wird, so lange das letzte Blatt der Geschichte noch unbeschrieben im großen Buche der Zukunft bleibt — und ich — o daß ich daß ich diesen Erbärmlichen glauben, trauen, folgen — daß ich sie fähig halten konnte, männlich zu stehen und zu fallen für ein großes unsterbliches Werk — ich bin bestraft — mir geschieht Recht.

Er versank wieder in sich — da klopfte es leise, dann stärker an seine Thür — das Schloß rasselte — der Schließer und mit ihm der alte Diener des Kommandanten trat herein.

Vergeben Sie, mein Herr, sagte der alte Mann freundlich, indem er durch einen Seitenwink den Schließer entfernte — vergeben Sie, wenn ich Sie noch so spät stören mußte — der Herr Oberst, der hart am Podagra darniederliegt, meldet Ihnen, daß ein fremder Herr, der sich bereits bei ihm legitimiert, Sie zu sprechen wünscht; — er langte schon zu Mittag an, hat bei Herrn Oberst gespeist, und die Erlaubniß erhalten, eine Stunde bei Ihnen zu verweilen — er wird sogleich hier seyn.

Ich mag Niemand sprechen, entgegnete Bernhard mürrisch.

Doch, lieber Herr — wir sahen diese Antwort voraus, da sie sich bis jetzt beharrlich weigerten, irgend wen zu sehen, der nicht von Amtswegen zu Ihnen kömmt — selbst bei dem Herrn Vater machten Sie ja keine Ausnahme — aber

Bernhard zuckte unmerklich zusammen — wozu führt das? — ich bin Gefangener und kein Gegenstand für müßige Neugier.

Der Herr Oberst meldet Ihnen, sagte der Alte so leise, daß der vor der Thür weilende Schließer es nicht hören konnte — es würde Sie reuen, wenn Sie den Fremden nicht empfingen.

Bernhard dachte einen Augenblick nach. — „Er mag kommen."

Anton, wendete sich der Alte zum Schließer, der Herr Oberst befiehlt, du sollst die Thüre hinter dem Fremden verriegeln, und nach einer Stunde, sobald die Wache abgelöst ist, ihn heraus lassen, dann aber sogleich zum Herrn kommen — hier die Beglaubigung.

Der Schließer nahm das Papier, studirte und

faltete es bedächtig wieder zusammen. — „Schon gut!“ —

Er ging.

Der alte Diener schaute mit einer gewissen Wehmuth auf den Gefangenen.

Sehen Sie mich doch einmal an, lieber Herr, sagte er bittend, ich bin Ihnen seit den 6 Monaten, daß wir Sie hier haben, so gut geworden, Sie sind, obgleich ich das zu einem so vornehmen jungen Herrn kaum zu sagen wage, meinem virstorbenen Sohn so ähnlich — ich gehe ihm vielleicht bald nach, da — möchte ich Sie gern noch einmal recht ansehen.

Bernhard hob den auf die Brust gesenkten Kopf empor; — du wirst mich noch oft sehen, Alter, sagte er trübe lächelnd, ich werde wohl lange genug bei Euch bleiben — vielleicht für immer.

Wer weiß, lieber Herr, Gott führt seine Heiligen oft wunderbar — nun erlauben Sie mir, Ihre Hand zu küssen — so! — nun leben Sie wohl — der Himmel sey mit Ihnen!

Er hatte rasch Nottings Hand ehrerbietig an die Lippen gedrückt, drehte sich um und verließ schnell das Zimmer; — in der Thür wich er vor dem eben Eintretenden — der in einen Mantel gehüllt sich näherte, zur Seite und schlüpfte hinaus; — die Riegel wurden rasselnd von außen vorgeschoben.

Bernhard war erwartungsvoll aufgestanden; — der Fremde lüftete die über den Kopf gezogene Kapuze des weiten Mantels.

Lord G—! rief Bernhard überrascht — welches Wiedersehen! —

Nicht wahr, das hätten Sie nicht erwartet, begann der Engländer mit der gewohnten Ruhe, den einzig noch übrigen Stuhl ergreifend, den er neben den des Gefangenen stellte und sich darauf setzte. — Ja, ja, ich hörte als ich eintrat, wie der alte Kammerdiener meinte, Gott führe seine Heiligen oft wunderbar — nun ein Heiliger sind Sie just nicht, aber doch ein ganz passables Mutterkind, was wohl eine bessere Luft als in diesem dumpfigen Loche verdient, und für welches man allenfalls ein dauerndes Interesse bewahren kann — wie z. B. ich thue, und — noch andere Leute.

Mylord, was wollen Sie damit sagen? — spotten Sie eines Unglücklichen?

Ist nicht meine Sache — nur wiederholen, was ich früher schon sagte; — Sie haben unklug Ihr Leben, Ihre angenehme Situation und Alles, was Ihnen damals das Glück noch aufgehoben haben konnte, zerstört. — Sie wollten eine neue Aera herauf beschwören, einen Staat, eine Verfassung kreiren helfen, wo Milch und Honig fließen, und die ganze Menschheit ein immerwährendes Bankett feiern sollte. — Pah! das sind tolle Träume! — Ich habe auch einst geträumt, aber man muß es dabei lassen — in müßigen Stunden, im halben Schlummer und bequemen Lehnstuhl ein bischen zu phantasiren — das ist ganz behaglich, nur nicht etwa gar die Traumgeschichte in Realität übersetzen wollen — zu derlei Unternehmungen findet sich kein vernünftiger Verleger — das sind garstige Krebse, die hernach die Scheeren in Mark und Bein bohren.

Wie wahr! wie wahr! seufzte Bernhard, und schlug mit der geballten Faust an die Stirn.

Nun gemach! sprach der Lord, ich denke, Sie haben Zeitlebens an der Lehre genug, und die Ueberzeugung, wie jämmerlich Sie sich täuschten, aber Sie sollen deßhalb nicht ganz verloren gehen — können noch sich und der Welt nützen — drum fort von hier!

Wie? fort? Lächerlich! Soll ich fruchtlos eine Flucht versuchen, die mir nicht gelingen würde — soll ich entehrt wie der *** mich fortschleppen lassen? — Nein! Nimmermehr!

Still! — Sie sind als der gefährlichste Unruhestifter, als Barrikaden-Vorkämpfer, als Aufwiegler durch revolutionäre Vorträge und alle Mittel der Presse angeklagt. — Ihr Vertheidiger ist nicht durchgedrungen, die Anklage haftet am Hochverrath — Sie sind verurtheilt, der Spruch gefällt — noch ist's unentschieden und hängt von der Gnade des Monarchen ab, ob — lebenslängliche strenge Haft oder — die Kugel — vielleicht auch — man will ein Exemplar statuiren — das Schwert.

Bernhard saß regungslos. —

Denken Sie an Ihre Familie — an Ihren alten Vater — Sie sind jung, begabt, ein langes, glückliches Leben kann Ihnen vielleicht noch werden — ich habe die Mittel, Ihre Flucht zu fördern, und alles in Bereitschaft.

Bernhard war aufgesprungen — seine Augen leuchteten; — wodurch erwarb ich mir diese warme Theilnahme? — die Menschheit ist so erbärmlich und freut sich des Verderbens des Einzelnen, der anders zu seyn wagte, als die elende Menge — wodurch also?

Zeigt die Vergangenheit Ihnen kein holdes Bild, dem Sie einst nahe zu stehen strebten?

Ein Bild? — woran mahnen Sie mich! — Florentine — sie warnte mich — o Florentine! —

Ist seit sechs Wochen meine Gattin und gedenkt noch mit Wohlwollen des jungen republikanischen Schwärmers, der gegen die Warnung der klügern Freundin taub, sein sicheres Schiff in rasender Verblendung dem Abgrunde zutrieb — aber ihre treue Anhänglichkeit ruhte doch nicht, bis wir Mittel gefunden, Sie zu retten — und nur um diesen Preis erhielt ich ihre Hand.

Bernhard verhüllte das Gesicht mit beiden Händen; auch der Lord schwieg.

Ein lange Pause.

Ihre Regierung muß der Strenge des Gesetzes den Lauf lassen — Sie sind durch die obgedachten Anschuldigungen so gravirt, daß sie es muß, aber die Rücksicht auf Ihre geachtete, als konservativ bekannte Familie, das Mitleiden mit dem jungen Unbesonnenen — endlich — warum soll ich es nicht sagen — meine und meines Schwiegervaters rastlose Wirksamkeit und — meine Guineen haben gesiegt — man will ein Auge zudrücken, wenn Sie fliehen, ehe noch die Bestätigung des richterlichen Spruchs in letzter Instanz mit der Unterschrift des Monarchen einen noch engern Gewahrsam bringt, und jede Flucht unmöglich machen wird. Diese Nacht ist die einzige, letzte, denn morgen werden Sie hinweg und nach ** gebracht, und ich bin dann außer Stande, etwas für Sie zu thun.

Bernhard blieb regungslos.

(Fortsetzung folgt.)

Napoleon in Potsdam.

(Fortsetzung.)

Der alte Mann warf einen langen schwermuthsvollen Blick auf die verehrten Heiligthümer, welche man ihm entreißen wollte, und nahm mit einem schweren Seufzer von ihnen Abschied. Dann geleitete er den Kaiser weiter. Er zeigte ihm die Bibliothek, in welcher Friedrich während seiner letzten Lebensjahre alle Stunden, die ihm die Regierungsgeschäfte übrig gelassen, zugebracht hatte, keiner andern Gesellschaft begehrend, als seiner Bücher; er führte ihn alsdann in die Zimmer, welche Voltaire bewohnt hatte, und ließ den Kaiser ein Papier sehen, auf welches der König Verse geschrieben, die Voltaire mit Randbemerkungen und Korrekturen versehen hatte.

Napoleon betrachtete Alles mit der größten Theilnahme und Aufmerksamkeit und ließ sich dann in den langen und schönen Gang führen, in welchem Friedrich begleitet von seinen Hunden bei schlechtem Wetter seine Promenade zu machen pflegte.

Die Wände dieses Ganges waren geschmückt mit allerlei Gemälden und Kupferstichen, die indeß nicht alle der Lebenszeit des großen Königs anzugehören schienen, denn man sah da Bilder und Kupferstiche, welche des Königs Sterbestunde und sein einsames nächtliches Leichenbegängniß darstellten, und wieder andere, welche die Scene behandelten, wie der junge König Friedrich Wilhelm der Zweite an der Leiche seines großen Oheims stehend mit Thränen in den Augen, die Hand auf das Haupt Friedrichs gelegt, schwört, seinem Volk ein guter und gerechter Herrscher zu seyn.

Und was bedeutet dieses Bild hier? fragte Napoleon, auf einen Kupferstich dicht daneben deutend.

Sire, sagte der Kastellan verwirrt, das ist ein Kupferstich, welcher das Grabgewölbe des Königs darstellt. Es gehört nicht hieher und ist nur von mir hier vorläufig aufgestellt. Der Künstler, welcher es gemacht hatte, sandte dieses Exemplar hieher mit der Bitte ihm in Sanssouci irgendwo eine Stelle zu gönnen, und ich hing es hier auf, bis der König anders darüber bestimmen würde.

Aber was bedeutet denn dieses Bild? fragte Napoleon, dessen flammende Augen unverwandt auf dem Bilde ruhten. Da ist der Sarg Friedrichs, daneben stehen zwei Männer in Uniform und eine schöne Frau, und alle Drei haben sie in gar seltsamer und theatralischer Weise die Hand zum Schwur gehoben. Ach, ach, jetzt begreife ich. Das ist die Scene vom vorigen Jahr, die Scene, wie der Kaiser Alexander am Grabe Friedrichs Abschied nimmt von dem König und der Königin, mit ihnen den Bund ewiger Freundschaft schließt und den Bund ewiger Feindschaft gegen Frankreich beschwört. Nicht wahr, das soll dieß Bild darstellen?

Ja, Sire, es ist so, sagte der Kastellan schüchtern.

Napoleon rief mit einem Blitz seiner Augen seine Marschälle zu sich heran. Sehen Sie da, meine Herren eine jener theatralischen Scenen, mit welchen man hier in Preußen gegen mich deklamirte, während ich schwieg, aber gegen sie rüstete, sagte Napoleon mit einem höhnischen Lächeln. Wenn der König von Preußen die Schwüre, die er seinem Volk geleistet, nicht besser erfüllt, wie diesen hier, so beklage ich sein Volk, er aber ist der Rache der Götter verfallen, welche darauf halten, daß die Menschen ihre Schwüre erfüllen, oder von ihren Schwüren zerschmettert werden! Kommen Sie, meine Herren, wir haben hier genug gesehen, wir haben gesehen, wo Friedrich der Zweite lebte, jetzt wollen wir ihm noch einen letzten Besuch in seiner Gruft machen. Wo steht der Sarg?

In Potsdam, Sire, in der Kirche dicht neben dem Schloß.

Es ist gut! Kommen Sie, meine Herren! Und Sie, Herr Kastellan, vergessen Sie nicht, daß der Traum des Königs sich nicht ganz erfüllt hat. Der gefallene Stern ist nur den übermüthigen Königen, welche ihm trotzen wollen, ein verzehrendes Feuer, nicht aber den Völkern, welche sich ihm in Gehorsam unterwerfen.

Er nickte dem Kastellan einen flüchtigen Gruß zu und trat aus der Halle in den Vorsaal und von da in die äußere Säulenhalle, wo die Pferde für den Kaiser und seine Suite bereit standen!

Der Kastellan schaute der glänzenden Cavalcade mit trüben Blicken nach. Er sieht aus, wie ein

Marmorbild, murmelte er leise vor sich hin, ich glaub' auch, er hat kein Herz in seiner Brust. Es ist Alles an ihm von Marmor. Wenn er mein Herz hätte, würde er's nicht wagen, hieher zu kommen und mit räuberischer Hand die heiligen Andenken an unsern großen König an sich zu reißen. Ich muß doch sehen, ob es wirklich geschehen ist.

Und der Greis verließ die Halle und eilte mit jugendlicher Hast durch die Zimmer dahin nach dem Audienzzimmer zurück.

Ja, es war geschehen! Der Hut und der Degen, der schwarze Adler-Orden und die Klingel waren von dem Tisch verschwunden.

Der alte Kastellan ächzte tief und eilte weiter in das Wohnzimmer. Sein angstvoller Blick flog hinüber nach dem Ort, wo sonst die Uhr gestanden. Auch sie fehlte auf dem Piedestal.

Aber von dem Vorzimmer her vernahm er lautes Sprechen und Lachen, und wie der Kastellan dahin eilte, sah er da Einige von der untern Begleitung des Kaisers, welche den Befehlen des Großmarschalls zufolge, damit beschäftigt waren, die Sachen in einen Korb zu packen, und sich dabei belustigten über die seltsame und geringe Beute, welche ihr Kaiser hier gemacht habe, zu spötteln und zu lachen. Die alten ergrauten Diener Friedrichs des Großen standen daneben und schauten mit Thränen in den Augen zu, wie man ihnen die Schätze ihrer heiligsten Erinnerungen entführte.

Eben war man damit beschäftigt, die Uhr über den andern Dingen in den Korb zu legen. Der Kastellan eilte zu ihr hin, und seine Hand auf das Zifferblatt legend, sagte er leise: Lebe wohl! Des großen Friedrichs Augen haben oft zu dir hingeschaut und oft dich betrachtet. — Das waren auch Sterne, seine Augen, aber keine gefallenen Sterne, und sie verbrannten und versengten nicht, sondern sie beglückten. Lebe wohl, Du treue Uhr, die in meines Königs Sterbestunde verstummte vor Schmerz. Wenn seine Sterbestunde kommt, so schlag' sie laut und freudig an, so fange sie wieder an zu gehen, denn dann ist die schlimmste Zeit überwunden und der gefallene Stern ist ausgebrannt. Lebe wohl, und schlage bald diese Stunde.

Mit noch düsteren Blicken, als er gekommen, ritt der Kaiser mit seinem Gefolge wieder durch die öden stillen Straßen Potsdams dahin. Langsam und feierlich wie ein Trauerzug bewegte sich die glänzende Cavalcade nach der Kirche hin, in deren unterem Gewölbe der Sarg mit des Königs Leiche stand.

(Schluß folgt.)

Ich möcht' ein junger Schäfer seyn &c.

Ich möcht' ein junger Schäfer seyn
Bei Lenz' und Liebesscherz;
Ich schlösse Dich als Schäfchen ein
In meiner Hürde Herz.

Die Lieb' als Stab in meiner Hand,
Den Frohsinn als Schalmei,
Die Hoffnung nähte mir's Gewand,
Die Wache hielt' die Treu'.

Am heißen Tag, in kalter Nacht
Wär' ich vereint mit Dir,
Du schenktest für die treue Wacht
Zum Lohn' die Liebe mir. —

Und wenn Dich einstens trennen will
Von mir des Todes Arm,
So ruht sich's in der Grube still
Bei meinem Schäfchen warm. —

Gustav Stoll.

Mannigfaltigkeiten.

Ein aus Island zurückgekehrter Naturforscher berichtet, daß dort eine Art großer und gefräßiger Raben lebe, die beim Herannahen des Winters Versammlung halten, und die einzelnen Distrikte unter sich vertheilen. Wehe dem, der einen derartigen Flurbann bricht und in einen fremden Distrikt einfällt! Es geht ihm wie dem Hund in Konstantinopel, der seine Straße verläßt. Versammeln sich die Raben in Island zweimal, so bedeutet dieß einen harten Winter. Im Uebrigen bezeugt mein Gewährsmann, daß die Witterung der nördlichen Polargegenden das grade Gegentheil bildet zu der Witterung in unserer gemäßigten Zone.

[Eine etwas späte Heirath.] Dieser Tage fand in der Nähe von Brüx eine Trauung statt, bei welcher der Bräutigam 64, die Braut 75 Jahre zählte; sie geschah Früh 5 Uhr bei geschlossener Thüre, um vor Neugier gesichert zu seyn.

Wenn man auch „alle Weiber hassen“ könnte, und man dächte nur an „ein Weib“ — an die „Mutter“ — man müßte wieder „alle lieben.“

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 288 Donnerstag, 3. Dezember 1857.

Ein Familienleben.

(Fortsetzung.)

Der Lord schüttelte unwillig den Kopf. — So hören Sie mich doch! — die Wachen sind zurückgezogen, Sie nehmen meinen Mantel und gehen durch die Seitenthüre links, den Korridor entlang die schmale Wendeltreppe hinab, hier finden Sie den alten Diener des Kommandanten, er begleitet sie schweigend bis zum Ausgange der Werke — dort steht mein Wagen, bei der letzten Wache, gibt der Alte die Ordre des Obersten ab, daß meine Equipage passiren könne — Sie steigen ein — in einer Stunde haben sie B. und die Eisenbahn erreicht. — Sie gehen nach Hamburg — hier — er zog sein Taschenbuch hervor — sind Wechsel auf Rothschild — Sie finden beim Bankier X., der bereits vorbereitet ist, Aufnahme und Rath für Ihre Zukunft. — Der Dampfer Vulkan liegt dort vor Anker und segelt in zwei Tagen nach New-York — X. gibt Ihnen neue Kreditbriefe und Empfehlungen nach Amerika — Sie wählen, geleitet durch klugen Rath ihren künftigen Beruf, sey es als Soldat, durch Zivil-Anstellung oder als Farmer in rüstiger Thätigkeit — wir geleiten Sie mit unsern guten Wünschen, und Florentine sendet Ihnen dieß.

Er gab ihm ein Etuis; — es enthielt eine kleine künstliche Arbeit und auf dem Blättchen, was darum geschlungen war, die Worte:

„Reisen Sie mit Gott und denken unser — auch wir thun es und wünschen Ihnen ein reines sicheres Glück — mein edler Gatte kennt und billigt den Antheil, den stets an Ihrem Schicksale nehmen wird

Florentine."

Unsinniger, Rasender, der ich gewesen, rief Bernhard im überwallenden Schmerze, das Papier an seine Lippen drückend, o ich verscherzte durch eigene Schuld den Himmel im Besitz des engelgleichen Wesens, was ich doch so glühend geliebt — ich selbst, ich allein verschuldete mein Loos.

Geben Sie sich zufrieden, sagte der Lord mit unerschütterlichem Gleichmuth, es tröste Sie die Ueberzeugung, daß Florentine glücklicher an meiner Hand geworden ist, als mit einem jungen Brausekopf, der für das praktische Leben ganz untüchtig erschien. — Zeigen Sie durch Ihre künftigen Handlungen, daß Sie ihrer werth waren — und nun fort — die Zeit ist vorüber — es ist neun Uhr, und später schöpft man Verdacht — hier mein Mantel — und das Taschenbuch! — ich bleibe ruhig hier und lege mich auf Ihr Bett, bis man dem Gefangenen das Frühstück bringt, und mich findet — he! he! es wird einen excelenten Spaß geben!

Notting stürzte dem Lord in die Arme: — mein Wohlthäter — mir mehr als Vater — wie soll ich Ihnen danken! —

Das wird sich zeigen, wenn Ihre Briefe uns gute Kunde bringen, und nun fort — God dam! zaudern Sie nicht länger.

Eine stürmische Umarmung, der Lord warf ihm den Mantel um die Schultern, und steckte behutsam das Taschenbuch in eine verborgene Falte des weiten Rocks.

Nun fort — fort.

Bernhard eilte nach der Thür, die auf ein Zeichen des Lords sich leise öffnete; — noch einmal kehrte Bernhard zurück — sagen Sie an Florentinen — sie solle mich nicht vergessen — wir sähen uns ja nie wieder.

Ich besorge es — fort! — und Gott geleite Sie! —

Die Thür schloß sich hinter dem Forteilenden. — Lord G. zündete Licht und eine Cigarre an, dann warf er sich behaglich auf das dürftige Bett und murmelte: „Florentine wird sich freuen, daß Alles glücklich vorüber ist und mir endlich doch ein bischen gut werden."

Ein kurzer stürmischer Februartag neigte sich zu Ende — ein schnelles Thauwetter hatte ringsum die Gegend, wo das kleine Gut der Amtmännin H. lag, den moorigen Boden erweicht; der Fluß war

ausgetreten, die Wiesen standen unter Wasser, die Wege waren fast unfahrbar geworden. Der Regen vermischt mit andauerndem Schneegestöber klatschte an die Fenster des Wohnhauses, und der Wind heulte in seltsamen Tönen durch den Schornstein. Aber innerhalb der geräumigen freundlichen Stube herrschte eine traulich-freundliche Häuslichkeit. Die Lampe erhellte bereits das von angenehmer Wärme durchströmte Zimmer, am Tisch saß die Mutter, einen ziemlich langen Brief in der Hand — unsern nähte Röschen emsig, und der freudestrahlende Blick des lieblichen Mädchens flog von der Arbeit oft auf die lesende Mutter, die dieß gewahrend, dann ein unmerkliches Lächeln kaum unterdrücken konnte. — Die kleine Willy aber saß ernsthaft bei einem Rechenexempel, dessen Lösung am nächsten Morgen der Herr Kantor erwartete und studirte mit einem oft durch Ach und O's hörbaren Eifer das arithmetische Ungethüm, dessen Entzifferung ihrem kleinen Köpfchen noch nicht recht begreiflich ward.

Bitte, liebste Mutter, lies mir doch nur noch einmal die Stelle über Rottings ersten Besuch und das Urtheil der Gräfin Pathe vor, hob Röschen schüchtern an, ihre Ansichten sind so klar als vortrefflich, sie hat, ungeachtet ihres Alters, einen so blühenden Styl — man kann aus jedem Worte lernen.

Und da möchtest Du wohl besonders gern lernen? scherzte die Mutter — nun, ich will Dir die Gelegenheit zu solcher Ausbildung nicht vorenthalten. — Höre denn! —

Röschen erröthete und nähete um so unermüdlicher fort.

Die Mutter suchte die bezügliche Stelle des Briefes und las:

Der junge Mann gefiel mir gleich durch die einfache, aber gewandte Art, wie er sich bei mir einführte, und wir kamen bald in ein anregendes Gespräch. Seine nicht gewöhnliche Bildung bei einer seltenen Bescheidenheit, wie sie jetzt wohl den wenigsten so begabten jungen Männern eigen seyn mag, die Ehrerbietung, ich möchte sagen Pietät, die er meinen vielleicht veralteten Ansichten bewies, mußte, verbunden mit seinem angenehmen Aeußern, für ihn einnehmen. Ich lud ihn ein, öfter zu kommen, wenn seine Zeit es erlaube, und das Opfer mit einer alten Frau zu verkehren, ihm nicht zu groß erschiene. Seine Antwort war so verbindlich als rührend. — Seitdem kam er öfter, brachte oder schickte mir Zeitungen und Bücher, las mir, wenn er seinen dringenden Geschäften irgend ein Stündchen entziehen konnte, auch wohl eine besonders interessante Thatsache vor; — kurz, wir wurden immer bekannter, und ich mußte ihm, der mir eine beinahe kindliche Ehrerbietung zeigte, auch bald meine mütterliche Zuneigung schenken. Er ist als Assessor mit einem nicht bedeutenden Gehalte hier beim Land- und Stadtgerichte angestellt, aber wie ich gehört, wird eine weitere vortheilhafter Beförderung nicht lange anstehen; das freute mich wohl seinetwegen, doch hätte ich gewünscht, daß solche ihn nicht von hier rufen, und mir diese unerwartete Freude meines Alters nehmen möchte. — Von unserem Eduard vernahm ich lange nichts. — Die letzte Nachricht war betrübend, er schrieb fast verzweiflungsvoll, man quäle das arme Mädchen, seine erst durch abscheuliche Kabale verlorene und dann wieder gewonnene Braut mit unerhörter Härte. — Der Vater, auf den allein noch zu rechnen gewesen, sey schon seit mehreren Monaten abwesend, die Angelegenheiten des jüngeren Sohnes, der bei den revolutionären Umtrieben der Demokraten-Häuptlinge stark kompromittirt worden, zu ordnen — er sähe für sich und seine Margaritha beinahe keinen andern als einen gewaltsamen Ausweg! — Gott weiß, was er damit meinen mag! — Der Brief war so leidenschaftlich und trostlos, daß er mir viele schlaflose Nächte, ja mich fast krank gemacht hat. — Der junge Rotting, der mich täglich besuchte, ging mit zarter Schonung der Seinigen über diese traurigen Verhältnisse hinweg, als sie im Laufe des Gespräches unwillkürlich berührt wurden — ich dachte oft, wie glücklich Röschen mit —«

Hier hielt die Amtmännin inne, und lächelte still in sich hinein — die Tochter aber sprang stürmisch auf und fiel ihr um den Hals. — Sieh'st Du, mein Mutterchen, Paul erwarb sich nicht blos meine Liebe, er wußte auch die jener herrlichen Matrone zu gewinnen, und ist wohl der Deinigen werth — nicht wahr, Du wirst ihn gern als Sohn an Dein mütterliches Herz schließen? —

Die Mutter entzog sich lächelnd den stürmischen Liebkosungen der Tochter. — Nun, wir werden ja sehen, wenn die Zukunft sicher gestellt ist, und der junge Mann und mein Röschen nun einmal den Eigensinn haben, ihren Kopf durchsetzen zu wollen, so — —

Eine plötzliche Unruhe außerhalb unterbrach die Rede der Amtmännin, das Hofthor ward geöffnet, und ein Wagen rollte herein.

Mein Gott, was ist das, wer kommt noch so spät bei diesem Wetter, diesen grundlosen Wegen — rief die erstaunte Frau, und als mehrere Stimmen laut wurden: Ist's denn möglich, sollte das Eduard seyn? — und eilte gefolgt von Röschen dem Kommenden entgegen.

Sellberg trat herein, die todtenbleiche Margaritha führend.

Schwester Charlotte, sagte er mit gepreßter Stimme, hier meine Braut — meine arme, von den Eltern verstoßene Braut — nimm sie auf in Dein

Haus, an Dein schwesterliches Herz, sie ist dessen werth, und hülf- und heimathlos. —

Margaritha sank ohne Laut auf das Sopha; — erst nach längerer Zeit erholte sie sich unter dem liebreichen Beistande der Mutter und Tochter hinreichend, um den Hergang zu erzählen.

(Fortsetzung folgt.)

Napoleon in Potsdam.

(Schluß.)

Der Küster und sein Begleiter eilten mit dem großen Schlüsselbunde und der brennenden Fackel dem Kaiser voraus durch die halbdunklen schweigenden Gänge und öffneten die schweren rasselnden Eisenthüren, die zu dem Gewölbe führten.

Napoleon trat ein. Einen Moment blieb er auf der Schwelle stehen und betrachtete staunend dieses schlichte düstere Gewölbe, dessen Wände keine Trophäen, keine Dekorirungen trugen und diesen schlichten hölzernen Sarg, der einfach, kahl und einsam inmitten dieses düstern Raumes stand. Hinter ihm sah man die Gesichter seiner Marschälle, die mit neugieriger Verwunderung herein schauten.

Ach, sagte Napoleon, mit einer leisen Hauptbewegung sich zu ihnen wendend und mit der Rechten nach dem Sarg hindeutend, ach, man muß sich durch sehr viele Großthaten ausgezeichnet und sehr viel unsterblichen Ruhm erworben haben, um so allen Prunkes und aller Erdenherrlichkeit entbehren zu können.

Er schritt weiter in das Gewölbe vor und trat dicht an den Sarg hin; die Arme in einander schlagend, die Stirn in düstere Falten gelegt, die Lippen fest aufeinander gepreßt, schaute der Kaiser lange und unverwandt auf den Sarg hin. Das Licht der Fackel beleuchtete mit hellem Schein das düstere Angesicht Napoleons; indem sich sein bleicher Kopf allein und frei aus der Dunkelheit hervorhob, hätte man meinen mögen, eins der marmornen Cäsarenbilder, die auf der Terrasse von Sanssouci standen, sey von seinem Piedestal herabgestiegen, um dem todten König in seinem Sarge einen Besuch zu machen.

Endlich, nach einer langen Pause kam wieder Leben und Bewegung in die Marmorgestalt, und das Auge Napoleons blitzte wieder in seinem gewohnten kühnen Feuer. Er deutete mit einem seltsamen Lächeln auf den Staub hin, welcher auf dem Sargdeckel lag.

Staub da außen und Staub da innen, sagte er, und doch war der Staub da innen ein großer Held, und doch ist dieser Staub hier außen dauerhafter, als es die Schwüre gewesen sind, die vor kaum einem Jahr hier Kaiser Alexander mit dem König und der schönen Königin gewechselt hat. Selbst der Kuß, den Alexander damals auf Friedrichs Sarg gedrückt, ist nicht mehr sichtbar, der Staub ist darüber hingeweht, der Staub hat Alles gleich gemacht.

Und wie er so sprach, zog er mit seiner Hand leise Linien über den Staub hin, und ohne es zu wissen vielleicht, ganz mechanisch, schrieb sein Finger ein großes N in den Staub des königlichen Sarges.

Da wandte er sich um und verließ hastig die dunkle Halle, um in das Königsschloß zurückzukehren.

Die Hände auf dem Rücken gefaltet, ging der Kaiser lange in seinem Kabinet auf und ab, da klingelte er hastig und befahl dem Chef seines Kabinets, Herrn von St. Prie zu rufen.

Setzen Sie sich, rief Napoleon dem Eintretenden entgegen, nehmen Sie eine Feder, ich will Ihnen mein achtzehntes Bulletin diktiren.

Herr von St. Prie nahm vor dem Schreibtisch Platz, Napoleon ging langsam auf und ab und diktirte mit lauter strenger Stimme: „Der Kaiser ist am fünfundzwanzigsten Oktober in Potsdam angekommen und in dem Königlichen Schloß abgestiegen. Er besichtigte dort gleich am ersten Tage Sanssouci und die Umgebungen von Potsdam. Er hielt sich einige Zeit in den Zimmern Friedrichs des Zweiten auf, wo sich alles noch in dem nämlichen Zustand wie bei dessen Tode befindet. — Man hat in dem Zeughaus von Berlin fünfhundert Kanonen, mehrere hundert tausend Pfund Pulver und mehrere Tausend Gewehre gefunden. — Als einen auffallenden Umstand bemerkt man, daß der Kaiser am nämlichen Tage und zur nämlichen Stunde in Potsdam angekommen und in den nämlichen Zimmern abgestiegen ist, wie der Kaiser von Rußland auf seiner vorjährigen Reise, die für Preußen so verderblich geworden ist. Von diesem Augenblick an vergaß die Königin die Sorge für ihre innern Angelegenheiten und die wichtigsten Geschäfte der Toilette, um sich mit Staatsangelegenheiten zu befassen, auf den König Einfluß zu gewinnen und überall das Feuer anzufachen, von dem sie besessen war. Das Resultat jenes berühmten Schwurs, welcher am vierten November 1805 abgelegt wurde, ist die Schlacht von Austerlitz und die Räumung Deutschlands von Seiten der russischen Armee in den vorgeschriebenen Etappen gewesen. Man veranstaltete acht und vierzig Stunden nachher von jenem Schwur am Sarge Friedrichs des Großen einen Kupferstich, den man in allen Läden findet, und der selbst die Bauern lachen macht. Man sieht darauf den schönen Kaiser von Rußland, neben ihm die Königin, und auf der andern Seite den König, der die Hand über dem Sarge Friedrichs des Großen erhebt; die Königin mit einem Shawl drapirt, ungefähr wie

man auf den Londoner Kupferstichen Lady Hamilton sieht, legt die Hand auf ihr Herz und scheint nach dem Kaiser von Rußland zu blicken. Man begreift nicht, wie die Polizei von Berlin eine so elende Satire hat können verbreiten lassen. Auf jeden Fall hat der Schatten des großen Friedrichs nur mit Unwillen auf diese ärgerliche Scene blicken können. Sein Geist, sein Genie, seine Wünsche gehören der französischen Nation an, die er sehr hoch achtete und von der er sagte, daß, wenn er ihr König wäre, ohne seine Erlaubniß kein Kanonenschuß in Europa abgefeuert werden dürfte. — Aus Sanssouci kommend, hat der Kaiser auch die Gruft Friedrichs des Großen besucht. Die Asche dieses großen Mannes ruht in einem hölzernen Sarge, der mit einem kupfernen überdeckt ist und in einem Gewölbe ohne alle Draperien, ohne Trophäen, ohne irgend Etwas, das an seine Heldenthaten erinnert, steht. Der Kaiser hat dem Invalidenhotel zu Paris den Degen Friedrichs, seine Dekoration des schwarzen Adlerordens, so wie die Fahnen, welche des Königs Garde im siebenjährigen Kriege führte, zum Geschenk gemacht. Die Veteranen werden Alles, was einem der größten Feldherren, den die Geschichte kennt, angehört hat, mit heiliger Ehrfurcht empfangen.

Mannigfaltigkeiten.

Am 20. Nov. hat zu Potsdam eine in vielem Betracht Aufsehen erregende Gerichtsverhandlung stattgefunden. Eine in Sacraw wohnende verwittwete Majorin v. Lescinska hatte die beiden Kinder ihres Bruders, eines früheren Ritterguts-besitzers, der noch in Preußen lebt, in Pflege und dieselben, während sie bei dem Gastwirthe Boas in Sacrow wohnte, daselbst an einem anderen Orte einer von ihr angenommenen Gouvernante in besonderer Aufsicht gegeben. Im August d. J. verlautete, die Kinder seyen schon lange auf sehr tyrannische Weise behandelt worden; man hörte an einem Tage vor der Wohnung der Kinder lebhaftes Wimmern; der Geistliche des Ortes, davon in Kenntniß gesetzt, begab sich mit dem genannten Gastwirthe dahin, und sie fanden das eine der Kinder nicht nur gebunden mit gefalteten Händen im Bette liegen und ängstlich klagen, sondern überzeugten sich auch, daß ein ganzer Apparat von verabscheuungswürdigen Mitteln in Anwendung gebracht worden war, die Kinder für angebliche Unarten zu züchtigen. Es gehörte dahin das Tragen von Nesseln auf der bloßen Haut, selbst das gezwungene Essen von solchen; bald war die Nahrung auf's Aeußerste entzogen worden, bald wurden die Kinder genöthigt, sie im Uebermaß einzunehmen; ebenso mußten sie oft Tage lang mit gebundenen Händen unthätig im Bette liegen; selbst die Haut war den Kindern an den Händen aufgeritzt worden, um sie an denselben Gliedern zu strafen, mit denen sie gesündigt hatten, und das alles sollte aus pädagogischen diätetischen und Gesundheitsrücksichten geschehen seyn. Obwohl die Kinder, 14 und etwa 10 — 12 Jahre alt, selbst in der Gerichts-Verhandlung, zu der ihre eigene Mutter gekommen war, Manches milderten, was sie früher ausgesagt hatten, waren doch die Thatsachen so klar erwiesen und so schlagend, daß der Gerichtshof unter Vorsitz des Kriegsgerichtsrathes Schnee um so mehr, als nicht erwiesen werden konnte, daß der Frau v. L. die volle elterliche Gewalt übertragen worden war, nur das Schuldig über die Angeklagte aussprechen konnte und sie daher zu acht Monaten verurtheilte. Gegen die Gouvernante, welche hauptsächlich die beschlossenen Strafen ausführte, soll nun erst noch Klage erhoben werden. Eine zahlreiche Zuhörerschaft, namentlich viele Damen, wohnten der psychologisch höchst interessanten Verhandlung bis zum Schlusse bei.

Man schreibt aus Salzburg vom 21. November: Einem hier eingelangten Schreiben aus Achuabamba in Peru, datirt 30. Sept., entnehmen wir bezüglich der ausgewanderten Tyroler Folgendes: Nach glücklich überstandener Seefahrt sind wir nun schon acht Wochen am Land, aber noch lange nicht am Ziel. Es muß vorerst der Weg zur Kolonie gemacht werden, und bis dieser fertig ist, müssen Weiber und Kinder hier bleiben. Die faulen Indianer haben sich aus dem Staub gemacht, und die Wegarbeit den Tyrolern überlassen. Uebrigens ist das ein guter Verdienst für die Leute; denn ein fleißiger Mann kann sich täglich 1½ bis 2 Thlr. verdienen. Elf ledige Burschen des Zuges sind bereits nach den Pozuzo gegangen und haben von dort hierher berichtet. Sie konnten die Fruchtbarkeit des Bodens nicht genug loben. Mais, Kaffee, Zuckerrohr, Mandeln, Pomeranzen u. s. w. gedeihen in Fülle, ohne irgendwelche Pflege, Indigo, Gummi, Farbholz, und, was die Hauptsache ist, Koka, ohne den der Indianer nicht leben kann, finden sich ebenfalls. Affen gibt es in Menge. Von Schlangen und Spinnen, mit denen man uns in Tyrol schrecken wollte, ist keine Spur, wohl aber gibt es Löwen und Bären, denen jedoch die Indianer schon so viel Respekt eingejagt, daß sie sich den Menschen nicht nähern. Die größte Schwierigkeit bleibt immer die Kommunikation, und es wird wohl einige Zeit vergehen, bis nach den Pozuzo ein gehöriger Weg gemacht ist; doch erscheint unsern Tyrolern kein Hinderniß unüberwindlich. Zu besonderem Trost gereicht der treffliche Gesundheitszustand der Auswanderer, die sich durchaus nicht nach ihren früheren kümmerlichen Verhältnissen sehnen.

Redakteur: Gustav Neffert.
Druck und Verlag der Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 289 Freitag, 4. Dezember 1857.

Ein Familienleben.

(Fortsetzung.)

Adelheid hatte die Mutter veranlaßt, dem gequälten Mädchen mittelst eines untergeschobenen Briefes, angeblich vom Vater, — mit dessen Fluch zu drohen, — wenn sie nicht sofort ihrem Geliebten entsage und dem Freiherrn ihr gegebenes Wort löse. — Einige schreckliche Scenen reiften den längstgefaßten Entschluß Margaritha's; bestürmt von der entsetzlichen Wahl, dem Hinblick auf ihre Hülfslosigkeit, dem Drängen des Geliebten, und ihrem eignen Herzen, verließ sie in der nächsten Nacht das Elternhaus, eilte durch den Garten und eine Hinterthür, wo Sellberg ihrer harrte, ins Freie, und Beide begaben sich nach dem Bahnhof. Einige Minuten, und das Dampfroß führte das Paar weit hinweg aus dem Bereich der elterlichen Gewalt und aller Konvenienzen, die das weibliche Leben nach uraltem Gesetze in die Schranken der Sitte und Herkömmlichkeit bannen und die Uebertreterin, um so mehr, wenn sie den höhern Ständen angehört, mit einem unauslöschlichen Makel bezeichnen.

Aber was fragten die Liebenden jetzt nach der Herkömmlichkeit! — Sie folgten nur ihrem Herzen, ihrer Leidenschaft und dem Drange der Umstände, unbekümmert, ob das Schicksal diese Verletzung des eigensten Elements der Frauen, welches Ergebung und sanftes Fügen gebietet — rügen werde.

Als die ersten Minuten der unerläßlichsten Mittheilung vorüber waren, erinnerte Margaritha den Geliebten, jetzt an sich zu denken und sich von den nassen Kleidern zu befreien; auch Charlotte gewahrte jetzt mit Erschrecken, daß des Grafen Anzug von Nässe triefe, und bat ihn ängstlich, sich sofort umzukleiden.

Es eilt nicht, sprach er mit trübem Lächeln, ein kleines Abenteuer ließ uns länger, als ich dachte, unterwegs verweilen. — Auf dem von der angeschwollenen Fluth durchbrochenen Damm bei * * hielt ein stattlicher hochbepackter Reisewagen; wir kamen gerade vorüber, als die Unmöglichkeit hinunter und auf den Weg nach der Station zu kommen, den Reisenden einleuchtete, — sie waren rathlos und unfähig, den schweren Wagen in den einzigen auch jäh hinab führenden Weg zu lenken, — eine junge Dame war bereits ausgestiegen — ein Mann in schon vorgerückten Jahren, ein schwarzer Diener, und der Kutscher standen bei den Pferden. Der Mann näherte sich mir und fragte in einem den Ausländer bezeichnenden Deutsch, was er thun solle. — Ich erwog nicht lange, die Noth drängte, ich und mein Martin griffen kräftig zu — der Wagen schwankte zwar, doch gelang es endlich unsern vereinten Kräften, ihn glücklich hinab zu bringen. Die junge Dame hatte sich indessen Margaritha genähert und war mit ihr in freundlichem Gespräch. — Das Fuhrwerk stand, aber eine ziemlich breite Wasserlache trennte sie davon, so faßte ich sie denn rasch, trug sie hinüber und eilte zu meiner Geliebten zurück, kaum vernehmend, was mir das Paar alles für Dankesworte zurief, — freilich mag ich da wohl etwas durchnäßt worden seyn.

Auf das flehentliche Bitten der Frauen entfernte sich der Graf zum Umkleiden, kehrte bald zurück und der Rest des Abends verging unter weitern gegenseitigen Mittheilungen.

Am andern Morgen kam Martin und meldete, sein Herr habe nach einer völlig schlaflosen Nacht gegen Tagesanbruch geklingelt, jedoch nichts zu sich genommen, und liege jetzt im heftigen Fieber.

Margaritha ruhete noch in Röschens Gemach, als Charlotte sich eilig zu dem Kranken begab und mit Erschrecken die Veränderung in seinen Zügen bemerkte.

Der Zustand ward mit jeder Stunde bedenklicher, und der herbeigerufene Arzt erklärte, es sey wahrscheinlich ein Nervenfieber im Anzuge.

Dieses brach denn auch wirklich nach zwei Tagen mit äußerster Heftigkeit aus. Sellberg schwebte zwischen Tod und Leben — aber keinen Augenblick verließ Margaritha den Geliebten, jede Arznei empfing er aus ihren Händen, jede Erquickung reichte sie ihm. — In seinen wirren Phantasieen legte sie

die kleine zarte Hand auf seine glühende Stirne und es war, als ob die Berührung des geliebten Mädchens die Wuth der Krankheit beschwichtige; so saß sie, unermüdet und geduldig am Bette, und nicht der Amtmännin, nicht Röschens Bitten, vermochten sie von der aufreibenden Pflege auch nur eine Stunde zu entfernen.

Drei schreckliche Wochen waren vorüber, da brach sich die Gewalt der Krankheit, und der Arzt erklärte den Grafen außer Gefahr.

Im einsamen Gemach und heißem Gebet lag Margaritha auf den Knieen, und dankte dem Lenker dort oben, daß er ihr das theuerste Gut ihres Lebens erhalten.

Als der Graf in Margaritha's Begleitung das Erstemal den im neuen Frühlingsschmucke ergrünenden Garten betrat, den warmen Sonnenschein wohlthätig in allen Gliedern empfand, das Aroma der sich schon entwickelnden Blüthen mit Wonne athmete, und sich der täglich mehrenden Kräfte bewußt ward, zogen auch frische Hoffnungen neuen Glücks in seine Brust.

Beide gingen Hand in Hand einer kleinen Anhöhe zu, wo eine weite Aussicht in die reiche Landschaft sich ausdehnte.

Siehst Du, meine Margaritha, Gott hat geholfen, ich fühle mich wieder gesund, gestern traf auch die Bewilligung meines neuen Urlaubs ein, ich darf noch vier Wochen hier verweilen, und in dieser Zeit wird es möglich seyn, die nöthigen Papiere zu erlangen, so daß wir trotz der elterlichen Gewaltherrschaft am Altare vereint, mit Zuversicht bald einer glücklichen Zukunft entgegen gehen können.

Margaritha zuckte zusammen, und sah ihn mit dem eigenthümlichen Lächeln an, was ihrem schönen Gesicht zuweilen jenen unheimlichen Zug geben konnte, und jetzt, wo dieses Gesicht blaß und mager geworden, durch den fast metallischen Glanz der großen schwarzen Augen und Locken, einen wahrhaft geisterartigen Ausdruck ertheilt.

Ein Glück — sprichst Du von Glück? fragte sie dumpf, — wie sollte Glück mit Elternfluch sich vereinen lassen — damit drohete man mir, und ich ahne, er ruht schon längst auf meinem schuldigen Haupte. —

Welche gräßliche Vorstellung, meine Geliebte! — erwiderte der Graf, ihre Hand an seine Lippen ziehend, Du weißt doch, daß ich an Deinen Vater geschrieben, — er ist ungeachtet mancher Eigenheiten ein vernünftiger, ja trefflicher Mann, und Du sein Lieblingskind, — er wird mich hören, die Umstände in Erwägung ziehen, die unsern raschen Schritt nothwendig machten, und — verzeihen! — es ist unmöglich, daß er unerbittlich bleibt — er wird antworten. —

Aber er hat mir nicht geantwortet, so flehendlich ich ihn gebeten, nichts unversucht gelassen, sein und der Mutter Herz zu rühren, — ach, er zürnt! — ich habe ihn wohl am tiefsten gekränkt, denn er liebte mich so sehr! — und keine Antwort — keine!

Weißt Du denn, ob nicht böswillige Hände seine oder unsere Briefe zurückbehalten? —

Du meinst Adelheid? — o, es wäre entsetzlich! — Aber warum haßt sie nicht allein mich, auch Dich so unversöhnlich?

Warum! — O! — Laß ruhen! — erwiderte Sellberg finster — des Schicksals Mächte, einmal im sinnlosen Uebermuth heraufbeschworen, sind unversöhnlich. —

Ich verstehe Dich nicht, sagte Margaritha matt, aber — laß uns zurück gehen — mich friert.

Hier, im warmen Sonnenschein, meine Geliebte? — unmöglich!

O komm, mir wird plötzlich so unwohl — es flirrt mir vor den Augen — mir schwindelt —

Sie gingen eilend zurück — am Abend lag Margaritha in wilden Phantasieen an demselben bösartigen Nervenfieber darnieder.

(Fortsetzung folgt.)

Dreizehn Tischgenossen.

Es gibt wohl nicht leicht einen Aberglauben, der so alt, so tiefgewurzelt und so weit verbreitet ist, als der, daß von dreizehn Tischgenossen, die der Zufall zu gemeinschaftlichem Mahle an einer und derselben Tafel vereinigt, Einer binnen kurzer Zeit, längstens aber im Laufe eines Jahres stirbt.

Viele Menschen, die man außerdem als ziemlich vorurtheilsfrei bezeichnen darf — ganz ohne Vorurtheil ist wohl schwerlich irgend ein Mensch auf der Erde — sind angesteckt von dem erwähnten rücksichtlich der dreizehn Tischgenossen, das bekanntlich davon herrührt, daß unser Heiland kurz nach der Einsetzung des heiligen Abendmahls, wo er der Dreizehnte bei Tische war, durch den Judaskuß verrathen und dem unnatürlichen Tode am Kreuze überliefert wurde.

Wir sind weit entfernt, diesem Aberglauben das Wort reden zu wollen, und sind jeden Augenblick ohne die geringste Todesfurcht bereit, uns als Dreizehnter mit zwölf guten Freunden zum fröhlichen Mahle zu setzen; dennoch aber können wir nicht in Abrede stellen, daß sich gar häufig Fälle ereignen, die geeignet sind, auf eine merkwürdige Weise zur Bestärkung und Wiederauffrischung dieses Aberglaubens zu dienen. Wir haben selbst mehrere derselben erlebt und wollen einen davon hier erzählen, da er wegen der ganz besondern damit verbundenen Um-

stände vollkommen geeignet ist, allgemeines Interesse zu erwecken.

Am 16. Oktober des Jahres 1835 waren im Rosenthale bei Leipzig, in der Schweizerhütte Kintschy's, die damals den Winter hindurch geschlossen werden mußte, mehrere Stammgäste versammelt, um den Schluß der beliebten Anstalt festlich zu begehen, und zwar italienisch, durch ein Maccaroni-Essen, da der Besitzer der Schweizerei sich kurz zuvor gerühmt hatte, dieß italienische Nationalessen ganz besonders schmackhaft bereiten zu können, und man nun seine gepriesene Kochkunst einer wissenschaftlichen Prüfung unterwerfen, ihr im eigentlichsten Sinne des Wortes auf den Zahn fühlen wollte.

Es waren meistentheils die Träger der Intelligenz, die sich hier zum geselligen Mahl vereinigt hatten, deren Mehrzahl aber bereits im Grabe schlummert, ohne deßhalb dem Fatum des dreizehnten Tischgenossen zum Opfer gefallen zu seyn.

Wir nennen hier nur Herloßsohn, den gutmüthigen Satiriker, den durch seine heitere Laune, seine witzigen Einfälle und seine Gemüthlichkeit Allbeliebten; — Albert Lortzing, den beliebten Komponisten, der damals dessen Lorbeeren zwar noch nicht geerntet hatte, aber als gewandter Darsteller und liebenswürdiger Gesellschafter sich schon zahlreiche Freunde, wenn auch im engen Kreise, erworben hatte, als seine genialen Kompositionen ihm später in dem gesammten deutschen Vaterlande eroberten; — Doktor Caspari, einen sehr talentvollen jungen Arzt, einen der ersten und eifrigsten Nachfolger Hahnemann's und schon bekannt durch verschiedene Schriften, die er mit entschieden günstigem Erfolge in dem Baumgärtnerischen Verlage herausgegeben hatte; — L. v. Alvensleben, den fleißigen Uebersetzer, der sich durch seine kurz zuvor begründete Theaterchronik zum Wauwau der Schauspieler gemacht hatte, trotzdem aber, oder eben deßhalb, von ihnen eifrig gesucht wurde; — Eduard Düringer, damals Regisseur des Leipziger Theaters und später Leiter größerer Kunstanstalten, als Mann von Bildung und Kenntnissen und auch als Schriftsteller bekannt; — Robert Heller, der den trockenen Juristen gegen den beliebten Novellisten vertauscht und als Redakteur der durch ihn begründeten Zeitschrift „Rosen" schon sehr bald nach Betretung seiner literarischen Laufbahn eine einflußreiche Stellung in der literarischen Welt gewonnen hatte; — Dr. Schmidt, Herausgeber der medizinischen Jahrbücher, später Direktor des Leipziger Stadttheaters und vor wenigen Jahren als Farmer in Amerika gestorben; — Bertholo und Ballman, die beiden beliebten Komiker des Leipziger Theaters unter Ringelhardt's Direktion, der Erstere schon seit vielen Jahren im kühlen Grabe ruhend, der Letztere noch immer auf derselben Stelle fortwirkend, auf der er unlängst — eine seltene Erscheinung bei einer Privat-Kunstanstalt — sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum feierte, und noch einige Andere, deren Namen uns entfallen sind.

Die meisten Gäste waren versammelt und muntere Gespräche im Gange; man wartete nur noch auf einige Zauderer, die ihr Kommen zugesagt hatten, dessen ungeachtet aber ausbleiben zu wollen, schienen, da wurde die Thür des kleinen Gemaches geöffnet, auf das sich damals der ganze innere und geschlossene Raum von Kintschy's Schweizerhäuschen beschränkte, und hereinblickte ein rundes, rothes Vollmondsgesicht, das auf einer kleinen, beinahe kugelrunden Gestalt thronte und einer Persönlichkeit angehörte, die so ziemlich allen Anwesenden bekannt war, ohne daß der Besitzer zu derselben in einem nahen freundschaftlichen Verhältnisse stand.

Dieser kleine, dicke Mann war der Zimmermeister L.

„Ei," sagte der immer Gutgelaunte, als er die gedeckte Tafel sah, welche die ganze Länge des kleinen Raumes einnahm, „da gibt es wohl ein Fest? Kann man daran Theil nehmen?"

Bereitwillig wurde dieß zugestanden, obgleich der Fragende der Mehrzahl der Anwesenden weniger bekannt war, und da die Erwarteten noch immer nicht kamen, Kyntschy aber ungeduldig mahnte, sein Meisterwerk nicht verderben zu lassen, wurde beinahe unmittelbar, nachdem der Wunsch des Zimmermeisters zugesagt worden war, zu Tische gegangen, an dessen unterem Ende mehrere Plätze für etwaige Nachzügler frei blieben.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Eine Dame, welche beim Entsatz von Lucknow gegenwärtig war, erzählt denselben in folgender Weise: Wir sahen den Augenblick herannahen, wo wir von der Erde Abschied nehmen sollten. Wir waren entschlossen, lieber zu sterben, als uns zu ergeben, und wußten, daß in 24 Stunden Alles vorbei seyn würde. Die Genieoffiziere hatten es gesagt, und während wir Frauen uns gegenseitig Muth einsprachen, ließen die Männer uns leichte Arbeiten verrichten, von einer Batterie zur andern Befehle und Proviant tragen, besonders Tassen Kaffee, den wir Tag und Nacht bereiteten. So ging ich mit meiner Gefährtin, Jessie Brown, Frau eines Korporals vom Regimente meines Mannes aus, um mich nützlich zu machen. Von Müdigkeit überwältigt, legte sie sich nach einiger Zei in ihren Plaid einge-

hüllt, auf die Erde nieder; ich setzte mich neben sie, um sie aufzuwecken, wenn ihr Vater heimkehren würde. Plötzlich wurde ich durch einen gellenden Schrei dicht vor meinem Ohr aufgeweckt. Meine Gefährtin stand neben mir, die Hand nach dem Horizont ausgestreckt, und neigte sich in horchender Stellung nach vorn. Ein Lächeln der Freude verklärte ihr Gesicht; sie faßte meine Hand, zog mich zu sich hin, und rief: „Hört Ihr ihn endlich? O nein, es ist kein Traum; er ist es, der Hochländer; wir sind gerettet, wir sind gerettet!" Nach diesen Worten stürzte sie auf die Knie nieder und dankte Gott mit inbrünstigem Gebet, während ich ganz verwirrt dastand. Meine englischen Ohren hörten nur den Kanonendonner, und ich glaubte meine arme Jessy in phantasirendem Zustande. Aber sie flog nach der Batterie hin, und ich hörte sie beständig rufen: „Muth, Muth, Muth! Hört ihr? Wir bekommen endlich Hülfe." Es war unmöglich, die Wirkung dieser Worte auf unsere Soldaten zu beschreiben. Einen Augenblick hörte das Feuern auf und Jeder horchte aufmerksam. Allein ein Gemurmel der Enttäuschung bewies bald, daß man nichts hörte. Unsere in der Ebene groß gezogenen Ohren hörten nur das Knattern des Gewehrfeuers. Noch einige Minuten — dieser tödtlichen Erwartung, dieser Hoffnung, welche tödtet, — und Jessy sprang von Neuem auf und schrie mit einer so hellen schrillendem Stimme, daß man es auf der ganzen Linie hörte: „Wollt Ihr auch jetzt noch leugnen? Die Campbell kommen, hört Ihr?" Und in demselben Augenblicke schien es uns, als spräche die Stimme Gottes aus der Ferne, als ob der „Pibroch" der Hochländer uns die Gnadenbotschaft brächte; denn es war kein Zweifel mehr, dieses durchdringende, unaufhörliche kreischende Geräusch, das aus weiter Ferne ertönte, konnte weder von dem Marsch der Belagerer, noch von dem Arbeiten der Sapeurs, noch von dem Wirbeln der Trommeln herrühren; es war da etwas, das Alles übertönte — der Klang der schottischen Sackpfeife, zuerst schneidend, mißtönig, eintönig, die Rache an den Feinden ankündigend, dann sanfter, um den Freunden in der Noth Hülfe und Trost zu bringen. Niemals auf der Erde sah man gewiß eine solche Scene. Im Fort von Lucknow gab es nicht ein einziges Herz, das in diesem Augenblicke nicht ganz Gott angehörte. Alle warfen sich gleichzeitig auf die Knie, und man hörte nur das Schluchzen der Frauen und das Gemurmel ihrer betenden Lippen. Als diese erste Bewegung vorüber war, erhob sich ein tausendstimmiges Freudengeschrei, das weithin schallte.

[Eisenbahn-Brücke zwischen Frankreich und England.] Ein Ingenieur Namens Charles Boyd bespricht in einer Zuschrift an die „Times" seinen dem Kaiser der Franzosen schon vor längerer Zeit vorgelegten Plan, Frankreich und England statt durch einen (schon öfter vorgeschlagenen unterseeischen) Tunnel lieber vermittelst einer Röhrenbrücke zu verbinden. Die Endpunkte dieser Eisenbahnbrücke würden die Höhen von Dover und von Cap Grisnez bei Calais seyn, damit die größten Schiffe unter ihr durchfahren können. Gestützt würde die Brücke durch Pfeiler von etwa 500 Fuß Höhe, die aus dem Meeresboden heraufgebaut werden müssen. Die Spitze eines jeden dieser Thürme dient als Leuchtthurm und enthält außer dem Beleuchtungs-Apparate noch eine Vorrichtung für Lärmsignale, um Schiffe bei Nebelwetter abzuwarnen. Die Brücke würde ungefähr 5 Meilen lang seyn und vermittelst eines Schnellzuges in 20 Minuten überschritten werden können. Die größte Tiefe des Kanals beträgt ungefähr 120 Fuß, die Durchschnittstiefe 72—84 Fuß; der Grund ist fester Kalkboden und die röhrenförmige Brücke könnte so gebaut werden, daß sie das Tageslicht zuläßt und ein genügender Luftzug stattfindet. Die Batterien des Castells von Dover und die von Cap Grisnez würden die Endpunkte der Brücke beherrschen und beide Länder vor einer etwaigen Invasion schützen. Eine ähnliche, allerdings viel kürzere Brücke besteht schon zwischen Wales und der Insel Anglesea über die Menaistraße und soll sich im Wesentlichen bewährt haben.

[Bruder Jonathan.] Wenige wissen, woher diese Benennung für das amerikanische Volk stammt. Sie hat ihren Ursprung in einer Aeßerung Georg Washingtons. Zum Befehlshaber der Befreiungsarmee ernannt, begab sich der General nach Massachussets, um das Heer zu organisiren. Es fehlte an Munition, und andern Vertheidigungsmitteln, und die Offiziere waren rathlos, wie dem Mangel abzuhelfen. Jonathan Trumbull war damals Gouverneur des Staates Connektikut, und Washington, der große Stücke auf die Klugheit und den Scharfsinn dieses seines Freundes hielt, bemerkt: „Darüber müssen wir mit Bruder Jonathan zu Rath gehen." Dieß geschah, und der erfindungsreiche Gouverneur fand richtig Mittel und Wege, der Armee die nöthigen Bedürfnisse zu verschaffen. Von dieser Zeit an hieß es im amerikanischen Heer jedes Mal, wenn Mangel eintrat: „Wir müssen mit Bruder Jonathan zu Rathe gehen," was am Ende so viel hieß, als mit sich selbst zu Rathe gehen, sich selbst helfen. So wurde der Name für die Amerikaner, was John Bull für die Engländer.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 290 Samstag, 5. Dezember 1857.

Ein Familienleben.

(Fortsetzung.)

Die Wuth der Krankheit blieb sich gleich, alle Mittel erfolglos, der Arzt zuckte bedenklich die Achseln, ein Zweiter, weit berühmter ward geholt, er beobachtete die Kranke, entschied nach einigen Stunden, sie sey in guten Händen, aber rettungslos — und reiste ab. Eine kleine Besserung trat anscheinend ein — die Kranke neigte das bleiche Gesicht zu Röschens Ohr und flüsterte: Gib mir Schreibzeug, ich will, ich muß meine Eltern noch einmal bitten, daß sie ihren Fluch zurücknehmen, ich kann sonst nicht leben, nicht sterben. Röschen versuchte umsonst sie zurückzuhalten, und brachte endlich das Verlangte.

Der Graf, der in trostloser Verzweiflung sich ebenso wenig vom Lager der Geliebten entfernte, als sie von dem seinigen gewichen war, sah, wie sie von Röschen emporgerichtet und unterstützt, mit zitternder Hand und öfters von Schwäche unterbrochen, schrieb:

„Vergebung — Vergebung — mein Vater, meine Mutter — ich sterbe! Ich will Euch nur noch einmal sehen, ich habe gefehlt, bin ungehorsam gewesen, aber vergebt! — Gott vergibt ja auch — Eduard ist unschuldig, er hat mich unaussprechlich geliebt, war mein einziges Glück im Leben und wird es im Tode seyn, aber nehmt Euren Fluch zurück, o nehmt ihn zurück! kommt zu mir an mein Sterbebett, daß der letzte Blick Eures schuldigen, aber reuigen Kindes auf Euch weile und mit Eurem Segen vor den höchsten Richterstuhl trete.

Eure Margarith."

Mit bebenden Händen faltete sie das Blatt zusammen, nimm, eile, es wird Zeit, flüsterte sie und sank zurück.

So vergingen mehrere Tage — des Grafen stummer Schmerz, der unter den freundlich unbefangenen Worten, mit denen er die Kranke zu erheitern strebte, ihm fast das Herz brach, entging dieser nicht.

Du grämst Dich zu sehr um mich, Eduard, sagte sie, ihm die abgezehrte brennende Hand reichend, — sieh, ich sterbe gern, wir wären doch nicht glücklich geworden, das Bewußtseyn des Unrechts drückt zu schwer, wie schwer, wußte ich nicht, aber jetzt, jetzt weiß ich es, denn — sie kommen nicht.

Er versuchte umsonst, sie zu beruhigen, mit Hoffnungen zu trösten, an die er selbst nicht mehr glaubte — vergebens! — Die Angst der steten Erwartung röthete ihre eingefallenen Wangen mehr noch als die wachsende Gluth des Fiebers, jedes Geräusch von Außen machte ihr dunkles Auge erglänzen, ihre Lippen beben, sie hoffte — hoffte — es kam nichts — und dennoch mußte der Brief längst in der Eltern Hände seyn, darum hoffte sie noch!

Hoffnung, Du schöne Tochter des gütigen Himmels, Du reizende holde Begleiterin der Jugend und der besten Stunden des Irdischgebornen, Dein rosiges Gewand umflattert den Glücklichen, Du weilst bei ihm wie im sonnigen Frühling, so auch im schwülen Sommer, wo die Wolken sich schon am fernen Horizont thürmen, die den verderblichen Blitz hernieder senden können. — Du stehst im einfachen weißen Kleide, die Herbstblumen im goldenen Haar, bei dem alternden Freunde, der Dich nicht lassen kann, noch will, wenn auch der Schmerz und die Thränen der Erfahrung ihm die Wange bleicht, und Dein mildes Lächeln zaubert ihn in eine bessere Zukunft hinaus. Und wenn der Pfad immer rauher, die Atmosphäre immer kälter und trüber wird, wenn alle Blüthen und Früchte sanken und verdarben vor dem Schneesturme des Winters, wenn alle andern Götter längst geflohen, dann schwebst Du doch auf Augenblicke noch zu dem Freunde herab, dem Du allein treu geblieben, und Dein glänzender Anker berührt leise seine gefurchte Stirn, sein matt schlagendes Herz — es hofft — bis Du endlich unaufhaltsam vom letzten Sturm hinweggerissen, zu Deiner göttlichen Heimath zurückkehrst, und im Entfliehen Dein letzter Schritt Dich über sein Grab trägt.

So hoffte auch — fast unbewußt, noch Mar-

garitha, da trat eines Morgens die kleine Willy mit freudigem Gesicht, einen Brief in der Hand, in das Krankenzimmer. Der Graf hatte es auf einen Augenblick verlassen, und nur Röschen saß am Bette.

Sieh, hier, einen Brief! rief die Kleine.

Röschen, in unbestimmter Angst, griff darnach, — ich lese ihn zuerst, meine Margaritha, sprach sie liebevoll, er könnte Dich unnöthig erregen, enthält er auch Willkommenes — darum laß mich erst —

Aber Margaritha ließ sie nicht vollenden.

Gib, o gib — um Gottes Barmherzigkeit willen, gib! — Sie ergriff mit krampfhafter Eile den Brief, riß ihn auf und las:

„Die Eltern wollen nichts von der entlaufenen Tochter und ihrem Verführer wissen, und nehmen nichts zurück, das Gaukelspiel vom nahen Sterben täuscht weder Vater noch Mutter — so meldet in ihrem Auftrag

Adelheid.“

Verstoßen — beladen mit der Eltern Fluch — wehe mir, wehe! rief die Unglückliche mit der letzten Anstrengung, und sank zurück.

Sellberg trat herein — und flog auf das Lager zu, wo seine Braut den letzten Kampf kämpfte — das junge Leben sträubte sich furchtbar gegen die finstere Todesnacht, die unerbittlich nahte — er kniete nieder und versuchte ihre kalten Hände mit seinen Lippen zu erwärmen.

Dank, Eduard, — stöhnte sie leiser, schon im Todeskampf, Dank für Deine Liebe, — laß mich ruhig scheiden — die von den Eltern Verfluchte konnte Dir kein Glück bringen, es werde Dir, durch eine Andere — Bessere, — mein Geist bleibt Dir nahe — Vater — Mutter — ohne Euren Segen muß ich — o! —

Sie verstummte — sie hatte geendet.

Was nun folgte, als Sellberg die erstarrten Hände umsonst in den seinigen zu erwärmen, umsonst in dem glanzlosen Auge, das im Todeskampf sich noch nicht geschlossen, den Ausdruck der Liebe, der es sonst belebt, suchte, seinen heißen stummen Schmerz — übergehen wir.

Die Amtmännin war durch Schreck, Angst und rastlose Sorgfalt auch von einem Anfall jener fürchterlichen Krankheit, der Margaritha erlag, an das Bett gefesselt, und Röschen ihre Pflegerin; so blieb denn Eduard größtentheils allein bei der geliebten Leiche, mit starren thränenlosem Auge oft stundenlang die schönen, jetzt das ernste Gepräge des Todes tragenden Züge beobachtend, ob keine Spur wiederkehrenden Lebens sich rege.

Aber die Umstände erforderten endlich die schwere Trennung. Er selbst legte den zarten leichten Körper in das schmale von Frühlingsblumen duftende Bett, drückte mit einem leisen Kuß und bebender Hand den Myrthenkranz auf die jungfräuliche Stirn, in die vollen schwarzen Locken, und als Röschen im dunklen Trauergewande schluchzend am Sarge kniete und die kleine weiße Hand der Todten noch einmal küßte, hob er die Weinende empor und sagte ernst: An diesem heiligen Altare lege in Deinem jungen Herzen das Gelübde ab, wie sie so treu und aufopfernd zu lieben, doch nicht ohne den Segen der Eltern, das fühle ich, der Unglückselige, dem der Engel dort sich geopfert — in ewig verzehrender Reue.

Sie folgte dem stillen Leichenzuge, der am nächsten Morgen das schöne, einst so gefeierte Mädchen zur Gruft geleitete. Auf dem kleinen Dorfkirchhofe ward sie eingesenkt, und bald erhob sich der Hügel über ihrer frühen Ruhestätte.

Sellberg stand lange regungslos an dem Grabe, das sein Theuerstes barg — in dem ringsumwölkten Horizont spiegelte sich das Bild seines Lebens; er fand endlich Thränen.

(Fortsetzung folgt.)

Dreizehn Tischgenossen.

(Schluß.)

Binnen kurzer Zeit war die Unterhaltung eben so lebhaft und munter als allgemein, da warf Einer aus dem Kreise plötzlich die Frage auf:

„Wie Viele sind wir denn jetzt eigentlich, nachdem die Wortlosen ausgeblieben sind?“

Es wurde sogleich gezählt, und es fand sich, daß Dreizehn an der Tafel saßen. Wollte man also nicht die leergelassenen Plätze mitzählen, so war Einer der Tischgenossen im Laufe des nächsten Jahres dem Tode verfallen. Es mußte indeß wohl von Allem keiner demselben Aberglauben fröhnen, wenigstens erhob sich nicht eine Stimme des Widerspruches, als unmittelbar darauf der etwas übermüthige Ruf ertönte:

„Wer wird es seyn, den das Schicksal noch vor Ablauf der nächsten 365 Tagen gewaltsam aus diesem Leben abruft? — Laßt uns den Würfeln die Stimme des Orakels übertragen!“

„Würfel her! Würfel her!“ riefen mehrere Stimmen, und unter lustigen Scherzen wurde bestimmt, daß der sich darauf gefaßt zu machen hätte, zu sterben, der die niedrigsten Augen würfe.

Furchtlos thaten Alle den verhängnißvollen Wurf, indeß jubelten dennoch die, welche hohe Augen warfen, während man dann und wann eine bedenkliche Miene sehen konnte, wenn die Augen niedriger waren, als alle vorhergehenden Würfe.

Das Schicksal bestimmte endlich als Todeskandidaten den dicken Zimmermeister L.; aber um den Schreck zu mindern, der sein rothes Gesicht erblassen machte, gesellte es ihm als Schicksalsgenossen Dr. Caspari durch gleich niedrigen Wurf zu. Beide mußten daher stechen, d. h. nochmals unter sich um die niedrigsten Augen werfen, und dießmal war es der Dr. Caspari, der den niedrigsten Wurf that.

Er scherzte indeß wohlgemuth und wohlgelaunt mit allen Uebrigen über seine Bezeichnung zu einem nicht nur nahen, sondern überdieß auch noch gewaltsamen Tode und die Entscheidung des Schicksals machte auf ihn sowohl, wie auf die übrigen Tischgenossen so wenig Eindruck, daß der ganze Scherz so gut wie vergessen war, als die Tafelgenossen sich spät in der Nacht in der heitersten Laune trennten.

Man kann sich daher leicht denken, daß es auf Alle einen eigenthümlichen Eindruck machte, als wenige Wochen darauf die Kunde sich verbreitete:

Dr. Caspari hat sich gestern erschossen.

Anfangs wollte das von den Dreizehn Niemand glauben, denn Alle hielten diese Nachricht für einen schlechten Scherz, ersonnen, um den bekannten Aberglauben zu bestärken. Wie hätte auch in der That der Dr. Caspari, der junge, gesunde und lebenslustige Mann, der in ganz unabhängigen und günstigen Verhältnissen lebte, dazu kommen sollen, sich selbst das Leben zu nehmen?

Und dennoch hatte die Kunde nicht gelogen. Es war nämlich der Dr. Caspari beinahe unmittelbar nach jenem Maccaroni-Schmause von den schwarzen Pocken befallen worden; die Krankheit trat mit so ungeheurer Gewalt auf, daß Caspari in das heftigste Fieberdelirium verfiel und deßhalb Tag und Nacht einen Wächter bei sich haben mußte. In einer Nacht war der Kranke ruhiger geworden, und der Wächter hatte sich dadurch verleiten lassen, die ihm streng empfohlene Wachsamkeit zu vernachlässigen und in Schlaf zu sinken. Plötzlich erweckte ihn ein Geräusch; er fuhr empor und sah, wie Dr. Caspari mit einem Lichte in der Hand vor dem Spiegel stand und sein von den dicken Blattern furchtbar entstelltes Gesicht betrachtete.

„Pfui! Abscheulich! Entsetzlich!“ rief er plötzlich aus, sprang zu der Wand, riß eine Pistole herab, und lag mit zerschmettertem Schädel zu den Füßen des Wärters, noch ehe dieser in seinem Schreck die verhängnißvolle That zu verhindern vermocht hatte.

Was soll man zu diesem Ereignisse sagen, dessen buchstäbliche Wahrheit die Ueberlebenden bezeugen könnten? Da ist jeder Kommentar unmöglich oder überflüssig, auffallend und in doppelter Hinsicht traurig bleibt aber doch das eigenthümliche Zusammentreffen dieses Ereignisses mit dem Aberglauben der dreizehn Tischgenossen und lange konnten viele der Theilnehmer jenes Mahles sich eines lebhaften, fast unheimlichen Eindruckes nicht erwehren; am lebhaftesten aber äußerte sich der Einfluß bei dem Zimmermeister L. Dieser glaubte steif und fest, das Fatum würde nun auch ihn ereilen, und während des ganzen folgenden Jahres hatte er keine frohe und ruhige Stunde; seine Körperfülle nahm zusehends ab, und erst als das drohende Unglücksjahr vollständig abgelaufen war, rundete er sich allmählich wieder.

Mannigfaltigkeiten.

In neuester Zeit sind in Stuttgart beklagenswerthe plötzliche Wahnsinnsausbrüche an jungen Mädchen vorgekommen, die sich bis jetzt in keiner Weise erklären lassen. So wurde unter Anderem ein vor einigen Tagen dort vorgekommener Fall mitgetheilt, der insofern von größerem Interesse erscheint, als das bedauerliche Unglück die glückliche Braut eines jungen Mannes betraf, die nach endlicher Beseitigung mancher Schwierigkeiten endlich am ersehnten Ziele sich wähnte. Die in solchem Falle nothwendigen Besuche waren bereits gemacht, die Einladungen zur Hochzeit ergangen und der Tag der Trauung angebrochen. Festlich geschmückt sah die glückliche Braut bereits in ihrem Hochzeitsschmucke dem Augenblicke entgegen, der sich durch den Mund des Priesters unauflöslich mit dem Geliebten ihres Herzens verbinden sollte. Da entfärbte sie sich auf einmal in auffallender Weise, greift, in plötzlichem Wahnsinn versunken, stieren Auges nach ihrem Schleier, zerreißt denselben gewaltsam und reißt sich den Brautkranz vom Haupte; eben so gewaltsam löst sie die Gewänder vom Leibe und ritzt sich an vielen Stellen des Körpers die Haut blutig. Alles steht in starrem Entsetzen; die Vermählung ist natürlich unterbrochen, und Gott weiß, ob solche je noch wird abgehalten werden können.

Der „Courrier des états unis“ vom 6. d. M. erzählt folgenden Vorfall, der sich in einem der ersten Hotels von Philadelphia ereignete und die ganze Bevölkerung in große Aufregung versetzte. Unter den im Saint-Lawrence Hotel abgestiegenen Fremden befand sich auch Herr Carter, der Präsident der „Anthracit Bank“ von Tamaqua. Gegen 5 Uhr Abends saß Herr Carter in einem der Salons des Hotels, als ein Fremder sich ihm näherte

und ihn um eine Unterredung bat. Herr Carter bot dem Fremden einen Sitz an, und die Konversation zwischen den beiden Herren begann. Sie dauert ziemlich lange, ohne daß sie den Charakter eines Zankes oder auch nur einer leidenschaftlichen Diskussion angenommen hätte. Plötzlich knallten zwei Schüsse, und man erblickte den Fremden mit einem Revolver in der Hand vor Herrn Carter stehen. Dieser taumelte und stürzte zusammen. Der Mörder feuerte seine Waffe noch zum Zweitenmal auf den zu seinen Füßen liegenden Leichnam ab, dann zog er aus seiner Tasche ein großes Dolchmesser und drohte, Jedem, der es wagen sollte, Hand an ihn zu legen, den Bauch aufzuschlitzen; er werde, fügte er hinzu, sich selbst der Justiz überliefern. Ruhigen Schrittes entfernte er sich, und als er einem Polizeibeamten begegnete, überlieferte er ihm wirklich seine Person und seine Waffen. Auf das Stadthaus geführt, erklärte er, daß er Thomas Washington Smith heiße; er schien sehr aufgeregt und versicherte, daß er nun die Pflicht eines ehrlichen Mannes erfüllt habe. Die verschiedensten Muthmaßungen über das Motiv dieser That durchliefen die Stadt.

Morrisonsche Pillen haben so viele eingenommen, daß der Erfinder Morrison dafür Millionen eingenommen hat. Man sagt, daß der vor Kurzem in London Verstorbene ein Vermögen von 30 Millionen Thalern hinterlassen habe. Außer dieser erklecklichen Summe war er von der fixen Idee behaftet, daß er bettelarm sey und verhungern müsse. Da ein Widerspruch den Engländer vielleicht ganz verrückt gemacht hätte, ging die Familie auf die Idee ein, ließ Master Morrison ärmliche Kleider anziehen, gab ihm einen Spaten in die Hand, mit welchem er wirklich glaubte, im Schweiße seines Angesichts sein Brod verdienen zu müssen. Am Ende jeder Woche erhielt er ein paar Schillinge und war darüber seelenfroh.

Ueber neue Bernsteinfunde berichtet man aus der Provinz Preußen: Bei Prökuls, drei Meilen von Memel, fand man mehrere große Stücke Bernstein. Der Besitzer des Gutes suchte beim Staate die Genehmigung zur Nachgrabung dieses Seeprodukts nach, und es gelang ihm, davon so viel zu Tage zu fördern, daß er eine öffentliche Auktion veranstaltete, die ihm über 1000 Thlr. einbrachte. Der Bernstein fand sich 6 Fuß tief unter der obern Erdschicht vor.

Ein englischer Publizist gibt folgende amerikanische Definitionen über einige wichtige Begriffe im Sinne der jenseits des atlantischen Ozeans jetzt gebräuchlichen Anschauungen. Das Leben: die zum Gelderwerb bestimmte Zeit. Das Geld: der Zweck des Lebens. Der Mann: eine Gelderwerbmaschine. Die Frau: eine Geldausgabemaschine. Kinder: Zukunftsaat der einen oder der anderen Gattung.

Zu Rendon (im Departement des Ain) starb in diesen Tagen im Alter von 102 Jahren eine alte Jungfer, welche bei vier Generationen in derselben in Dienst gestanden hatte. Bei ihr wird das Sprüchwort wahr: „Ehrlich währt am längsten!“

Die Spitzkugeln haben nun auch ihr entsprechendes chirurgisches Instrument erhalten. Ein Doktor Golliez hat, wie schweizerische Blätter melden, ein ihnen ganz angepaßtes Werkzeug zum Herausziehen derselben erfunden.

In den Wiener Spielwaarenhandlungen ist zu bemerken, daß bereits auch die kleinen Puppen Reifröcke tragen. — Sie haben's also den großen nachgemacht!

Räthsel.

Der ersten Sylbe Prädikat
Arkadiens Schloß mit Recht besitzt;
Die Jungfrau ihr sich rühmen that,
Als sie die Jugend lieblich schützt.

Die zweite in der ganzen Welt
Man find't an jedem Ort,
Wo am Berg der Bach entquellt,
Hinzieht die Wiese dort.

Das Ganze ist ein schöner Ort,
Ihn schuf einst uns vor Zeiten
Eines lieben Fürsten Wort
Zur Wonne und zu Freuden.

Auflösung der Charade in Nro. 284:

Leidenschaft.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Waitandt'schen Buchdruckerei.

／Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 291 Montag, 7. Dezember 1857.

Ein Familienleben.

(Fortsetzung.)

Nach einer vier Monate dauernden Abwesenheit war der Baron Notting zurückgekehrt. Obgleich über Bernhards Flucht und weiteres Schicksal durch eine kurze diskrete Mittheilung Lord G's. beruhigt, hatte er, zwar schweren Herzens, die Verpflichtungen und unangenehmen Verhältnisse des Sohnes mit bedeutenden Opfern geordnet, das mühevolle Geschäft endlich hinter sich, und die Heimath erreicht. Aber was ihn hier erwartete, war noch weniger geeignet, ihn zu erheitern. Seine Frau hatte ihn zwar benachrichtigt, daß Margaritha die Verbindung mit dem Freiherrn ohne allen Grund abgebrochen, im beharrlichen Trotz mit dem Entführer das Vaterhaus verlassen und zu dessen Verwandten gegangen sey, aber alle nähern Umstände unberührt gelassen. —

Wie ein Dolchstich traf diese Nachricht den unvorbereiteten Mann. — Der Eklat, den dieser unweibliche und unerhörte Schritt überall hervorrufen mußte, empörte ihn kaum in dem Grade, als der Leichtsinn, die herzlose Kälte, welche die Tochter vermochten, sich so schnell vom Vaterherzen loszureißen, selbst ohne den kleinsten Versuch, ihn für ihre Wünsche zu gewinnen — sie mußte wissen, daß sie der Liebling, das Kleinod seines Herzens war, und konnte ihm das thun! — Dann erwog er die ungezügelte Heftigkeit und Härte seiner Gattin, welche diese ganze so wichtige als schreckliche Angelegenheit allein abgemacht, die Ehre und den Ruf seines geliebtesten Kindes rettungslos kompromittirt, seinen Einfluß geflissentlich umgangen habe, der vielleicht zur rechten Zeit angewendet, die Irrende zu ihrer Pflicht zurückgeführt und alles besser gestaltet hätte. Der sonst so ruhige Mann gewahrte mit Entsetzen, wie seine Abwesenheit all' dieß Unheil heraufbeschworen, und stand jetzt als Richter vor der Gattin. —

Sophie, — sagte er, als die heftige Erzählung der Frau endete, und sie sich erschöpft auf einen Stuhl warf, Du hast strafbar gehandelt, mit Vernunft und Liebe würde bei unserm sonst so weichen gefühlvollen Kinde mehr zu erlangen gewesen seyn, als mit Heftigkeit — schwieg denn Dein Mutterherz gänzlich, als sie, Deine Pläne durchkreuzend, sich ihrer unseligen Leidenschaft, die ich in diesem Grade leider nicht gekannt, so rücksichtslos hingab — fandest Du keinen milden Weg, sie zu ihrer Pflicht zurückzuführen, den Gedanken an die Heiligkeit des gegebenen Wortes, des jungfräulichen Rufes in ihrer vom Rausch der Leidenschaft bethörten unerfahrenen Seele zu wecken — verlangte sie nie nach ihrem Vater — warum schrieb sie mir nicht? —

Sie that es, versetzte Frau von Notting mit unsicherer Stimme, aber ich konnte Dich doch nicht zurückrufen — ihre überspannten Briefe hätten Dich unnöthig beunruhigt — ich vernichtete sie. —

Das thatest Du, ohne mir ein Wort von allen diesen Dingen zu schreiben?! — rief der Baron entrüstet. Ist's möglich! ahnte ich, wie es hier stand, ich wäre, jedes andere Hinderniß beseitigend, augenblicklich zurückgekehrt — und wenn sich Sellberg rechtfertigte und Margaritha's Herz nicht zwingen ließ, nun, so durfte man selbst das Aufsehen der Welt nicht zu hoch anschlagen — ich hasse jeden Eklat — das weiß Gott, aber meines Kindes Glück deßhalb gänzlich zu zerstören, wäre mehr als Thorheit, wäre mehr verbrecherischer Unsinn gewesen, und ist diese Entweichung aus dem väterlichen Hause nicht tausendmal ärger, als eine aufgehobene Verlobung? —

Doch es ist nicht zu ändern, setzte er seufzend hinzu, und nur noch zu retten, was gerettet werden kann, — ihr künftiges häusliches Glück und das gute Vernehmen der jungen Leute zu uns muß, wenigstens äußerlich so schnell als möglich hergestellt werden — hat sie seit ihrer Flucht geschrieben? —

Nein — Ja! —

Sonderbar! Du lässest mir die Wahl zwischen beiden Fällen? —

Nun ja, aber Adelheid, empört gleich mir, hat die Briefe ungelesen verbrannt. —

Abscheulich! und so wißt Ihr nicht, was aus ihr geworden?

Frau von Notting schwieg.

Unnatürliche Mutter — Du gabst Dein Kind so schnell auf! — Rufe mir Adelheid. —

Frau von Notting klingelte und befahl Adelheid zu rufen. —

Diese erschien nach einer Weile — in den marmorbleichen Zügen eiskalte Ruhe, in dem Auge einen wahrhaft dämonischen Ausdruck.

Wo ist Deine Schwester, — donnerte der Vater der Eintretenden entgegen:

Sie starrte ihn mit der Lady Macbeth furchtbarem Blicke an; — Todt — todt — und — begraben. —

Rasest Du? — riefen beide Eltern zugleich entsetzt.

Todt! — vor einer Stunde erfuhr ich es — ich habe mich gerächt und sie ermordet — mit Eurem Fluche ist sie gestorben! —

Der Baron stand erstarrt, — die Mutter sank mit einem Aufschrei auf das Sopha.

Eine schreckliche Pause.

Ich habe diesen Sellberg einst geliebt, sagte Adelheid langsam und tonlos, — er war meine erste und einzige Liebe — er betrog mich und wendete sich zu Margaritha. — Da schwur ich, mich zu rächen — ihre Briefe, ihre flehentlichen Bitten, die Eltern vor ihrem nahen Tode noch einmal zu sehen, habe ich unterschlagen und vernichtet — ich habe mich gerächt! —

Gott, o Gott! rief der Vater händeringend. —

Und ein solches Scheusal habe ich geboren, kreischte die Mutter aufspringend. — Du Ungeheuer verleitetest mich, die Schuldlose zu verfluchen — o allmächtige Vorsicht, wende meinen Fluch auf Diese! —

Es ist geschehen — sprach Adelheid mit fürchterlicher Ruhe — er verfolgt mich bereits und drückte das Kainszeichen in meine gemarterte Seele. — Margaritha's Schatten zu versöhnen, trete ich morgen das Noviziat in der Anstalt der barmherzigen Schwestern an — ich will büßen.

Einen Schleier über den Verfolg dieser Sc ne. —

Es machte einiges Aufsehen, als mit dem Bekanntwerden des frühen Todes der jüngst entflohenen Tochter des Barons Notting man zugleich erfuhr, auch die älteste, geistreiche, und wie es schien, recht weltlich gesinnte Adelheid, sey in die so berühmte als strenge Krankenanstalt B. getreten. Niemand ahnte den grausen Zusammenhang, man bewunderte den Heroismus des interessanten Mädchens, spöttelte auch wohl darüber, bedauerte die Eltern und vergaß bald den ganzen Vorgang.

(Schluß folgt.)

Sebastopol und seine Umgegend im Winter 1857.

Von einem russischen Reisenden.

Zu Anfang dieses Jahres war ich in Nikolajew. Ein Dampfer ging eben nach Sebastopol ab, und ich benutzte diese Gelegenheit, um einen Blick auf die berühmten Ruinen zu werfen, die noch von frischem Blute dampften.

Eine Seefahrt im Januar ist nicht sehr gemüthlich; der Himmel ist grau, das Wasser trübe und vom Norden pfeift ein durchdringend kalter Wind. Aber die Macht des Dampfes trieb uns schnell vorwärts, und am Morgen des 15. Januar lag das Land vor unseren Augen. Weit nach Süden zog sich eine blaue Bergkette hin. In der Nähe des Ufers hatte sich das Wetter aufgeklärt, und die Gegenstände stellten sich in deutlicheren Umrissen dar. Die Bucht von Sebastopol, das alte Ktenus, war mit ihren fünf von der Natur geschaffenen Häfen sichtbar. Ihre geringste Breite ist 470 Sajen, die Tiefe zehn Sajen. Die Rhede ist jetzt von versenkten Schiffen versperrt; die Mastspitzen, die aus dem Wasser hervorragen, geben ihr ein trauriges Ansehen. Unser Fahrzeug windet sich langsam zwischen diesen Trümmern durch. Rechts am Eingang erblickt man die Quarantäne-Bucht und vor ihr ein nicht sehr hohes, abschüssiges Kap, auf welchem einst das berühmte Chersones lag, oder Korsun, wie es die Slaven nannten.

Und das ist Sebastopol — vor einigen Jahren glänzend, fröhlich und geräuschvoll, jetzt ein Haufen von Ruinen. Ueberall sieht man Berge von Steinen und Schutt. Die einsamen, halbverfallenen Mauern blicken schweigend und finster auf den Reisenden, der die um sie herrschende Stille zu unterbrechen wagt. Aber dort sind Zeichen des Lebens: von dem Katharinen-Quai bis zum Markt, am Ende der Artilleriebucht, erstreckt sich eine Reihe von Balaganen, meistens zwei Stock hoch, in deren Nähe es von Menschen wimmelt. Karaiten in ihren langen Talaren blicken phlegmatisch aus den Läden hervor und bieten den Vorübergehenden ihre Waaren an. Kaum ist der Sturm vorüber, und schon beginnt das gewohnte Treiben von Neuem, und eine sich rasch vermehrende Bevölkerung belebt die verödete Stadt. Der erste Anblick, der mich am Eingange des Katharinenplatzes begrüßte, war eine hübsche Kalesche mit zwei elegant gekleideten Damen. Noch einige Schritte, und ich begegnete einem jungen Mädchen mit rosafarbenem Hut, blausammetner Mantille und einem schwarzen Hündchen an einer himmelblauen Schnur. Also auch diese zarten Wesen haben sich bereits auf dem Schauplatze grausiger Verwüstung eingefunden.

Ich fragte einen Karaiten, ob hier ein Wirthshaus sey, und er zeigte mir zwischen den Balaganen ein weißes, steinernes Häuschen mit fünf Fenstern Front und von anständigem Aussehen. Auf dem Schilde stand: Hotel Sebastopol. Ich trat ein; vor mir ist das Büffet, rechts der Speisesaal, links das Billardzimmer, Alles sauber und einladend. Der Wirth ist mein alter Bekannter Wetzel, mit zwei Medaillen, eine um den Hals, die andere im Knopfloch, beide für Sebastopol; er erzählt mir, daß er dieses Haus in zwei Monaten erbaut und einen Gasthof darin eröffnet habe. Der Bau habe ihn viertausend Rubel gekostet, da ein Handwerker zwei Rubel fünfzig Kopeken, ein gewöhnlicher Arbeiter einen Rubel täglich bekomme. Nach dem Mittagessen ging ich aus, um die Stadt zu besichtigen.

Betriebsame Leute haben die französischen Baracken in Kampisch angekauft und sie nach Sebastopol gebracht. Holz ist im Ueberfluß vorhanden und äußerst wohlfeil. Außerdem wurden alle nicht verkauften Baracken im französischen und englischen Lager von dem Feinde zurückgelassen und sind von den Lokalbehörden an die ärmeren Einwohner zum Bau ihrer Häuser vertheilt worden. Hiedurch ist es der Bevölkerung leicht geworden, sich für den Winter Obdach zu verschaffen. Die Einwohner sind meist verabschiedete Soldaten, Kleinhändler und Matrosen. Der Plan zum Wiederaufbau der Stadt ist noch nicht festgesetzt; wie es heißt, soll aber der alte mit geringen Aenderungen beibehalten werden. Von dem Katharinenplatz aus will man statt der großen Nikolaus-Batterie, die jetzt ein Schutthaufen ist, längs dem Quai einen Boulevard anlegen, was der Stadt in hohem Grade zur Zierde gereichen und den angenehmsten Spaziergang bilden wird. Ich kannte Sebastopol in früherer Zeit und werde mich stets mit besonderem Vergnügen der Abendpromenaden auf dem Grafenquai erinnern. Dieser Sammelplatz der schönen Welt, der auch am Tage stets lebhaft war, bedeckte sich des Abends mit Spaziergängern. Geputzte Damen wandelten hin und her, überall hörte man Geplauder und Gelächter, und die fröhlichen Klänge des Militär-Orchesters, die aus einem der Seitengänge erschallten, mischten sich mit den Tönen eines zweiten Orchesters auf einem der im Hafen liegenden Linienschiffe. Man blieb oft bis nach Mitternacht beisammen, und das blasse Licht der farbigen Lampen, die Tausende von Feuern auf der Rhede und den den Hafen durchkreuzenden Schaluppen, der reine, dunkelblaue Himmel, von Myriaden hell leuchtender Sterne besäet — Alles dieses bildet ein wahrhaft feenartiges Schauspiel. In der Nähe des Quais befand sich der Klub, wo in einem kleinen, mit Akazien bepflanzten Garten ein gutes Abendessen unter freiem Himmel im Kreise eines zahlreichen und geräuschvollen Publikums den Lustwandelnden erwartete. Ein Sturm zog über die unglückliche Stadt — und Alles ist verschwunden. Kaum erkennt man unter den Ruinen noch die alten, oft besuchten Stätten. Die Bewohner Sebastopols haben sich über die weite Oberfläche Rußlands zerstreut, und wie viele von ihnen — und gerade die jüngsten, lebenslustigen — sind nicht mehr auf der Erde!

Die eigentliche Stadt Sebastopol war auf dem Berge oder Vorgebirge angelegt, das sich zwischen der Süd- und Artilleriebucht ausstreckt. Am Kamme desselben befand sich der „kleine Boulevard,“ so genannt zum Unterschiede von einem andern, der den Namen des „großen“ führte. Ich stieg die breite, jetzt bald zerstörte steinerne Treppe hinauf, mittelst der man zu ihm gelangte, und setzte mich auf eine Stufe des dem Seehelden Kosarskij errichteten Denkmals nieder. Dieses Denkmal trug früher die Inschrift: „Der Nachwelt zum Beispiel;“ aber die Broncelettern sind von dem Feinde abgenommen worden. Das Denkmal besteht aus einer Pyramide, mit einem broncenen Schiff auf der Spitze, mit kriegerischen Attributen geschmückt und von einem eisernen Gitter umgeben. Es ist nach einer Zeichnung des Professors Alexander Brüllow gearbeitet.

Nichts kann schöner und malerischer seyn, als die Lage Sebastopols. Ueberall bieten sich die mannigfaltigsten und herrlichsten Aussichten dar; nicht nur jede Jahreszeit — jede Stunde des Tages, jede Veränderung der Atmosphäre gibt dieser Scene neue Tinten, neue Reize. Dabei das schöne, warme, gesunde Klima, die ewige Sonne, das fast unverwelkliche Grün — kein Wunder, daß die Sebastopolitaner, wo man sie nur immer trifft, mit Entzücken ihrer Heimath gedenken und mit Ungeduld den Augenblick erwarten, wo sie nach der Brandstätte zurückkehren können.

(Fortsetzung folgt.)

Bruchstücke der Anklageakte gegen die politischen Gefangenen in Genua.

Mazzini's Hauptagent und Stellvertreter war der verhaftete Direktor der „Italia del popolo“, der Genuese Savi. Savi war es, welcher die Subskription für die 10,000 Flinten eröffnete, für jene italienische Provinz, welche sich zuerst erheben würde; Savi war es, welcher auf Befehl Mazzini's die Instruktionen für die Mitglieder des jungen Italiens druckte. In einer Rede erklärte er den Befreiungstag des Vaterlandes für ganz nahe und beschwor die Anwesenden, der Waffe des Dolches nicht gram zu seyn, denn um das Vaterland zu befreien, sey jedes Mittel erlaubt. Das zu Genua bestandene „Komite der That“ suchte sich

seine Proselyten zumeist unter den Mitgliedern des Schützenvereins und später unter denen des Arbeitervereins. Kurze Zeit vor dem 29. Juni traf, durch die „Italia del popolo“ mit Posaunenstößen zum Voraus angekündigt, die Miß Merrion White aus England ein, welche sogleich nach ihrer Ankunft die Arbeitervereine und ihre Feste besuchte und dabei republikanische Reden vom Stapel ließ. Am 28. Juni, dem Tag vor dem beabsichtigten Ausbruche, wurde in dem benachbarten Sestrie Ponente ein Arbeiterverein eingeweiht, wobei Savi erschien und die Mitglieder in Feuer und Flammen zu setzen suchte. Indessen waren für die zur Anschaffung der 10,000 Flinten eingegangenen Gelder, so wie für den Erlös der sogenannten Nationalobligationen Waffen und Kriegsvorrath aller Art angeschafft worden. Tausend Franken waren nach einer vorgefundenen Quittung der englischen Miß ausbezahlt worden. Nun folgt ein langes Register der nach dem 29. Juni aufgefundenen Waffen und der Lokalitäten, wo dieselben verborgen waren. Der Sammelplätze am Abend des 29. Juni waren es acht. Im Hause Nro. 5 auf dem Platz Acquaverde waren endlich 40 Personen versammelt und hier auch soll Mazzinis Hauptquartier gewesen seyn. Eine zweite Versammlung von etwa 50 Personen war in dem Hause eines Angeklagten in der Straße S. Benigho vereinigt. Zweihundert Personen waren in dem Hause eines anderen Verschworenen in der St. Brigittenstraße versammelt. Diese sollten die Artilleriekaserne überfallen. Ferner waren die 3 Magazine, wo sich die Waffen befanden, mit Verschworenen angefüllt. Nach Aussage der Gefangenen sollte die Explosion einer Mine das Zeichen zum Losbruch seyn. Die Verschworenen warteten bis 2 Uhr nach Mitternacht, die Waffen waren vertheilt, und man hatte sich mit Wein und Speisen gütlich gethan, als plötzlich und unerwartet der Befehl ankam, auseinander zu gehen. Aus dem weiteren Theil der Anklageschrift ist noch der Ueberrumpelungsversuch des Forts Sperone hervorzuheben. Etliche 40 Personen sollten sich des Forts bemeistern. Des Nachts 11 Uhr zogen sie gegen das Fort aus. Die Verschworenen machten sich gegenseitig Muth, als der Werdaruf der Schildwache durch die Nacht ertönte und das Signal zu allgemeiner Flucht abgab. Die Einnahme des Forts Diamante ist bekannter. Hier hatten die Verschworenen den Abend hindurch mit den Soldaten gezecht und ihnen zuletzt ein betäubendes Getränk vorgesetzt, so daß sie leicht der kleinen Mannschaft Meister wurden, besonders da Niemand Widerstand leistete als der Postenchef, den einer der Bande sofort niederschoß. Nachdem man vergeblich auf Nachricht aus Genua wartete und man keines der Signale auf dem andern Forts flattern sah, schätzte man den Aufstandsversuch für verunglückt und dachte an die eigene Flucht, indem man Gewehre, Dolche, Säbel, Fahne u. s. w. zurückließ. Hiermit endete Mazzini's letzte Großthat.

Mannigfaltigkeiten.

In Weymouth starb Ende Novembers eine 90jährige Frau und auf dem Todtenbette gestand sie unter unsäglichen Leiden, daß sie vor etwa einem halben Jahrhundert einen Mord in der Stadt begangen habe, dessen Thäter nie entdeckt worden waren. Betagte Leute, die sich jenes Ereignisses ganz wohl erinnern, erzählen darüber Folgendes: Ein Sack mit einer männlichen Leiche, deren Schädel eingeschlagen war, lag eines Morgens hart am Flußufer. Der Blutspuren folgend, drang die Polizei in ein benachbartes, übel berüchtigtes Haus und verhaftete dessen Mietherin (die eben jetzt Verstorbene) und gleichzeitig in einem andern Hause einen Pächter Namens Hardy, der jenes Lokal mit dem Ermordeten am Abend zuvor besucht hatte. Beide wurden vor die Assisen gestellt und aus Mangel überführender Beweise freigesprochen. Fünfzig Jahre lang lebte die Mörderin noch in Weymouth, bis sie an den Schwellen des Todes folgendes Geständniß ablegte: Sie und jener Hardy hatten den Mann erschlagen, die Leiche bis an den Fluß geschafft, dort aber, erschreckt durch irgend ein in der Nähe entstandenes Geräusch, fallen lassen. Hardy war darauf nach Hause gegangen und hatte nichts Eiligeres zu thun, als seine Küchenuhr um zwei Stunden zurück zu stellen. Dann legte er sich zu Bette und und schellte seiner Magd, sie möge doch nachsehen, wie viel Uhr es sey. Die Magd gab ihm die Stunde nach der Küchenuhr an, sie hatte keine Ahnung, daß ihr Herr erst nach Hause gekommen sey, und dem Umstande, daß sie beschwor, er sey um jene Stunde, als der Mord verübt wurde, zu Hause gewesen, hatten die beiden Mordgehülfen das Leben zu danken. Die Mörderin erzählte, daß sie des Erschlagenen Uhr, Ring und Kette am Tage des Verhörs in ihren Haaren versteckt gehabt hatte, und alte Leute erinnern sich der eigenthümlichen Thatsache, daß Hardy's Pferd seit jener Nacht regelmäßig so scheu wurde, wenn es an dem Mörderhause vorbei sollte, daß er es um ein Geringes losschlug. Die Leiche war auf dem Rücken des Pferdes nach dem Flusse geschafft worden.

Redakteur: Gustav Meffert.

Druck und Verlag der Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 292 Dienstag, 8. Dezember 1857.

Ein Familienleben.

(Schluß.)

Drei Jahre waren verflossen. — Sellberg, in ein anderes Regiment versetzt, war während der kriegerischen Bewegungen im B**ichen zum Hauptmann avancirt, und jetzt in äußerlich vortheilhaften Verhältnissen. — Sein Schmerz war milder geworden, aber das Andenken an die früh vollendete Geliebte lebte mit den geheimen Vorwürfen, dieß junge Leben, durch seine Leidenschaft bethört und einem traurigen Schicksale zugeführt zu haben, mit stiller Trauer in seinem Herzen fort. Auf einer Reise nach** besuchte er, angeregt von einem Freunde die Kunstausstellung, und sie hatten bereits mehrere Säle durchwandelt, als er vor einem schönen Bilde, was ihn lebhaft an die Verklärte erinnerte, stehen blieb; — eine tiefe Wehmuth überkam ihn, er näherte sich dem Bilde, es genauer zu betrachten, noch mehr, als sein Fuß einen harten am Boden liegenden Gegenstand berührte. — Er trat zurück und sah ein geschmackvolles und schweres Portemonnaie zu seinen Füßen, hob es auf und schaute ringsum, ob der Eigenthümer nicht zu entdecken sey, doch Niemand kam, und so schritt er dem Portale zu, es dort zu übergeben, als eine schlanke weibliche Gestalt in tiefer Trauer, begleitet von einem schwarzen Diener, gleichfalls dem Eingange zueilte, und eifrig mit dem Offizianten sprach. Sellberg war nahe genug, um zu verstehen, daß die Dame des verlorenen Portemonaie's erwähnte, und überreichte ihr dasselbe mit einer Verbeugung.

Beide erkannten einander. — Ist's denn möglich, mein Herr, daß sie mich zum Zweitenmale so hoch verpflichten, begann Florentine mit der melodischen Stimme, die ihm sogleich bekannt erschien, als er des kleinen Abenteuers auf jener letzten traurigen Reise mit Margaritha gedachte.

Die Erinnerung an sein verlornes Glück malte sich so deutlich in seinen trüben Zügen, daß die Dame ohne seine Antwort abzuwarten, sogleich mit theilnehmenden Worten nach seiner schönen Begleiterin fragte.

Meine Braut ist todt, gnädigste Frau, erwiderte er schmerzlich, und die Wunde, die mir dieser Verlust geschlagen, blutet noch bei jeder Berührung, darum vergeben Sie mir, wenn ich das Glück dieses unseres erneuten Begegnens anscheinend so wenig zu würdigen wußte.

Auch ich betrauere einen schweren Verlust, entgegnete die Lady ernst, mein edler Gatte starb vor einem halben Jahre, und ich gedenke, aus London, wo wir gelebt, nach meinem Vaterlande zurückkehrend, einige Zeit hier zu verweilen.

Beide schwiegen, in wehmüthige Erinnerungen verloren. — Doch knüpfte sich an dieses erste Wiedersehen ein öfteres, und Sellberg fand einen stillen Trost, eine wunderbare innere Befriedigung in dem Umgange der liebenswürdigen Frau, die mit reger Theilnahme die Erzählung seiner traurigen Erlebnisse, das harte Schicksal, welches die Liebenden verfolgt, hörte. Seine begeisterten Schilderungen von der Heimgegangenen, ihrer aufopfernden Liebe, ihrem frühen, durch die Härte der Eltern und der Schwester so qualvoll gewordenen Tode, bewegten Florentine tief. Und als der gewaltsam Erschütterte, durch ihre lebhafte Theilnahme hingerissen, im schrankenlosen Vertrauen sich jetzt selbst anklagte, nicht ohne Schuld zu seyn, ihr sogar seine frühere Hinneigung zu Adelheid, und sein unmännliches, das stolze Herz unheilbar verwundendes Benehmen nicht verschwieg, schüttelte sie leise den Kopf.

Sie haben gefehlt, sagte sie ernst, als er geendet und in beschämender Erinnerung jener Scenen im finstern Schweigen vor sich nieder sah. — Sie spielten leichtsinnig mit dem Frieden eines stolzen, zum Erstenmale und heißliebenden Herzens, welches vielleicht alle Wünsche, Hoffnungen und Träume seiner Zukunft als Gewinne auf das Vertrauen des Mannes, der ihr theuer war, konzentrirt, und — verlor. — Sie thaten Unrecht. —

Ich that es, mir geschah Recht, erwiderte er dumpf, mein Gewissen mahnt mich stündlich seit Margaritha's gebrochenes Auge mich anklagte — doch sie! —

Aber das entschuldigt jene furchtbare Rache nicht. — Adelheid durfte vielleicht den Mann hassen, der sie also getäuscht, aber nicht sein und der eignen Schwester ganzes Leben, so teuflisch berechnet, zerstören. Sie haben viel gelitten und schwer gebüßt durch den Tod des Engels, der im Scheiden Sie noch gesegnet. —

O, daß dieß Wort mir auch zum Engel der Versöhnung mit mir selbst würde, stammelte er, und Thränen — die ersten seit Jahren — rannen unaufhaltsam über seine Wangen. —

Seit diesem Tage unumschränkten Vertrauens von Sellbergs Seite, schlang sich ein unsichtbares Band innern Verstehens um Beider Seelen. Florentine hatte, wie die Schwächen des Jünglings, auch den Werth des Mannes erkannt, der aufrichtig bereuend, rastlos arbeitete durch Strenge gegen sich selbst, und ein in jeder Beziehung tadelloses Leben und Wirken die eigene fast ganz verlorene Achtung wieder zu gewinnen, und so wohl auch der ihrigen werth war. — Seine Bekenntnisse hatten auch in ihr längst erloschene Bilder aufdämmern lassen — sie gedachte der Vergangenheit, wo sie sich ihrer unwiderstehlichen Anmuth siegreich bewußt, im tändelnden Spiele manches Herz verwundet, manche voreilige Hoffnung geweckt und scherzend zerstört, und da trat auch Bernhards bedeutende, noch nicht vergessene Erscheinung vor ihr inneres Auge — auch mit ihm hatte sie anfänglich dieses frivole Spiel getrieben, seine verwegenen Hoffnungen und Wünsche gestachelt, die sie weder erfüllen noch billigen konnte — und doch war er ihr nicht gleichgültig gewesen! — Sie hatte sich später wiedergefunden in dem edlen Streben, ihn zu retten, den großmüthigen Britten, der ihr das Mittel dazu ward, durch ihre Hand belohnt, und fühlte mit stiller Befriedigung, daß sie dem Gemahl bis zum letzten Athemzuge in fleckenloser Treue angehört, sein Leben verschönt, seinen unvermuthet schnellen Tod versüßt — ja, wahrhaft betrauert habe. — Ein wunderbares Geschick theilte sie mit Sellberg — auf sein wie auf ihr Leben hatte jenes Geschwisterpaar den entschiedenen Einfluß — und — Beide waren geschieden auf Nimmerwiederkehr — der Bruder weilte jenseits des Ozeans in der neuen Welt — die Schwester in der höhern über den Sternen!

Sellberg empfand bei dem längeren Umgange mit der holden Florentine täglich mehr, wie ihre ganze Eigenthümlichkeit, die mit dem Ernst der Erfahrung eine seltene Elastizität des Geistes bei ächt weiblicher Anmuth und Grazie verband, wohlthuend auf ihn wirkte. Nicht sinnliches Wohlgefallen an der äußern Schönheit Florentinens zog ihn an, aber er ward sich bewußt, daß sie allein die furchtbare Leere seines Herzens und Lebens auszufüllen vermöchte, und so entstand ein Verhältniß gegenseitiger Achtung und Freundschaft, was Beide fester aneinander kettete, als sie selbst glaubten.

Wieder waren mehrere Jahre vergangen und Vieles hatte sich umgestaltet. Auf Margaritha's Grabe blühten die Blumen und Sträucher, mit denen die Hand treuer Anhänglichkeit den kleinen Hügel geschmückt und die Linde daneben beschattete, zugleich auch das der ehrwürdigen Gräfin Sellberg, der noch in hohem Alter die Freude geworden, des geliebten Enkels Hand in die der schönen Florentine zu legen. Keine Leidenschaft, aber eine wahrhaft innige, auf hohe, gegenseitige Achtung gegründete Neigung knüpfte dieß Band, was zu einem dauernd glücklichen ward, wenngleich der Graf die Jugendgeliebte nie vergaß, und sich in einsamen Stunden die Erinnerung doch gestand, nur einmal habe er so lieben können. — Auch der wackere Paul, zu einem bedeutenden und einträglichen Staatsamt berufen, fand im Besitz seines lieblichen Röschens das Glück, welches er erwartete. — In strenger selbstgewählter Zurückgezogenheit von der Welt lebte das alternde Rottingsche Ehepaar noch manches Jahr. Des Barons ursprünglich schon tief ernste Richtung ward nach den schweren Erlebnissen der letzten Zeit fast zu einem menschenfeindlichen, und selbst das Glück Pauls, und seiner Enkel unschuldige Spiele, vermochten dem hartgeprüften Manne nur selten ein Lächeln abzugewinnen. Seiner Gattin starren Sinn aber verhärteten die traurigen Erfahrungen noch mehr. Finster und unzugänglich, im Gefühl gekränkten Stolzes, gescheiterter hochfliegender Wünsche und Pläne, quälte sie im täglich wachsenden Menschenhaß den gebeugten Gatten mit Vorwürfen und kaum zu ertragenden Launen, selbst ohne Theilnahme bei den frohen Nachrichten von Bernhard, der in der neuen Welt durch rastlose Thätigkeit und geistigen Aufschwung sich bald eine rühmliche Laufbahn eröffnete und ein ansehnliches Besitzthum erwarb, — sogar Pauls reines Glück befriedigte die gänzlich mit sich zerfallene Frau wenig.

Aber furchtbarer noch waltete die Nemesis über der schuldigen Adelheid. — Nicht die erschöpfende Erfüllung der schweren Pflichten an gräßlichen Kranken- und Todtenbetten, die ihr Beruf gebot, nicht ihr verzweiflungsvolles Gebet in schlaflosen Nächten, vermochte den Schatten der armen Margaritha zu bannen, die ihr gemordetes Glück von ihr forderte, die vom vermeinten Fluch der Eltern durchschauerte Todesstunde, die versagte Vergebung und das heiß ersehnte Wiedersehen der grausamen Schwester allein zu Rechnung trug; — in den Nebeln

des Herbstabends sah sie das bleiche Bild der Sterbenden, in des Mondes falbem Schein ihr brechendes Auge — in des Windes Rauschen vernahm sie den letzten Seufzer — und die nie zu sühnende Schuld wählte mit Skorpionenstichen unerbittlich in dem Bewußtseyn der Schuldigen.

Einige Jahre hindurch nach der so schrecklich befriedigten Rache, rang sie so mit allen Qualen des furchtbar erwachten Gewissens, selbst den Anblick der Eltern meidend, die dennoch in der natürlichen Regung des Mitleids mit der unglücklichen Tochter, und eigner geheimer Vorwürfe im Herzen der Mutter — ihr Trost zuzusprechen suchten, — dann war ein schreckliches, fast wahnsinniges Lächeln und die eintönigen Worte: „Keinen Trost — ich will keinen, mir geschieht Recht" — die einzige Antwort.

Als Margaritha's Todestag wiederkehrte, bat sie die Oberin um einen kurzen Urlaub und reiste ab.

Die Amtmännin H. und die jetzt erwachsene Willy gingen in des Morgens Frühe zu den Gräbern, sie mit frischen Blumenkränzen zu schmücken — da sahen sie erschreckt, eine dunkle Gestalt darüber hingebeugt — regungslos — todt; — sie traten näher — es war Adelheid! —

Sebastopol und seine Umgegend im Winter 1857.

(Fortsetzung.)

Sebastopol hat nicht viel über siebzig Jahre existirt. Es wurde von Seeleuten im Jahre 1783 gegründet. Der Kontre-Admiral Mackenzie (ein Schotte) kam auf kaiserlichen Befehl von Taganrog mit einer kleinen Eskadre hieher, um eine bequeme Bai zur Gründung eines Kriegshafens aufzusuchen.

Da er hier eine vortreffliche Rhede mit fünf tiefen, zu Ankerplätzen geeigneten Buchten vorfand, so gründete er die Stadt, die den Namen Sebastopol erhielt. Der Wald, der den Berg bedeckte, und die Steine von den Trümmern des nahen Chersones lieferten ihm das erste Material für die aufzuführenden Gebäude. Heute beginnt diese einst so prächtige Stadt von Neuem ihr Daseyn. Auf beiden Seiten der Rhede leben jetzt schon gegen 8000 Menschen, eingerechnet etwa 4000 zum Militär-Ressort gehörige Personen. Für die Truppen sind Quartiere in den stehengebliebenen Magazinen der Karabelnaja eingerichtet worden, und die Privatleute haben ein Unterkommen in Kellern und temporären Wohnungen unter den Ruinen gefunden. Wenn man durch die Straßen geht, bemerkt man diese Behausungen nicht, die sich hinter einer verfallenen Mauer oder einem ausgebranntem Gebäude verstecken, und die Stadt scheint völlig verödet; nur auf der Morskaja-Straße und dem Katharinenquai ist es lebhaft. Die ärgsten Spuren der Verwüstung zeigen sich auf dem Berge und in der Artillerie-Vorstadt; hier sieht man nichts als die Grundmauern und Haufen von Steinen. Die Straßen sind mit hohem, dichtem Gras überwachsen, und nur das Gequiek der abscheulichen großen Ratten und das Geschrei der Eule zur Nachzeit unterbricht die Grabesstille. Dem, der hier noch vor drei Jahren schöne Häuserreihen und allen Luxus einer großen Stadt sah, wird es schwer zu Muthe, wenn er durch die traurige Einöde wandert. Wiederhergestellte oder neuerbaute Häuser sind bis jetzt nur wenige vorhanden, und zwar meistens auf dem Berge, neben der ehemaligen Töchterschule, in deren Gebäude sich heute der Offiziersklub und die Bibliothek befinden. Manche werden sich vielleicht wundern, daß man in Sebastopol so schnell für die Wiedereröffnung eines Klubs und einer Bibliothek gesorgt hat, während solche Institute in vielen russischen Städten fehlen, die von den Schrecken des Krieges verschont geblieben sind; aber die Seeleute sind ein geselliges Völkchen, und bei dem beschwerlichen, einförmigen Leben im heutigen Sebastopol, macht sich dieses Bedürfniß nach Erholung und geistiger Beschäftigung um so mehr fühlbar. Auf dem Wege über die Morskaja von dem Markte nach dem Theaterplatz sieht man zur rechten Hand eine große, hölzerne Scheune; es ist dieß gleichfalls ein unentbehrliches Zubehör des geselligen Lebens — das Theater. Der betriebsame Unternehmer des russischen Theaters in Simpheropol hat von den Franzosen in Kampsch dieses Gebäude, das dort zu demselben Zwecke diente, angekauft, es auseinandergenommen und hierher gebracht, und gedenkt in den nächsten Tagen die erste Vorstellung zu geben ....

Am folgenden Morgen miethete ich mir ein Pferd und einen Führer und machte mich auf, um die Bastionen und die Umgegend in Augenschein zu nehmen. Ich ritt geradenweges nach dem Malakoff-Kurgan, von dem ich Abends zuvor so viel gehört hatte. Ueberall begleiteten mich die Spuren der furchtbarsten Zerstörung. Das Marine-Hospital und die Kasernen sind so zerschossen und zerstümmelt, daß es schwer hält, sie wieder zu erkennen. Die Vorstädte der Südbucht und der Karabelnaja sind fast der Erde gleich gemacht; aber die neuen Ansiedler haben mit Eifer und nicht ohne Erfolg an dem Restaurationswerke gearbeitet; die Reihen von neuen Lehmhäusern und hölzernen Baracken erscheinen als redende Beweise ihrer Thätigkeit. Von den Marine-Kasernen bis zum Kurgan und zur dritten Bastion ist das ganze Terrain mit Erdwällen besäet und von Laufgräben durch-

furcht. Die Mauer, die den Docks zur Schutzwehr diente, ist von Kanonenschüssen durchlöchert, hat aber die ganze Belagerung ausgehalten und ist ziemlich unversehrt geblieben. Und da ist er — der Kurgan, neun Monate lang, vom 5. Oktober 1854 bis zum 28. August, Zeuge, so schauderhafter Blutscenen! Wie viele Tapfere fielen hier als Opfer der Ehre und der Pflicht! . . . Mein Führer zeigte mir die Stelle, wo die Admirale Kornilov und Nachimov getödtet wurden; sie ist durch zwei Granitplatten bezeichnet, die später einem Monument Platz machen sollen.

(Schluß folgt.)

Soden bei Aschaffenburg.

Frankfurt, im Oktober 1857.

Von einem Ausfluge in das herrliche Mainthal zurückgekehrt, erlaube ich mir, einige Mittheilungen über die interessantesten Punkte desselben zu machen und beginne mit Soden bei Aschaffenburg, welches in der Folge vielleicht ein frequenter Bade-Ort werden dürfte.

Eine gute Landstraße, auf beiden Seiten mit Aepfel- und Nußbäumen beschattet, führt von Aschaffenburg längs des rechten Mainufers stromaufwärts nach dem zwei Stunden entfernten Dorfe Sulzbach und von da ein fahrbarer Feldweg, sich landeinwärts gegen die Berge wendend, nach dem noch drei Viertelstunden entfernten Soden.

Nach einer viertelstündigen Fahrt ließ ich halten und bestieg den an der Straße liegenden Johannes-Hügel, welcher dem schauenden Auge ein schönes Bild darbietet! im Vordergrunde den belebten Strom mit seiner langen steinernen Brücke, dann auf mit Gärten und Anlagen begrünten Hügeln die Stadt sich erhebend, über welche das Schloß mit seinen vier hohen Thürmen majestätisch emporragt und sich wohlgefällig in den Wellen des Maines bespiegelt, im Hintergrunde duftige, malerische Berggruppen. Der Hügel hat den Namen von dem berühmten Geschichtsschreiber Johannes von Müller, welcher in den neunziger Jahren als kurmainzischer Bibliothekar Aschaffenburg öfter besuchte und auf dieser Anhöhe Stunden lang lesend und Notizen niederschreibend verweilt haben soll.

Von da führt die Straße durch eine wunderliebliche Gegend. Welch' anziehender Wechsel von Gärten, mit Obstbäumen besetzten Fluren, grünen Wiesen, Bergen und Thälern! Die Berge mit ihren sanften Kontouren, bald bewaldet, bald mit bebauten Feldern bedeckt, bald mit bis auf die Gipfel hinauf laufenden Rebenterrassen geschmückt, ziehen hier bis an die Straße heran, weichen dort, anmuthige Thäler bildend, wieder eine Strecke zurück. Auf dem linken Ufer breitet sich eine weite fruchtbare Ebene aus, aus welcher das große Gut *) Nilkheim mit seiner englischen Anlage und der königliche Park Schönbusch mit den zu ihm führenden hochstrebenden Pappelalleen emporsteigt, in der Ferne die Kirchthürme mehrerer Dörfer glänzen, und der Hintergrund durch die Ausläufer des Odenwaldes, welche sich allmählich dem Mainufer nähern, geschlossen ist. In graziösen Kurven durchzieht der schöne Strom wie ein Silberband das grüne Gewand der anmuthigen Landschaft und belebt sie durch die auf ihm dahin gleitenden Flöße und Schiffe.

Von Sulzbach geht, wie oben gesagt, ein Seitenweg links von der Landstraße ab, der nach Soden führt. Ueber einen breiten Wiesenplan ziehend, den ein klarer, mühlentreibender Bach munter durchrauscht, wendet er sich allmählich den Bergen zu, die auf beiden Seiten immer näher heranrückend ein reizendes Thal einschließen, in welchem Soden liegt. Das Dorf mit seinen 500 Einwohnern und 95 weit auseinander liegenden, mit Gärten und Feldern umgebenen Häusern schmiegt sich friedlich an den Fuß der Berge an und nimmt fast eine Stunde in der Länge ein. Das Thal, auf allen Seiten von ziemlich hohen Bergen eingeschlossen, hat nur gegen Südwesten, wo es sich erweitert, einen offenen Ausgang auf einen schönen Wiesengrund. Es hat 1¼ Stunden Länge; seine Breite schwankt zwischen 300—700 Fuß.

Durch die angeführten örtlichen Verhältnisse ist es gegen die rauhen, Nord- und Ostwinde geschützt und gegen Südwesten nur den sanfteren, wärmeren Luftströmungen zugängig. Dieser geschützten Lage verdankt das Sodener Thal sein mildes Klima, die schwächeren Windströmungen, die warme Atmosphäre, die gleichmäßige und im Winter höhere Temperatur als die der Umgegend, was gleich günstig auf die Menschen und auf die Vegetation wirkt. Krankheiten sind hier selten. Die Vegetation ist üppig und mannigfaltig, die Aehrenfelder ergiebig, die Wiesen frisch und fett, Obst und Trauben von vorzüglicher Qualität.

An dem bereits erwähnten Ausgange des Thales, da wo es am breitesten ist, dicht vor dem Dorfe, auf einer durch ihr frisches Grün das Aug' erquickenden Wiesenfläche, liegen die zwei Mineralquellen. Sie sind mit hölzernen Hallen überbaut, von denen die eine, im Gebirgsstyle gehalten, mit ihrer kleinen Brunnenanlage und Ruhebänken einen lieblichen Anblick gewährt.

(Schluß folgt.)

*) Der jetzige Besitzer, Dr. Varrentrapp, ein Frankfurter, hat es durch seine Verbesserungen in ökonomischer Hinsicht sehr gehoben.

Redakteur: Gustav Keffert.
Druck und Verlag der Waitandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 293 Mittwoch, 9. Dezember 1857.

Sebastopol und seine Umgegend im Winter 1857.

(Schluß.)

Auf dem Kurgan sind noch Massen von Kriegsmaterial und eine Menge unbrauchbarer Kanonen zerstreut. Ein Spekulant hat sich verpflichtet, das Eisen in der Stadt, auf den Bastionen und in der Umgegend einzusammeln, wovon er, nach der mit der Regierung geschlossenen Uebereinkunft, die Hälfte als Ersatz für seine Mühe behält. Es sind bereits über zwei Millionen Pud Eisen von den Bombensplittern eingesammelt, mit welchen die alte und neue Admiralität bedeckt sind, und über die Bastionen reitend, sehe ich noch immer diese Spenden des Krieges haufenweise umherliegen. Und wie viel mag in den Buchten, auf dem Grunde des Meeres zerstreut seyn! Hiernach kann man die Dichtigkeit des eisernen Regens beurtheilen, der ein Jahr hindurch auf die heldenmüthigen Vertheidiger Sebastopols niederfiel. Interessant war es, die Blendungen zu sehen. Ich stieg in eine hinab, welche besser als die anderen erhalten war. Es war ein dunkles, feuchtes Loch, mit zwei Reihen Balken bedeckt, über welchen sich eine Erdschichte von der Dicke eines Sajen befand. Diese Höhlen dienten entweder als Pulverkammern, oder um die Besatzung der Forts vor den Bomben zu schützen. Die äußerste Brustwehr des Kurgans und des Grabens sind so verschüttet, daß man über die eine und durch den anderen reiten kann.

Von dem Kurgan begab ich mich über das Fort Kamtschatka nach der Batterie-Viktoria, einer mit einer Steinmauer umgebenen Redoute, die von den Engländern dem Malakoff gegenüber errichtet wurde. Die Batterien und Transcheen sind fast unversehrt geblieben. Die Erde ist fast überall durchwühlt, und diese Brustwehren, Gräben, Kanäle und Erdwälle werden noch lange als lebende Denkmäler des beispiellosen Kampfes dienen. Etwa eine Werst hinter der Viktoria war das englische Lager aufgeschlagen, von dem viele Baracken noch jetzt auf diesem Punkte stehen, und das sich weithin rechts durch die Dockenschlucht längs der Chaussee nach Balaklava erstreckt. Dieses verödete Lager macht einen eigenthümlichen Eindruck. Nicht eine Seele ist zu sehen, nicht ein Laut zu hören. Da liegt eine zerrissene, rothe Uniform, dort ein zerbrochener Krug, dort eine Bratpfanne oder eine Feldflasche, und hier ein halbverbranntes Holzscheit im Kamin. Und noch vor Kurzem war dieses Lager voll Leben und wallte über von Haß gegen die von hier aus sichtbare Stadt.

Indem ich auf der Balaklavaer Straße durch die Schlucht ritt und nach rechts bog, erreichte ich, von meinem Führer geleitet, den englischen Friedhof, in welchem Mitglieder der ersten Familien Englands begraben liegen. Unter den zahlreichen stattlichen Monumenten erregt eines durch den Reichthum und die Schönheit seiner Arbeit besondere Aufmerksamkeit. Auf granitenem Fundament erhebt sich ein längliches Viereck von schwarzem Marmor, auf welchem sich eine Platte von demselben Material mit verschiedenen Basreliefs befindet; in der Mitte und an den Seiten sind Familienwappen eingegraben. Eine pomphafte Inschrift in englischer und russischer Sprache verkündet, daß hier der Garde-Kapitän Sir Lyston Newman liegt, der vor Sebastopol getödtet wurde. Unter einem anderen Denkmal von grauem Granit ruht der General-Lieutenant Cathcart, der am Sapun-Berge, in der Schlacht vom 24. Oktober 1854, fiel. Neben ihm ist das Grab des Brigade-Generals Strangways, von dem zu bemerken ist, daß er, wie die Inschrift sagt, Ritter des russischen Annen-Ordens war, den er in der Schlacht von Leipzig aus den Händen Kaiser Alexander's I. erhalten hatte. Dieser Friedhof ist mit einer steinernen Ringmauer umgeben und liegt auf einer Anhöhe, von wo aus man die Stadt, die Rhede, das Meer und die ganze Umgegend überblickt, unter anderen auch die Hauptquartiere Marschall Pelissier's und Lord Raglan's. Die Sonne warf einen hellen Schein auf die weit ausgedehnte Linie der Festungswerke. Jede Bastion ist mit einem kleinen, steinernen Schilderhaus versehen, das von den Franzosen bei den hervorspringenden Winkeln für ihre Wachen errichtet wurde. Von meinem Führer begleitet, ritt ich weiter nach Balaklava, wo ich in

einer schmutzigen Kaffeestube gebratene Flundern und vortrefflichen Balyk (gedörrten Stör) fand.

Balaklava oder, wie die Tartaren es nennen, Baljek-lawa, ist ein kleines Städtchen, das unter der Regierung Katharina's II. von griechischen Einwanderern bevölkert wurde und aus einer einzigen Straße besteht, die sich längs einer schmalen, an Windungen reichen Bucht hinzieht. An beiden Seiten dieser Bucht erheben sich hohe, steile Felsen, welche am Eingang zwei senkrechte Vorgebirge bilden, die sich fast zu berühren scheinen. Auf einem derselben, rechter Hand am Eingang, sieht man die Ruinen der genuesischen Festung Palakion, unter welchen besonders ein noch ziemlich gut erhaltener runder Thurm die Aufmerksamkeit des Reisenden erregt. Die Bauart dieser Festungswerke ist höchst eigenthümlich. Alle Mauern sind aus kleinen Steinbrocken gebildet, die mit Mörtel zusammengekittet sind; die Zeit hat dieser Masse die Zähigkeit des härtesten Steppensteines verliehen, und der ganze Bau hat eine wunderbare Festigkeit. Hier haben die Engländer an der Stadtseite der Bucht einen recht bequemen, hölzernen Hafendamm auf Pfählen erbaut, an welchen die in Balaklava einlaufenden Schiffe anlegen und ihre Ladungen löschen können. Rings um die Bucht und auf den Höhen stehen zahlreiche, noch nicht fortgeräumte Baracken aus dem englischen und sardinischen Lager. Ich erstieg die Bergschlucht zur Linken der Bucht, um die Grabstätte der Offiziere des sardinischen Heeres aufzusuchen, von deren Vorhandenseyn mir der Grieche, der das Wirthshaus hält, erzählt hatte. Ein schönes kunstvoll angefertigtes Denkmal bezeichnet diese Grabstätte. Als Fundament dient ein viereckiger Erdhügel, 12 Sajen im Umfang und 1 Sajen in der Höhe, mit glattem Kalkstein gepflastert. Oben ist eine pyramidenförmige Säule, mit dem sardinischen Wappen an jeder Seite und auf der Spitze ein kleines, eisernes Kreuz. Die Namen der hier Ruhenden sind auf weißen Marmorplatten eingegraben. Ringsum ist eine hölzerne Umzäunung, innerhalb der sich einige einzelne Grabsteine befinden. Unter den letzteren zeichnet sich einer durch seine schöne Arbeit aus; es ist eine längliche Platte von reinem, weißem Marmor, welche ein mit einem Lorbeerkranz umwundenes Kissen darstellt; auf dem Kissen liegt die geschmackvoll gruppirte Kriegsrüstung des Verstorbenen; ein entblößter Degen, die Scheide, ein Ordensband nebst Medaille, eine Schärpe mit Fransen und ein Helm mit Federbusch*). In der Nähe dieses Denkmals bemerkt man ein großes Kreuz von weißem Marmor, drei Sajen hoch und ohne Inschrift; wahrscheinlich ist es zum Andenken an den Aufenthalt der sardinischen Armee in der Krim errichtet worden.

Von Balaklava führt eine andere Straße nach der Brakerschen Villa, in der sich das Hauptquartier des englischen Ober-Befehlshabers, Lord Raglan, befand. Indem ich durch den Garten nach dem Hause ritt, sah ich links unter einem großen, schattigen Baume, zur Seite eines Brunnens, einen Granitstein, der über den Tod jenes Generals berichtet. Das Haus ist leer, ohne alle Möbel oder Verzierungen. Zur Linken des Saales ist eine Kammer, worin an einer Mauer eine Marmortafel befestigt ist; die Inschrift in russischer und englischer Sprache sagt, daß in dieser Kammer Lord Raglan am 16. Juni an der Cholera gestorben ist. An den Thüren der Kammer ist mit großen Buchstaben: „Raglan, Simpson, Codrington“ eingeschnitzt — die Namen der drei Generale, welche nacheinander die englische Armee befehligten. An den Wänden sieht man einige mit Kohle und Kreide gezeichnete Figuren. Der in den Garten führenden Haupttreppe gegenüber ist eine Terrasse von Brettern mit einem Wetterdach von Segeltuch errichtet; rechts stehen ein paar hölzerne Baracken. Der Meierhof ist jetzt von einigen Bauern des Generals Braker, des Besitzers dieses Landguts, bewohnt. Der Castellan des Hauses erzählte mir, daß die Leute Furcht haben, des Nachts in den Garten und namentlich nach dem Brunnen zu gehen, weil dort ein Engländer liege, der um Mitternacht auf dem Stein im weißen Leichenhemd erscheine. Ich wollte ihm begreiflich machen, daß man den Engländer nach Hause gebracht hatte, und daß hier nur der Denkstein sey; aber er schüttelte den Kopf und wiederholte, daß „die Frauen es gesehen hätten, wie er dort auf dem Grabmal saß.“

Anderthalb Werst von hier ist das ehemalige Hauptquartier des Oberbefehlshabers der französischen Armee, Generals Pelissier. Einige saubere, hübsche Baracken sind auf einer Anhöhe in zwei Reihen aufgestellt, die eine mit Steinbrocken gepflasterte und mit Sand bestreute Straße bilden. Das mittelste von diesen Häuserchen ist die Wohnung Pelissier's aus zwei Kammern bestehend; in ein der hinteren befindet sich ein Kamin und ein aus einem Faß gezimmerter Lehnstuhl. Jetzt ist freilich Alles in einem traurigen, vernachlässigten Zustande. Neben dem Quartier Pelissier's steht ein hoher Thurm, auf welchem die Uhr von der Sebastopoler Admiralität aufgestellt war. Diese Uhr ist nach Frankreich gebracht worden, wahrscheinlich als Trophäe. Von hier aus geht die Chaussee nach der Kampsch-Bucht, wohin auch ich meinen Weg nahm. Indem ich mich Kampsch näherte, erblickte ich die von den Franzosen um diesen Punkt

*) Wahrscheinlich ist dieß das Grabmal des vor Sebastopol verstorbenen Generals, Grafen Alessandro della Marmora.

errichteten Befestigungen. Von der Strelitzenbucht bis zum Pharus von Chersones ziehen sich sechs Bastionen, von einem Wall und einem ziemlich tiefen Graben umgeben. Alle Erdarbeiten sind sorgfältig gemacht und haben sich gut erhalten. In Kamysch ist es ganz leer; sämmtliche Baracken sind verkauft und auseinandergenommen und nach Sebastopol gebracht worden. Man kann indeß die Stellen noch deutlich bemerken, wo die großen französischen Lager gestanden haben. Hausirer und arme Leute sammeln hier noch immer Späne, Reise und Bretter von den überall umher zerstreuten Tonnen. Bis zur feindlichen Invasion waren hier viele Gärten und Weinberge; heute findet man nicht einen Baum, nicht einen Strauch — Alles ist kahl und öde. Außer der Villa des Generals Braker, wo sich einige Bäume und etwa dreitausend Weinstöcke erhalten haben, ist die ganze Umgegend von Sebastopol bis dicht vor Balaklava schonungslos verwüstet. Unglückliches Land! Viel Arbeit war nöthig, um auf diesem steinigen, nur eine halbe Arschine hoch mit Erde bedeckten Boden einige Vegetation zu Stande zu bringen — und in Einem Jahre ist Alles verschwunden und nur eine Einöde zurückgeblieben. Statt nobler, freundlicher Villen und Meiereien sieht man nichts als die Spuren von Kriegslagern und einsame Grabhügel. . . .

Soden bei Aschaffenburg.

(Schluß.)

Die Quellen gehören nach der im Laboratorium des Herrn von Liebig angestellten Analyse zu den jod-bromhaltigen Soolenwässern. Sie haben Beide gleiche Bestandtheile, und unterscheiden sich nur durch die Quantität derselben von einander. Bis zum Jahre 1754 bestand in Soden eine Saline, welche ihr Salz aus diesen Quellen gewann. Nach dem Eingang derselben blieben die Quellen unbeachtet und wurden nach und nach verschüttet. Im Jahre 1855 wurden sie von den jetzigen Besitzern, den Herren Moldenhauer und Steigerwald, wieder aufgefunden und, nachdem sie ein Jahrhundert unbenutzt im Schoße der Erde geruht, abermals zu Tage gefördert. Jetzt erst wurden die Heilkräfte der Quellen erkannt und sie zur medizinischen Anwendung bestimmt. Ein Aschaffenburger Arzt, Dr. Herrmann, verbreitet sich in einer kleinen, anziehend geschriebenen*) Broschüre über Soden, seine Lage, Klima, Mineralquellen 2c. und in einer zweiten über die Erfahrungen, welche von ihm und andern Aerzten mit diesem Mineralwasser an Kranken gemacht wurden. Die erzielten Heilresultate sprechen allerdings zu Gunsten dieser Quellen, namentlich gegen die in unserem Jahrhunderte durch unsere unrichtige, naturwidrige körperliche und geistige Erziehung täglich mehr überhandnehmende Skrophelkrankheit und gegen Krankheiten der Haut sollen sie Vorzügliches leisten. Wer sich hierür näher interessirt, den muß ich auf die genannten Broschüren verweisen.

Das Mineralwasser wird von den Leuten der Umgegend auf ärztliche Verordnung an den Brunnen selbst geholt. Die Versendung desselben hat sich in diesem Jahre nicht bloß wie im verflossenen auf die Nachbarstädte beschränkt, sondern auch auf entferntere Gegenden (Baden, Westphalen, Berlin, Hamburg, Weimar 2c.) ausgedehnt. Im Dorfe befindet sich auch eine Schwefelquelle im Hause des Lehrers.

Zur Aufnahme von Badegästen sind noch keine Einrichtungen vorhanden, ebensowenig eine Badeanstalt. Die Hauptursache, warum dieses Unternehmen langsam vorwärts schreitet, scheint mir darin zu liegen, daß sich im Dorfe keine zur Aufnahme von Gästen geeignete Häuser vorfinden, und daher nicht nur Trink- und Badehallen, sondern auch Wohnungen und Gasthöfe gebaut werden müßten, was bedeutende Mittel erfordert. So viel ich als Laie beurtheilen kann, glaube ich dem Unternehmen, wenn es mit der gehörigen Umsicht und Energie angegriffen wird, ein gutes Prognostikon stellen zu dürfen, indem hier für einen Badeort die günstigsten Verhältnisse zusammentreffen, als: heilkräftige Quellen, mildes, gesundes Klima, schöne Gegend, die Nähe einer größeren Stadt mit reizenden Umgebungen und die einer Eisenbahn und eines mit Dampfschiffen befahrenen Flusses.

Allenthalben tauchen neue Mineralbäder, Kiefernadelbad-, Molken- und Traubenkur- und Kaltwasserheilanstalten auf. Ihre Zahl vermehrt sich mit jedem Jahre und doch sind alle besucht und prosperiren. Sehen wir nicht häufig da, wo früher unbedeutende Dörfer standen, in wenigen Jahren sich belebte Kurstädte mit Prachtgebäuden erheben? Das alternde, zeitkranke Europa hat jetzt einmal seine Strömung nach diesen Anstalten. Laien und Aerzte ziehen nun den von den Händen der Apotheker präparirten Arzneien die von der Natur selbst bereiteten vor, um den durch die alles unterwerfenden Lebensverhältnisse im Organismus angehäuften Krankheitsstoff in den Bädern in einigen Sommerwochen wieder aus ihm hinauszuschaffen, den Verfall desselben aufzuhalten, und den in einem siechen Körper wohnenden matten, abgespannten Geist zu

*) Soden bei Aschaffenburg und seine Mineralquellen von Dr. Ludwig Herrmann Aschaffenburg 1855.

Erfahrungen, welche mit dem Aschaffenburg-Sodener Wasser im Sommer 1856 an Kranken gemacht wurden, von demselben 1857.

kräftigen. Deßhalb hat auch ein neuenistehender Badeort nicht die Konkurrenz der Andern zu fürchten; er wird so gut wie diese seine Rechnung finden und emporblühen.

Da mich das herrlichste Wetter bei meinem Ausfluge nach Soden begünstigte, — die Sonne glänzte klar und warm an dem wolkenlosen, blauen Himmel und wir hatten, obgleich am Ende des September 21 Grad Wärme — verweilte ich den ganzen Tag hier und durchstreifte die Umgebung.

Zuerst bestieg ich die Sodenburg, einen hohen, etwas steilen Berg, dessen Gipfel mit einem doppelten, nicht gemauerten Ringwalle von großer Ausdehnung mit dem Eingange auf der dem Maine entgegengesetzten Seite umgeben ist. Dieser Wall ist germanischen Ursprungs und scheint den die Thälern bewohnt habenden Völkern bei den Einfällen der Römer als Zufluchtsstätte für ihre Familien und Heerden gedient zu haben. Auch waren wahrscheinlich auf diesem weitsehenden Punkte fortwährend Wachen ausgestellt, um die Germanen von den Ausfällen der Römer aus ihrer befestigten Gränze — an dem linken Mainufer zog der Limes romanus gegen Aschaffenburg hin — in Kenntniß zu setzen. Aehnliche germanische Ringwälle befinden sich mehrere auf den Bergen des rechten Mainufers.

Auf dieses Berges Gipfel verliert sich das Auge in eine unermeßliche Weite. Es entfaltet sich vor ihm ein überraschendes großartiges Panorama: die Bergstraße mit dem Melibocus, der Donnersberg, der Hunsrück, der Taunus, die Ausläufer des Spessarts, das Mainthal und die Mainebene mit vielen Dörfern, der Stadt Aschaffenburg, Hanau, dem Frankfurter Dome ꝛc.

Ich bestieg noch einige minder hohe Berge, um die Aussicht auf das Sodener Thal und seine nächsten Umgebungen zu genießen. Alle Bergkämme sind mit Wäldern bewachsen, keiner kahl. Niederes Buschwerk, von Eichen und Buchen überragt, wechselt mit Nadelhölzern. Hie und da öffnet sich der Wald und der Blick schweift mit stiller Freudigkeit über die anmuthigen Scenerien hin. Tief unten im Schooße des mäandrisch gewundenen Thales ruht das Dörflein, mit seinen Häuschen und seinem Kirchlein aus dem Grün der es umgebenden Obstbäume freundlich herausschauend, ringsum ziehen malerisch gruppirte Berg- und Hügelreihen hin, ihre Gipfel dicht bewaldet, bis an sie hinauf mit Matten, Ackergeländen, Obstbäumen und Weinbergen besetzt. Es ist ein beständiger Wechsel immer neuer und anziehender Partien, von Thal und Höhen, Buschwerk und Baumschlag, lachenden Fluren und grünen Reben, mit den mannigfaltigsten Schattirungen.

Unter das Schattendach einer breiten Buche gelagert, athmete ich die milde, kühle Luft und die aromatischen, stärkenden Düfte der Kiefern ein und überließ mich in süßer Ruhe stillen Betrachtungen. Himmlischer Friede zieht in dieser Waldeinsamkeit in die irdische Brust ein und macht sie die Welt, ihre nichtigen Freuden und qualvollen Sorgen vergessen.

Die sinkende Sonne mahnte mich an den Rückzug. Ich stieg die Berge hinab und gelangte in die südöstliche Biegung des Thales, da wo das Dorf endet und jenes noch etwa eine halbe Stunde fortläuft und dann durch Berge geschlossen ist. Hier hat es einen andern Charakter. Während im vorderen Theile desselben die es bildenden Bergreihen nur sanfte Einschnitte zeigen, münden in diesen Theil mehrere schöne Seitenthäler voll süßer Melancholie und beschaulicher Stille ein. An einem Abhange sprudelt eine starke, krystallhelle, eiskalte Quelle hervor und rauscht den Hügel hinab; weiter unten entspringen noch mehrere minder starke Quellen, die ebenfalls dem Thale zueilen, um sich in den es durchfließenden Bach zu ergießen. Die Besitzer der Mineralquellen beabsichtigen in der Folge eine Kaltwasseranstalt an diesem hiezu ganz geeigneten Platze zu errichten.

Es begann bereits zu dunklen, als ich den Wagen zur Abfahrt bestieg. Die Abendröthe tauchte die idyllische Landschaft in ihre weichen, zarten Farbentöne und verlieh ihr neue Reize. Allmählig zogen die funkelnden Sterne an dem reinen Himmel herauf und ich fuhr in dieser wahren Sommernacht längs des Ufers des Maines Klingenberg zu, welches ich sehr spät erreichte.

Abgefahren.

Als David's „Wüste“ neulich war zu hören,
Saß auf dem ersten Platz ein Herr, gar süß,
Der sich gefiel die Nachbarschaft zu stören,
Und immer fade Witze hören ließ.

Auf eine Dame hatt' er's abgesehen:
Er flüstert ihr in's Ohr, drängt sich heran,
Frägt sie, wenn sie nach Hause werde gehen,
Ob er sie wohl nach Haus begleiten kann.

Nichts hindert ihn, daß er mich weiter schwatze,
Da spricht ein and'rer Herr: „Bei meiner Seel',
Mein süßer Herr, Sie sind an ihrem Platze;
Denn in der Wüste braucht man ein Kamel!“

Redakteur: Gustav Neffert.
Druck und Verlag der Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 294 Donnerstag, 10. Dezember 1857.

Sie hatten sich wiedergefunden.

Von Friedrich Wilhelm Gabriel.

„Es ist doch recht schade, daß Sie nicht geheirathet haben!" sagte die Hofräthin Ebersbach zu dem Kabinetsrath Friesen. Sie sind kein Weiberhasser, Sie haben so viele gute Seiten, und können sich unbedenklich mit einem Jeden, selbst mit meinem Herrn Gemahl, messen, den ich doch als ein Muster betrachte! darum sagen Sie mir: wie ist es zugegangen, daß Sie sich dem großen Orden der Hagestolzen zugesellt haben?"

Lächelnd entgegnete Friesen: „Hätte ich unter allen, mir früher bekannt gewordenen Schönen ein Wesen gefunden, das Ihnen gleich gewesen wäre, so würde ich keinen Augenblick gezögert haben, ihm Herz und Hand anzubieten, in der sichern Ueberzeugung, recht glücklich zu werden."

„Meine geschmeichelte Eitelkeit bedankt sich, doch so leichten Kaufs sollen Sie mir heute nicht entschlüpfen. Ich weiß, daß Sie bei dieser, mir dargebrachten Huldigung, sich gegen Schönheit und Liebenswürdigkeit schwer versündiget haben. Daher müssen Sie mir beichten, wie oft Sie in Ihrem Leben ernstlich verliebt gewesen sind."

„Eine kitzliche Frage," meinte Friesen, „die der grauköpfige Fünfziger nicht ohne Lächeln zu erregen beantworten kann."

„Und doch — bitte! bitte! Wir wollen auch Alle recht aufmerksam seyn."

„Nun wohl, ich gehorche, doch ersuche ich mein hoch geneigtes Auditorium schon im Voraus die Erwartung nicht zu hoch zu spannen, und nichts als höchst einfache Begebenheiten zu erwarten, da ich mich nie in das Gebiet der Romantik verstiegen habe, sondern immer dem Pfade des Alltagslebens gefolgt bin."

„Um ihnen Alles zu offenbaren, was mir in Amors Gebiet Merkwürdiges begegnet, muß ich bis zu meiner akademischen Laufbahn zurückgehen. Ich war im Anfange meines Burschenlebens ein gewaltiger Renommist, dabei aber für weibliche Schönheit nicht unempfindlich, ohne mich jedoch ernstlich zu verlieben, denn noch war meine Stunde nicht gekommen; doch sie kam. Einst führten mich Geschäfte zu dem Professor B., welcher sich erst seit Kurzem bei unserer Universität habilitirt hatte. Nicht ahnend, was mir bevorstand, zog ich die Klingel. Eine reizende Brünette öffnete und setzte mich mit ihren feurigen Augen dermaßen in Verwirrung, daß ich, sonst eben kein ungeübter Sprecher, nur in unzusammenhängenden Worten mein Anliegen vorzutragen vermochte. Das liebliche Mädchen, dessen schalkhafte Miene mir verrieth, daß sie meine Verlegenheit bemerkt habe, sagte mir, daß ihr Vater abwesend sey. Indessen hatte ich mich doch wieder so weit gesammelt, um den Zufall zu preisen, der mir das Glück ihrer Bekanntschaft gewährte. Sie lud mich ein, näher zu treten, und bei ihrer Mutter die Zurückkunft des Vaters zu erwarten, wozu ich mich nicht zweimal nöthigen ließ. Wir traten in das Wohnzimmer, wo ich von einer freundlichen Matrone bewillkommt wurde. Im Laufe des Gesprächs ergab es sich, daß Madame B. eine Jugendfreundin meiner Mutter war. Ich durfte nicht aufhören, von derselben zu erzählen, und meine anfängliche Verwirrung verschwand gänzlich. Ich vermochte Henriettens Blicken zu begegnen, und machte mit Entzücken die Bemerkung, daß ihr Auge das meinige nicht vermied."

„Endlich erschien, viel zu früh für meine Wünsche, der Professor, und als ich mich nach Beseitigung meiner Angelegenheit beurlaubte, erhielt ich die Einladung, meinen Besuch zu wiederholen. Daß ich davon Gebrauch machte, werden Sie ohne meine Versicherung glauben. Ich will Sie nicht ermüden mit der Schilderung, wie und bis zu welchem Grade meine Liebe zu der reizenden Henriette stieg, und bemerke nur noch, daß auch die Geliebte meine Gefühle erwiderte. Doch der Ozean der Wonne, in welchem wir schwammen, sollte nur zu bald versiegen. Liebende sind blind, und halten in der Regel auch die ganze übrige Welt dafür. So war es auch bei uns. Wir glaubten unsere Liebe vor den Augen eines Jeden verborgen zu haben, doch mochte das wohl keineswegs der Fall seyn, denn plötzlich erhielt ich von dem Professor ein höf-

lich kaltes Billet, worin er mich ersuchte, zur Vermeidung jedes, für den Ruf seiner Tochter nachtheiligen Gerüchts, sein Haus künftig zu meiden."

„Sie erlassen mir wohl," unterbrach sich hier der Kabinetsrath, die Schilderung des Zustandes, in welchen mich diese Zeilen versetzten. Ich schrieb, an den tyrannischen Vater, ich bat, ich beschwor ihn, unserer Liebe nicht hindernd in den Weg zu treten. — Alles vergebens. Und welche wichtige Gründe stellte er mir entgegen! Wir wären noch viel zu jung, um an eine Verbindung zu denken, es sey für mich unter wer weiß wie viel Jahren keine Anstellung zu erwarten u. s. w. Dieß Alles wollte weder Henrietten, noch mir einleuchten. Wir setzten, ungeachtet des strengen Verbots, unsere Zusammenkünfte fort, was aber bald entdeckt und weßhalb Henriette zu einer Verwandten in einer entfernten Stadt gebracht wurde. Anfangs erhielt ich von meiner Geliebten tausend Schwüre ewiger Liebe und Treue, tausend Versicherungen, daß sie lieber sterben, als einem Andern die Hand reichen würde. Doch nach und nach wurden die Briefe seltener, blieben dann gänzlich aus, und endlich las ich in öffentlichen Blättern, daß Fräulein B. die Braut eines Kaufmanns sey."

„Indessen hatte ich meine Studien beendigt, und war als Referendar bei dem Kammergericht in B. angestellt worden. Die lindernde Hand der Zeit hatte die Wunden geheilt, welche Henriettens Treulosigkeit mir geschlagen, und ich glaubte mich vor Amors Pfeilen auf immer geschützt. Doch der unverwundbare Achill sollte bald eines andern belehrt werden. Ein schöner Sommermorgen lockte mich in den unsere Residenz begränzenden Park. Um ungestört zu seyn, hatte ich mich in das dichteste Gebüsch zurückgezogen, und gab mich hier einer Lieblings-Lektüre hin. Da wurde die mich umgebende Stille plötzlich unterbrochen. Ich hörte zwei weibliche Stimmen, welche die Zudringlichkeit eines Mannes zurückwiesen. Da sich jedoch dieser dadurch nicht behindern ließ, sondern eher gereizter zu werden schien, so trat ich aus meinem Versteck hervor und wies den Menschen mit nachdrücklichen Worten zur Ruhe. Es war ein bekannter Wüstling, der, wahrscheinlich von einem nächtlichen Gelage heimkehrend, die in ruhiger Sicherheit wandelnden Damen verkannt haben mochte. Ich bot ihnen meinen Schutz an, und hatte nun Gelegenheit, sie näher in's Auge zu fassen. Ich wußte nicht, welcher von Beiden ich den Preis zuerkennen sollte. Trug auf der einen Seite die liebliche Brünette mit dem schelmischen Blick den Sieg davon, so wurde er ihr auf der anderen Seite von der zarten Blondine wieder entrissen."

(Fortsetzung folgt.)

Eine Hinrichtungsscene in Ostindien.

Ueber die schon erwähnten Hinrichtungen in Ahmedabad (Gudscherat) bringt die Times aus der genannten Stadt, d. d. 26. Okt., folgenden Brief: So eben kehre ich von einer Stätte zurück, wo ich ruhiger Augenzeuge eines Schauspiels war, dessen bloße Erzählung mir vor wenigen Monaten noch Uebelkeiten verursacht haben würde. Es ist das Ergebniß eines Kriegsgerichts, welches länger als eine Woche gedauert und 18 Männer zum Tod verurtheilt hat. Ich ritt um 5 Uhr aus, und der Tag graute, als ich hintrabte. Viele Gruppen von Eingebornen bewegten sich nach dem Paradeplatz, welcher vier Meilen von der Stadt entfernt ist, und dann und wann kamen Kutschen mit noch brennenden Laternen. Als ich den Ort erreichte, bliesen die Hornisten erst, und man sah wenig mehr als die Galgen mit zehn Galgenschlingen, und die unglücklichen Delinquenten, die in doppelter Reihe vor dem Schaffot saßen. Langsam ritt ich an ihnen vorüber, und konnte keine Spur einer Bewegung an ihnen wahrnehmen, außer daß einer oder zwei sehr blaß aussahen. Das Regiment, in welchem die Meuterei vorgefallen, stellte sich zuerst auf, den Galgen gegenüber. Im rechten Winkel von diesem marschirte das andere eingeborne Regiment auf, und die englischen Regimenter bildeten, hinter dem Galgen, die dritte Seite des Vierecks. Zwischen ihnen waren vier Kanonen. Auf der vierten Seite standen fünf Kanonen, auswärts gerichtet nach der Ebene hin. An diese sollten die zum Wegblasen Verurtheilten gebunden werden. Im leeren Raum des Vierecks wurde es jetzt voll von berittenen Offizieren, einigen Zivilisten und dem Stab des Generals; der letztere erschien ebenfalls. Alle 18 Delinquenten ließ man jetzt an den eingebornen Regimentern vorbeimarschiren, und ihr Verbrechen und Urtheil wurde mit klarer, allen Zuschauern vernehmlicher Stimme verlesen. Als dieß vorüber war, begannen die letzten schrecklichen Vorkehrungen. Die zehn erstiegen ihre Plätze auf der Fallthür, und da standen sie weiß und schattenhaft sich gegen den blassen Himmel abzeichnend, aber fest und ruhig, weiße Schlafmützen über die Gesichter gezogen. Eine Schießabtheilung von zwölf Mann trat vor und stellte sich 20 Ellen von dem Punkt, wo ich stand auf, Front nach auswärts gekehrt, wie die 5 Kanonen, aber hinter denselben, weiter rückwärts im Viereck. Vor die 12 Mann, und zwar in furchtbarer Nähe, nicht mehr als 12 Schritt von den Gewehrmündungen, brachte man die 3 zum Erschießen Verurtheilten. Sie knieten nieder, man verband ihnen die Augen, und band ihnen die Hände. Inzwischen waren die andern 5 Todtgeweihten zu den 5 verhängnißvollen

Kanonen marschirt. Sie wurden mit den Armen an die Räder gebunden, aber ihre Beine blieben frei, und der fünfte — der einzige, den ich von meinem Platz auf der Flanke vollständig sehen konnte — lehnte sich mit dem Rücken an den Schlund, wie ein Lungerer, der den Ellenbogen auf den Kaminmantel stützt. Fest heftete ich den Blick auf jenen Mann, der nicht 50 Ellen von mir stand, und im Nu wurde das Zeichen gegeben. Ein Donner, eine weiße Rauchwand, ein aufsteigender Strahl, und dann ein Regen schwarzer Atome, scharf und klar zu sehen, die durch die Luft hüpften und sprangen; dieß und dazu ein Schreckensschrei der Zuschauer, als ob die Wirklichkeit alle früheren Vorstellungen bis zum Unerträglichen überträfe; dann Todtenstille. Ich ging stracks auf die bestreute und rauchende Stätte vor den Kanonen zu. Ich stieß zuerst auf einen Arm, über dem Ellenbogen abgerissen, mit geballter Faust, der nackte Knochen ragte mehrere Zoll vor. Dann sah ich den Boden mit rothen grauenhaften Menschenresten besäet, dann einen schwarzhaarigen Kopf, der mit dem andern Arm noch fest zusammenhing. Dieß war der Mann, den ich ins Auge gefaßt hatte; dicht dabei lag der Untertheil des nächsten, ganz entzwei gerissen, und lange Ringe von Gedärm zusammengeschlungen. Dann ein langes Tuch, in das der eine gekleidet gewesen, offen gerollt wie ein Fußteppich, und in Flammen. Einer lag mit vollständig beisammen gebliebenem, obgleich zerschmettertem Leibe da, nur die Arme fehlten; die Beine weit gespreizt, und der zerquetschte Rumpf mitten drauf; der Rückgrath bloßgelegt; auch der Kopf dicht daneben. Der letzte Leichnam war der eines eingeborenen Offiziers, welcher der Erzteufel der Meuterei gewesen war; ein kurzgewachsener Mann mit grausamen Gesichtszügen. Sein Kopf war wie glatt abgehauen; aber die Halsmuskeln hatten sich rund um die Kehle wie eine Krause zusammengezogen. Sein Gesicht war halb in die Höhe gekehrt und ruhig, mit geschlossenen Augen. Auf keinem der Gesichter sah ich einen Schmerzensausdruck. Was sein Rumpf gewesen war, lag auf dem Gesicht; die Beine nicht zerschmettert, aber alles Fleisch war von einem scharfen Knochenvorsprung im Kreuz an gerade wie Tuch abgerissen, und klumpte sich zu einem zerfetzten Haufen zusammen. Ich wandte mich dann zu den drei Erschossenen. Einer war ins Herz getroffen worden, und lag leise mit dem Gesicht überneigend. Die anderen waren hinterher mit Pistolen durch den Kopf geschossen worden. Alle aber, denke ich, waren schlecht getroffen, da sie alle auf den Knieen lagen, als ich zu den Kanonen lief. Und jetzt erst — es hatte so viel Schreckenvolleres gegeben — blickte ich zu den zehn weißen Gestalten auf, wie sie über die Blutstätte sich langsam hin und her und im Kreise drehten. Ich hoffe sie sind rasch gestorben, aber die Stricke waren sehr kurz. Die Truppen marschirten sogleich ab, und ich ritt im Galopp nach Hause, und als ich vom Pferd stieg, kamen die Hunde und leckten an meinen Füßen.

Heilmittel für den Klapperschlangen-Biß.

Ueber dieses Heilmittel schreibt der „California Democrat“ aus San Francisco: Schon einigemal ist in jüngster Zeit in unserer Stadt und in California die Cedron (Simaba Cedron), die von Zentral-Amerika zu uns kommt, mit dem glänzendsten Erfolg gegen Klapperschlangen-Biß angewendet worden. Die Eingebornen in Zentral-Amerika gebrauchen sie schon seit langen Jahren mit solchem Vertrauen, daß sie sich vor dem Biß, auch der giftigsten Schlangen, nicht fürchten. Dr. Luigi Rotellini, der in New-Granada wohnte, brachte 1846 den ersten Bericht über dieses Gegenmittel in einem italienischen Journal, und im Januar 1851 veröffentlichte Sir William Hooker eine vollständige Beschreibung der Pflanze. Eine Anzahl der Samenkörner dieser Pflanze wurden im Frühjahr 1850, von Kapitän James Lawrence, von Costa Rica nach San Francisco gebracht, und von Little, Apotheker an Montgomery-Straße, gekauft, der sie später mit glänzendem Erfolg in drei Fällen bei dem Schlangenbändiger Wesen anwendete, als dieser von seinen Klapperschlangen gebissen wurde. Dr. Herman, der französische Gesandte bei der Republik Costa-Rica, hat das Mittel mit Erfolg in 8 Fällen angewendet. Er gab 5 bis 6 Gran mit einem Löffel Brandy, und verband die Wunde mit der Tinktur. Es braucht selten eine zweite Dosis, um die Kur zu vollenden. Auch bei der Hundswuth soll das Mittel unfehlbar seyn. Simaba Cedron gehört zur natürlichen Familie der Simarubacia. Eine andere Pflanze, derselben Familie angehörig, ist in Brasilien unter dem Namen Praiba bekannt (Simaruba Versicolor) hat ähnliche Eigenschaften, und wird von den Brasilianern gegen Schlangenbiß angewendet. Quassia gehört zu derselben Familie. Die Simaba Cedron ist ein kleiner Baum, der nicht höher wie 20 — 30 Fuß und nicht dicker wie 6 bis 8 Zoll wird, die Blumen sind hellbraun, in doldenförmigen Büscheln. Die Frucht enthält nur ein Samenkorn. Die ganze Pflanze ist von einer starken Bitterkeit durchdrungen, doch wendet man nur den Samen an. Die Frucht ist groß, gelblich-aschfarbig, plattgedrückt oval, an einem Rande konvex, am andern beinahe gerade. Sie ist beinahe zwei Zoll lang, und an der brei-

testen Stelle etwa 16 Linien breit, der Kern ist etwa $1\frac{1}{2}$ Zoll lang, 10 Linien breit, einen halben Zoll dick. Auch er ist an einem Rande konvex, am anderen gerade. Er ist hart, aber leicht zu raspeln. Dieser Samenkern ist geruchlos, hat aber einen außerordentlich intensiv rein bitteren Geschmack, er theilt seine Kraft sowohl Wasser wie Alkohol mit. Lewri hat daraus eine kristallinische Substanz dargestellt von außerordentlicher Bitterkeit, die sich in kochendem Wasser auflöst. Er hält sie für das wirksame Prinzip, und nennt sie Cedrin. Die Dosis, die man in Zentral-Amerika anwendet, ist 1 bis 2 Gran. — Dr. Rotellini hält das Mittel in stärkeren Dosen für giftig, und hat von 25—30 Gran, Tod erfolgen sehen. Herr Little war es, der, wie oben bemerkt, das Mittel zuerst in San Francisco einführte.

Mannigfaltigkeiten.

In Landau erinnert man sich noch recht wohl des 20. Dezembers 1794, an welchem das bei der sogenannten rothen Kaserne befindliche Zeughaus in die Luft flog und grauenhafte Verheerungen anrichtete. Von den 616 Häusern der Stadt wurden damals 16 ganz demolirt, 489 in unbewohnbaren Zustand versetzt. Acht Zentner schwere Steinen wurden eine Viertelstunde weit geschleudert und das Glöckchen des zertrümmerten Rathhauses in der Gemarkung von Godramstein wieder aufgefunden. Vom Zeughause selbst und der dabei befindlichen Traverse am Walle war keine Spur mehr zu sehen. Schon im Jahre 1709 hätte beinahe ein ähnlicher, ja noch viel größerer Unfall die Stadt betroffen. Eines Morgens flog nämlich ein Artilleriepark in der Citadelle auf und wenn die Soldaten nicht mit bewundernswerther Todesverachtung die entzündeten Haubitzen und Bomben gelöscht und erstickt hätten, so wäre vielleicht durch Entzündung des Pulvermagazins, an dem durch die Erschütterung ein Laden aufgesprungen war, die ganze Stadt in einen Schutthaufen verwandelt worden.

In Amerika, wo alle Wunder geschehen, ist der elektrische Strom kürzlich durch ein Spinnengewebe aufgehalten worden. Bei Elmira, in der Nähe von New-York, war nämlich die Telegraphenverbindung plötzlich in Stockung gerathen, ohne daß man dem Hinderniß auf die Spur kommen konnte. Nach langem Kopfzerbrechen ergab sich Folgendes: Eine Spinne hat ihr Netz zwischen 2 nahe aneinander laufenden Drähten ausgespannt. Von demselben troff fortwährend die im Gewebe angesammelte Feuchtigkeit auf die darunter weggelaufenen Drähte, und bildete um diese herum einen so starken und konstanten Feuchtigkeits-Hof, daß ihn die Elektrizität nicht überwinden konnte. Kaum war das fatale Spinnengewebe entfernt, ging das Telegraphiren auch schon ohne Weiteres von statten.

Aus Schluderns in Tyrol wird ein Zug merkwürdigen Muthes von einem kleinen Knaben erzählt. Als bei dem dort am 12. November stattgehabten Brande die Flammen schon viele Häuser ergriffen hatten, da befanden sich in der Kammer eines Hauses, dessen Dach schon in hellen Flammen stand, noch 2 Kinder, das eine mag $3\frac{1}{2}$ Jahre, das andere 2 Jahre alt seyn. Niemand wollte erscheinen, diese zwei Kinder zu retten. Einige dachten in der Verwirrung an dieselben gar nicht, andere glaubten, sie wären schon in Sicherheit. Man war nur bedacht, noch Einiges aus dem brennenden Hause zu retten. Die Kinder befanden sich in höchster Gefahr, entweder eine Beute der Flammen oder unter den Trümmern des einfallenden Hauses begraben zu werden. Da erinnerte sich ein fünfjähriger Knabe aus dem Nachbarhause der beiden Kinder, schlich durch die Hinterthür in das brennende Haus, eilte der ihm wohlbekannten Kinderkammer zu, führte eilends das größere Kind an der Hand aus dem Hause, eilte wieder zurück und schleppte auch das kleinere mit sich fort. So brachte er beide an einen sichern Ort und bewachte sie als schützender Engel, bis die höchste Gefahr vorüber war.

Auf dem Geisenheimer Jahrmarkt in der vorigen Woche wurden, wie der „Volksbote“ meldet, zwei Indianer ausgestellt, die vom neugierigen Publikum vielfach bewundert wurden. Der dortigen Gemeindepolizei war aber die Bayreuther Mohrenwäsche, wo die mißtrauische Polizei einen ächtfärbigen Mohren durchaus weiß waschen wollte, auch schon zu Ohren gekommen, sie ließ sich aber trotzdem nicht abwendig machen in ihrem Vorsatze die Indianer ebenfalls zu waschen, und siehe da, nach dem Abtrocknen erkannte man in den Indianern zwei ganz zahme deutsche Menschenkinder aus nächster Nähe.

Redakteur: Gustav Meffert.

Druck und Verlag der Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 295 Freitag, 11. Dezember 1857.

Sie hatten sich wiedergefunden.

(Fortsetzung und Schluß.)

„Sie gerathen ja ganz in Extase, Freund Friesen," fiel hier die Hofräthin ein; doch wünschte ich wohl das Mädchen gekannt zu haben, deren Andenken Sie noch heute in Flammen zu setzen vermag."

„Ich verdiene Ihren Spott, schöne Frau, aber warum brachten Sie auch den schwatzhaften Alten auf das Kapitel von seinen Jugendsünden. Doch um meinen Bericht fortzusetzen, bemerke ich, daß ich die Damen nach der Stadt begleitete, wo sie, unter wiederholten Danksagungen, sich von mir beurlaubend, meinen Blicken schnell entschwanden."

„Sie werden es wohl natürlich finden, daß mir meine Arbeiten heute nicht sonderlich mundeten. Die liebliche Blondine hatte zu tiefen Eindruck auf mein Herz gemacht, als daß es hätte ruhig schlagen sollen. Mein einziger Gedanke war, sie wiederzusehen, was mir aber trotz allen meinen Bemühungen nicht gelingen wollte. Vergebens durchwandelte ich die Straßen, in der Hoffnung, ein glückliches Ungefähr werde sie mir zuführen, lange erblickte ich sie nirgends, endlich jedoch ward mein Sehnen erfüllt."

„Mein Präsident, der mir schon mehrere Beweise seines väterlichen Wohlwollens gegeben hatte, machte mir den Antrag, die Stelle als Sekretär bei dem **schen Gesandten anzunehmen, dessen Einfluß Jedem, der sich seine Zufriedenheit erwarb, eine gute Karriere versprach. Ich war ihm bereits durch den Präsidenten empfohlen worden, welcher mir dringend rieth, diese Gelegenheit, mein Glück zu machen, nicht auszuschlagen. Zugleich gab er mir das Versprechen, im Fall mir das Verhältniß in der Folge nicht zusagen solle, unter allen Umständen für mich sorgen zu wollen."

„Ich wurde von ihm dem Grafen vorgestellt; wer aber schilderte meine Gefühle, als ich beim Eintritt in das Zimmer desselben eine leichte Nymphengestalt erblickte, welche, nach flüchtigem Gruße sich entfernte. Sie war es! Nun, wie es auch kommen mochte, mein Entschluß war gefaßt. So unangenehm mich auch des Grafen vornehm herablassende Miene, sein kaltes Wesen, berührte, ich sah in ihm nur den Vater meiner Geliebten, ich empfand nur die Seligkeit, mit ihr dieselbe Luft zu athmen, sie täglich zu sehen. Wie hätte ich mich da einen Augenblick besinnen sollen! Ich trat in die Dienste des Grafen, und o der Wonne! gewann Amaliens Liebe. Leicht wurde es mir um diesen Preis, das mitunter Drückende meiner neuen Verhältnisse zu ertragen. Es gelang mir des Grafen Vertrauen zu erwerben, der mir oft seine Zufriedenheit zu erkennen gab. Wie selig war ich dann, wenn Amaliens Blicke den meinigen begegneten, und ihr höheres Erröthen die Freude über die Anerkennung meiner Pflichterfüllung aussprach. Ungeachtet der zahllosen Hindernisse, welche die Zukunft uns entgegen thürmte, bauten dennoch unsere liebenden Herzen auf den Grund von tausend Hoffnungen die Luftschlösser unseres Glücks."

Amalie hatte eine freudenlose Jugend verlebt. Nach dem frühen Tode ihrer Mutter war sie von dem Grafen den Händen einer Erzieherin anvertraut worden, von der er erwarten konnte, daß sie Amalien zu dem bilden werde, was er von der Gräfin P . . . wünschte. Doch hatte er sich in seinen Erwartungen getäuscht. Wohl vermochte es der Amalien angethane Zwang, die unselige Strenge, womit ihr auch das schuldloseste Vergnügen versagt wurde, das sich nicht mit den Regeln der Etikette vertrug, ihr jugendliches Herz zu erbittern; doch konnte sie nicht dahin gebracht werden, sich die Grundsätze ihres Vaters zu eigen zu machen, der nur in Stolz und Rangsucht das höchste Glück suchte und fand. Sie konnte nie das tiefe innige Gefühl verläugnen, das ihre Mutter auf sie vererbte. So waren ihr die schönen Jahre des ersten Jugendglanzes einsam, ohne ein verwandtes Herz zur Seite zu haben, verstrichen, und erst als der Graf, die Erziehung seiner Tochter für vollendet haltend, die Gouvernante entlassen und eine Anverwandte, Louise von Nordheim, Amalie zur Gesellschafterin gegeben, fand diese in der Freundschaft des vortrefflichen

Mädchens das längst ersehnte Glück, ihre Freuden und Schmerzen einer mitempfindenden Seele mittheilen zu können. Louise war es auch, die ich an jenem denkwürdigen Morgen mit Amalien im Park antraf, und sie wurde in der Folge die Vertraute unsere Liebe. Oft scherzten wir über jenes Zusammentreffen, so wie über ihre damalige Verlegenheit, in welche sie nur dadurch gerathen, daß sie aus mädchenhafter Laune, um ihre Freiheit ganz zu genießen, keinen Diener zu ihrer Begleitung mitgenommen hatten.

„Im Genusse des heiligsten Glückes war uns fast ein Jahr vergangen, als der Graf Amalien ankündigte, daß er ihre Hand dem Baron Witting bestimmt habe. Das überraschte Mädchen wagte einige Einwendungen, indem sie unverholen den Widerwillen äußerte, den sie gegen den Baron hegte; aber der Vater, welcher das Glück seiner Tochter nur nach seinem Maßstabe beurtheilte, und nicht ahnte, daß der arme Sekretär sein Auge zu Amalien empor zu heben gewagt, und diese sich so weit vergessen haben könne, den so tief unter ihr Stehenden zu lieben, hielt ihre Weigerung für eine gewöhnliche mädchenhafte Ziererei. Er erklärte, daß er nicht gesonnen sey, um der Laune eines unerfahrnen Mädchens willen die so glänzende Partie auszuschlagen, und daß er unabänderlich bei seinem Willen verbleiben müsse.

„Amalie theilte mir sogleich die schreckliche Nachricht mit. Sie war trostlos, ich mit ihr. Was konnte ich gegen den reichen und mächtigen Majoratsherrn in die Schale legen? Zwar hatte der Graf wegen des von mir bewiesenen Eifers und der nicht unbedeutenden Dienste, die ich ihm geleistet, mit mir vollkommen zufrieden, mir versprochen, mich bei seinem Hofe zum Legationsrath vorzuschlagen; doch was war das gegen die Hunderttausende Wittings und dessen Adel! Indessen ein Entschluß mußte gefaßt werden. Die Liebe wagt Alles."

„Ich ließ mich mit klopfendem Herzen bei dem Grafen melden, und suchte Alles hervor, um ihn für unsere Wünsche günstig zu stimmen. Er hörte mich mit der gewohnten Ruhe an; doch zuckte während meiner Rede ein mir schon bekanntes Lächeln um seine Lippen. Als ich geendet hatte, zog er, ohne mich einer Antwort zu würdigen, die Klingel, und befahl dem eintretenden Diener, die Gräfin zu rufen. Amalie erschien. Sie erbleichte, als sie des Vaters zürnende Miene und meine Bestürzung vernahm."

„Ich habe Dich rufen lassen," begann jetzt der Graf mit schneidendem Tone, „um Dich zu fragen, ob die Gräfin irgend einen Schritt gethan hat, wodurch der Herr Sekretär Friesen zu Hoffnungen berechtigt worden ist."

„Zitternd stand Amalie ihrem Vater gegenüber. Sie war dem Umsinken nahe, und ich wollte mich ihr nähern, doch der Graf wies mich heftig zurück. Da schien sie sich zu ermannen. Sie warf sich unter Thränen zu des Vaters Füßen und rief: O zürnen Sie mir nicht, ich" — —

„Nicht weiter!" herrschte der Graf, „ich weiß genug und bin kein Freund von Theater-Scenen." Er klingelte und entließ mich in Gegenwart des Bedienten mit kalter Höflichkeit.

„Da stand ich nun auf meinem Zimmer in dumpfes Hinbrüten versunken, aus welchem mich ein Billet des Grafen weckte, worin er mir anzeigte, daß ich unser bisheriges Verhältniß als aufgelöst zu betrachten und sein Haus zu verlassen habe."

Ich schied, nachdem wir durch Louisens Hülfe das schmerzlich süße Glück zu Theil geworden war, Amalien noch einmal zu sehen. Der Präsident hielt das mir gegebene Versprechen, ich wurde wieder angestellt, und gelangte nach und nach zu der Stelle, die ich jetzt einnehme.

„Und haben Sie sie nicht wiedergesehen?" fragte die Hofräthin. „Nein, meine Freundin. Ich vermied geflissentlich jede Gelegenheit, die mich mit Amalien zusammen führen konnte, um die Ruhe der Geliebten nicht zu stören. Doch hörte ich, daß sie an der Seite des siechen, ungeliebten Gemahls ein freudenloses Leben geführt hat."

Hier endigte Friesen seine Erzählung. Seitdem waren einige Wochen verstrichen, als der Kabinetsrath durch ein Billet des Hofraths eingeladen wurde, an einer Partie nach dem Lustorte Seeberg Antheil zu nehmen, die, wie Ebersbach bemerkte, zu Ehren einer Freundin seiner Frau veranstaltet werden sollte. Friesen sagte zu, doch hinderten ihn Geschäfte, zugleich mit seinem Freunde in Seeberg einzutreffen, und diese hatten bereits einen Spaziergang unternommen, als er dort ankam. Er eilte der Gesellschaft nach und hatte die langsamen Wandelnden bald eingeholt. Er wurde mit herzlicher Freude empfangen, und eine Dame von hohem, schlankem Wuchse, schon längst über die Jugendblüthe hinaus, ihm von der Hofräthin mit flüchtigen Worten als eine sehr liebe Freundin vorgestellt. Der Kabinetsrath konnte sein Auge nicht von ihr abwenden. Diese Züge, der Ton dieser Stimme sprachen ihm so bekannt, so freundlich an, und sein Herz gerieth in Bewegung. Er war zerstreut, nachdenkend, weßhalb er von der Hofräthin manche Neckerei erleiden mußte. Endlich konnte er die Ungewißheit nicht länger ertragen. Er zog die Hofräthin bei Seite.

„O treiben Sie kein so arges Spiel mit mir?" bat er. „Sagen Sie mir, wer ist diese Dame?"

„Ei! ei!" lächelte die Gefragte, hat ihr felsenfestes Herz so schnell Feuer gefangen?"

„Wäre sie es wirklich?“ fuhr Friesen halb für sich fort.

„Wer denn? wer?“ fragte die Schalkhafte wieder.

„O Sie Grausame! wer anders als die Baronin Witting.“

„Ja ich bin es“, nahm jetzt die Dame das Wort, die sich den Sprechenden genähert hatte, „ich bin es, deren Andenken, ungeachtet der jahrelangen Trennung nicht ganz aus Ihrem Herzen entschwunden ist.“

„Amalie!“ rief der entzückte Friesen, indem er ihr feurig die Hand küßte. „Frau Baronin!“, setzte er langsamer hinzu.

„O jetzt dürfen Sie ihr schon ungescheut den Hof machen,“ rief die Hofräthin. „Ihre Amalie ist“ —

„Nicht weiter“! bat die Baronin. Hören sie die lose Frau nicht an!“

Es kam nun zu Erklärungen. Die Hofräthin, welche sich nicht wenig darauf zu Gute that, die Schöpferin von Friesens Glück zu seyn, hatte Amalien in Pyrmont kennen gelernt, wohin diese nach Wittings Tode, zur Wiederherstellung ihrer, durch viele Leiden zerrütteten Gesundheit gegangen war. Beide hatten sich liebgewonnen, und da Amalie, in einer traulichen Stunde, als die Hofräthin Friesens gedachte, der Freundin gestand, daß der Genannte ihr noch immer theuer sey, so entwarf diese einen Plan, dessen Gelingen ihr unendliche Freude gewährte. Die Langgetrennten genossen in einer glücklichen Ehe Ersatz für die früheren schmerzlichen Entsagungen. „Sie hatten sich wiedergefunden.“

Das Tschiflick bei Zweibrücken.

(Aus der „Neuen Münch. Ztg.“)

Der schönste Punkt in der Nähe von Zweibrücken ist die Fasanerie oder das Tschiflick, wo der König Stanislaus Lescynski im zweiten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts eine Zeit lang wohnte. König Karl XII. von Schweden, sein Freund, der ihn auf den polnischen Thron gehoben hatte, gewährte ihm nach seiner Vertreibung nicht allein einen anständigen Sitz in Zweibrücken, sondern auch die Einkünfte dieses Herzogthums, aus welchem Karl selbst stammte. Stanislaus schuf aus dem an dieser Stelle befindlichen Wald einen anmuthigen Park und erbaute sich daselbst ein Lustschloß, wo er in philosophischer Ruhe mit seiner Familie glücklicher lebte, als während jener stürmischen Zeit, da er auf dem polnischen Throne saß. Er war als ein weiser, kenntnißreicher, feingebildeter, sehr humaner und wohlthätiger Fürst gekannt und hoch geehrt. Da Karl XII. bei seinem Aufenthalt in Bender einen kleinen Landsitz, wohin er öfters ritt, mit dem Namen Tschiflick belegt hatte, gab Stanislaus seinem Asyle diesen Namen. Eigentlich bezeichnet Tschiflick im Türkischen nur eine Meierei. Nach dem Tode seines Beschützers endeten seine Verhältnisse mit dem Zweibrücker Hofe. Er wandte sich nun an den König Ludwig XV. von Frankreich, der ihm das Hofgut St. Remy bei Weissenburg im Elsaß zum Aufenthalt anwies. Hier lebte er sehr einfach, bis im Jahre 1725 der gedachte König sich mit seiner Tochter, der Prinzessin Marie, vermählte. Der Versuch, ihn wieder auf den polnischen Thron zu bringen, mißlang, doch ward ihm der königliche Titel, so wie auf Lebenszeit der souveräne Besitz der Herzogthümer Lothringen und Bar zuerkannt, mit dem Vorbehalt, daß diese nach seinem Tode wieder an Frankreich fallen sollten. Die Sage behauptet, daß besagte Prinzessin in den Gartenanlagen des Tschiflick die schönsten Blumen zog, auch ein Kirschbäumchen gepflanzt hatte, das prächtig gedieh. Traurig war der Abschied von ihren Eltern und von ihrem Rosenhaine, da sie nach Paris zog; nur der Gedanke, daß vielleicht durch Frankreichs Macht ihr Vater wieder die Krone von Polen erlangen könnte, tröstete sie ihn etwas. Eines Tages, als der junge König mit seiner Gemahlin an der Tafel saß, trat ein fremder Kammerherr mit einem Teller voll herrlicher Kirschen herein, überreichte ihn ehrfurchtsvollst der Königin und sprach: „Dieß, Eure Majestät, sendet Ihr Herr Vater. Er hat den Teller selbst aus den Binsen gefertigt, welche in dem Bache des Tschiflick wachsen und ihn mit Kirschen von Ihrem Lieblingsbaume gefüllt.“ Als die Ueberraschung vorüber war, sagte der König: „Nimm diese Feder, meine Liebe, und tauche sie in den schwarzen Saft dieser Kirsche. Schreibe damit deinem Vater, daß ich ihm — da Rußland und Oesterreich nebst anderen im Bunde gegen mich waren — das Scepter Polens nicht wieder gewinnen, doch aber erlangen konnte, daß ihm die königliche Würde bleibt, mit welcher zugleich dem edlen Fürsten die Herzogthümer Lothringen und Bar übergeben sind.“ Aus den Stielen der Kirschen flocht die Königin ein Tellerchen legte dieses Schreiben darauf und übergab es dem abgesandten Kammerherrn, um es ihrem Vater zuzustellen. So brachte der Kirschbaum, den Lescynski's Tochter gepflanzt, dem lothringischen Lande Heil und Segen. Denn Stanislaus regierte mit väterlicher Güte, war von jedem seiner Unterthanen geliebt, und Wohlstand und fröhlicher Muth blühten unter seiner Herrschaft. Aber desto tiefer sanken selbe in dem königlichen Frankreich. Ludwig XV., von ursprünglich gutem Gemüthe, jedoch verführbar, erkaltete nach und nach für die holde Königin, ließ sich von den Fesseln der Pompadour umgarnen und sein üppiger Hof ver-

schwendete das Mark des Landes. Traurig begab sich die tugendreiche Königin nach dem Schlosse ihrer Eltern zu Lüneville, wo sie in kindlicher Liebe das ihrem Herzen widerfahrene Leid zu vergessen suchte. —

Hochbejahrt schon, that Stanislaus, der älteste Monarch Europas, in bewegter Stunde einen Rückblick auf sein stürmvolles Leben; es war am 23. Dezember 1765, er erzählte die Gefahren, denen er zur See, im Kriege, auf der Flucht u. s. w. entgangen war und sagte endlich: „Um Alles erfahren zu haben, fehlt nur noch, daß ich verbrenne". Am 5. Februar 1766 las er, am Kamine sitzend, dann stand er auf, um nach der Uhr zu sehen, die sich auf der Platte befand; da ergriff das Feuer den dünnen Schlafrock, im Nu stand er in Flammen und nach langen Leiden starb der greise, aufgeklärte Wohlthäter Lothringens in einem Alter von mehr als 88 Jahren am 23. Februar. Eine Platte am Kamine erinnerte den fremden Besucher an das Unglück, bis endlich in Folge des Brandes, der am 23. November 1849 das im Jahre 1700 erbaute Schloß von Lüneville zerstörte, auch Kamin und Platte verschwand. Der 23. verschiedener Monate war offenbar ein Unglückstag für Lüneville und Stanislaus Leczynski. Vom Tschisick steht nur noch altes Gemäuer. Gerne weilt der Wanderer in dem stillen, wildromantischen Haine, der sich in den Thalgrund hinabzieht. So vergeht eine Schöpfung der Menschen um die andere, kaum daß ihrer nach Jahrzehnten noch gedacht wird.

Mannigfaltigkeiten.

Beranger erzählt in seiner Selbstbiographie folgende Anekdote über Bernadotte, den ehemaligen Republikaner, welche er aus guter Quelle, wenn nicht gar von einem Augenzeugen hat: „Während der wenigen Tage, welche Bernadotte fast inkognito in Paris zubrachte, bevor er sich dem Kaiser Alexander zeigte, bei welchem man anfangs ein gewisses Schwanken hinsichtlich der Bourbons bemerkte, glaubte Bernadotte, welcher seine Rolle als Prätendent der Krone Frankreichs vorsichtig spielen wollte, einen der Minister des Autokraten sondiren zu sollen. Es wurde sohin mit dem Grafen Pozzo di Borgo, einem Vorzimmer-Coriolanus, ein Diner arrangirt. Charles-Jean, dem es sehr eilte, die Sache anzuregen, frug den russischen Minister, ob die Souveräne wegen Frankreichs bereits einen definitiven Beschluß gefaßt hätten. „Meiner Seel, Prinz, erwiderte der listige Korse, man ist wahrlich in Verlegenheit und ich denke, daß die Rathschläge Ew. Hoheit, der Sie das Land so genau kennen, sehr gelegen kämen. Was denken Sie, daß die Mächte thun sollten? Welchen Chef soll man einer so schwer regierbaren Nation geben?" Der Gascogner wollte eine Antwort und keine Fragen; dennoch frug er, ob die Wahl noch zu treffen sey. „Sie müssen das wissen. Ja, so ziemlich frei, trotz des Andringens des Hauses Bourbon. Mir scheint, Herr Graf, daß diese Familie hier sehr fremd ist und daß Frankreich vor Allem einen französischen Chef braucht, welcher der Revolution nichts vorzuwerfen hat." — „Ohne Zweifel." — „Einen Mann, der hinlänglich militärische Kenntnisse besitzt." — „Ich denke wie Ew. Hoheit." — „Einen Mann, welcher die großen Verwaltungen versteht, die Interessen Europa's praktisch kennt." — Ganz recht, Prinz, ganz recht, fahren Sie fort, ich bitte." „Einen Mann endlich, welchen die Souveräne bereits würdigen konnten und dessen Charakter eine Bürgschaft für Mäßigung und Ehrlichkeit ist." — „Wohlan, Prinz, was Sie mir sagen, erlaubte ich mir bereits zu sagen und zu schreiben. Ich that mehr, ich wagte Jenen zu bezeichnen, der, meiner Ansicht nach, mit der Leitung der Geschicke unseres einstigen gemeinschaftlichen Vaterlandes betraut werden müßte." — Indem Pozzo also sprach, erschien er Bernadotte einen ehrerbietigen Blick zuzuwerfen. Dieser unterdrückte seine Freude und sagte lächelnd: „Wäre es unbescheiden, zu fragen, welche Persönlichkeit Ihre Erfahrung bezeichnete?" — „Ich wette, daß Ew. Hoheit es bereits errathen." — „Ich könnte irren, Herr Graf; ich bitte, nennen Sie mir den Mann, der Ihren Beifall hat." — „Sie fordern es, Prinz! Nun . . . ich bin's, ja ich, ich bin Franzose, Militär, Verwalter, die Interessen Europa's sind mir bekannt und ich bin der Freund fast aller Souveräne. Sind das nicht die Bedingungen, welche Eure Hoheit fordert?" Wüthend über eine solche Mystifikation stand Bernadotte vom Tisch auf und überzeugt, daß der russische Höfling sich dieselbe ohne Zustimmung des Czaren nicht erlaubt haben würde, verließ er Paris am Morgen desselben Tages, wo der Graf Artois dort einzog. . .

Herr Hofmusikus Th. Böhm in München bekannt als Erfinder einer neukonstruirten Flöte, hat in jüngster Zeit eine Flöte vollendet, welche um eine Quart tiefer als die bisherige stimmt, und somit zu dieser in einem Verhältniß steht, wie Bassethorn und englisches Horn zu Klarinette und Oboe. Das mit bezaubernd schöner Klangfarbe ausgestattete Instrument dürfte gar bald zu den Lieblingen der Orchester-Kompositeure zählen.

Redakteur: Gustav Neffert.
Druck und Verlag der Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 296 Samstag, 12. Dezember 1857.

Elfriede.

Fast zwanzig Jahre war ich — eine kleine Flugreise ausgenommen — nicht in der Hauptstadt gewesen. Auf der Dampfenden, kochenden, brausenden, polternden Seegig „Dania" fuhr ich durch Oeresund herunter an des nördlichen Seelands reizenden Küste vorbei und stieg bei der Zollbude ans Land. Tausende standen hier, um die Ankommenden zu empfangen; viele Hüte wurden gelüftet, mancher freundliche Blick begrüßte die ans Land Tretenden, aber keiner galt mir. Meine Blicke suchten vergebens einen Freund oder Bekannten — Alle waren mir fremd. Ich fühlte, daß ich meine Jugend hinter mir hatte und mich unter einem neuen Geschlechte befand, das Alter begann mich zu mahnen.

Ich durchwanderte die alten Straßen — sie hatten neue Bewohner bekommen. Wohl glitt an mir dann und wann ein einzelnes Gesicht vorüber, das dunkle Erinnerungen in mir weckte; aber Keinen konnte ich anreden, denn die Namen waren mir entfallen und Alle schienen mir zu alt, um meine Freunde zu seyn, deren jugendliches Aussehen mein Gedächtniß fast ein Fünfteljäkulum hindurch unverändert bewahrt hatte.

Ich kam in mein Logis, wurde mit kalter Höflichkeit empfangen, ging auf mein Zimmer, verlangte Thee und Butterbrod, genoß nichts, legte die Arme auf den Tisch, das Gesicht wieder auf sie und seufzte noch einmal oder zweimal. Ich stand wieder auf, besah mich im Spiegel, rieb mir die Augen, bemerkte ein paar Falten am Munde, die ich nicht eher bemerkt hatte, so wie, daß mein Haar anfing, an den Schläfen grau zu werden — lachte über mich selbst, kleidete mich an und ging ins Theater.

Endlich — jetzt glaubte ich zu Hause zu seyn; nicht weil ich viel glücklicher darin war, alte Freunde zu treffen, sondern weil es mir hier so gemüthlich, so häuslich, so straßenartig vorkam (es wurde nämlich ein Vaudeville mit einer Straßendekoration gegeben). Die frühere Kluft zwischen Zuschauer und Spieler war ausgefüllt, diese redeten jene bisweilen an, fluchten ein bischen, extemporirten und halfen auf diese Weise durch eigene Witze des Verfassers geistiger Armuth ab. Die Leute, welche nicht Schauspieler waren, traten auf und gaben Gastrollen. (Einen erkannte ich sogleich wieder, und wer die Andern waren, erklärte mir mein dienstfertiger Nachbar). Kurz, das Ganze war so alltäglich, so komfortabel, so handlungslos und so ideenlos, daß ich zuletzt ganz vergaß, daß ich im Theater war. Die Illusion wurde aufs Aeußerste getrieben, ich konnte meinen lauten Beifall nicht zurückhalten.

Ein alter Brummbär, der vor mir saß, fragte mich, als der Akt aus war: „Wem applaudiren Sie, mein Herr, dem Verfasser oder den Schauspielern?"

Ich besann mich und antwortete: „Den Letztern."

„Daran thun Sie recht," sagte er, „denn sie spielen in Wahrheit reizend und zeigen eine wahre schöpferische Kraft, indem sie Etwas aus Nichts machen. Aber es ist schmerzlich, sie ihr Talent an solchen Jux verschwenden zu sehen, und es wundert mich, daß sie nicht schon lange dieses ganze Wesen oder Unwesen satt gekriegt haben. Es ist wirklich tief unter ihrer Künstlerwürde. Ach, mein Herr, kommen Sie morgen hierher, da sollen Sie das Theater sehen, ja, da sollen Sie das Sommertheater vor Ihren Augen sehen. Doch man ist bescheiden genug, nur in seinem Vorhof zu spielen, und wenn es nicht Satyre von dem anonymen Verfasser ist, so —" hier ging der Vorhang hinauf und ich hinaus.

Mein Heimweg führte mich an Pedrins vorbei — ich mußte mich doch mit der periodischen Literatur bekannt machen. Das Erste, was mir in die Augen fiel, war eine sehr gelehrte und sehr zuversichtliche Vertheidigung des jetzigen Theatergeschmacks. Mir wollte sie nicht schmecken.

Ich legte bald diese Doktordisputation weg und griff nach einem andern Blatte. Aber zugleich wurde ich gewahr, daß ein Mensch dicht vor mir stand, mit beiden Fäusten in der Seite, und mich starr ansah. Er mußte diese Stellung schon eine

Zeit lang eingenommen haben. Ich sah ihn wieder an, er schwieg, durchbohrte mich aber mit seinem Blicke. Ich wurde ein wenig verwirrt, ich fürchtete, es möchte der Verfasser des Stückes seyn, das ich nicht aushalten konnte, zu Ende zu sehen — der Theaterdirektor — und er könnte meine Gedanken lesen. Da brach er aus, immer unbeweglich in der beschriebenen Attitude, in ein langgedehntes, halb sanftes, halb vorwerfendes „Peter!"

Mein Vorname! Mein Vorname! — Er mußte mich also kennen, ein alter Freund seyn. Ich sah ihm starr ins Gesicht — ich merkte, daß ich es früher gesehen hatte, aber wo und wann, konnte ich mich nicht entsinnen. Ich blieb sitzen und schwieg.

„Peter!" sagte er wieder mit noch sanfterm Tone, und hielt mir die rechte Hand hin. Ich stand auf und suchte in der Rumpelkammer meines Gedächtnisses herum. — Nein, ich fand ihn noch nicht. Zweifelnd und langsam reichte ich ihm meine Hand und wollte eben fragen.

Da rief er zum Drittenmal ärgerlich und auf den Boden stampfend: „Peter denn, zum Teufel."

Nun sank der Schleier, der bis jetzt meines alten Wilhelms freundliches Gesicht bedeckt hatte. Es trat offen und klar aus dem Schatten der Zeit hervor — die Wiedervereinigung war vollbracht.

Wir setzten uns einander gegenüber und redeten uns recht tief in frühere gute Tage hinein.

„Aber," brach er endlich ab, „wir vergessen ganz und gar die Gegenwart über der Vergangenheit. Wie geht's Dir, Peter? Du siehst mir so mager, so philosophisch, so poetisch aus. In welcher Anstellung bist Du? was bist Du?

„Zur Zeit Lichtgießer," sagte ich, „Und Du!"

„Ein glücklicher Mann," sagte er, und zwei Freudenthränen traten als Zeugen in seine hellen Augen, „und so übrigens königlicher Beamter, Justizrath in guten Umständen, Besitzer eines Landhauses auf dem Lande, dreier hübscher Kinder und eines gesegneten Weibes. — Ja, süßer Peter, willst Du eine glückliche Familie sehen, da komm zu mir."

„Es ist die größte Rarität," sagte ich, „die Du mir zu zeigen vermagst, und wenn Du in Prosa sprichst, so verlange ich weder das Kunstkabinet, noch die Bildergallerie oder sonst eine andere von den Herrlichkeiten hier in der Stadt zu sehen. — Wie früh kann ich morgen Dein Paradies in Augenschein nehmen? Denn nun schlafe ich doch diese Nacht nicht."

„Um sieben Uhr fahren wir auf das Land!" sagte er. „Kannst Du mitkommen?"

Ich schlug ein. Wir sagten einander gute Nacht und Jeder ging nach Hause. Wie gesagt, ich schlief wenig, und wenn ich in Schlaf fiel, träumte ich solchen Unsinn, wie ich in meinem sechszehnten, siebenzehnten Jahre oft halb wachend geträumt zu haben mich erinnerte, der mir aber übrigens lange, lange Zeit nicht eingefallen war.

Den nächsten Morgen Schlag sechs Uhr stand ich an der Thür meines Freundes. Justizrath S., zierlich in ein blankes Messingschild eingravirt, zeigte mir, daß ich recht gegangen war. Ich klopfte. Eine Silberstimme klang: Herein! Ich öffnete.

Eine reizende Blondine mit wirklichen Seidenlocken, in einen langen Shawl gehüllt, war eifrig damit beschäftigt, ein halb erwachsenes, eben so niedliches Mädchen anzukleiden.

„Ist Ihr Vater zu Hause?" fragte ich die ältere Dame.

Sie lächelte und fragte wieder: „Wollen Sie mit Justizrath St— sprechen?"

Ich verbeugte mich.

„Ich will meinem Mann gleich rufen."

Mit diesen Worten schwebte sie in das Nebenzimmer und kam sogleich mit meinem Freunde zurück. Er hielt sie mit der einen Hand umschlungen und reichte mir die andere.

„Ich stelle Dir hier," sagte er, „Frau Justizräthin St— vor, die erste Frau in Kopenhagen; und das ist Herr Peter Spielmann, der erste Lichtgießer in Jütland. Dieses ist mein Fräulein Tochter," fuhr er fort und zeigte auf das halberwachsene Mädchen, „und hier" — ein größerer und ein kleinerer Knabe kamen in diesem Augenblick hinzu — „steht Christian St—, das erste Licht in der Metropolitanschule, und hier siehst Du den kleinen Lutte, einen verzogenen Burschen, der gerade heute sein siebentes Jahr erfüllt. Ein so wichtiger Tag darf nicht unbemerkt vorübergehen, und das ist auch der Grund, weßhalb wir ihn im Grünen feiern wollen."

Ich war in dieser liebenswürdigen Familie schon zu Hause. Eine Stunde verging wie eine Minute — der Wagen hielt vor der Thür, wir fuhren den Strandweg hinaus. Nicht weit von Charlottenlunt war das Landhaus meines Freundes. Indem wir von der Chaussee ablenkten, zeigte Frau St— auf einen mit Staketen eingeschlossenen und von zwei großen Eichen beschatteten Grasplatz, auf dem sich eine kleine Rasenbank befand, welche sich an die alten Baumstämme lehnte. Zugleich ergriff sie die Hand ihres Mannes und drückte sie mit einem Engelslächeln an ihre Lippen, er machte dasselbe Manöver, und so küßten sie sich wechselseitig mehrere Mal die Hände.

(Fortsetzung folgt.)

Altes und Neues über die Liebe.

Die Frauen können lieben, die Männer wissen nur zu bewundern. Es ist seltsam, daß die Liebe eigentlich eine unbekannte Größe ist; man verwechselt sie fast immer mit der Leidenschaft.

Die Liebe ist das Gespenst, von dem Larochefoucauld sagt, Jeder spreche davon, ohne es jemals gesehen zu haben, während die Geschichtchen von der Leidenschaft seit undenklichen Zeiten die Romane und Journale füllen.

Oft halten die Frauen sich für geliebt, weil sie reich, schön, elegant, hochgestellt sind, weil die Männer ehrgeizig, feurig, eigensinnig und unbeschränkt in ihrem Willen sind, weil sie Thorheiten wegen einer Frau begehen, weil sie ihr Leben für dieselbe auf's Spiel setzen, wie sie es auch für eine Wette gethan hätten. Die Frauen rechnen dieses Feuer, diese Ausdauer ihren Liebhabern hoch an, obwohl die Motive dazu so sehr verschieden und oft sehr zweideutig sind.

Die Leidenschaft ist übrigens der Liebe durchaus nicht ähnlich; sie ist ebenso veränderlich als die Liebe beständig ist. Die Leidenschaft ist ein äußerliches, rein persönliches, eitles Gefühl, wesentlich auf die Körperlichkeit der Frau basirt, die ihr zur Triebfeder und zum Vorwand dient.

Tänzerinnen, Schauspielerinnen, und Sängerinnen, d. h. alle die Frauen, welche das Dunkel und das Geheimnißvolle, dessen die Liebe so sehr bedarf, abgestreift haben, und welche ihre Schönheit, ihr Talent, ihre Anmuth, ihr Lächeln und alles was sie Künstliches besitzen, der Menge preisgeben, erregen immer die stärksten Leidenschaften, werden aber am selltensten wirklich geliebt.

Die Leidenschaft steigert die Eigenliebe, sie verlangt Lärm, Glanz, Neid um sich her, sie will angestaunt werden, sie stellt sich gern zur Schau. Die Liebe hingegen will Zurückgezogenheit, eine Moosbank, die sich halb versteckt an einer epheubekränzten Mauer, die Einsamkeit in Jelängerjelieberlauben, einen schmalen Balkon, der über Kapuzinernelken schwebt, wo die Stille so tief ist, daß zwei Herzen sich schlagen hören und die Lippen sich begegnen müssen.

Es ist gewiß, daß die Frauen ihre Männer mehr lieben als diese sie. Bei den Männern lebt die Liebe mehr von der Aufregung, von dem Drama der Gefahr, des Hindernisses, des Verlangens. Wenn der Liebhaber erst gemächlich zur Thür hereinkommen darf, statt unter dem Balkon einen gefährlichen Posten einzunehmen, wenn er den Engel seiner Träume erst in der Nachtmütze gesehen oder mit einem Waschzettel in den Händen, so liebt er in ihr wohl noch die Mutter seiner Kinder, seine Hausfrau, aber seine Geliebte ist sie nicht mehr. Das Herz der Frau dagegen erschließt sich unter Küssen erst recht der Liebe, das des Mannes wird müde und kalt bei dieser süßen Probe. Er liebt nur die Liebe, die ihn versucht und seine Lippen flieht. Er wagt sein Leben, um die goldene Frucht zu erreichen und wenn seine Hand sie berührte, wirft er sie verächtlich weg!

Mannigfaltigkeiten.

[Eine glückliche Spekulation.] Ein Franzose, Alphons Benedikt, war nach Amerika gegangen, um sein Glück zu gründen, das im Vaterlande ihm stets den Rücken gewendet. Aber auch in der neuen Welt blieb es launisch gegen ihn gesinnt; zwanzig Mal hatte er ein kleines Vermögen errungen und zwanzig Mal war es ihm wieder verloren gegangen. Da trifft er in Neu-Granada einen Juden, der ihm seine Hülfe anbietet. Benedikt soll ihm seinen Waarenvorrath abnehmen, freilich mit bedeutenden Zinsen, denn für 10,000 Frks. reellen Werth solle er ihm 25,000 Frks. verschreiben. Die drängende Noth läßt ihn dieß wucherische Geschäft eingehen; nur als er unter den angewiesenen Waaren auch für 500 Fr. Briefoblaten findet, macht er ein bedenkliches Gesicht. Wie soll er für diese Käufer unter den Indianern finden? Und doch sind es diese allein, an die er die übrigen Waaren absetzen kann. Der Jude zuckte die Achseln und meint höhnisch, es sey doch gut, ein wohlassortirtes Waarenlager zu haben; übrigens könne der Handel nicht geschlossen werden, wenn ein einziger Artikel zurückgewiesen werde. Benedikt macht zum bösen Spiel eine gute Miene und reist nach dem Thale von Popayan ab, wo alljährlich eine großartige Messe gehalten wird, welche die Indianerstämme viel besuchen. Die Reise geht glücklich von statten; der Franzose legt seine Waaren aus und bald kommen zahlreiche Kaufliebhaber herbei. Ein Häuptling besieht die Oblaten mit großer Aufmerksamkeit, macht dann die Schachtel wieder vorsichtig zu, steckt sie ein und bezahlt sie mit zwei Prisen Goldstaub; dem ersten folgen bald andere und fragen nach den Oblaten und die Nachfrage wird in kurzer Zeit so stark, daß Benedikt den Preis auf das Zehnfache steigert, ohne die Käufer abzuschrecken, die sich im Gegentheil immer zahlreicher einstellen. Am Schlusse des Marktes ist der ganze Vorrath zu enormen Preisen verkauft, und Benedikt ein reicher Mann. Mit Erstaunen sieht er aber, daß die Indianer sich mit den Oblaten den

Leib und das Gesicht geklebt haben und stolz im Besitz des Schmuckes umherwandeln.

Die Korallenfischerei an der algierischen Mittelmeerküste beschäftigt jährlich im Durchschnitt 150 — 180 Fahrzeuge, deren Ertrag sich auf einen Werth von ungefähr 1,500,000 Frs. beläuft. Die Fischer sind beinahe durchgängig Neapolitaner, Toskaner und Sarden. Jährlich bezahlt ein jedes jener Fahrzeuge der französischen Regierung eine Abgabe von achthundert Franken. Der in einem der letzten Jahre an der algierischen Küste ausgeführte Fang war seit langer Zeit einer der ergiebigsten. Die 156 damit beschäftigten Fahrzeuge erbeuteten an den Ostküsten von Bona und la Calla 35,880 Kilogramme Korallen, welche großentheils zu Neapel, das Kilogramm zu 60 Franken, verkauft wurden und im Ganzen einen Werth von 2,152,880 Franken betrugen. Auch auf den neuerlichen entdeckten Bänken der Küste von Oran, welche eine reiche Ausbeute versprechen, hat der Fang eine bemerkenswerthe Entwicklung genommen. Deßhalb ist auch in diese Gewässer zur Ueberwachung des Fangs ein Regierungsfahrzeug beordert worden. Zugleich wurde die Regier ng von Algerien vom Kriegsminister beauftragt, zu untersuchen, durch welche Mittel man die französische Marine zum Korallenfang am algierischen Gestade zurückführen und dem Ankauf des Rohstoffes durch unsere Landsleute, wie dessen Verarbeitung in der Kolonie einleiten könnte.

[Spohr's Abschied.] Am 22. November dirigirte der General-Musikdirektor und Hof-Kapellmeister Spohr vor seinem Rücktritt in den Ruhestand zum Letztenmale im Hoftheater zu Kassel die von ihm dirigirte Oper „Jessonda". Sein Platz war mit Guirlanden und Blumen geschmückt und beim Eintreten in das Orchester wurde dem langjährigen Dirigenten desselben ein feierlicher Empfang zu Theil. Nach dem Schlusse der Oper, welche überhaupt mit dem größten Beifall des zahlreichen Publikums über die Scene ging, wurde der Dirigent stürmisch gerufen. Die Bühne war von sämmtlichen Mitgliedern des darstellenden Personals besetzt, und der Gefeierte erschien an der Hand der Frl. Harke und war von einem Blumenregen überschüttet. Frl. Harke trug ein Abschiedsgedicht, in welchem das künstlerische Wirken des Meisters hervorgehoben wurde, vor und überreichte ihm am Schlusse einen Lorbeerkranz. Das Orchester spielte hierauf den Marsch aus Spohr's „die Weihe der Töne", worauf der Tondichter Veteran nochmals stürmisch gerufen wurde und mit einer Verbeugung stillschweigend von dem Publikum Abschied nahm.

Dem Tagbl. wird aus Celle mitgetheilt: Ein Beispiel von Aberglauben, wie er leider noch oft auf dem Lande vorkommt, hat sich in unserer Nähe zugetragen. In einem nicht weit von hier entfernten Dorfe wurde einem Bauern seine ersparte Baarschaft von 50 Thlrn., welche er unter den Sparren seines Hausdaches verborgen hielt, gestohlen. Der Beschädigte, anstatt diesen Verlust der Polizei anzuzeigen, begibt sich einfach in die benachbarte Stadt, kauft dort eine „ächte" Drei-Groschen-Perle um 2 Thlr., ferner eine halbe (?) Hirse, ein Pfund Werg und ein neues Pflugeisen; die ächte Perle und die Hirse wird in das Werg gewickelt und auf den neuen Pflugeisen zu Asche verbrannt, denn über dieses Manöver müssen dem Diebe bei. Augen austrinnen und sein Gesicht faustdick anschwellen! Aber siehe da! schon seit vier Monaten guckt unser Landmann allen Leuten in die Augen, aber noch ist keine Seele erblindet und Niemanden das Gesicht geschwollen.

Die durch den Krim-Feldzug wegen ihrer aufopfernden Hülfeleistung gegen die Verwundeten berühmt gewordene Engländerin Miß Nightingale verweilt noch in Wien und wird dort mit großer Aufmerksamkeit behandelt. Bei den Operationen auf den Kliniken sitzt sie an der Seite des Professors und verfolgt den ganzen Gang der Operation mit der genauesten Aufmerksamkeit und Sorgfalt. Ein großer Vortheil für ihre Studien ist, daß sie sich der deutschen Sprache geläufig und sicher zu bedienen weiß.

In Epinal feierte in diesen Tagen das Lekrivain'sche Ehepaar die goldene Hochzeit. Der Ehemann von 80 Jahren, Peter Lecrivain, arbeitet noch als Setzer in der Offizin der Wittwe Gley, in die er als 13jähriger Lehrling eintrat, so daß er jetzt 67 Jahre treu und tüchtig in diesem Geschäfte gewirkt hat. Schon vor 15 Jahren erhielt er die bronzene Denkmünze der aufmunternden Gesellschaft des Departements der Vogesen.

Die künstliche Trüffel-Erzeugung, welche in Frankreich rasche Fortschritte macht, hat auch in Oesterreich Eingang gefunden. Ein Gutsbesitzer im Marchfelde hat Trüffelfelder angelegt, die eine gute Ernte versprechen.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 297 Montag, 14. Dezember 1857.

Elfriede.

(Fortsetzung.)

„Wenn diese zwei Eichen reden könnten,“ sagte ich, „dann würden wir gewiß etwas von der Süße des ersten Kusses, dem Morgenroth der Liebe und der Liebe bis in den Tod hören.“

„Fehlgeschossen, mein Freund,“ sagte St— lächelnd. „Aber es könnte wohl möglich seyn, daß diese Bäume etwas Anderes wüßten, was werth wäre, zu erzählen. Darf ich, Elfriede?“ fragte er seine Gattin.

Sie nickte sanft, wandte sich aber darauf halb gegen mich und sagte schelmisch. „Wie, wenn es nun Deinem jütländischen Freunde einfiele, eine Novelle daraus zu gießen?“

„Gleichviel,“ antwortete er, „wenn er nur unsere Namen nicht preisgibt.“

„Ach Gott!“ rief Frau St— aus.

„Erkanntest Du sie, Elfriede?“ fragte mein Freund.

„Fräulein D—,“ sagte sie, und senkte theilnehmend das schöne Haupt.

Ich sah zurück zum Wagen hinaus. Dort ging ein schlecht gekleidetes Frauenzimmer mit einem Korbe am Arme.

„Sie hat bessere Tage gesehen,“ sagte St— seufzend. „Wer sollte jetzt glauben, daß sie vor zwanzig Jahren die angebetete Königin auf allen Bällen der Klubbs war? daß sie beim Eintritt in die Loge alle Köpfe im Parterre in Bewegung setzen konnte? Aber Schönheit ohne Verstand und Tugend ist eine traurige Gabe!“

Der Wagen hielt. Wir stiegen aus und genossen das Frühstück im Garten, worauf mich mein Freund unter den Arm nahm und zu dem früher erwähnten umzäunten Platz am Wege zurück führte. Wir setzten uns auf die Rasenbank und er erzählte, wie folgt.

Als wir uns zuletzt trennten — besinnst Du Dich noch? — hatte ich eben das juristische Examen mit der besten Zensur bestanden. Ich war in meinem einundzwanz'gsten Jahre ganz fertig mit meinen Brodstudien, wenn ich sie so nennen darf, da ich als Besitzer eines bedeutenden ererbten Vermögens eigentlich nicht um Brod zu arbeiten brauchte. Ich war, wie ich noch bin, immer munter, immer gesund an Leib und Seele; mir fehlte auch das Herz nicht, aber ich habe es bisher im Gehorsam zu erhalten gewußt. Jetzt schien es mir aber an der Zeit zu seyn, mich nach einer Theilnehmerin an meinem Glücke umzusehen. Es gab Mädchen genug, es gab allzuviel — welche sollte ich erküren? Mein Herz konnte nicht Ruhe genug finden, um sich an eine Einzige zu fesseln; es flog wie ein Federball von der Einen zu der Andern. Ich ärgerte mich ordentlich, daß ich nicht tüchtig verliebt wurde; doch es hatte gute Wege.

Es war auf dem ersten Winterballe in der Harmonie, wo eine eben erblühte Schönheit hervorstrahlte, wie der Mond unter den Sternen, und einen Kreis von Bewunderern um sich zog, gerade wie der Cactus grandiflorus, als er zum ersten Male seinen Reiz entfaltete und seinen Wohlgeruch in den Gärten von Rosenberg ausathmete. Sie war begleitet von einem alten Kaufmanne, ihrer Mutter Bruder, und von der Mutter selbst, einer Frau wenig über die mittlern Jahre. Sie sollte Witwe eines Offiziers seyn.

Fräulein Laura machte Epoche und ich füllte ein Blatt in ihrer Geschichte aus. Mein Ideal war gefunden, meiner zarten Sehnsucht bis jetzt unbekannter Gegenstand hatte sich offenbart und konzentirte alle meine Wünsche und Hoffnungen auf ein einziges Ziel. Ich verliebte mich bis über beide Ohren und — die Augen mit. Ich wurde stockblind an Verstand, ich sah nur mit dem Herzen, und fand deshalb alle möglichen Vollkommenheiten an der Angebeteten. Ich entdeckte beim ersten Blicke, daß sie sittsam war wie der Mond, rein wie frischgefallener Schnee, fromm wie eine Heilige, klug, witzig, scharfsinnig, kurz, ein reines weibliches Wunder.

Ich suchte und fand Zutritt im Hause ihrer Mutter, um — wie ich mir selbst einbildete — ihren Charakter zu studiren. Ein mißliches Stu-

dium, denn sie hatte im Grunde gar keinen; aber was fehlte, supplirte meine thörichte Verliebtheit. Eine auswendig gelernte Floskel nahm ich für originellen Witz, eine Alltagsbemerkung für selbstdenkende Weisheit, und wenn sie gar nichts sagte — weil sie nichts zu sagen wußte — zeigte doch ein Lächeln oder ein Nicken, das herrliche Schätze in der Tiefe ihrer Seele verborgen lagen.

Der Winter ging dahin, ohne daß ich eine Erklärung wagte. Ich wurde durch die schmeichelnde Betrachtung ihrer himmelhohen Vollkommenheiten zurückgehalten. Ich fürchtete, der Abstand zwischen uns müsse allzu groß seyn, ich Alltagsgeschöpf könnte nie des Besitzes dieses engelgleichen Wesens würdig seyn. Zugleich schwebte ich in einer peinlichen Ungewißheit, ob ihr Herz auch etwas für mich fühlte, ob sie nicht schon von einem mich an Seelen- und Körperreiz weit überstrahlenden Sterblichen gefesselt wäre. Nicht als ob sie einen Andern merklich ausgezeichnet hätte, durchaus nicht — in gewissen glücklichen Augenblicken glaubte ich mich sogar allen Andern vorgezogen, aber sie hatte doch für mehr als für mich einen freundlichen Blick, ein Lächeln, ja selbst ein herzliches Lächeln.

Nun denn, der Winter ging vorüber und der Sommer folgte ihm. Laura's Onkel besaß ein Landhaus ein wenig weiter draußen. Dahin zogen Mutter und Tochter und ich besuchte sie, so oft meine Geschäfte es erlaubten. Ich war damals schon im Kollegium angestellt.

Auf diesen Spazierfahrten hatte ich ein paar Male flüchtig ein halberwachsenes, sehr ärmlich gekleidetes Mädchen bemerkt, gerade hier, wo wir jetzt eben sitzen. Sie beaufsichtigte einen kleinen Knaben in eben so elender Kleidung, und er sah aus, als könnte er ein paar Jahre alt seyn. Sie bettelte nicht; es fiel mir deßhalb auch nicht ein, ihr etwas zu geben. Als ich eines Tages auf dem Rückwege von dem ländlichen Tempel meiner Göttin näher kam und mich in der seligsten Stimmung befand — die Folge von zwei zarten Seufzern und einem Händedrucke — blieb ich, mir selbst unbewußt, dicht vor diesen beiden Kleinen stehen. Sowohl Freude als Sorge erweicht das Herz. Ich wurde beim Anblick dieser Kinder unendlich bewegt. Das Mädchen kauerte auf einem Grashügel, der Kleine stand mit dem Rücken nach mir gewendet und sammelte begierig einige Brodkrumen von ihrem Schooße auf.

„Bist Du hungrig, Kleiner?" fragte ich.

Sie schüttelte die langen goldenen Locken zurück und richtete das freundliche, blasse Gesicht empor, antwortete aber nur mit einem Seufzer. Der Knabe, der jetzt reinen Tisch gemacht hatte, faßte sie unter das Kinn und stammelte: „Mehr, mehr!"

Eine Brodfrau ging vorüber, ich kaufte zwei Bretzeln und gab sie den Kindern. Der Kleine nahm die seinige augenblicklich vor, das Mädchen sprang herzu und küßte meine Hand. Ich reichte dem Mädchen ein paar Schillinge und ging.

Als ich das nächste Mal hinauswandelte, fielen mir die Kleinen ein. Auf dem Wege kaufte ich ein paar Bretzeln und steckte sie in die Tasche. Sie waren auf derselben Stelle. Das Mädchen saß mit den Ellbogen auf den Knien und verbarg das Gesicht in den Händen, der Knabe lag zu ihren Füßen und spielte mit Blumen. Als ich näher kam, warf er die Blumen weg und streckte die Hand nach mir aus mit einem oft und schnell wiederholten „Essen! Essen!" Das Mädchen erhob sich und lächelte mir zu. Ich konnte sehen, daß sie geweint hatte. Ich gab ihr das Brod zugleich mit einiger kleiner Münze und fragte: „Wer sind Eure Eltern, Ihr Kleinen?"

„Wir haben keine!" antwortete sie.

„Wem gehört Ihr denn an und wo wohnt Ihr?" —

Sie besann sich eine Weile, zeigte dann auf eine Hütte nach dem Strande hinunter und sagte: „Dort wohnt der Großvater."

„Und was treibt er?"

„Er gräbt dort oben," sagte sie — es war gerade in meinem jetzigen Garten — „wenn er des Morgens ausgeht, und es gutes Wetter ist, nimmt er uns mit, und des Abends holt er uns wieder ab."

„Aber bekommt Ihr denn den ganzen Tag nichts zu essen?"

„Ja, zu Mittag bringt uns der Großvater sein Nachgericht."

Ich war innig gerührt und beschloß, zu helfen; aber nach dem Landhause wollte ich nicht sogleich gehen, um kein Aufsehen zu erregen. Ich wollte die arme Familie lieber zu Hause sehen. Ich setzte meine Wanderung fort.

Bei Laura fand ich einen mir ganz unbekannten jungen Mann vor. Er war bürgerlich gekleidet, wurde aber immer mit „Herr Graf" angeredet. Später erfuhr ich, daß er Offizier sey. Er schien dort bald zu Hause zu seyn, sprach und scherzte ziemlich vertraulich mit Mutter und Tochter. — Der Stachel der Eifersucht verwundete mein Herz. Als er fort war, ließ ich einige Aeußerungen fallen, welche meine Gemüthsstimmung verriethen.

„Meine Thür," sagte die Frau, „ist keinem anständigen Besuche verschlossen, und ein Mädchen kann wohl — so lange sie frei und ungebunden ist (die letzten Worte betonte sie mit besonderm Nachdruck) — ohne Anstoß zu geben, mit honetten Männern reden."

Ich fühlte hierin eine Ermunterung, aber keinen Beruf, ihr in diesem Augenblicke zu folgen. Ich wurde ganz und gar verstimmt und nahm eher

Abschied, als ich sonst pflegte. — Auf dem Heimwege vergaß ich ganz die arme Familie.

(Fortsetzung folgt.)

Schlaf und Tod.

Novellette von Clara Anger.

Die Nacht begann sich auf die Erde herabzusenken, und dem geräuschvollen Treiben des Tags war eine tiefe Stille gefolgt; die Felder, auf welchen unzählige Hände sich geregt, waren verödet und verlassen; im Walde schwiegen die Vögel und nur der Bach murmelte sein endloses Lied. Das Laster jedoch und das Verbrechen, die das Licht der Sonne scheuen, krochen jetzt verhüllt aus ihren Schlupfwinkeln, und begannen erst ihr Tagewerk. Aber aus der lichten Höhe, vom sternbesäeten Himmel nieder schwebte ein gottgesandtes Engelpaar der stillen Erde zu. Dort angekommen reichten sie sich die Hände zum Abschied, und Jeder ging, seine Botschaft zu erfüllen.

Der Eine von den Beiden, den die Menschen Tod genannt, schreitet langsam dem Friedhofe zu. Lautlos öffnet sich ihm, dem Gebieter, das schwere Gitter; er tritt ein und durchwandert die Reihen der Gräber, welche Denen zur Wohnung dienen, die seiner Macht gehorchen mußten. Dann bleibt er stehen, vor einem Rasenhügel, und an das Marmordenkmal sich lehnend, das der schwermüthige Epheu umrankt, überblickt er sein Reich, während sein Auge in düsterem Glanze leuchtet. Der Mond hat sein bleich schimmerndes Licht ausgegossen, so daß Blumen und Bäume wie versilbert erscheinen, und gleich weiß verhüllten Gespenstern beugen sich die Trauerweiden hinter den Grüften, wenn leise die Nachtluft sie berührt.

„Ihr Alle da unten“, spricht jetzt der Tod, „die ich dem ungestörten Schlummer, der unwandelbaren Ruhe zuführete, ihr habt mich im Leben gehaßt und geflohen; ihr habt nie daran gedacht, daß ihr einst von meinen Händen die größte Wohlthat empfangen würdet. Immer habt ihr meinen Bruder mir vorgezogen, der doch nur ein kurzes Glück euch gewährte. Er zauberte euch rosige Bilder, beschenkte euch mit Gold und mit Schätzen, führte euch in den Arm der Liebe, und umzog euer Lager mit Blumengewinden. Wenn aber der Schlaf Euch verließ, dann war das Erwachen eine bittere Enttäuschung. An der Stelle der schönen Bilder saht ihr die kahle Wirklichkeit; ihr waret arm wie zuvor, Liebe lächelt euch nicht mehr, und anstatt von Blumengewinden waret ihr wieder von dem schwarzen Trauerflor umstrickt, den Schmerz und Thränen euch gewoben. Wenn ich jedoch mit meiner Palme berühre, für den ist der Schmerz nicht mehr; die Klage verstummt, und die bange Sorge, die an seinem Herzen gehämmert und ihm die Ruhe geraubt, ist für ewig zum Schweigen gebracht. Zuweilen bricht meine Hand auch eine junge Frühlingsblume, die nur im Sonnenschein geblüht, die den rauhen Nordwind nie gekannt und deren Schönheit alle Herzen erquickte: dann klagen die Menschen über meine Grausamkeit. O ihr Thoren! Wisset Ihr nicht, daß ich ihr Glück behütet, daß ich sie in Sicherheit gebracht, noch ehe die Stürme der Erde Staub auf sie führen und ihre Reinheit beflecken konnten? Es ist mir ein Jammer, einen Edelstein unter rohen Kieseln zu sehen, er verliert seinen Glanz und zuletzt kennt man ihn nicht mehr; ich möchte ihn entfernen und hinauftragen, damit er im Lichte strahle. Wenn es in meiner Macht läge, ich plünderte die Erde in Allem, was sie Schönes und Großes besitzt.“

Jetzt erhebt sich der Tod, durchwandert noch einmal die stille Gräberstadt, und nach dem Ende derselben blickend, wo nur einzelne Hügel über den flachen Erdboden emporragen, spricht er, während ein melancholisches Lächeln über sein schönes bleiches Gesicht zuckt: „Hier ist noch Platz für Viele.“

Dann verläßt er den Friedhof und tritt in die Straßen ein. Hier und da bleibt er stehen, und wo er anklopft, wird ihm aufgethan; seinem Gebote widersteht kein menschliches Wesen. In das Haus des Reichen tritt er ein wie in die Hütte des Armen, und auch der Stolze, der nur für Wenige zugänglich war, muß ihm den Eintritt gestatten. Dann, wenn er wieder vorübergeht an den Häusern, über deren Schwelle sein Fuß geschritten, hört er Weinen und Wehklagen darin; man nennt seinen Namen und beschuldigt ihn der Grausamkeit. Er eilt schnell fort; wenn er aber an ein Haus kommt, worin es ganz still ist, wo er einen Verlassenen seiner Einsamkeit entrissen, da erheitern sich seine düstern Züge; er freut sich seines Werkes, denn hier hat er wohlgethan. Ungekannt und ungeliebt lebte der Mensch hier als Fremdling, und gestorben ist er wie ein Pilger in der Wüste; kein Herz läßt er zurück, das ihm angehörte und welches nun, um ihn trauernd, noch seinem Hinscheiden noch für ihn schlägt.

Der ernste Bote setzt seinen Weg weiter fort, und seinem Rufe müssen noch Viele folgen.

(Schluß folgt.)

Die Bettlerin und ihr Kind.

Ballade.

Die Sonne sank, die Nacht brach an,
Der Sturm durchbraust den Steg, die Bahn;
Die Bettlerin führt an der Hand
Ihr Kind dort längs der Felsenwand.

Die Bettlerin, sie seufzt so bang,
Sie müssen gehen noch so lang,
Bis sie ihr Hüttchen dort erreicht,
Das ihnen Schutz und Ruhe reicht.

Kein Sternlein durch die Wolken bricht,
Die Finsterniß ist gar so dicht;
Die Bettlerin führt an der Hand
Ihr Kind dort an der Felsenwand.

„Ach, Mütterlein! mir ist so bang,
Es wird der Weg mir gar so lang;
Ich bin so matt, ich bin so müd,"
Und Fiebergluth mein Herz durchglüht."

„Sey still, mein Kind!" die Mutter spricht —
„Bald kommen heim wir, — zage nicht!
Bald wird er eben unser Weg,
Zu End' ist bald der Felsensteg."

Sie wandeln weiter durch die Nacht,
Sie schreiten muthig ohn' Bedacht;
Da schrillt ein Ach, es schrillen zwei,
Ein dumpfer Fall, — dann ist's vorbei.

Am andern Morgen dann man fand
Zerschmettert an der Felsenwand
Die Bettlerin mit ihrem Kind,
Die Leichen fest verschlungen sind.

Julius Ruttor.

Mannigfaltigkeiten.

Bei Gelegenheit des Mainzer Unglücks erinnert der Moniteur de l'Armee an ein sicheres Mittel, dergleichen Unfälle zu verhüten, welches schon vor langen Jahren vom franz. Artillerie-General Piobert vorgeschlagen und von Arago in seinen Schriften mitgetheilt wurde. Dieses Mittel besteht darin, daß man dem Pulver den Staub von Graphit oder Reißblei beimischt; statt dessen kann man auch Kohlenstaub nehmen. Diese Beimischung, welche daraus nicht nachtheilig auf die Eigenschaften des Pulvers wirkt, ist Ursache, daß die Entzündung des Pulvers sich nicht so rasch von einem Theilchen zum andern fortpflanzen kann, und daß das Pulver nicht mit Einemmale auffliegt, sondern langsam abbrennt, etwa wie Harz oder wie Pech. Will man das Pulver gebrauchen, so wird es einfach gesiebt; der beigemischte Staub geht fort, und das Pulver bleibt mit allen seinen Eigenschaften zurück. In Rußland wurden von dem Großfürsten Michael großartige Versuche über diese Entdeckungen angestellt und gelangen vollkommen. Ein ganzes Magazin mit so gemischtem Pulver wurde in Brand gesteckt; es fand keine Explosion statt, und das Feuer konnte leicht mit gewöhnlichen Spritzen gelöscht werden.

An einem Schaufenster in Wien prangt jetzt Abends im Glanze des Gaslichtes eine wahre Wunderpflanze mit prachtvollen grünen Blättern und goldenen Blüthen. Die doldenförmigen Blüthen sind nämlich aus lauter kaiserlichen Münzdukaten gebildet, im Ganzen 1000 Stück. Dieses Tausend-Dukaten-Kraut ist der zweite Treffer in der großen Wohlthätigkeits-Lotterie, die der Magistrat der Stadt Wien alljährlich zum Besten seines Versorgungs-Fonds veranstaltet. Der erste Treffer besteht jedes Jahr in einem prachtvollen, von Sr. Majestät dem Kaiser geschenkten Service.

Aus Nidda wird folgender Fall gemeldet: In diesen Tagen wurde eine Taubstumme beerdigt, welche einen Sohn hinterließ, dessen Vater ebenfalls taubstumm war. Die von diesem nachgesuchte Erlaubniß zur Trauung mit seiner Verlobten wurde seiner Zeit beanstandet, weil man, auf ärztliches Gutachten gestützt, der Ansicht war, daß derartige Gebrechen von Eltern auf die Kinder forterbten. Diese Ansicht hat nun dadurch ihre Widerlegung gefunden, daß der hinterlassene Sohn der beiden Taubstummen, der das vierzehnte Jahr zurückgelegt hat, von seiner Geburt bis jetzt weder an den Werkzeugen des Gehörs, noch der Sprache jemals den geringsten Mangel gelitten hat.

Räthsel.

Ob Alles, nur nicht tief das erste Silbchen ist.
Das zweite mit der Ewigkeit sich mißt.
Das Ganze zaubert Freud' und Schmerz
Und kettet freundlich Herz an Herz.

Auflösung des Lokal-Räthsels in Nro. 290:
Schönthal.

Redakteur: Gustav Mekkerk.
Druck und Verlag der Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 298 Dienstag, 15. Dezember 1857.

Elfriede.

(Fortsetzung.)

Es verging eine Woche, ehe mir wieder Gelegenheit wurde, die schöne Laura zu besuchen. Sie war zerstreut launig, und doch zugleich zärtlich und fast schmachtend. — Ich wurde weich — ein Geständniß schwebte auf meiner Zunge; aber sie sagte es selbst in das Herz zurück, indem sie mich einlud, sie auf einem Spaziergange zu begleiten. Auf diesem sollte unter blauem Himmel oder dem grünen Laubsaal das Ritornell der süßen Nachtigall das Amoroso am besten einleiten oder richtiger schmelzen. Daraus wurde nichts.

Wir gingen, oder richtiger, das Schicksal führte uns den Strandweg hinab. Ihr Arm ruhte in dem meinigen, eine süße, liebe Bürde. Meine Augen ruhten auf den niedlichen Fingern, die sie so vertraulich über mein Handgelenk bog. Ich seufzte — sie kürzte — die Nachtigall schlug an — mein Herz schlug an, die Flügel zu heben.

Da tönte es dicht bei uns: „Essen! Essen!" Es war mein kleines, armes Kindchen. Es hatte mich erkannt und streckte seine kleinen, dicken Händchen aus: die Schwester saß in der gewöhnlichen Stellung und sah still, traurig lächelnd zu mir empor.

„Welch häßliche Brut!" flüsterte Laura.

Das war Wasser auf meines Herzens Kohle. Mein Arm trennte sich von dem ihrigen, ich griff in die Tasche und gab jedem Kinde einen Silberschilling. Das Größere ergriff meine Hand mit seinen beiden, küßte sie schnell mehrere Male; aber das Kleine warf sein Geld auf die Erde und verlangte Bretzeln. Es that mir innig leid, daß ich so lange die armen Kleinen vergessen hatte. Ich beschloß, bald und reichlich mein Versehen gut zu machen.

„Kauf' Brod für den Bruder!" sagte ich zu dem Mädchen. „Ich will noch heute oder morgen nach dem Großvater sehen."

Thränen rollten über ihre Wangen herunter; sie konnte nichts sagen, sondern nahm den Kleinen auf den Arm und ging schnell den Weg hin. Das Kind sah zurück über die Schultern, streckte die Hand nach mir aus und weinte.

Laura spielte mit ihrem Parasol und fragte, nach einer andern Richtung sehend: „Alte Bekanntschaften, Herr Sekretär?"

„O ja, mein Fräulein, aber keine, deren ich mich zu schämen brauche. Ich habe diesen armen Kleinen etnige Male eine Kleinigkeit gegeben, daher kennen sie mich. Ihre Lage ist wirklich rührend."

Das Fräulein drehte sich schnell um und sagte sanft: „Mitleid ist eine himmlische Tugend!"

Die Worte waren schön genug, aber es schien mir, als wäre der Ton nicht der rechte. Ich war ganz und gar aus der Stimmung gefallen; ich glaube gar, ich machte eine Verbeugung für das Kompliment. Ich bot ihr meinen Arm, wir gingen zurück.

Zu Hause fanden wir den Grafen. Seine lustige Laune wirkte auf uns Beide, aber ganz verschieden. Laura wurde heiter, ich traurig; sie lächelte, ich seufzte, antwortete jedesmal, wenn sie das Wort an mich richtete, zerstreut, verkehrt; streitende Gefühle kämpften in meiner Brust, ich fürchtete, ihrer nicht Herr bleiben zu können, und that, was unter solchen Umständen gewiß das Klügste ist — ich empfahl mich.

Auf dem Heimweg legte ich mir selbst die ernstesten Fragen über den Charakter der schönen Laura vor, und zu großem Kummer für mein liebendes Herz konnte mein Verstand nicht umhin, sie ziemlich unbefriedigend zu beantworten. Ich blieb bei der Rasenbank stehen und wiederholte unwillkürlich: „Häßliche Brut! Alte Bekanntschaften!" — „Aber ich will sie doch erneuern!" rief ich. „Ich will Euch armen Kleinen Vater werden!"

Schnell eilte ich nach der bezeichneten Hütte hinunter. Die Thür stand angelehnt, ich sah in die arme Wohnung hinein. Mein kleines Mädchen stand mit gefalteten Händen vor einem alten, weißhaarigen Manne. Er saß mit einem Buche da und überhörte ihr ihre Lektion. Es war das Evangelium von dem reichen Manne und dem armen Lazarus.

„Aber, Großvater," fragte sie, „kommen denn keine reichen Leute in den Himmel?"

„O ja, mein Kind," antwortete er, „die guten."

„So kommt der Herr da gewiß auch hinein," sagte sie froh, „der uns Geld und Semmel gegeben hat."

Ich mußte meine Gegenwart verrathen haben, denn sie drehte sich schnell nach der Thür um und ich trat ein.

„Da ist er, da ist er!" rief sie, lief auf mich zu und küßte meine beiden Hände. Der Alte stand auf und wollte dasselbe thun. Ich wehrte es ab und sagte: „Ihr seyd wohl selbst Schullehrer, Vater?"

„Ich mache es so gut ich kann!" sagte er. „Ich habe nicht Rath, sie in die Schule zu schicken, und kann sie auch des Kleinen wegen da nicht gut entbehren."

Er zeigte auf dessen Lager — einen großen Tannenkasten mit ein paar dünnen Kissen und einer groben Wiegendecke. Das Kind da lag und schlief so süß mit einer halben Bretzel in der Hand — ein Zeichen, daß es nicht hungrig eingeschlafen war. Ich fragte den Greis nach seinem Schicksal und seinen jetzigen Umständen. Er erzählte mir ein wenig weitläufig, was ich hier im Auszuge geben will.

„In dieser Hütte," sagte er, „war mein Vater Fischer vor mir und ich nach ihm. Ich hatte gehofft, daß sie als Erbe auf meinen Sohn übergehen sollte — aber Gott hat es anders gewollt. Er war mein einziges Kind; seine Mutter ist vor vielen Jahren gestorben. Er war ein tüchtiger Fischer und verheirathete sich jung mit einem flinken Mädchen von Vedbeck da draußen. Sie hatten fünf Kinder, von denen nur diese zwei am Leben sind. Vor etwa anderthalb Jahren kam Krankheit hier in's Haus. Die drei mittelsten starben zugleich mit der Mutter. Letzten Herbst blieb mein Sohn draußen auf der See mit der Jolle und dem Garn. Ich bin jetzt zu alt, um die Fischerei zu treiben, auch fehlen mir die Geräthschaften, darum muß ich das Brod für uns Alle verdienen — sauer genug und wenig genug — damit, daß ich dort oben im Garten des reichen Grossier ein bischen schaffe. — Lieber Herr, ich will gern graben, aber ich schäme mich, zu betteln, und doch sehe ich bald keinen andern Ausweg. Ach, ich bekomme wohl, was ich bedarf, meine Zeit kann nicht ferne seyn; aber diese armen Unmündigen —" hier rollten zwei Thränen aus seinen eingesunkenen Augen herab — „was soll aus ihnen werden? Meiner Sohnsfrau Eltern sind eben so arm, wie ich, und andere Verwandte haben wir nicht. Lieber Gott, es wäre traurig, wenn sie von dem Kirchspiel gepflegt und dann von einander getrennt werden sollten."

Der Alte lehnte seine trockene, zitternde Hand auf des Mädchens Kopf und starrte kummervoll auf das arme Kind.

„Ihr sollt nicht getrennt werden, Ihr sollt alle Drei beisammen bleiben," sagte ich, „so lange es Gottes Wille ist. Ich will so für Euch sorgen, mein guter Alter, daß Ihr zufrieden seyn könnt und ruhig sowohl wegen Eurer selbst als wegen Eurer Enkel. Ich weiß eine Stelle für Euch bei einem Freunde von mir auf dem Lande draußen, wo Ihr weder zu graben noch zu betteln braucht, sondern nur, so weit Eure Kräfte es erlauben, bei der Fischerei im Parke und in einem kleinen See beim Hofe behülflich seyn sollt."

„Gott segne Sie, lieber Herr, hier und Jenseits!" sagte er innig bewegt. „Wenn ich nicht in meiner alten Hütte sterben kann, so könnte es mir ja nie besser ergehen, und die armen Kleinen, für sie ist es gut."

Ich drückte dem Greis ein paar Scheine in die Hand und ging mit einem Herzen, das gewiß noch freudiger bewegt war, als das seinige.

Mein Schwager, verheirathet mit meiner ältesten Schwester, war Besitzer des Gutes, das er noch bewohnt draußen in der Gegend von Soröe. Ich wußte, daß er einen Fischer wünschte; ich wußte auch, daß er sowohl die Mittel als den Willen hatte, sich dieser nothleidenden Familie anzunehmen. Sobald ich konnte, reiste ich zu ihm hinaus und brachte die Sache in Richtigkeit. Der Alte sollte auf dem Hofe wohnen, für die Pflege und Auferziehung der Kinder sollte gesorgt werden.

Meine Reise nahm eine ganze Woche weg, und als ich nach Hause kam, bekam ich so viel zu thun, daß ich noch andere acht Tage weder den Fischer noch Laura besuchen konnte, zu der meine Liebe durch die lange Abwesenheit erneute Stärke gewonnen hatte.

Endlich eines Sonntags Früh nahm ich den Weg unter die Sohlen und eilte fort in ähnlicher Weise, wie der Strauß, der zugleich läuft und fliegt — ich flog ja auch zum großen Theil auf den Flügeln der Liebe, was schlimm genug war. Mein Herz war nahe daran, mit dem Verstande fortzufliegen. O nein, flüsterte es, sie ist keine Kokette, es ist nur Deine Eifersucht, mein lieber Wilhelm, die so etwas ausfindig machte: und daß sie Deine Fischerkinder häßliche Brut nannte, wer sagt, daß sie deßhalb hart und gefühllos seyn soll? Waren sie nicht auch wirklich elend angezogen und der Kleine obendrein ganz schmutzig? Jene Aeußerung war deßhalb nur ein Zeichen von der Reinlichkeitsliebe des reizenden Mädchens, und wer weiß, ob sie nicht einen kleinen Anflug von Eifersucht gehabt

hat. — In solchem Falle freue Dich, Wilhelm, denn dann liebt sie Dich! — O eile, eile, fliege, ehe das liebende Kind vor Sehnsucht stirbt.

(Fortsetzung folgt.)

Schlaf und Tod.

(Schluß.)

Unterdessen ist auch sein jüngerer Bruder auf seiner Wanderung, aber ihn hat man überall heiter, mit offenen Armen empfangen; überall hat man ihn mit freudiger Sehnsucht erwartet, und jedes Haus mit wenig Ausnahmen öffnet sich ihm schnell, wenn er erscheint. Nur wo Armuth es zur Nothwendigkeit macht, die Nacht zum Tage umzuwandeln; oder wo ein Mensch die Stille der Nacht benutzt, um für seinen Geist Schätze des Wissens zu sammeln; wo Krankheit Wache hält, oder wo Gram und Sorge ein Menschenherz umklammern, da klopft er vergebens an, denn seine Macht ist nicht so groß wie die seines Bruders.

So hat er die ganze Stadt durchwandert, bis er endlich hinauskommt an das allerletzte Haus. Ein heller Lichtschein fällt durch die Fenster; der Schlaf findet das ungewöhnlich, denn sonst ist es um diese Zeit schon finster darin, weil man ihn erwartet und seinem Rufe lauscht. Dichtbelaubte Weinreben ranken sich an dem niedrigen Hause hinauf; ein zierliches Blumengärtchen, das an der Seite angelegt ist, vermengt seinen Duft mit der kühlen Nachtluft. Alles ist hier niedlich und einladend, denn hier wohnt Lisly, das hübsche muntere Mädchen, die den Alfred, den braunen Jägersmann, liebt.

Der Schlaf beugt die Zweige auseinander, die das Fenster verdecken, und schaut hinein. O Jammer! Da liegt er ausgestreckt der herrliche Jüngling auf einem Schmerzenslager, die Brust von einer Kugel durchbohrt, und seines Lebens Kraft ist ihm gebrochen. Ein tiefes Weh durchzittert seine Seele, wenn sein schönes Auge mit mattem Blicke auf dem Mädchen seiner Liebe weilt, das, vor Angst und Schmerz die Hände ringend, an seinem Lager kniet.

Jetzt tritt der Schlaf ein und mitleidig beugt er sich über den Armen, der von Körperschmerzen wie von Seelenleiden gleich gequält wird; noch eine Minute, dann ist sein Auge geschlossen; er liegt in des Schlafes Arm, er fühlt nichts mehr.

Lisly lauschte noch lange seinen Athemzügen; dann folgt auch sie dem Rufe des wohlthuenden Engels; ihr Gesicht nimmt bald wieder den gewohnten Ausdruck der Ruhe und Heiterkeit an; sie träumt. Sie sieht sich zurückversetzt in die Rosenzeit ihres Lebens, wo noch das Glück ihrer Liebe blühte. Denn ach ja, Lisly war glücklich, wie selten ein Mädchen es war! Ein Tag war ihr so licht wie der andere, denn ihr Herz liebte ohne Kummer; sie hatte nie den Dorn gefühlt, der so oft die Seele durchdringt und tief und schmerzlich verletzt. Wenn sie des Morgens erwachte, war Alfred's Name in ihr Gebet verwebt; beim Arbeiten war er ihr Gedanke, und wenn der Abend kam und die Zeit seines Kommens sich näherte, da blitzten ihre dunklen Augen vor Freude und Erwartung. Zuweilen horchte sie, ihren Gesang oder ihr Selbstgespräch unterbrechend; denn wenn Alfred noch ziemlich weit entfernt war, da hörte sie schon das Bellen seines Hundes, und leicht und flink flog sie din Bergen hinauf, über welchen von ihrer Wohnung aus die Straße nach dem Walde führte.

Auch an diesem Abende hatte sie dem Gebell des Hundes gehorcht, aber immer sich getäuscht; es war ziemlich dunkel geworden und ihr Herz zitterte vor Unruhe und Ungeduld. Es war heute das erste Mal, daß er nicht kam — und warum nicht? Wollte er nicht kommen?

O ja, er war schon auf dem Wege, und Lisly's Haus schon von Weitem erspähend schritt er freudig darauf zu; nur noch einige Augenblicke, dann belohnte ihn Liebe für des Tages Mühen. Da rauschte es in den Zweigen, ein Geschöpf mit mordlustigen Blicken, das nicht den Namen Mensch verdiente, trat hervor; ein Schuß durchdrang die Luft und meldete es dem Walde, daß er seinen besten Freund zum letzten Male gesehen.

Während die Beiden schliefen, kniete Lisly's Mutter vor dem Bilde des Heilands, und manches heiße Gebet richtete sie an ihn, um es dem Himmel zuzuführen, denn sie fühlte es wohl, daß ihres Kindes Glück an Alfreds Leben hing. Arme Mutter! deine Bitten sind vergeblich.

Leise öffnete sich jetzt die Thüre, und der ernste Engel mit der Friedenspalme tritt ein. Er nahet dem Lager, der Schlaf legt den Jüngling sanft aus seinem Arm in den seines Bruders — und das treue Herz steht still.

Lisly wird unruhig, ihre Traumbilder werden düsterer; gewiß schildern sie die Scene, wie Alfred blutend in ihr Haus getragen wird. Der Schlaf gibt sich vergebliche Mühe, sie zu fesseln, damit sie so spät als möglich die schreckliche Wirklichkeit erfahre — sie reißt sich los. Ihr erster Blick fällt auf Alfred, und ein lauter Schmerzensschrei durch-

bringt das Haus. Da liegt er entseelt der Edle, der ihres Herzens einzige Freude war; die Lippen, die noch gestern lächelten und ihr Liebesworte sagten, sind bleich und geschlossen.

Lisly's Freundinnen und Nachbarinnen waren gekommen, um sie zu trösten. Die Eine, die für besonders klug gehalten wurde, übernahm es, für die Andern zu sprechen. Sie redete viel von Prüfungen, vom göttlichen Geschick und vom Willen des Herrn. Welcher Frevel, einen Mord für den Willen des Herrn zu erklären! Wozu ist dann die Strafe, wenn der Mörder ein göttliches Werkzeug ist? Wie kann man überhaupt Gott ein Unglück zuschreiben, das hier geschieht! Gott ist viel zu groß und zu gütig, um das Unglück der Menschen zu wollen; nur Liebe und Segen ist sein Werk; was aber böse ist und Unglück bringt, das ist Menschenwerk. Jeder, der hier mit Leiden zu kämpfen hat, wird die Quelle davon in seinen eigenen Handlungen oder in denen seiner Nebenmenschen finden. Wenn das Unglück von Gott kommt, dann ist kein Verbrecher verantwortlich, und das Laster hört auf, Laster zu seyn. Die bösen Menschen sind die Giftwürmer, die an den edlen Früchten nagen und oft sie ganz zerstören; nicht Gott ist der Schöpfer des Schmerzes: denn Gott ist die höchste Liebe, und Liebe will nur wohlthun; wenn sie in der Welt Herrscherin wäre, dann hätte der Himmel sich auf die Erde gesenkt, und die Menschen würden die Stufe erreicht haben, wo sie Gott ähnlich sind, indem sie Segen verbreiten.

Drei Abende hatte der Schlaf vergeblich an Lisly's Thür geklopft und traurig war er wieder fortgeschlichen, denn des Mädchens Schmerz war größer als seine Macht. Endlich am vierten Abend gelang es ihm, Eintritt zu erlangen, und erschöpft lehnte Lisly ihr Haupt an den mitleidigen Engel. Ihr Herz schlug wieder ruhig nach so vielem wild anfegenden Jammer, und ihr Mund lächelte wieder. So lag sie noch, als schon die Sonne die Gipfel der hohen Tannen im nahen Walde vergoldete, und der Schlaf trug Sorge, daß ihre Augen, vom Lichte getroffen, nicht wieder dem Elend sich öffnen sollten.

„Nein,“ sprach er, „armes Mädchen, ich will dich nicht wieder erwachen lassen in dieser Schmerzenswelt, der Sturm des Lebens soll nicht wieder deine glückliche Ruhe stören,“ und er rief den Tod, der seit langer Zeit wieder einmal freudig lächelte, indem er seinem Bruder die schöne Bürde abnahm; lange hatte er dem Himmel nicht so Schönes zugeführt; er brachte ihm ein Herz, das treue Liebe gebrochen. —

Mannigfaltigkeiten.

Ein Taglöhner aus Lemberg bei Pirmasens, der sich seit mehreren Jahren bei Eisenbahnbauten in Frankreich seinen Lebensunterhalt verdiente, verlor vor Kurzem bei Chalons durch einen über ihn gehenden Waggon sein Leben. Sein Sohn, der sich ebenfalls dort in Arbeit befand, klagte dem gerade anwesenden Kaiser seine Noth, worauf dieser ihn vor sich rufen und mit 100 Franken unterstützen ließ mit dem Versprechen, nach eingezogenen Erkundigungen noch weiter für die Familie des Verunglückten sorgen zu wollen.

Auch in Paris grassirt jetzt der Schnupfen in der vornehmen Welt. Ein Herr wurde so von ihm heimgesucht, daß er halbtaub war. Allein die Einladung des Herrn Grafen Morny konnte er nicht ausschlagen; er stellte sich ein, und als ihn der freundliche Gastgeber, neben dem er bei Tisch saß, fragte: Wie befindet sich Ihre Frau? antwortete er: O, mein Herr, Sie sind sehr gütig, das ist ein altes Uebel, ich muß sehr viel darunter leiden und kann es nicht los werden, hilft nichts als Geduld. Die ganze Gesellschaft lachte, der Gefragte hatte aber seinen Schnupfen gemeint.

[1200 fl. Banknoten in Rauch aufgegangen!] Letzte Woche hat ein von Innsbruck abreisender Herr kurz vor seinem Abgehen noch ein schönes Malheur gehabt. Er nahm nämlich noch einen ganzen Schock Schriften und Briefe, die er nicht mitschleppen wollte, aus der Kommode und warf sie ins Feuer. Bald nachher stellte es sich heraus, daß er unter denselben auch Papiere von bedeutendem Werth hatte, denn mit den ausgeschiedenen Papieren gingen auch 1200 fl. Banknoten, deren er sich im entscheidenden Augenblicke nicht erinnerte, in Rauch auf.

Die Zahl der Droschken in Berlin beläuft sich gegenwärtig auf nahe an Tausend. Wenn wir die Einwohnermenge der Hauptstadt auf eine runde halbe Million anschlagen, so kommt demnach auf je 500 Berliner ungefähr eine öffentliche Equipage.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 299 Mittwoch, 16. Dezember 1857.

Elfriede.

(Fortsetzung.)

Unter solchen süßen Gedanken näherte ich mich ihrer ländlichen Wohnung. Ich mußte erst am Garten vorbei — da war lustiger Lärm darin, man plauderte, man lachte, man trällerte. Ich wurde noch neugieriger und guckte durch die Hecke. Was sah ich da? Eine ganze Gesellschaft junger Herren und Damen und mitten unter ihnen meinen Herrn Grafen und meine süße Laura auf einer Bank ziemlich nahe bei einander sitzend. Er schlug mit einer kleinen Gerte mit Goldknauf Wirbel in der Luft und flüsterte ihr dann und wann recht vertraulich zu. Sie lächelte, lachte und schrieb mit dem Sonnenschirme im Sande — ja, es war offenbar, sie mußte sich schrecklich nach mir sehnen! — Himmel, wie wurde mir zu Muthe! Brr! Mein Herz rumorte in meiner Brust, wie wenn die Kette in einer Uhr springt. Leichtsinniges Ding, dachte ich, eile denn Deinem Schicksal entgegen und denke nie, es an das meinige zu knüpfen.

Ich kehrte auf der Stelle wieder um. Mein Stock schlug den Kopf von jeder Blume, die an meinem Wege stand, und wäre er eine Flinte gewesen, ich hätte alle die Lerchen und Hänflinge erschossen, die um mich sangen.

Wieder war ich hier angekommen und wollte nach der Hütte des Fischers abbiegen, als ich mein kleines Mädchen erblickte, das allein dasaß mit seinem Kruge neben sich. Sobald sie mich sah, fing sie an zu weinen, stand auf, wankte auf mich zu, küßte meine Hand und benetzte sie mit seinen Thränen. Sie sah blaß und angegriffen aus.

„Wie geht's Dir, mein Kind?“ sagte ich. „Was fehlt Dir? Wo ist Dein kleiner Bruder?“

„Hansemann ist gestorben!“ sagte sie bitterlich weinend.

„Ist er das?“ sagte ich. „Und er war ja so frisch und so rasch, als ich ihn das letzte Mal sah!“

„Ja,“ antwortete sie, „aber er wurde bald krank und starb. Er sprach von Ihnen bis zu allerletzt und fragte nach dem fremden Manne mit den Bretzeln.“

Die Thränen standen mir in den Augen. „Was hast Du da?“ fragte ich, auf den Krug zeigend.

„Milch für den Großvater!“ sagte sie. „Er ist auch krank.“

„Herr Gott!“ seufzte ich: „Da wollen wir nach ihm sehen.“

Sie ging und holte den Krug. Ich sah, daß er für sie zu schwer war, und nahm ihn selbst.

„Ich will ihn für Dich tragen!“ sagte ich. Sie lächelte durch die Thränen und trocknete ihre Augen mit den Haaren. Sie hatte kein anderes Tuch und nur eine kurz abgeschnittene Schürze um. — Wir eilten nach der Hütte hinunter, sie voran, ich mit dem Kruge hintendrein.

Es war ein trauriges Haus. Der alte Mann lag im Sterben. Es war augenfällig, daß er nur geringe Pflege in seinen letzten Stunden hatte: wenig und dünne Kissen im Bett — niedrig unter dem Kopfe — das Deckbett zu kurz — es reichte nur zur Hälfte auf die halbnackte Brust, welche im Todeskampf auf und nieder ging. Er wollte sich aufrichten, als ich eintrat, vermochte es aber nicht und konnte nur seine gefalteten Hände auseinander nehmen und nach mir ausstrecken — sie sanken schwer auf das Bett zurück.

„Lieber Vater,“ sagte ich, „wie steht es mit Euch? Ich komme jetzt, Euch nach meines Schwagers Hofe zu holen. Dort ist Alles zurecht gemacht.“

„Dank, Dank, guter Herr!“ sagte er. „Gott hat für mich eine andere Stelle zurecht gemacht. Er will, daß ich in meines Vaters Hütte sterben soll. Wo ich das Licht erblickte, soll es auch für mich erlöschen. Jetzt ist für uns Alle gebettet, außer Einem. Gott segne Sie für Ihre letzte Gabe, dafür hat der Alte und der Junge sich erquickt, und einen Sarg habe ich für den kleinen Gottesengel dort bekommen.“

Ein Husten unterbrach ihn. Ich sah nach der andern Seite: da lag das liebliche Kind, das jüngst zwischen Blumen spielte — da lag es schweigend und stumm mit einer Blume in jeder Hand, einem

Kranze um die todtenbleiche Schläfe und einer eben erblühten Rose zwischen den verwelkten Lippen.

„Früh verdorrt, du kleine freundliche Blume!" seufzte ich.

„Du bist versorgt!" sagte eine alte Frau — des Kindes Muttermutter — die zu seinem Haupte saß und ein paar kleine Schleifen an ihre Mütze befestigte: „Du weinst nicht mehr um Brod. Sehen Sie," fuhr sie fort, sich zu mir wendend, indem sie die eine von des Leichnams Händen ergriff und die Finger hin und her bog, „sehen Sie, wie biegsam die kleine Hand ist. Hansemann will seinen Großvater mit sich haben."

Die Schwester saß am andern Ende des Sarges und hielt seine beiden Füße, die unter dem kurzen Leichentuche hervorstanden, als wollte sie sie erwärmen. Sie drückte sie an ihre Brust, an ihre Lippen und Wangen und badete sie in Thränen.

„Wo soll sie hin?" stöhnte der Greis, „wenn ich fort bin?"

„Zu mir, lieber Alter," sagte ich, „oder zu meiner Schwester. Es ist eine gute Frau, sie wird sich ihrer annehmen, wie ihres eigenen Kindes — sie selbst hat keine."

„Dann vergelte Gott Ihnen Beiden," rief er, „ich sterbe jetzt ruhig. Doch — einen Wunsch habe ich noch — es ist der Letzte in dieser Welt. Meinen Sarg habe ich seit vielen Jahren stehen, meine Sterbekleider und mein Leichenhemd haben lange bereit gelegen; aber — ich möchte gern mich selbst und meines Sohnes ohn ein bischen ordentlich unter die Erde haben. Ueber alle die Andern habe ich ein bischen läuten und singen lassen, der Priester hat auch ein paar Worte über dem Grabe gesprochen — aber jetzt habe ich nichts mehr. Den letzten von den Scheinen, die Sie uns gaben, haben wir heute gewechselt, guter Herr —"

Ich ließ ihn nicht ausreden, sondern versicherte ihm, daß aller Beide Begräbniß so ehrenvoll werden sollte, wie Jemandens im ganzen Kirchspiele. Er richtete sich mit der letzten aufflackernden Lebenskraft im Bette auf, sein Auge strahlte mit erneutem Glanze. Herr Jesus, nimm meinen Geist zu Dir!" rief er laut und stark, sank zurück und hauchte seinen letzten Seufzer aus.

Das Begräbniß war vorüber, der Küster hatte gesungen, der Priester hatte gesprochen über den Greis und das Kind. Ihre alten Verwandten in Beddeck hatten eine hinlängliche Geldunterstützung erhalten, die sie vor Noth in ihrem Alter schützte. Meine kleine Pflegetochter hatte Abschied von ihnen, von der Hütte ihrer Väter und den Gräbern all ihrer Angehörigen genommen. Sie saß neben mir im Wagen in neuen Trauerkleidern — weinte, wenn sie an die Eltern und Geschwister dachte, — lächelte, wenn sie ihre nette Schürze und ihre großen Schleifen ansah. Der leichte Mädchensinn besiegt im zwölften Jahre alle Trauer. — Wir rollten in des Schwagers Hof hinein.

„Hier," sagte ich zu ihm und seiner Frau, bringe ich Euch einen kleinen Menschen, der weder Vater noch Mutter, weder Bruder noch Schwester hat; ich hoffe, Ihr sollt Freude an ihm erleben."

„Ein reizendes Kind!" flüsterte meine Schwester. „Wir wollen unser Bestes an ihr thun."

Sie nahm sie in ihre Arme und gab ihr einen mütterlichen Bewillkommnungskuß. Mein Schwager küßte ihre hohe, offne Stirn und legte eine segnende Vaterhand auf ihren Kopf. — Den Tag darauf reiste ich zurück. Das Kind weinte und konnte sich kaum aus meinen Armen reißen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Hochzeit.

Bei einer Hochzeit in H........e, wo es etwas still und ernst herging, brachten gegen Abend einige junge Leute mehr Leben in die Gesellschaft. Nachdem man Musik gemacht und schon mehrere Spiele ge-spielt hatte, schlug man merkwürdiger Weise vor, Verstecken zu spielen. Jedermann hatte den Bräu-tigam schon im Voraus zum ersten Suchenden be-stimmt und man schickte sich schon an, sich im Hause zu zerstreuen, als eine alte, auch hierzu eingeladene Dame, deren ernste Miene schon öfters die Auf-merksamkeit der übrigen Gäste nach sich gezogen hatte, sich erhob, die Braut bei der Hand zurück zog und mit zitternder Stimme zu ihr sagte:

„O, ich bitte Sie, unterlassen Sie dieses Spiel, es ist abscheulich!"

Aller Blicke fielen auf sie, und ihre ganze Physiognomie, deren sie nicht Herr werden konnte, zog ihr die dringendsten Bitten zu, die Ursache zu enthüllen, die sie vom Spiele abzurathen veranlaßte. Die ganze Gesellschaft versammelte sich um sie, und die Dame erzählte nun Folgendes:

„Vor langer Zeit hatte ich eine Freundin; als eine Waise seit ihrer Geburt, war sie in meinen elterlichen Hause aufgenommen, und nie verdiente eine gehorsame Tochter eine dankbare Mündel meh[r] die Liebe, welche wir Alle für sie hegten. Nachdem mein älterer Bruder seine Studien beendet und ein ehrenvolles Amt bekleidete, kam er zu uns nach Luxemburg zurück. Er fand das Mädchen, welche er als ein liebliches Kind hinterlassen, als sittsam[e] und schöne Jungfrau wieder und entbrannte f[ür] sie in Liebe. Sie gestand mir erröthend, daß das Glück ihres Lebens machen würde, Karls G[at]tin zu werden, und meine Eltern freuten sich [...] eine Vereinigung, wo Liebe und die Verhältn[...]

sehr zu einander paßten. Bald war Alles geordnet und mein Bruder führte seine heißgeliebte Louise heiter und stolz zum Altar. — Wir bewohnten in der Stadt nur ein kleines, nettes Haus, besaßen aber auf dem Lande ein großes, altes und prächtiges Schloß, welches seit langer Zeit unbewohnt, nur dann und wann als Aufenthaltsort bei einer Jagd- oder Fischpartbie benutzt wurde. Mein Vater bestimmte, daß dort die Hochzeit gefeiert werden sollte. Nach der Trauung fuhren wir dort hin. Das herrlichste Wetter begünstigte uns, und man hörte sagen, daß Natur und Menschen unser Fest segneten. — Kein ernster Gedanke überfiel uns, Alles war lärmende Freude, Lachen, Gesang, Tanz, Freiheit, Glückseligkeit, und in Mitte dieses die Liebe und der liebliche, heitere Juni-Himmel, der dem Leben schon allein Reiz verleiht. Zur Nachtzeit mußten wir zurückkehren. Das alte Schloß war nur alterthümlich, finster und unbequem möblirt; alte verschossene Tapeten deckten die Mauern, die Betten waren ungeheure Bastionen mit schwerfälligen Vorhängen von Serge behangen; die mit Schnitzwerk reich überladenen Kommoden, die schweren Tische, die wurmstichigen Sessel, nichts glich den eleganten und modernen Möbeln, die wir gewohnt waren. Gegen Abend, als wir uns zur Abreise anschickten, erhob sich ein Ungewitter, und heftig fallender Regen nöthigte uns, in das Schloß zurückzukehren. Es wurden Spiele angeordnet und man schlug vor, Verstecken zu spielen. Die Zimmer, die Korridors, die alten Möbeln, die geräumigen Schränke boten genug Hülfsmittel zu dieser Unterhaltung. Man begann. Bald wurde Karl von seiner jungen Gattin in dem Winkel, in den er sich gedrückt, entdeckt; die Buße, die er leiden mußte, wurde ihm mit einem Kusse bezahlt und ihm befohlen, nun seinerseits alle Frauen der Gesellschaft zu suchen. Nun gab es ein unaufhörliches Gelächter; welches Händeklatschen, wenn wieder eine junge Dame entdeckt und mit den übrigen bereits gefangen zurückgeführt wurde. Endlich waren wir alle vereinigt, nur Louise fehlte noch, und Karl, welcher allein sie suchte, hatte schon alle Zimmer, alle Kabinette durchgelaufen, „Schwester," sagte er, indem er rasch an mir vorbeieilte, in einem Tone, in dem sich seine Ungeduld bekundete, „wo ist Louise?" — „Ich weiß es nicht," antwortete ich, und kann die Unruhe nicht beschreiben, die sich meiner in dem Augenblicke bemächtigte. Bald wurde die Unruhe allgemein! man rief mit lauter Stimme nach Louisen und durchsuchte mit Fackeln den Park. Der Donner überhallte unser Rufen. Man durchwühlte die Höhlen, die Alleen, man durchsuchte die Fruchtböden, doch der Schreck stieg auf's Höchste, als alle Bemühungen sich vergeblich zeigten. Louise war verschwunden, ohne daß es möglich war, sich dieses Geheimniß zu erklären. Karl, beinahe närrisch vor Verzweiflung bat, flehte, drohte, nichts antwortete ihm. O! daß irgend Jemand ihn von dem schrecklichen Schmerze hätte befreien können, der ihn zerriß; aber überall begegnete er nur dem Mitgefühl, in aller Augen sah er nur Thränen! Mich starr ansehend, ließ mein unglücklicher Bruder einen Tropfen des Gifts über seine Lippen gleiten, das in seinem Herzen gohr! „War ich geliebt?" sagte er zu mir, und ich sah ihn fast unter eifersüchtigen Gedanken erliegen. — Ich vertheidigte Louise mit aller Wärme einer Freundin, und es gelang, sie zu reinigen. Noch unglücklicher nur als bei seinen schmählichen Vermuthungen, die er mit Thränen abschwor, begann Karl von Neuem seine fruchtlosen Nachforschungen. So verging die Nacht, und mit Anbruch des Tages kehrte meine unglückliche Familie nach Luxemburg zurück. Mein Vater machte den Behörden Anzeige von dem Vorfall und sandte Kuriere auf alle Straßen aus. Alles war unnütz, ein undurchdringlicher Schleier bedeckte dieses unerklärliche Verschwinden. Karl wurde von einer Gehirnentzündung befallen und schwebte Monate lang zwischen Leben und Tod. Dieser neue Schmerz machte, ohne den andern zu heben, denselben minder fühlbar und zeigte uns, daß wir noch Manches vom Schicksal zu erdulden haben würden. Endlich genaß mein Bruder wieder; aber er war in einem solchen Zustande, daß wir für seine Vernunft fürchteten. Tiefsinnig und finster brachte er ganze Tage hin, ohne ein Wort hervorzubringen; er überließ sich unserer Sorgfalt. Jede Bewegung war ihm lästig. Der Arzt empfahl uns, ihm nichts zu widersprechen; aber nie äußerte er einen Wunsch. Eines Tages indessen schien er sich zu ermuntern und, indem er mich mit einem Anscheine seiner früheren Lebhaftigkeit rief, sagte er zu mir: „Schwester, ich will mit Dir, aber mit Dir allein unser Landgut besuchen." Man beeilte sich, ein Kabriolet anzuspannen, und mit aller Anstrengung suchte ich den Schmerz zu unterdrücken, den mir der Gedanke an den Ort einflößte, den ich das Letztemal so vergnügt betreten und mit so vielen Thränen verlassen hatte; ich suchte mich ganz zu vergessen, um mich nur mit meinem Bruder zu beschäftigen. Der alte Gärtner, welcher am Eingange des Hofes ein kleines Häuschen bewohnte, beeilte sich, uns zu empfangen, und entschuldigte den schlechten Zustand, in dem wir das Haus, von dem mein Vater den Schlüssel mitgenommen habe, finden würden. Karl erbrach die Scheiben eines Fensters im Erdgeschoß, öffnete die Rahmen und half mir einsteigen. Das Zimmer, welches wir betraten, war neben der Treppe gelegen und gestattete uns den Eingang zum ganzen Hause. Aber kaum war die Thür geöffnet, welche zu den Gemächern führte, als uns ein pestialischer

Geruch entgegen kam, der mich dermaßen ergriff, daß ich einer Ohnmacht nahe kam. Karl, obgleich wenig ergriffen von allen um sich her vorgehenden Sachen, sah mich mit sichtbarer Beklemmung an, und zog mich in das Schlafzimmer meiner Mutter; er beeilte sich, die Fenster zu öffnen und suchte nach einem Riechfläschchen, mit dem er mich versehen glaubte. Hier war der Geruch so stark, daß Karls Gesicht sich mit einer Leichenblässe überzog und er, von einem Nervenreiz ergriffen, am ganzen Körper zitterte. Ich rief um Hülfe, und der Gärtner mit seiner Frau, die inzwischen die Thüren geöffnet hatten, kamen; aber auch sie ergriff das Entsetzen, was uns getroffen. Neben dem Zimmer, in dem wir uns befanden, war ein kleines dunkles Kabinet, welches nur eine alte Kiste enthielt, die früher als Aufbewahrungsort alter Kleider diente. Maschinenmäßig suchte mein Bruder sie zu öffnen, doch das Schloß widerstand. Der Gärtner eilte herbei, um zu helfen, als er sich aber vergeblich anstrengte, sagte er: „Diese alte Kiste wird durch ein Geheimniß verschlossen, das ich nicht kenne," und indem er sich zur Untersuchung bückte, sagte er: „von hier aus verbreitet sich die Pestluft; wenn eine Leiche darin wäre, könnte es nicht schrecklicher seyn." Karl, der seit einigen Augenblicken gegen einen fürchterlichen Gedanken zu kämpfen schien, schauderte unwillkürlich bei diesen Worten; hastig befahl er, ein Werkzeug zur Erbrechung der Kiste zu holen. — „O, mein Gott!" rief er aus, mit dem Ausdrucke des tiefsten Schreckens, „o mein Gott! Alles, nur nicht das, was ich ahne!" Mit Hülfe eines Brecheisens öffnete man die Kiste; der schwere Deckel hob sich. — Es war nur zu wahr, die Kiste, wahrscheinlich damals offen, hatte der unglücklichen Louise ein unauffindbarer Schlupfwinkel geschienen; das geheimnißvolle Schloß hatte, indem sie den Deckel auf sich fallen ließ, sich geschlossen. Jugend, Liebe, Schönheit — Alles war dahin. Sie war todt — und die Kiste gab nur einen fürchterlichen Leichnam zurück!"

Hier schloß die alte Dame, indem der Schmerz, welcher sie ergriffen hatte, sie nicht weiter reden ließ.

Mannigfaltigkeiten.

Neben Indien, Mainz und Hamburg, und nachdem der große Schwindelprozeß Pollak und Genossen sein Ende erreicht hat, macht jetzt in Wien ein Todesurtheil von sich reden, das über einen armen Sünder gefällt wurde. Der Verurtheilte, den Jahren nach nicht mehr jung und dem Aussehen nach ein welker Greis, hat ein Verbrechen begangen, wie es gewöhnlich nur in den kräftigsten Jahren verübt wird, nämlich einen Mord an seiner auch nicht mehr jugendlichen Geliebten, und gleichzeitig einen Selbstmordversuch, dessen Mißlingen nicht ihm zuzuschreiben ist. Im vergangenen August wurden der 57jährige W. Sch. und die 34jährige Magdalena D. vor der Stadt bei einem Gartenhag mit geöffneten Adern und in bereits bewußtlosem Zustande gefunden. Beide wurden wieder zum Bewußtseyn gebracht, doch starb Magdalena noch an demselben Tag, nachdem sie ausgesagt, daß ihr die Ader nach getroffener Verabredung geöffnet worden. Auch ohne ihre Aussage würde schon die Art der Verletzung erwiesen haben, daß eine Gewaltthat im vorliegenden Fall nur mit dem Beistand von wenigstens einem Mitschuldigen denkbar gewesen wäre. Der Verbrecher war ursprünglich ein gelernter Bader, und wurde im Alter von 19 Jahren zum Militär abgestellt. Seine Laufbahn im Gewar der Ehre war keine ehrenvolle, sondern das Gegentheil davon, und gestaltete sich zu einer zweiunddreißigjährigen Reihe von Strafen wegen Lug und Trug und Fahnenflucht, Diebstahl, Mordversuch, von welchen Missethaten oder Vergehen einige oft, andere seltener wiederholt worden. Unter den zuerkannten Züchtigungen finden wir je einmal achtjährige Schanzarbeit in schweren Eisen, zehnmaliges Gassenlaufen durch 300 Mann, also mit 3000 Ruthenstreichen, und hundert Hiebe mit dem Haslinger besonders erwähnt. Im Jahr 1851 hatte Sch. endlich seine Rechnungen mit der Fahne abgewickelt und erhielt den Laufpaß. Er suchte zu Wien einen Dienst, wurde aber von keinem Bader angenommen, weil seine zerrütteten Körperkräfte, und wohl auch der Mangel an guten Empfehlungen, ihn keinen brauchbaren Gehülfen zu verheißen schienen. Er sah sich auf's Pfuschen oder Stören mit Scheermesser und Lancette angewiesen, womit er kärglich genug sein Brod verdiente, und nicht einmal mehr das liebe Brod, nachdem er sich in ein zartes Verhältniß mit der Magdalene D. eingelassen. Die Früchte dieses Verhältnisses fielen dem Findelhause anheim, doch trotz dieser Erleichterung vermochte das Paar am Ende sich nicht mehr durchzubringen. Betteln wollten sie nicht, um nicht auf den Schub zu kommen, stehlen auch nicht, vermuthlich weil dem vielgeprüften Sch. die Zuneigung fremden Eigenthums gründlich verleidet worden. Sie geriethen auf den verzweifelten Einfall, eine Pilgerfahrt hienieden eigenmächtig abzukürzen, und es geschah wie oben gesagt worden. Nach dem Wortlaut des Gesetzes mußte der Gerichtshof auf Todesstrafe erkennen, sprach jedoch das Urtheil nicht ohne die Hindeutung aus, daß von Amtswegen eine Milderung höhern Orts zu beantragen sey. Die Milderung dürfte nicht ausbleiben.

Redakteur: Gustav Nessel.
Druck und Verlag der Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 300 Donnerstag, 17. Dezember 185

Elfriede.

(Fortsetzung.)

„Als ich nach Kopenhagen zurückkam, wurde mir ein Anerbieten gemacht, das mir in meiner jetzigen Gemüthsverfassung sehr willkommen war. Es sollte nämlich in einer unserer Kolonien eine gerichtliche Untersuchung vorgenommen werden, und man hatte mich zur Führung der Protokolle vorgeschlagen. Ich ergriff mit Freuden diese Gelegenheit, einen Ort zu verlassen, welcher der gefährlichen Schönheit, die ich eher aufhören konnte zu achten, als zu lieben, allzunahe war.

Ich wollte noch einmal dieses herzlose Geschöpf sehen, ich wollte ihr Lebewohl sagen — weßhalb das wußte ich kaum selbst. Mein Herz war noch im Aufruhrzustand gegen die siegende Vernunft. Ich wollte ihr zeigen, wie leicht mir das Scheiden wurde, ich wollte sie fühlen lassen, wen sie von sich gestoßen hatte, ich wollte — ja, wahrscheinlich war etwas in mir, was, ohne daß ich es merkte, den letzten Versuch machen wollte, diesen Busen zu schmelzen, welcher dem Schnee eben so sehr an Weiße wie an Kälte glich.

Ich begann meine Rolle — denn etwas Anderes war es nicht — vortrefflich. Ich sprach von den Bagatellen des Tages mit einer Leichtigkeit, einer Flüchtigkeit, die selbst meinem Nebenbuhler, dem federleichten Grafen, Ehre gemacht haben würde. Ich flog mit Schmetterlingsflügeln von einem unbedeutenden Gegenstand zum andern, und — mein reizender Schmetterling flog mit. Sie schien mir sogar in ihrem rechten Elemente zu seyn — der Luft. Die Sylphennatur war nicht zu verkennen. Aber es war an der Zeit, loszubrechen. Ich warf meinen Stock in die Höhe, fing ihn wieder auf, und bei diesem Spiele fragte ich, so gleichgültig, als wäre die Rede von einer Tour nach Bellevue: „Haben Sie keine Freunde oder Verwandte in Amerika, mein Fräulein?"

Sie machte große Augen und sagte: „Nein."

„Nun — ah so," fuhr ich fort, „ich hätte sonst das Vergnügen haben können, einen Brief oder einen Gruß von Ihnen mitzunehmen. Morgen reise ich da hinüber."

Ich schielte verstohlen nach ihr hin, um die ungeheure Veränderung in ihrem Gesichte zu beobachten, die eine solche Schreckenskunde hervorbringen würde. Ach, das Einzige, was ich bemerkte, war Erstaunen mit einem kleinen Zusatz von Schadenfreude.

„I," sagte sie pfiffig, „was beraubt uns plötzlich der angenehmen Gesellschaft des Herrn Sekretärs?"

„Amtsverrichtungen!" sagte ich mit verbissenem Aerger über ihre kalte Fassung.

Doch jetzt war das letzte Band zwischen uns zerrissen. Ich konnte sie mit ruhigem Gewissen und leichtem Herzen verlassen. Es war mir klar, daß sie schon längst auf mich verzichtet und ihr Netz nach dem Grafen oder einer andern schimmernden Eintagsfliege aufgestellt hatte, und also — adieu Kokette!

Die Mutter kam hinzu, ich nahm von Beiden mit dem vollkommensten Anstande Abschied und mit einem solchen Seelengleichmuthe, daß ich, anstatt nach Kopenhagen zurückzugehen, nordwärts ging und erst dann stehen blieb, als mich das Brausen und Klappern der Strandmühle aus meiner Seelenruhe erweckte. Ich pfiff einen Schottischen, machte Kehrt und stand nach einer Stunde vor einem Garten, von dem ich nicht wußte, wem er gehörte, bis ich durch die Hecke Laura und ihre Mutter sah. Die Erstere saß auf einer Bank, sah in den Schooß nieder und pflückte die Blätter aus einer Rose. Die Andere stand da und sah sie mit forschender Miene an.

„Aber der Sekretär liebt Dich ja gar nicht, Kind!" sagte sie.

„Das weiß ich besser, Mutter!" antwortete Laura, und ein paar Thränen fielen in ihren Schooß. „Und," fuhr sie fort, den Rosenstengel wegwerfend, „wenn es der Graf nun nicht ernst meint, dann ist es Ihre Schuld, wenn ich ein minder glänzendes, aber sichereres Glück verscherzt habe."

„Ah!" blies Mama heraus, drehte sich schnell warf den Kopf zurück und ging.

Die Tochter erhob sich und folgte ihr mit langsamen aber gemessenen Schritten.

„Ah!" wiederholte ich, als sie fort waren, „jetzt bin ich im Reinen. Die wenigen Worte haben mir fast den ganzen Zusammenhang erklärt. Sie konnte mich wohl leiden, aber sie hielt doch mehr auf den Stuhlsinnen-Namen. Gefühllos ist sie nicht, aber die Eitelkeit beherrscht sie. Nein, schöne Laura, wir sind eben nicht für einander geschaffen."

Ich gewann wirklich größere und immer größere Herrschaft über meine erste, unglückliche Leidenschaft, und bald wurde ich, außer einigen sanften Erinnerungen, wieder der heitere und lebensfrohe Wilhelm.

Ich reiste — aber ich will Dich mit der Beschreibung sowohl dieser Reise als meines Aufenthalts in Westindien verschonen, der sich aus Gründen, welche Dich nicht interessiren können, weit über meine Erwartung verlängerte. Ich will einen Zeitraum von vier Jahren überspringen, da er nichts enthält, was im Entferntesten mit dieser Rasenbank in Verbindung gebracht werden könnte, und die abgebrochene Geschichte bei der Ankunft im Vaterlande wieder anknüpfen.

In den letzten zwei Jahren hatte ich keinen Brief von meiner Schwester erhalten. Die Ursache davon war, daß ich während dieser Zeit einen Abstecher nach Nordamerika gemacht und sie deßhalb gebeten hatte, nicht zu schreiben. Ein halbes Jahr lang hatte ich auch nichts von mir hören lassen; sie wußte durchaus nicht, wann ich zu erwarten wäre. Ich konnte also ihr und meinem Schwager diese angenehme Ueberraschung bereiten, wozu ich zugleich einen hübschen Plan entworfen hatte. Er stützte sich auf die große Veränderung, die unterdessen in meiner Larve vor sich gegangen war. Vor meiner Abreise sah ich nämlich — abgesehen von meinen dreiundzwanzig Jahren — höchst jugendlich, um nicht zu sagen knabenhaft aus. Ich hatte ein wahres Milch- und Blutgesicht mit hellen Haaren. Von dem Barte will ich nicht reden. Das bischen Flaum, das ich auf meinen Backen heranzog, brauchte alle Male vierzehn Tage, um ans Messer zu wachsen. Jetzt dagegen war ich braun und mager geworden, mein Haar war dunkler und hatte eine englische Tournure bekommen, und von den Ohren bis zum Munde erstreckten sich ein paar gewaltige Backenbärte.

Der Plan war folgender. Ich wollte mich für einen Nordamerikaner ausgeben, der auf einer Reise durch Europa wäre und Herrn Sekretär St—, mit dem er in Philadelphia bekannt geworden, versprochen hätte, seiner Familie in Dänemark einen freundlichen Gruß von ihm zu bringen. Die Komödie ließ sich um so leichter spielen, da meine Schwester gut Französisch sprach und ihr Mann zugleich Englisch. Um nicht vom Kutscher entdeckt zu werden, ritt ich hinaus, mit meinem schwarzen Jokey hinter mir.

Ein Stallknecht nahm uns unsere Pferde ab und erzählte, die Herrschaft wäre nicht zu Hause, würde aber den nächsten Tag kommen. Ich that, als verstände ich ihn nicht, mein Billy mußte den Dragoman machen, er konnte ganz gut Dänisch, war in meinen Plan eingeweiht und ein pfiffiger Patron.

Ich ging hinein — nicht eine Seele kam mir entgegen. Alle Zimmer auf den Hof hinaus schienen unbewohnt. Ich näherte mich dem wohlbekannten Gartensalon. Darin hörte ich ein Fortepiano, begleitet von einer weiblichen Stimme. Ich klopfte an — keine Antwort; die Musik fuhr fort — leise öffnete ich die Thür.

Was sah ich? Einen Hinterkopf mit goldenen Seitenlocken, einen Nacken von carrarischem Marmor, ein paar Schultern von demselben Stoffe, einen Rücken so vollkommen, daß ich nicht weiß, womit ich ihn vergleichen soll, ein paar Arme, sie waren entweder aus Wallroßzähnen gedrechselt oder aus Wallrath gegossen. Finger von Alabaster spielten hinter der schlanken Taille versteckt und gaukelten wie Schmetterlinge über die Tasten hin; Füßt, niedlich, klein, fast chinesisch, trippelten auf den Pedalen. Es war eine heitere französische Arie. Spiel und Gesang war gleich vortrefflich. Ich war halb Ohr, halb Auge, und hielt mich mäuschenstill.

Aber jetzt war das Stück aus. Ich fand es unpassend, länger zu lauschen. Ich trat ein paar Schritte vor; die Sängerin drehte ihr Gesicht um und erhob sich, als sie mich gewahr wurde, mit einem leichten Erröthen und mit einem leichten Gruße. Himmel, welches Gesicht! Ich will Dir nur sagen, daß ich weder in der alten, noch in der neuen Welt etwas so unvergleichlich Reizendes gesehen hatte. Bei einem Haar wäre ich aus meiner Rolle gefallen und hätte sie auf dänisch angeredet.

(Fortsetzung folgt.)

„Wer nie sein Brod mit Thränen aß!"

Historische Skizze von L. Mühlbach.

Es war eine dunkle, stürmische Nacht. Der Wind heulte durch den Tannenwald und jagte den Schnee in dichten Wolken von der Landstraße empor, der sich mitten durch den Wald dahin zog. Eine fürchterliche Oede und Stille herrschte ringsum; nur der Sturm mit seinem donnernden Heulen und das Aechzen und Knarren der Bäume, die er mit seinem Wirbelhauch hin und her beugte, un

terbrachen dieß todtenähnliche Schweigen; der kleine Feuerschein, der da drüben mitten aus dem Dickicht des Waldes hervorglänzte, war der einzige Stern, der diese tiefdunkle Nacht durchleuchtete.

Dieser Feuerschein kam aus einem kleinen Hause, das nahe an der Landstraße hier einsam im Walde sich erhob und in welchem der Waldhüter mit seinem Weibe seit zwanzig Jahren sein stilles beschauliches Leben führte.

In der Hütte brannte ein lustiges Feuer auf dem Herde, und Katrin, die alte Waldhütersfrau, war eifrig damit beschäftigt, es höher anzuschüren, während die junge Magd neben dem Herd auf dem niedrigen Binsenstuhl saß und die Hände im Schooß gefaltet eingeschlafen war.

„Martha," rief die alte Frau mit ärgerlicher Stimme, „Martha, schläfst schon wieder?"

Das Mädchen schlug die Augen müde auf und gähnte. „Warum soll ich nicht schlafen?" fragte sie. „Es ist Nachtschlafenszeit, und jeder ehrliche Christenmensch ist schon längst zu Bett gegangen. Laßt mich auch in meine Kammer gehen und schlafen, Frau!"

„Nein, Du bleibst," sagte Frau Katrin hastig. „Mag nicht allein seyn in der finsteren, stürmischen Nacht! es heult im Schornstein, daß man jede Minute meinen sollte, der Gottseibeiuns oder der Franzos käme durch den Schlott gefahren, um unsere Seele und unser letztes Stück Brod und Fleisch zu holen!"

Fleisch!" rief die Magd mit höhnischem Lachen. „Der Teufel und der Franzos selber würden ja kein Fleisch in Eurem Haus finden, denn Ihr habt nichts. Wollte nur, ich könnte irgendwo meinen Lohn finden, den ihr mir seit einem halben Jahr schuldig geblieben, thät dann gleich dieß abscheuliche Haus verlassen, in dem man so viel hungern und sich langweilen muß."

„Gehungert hast noch niemals, „Martha," sagte die alte Frau begütigend. „Es ist wahr, wir haben kein Fleisch mehr, der letzte Schinken ist aufgezehrt, die letzten Hühner sind in die Stadt getragen zum Verkauf" —

„Und heute hat der Mann auch die einzige Kuh fortgeschleppt," schrie Martha halb zornig, halb schmerzvoll, „will das gute Vieh, das uns immer so gute Milch und so schöne Butter gegeben, auch verkaufen. Ich sage, es ist eine Sünde und eine Schande, daß er das thut, und ich werde nimmermehr in den Stall gehen, wo meine liebe Bleß mir nicht mehr entgegenbrüllt."

„Mußt doch in den Stall gehen, Martha, denn die beiden Ziegen sind noch da, und Du mußt ihnen Futter geben, damit sie nicht verhungern, sondern uns Milch geben. Die zwei Ziegen sind das Letzte, was wir haben! Meinst wohl, es wäre mir leicht geworden, die Bleß zu missen, die schöne Kuh, d ich mir selber auferzogen? Habe die ganze vori Nacht geheult vor Schmerz, hätte lieber meine Har hingegeben, als die schöne Kuh. Aber für mei alte Hand hätte keiner mir Geld geboten, für d Kuh geben sie was. Mußten ja Geld haben, u Dir Deinen Lohn zu zahlen und das Geschrei u Lamentiren nicht länger anhören zu müssen. Sieh Du, darum ist mein alter guter Mann mit der Ku in die Stadt gegangen. Es hat ihm das Her abgekränkt, daß Du immer gebelfert hast um d paar Thaler, wollte lieber die Kuh verkaufen, a Dir schuldig bleiben."

Die Magd schlug die Augen nieder und e röthete. „Es war ja nimmer so bös gemeint, Fra Katrin," sagte sie verlegen. „Es war nur so ei Rederei, hoffte immer, der Herr sollte sich ein Be spiel an mir nehmen, sollte auch so belfern bei de Grafen, daß er ihm seinen Lohn zahlen sollte. D großen Herren aber leben in Herrlichkeit und Fre den, und ihnen ist's gleich, ob ihre armen Dien hungern."

„Unser Graf, Martha, lebt nicht in Herrlichke und Freuden," sagte Frau Katrin seufzend. „D Franzosen haben ihm sein Schloß zerstört und – doch still, hörst nichts da draußen? — Ich mein ich hätte was rufen hören."

Die beiden Frauen schwiegen und horchte Aber kein Ruf ließ sich vernehmen, nur der Stur heulte und pfiff, daß die kleinen Fensterscheib klirrten und das Feuer auf dem Heerd bald höh aufflackerte, bald zitternd in sich zusammenkro Zuweilen auch fuhr es wie mit einer eisernen Hu tönend über die Fensterscheiben hin; es war d Schnee, den der Wind prasselnd gegen das Ha schlug, als wollte er die Bewohner damit weck aus ihrer nächtlichen Ruhe.

„Eine fürchterliche Nacht," murmelte Fr Katrin, in sich erschauernd, „hoffe zu Gott, da mein guter Alter heut nicht mehr kommt, sonder daß er irgendwo auf dem nächsten Dorf bei gut Freunden Nachtlager gefunden. Gott bewahre je Menschenseele, daß sie in dem Sturm und der kalt Winternacht auf der Landstraße seyn muß, u daß" —

Ein lautes Klopfen und Klirren an den Fe sterscheiben unterbrach sie, und draußen rief ei Stimme laut und gebieterisch: „Aufgemacht!"

Die beiden Frauen schreien laut auf, und Mart klammerte sich angstvoll mit ihren beiden Händ an Frau Katrins Arme.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Am 8. ds. lagerte über London ein Nebel, der zu den dichtesten gehört, die je Albion heimgesucht haben, und der sich nicht allein auf London beschränkte, sondern mit ungewöhnlicher Beharrlichkeit fast den ganzen Tag über die ganze Umgebung der Hauptstadt 30 englische Meilen in der Runde verdichtete. Am stärksten war er in London zwischen 4 und 6 Uhr Nachmittags, und so groß war seine Dichtigkeit um diese Zeit, daß ihn weder die Gasflammen der Straßenlaternen noch die vielen Fackelbrände an den Kreuzungspunkten der Hauptstraßen zu durchdringen vermochten. Die Fußgänger suchten mit Anstrengung ihren Weg längs der Häusermauern, und die Fuhrwerke trachteten, so gut es eben ging, sich im langsamen Schritt vorwärts zu bewegen. Der Verkehr war nicht eben unterbrochen, aber doch ungemein erschwert. Taschendiebe hielten in dem ihnen befreundeten Elemente reiche Ernte, die Schiffahrt stockte oberhalb der Brücken gänzlich, weiter unten im Flusse fuhren die Barken vorsichtig mit Fackeln versehen ab und zu, die großen Seedampfer wagten sich nicht über Greenwich herauf, und gingen dort vor Anker, aber trotz aller Vorsicht und fortwährender Glockensignale von den Wachtschiffen stießen doch viele Fahrzeuge aneinander und beschädigten einander mehr oder weniger. In den Straßen wurden eine Menge Leute niedergefahren, und die Züge auf den Bahnen bewegten sich unter fortwährenden Lärmsignalen im Schneckenschritt auf den Geleisen fort. Wenig hat gefehlt, so wäre des Uebels wegen im Unterhause keine Sitzung gewesen. Denn da sich der Wagen der Mitglieder nicht rasch genug durchwinden konnten, war um 4 Uhr, als der Sprecher seinen Sitz einnahm, das Haus zur genauen Noth vollzählig, und selbst die 40 Anwesenden waren vom Sprecherstuhl aus schwer zu erkennen, verriethen ihre Anwesenheit vielmehr durch den Husten, den ihnen die abscheuliche Atmosphäre erpreßte. Um 7 Uhr Abends wards wie durch Zauber klar. Es fiel kein Regen, es wehte kein Lüftchen, der Nebel verschwand in Nichts.

Man schreibt aus Augsburg, 14. Dezember: Vergangenen Samstag förderte man beim Graben des Kanals in der Ludwigsstraße wieder menschliche und Pferd-Gebeine an's Tageslicht. Jene Leichname, welche früher aufgefunden worden sind, gehörten übrigens weder der römischen noch der spätern christlichen Zeit, wie ich vermuthe, ja gar nicht einmal einem europäischen Volke an, sondern erwiesen durch den besondern Kopfbau deutlich die mongolische Race. Ein noch gut erhaltener Kopf mit Zähnen, wie aus Porzellain, wurde in's Museum verbracht. Es waren demnach entweder Hunnen, von Attilas zweitem Zuge im Jahre 452, wo die Vorstädte der römischen Augusta von ihnen verheert worden sind, oder Hunnawaren, welcher Volksstamm diese Verheerung wiederholt hat. — Der Umstand, daß die Leichen so zu sagen im Schlamme und unter den Faschinen der Straßen-Anlage sich befanden, dürfte der Vermuthung Raum geben, daß die Männer daselbst gefallen seyen. Ueberhaupt zeigt die ganze Straßenanlage, daß früher durch die jetzige Karlsstraße zur Grottenau hin, die vielleicht daher den Namen hat, ein moraßiger Graben, der zu den Befestigungswerken diente, sich gezogen habe, der erst später eingefüllt und durch Ueberbrückung zur Straße gemacht worden ist. Diese Vermuthung bekräftigt der Umstand, daß alle südlich der Ludwigsstraße gelegenen Hausgärten höher und gleichsam terrassenartig liegen, folglich von der aus diesem Graben ausgeschlagenen Erdmasse hergestellt worden seyn dürften.

In der Nähe von Andernach hat man bei dem Eisenbahnbau kürzlich ein unterirdisches Gemach von etwa 9 Fuß Breite und 12 Fuß Länge entdeckt, welches offenbar von einem römischen Bauwerk herrührt und durch einen Haldensturz des Krahnenberges dereinst verschüttet wurde. Die Wände sind mit rothem Stukko bekleidet, der Fußboden war ein Mosaik-Estrich, und in der Mitte scheint ein Denkmal von Tuffstein gestanden zu haben. Die Bruchstücke desselben stellen einen mit einem Pantherfell bedeckten kurulischen Sessel dar, auf welchem eine Figur thronte, von der jedoch nur die Füße und Hände, nicht aber der Oberkörper und Kopf gefunden sind. Eine Menge der gewöhnlichen Urnen, Opferschalen und Thränenkrüge mit Kupfermünzen, aus der Zeit des Antonius und Severus lagen dabei; auch Knochen unserer gewöhnlichen Vögel, welche hier geopfert zu seyn scheinen. Unter diesem Gemache ist ein [illegible]fallenes Gewölbe, welches ein zweites Gemach [illegible] schließen scheint und jetzt erst geöffnet werden soll. Die aufgefundenen Denkmäler werden von der Eisenbahnbauverwaltung sorgsam gesammelt.

Ein Bandfabrikant von St. Etienne in Frankreich (Wolf u. Granger) fabrizirte ein Band, auf welchem sich die äußerst ähnlichen Bildnisse des Prinzen von Preußen und seiner Gemahlin, der jungen Prinzessin von England, befinden. Muster dieses Bandes wurden dem Hofe von Preußen und England zugeschickt, bevor selbes in den Handel übergeht.

Redakteur: Gustav Mefferi.
Druck und Verlag der Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 301 Freitag, 18. Dezember 1857.

Elfriede.

(Fortsetzung.)

„Ich hörte sie Französisch reden, Mademoiselle,“ begann ich in dieser Sprache; „ich schmeichle mir daher mit der Hoffnung, von Ihnen verstanden zu werden. Ich bin ein Reisender, und habe versprochen, auf meiner Tour durch Dänemark Herrn A— und Frau einen Brief und mündlichen Gruß von einem lange abwesenden Freunde zu bringen.

„Und dieser Freund, wenn Sie erlauben?“ sagte sie schnell, ebenfalls auf Französisch.

Ich nannte meinen eigenen Namen und fügte hinzu, daß sich dieser Freund, als ich ihn verlassen, frisch und gesund in New-York befunden hätte.

„Diese Nachricht,“ sagte sie, „wird Herrn A— und seine Frau recht freuen; ich bedaure sehr, daß [illegible]de abwesend sind.“

„Ich nicht,“ unterbrach ich sie, „denn diesem Zufall muß ich für ein Glück danken —“

Ich durfte meine galante Phrase nicht vollen[illegible] denn die Dame fiel mir ins Wort. „Ich will [illegible] Boten nach ihnen schicken,“ sagte sie und [illegible]te; „sie sind nicht weiter entfernt, als daß [illegible] in einer [illegible] haben können.“

Ich wollte mir alle diese Umstände verbitten; [illegible]e erklärte, es sey unverantwortlich, mit der [illegible]richtigung von einem so lieben Besuche zu [illegible]. — Ein Mädchen kam herein, es erhielt [illegible] Auftrag, einen Berittenen nach der Herrschaft zu lassen und sie zu bitten, sogleich nach Hause [illegible]kommen, da ein So und So angekommen wäre [illegible]w., und dann den Theetisch zu decken und [illegible] Verwalter zu bitten, heraufzukommen. Es ge[illegible] Alles.

„Ich hatte eine gute Stunde, während der ich [illegible] ihre feinen und anmuthigen Manieren be[illegible] konnte, als ihren gebildeten und natür[illegible] Verstand, ihr lebendiges und nicht geschraub[illegible] Gefühl, ihre bezaubernde Jungfräulichkeit, welche [illegible] den geringsten Anstrich ländlicher Schüchternheit oder affektirter Ziererei hatte. Ich wurde sehr neugierig, zu wissen, wer sie war.

„Ich habe wohl die Ehre, mit der Tochter des Hauses zu sprechen?“ sagte ich endlich, aber gerade als sie mir die Antwort geben wollte, traten meine Schwester und ihr Mann ein. Ich wiederholte meine Fabel und wurde von Beiden mit unverstellter Herzlichkeit empfangen.

Es kam mir freilich vor, als wenn sie bisweilen schnelle und forschende Blicke auf mich würfen. Ich fing an mich entdeckt zu glauben; aber nach und nach überzeugte ich mich vom Gegentheil und freute mich im Stillen über die innige Freude, die alle Drei von ihrem guten Wilhelm und der Freundschaft, welche immer zwischen ihnen und mir stattgefunden, zeigten.

„Sie sind ein Nordamerikaner,“ sagte meine Schwester zu mir, „und sprechen Französisch. Mein Mann spricht auch Englisch, wenn Ihnen diese Sprache lieber ist. Es ist wahrscheinlich Ihre Muttersprache.“

„Ja, das ist sie, Madame,“ antwortete ich, „aber Französisch ist die Sprache meines Vaters, wie Sie es wohl aus meinem Namen hören“ — ich hatte mich La Fleur genannt — „und da ich mit Vergnügen erfahre, daß die ganze Familie mit dieser Sprache vertraut ist —“

„Wir verstehen auch ein bischen Englisch Alle zusammen,“ sagte sie; „mein Mann hat uns zwei Frauen Unterricht ertheilt.“

Ich ergriff diese Gelegenheit, und beglückwünschte Beide wegen ihrer vortrefflichen Tochter. Ich dachte jetzt zu erfahren, wer sie wäre, aber ich wurde nicht klüger; denn sie bekräftigte und verneinte nicht. Erst den folgenden Tag hörte ich, daß sie Mamsell Fischer genannt wurde.

Den nächsten Morgen mußte ich natürlich die Miene annehmen, als wollte ich abreisen, und mich dann gehörig nöthigen lassen, ehe ich einwilligte, meinen Aufenthalt um ein paar Tage zu verlängern. Die Erste von der Familie, die ich am Theetische traf, war Mamsell Fischer.

Bei meinem Eintritt färbte ein starker Purpur ihre reizende Wangen. Mein Herz wollte mir sagen,

dieß wäre das erste Glühen der Morgenröthe der Liebe. Du wirst bald erfahren, daß dieß nur halb wahr war.

Meine Rolle fing übrigens an, mir ein wenig beschwerlich zu werden. Ich sehnte mich darnach, die Schwester an mein brüderliches Herz zu drücken, und wäre es nicht des süßen Mädchens wegen gewesen, so hätte ich gleich des Morgens mein Inkognito abgeworfen. Ich wartete auch darauf, ein oder das andere Urtheil aufzufangen, was leicht geschehen konnte, da sie mich ja des Dänischen ganz unkundig glauben mußten. Ja wohl bekam ich etwas zu hören, was meiner Eitelkeit eben nicht schmeichelte.

„Scheint es Dir nicht," sagte meine Schwester zu der Jungfrau, „als wenn der französische Engländer ein wenig windig wäre?"

„Das finde ich eben nicht!" lautete die angenehmere Antwort.

Ich machte gute Miene und sagte: „War das Dänisch, was Sie sprachen? Es klingt so lieblich."

Die beiden Damen lachten und meine Schwester sagte schelmisch: „Wenn Sie wüßten, was das Mädchen da sagte, so würden Sie es gewiß noch wohlklingender finden." — Das reizende Mädchen erröthete und machte sich außerhalb des Zimmers etwas zu thun.

Ich nahm Billy vor und fragte ihn, ob man nicht vermuthe, wer ich wäre, was man übrigens von mir sage u. dgl. Der schwarze Luchs zeigte die Zähne und antwortete auf all meine Fragen: „Nichts als Gutes, Herr, wahrhaftig!"

Beim Mittagsmahl flüsterte meine Schwester — doch so laut, daß ich es recht gut hörte — meiner schönen Unbekannten zu: „Sieh einmal unseren Gast an — ich glaube gewiß, er hat falsche Backenbärte."

Die Angeredete sah nicht mich an, sondern auf ihren Teller nieder, und mein Schwager gab nicht undeutlich sein Mißfallen zu erkennen. Ich biß mich in die Lippen und dachte: das sollst Du bezahlt kriegen. Du sollst desto länger warten, ehe ich mich zu erkennen gebe."

(Schluß folgt.)

„Wer nie sein Brod mit Thränen aß!"

(Fortsetzung.)

„Ich bitte Euch, Frau Katrin", murmelte Martha mit bebenden Lippen, „macht nicht auf. Es ist gewiß der Teufel oder der Franzos, der herein will."

„Ach was, der Teufel läßt sich nicht die Hausthür aufmachen, sondern der kommt durch den Rauchfang," sagte Frau Katrin, „und der Franzos, der parlez-vous, spricht nicht deutsch. Hör' nur, das schreit, ruft und bittet immerfort durcheinander: Aufgemacht! Na ja, na ja! Ich komme schon! Es soll nicht gesagt werden, daß die alte Katrin Leute im Wald erfrieren läßt, wenn sie ein Feuer auf dem Heerd hat!"

Frau Katrin machte sich mit einem raschen Griff von Martha's Händen frei und eilte nach der Thür hin.

„Wer Ihr auch seyn mögt, Ihr sollt willkommen seyn," sagte sie, die Thüre hastig öffnend.

Mit dumpfem Donnern stürzte der Sturm sich in die Thür, jagte wirbelnde Schneemassen herein, peitschte das Feuer auf dem Herd, daß es hoch aufloderte.

Jetzt aber erschien auf der Schwelle der Thür eine hohe Frauengestalt, eingehüllt in einen dunklen pelzverbrämten Sammetmantel, das Haupt verhüllt von einer seidenen Kapuze, an der ein weißer Spitzenschleier befestigt war. Hinter ihr sah man eine zweite reichgekleidete Frauengestalt und zwei Männer in blauen Röcken mit reicher Silberstickerei.

„Ihr erlaubt also, gute Frau, daß wir hier eintreten und die Nacht hier bleiben?" fragte die verschleierte Dame mit sanfter wohlklingender Stimme.

Frau Katrin stand und starrte sie an. Sie hatte nie so etwas Prächtiges gesehen, und es war ihr so unheimlich, als ob irgend eine Zauberin in ihre Hütte träte.

„Laßt mich erst Euer Antlitz sehen," sagte sie trotzig vor innerer Angst, „muß sehen, mit wem ich es zu thun habe!"

Ein unwilliges Murmeln entstand in dem Gefolge der Dame, aber sie wandte sich um und gebot mit gebieterischer Handbewegung Ruhe. Dann neigte sie sich wieder der alten Katrin zu.

„Nun, gute Frau, seht mich an," sagte sie, indem sie den Schleier zurückzog.

Ein bleiches, wunderschönes Frauenantlitz ward jetzt sichtbar, und zwei blaue Augen, so groß und so glänzend, wie die alte Frau sie niemals gesehen, blickten mild und gütevoll auf sie hin.

„Kennt Ihr mich jetzt?" fragte die Dame mit einem Lächeln, das voll rührender Schwermuth war.

„Nein," sagte Frau Katrin, „ich kenn' Euch nicht, Ihr seyd schön, wie die Engel, die mir zuweilen im Traum erscheinen, oder wie die Fern, von denen mir die Mutter erzählte, als ich noch ein Kind war. Tretet ein, Ihr und die Andern. Es ist Raum am Herd für Alle, die frieren."

Die fremde Dame lächelte und schritt in die Hütte vor, aber indem sie es that, wandte sie sich um. „Herr von Schladen," sagte sie französisch

„ich bitte, geben Sie strenge Ordre, daß Niemand mein Inkognito verrathe. Ich bin die Gräfin von Hohenpieritz, schärfen Sie das der Dienerschaft ein."

Der Herr, welcher eben hinter der Dame auf der Schwelle der Thür erschienen war, verneigte sich und trat zurück. Die Dame mit ihrer Begleiterin näherte sich dem Feuer, die beiden reich galonirten Diener hatten sich schweigend neben der noch immer offenen Hausthür aufgestellt.

Die Dame zog mit einer hastigen Bewegung die pelzverbrämten Handschuhe ab und näherte ihre kleinen weißen Hände dem Feuer. Der Ring mit den großen Brillanten funkelte und blitzte an ihrem Vorfinger, wie ein vom Himmel gefallener Stern; Frau Katrin hatte nie etwas Aehnliches gesehen, und sie starrte die schöne Frau an und träumte wieder von dem Mährchen ihrer Kinderjahre, und Martha saß wie versteinert noch immer auf ihrem Binsenstuhl, so still und unbeweglich, als fürchte sie, das leiseste Geräusch möchte die schöne Traumerscheinung verjagen.

„O, wie wohl das thut!" sagte die Dame hoch aufathmend, „meine Hände waren ganz erstarrt. Mein Gott, Gräfin Truchseß, kommen Sie doch her und folgen Sie meinem Beispiel."

Die junge Dame, welche ehrfurchtsvoll und schweigend da gestanden, näherte sich dem Feuer und streckte ihm auch verlangend ihre zitternden kleinen Hände hin.

„Nicht wahr?" fragte diejenige, welche sich selbst die Gräfin Hohenpieritz genannt, „nicht wahr, das thut wohl? O, wenn man einen ganzen Tag lang Frost und Kälte ertragen hat, so weiß man erst die Wohlthat des Feuers zu schätzen, das man sonst als ein gefährlich Element zu fürchten pflegt." — Und indem sie gedankenvoll ihre Augen in die warmen Gluthen senkte, murmelte sie leise vor sich hin: „Wir irren jetzt umher in Frost und Kälte, und unsere Herzen erstarren; wird denn kein Feuerstrahl sich unser erbarmen und unsere Herzen wieder erwärmen?"

Sie neigte sich weiter vorwärts und starrte in die Gluthen, schweigend, ohne Klage, ohne Seufzer; Frau Katrin stand ganz verloren in den schönen Anblick und schaute auf die Hände mit den funkelnden Sternen und schaute dann auf das Antlitz, das „so schön war, wie die Engel ihrer Träume." Auf einmal sah sie es leuchten auf diesem Antlitz, und zwei funkelnde Sterne rollten langsam über die durchsichtigen bleichen Wangen des „Engels" nieder. Es waren aber nicht Brillanten, wie sie funkelten an den Händen der schönen Frau, es waren zwei Thränen, die langsam aus ihren Augen niederrollten. Aber sie schüttelte sie mit einer hastigen Kopfbewegung fort, daß sie wie Sternschnuppen neben ihr niederfielen, und wandte sich an Frau Katrin, die mit gefalteten Händen da stand und sich verwundert fragte, ob auch die Engel weinen könnten.

(Fortsetzung folgt.)

Vor der Hochzeit. — Nach der Hochzeit.

Plaudere mit mir, o Geliebte, nur Dir will ich lauschen. Deine Stimme zu hören ist Seligkeit für mich.	Es ist aber merkwürdig, daß Du überall mitreden mußt, und entsetzlich, daß ihr Frauenzimmer keinen Augenblick schweigen könnt!
Ohne Dich kann ich nicht leben. Du oder die Pistole.	Wie glücklich die Junggesellen sind! Die Ehe ist wahrhaftig keinen Schuß Pulver werth.
Für einen Kuß lege ich Dir die Welt zu Füßen. Fordere mein Leben dafür und ich opfere es freudig. Ach, und wenn Du erst mein ehelich Weib bist! Kein herbes Wort soll über meine Lippen kommen.	Herrgott, gegen diese Ausgaben kann kein ehrlicher Mann arbeiten. Schon wieder ein neuer Kammerbesen! Himmelkreuzbomben Donnerwetter!
Ich liebe nur Dich, Du bist mein Alles. Nie, niemals will ich mein Auge zu einer Andern erheben. Treue bis zum Tode.	Herrgott, ich habe Dir nun schon fünfzigtausendmal gesagt, daß ich die Balletttänzerin nur besuche, weil sie eine Landsmännin von mir, und hier ohne allen Beistand ist. Und damit Basta!
Welche Lust, mit Dir mich im Tanze zu wiegen und in deine lieblichen Augen zu schauen.	Du weißt ich tanze nicht gern, ich komme gleich in Schweiß. Im Nebensaal mache ich eine Parthie Schach, da magst Du mit zusehen.
Mit Dir, mein Engel, könnte ich darben, mit Dir auf einer wüsten Insel glücklich seyn.	Nun kann ich wieder meine Pantoffeln nicht finden und mein Schlafrock scheint wieder vom Satan verschleppt. Du weißt, ich liebe die Bequemlichkeit.
Die Erde will ich Dir zum Paradiese gestalten, Blumen auf Deinen Weg streuen, auf den Händen Dich tragen!	Schon wieder ins Theater? Nein, daraus wird nichts. Du bist erst vor vier Wochen mit mir dort gewesen, und glaubst am Ende ich wäre ein Rothschild.

Von Deinen süßen Lippen sauge ich Nektar und Ambrosia.
Dein Sklave will ich seyn, die Wünsche Dir von den Augen ablesen, gebiete, ich gehorche.
Und male Dir die Seligkeit aus, wenn kleine Engelchen uns umspielen, deren Augen Dein geliebtes Bild wiederstrahlt!
Heute Abend komme ich, mein Engel, und bringe Dir „Paul und Virginie" mit. Lies darin und erkenne in mir Deinen Paul.

Nein, nein, kein Geheimniß will ich vor Dir haben. Mein Herz soll offen vor Dir seyn und meine Lippen werden nur mein Inneres verkündend sich öffnen. Das schwöre ich Dir.
Ja, süßes Kind, Dein Tod ist auch der meine. Athmest Du nicht mehr, so ist auch das Ende meiner Tage gekommen.

Nie, o niemals könnte ich einer Andern angehören, nein, nein. Ohne Dich wäre mir das Leben eine Last!

Ich geh' und trinke Bier. Geh' Du nur ins Bett.
Laß Dir doch vom Dienstmädchen den Stuhl holen.
Nein, dieß entsetzliche Kindergequike ist heute wieder nicht auszuhalten!

Nimm statt dieser langweiligen Romane lieber Dein Ausgabebuch zur Hand und Du wirst einsehen, wie schrecklich Du wirthschaftest. Zehn Thaler wöchentlich, es ist himmelschreiend!

„Todesanzeige!

Heute starb nach langem Leiden meine Frau Amalie, geborne Meierfeld. Alle, welche die Verblichene kannten, werden mir ein stilles Beileid nicht versagen. Sanft ruhe ihre Asche!
Der tiefbetrübte Gatte, Franz Proseberg."

„Aufrichtiges Heirathsgesuch.

Ein junger Wittwer in den besten Jahren wünscht sich wieder auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege zu verheirathen. Etwas Vermögen wäre wünschenswerth. Reflektirende wollen sich gefälligst in versiegelten Briefen an mich unter der Adresse F. P. durch die Expedition d. Bl. wenden. Strenge Diskretion wird versichert."

(Kladderd.-Kalender.)

Mannigfaltigkeiten.

Aus Hirschberg wird geschrieben: An einem der letzten Markttage kommt in ein Wirthshaus ein Mensch, auf seinen Schultern einen gefüllten Sack, und sagt dem Wirthe, daß der Kalkmeister aus *** diesen Sack mit 30 bis 40 Pfd. Salz gekauft, man möge denselben bis Nachmittags verwahren, zu welcher Zeit er vom Kalkmeister abgeholt würde. Der Wirth stellt das Salz in eine Ecke der Gaststube. Da das Salz bis gegen Abend nicht abgeholt war, trägt es der Wirth in eine Nebenstube; dabei fällt ihm auf, daß das Salz grobkörnig, auch sehr feucht sey, und er stellt es in die Nähe des Ofens. Hier steht das Salz fast inmitten der herausprühenden Funken bis Sonntag Nachmittag, wo sich ein Knecht aus *** mit einem Gruße vom Kalkmeister einfindet, man möge ihm die 2 Stein Sprengpulver verabfolgen, welche am Donnerstag hierher gebracht seyen. Der Wirth entgegnet, daß er von Sprengpulver nichts wisse, daß jedoch ein Sack mit Salz abgegeben sey. Die Untersuchung zeigte zum Entsetzen des Wirthes und der Seinen, daß das Salz Sprengpulver war, welches mitten in der Stube, in der Nähe des Feuers drei Tage gestanden.

Bildhauer Rauch, den sie dieser Tage in Berlin zur Erde bestattet haben, war schöner noch als alle die Meisterwerke, die er in Erz und Marmor geschaffen hat, ein Meisterwerk der Schöpfung, eine hohe, stattliche Gestalt mit mächtigem, fast majestätischem Haupte. Er hatte sich diese Stattlichkeit, durch die er als Jüngling in Rom auffiel, bis ins höchste Alter von 81 Jahren erhalten. Widrige Verhältnisse schleuderten den jungen Künstler aus seiner Laufbahn und brachten ihn in den Lakaienrock am Hofe in Berlin. Königin Louise war, die sein Talent erkannte und ihn der Künstlerlaufbahn zurückgab. Dafür hat er mit voller Begeisterung des Künstlers und der Wärme der Dankbarkeit das Bild der Königin geschaffen, welches das Mausoleum in Charlottenburg schmückt. Es begründete seinen Ruhm wie das gewaltige Standbild Friedrichs des Großen in Berlin, vor wenigen Jahren vollendet, ihn krönte. Rauch's liebster Schüler war Rietschel, der Meister der Schiller- und Göthestandbilder in Weimar.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 302 Samstag, 19. Dezember 1857.

Elfriede.

(Schluß)

Nach Tische mußte ich mit meinem Schwager ausreiten, um seine Besitzungen zu sehen. Ich sah sie nur mit halbem Auge; denn theils kannte ich sie recht gut und theils — merkte ich ganz deutlich, daß ich verliebt war. Den folgenden Morgen fand ich meine Schwester in Reisekleidern. Sie bat mich um Entschuldigung, daß sie mich verlassen müsse, um eine kranke Freundin zu besuchen. „Aber ich hoffe,“ fügte sie sarkastisch hinzu, „daß Sie die Frau nicht vermissen. Das Fräulein bleibt zu Hause.“

Länger konnte ich mich nicht halten. „Schwester, rief ich und breitete meine Arme nach ihr aus. Lachend, doch mit Thränen in den Augen, fiel sie mir um den Hals.

Ihr Mann schüttelte mir die Hand und sagte lächelnd: „Meine Frau hat Dich schon gestern Früh erkannt und Deinem Neger hat sie die Wahrheit ausgepreßt. Aber ich habe meine Wette verloren; denn sie bestand darauf, daß Du zuerst dazu kommen würdest, die Maske abzuwerfen.“

„Aber doch nicht die Backenbärte!“ rief ich. — Apropos, Du sprachst von dem Fräulein — was ist das für ein Fräulein? Wo schreibt sie sich eigentlich her?“ fragte ich mit angenommener Gleichgültigkeit.

Meine Frau Schwester antwortete in demselben Tone: „Von Laland oder Falster. Ihr Vater ist ein guter Freund meines Mannes, er war vor Kurzem auf Besuch hier und ließ die Tochter da.“

„Es ist ein recht hübsches Mädchen!“ fuhr ich fort.

„O ja!“ antwortete sie. „Aber es ist schade, sie kann es kaum erwarten, einmal versorgt zu werden; denn sie ist arm und bekommt nichts von den Eltern.“

Diese Bemerkung freute mich recht herzlich. — Aber nun fuhr wirklich ein Reisewagen vor und das Paar erklärte, daß ich eine Tour mit zu seinem Bruder machen müsse. Erst den folgenden Tag kamen wir zurück. Ich wäre lieber geblieben; aber Einwendungen zu machen, hatte ich keine Lust — ich mußte sogar abreisen, ohne von der schönen Mamsell Fischer Abschied genommen zu haben.

Die Zeit wurde mir dort unerträglich lang. Ich ergriff jede Gelegenheit, wenn meine Schwester abwesend war, um ihren Mann nach dem Wunderkinde auszufragen. Er war unerschöpflich in ihrem Lobe, und fachte die Flamme meines Herzens noch mehr an, da er versicherte, er wisse bestimmt, ich hätte einen angenehmen Eindruck auf sie gemacht.

Die Freude, welche ihr schönes Gesicht bei unserer Rückkehr strahlte, widerlegte ihn nicht; ja sie war so auffallend sichtbar, daß sie sogar eine Bemerkung meiner Schwester hervorrief, bei welcher das arme Mädchen die Farbe wechselte und sich seufzend entfernte. Ich lag diese Nacht auf Rosen. Beim Tagesgrauen war mein Entschluß gefaßt. Ich stand sogleich auf, in der Hoffnung, die ich suchte, allein zu finden, ehe die Andern auf die Beine kämen. Lange suchte ich vergebens, in der Wohnstube in dem Gartensalon, im Garten, in allen Lauben — nein, sie war nirgends, sie mußte noch schlafen. Junge Mädchen wollen früh gern lange schlafen — nun wohl, ich mußte ja warten. Indessen wollte ich von meiner eigenen Munterkeit den Vortheil der herrlichen Morgenstunde genießen und suchte zu dem Ende die Küche, um eine Cigarre anzuzünden.

Glückliche Idee! — Da war eben mein Engel in seiner netten, weißen Morgentracht, um die Tagesbefehle an das weibliche Dienstpersonal zu ertheilen. Sie grüßte mich mit einem Engellächeln und sagte mit ihrer bebenden Guitarrenstimme: „So früh aufgestanden, Herr Sekretär? Belieben Sie nicht, in die Stube zu treten? Der Thee soll gleich da seyn.“

Ich wollte etwas sagen, aber sie öffnete mir die Thür und ich ging schweigend, mich verbeugend, hinein; bald kam sie nach.

Ich faßte Muth, ergriff ihre Hand und sagte: „Sie wissen jetzt, wer ich bin, Fräulein — können

Sie mir diese Hand für immer überlassen, die ich jetzt an ein liebendes, aufrichtiges Herz drücke?"

Sie erblaßte — wankte — sank vor mir auf die Knie und riß meine Hand an ihre bebenden Lippen. „Mein Wohlthäter! Mein Vater!" stammelte sie: „Kennen Sie Ihre arme Elfriede nicht?" — Thränen stürzten aus ihren schönen Augen — mein ganzes Wesen zerfloß in einen Strom von Seligkeit.

Da eilte meine Schwester und ihr Mann aus dem Nebenzimmer herein und sagten mit komischem Ernst:

„Mademoiselle, habe ich Sie so erzogen? Habe ich Ihnen gelehrt, vor Männer zu knieen? — Auf mit Ihnen und lassen Sie ihn knieen, das ist die Pflicht des Mannes! — Monsieur La Fleur, Sie sind ein recht galanter Kavalier!"

Wir blieben Beide stumm, in derselben Stellung. Aber meine Schwester hob ihre herrliche Pflegetochter auf, legte ihre beiden Arme um meinen Hals und sagte, indem Thränen von ihren lächelnden Wangen herabrollten: „Da, Bruder hast Du Dein armes Fischermädchen!"

Ich drückte sie an meine glückliche Brust und den ersten Liebeskuß auf ihre Stirn. Darauf fiel sie ihrer edlen Pflegemutter um den Hals und dann dem Vater; ich machte es ebenso, und — ja, siehst Du, jetzt ist die Geschichte aus und nun weißt Du, warum diese Stelle uns Beiden so theuer ist. — Komm, Peter, und küsse meiner Frau die Hand; sie macht mich zum glücklichsten Manne unter der Sonne!

Hier schloß mein Freund. Wir erhoben uns und gingen zurück. Ich hatte einen der freudevollsten Tage meines Lebens gelebt.

„Apropos," sagte ich auf dem Heimwege, „was ist aus Laura geworden?"

Er antwortete seufzend: „Mein Freund, sie wurde förmlich verführt und komplet betrogen. Der Kaufmann, ihrer Mutter Bruder, machte Fallit, ihre Mutter starb und sie selbst — um Dir Alles mit wenigen Worten zu sagen — sie war es, die uns vorhin mit dem Apfelsinenkorbe am Arme begegnete."

„Wer nie sein Brod mit Thränen aß!"

(Fortsetzung.)

„Gute Frau," sagte die Gräfin Hohenpieritz, „wollt Ihr uns erlauben, bis zum Anbruch des Tages hier zu bleiben? Wir haben uns im Schneesturm verirrt und sind von unserm Wege abgekommen. Wir gedachten noch vor der Nacht in Königsberg zu seyn, aber nicht wahr, es ist noch weit bis dahin?"

„Ueber zehn Stunden!" sagte Frau Katrin schüchtern. „Seyd weit vom Wege abgekommen, habt Euch wahrscheinlich am großen Kreuzweg zwei Meilen von hier verirrt, und statt in die große Landstraße einzubiegen, seyd Ihr die Nebenstraße gefahren. Kann dem besten Kutscher passiren in dem Schneesturm, wo er die Wege nicht sehen kann."

„Ich glaube wohl daß es geschehen kann, und ich mache Niemand darüber Vorwürfe," sagte die Gräfin sanft. „Sagt nur, habt Ihr Raum und Betten für uns Alle?"

„Für die beiden Damen hier kann ich schon mein Bett hergeben, wenn Sie Zwei in einem Bett schlafen können; weitere Betten habe ich nicht," sagte Frau Katrin.

„Ich bedarf gar keiner Betten," rief die jüngere Dame rasch, „ich bin zufrieden, hier am Feuer zu sitzen."

„Und ich," sagte Herr von Schladen, welcher eben eingetreten war, „ich bitte um Erlaubniß, in dem Reisewagen übernachten zu dürfen."

„Sie werden in dem Wagen frieren, Herr," sagte Frau Katrin, „und es könnte seyn, daß, wenn Sie einschlafen, Sie nimmer wieder aufwachten. Aber auf dem Heuboden ist es warm und weich, da könnt Ihr und die andern Herrn schlafen, wenn's Euch beliebt."

Die Gräfin Hohenpieritz lächelte. „Nun," sagte sie, „ein Oberkammerherr auf dem Heuboden, das ist ein trauriges Abenteuer, nicht wahr?"

„Nein, gnädige Frau, es klingt ganz lustig," sagte der Oberkammerherr, „und wenn nur Ew. — wenn nur die gnädige Gräfin gut gebettet wären, so wäre es für mich gar kein Grund traurig zu seyn. Es gibt in unsern Tagen viel Tausende, die auf harter Erde schlafen und kein Bündel Heu zum Kopfkissen haben!"

„Unsere Todten von Jena und Auerstedt zum Beispiel," sagte die Gräfin seufzend. „Ihnen ist wohl, die Todten schlafen sanft, zuweilen habe ich ein Gefühl, als möchte ich sie beneiden, denn sie schlafen sanfter wie die Lebenden. Doch still davon. — Wir wollen nicht murren, sondern froh seyn, ein Unterkommen für diese Nacht gefunden zu haben. Wir also bleiben hier in diesem Zimmer, der Herr Oberkammerherr schläft auf dem Heuboden. Aber wo bleiben unsere Diener, und endlich, was wird aus unsern Pferden?"

„Wie viel sind es Pferde?" fragte Frau Katrin.

„Sechs Pferde, und ein Vorreiter," sagte Herr von Schladen.

„Was?" rief Frau Katrin entsetzt. „Sechs Pferde vor einem einzigen Wagen? Ist das eine Verschwendung und ein Uebermuth in diesen theuern und schlimmen Zeiten, wo der König selbst froh seyn muß, wenn er noch zwei Pferde vor seinen Wagen zu spannen hat, — und"

„Still," unterbrach sie der Oberkammerherr entsetzt.

„Ihr habt Recht, gute Frau," sagte die Gräfin lächelnd, „der König wird gewiß froh seyn," wenn er immer noch zwei Pferde hat und wenn sie ihn immer auf den rechten Weg fahren. Wir haben aber nicht aus Uebermuth so viele Pferde genommen, sondern wegen der schlechten und grundlosen Wege und um so rasch als möglich vorwärts zu kommen."

„Nun, die Pferde können im Kuhstall und im Holzverschlag stehen," sagte Frau Katrin. „Geh, Marthe, stecke die Laterne an, und zeige dem Kutscher den Stall und dem Herrn da den Heuboden. Ich will das Bett hier für die Damen zurecht machen."

Und indem Frau Katrin die blaukarrirten leinenen Vorhänge, welche das große ehrwürdige Familienbett umhüllten, zurückschlug, murmelte sie leise vor sich hin: „Ein rechtes Glück ist es, daß mein Alter nicht nach Hause gekommen ist, wüßte sonst wahrhaftig nicht, wo ich die feinen Frauenzimmer unterbringen sollte!"

Eine halbe Stunde später herrschte wieder tiefe Ruhe in der Hütte. Die Pferde, die Diener und der Oberkammerherr waren im Kuh- und Holzstall und auf den Heuboden untergebracht, Frau Katrin hatte sich mit ihrer Magd auf deren kleine Kammer zurückgezogen, und in dem untern Raum, der Küche, Zimmer und Flur in sich vereinigte, hatte man für die beiden Damen das Nachtlager bereitet. Aber die junge Gräfin Truchseß hatte durchaus nicht darein willigen wollen, die Hälfte des Bettes anzunehmen. Sie hatte sich den Binsenstuhl vor das hohe Bett hingerückt, und auf demselben wie auf einem Tabouret zu den Füßen eines Thrones sitzend, lehnte sie ihr Haupt an die schwellenden Kissen des Bettes, über das man die purpurrothe pelzverbrämte Atlasdecke, welche den Damen im Wagen als wärmende Hülle für die Füße gedient, ausgebreitet hatte. Auf dieser Purpurdecke ruhte die Gräfin Hohenpieritz; ihre edle und hohe Gestalt war noch umhüllt von dem Reisepelz, der weit und faltig bis auf ihre Füße niederreichte, ihr Haupt hatte sie zurückgelehnt in die Kissen, und die Purpurfarbe der Decke kontrastirte gar wundersam zu den bleichen Wangen und dem blonden Haar der Gräfin; die schmalen kleinen Hände hatte sie im Schooß gefaltet, die großen weitgeöffneten Augen schauten mit inbrünstiger Andacht nach oben, die Lippen bewegten sich zu leise geflüsterten Worten, welche Niemand hörte und verstand, als der, an den sie gerichtet waren, Niemand als Gott allein.

(Fortsetzung folgt.)

Klage einer Dame über die Mode.

Sag' Einer mir doch einmal an,
Wie soll man sich denn kleiden?
Damit man unterscheiden kann
Uns von den Bürgersleuten.

Seht nur die Jungfer, die da geht,
Ich glaube, Sie heißt Liebchen,
Wie zierlich aufgeputzt, und seht
Ihr ganz modernes Chmischen.

Bekommt man heut ein neues Kleid,
Gemacht nach neu'ster Mode,
Gleich tragen's auch die Bürgersleut',
Man ärgert sich zu Tode.

Bekommt man eben aus Paris
Den schönsten Hut mit Zweigen,
Und glaubt dann sicher und gewiß,
Er fänd' nicht seines Gleichen; —

Ja, weit gefehlt, eh' man's gedacht,
Schon in den nächsten Tagen,
Da sieht man seine ganze Pracht
Von Bürgersfrauen tragen.

Die Haarfrisur, und wenn man hat
Die zierlichste auf Erden,
So muß sie in der ganzen Stadt
Gar bald getragen werden.

Drum sage mir doch Eine an,
Wie soll man sich denn kleiden,
Damit man unterscheiden kann
Uns von den Bürgersleuten.

Mannigfaltigkeiten.

[Ein Sohn Napoleons.] Seit einiger Zeit macht in Dresden eine kleine Broschüre von sich reden. Der Verfasser seit 1830 in Dresden lebend, hat seine Eltern nicht gekannt, und erinnert sich nur, daß er mit Kunstreitern und Thierbudenbesitzern herumgezogen, und daß ihm Dresden als sein Geburtsort bezeichnet wurde. Da aber hier sein Name, Ernst Graf, im Kirchenbuche nicht zu finden war, hielt man ihn längere Zeit für einen entsprungenen Verbrecher, bis er 1830 im Septem-

der bei der Zerstörung des Dresdener Polizeihauses mit befreit wurde. Obwohl schon 19 Jahre alt, empfing er jetzt erst Unterricht in der Religion, suchte und fand sein Brod und erlitt keine weitere Anfechtung, bis 1849 im März der dermalige französische Gesandte in Dresden eines angeblichen Sohnes Napoleons I. habhaft werden wollte, der an der Spitze einer Verschwörung stand. Abermals in Untersuchung genommen, ergab sich jedoch bald die Unschuld des Verfolgten. Indeß brachte ihn seine Aehnlichkeit mit dem genannten Kaiser auf die Meinung, daß er ein natürlicher Sohn desselben sey, eine Vermuthung, in der ihn Andere geflissentlich bestärkten. Mit Unterstützung der sächsischen Regierung reiste Ernst Graf 1851 nach Paris, erlangte aber weder dort noch später von Dresden aus die gehoffte Unterstützung. Das Schriftchen führt den etwas seltsamen Titel: „Napoleon Buonoparte, genannt Ernst Graf, oder das noch seit dem Jahre 1830 ungelöste Räthsel für's Königreich Sachsen. 1857."

Die neuen preußischen Kassenanweisungen sind auf weißem Hanfpapier ausgeführt, welches an beiden Randseiten in natürlichen Wasserzeichen die Werthsbezeichnung: 1 THLR 1 oder 5 THLR 5 enthält. Bei den Kassenanweisungen à 1 Thlr. ist das Papier auf der Rückseite mit gelbbrauner Farbe, bei denen à 5 Thaler, außer Schauseite und der Rückseite mit grauröther Farbe abgetönt. Jede Kassenanweisung ist mit Rand-Einfassungen versehen, die für diejenigen à 1 Thlr. in grauer Farbe, für diejenigen à 5 Thlr. in hellblauer Farbe ausgeführt sind, und ein künstliches Wasserzeichen — EIN THALER und 1 THALER 1, oder FUENF THALER und 5 THALER 5 — nachweisen. Der Raum zwischen den Rand-Einfassungen für die Schauseite der beiden Gattungen ist mit dem Abdruck der Strafandrohung gegen Nachahmung in verschiedenen, gegen einander versetzten Farben versehen. Der Aufdruck der Schauseiten ist mit schwarzer Farbe in Buchdruckmanier gemacht, der Ausdruck der Rückseiten in Kupferdruckmanier ausgeführt.

Mit dem „Leviathan," der, vom Flusse aus gesehen, schon auf dem Ufeeschlamme zu liegen scheint, ging es am 10. Dezember wieder nur sehr langsam vorwärts. Die ganze komplizirte Maschinenkraft war nicht im Stande, ihn mehr als 12 bis 14 Fuß vorzuschieben, und was das Bedenklichste dabei war, die stärksten Anker der auf dem Flusse mit den Winden liegenden Barken können dem ungeheuren Zuge nicht auf die Dauer widerstehen. Da aber von nun an die größte Kraft von der Wasserseite aus angewendet werden muß, scheint man zum Entschlusse gekommen zu seyn, die Maschinen am entgegengesetzten Ufer festzumachen, um auf diese Weise den Koloß ins Wasser zu ziehen. Die Schwierigkeiten häufen sich, da die Flußschifffahrt nicht gestört werden darf, und der Fall der Stapelebene jetzt nur 1 : 12 ist, während er bisher 1 : 10 gewesen war. Noch hat das Schiff nicht die Hälfte des vorgeschriebenen Weges zurückgelegt.

In Lyon ist in voriger Woche ein junger Ehemann seiner Frau sogleich nach der Trauung durchgegangen und hat in Belgien eine Stelle in einer Fabrik angenommen. Veranlassung war der Umstand, daß die Braut während der Rede des Pastors in der Kirche eingeschlafen war. Als der Bräutigam ließ bei dem Ringewechseln bemerkte, wollte er an heiliger Stätte zwar kein Aufsehen machen, erklärte seinem Schwiegervater aber sogleich, dieses unpassende Benehmen habe ihm seine Frau so zuwider gemacht, daß er lieber die ihm Ehekontrakte stipulirten 2000 Franks zahlen und ihm dieselben zu freier Verfügung lassen wolle. Alle Unterhandlungen, den jungen Mann zur Nachsicht zu stimmen, blieben erfolglos.

[Deutsche Frauentreue.] Als der römische Feldherr Marius die nordischen Feinde geschlagen hatte, ließen ihn die Weiber der Gefallenen fragen, ob es ihnen gestattet werde, sich dem Dienste der Vesta zu weihen und das Gelübde der Keuschheit abzulegen. Auf die verneinende Antwort des Siegers wählten sie alle den Tod. — Der römische Kaiser Caracalla ließ die gefangenen Weiber der deutschen Krieger fragen, ob sie sich lieber verkaufen oder erschlagen lassen wollten? Sie erbaten sich das Letztere. Als sie dennoch verkauft wurden, brachten sie sich Alle um.

Sinnsprüche.

Charakterzüge, die Du zu verbergen suchst, solltest Du lieber ablegen oder verbessern.

Wer sich einmal eine niedere Handlung zu Schulden kommen ließ, kann sich nie wieder ganz mit der Ehre aussöhnen.

Du kannst Dir durch Lesen Kenntnisse erwerben, aber Du mußt durch Nachdenken darüber den Waizen von der Spreu sondern.

Auswendig wissen ist noch nicht verstehen — Wissen heißt eigentlich nur das festhalten, was man seinem Verstande und Gedächtniß zur Aufbewahrung gegeben hat.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 303 | Montag, 21. Dezember | 1857.

„Wer nie sein Brod mit Thränen aß!"

(Fortsetzung.)

Das Feuer auf dem Herd, dem man durch große Holzklötze neue Nahrung gegeben, brannte knisternd weiter; zuweilen, wenn der Sturm gar gewaltig durch den Schornstein fuhr, schlugen die Flammen hoch empor, und wie in einer Glorie leuchtete dann in dem elenden kleinen Gemach die schöne ruhende Gestalt auf dem Purpurbett auf; so bleich, so still und schmerzlos, wie das Antlitz einer verklärten Todten, war ihr Gesicht, und doch leuchtete aus ihren großen weitgeöffneten Augen ein glänzendes schönes Leben. Auf dem ärmlichen Lager in der Bauernhütte träumte sie von vergangenem Glück und vergangener Herrlichkeit, träumte mit offenen Augen von den glänzenden Tagen, welche gewesen und von denen sie jetzt meinte, daß sie nimmer wiederkehren würden. Aber sie klagte und jammerte nicht um den verlornen Glanz, und kein Bedauern um die bedrohte Erdengröße war in ihr.

„Erhalte mir, gütiger Gott, erhalte mir die Liebe meines Mannes," flüsterte sie leise, „laß meine Kinder wachsen und gedeihen und groß werden innerlich und äußerlich. O könnte ich meinen Kindern das Glück erkaufen, indem ich mein Leben für sie hingäbe, so wollte ich freudig tropfenweise mein Herzblut dahin fließen sehen; könnte ich meinem Gemahl seine Macht und seine Größe wiedergeben durch meinen Tod, wie freudig wollte ich sterben! O Gott, guter Gott, erhalte und schütze Preußen, und wenn Du es nicht willst, so lehre uns mit ihm in Ehren untergehen und sterben. Bewahre uns vor der Schande und dem Kleinmuth, lehre uns das große Unglück groß ertragen, gib, daß wir nie in kleinmüthiger Verzagtheit gemeinem Unglück uns unterwerfen."

Sie schwieg und schaute strahlenden Auges empor; eben heulte der Sturm mit furchtbarem Gebrause da außen durch den rauschenden Wald und machte die Hütte erbeben und die Fenster klirren und trieb große Wolken von Schnee durch den Schornstein auf das Feuer nieder, daß es zischte und unter dem schmelzenden Schnee tiefer zusammensank und fast erstarb.

„Sturm da außen, Friede hier innen, so laß es immer seyn mein Gott," flüsterte sie leise, indem sie ihre Hand auf ihr Herz preßte. „O, Friede, süßer Friede, wann steigst Du wieder vom Himmel zu uns Allen hernieder! Friede!"

Allgemach erstarben die Worte auf ihren Lippen, allgemach senkten sich ihre Augenlider niederwärts, Gott sandte ihr den Bruder des Friedens, er sandte ihr den Schlaf, daß er ihre müden Augen erquicke und sie stärke nach den Anstrengungen und Bedrängnissen des vergangenen Tages. —

Der Sturm heulte fort und fort die ganze Nacht, aber vor den Ohren der Schlafenden klang es nur wie Wiegenlieder, die sie zu erquicklicher Ruhe einlullten.

Erst mit dem Grauen des Tages ward es wieder lebendig in der Hütte. Frau Katrin kam, das erloschene Feuer auf dem Herd wieder anzuzünden, und die beiden Damen erhoben sich erschauernd und frostgeschüttelt, um sich zur Weiterreise anzuschicken. Auch draußen vor der Hütte ward es lebendig, der Reisewagen mit den sechs Pferden rollte vor das Haus, und der Oberkammerherr von Schladen klopfte schüchtern an die Thür und bat um Erlaubniß eintreten zu dürfen.

Die Gräfin hieß ihn kommen und erwiderte seine Erkundigungen nach ihrer Nachtruhe mit einem sanften Lächeln. „Ich habe geschlafen," sagte sie, „und fühle mich jetzt genug gekräftigt und gestärkt, um sogleich die Reise fortsetzen zu können."

„In vier Stunden werden wir in Königsberg seyn, sagte Herr von Schladen. „Es ist ein herrlicher klarer Wintermorgen, das Schneegestöber hat aufgehört und die Sonne wird bald hinter den Wolken hervorbrechen."

„Die Sonne wird bald hinter den Wolken hervorbrechen," widerholte die Gräfin sinnend. „Das sind schöne und trostreiche Worte, möchten sie sich für uns Alle erfüllen! Eilen wir, nach Königsberg zu kommen, denn dort gibt es für mich wenigstens

einen Sonnenblick, ich werde da meine Kinder wiedersehen, und auch mein Mann wird bald wieder von dem russischen Lager dorthin kommen."

Herr von Schladen trat einige Schritte näher, und leise und hastig sagte er: „Der König ist schon in Königsberg. Ich sprach so eben einen Bauer, den Besitzer dieser Hütte, der unmittelbar von Königsberg kommt. Er ist die ganze Nacht gewandert und hat Königsberg gestern Abend verlassen, gerade als der König mit seinem Gefolge aus dem russischen Lager zurückkehrte."

„Und hat der Mann noch andere Nachrichten gebracht?" fragte die Dame hastig.

„In Königsberg war das Gerücht verbreitet, die Franzosen rückten in Eilmärschen von Posen her vorwärts, und da auch die Russen ihre Kolonnen in Bewegung gesetzt, so vermuthet man, daß es bald zu einer Schlacht kommen wird."

Die Dame näherte sich hastig der Thür. „Lassen Sie uns eilen fortzukommen," sagte sie, aber auf einmal erbleichte sie und lehnte sich schwankend an die Wand.

„O," flüsterte sie leise, „welche schwache jammervolle Wesen sind wir Menschen doch! Die Seele hat Kraft genug, das Schwerste zu ertragen, aber der Körper ist so schwach, daß er schon von einem zwölfstündigen Entbehren besiegt wird."

Eben trat Frau Katrin in die Thür, und als sie die Dame so bleich und matt an der Wand lehnen sah, eilte sie zu ihr und fragte theilnehmend nach der Ursache ihrer Bläße und ihrer Ermattung.

„Ich will es Euch sagen, gute Frau," flüsterte die Dame mit einem traurigen Lächeln. „Mich hungert!"

„O, mein Gott!" seufzte Herr von Schladen „und wir haben nichts bei uns zur Stärkung und Erquickung!"

„Aber ich habe etwas zur Erquickung für die schöne Frau," sagte Katrin. „Dachte mir es, daß auch die vornehmen Leute zuweilen essen müssen, und nicht bloß von den glänzenden Kleidern und all' der Pracht, die sie umgibt, satt werden, sondern wie wir andern gemeinen Leute auch was in den Magen bringen müssen. Und schaut nur, da kommt die Martha schon mit dem Frühstück daher."

Wirklich trat Martha eben in die Thür in der Hand einen Topf, angefüllt mit schöner dampfender Milch.

(Schluß folgt.)

Von Frau Ida Pfeiffer.

Bekanntlich hatte diese kühne Frau Madagascar zum Ziele ihrer neuesten Reise gewählt. Die „Ostd. P." kann aus Originalbriefen folgende Mittheilungen von ihr machen. „In der Kapstadt fand Ida Pfeiffer einen Engländer, der die Verhältnisse Madagascars genau kannte und sofort entschlossen war, gemeinschaftlich mit ihr von der Insel Mauritius aus einen Landungsversuch in Madagascar zu machen, so wie sein Glück am dortigen Hofe zu versuchen. Sie begab sich hierauf nach der Insel Mauritius, und segelte etwa im April des laufenden Jahres mit ihrem Gefährten nach Madagascar. Beide langten wohlbehalten in Madagascar an und stellten sich der Königin, einer schwarzen Dame in den besten, d. h. weniger guten Jahren, vor, an deren Hof eine noch strengere Etikette als an europäischen Höfen herrscht."

Eine zahlreiche schwärzliche Aristokratie umgibt den Thron, zerfällt in sechszehn streng geschiedene Rangstufen und beschäftigt sich damit, die Rangunterschiede fortwährend in vollständiger Evidenz zu halten. Die Königin selbst schwebt in Folge ihrer Würde in einer so schwindelnden Höhe, daß die andern Sterblichen, sogar die von dem blauesten Blute (vorausgesetzt daß, wie in dem alten Venedig, das adelige Blut auch auf Madagascar blau ist) nur ganz von ferne die dunkelhäutige Souveränin, wir möchten sagen, wie einen schwarzen Punkt über sich leuchten sehen. Ein Thron würde für eine so ausgezeichnete Sterbliche nicht hinreichend seyn, um sie von der übrigen Cohue gehörig zu unterscheiden; sie befindet sich daher bei allen offiziellen Hofereignissen auf einer förmlichen hohen Gallerie, von der aus sie auf die beherrschte Welt herabblickt."

„Die weit über den Ozean herbeigeschwommene Wienerin wurde von der Königin ziemlich herablassend aufgenommen, freundlich behandelt und erfuhr sogar die hohe Hulo, dem versammelten Hofe auf einem Klaviere einige Piècen vortragen zu dürfen. Frau Ida Pfeiffer, der schon einmal ein König mit brauner Epidermis auf den Sunda-Inseln zumuthete, ihm einen Uniformfrack à l'Européenne zu machen und damit seine unbegränzte Achtung und Gnade sich für alle Zeiten zu sichern, wurde auf Madagascar also in einer andern künstlerischen Eigenschaft, als Pianistin, aufgefaßt und machte am Hofe dadurch entschiedenes Glück. Leider war das Glück nicht von so langer Dauer, als es zur Erreichung des Zweckes der Reisenden nöthig gewesen wäre. Ueber das freudliche Verhältniß zur Herrscherin von Madagascar lagerte sich plötzlich eine Wolke. Die königliche Polizei des Inselstaates,

die, wie es scheint, sehr feine Fühlwerkzeuge besitzt, witterte ein hochverrätherisches Komplott gegen die Königin selbst und faßte den dringenden Verdacht, Frau Ida Pfeiffer sey in die Verschwörung verwickelt und wahrscheinlich aus Wien hergereist, um den Thron von Madagascar zu unterwühlen. Wir finden hier wieder eine dunkle Stelle in dem vor uns liegenden Briefe. Daß unsere Landsmännin in Madagascar keine Staatsstreiche und Umwälzungen organisirt, scheint uns mehr als gewiß. Wir können aber, obgleich Frau Pfeiffer nichts darüber schreibt, uns des Verdachtes nicht erwehren, daß ihr Reisegefährte nicht ganz so schlackenrein war wie das Ideal, welches vielleicht der Polizei von Madagascar vorschwebte. Die herrschende Souveränin ist in jeder Hinsicht, wie es sich später zeigen wird, eine bitterböse Personnage, allem Verkehr und Handel mit kultivirten Völkern todtfeind, grausam, roh und dabei im Besitze eines erwachsenen Sohnes, der sehr gute Eigenschaften besitzt und freundlich sich der Reisenden auf jede Weise annahm. Es liegt daher nicht außer aller menschlichen Berechnung, daß die Engländer, die nach Madagascar Handel treiben möchten, einen Thronwechsel wünschen und auf ihre harmlose Weise befürworten. Wir geben dieß ausdrücklich als unsere Vermuthung und wollen den politischen Charakter des unsere Reisende begleitenden Engländers durchaus nicht verdächtigen."

„Genug, man bemächtigte sich der Fremden und die Königin zeigte sofort die größte Lust, sie ganz gemüthlich in jene Welt zu befördern, wo kein Schnee mehr ist. Die schwarze Majestät verstand durchaus keinen Spaß hinsichtlich eines entfernten Verdachtes von Hochverrath und würde wahrscheinlich auf Grundlage dieser gesunden Rechtsanschauung Frau Ida Pfeiffer und ihren Begleiter ohne alle Prozedur haben hinrichten lassen, wenn sich nicht der Thronerbe einem solchen Beginnen mit aller Kraft widersetzt hätte. Seinen Bemühungen gelang es, daß die Königin von der öffentlichen Hinrichtung abstand. Sie hatte aber ein anderes, auch nicht übles Projekt in petto, nämlich: ihre Gäste durch Fieber und Stapatzen planmäßig zu Grunde zu richten. Sie ließ die Reisenden in Gewahrsam nehmen, als sie gerade am Fieber litten, und dann von Offizieren und Soldaten langsam durch die ungesundesten Gegenden, an welchen Madagascar sehr reich ist, eskortiren. Auf einer achttägen Reisestrecke brachte der Zug nicht weniger als 53 Tage zu. Wo es ganz schlecht war, hielt man eine bis zwei Wochen an, um von der Fieberluft gehörig zu profitiren, und dabei gewährte die Eskorte den Fremden in ihrem todtkranken Zustande nicht die geringste Bequemlichkeit. Sie schliefen die ganze Zeit in den erbärmlichsten Hütten, die kaum für den Regen hinlänglichen Schutz boten."

„Die gesunden Naturen unserer Reisenden und ihres Begleiters widerstanden jedoch glücklicherweise dem Sturme, den man gegen sie losgelassen hatte. Beide landeten trotz aller Plackereien, Strapatzen und Leiden glücklich wieder auf der Insel Mauritius, freilich ohne ihre Zwecke auf Madagascar erreicht zu haben. In welchem Zustande sie jedoch ankamen, davon geben die Schlußzeilen des Briefes, der vom 25. September datirt ist, einen Begriff. „Seit den 24 Stunden (schreibt Frau Pfeiffer), die wir hier in Mauritius zubrachten und während denen wir wieder gute Luft, Pflege und ärztliche Behandlung genossen, sind wir schon um hundert Prozent besser. Ich kann heute schon ein halbes dutzendmal mein Zimmer durchschreiten, ohne zusammenzubrechen, und ich schreibe, wie Sie sehen, diesen Brief, den ich gewiß noch heute beendige."

Mannigfaltigkeiten.

[Die Kunst Menschen zu finden.] Der alte griechische Sonderling Diogenes ging in Athen bei hellem Tag mit einer leuchtenden Laterne umher und als man ihn fragte: „Was suchst du?" sagte er: „Ich suche Menschen." Das hat man nun oft und oft als sinnreich und weise gepriesen, ist aber, offen gesagt, nicht mehr und nicht weniger als ein leiblicher Faschingsspaß von dem seltsamen Kauz. Willst du die Sache ernst nehmen, so fange zuerst still bei dir selber an, ruhe und raste nicht, bis du das Ewige in dir, den ächten Menschen gefunden; Erziehung und Gewohnheit haben dir viel Vorurtheile und fremde Ueberlieferungen aufgeklebt, die du nun für dein eigentliches Wesen hältst; es geht oft die Haut mit ab, wenn du das Aufgeschmierte abreißest und du siehst, wenn du dich betrachtest, ganz zerschunden aus; du bist aber von Natur aus doch gesund und wirst bald wieder frischauf und neugeboren dastehen. Hast du den rechten Willen, selber ein ächter Mensch zu seyn, (und du hast dein Leben lang an der Ausführung zu thun), so wirst du die Menschen finden, wenn du hinaustrittst in die Welt. Du hast an dir erfahren, wie verkrustet und verputzt oft das wahrhafte und rein Menschliche ist, und du wirst dich nicht irren lassen, wenn du da und dort allerlei Seltsamkeiten und Härten findest; dringe tiefer ein und du wirst den Menschen, oder, was dasselbe ist, den guten Menschen finden. Wie aber dringt man tiefer ein? Ein offenes Herz öffnet die Herzen anderer. Hast du neun und neunzigmal dein bestes Herz preisgegeben und siehst dich

getäuscht, verkannt oder gar verspottet; laß dich's nicht verdrießen, bei dem Hundertsten von Neuem zu beginnen; denn dieser gerade, an dem du verstimmt vorübergehen möchtest, kann deiner Liebe werth und bedürftig, kann dein Bruder seyn. Ein gerechter und milder Richter hält den Grundsatz fest: lieber zehn Schuldige freigesprochen, als einen Unschuldigen verurtheilt. Der wahrhaft Wohlthätige sagt: lieber zehn Unwürdige mit Gaben beschenken, als einen Würdigen in Unmuth abweisen. So muß es auch in dir seyn, wenn du den ächten Menschen, wenn du die Liebe in dir walten lässest.

Die Frankfurter Familienblätter bringen folgenden Auszug aus einer Vorlesung von Saphir über Liebe und Eifersucht. Liebe und Eifersucht! Zwillinge! Inseparables! Gehören zusammen, lösen sich ab, ergänzen, verzehren, ersetzen, duelliren sich und beide — bleiben auf dem Platze! — Liebe und Eifersucht gehören zusammen wie Messer und Gabel, wie Essig und Oel zum Salat, wie Essen und Trinken zum Leben, wie Arzt und Todtengräber zum Sterben, wie Papier und Lumpen zu Zeitungsschreibern, wie Hunger und Geduld zum Praktikanten, wie Crinoline und Amazonenhut zur Närrin, wie Philosophie und Sauerkraut zum Deutschen u. s. w. In der Regel kömmt die Liebe zuerst, oft aber auch die Eifersucht; man ist oft früher eifersüchtig als verliebt. — Die Liebe ist stumm, aber je weniger sie spricht, desto mehr schreibt sie! So lange die Liebenden beisammen sind, überwältigt sie die Empfindungen und sie schweigen, d. h. sie halten das Maul zu etwas Besserem bestimmt und küssen! Wenn sie getrennt sind, überwältigen sie die Empfindung und — schreiben! — „Eine Liebende, die ins Schreiben kömmt, ist ein fortbrausendes Lokomotiv, dessen Führer der Schlag gerührt hat, nichts hemmt sie, bis es sich endlich in einen Satz einwühlt, aus dem sie nicht mehr heraus kann! — Die Liebe schreibt immer dumm, je dümmer, desto verliebter! Wenn ich je von einem Frauenzimmer einen gescheidten Liebesbrief erhielt, so wußte ich, die liebt nicht besonders! — — Die Eifersucht schreibt toll, wahnsinnig! — Wahnsinnig dumm ist ein Brief von Liebe und Eifersucht zugleich diktirt! — Wenn der Mensch in einem gewissen Alter alle seine Liebesbriefe, die er schrieb, überlesen möchte, er würde gar nicht begreifen, wie in einer Haut von 5 Fuß Höhe u. s. w. so eine Bibliothek von Bêtisen stecken könnte! Varus gib mir meine Legionen wieder! Weibliches Geschlecht gib mir meine Dummheiten wieder! Alle Dummheiten, die ich dir schriftlich gab, unterschrieben und gesiegelt! Ich könnte sie als Eintrittskarten in die Seligkeit gebrauchen, denn — selig sind die Dummen! —

Ein Kalifornier ließ sich von einem Zahnarzt in St. Francisco einen Zahn ausreißen. Dieser machte die Operation so geschickt, daß er dem Patienten zugleich sämmtliche vordere Zähne des untern Kiefers mitnahm. Der Zahnlose theilte dieses Kunststück unter der Ueberschrift „Warnung" in einer Zeitung mit, worauf der Zahnarzt gegen ihn auf Entschädigung klagte, weil er gesucht habe, ihm in seinem Kredite zu schaden. Das Gericht fand die Klage begründet und verurtheilte den mißhandelten Patienten und Warner zu einer Entschädigung von 3000 Dollars an den Zahnarzt.

Den Krankheiten der Kartoffel, des Weinstocks, der Maulbeerbäume folgt am Ende auch noch eine Krankheit des Reises. In mehreren Gegenden Piemonts, namentlich in der Lomellina, hat man in diesem Jahr die Gelegenheit zur Beobachtung einer Krankheit der Reisähren gehabt; kurz vor der Reife waren die Aehren plötzlich gebeugt und knickten dann ganz ab. Viele Grundbesitzer haben, um nicht in große Verluste zu gerathen, noch vor der völligen Reife zu mähen begonnen; andere, die Dieß nicht thaten, mußten einen großen Theil des Ertrages verloren gehen sehen.

Die Shipping Gazette berichtet, daß im Monat November die Zahl der in London bekannt gewordenen Schiffbrüche 163, so wie die Anzahl der vom 1. Januar d. J. bis 30. November bekannt gewordenen 1835 betrug, wovon 286 auf den Januar, 205 auf den Februar, 209 auf den März, 168 auf den April, 92 auf den Mai, 122 auf den Juni, 82 auf den Juli, 159 auf den August, 122 auf den September und 247 auf den Oktober kommen.

Räthsel.

Die ersten Sylben sind als furchtsam bekannt,
Nach der Dritten mißt man Menschen und Land;
Das Ganze, zwar leicht, wie die Ersten sind,
Bethöret dennoch manch liebliches Kind.

Auflösung des Räthsels in Nro. 297:
Hochzeit.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Wailandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 304 — Dienstag, 22. Dezember — 1857.

„Wer nie sein Brod mit Thränen aß!"

(Schluß.)

Frau Katrin nahm von dem Gesims des Herds eine irdene Tasse und füllte sie bis zum Rand mit der Milch.

„Nun trinkt," sagte sie, die Tasse der Gräfin reichend, „das wird Euch kräftigen, es ist wundervolle Ziegenmilch, so schön wie die Stadtleute sie nimmer bekommen, und von einer Wärme, wie Ihr sie auch nicht kennt, denn nicht das Feuer, sondern der liebe Gott hat diese Milch gewärmt, der liebe Gott, welcher meiner guten Ziege das Leben und die Wärme gegeben. Trinkt also im Namen des lieben Gottes!"

„So schön und herzig ist mir noch nimmer kredenzt worden," sagte die Gräfin der Bäuerin freundlich zunickend. „Ich werde Euren Trinkspruch in gutem Gedächtniß behalten und im Namen des lieben Gottes will ich trinken. Aber nur dann, wenn auch Sie, Gräfin Truchseß, und auch Sie, Herr von Schladen, eine Tasse von dieser schönen Milch bekommen können."

„Wir werden bekommen," sagte die Gräfin Truchseß, „geruhen Ew. — geruhen die gnädige Gräfin nur zuerst zu trinken!"

Die Gräfin setzte die Tasse auf das Fensterbrett, ohne sie mit ihren Lippen berührt zu haben. „Sie sehen, ich warte," sagte sie, „eilen Sie sich!"

„Jetzt flog die Gräfin selber zu dem Gesims des Herdes hin, nahm von demselben zwei kleine irdene Töpfe und reichte sie Frau Katrin dar, daß sie sie fülle.

„Und habt Ihr nichts zum Imbiß für die Dame, gute Frau?" fragte Herr von Schladen leise.

„Nur ein Stück altes Schwarzbrod habe ich," sagte Frau Katrin, „aber es wird wohl zu hart seyn für die feinen Zähne der Gräfin."

„Gebt es mir nur," sagte die Gräfin," meine Zähne werden es schon bezwingen."

Frau Katrin nahm aus dem Wandschrank ein großes Laib Brod; sie schnitt ein dickes Stück davon ab und präsentirte es auf dem blanken zinnernen Teller, dem Prachtstück ihres Hauses, der Dame.

Sie brach sich ein Stück davon ab, und an das Fenster gelehnt, begann sie ihr frugales Mahl, die Ziegemilch und das Schwarzbrod zu essen.

Tiefe Stille herrschte in dem kleinen Raum, die Gräfin Truchseß und der Oberkammerherr hatten sich an den Herd zurückgezogen und beeilten sich, dort das seltsame und ungewohnte Frühstück zu verzehren. Frau Katrin und Martha standen neben der Thür und starrten voll Bewunderung hinüber nach der hohen schönen Frau, die dort am Fenster stand und eben das harte schwarze Brod zum Munde führte. — Sie bemerkte gar nicht das Anschauen der Andern; gedankenvoll blickte sie hinüber nach dem großen Himmelbett, auf welchem sie heute Nacht in Thränen und in Gebeten geruht hatte, dann wandte sich ihr Blick dem Stück Brod zu, das sie in der Hand hielt und von dem sie sich vergeblich bemüht hatte, ein Stück abzubrißen. Und dieses Brod und dieß Bett erinnerte sie an eine längst vergangene Stunde aus den Tagen ihres Glückes, an eine Stunde, in welcher ihr inneres Auge die Zukunft erschaute, wo die Worte eines schönen und traurigen Liedes sie mit ahnungsvollem Schrecken erfüllten und ihr eine Prophezeiung ihres eigenen Schicksals dünkten.

Wie sie jetzt jener goldenen Tage der Vergangenheit gedachte, füllten sich ihre Augen mit Thränen. Sie rollten über ihre Wangen hin und tropften nieder auf das Brod, das sie in der Hand hielt.

„O," flüsterte sie leise, „jetzt werde ich das Brod essen können, ich habe es mit meinen Thränen erweicht!"

Und sie aß es jetzt wirklich, aber Thräne auf Thräne rollten über ihre Wangen nieder; sie wandte sich ab, um sie zu verbergen, und blickte durch das kleine Fenster hinaus in den Wald, dessen Bäume der Schnee wie mit silbernen Kronen geschmückt hatte.

Allgemach versiegten ihre Thränen, sie zog den

großen Brillantring vom Finger und, sich des scharfen Steins wie einer Feder bedienend, begann sie auf der Fensterscheibe mit rascher, fliegender Hand zu schreiben.

Frau Katrin und Martha starrten wie entsetzt zu ihr hin, die feinen Schriftzüge, die sich jetzt auf dem Glase zeigten, erfüllten sie mit Staunen und unheimlichem Frösteln, und sie meinten, die schöne Frau, die mit Steinen wie mit Federn zu schreiben verstand, sey am Ende doch eine Fee, die, von irgend einem bösen Zauberer verfolgt, hieher in den dunklen Tannenwald geflüchtet sey und jetzt eine Beschwörungsformel in das Fenster schrieb, damit der böse Zauberer keine Gewalt mehr über sie habe.

Die Dame steckte jetzt den Ring wieder an ihren Finger und wandte sich der Gräfin und dem Oberkammerherrn zu. „Jetzt bin ich bereit," sagte sie, „lassen Sie uns abreisen!"

Sie schritt rasch der Thür zu, und Frau Katrin freundlich lächelnd ihre Hand darreichend, dankte sie ihr für die gastliche Aufnahme in ihrer Hütte. Dann trat sie aus der niedern Hausthür und ging zum Wagen hin, an welchem der Oberkammerherr sie erwartete.

„Ich bitte die gnädige Gräfin um die Gnade," sagte er, „mir erlauben zu wollen, daß ich dießmal selbst die Funktionen des Vorreiters übernehme. Der Weg ist holpricht und voller Löcher, und da ich ein gutes Auge habe, werde ich sie zur rechten Zeit sehen, um darauf aufmerksam machen zu können."

Die hohe Frau dankte ihm mit einem innigen Blick. „Ich nehme Ihren Dienst an," sagte sie bewegt. „Gott gebe, daß einst eine Zeit kommt, wo ich meinen Getreuen danken kann für die Anhänglichkeit und Hingabe, die sie mir in den Zeiten der Trübsal bewiesen haben, und die mit diamanter Schrift in meinem Herzen eingegraben ist! Der guten Frau hier, die uns für diese Nacht beherbergt hat, wollen wir aber schon jetzt danken, und ich bitte Sie, ihr dieß in meinem Namen zu geben."

Sie reichte dem Oberkammerherrn ihre mit Goldstücken gefüllte Börse dar und stieg in den Wagen. Herr von Schladen blieb stehen, bis der Wagen davon rollte, dann, ehe er sein Pferd bestieg, eilte er wieder hinein in das Haus.

Frau Katrin und Martha standen im Zimmer vor der Fensterscheibe, und schauten noch immer staunend die feinen Schriftzüge an, deren Sinn sie nicht zu enträthseln vermochten.

„O Herr," rief Katrin, als der Oberkammerherr zu ihr eintrat, „o Herr, sagt uns doch, was das hier bedeutet, und was die schöne Fee hier auf das Fenster geschrieben hat."

Herr von Schladen trat zu dem Fenster hin; wie er die Zeilen gelesen, umdüsterten sich seine Augen, und eine tiefe Rührung sprach aus seinen Zügen.

„Beneidenswerth seyd Ihr," sagte er, „denn von dieser Stunde an ist Eure Hütte zu einem köstlichen Denkmal geworden, und wenn bessere Zeiten kommen, werden die Deutschen zu dieser Hütte hier wallfahrten, um mit andächtigem Herzen dieß historische Denkmal aus den Tagen des Unglücks zu schauen. Bewahrt Euch dieß Fenster wohl, denn ich sage Euch, es ist mehr werth als Geld und Brillanten."

„Ist es denn wirklich ein Zauberspruch, den die schöne Fee da geschrieben hat?" fragte Frau Katrin ängstlich.

„Ja wohl, ein Zauberspruch," sagte Herr von Schladen, „und der Zauberspruch lautet:

> Wer nie sein Brod mit Thränen aß,
> Wer nie die kummervolle Nächte
> Auf seinem Bette weinend saß,
> Der kennt Euch nicht, Ihr himmlischen Mächte."

„Ach Gott, sie hat heute ihr Brod in Thränen gegessen, ich hab' es gesehen," murmelte Frau Katrin. „Aber wer ist sie und wie heißt sie denn? Sagt es uns, damit wir für sie beten können, Herr."

„Sie heißt Louise," sagte Herr von Schladen mit erstickter Stimme. „Jetzt ist sie eine arme, tiefgebeugte Frau, die von Stadt zu Stadt flüchtet vor ihrem Feind und ihr Brod mit Thränen ißt und ihre Nächte durchweint. Aber sie ist doch auch immer noch die Königin von Preußen und sie wird es bleiben, wenn noch Gerechtigkeit im Himmel ist."

„Die Königin von Preußen!" schrie Frau Katrin entsetzt. „Sie war hier und hat das geschrieben?"

„Ja sie hat das geschrieben, und sendet Euch dieß zum Dank für Eure Mühe," sagte Herr von Schladen, den Inhalt der Börse auf den Tisch hinschüttend. Die Börse aber steckte er in seinen Busen, und ohne den Dank der überraschten Frau abzuwarten, eilte er hinaus und sprang auf das Pferd, um in vollem Jagen der Königin nachzueilen und sie zu beschützen auf ihrer Fluchtreise nach Königsberg.

Das Gewicht der Erdkugel.

Eine der wichtigsten Arbeiten, welche auf astronomischem Felde im Laufe unseres Jahres zur Reife gekommen sind, ist die Bestimmung des Gewichts der Erde, durch den Astronomen Präsidenten Baily.

Um jene interessante Methode klar auseinander zu setzen, ist viererlei erforderlich:

1) Das Interesse, die Aufmerksamkeit unserer Leser, 2) eine durchlöcherte Bleikugel, 3) ein astronomisches Fernrohr und endlich müssen wir 4) eine unserer freundlichen Leserinnen höflichst ersuchen, uns zu unserem großartigen Unternehmen, die Weltkugel abwägen zu wollen, — einen seidenen Faden aus ihrem Nähkörbchen gütigst überreichen zu wollen.

Haben wir das Alles, dann soll uns die Sache nicht mehr allzuschwer fallen. Vorher jedoch ein kleines Quid pro quo! Die Gesteine, welche auf der Oberfläche unserer Erde den bedeutendsten Raum erfüllen, sind Granit, Porphyr, — kurz die Kieselerde in ihren mannigfachen Metamorphosen. Das Gewicht eines Kubikfußes dieser Gesteinarten ist gewöhnlich 120 Pfund bayer. Da die Erde 31,589 Trillionen Kubikfuße enthält, so würde es sehr leicht seyn, zu berechnen, daß die Erde, falls auch in ihrem Innern jene Gesteine die häufigsten sind, gegen 3790 Tausend Trillionen Pfund wiegen müßte — ob aber jene Voraussetzung richtig ist, diese Frage wirft in eine derartige Gewichtsbestimmung ein sehr starkes „Veto."

Wir beginnen unsere Operationen damit, daß wir jene Bleikugel am Seidenfaden am Fuße eines Berges aufhängen, eines Berges jedoch, welcher 1) eine Gestalt hat, welche seinen Kubikinhalt sicher berechnen läßt (Würfel, Pyramide, Kegel u. s. w.) und 2) von dem wir versichert seyn können, daß er aus gleichartigem Gesteine besteht.

Unsere englischen Astronomen haben deßhalb den Berg Shehallien in Schottland benutzt, welcher eine abgestumpfte Pyramide aus rothem, gleichartigen Granit bildet.*) — Alsdann messen wir den Kubikinhalt des Berges. Ist es ein Würfel, so messen wir seine Seite, und angenommen, wir fänden diese gleich 1000 Fuß, so ist der Kubikinhalt des Berges 1000 Millionen Kubikfuß. — Endlich wiegen wir noch einen Kubikfuß des Gesteins, aus dem unser Berg besteht, und angenommen, wir fänden dieses Gewicht gleich 120 Pfund, so wiegt der Berg 120,000 Millionen Pfund. — Nun kehren wir mit unserem Fernrohre zu unserer Bleikugel zurück. Lassen wir unsere Leser durch das Fernrohr nach dem Sterne sehen, welcher gerade über unserem Haupte (im Zenithe) steht, so ist die Linie nach diesem Sterne, die genau senkrechte. Lassen wir sie ferner diese Linie mit der vergleichen, welche der Seidenfaden mit der Bleikugel bildet, so werden sie zu ihrem Erstaunen sehen, daß diese letztere nicht, wie sie immer hörten, mit freiem Auge immer glaubten, die genaue senkrechte ist, sondern daß die Bleikugel um eine, nur im Fernrohre wahrnehmbare Linien-Größe gegen den Berg hinüber hängt, weil nicht allein die Erde jene Kugel anzieht, sondern auch der Berg in ihrer Nähe.

(Schluß folgt.)

*) Um den astronomischen Laien nicht zu verwirren, übergehe ich den Umstand, daß bei der Rechnung auf die Entfernung von den Schwerpunkten der gravitirenden Massen Rücksicht zu nehmen ist.

Der Bildstock bei Rothenfels.

(Fränkische Sage.)

Ein Judenmädchen traurig
Den Bergweg wandelt hin;
Und düstrer' Ahnung Schmerzen
Den Busen ihr durchzieh'n.

Verstoßen und enterbt
Sie von den Ihren wird;
Unglücklich und verlassen
Sie durch die Welt bald irrt.

Sie will nun Christin werden,
Da bleibt sie sinnend steh'n:
„Wenn ich katholisch werde
Wie wird es mir ergeh'n?

Niemanden ich mehr habe,
Ich werd' der Leute Spott!" —
Da ruft's herab vom Himmel:
„Dann hast Du doch noch Gott!"

Ein wunderbarer Lichtstrahl
Die Gegend rings erhellt;
Das Mägdlein geht getröstet,
Vertrau'n den Busen schwellt.

Das Mägdlein ließ sich taufen,
Und fand alsbald ihr Glück;
Mit heißen Andachtsgluthen
Dacht' oft sie dran zurück.

Bald ward das Bild des Mägdleins
Dort aufgestellt von Stein,
Wie im Gebet es blicket
Empor zum Wunderschein.

Der Bildstock ist zu schauen
Noch heut' am Weg zum Schloß,
Wo einst vom Himmel nieder
Die Tröstung sich ergoß.

Julius Rutter.

Mannigfaltigkeiten.

Aus London vom 16. Dez. schreibt man: In der letzten Sitzung der hiesigen geographischen Gesellschaft wurde unter Anderem der von Lord Clarendon mitgetheilte „neueste Bericht über das Schicksal Dr. Vogels in Zentral-Afrika" vorgelesen. Er erzählt uns, was leider noch nicht widerrufen ist, daß Vogel todt ist. „Dieser war, dem offiziellen Berichte zufolge, von Bornu nach Bergami abgereist, war hier freundlich aufgenommen worden, und nachdem er alle bemerkenswerthen Punkte besichtigt hatte, über Madagu nach Borgu, d. h. nach Waday weiter gegangen, wo er von dem Vezir des Fürsten von Waday, Namens Simalek, den er daselbst traf, gut aufgenommen wurde. Später drang er in's Innere dieser Provinz, bis zu der Hauptstadt Wara vor. Dort residirt der, jetzt paralytische Sultan v. Waday, Fürst Seiaraff, und in der Nähe der Stadt befindet sich ein heiliger Berg, den Niemand besteigen darf. Sey es nun, daß Abdur Wahed (Dr. Vogel) von diesem Verbot nichts wußte oder sich nicht daran kehrte, genug der Fürst ließ ihn dafür zum Tode führen. Diese Nachricht war vor ungefähr 7 Monaten nach Darfur gelangt. Als Mahomet Hassan, der König von Darfur, davon hörte, war er sehr unwillig, und schickte dem Fürsten von Waday, sonst Bogu genannt, eine Zurechtweisung." Dieser Bericht aus dem ausw. Amt ist aus Cairo vom 19. Oktober datirt.

Der Koh-i-Nur, jener hellstrahlende große Edelstein, der während der Weltindustrieausstellung in Hydepark im Jahr 1851 so großes Aufsehen erregte, hat — was nicht allgemein bekannt ist — einen Bruder mit Namen Koh-i-Tur. Beide Steine wurden zu gleicher Zeit aus den Diamantengruben von Golconda in Ostindien ausgegraben, und der eine ist so werthvoll wie der andere. Die Geschichte des ersteren ist bekannt, wie er nach verschiedenen politischen und andern Abenteuern endlich in der Juwelensammlung der Königin von England sein Asyl gefunden hat. Der andere soll im Besitz der könig!. Familie in Delhi seyn. Die Engländer, die nach der kürzlich erfolgten Einnahme von Delhi den König von Delhi gefangen haben, machen Jagd auf die werthvolle Kostbarkeit, und vielleicht dankt der König von Delhi diesem Juwel noch sein Leben. Es geht nämlich die Sage, daß der Stein in einem obscuren Winkel des Tykhana Palastes in Delhi vergraben liege, und zweifeln verständige Eingeborene nicht im Mindesten an seiner Existenz. Der eigentliche Bewahrungsort aber ist ein Geheimniß und nur wenigen Auserwählten bekannt. Kalkuttasche Blätter meinen, ein taktvolles Benehmen gegen den König und seiner Umgebung werde den Zwillingsbruder Koh-i-Tur bald in die Hände des Protektors des indischen Reiches bringen.

[Ein Mädchen für einen Esel eingetauscht.] Zu Draguignan in Frankreich trat ein Bauer aus Frejus gegen eine ihm entflohene Magd, Namens Anette Martin, wegen Diebstahls klagbar auf. In Frejus sind Trümmer einer römischen Arena, wo zur Zeit des Jahrmarktes sich Händler aller Art versammeln. Der Bauer Billy stieß dort auf einen wandernden Zahnarzt, den ein nicht übel aussehendes, obwohl ein bischen schielendes Mädchen begleitete. Der Bauer besaß einen Esel und der Zahnarzt mußte seinen Karren allein ziehen. Sie kamen überein, daß der Arzt dem Bauer das Mädchen Anette Martin und dieser ihm dafür den Esel überlasse. Man holte einen Stempelbogen, und ein Viehhändler setzte einen Kontrakt auf. Billy nahm die Anette in sein Haus, kaufte ihr Kleider und Schuhe, und hätte sie, wie er sagt, später sogar geheirathet, denn er ist 60 Jahre alt, und das Alleinseyn ist ihm schwer. Aber ein paar Tage später, als Billi ausgegangen und Anette allein zu Hause geblieben war, packte sie, was sie an Habseligkeiten bei der Hand fand, nebst einer Uhr ein, und entfloh zu ihrem Zahnarzt. Sie wurde in contumaciam zu drei Monaten Arrest verurtheilt.

[Zur Kunst des Lebens.] Hast Du ein Herz, das für Schönes empfänglich ist, und Du siehst etwas Schönes vor Dir, so horche nicht auf die Stimme desjenigen, der als ein kritisches Orakel auftritt und mit wichtiger Geberde und beredter Zunge entweder bis in den Himmel erhebt oder bis in die Hölle verlästert. Beachte nur die Stimme Deines Herzens, und sie wird der beste Kommentar für den Werth oder Unwerth der Sache seyn.

Als während der französischen Revolution Robespierre zu Paris hingerichtet wurde, drückte ein Offizier aus Gascognien auf folgende Art die Furcht aus, die dieser Wütherich eingeflößt hatte: „So oft man mir den Namen Robespierre nannte," sagte er, „so oft nahm ich meinen Hut mit beiden Händen ab und sah hinein, ob nicht mein Kopf darin stecke."

Redakteur: Gustav Reffert.
Druck und Verlag der Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 305 Mittwoch, 23. Dezember 1857.

Oberst Felix.

Nach dem Französischen des Alphonse Aimée.

I.

Manche Menschen sind der Meinung, daß der Krieg nur eine ununterbrochene Kette von Lagern, Märschen, Belagerungen und Schlachten sey. Sie halten ihn für eine große Vernichtungsmaschine, die täglich in Bewegung gesetzt wird, um die eine oder die ander Partei zu zerschmettern. Aber nichts ist unwahrer, als diese Voraussetzung. Im Kriege gibt es mehr Augenblicke der Ruhe, als der Kämpfe; diese Letztere gleichen den Windstößen auf dem glatten, weiten Meere, deren jeder Schiffer ausgesetzt ist, die sich aber nur von Zeit zu Zeit wiederholen. Wie ernsthaft auch der Kampf seyn mag, jeder Feldzug hat Zeiten, in welchen die Waffen ruhen, die Leidenschaften schlummern, und selbst der Feind im Feinde den Menschen achten lernt.

Die Okkupation der pyrenäischen Halbinsel durch die französischen Heere, der furchtbarste Krieg der neueren Zeit, hat hiervon unzählige Beispiele geliefert, und ich meinestheils habe während der schrecklichsten Kriegsperiode fast das ganze mittlere Spanien durchstrichen, ohne je ernstliche Gefahr gelaufen zu haben.

Zwar diente mir meine Eigenschaft als Arzt zur Empfehlung; ich sprach ziemlich geläufig die Sprache des Landes, achtete die Sitten und Gewohnheiten der Einwohner, und verfehlte nie, mich in der Stadt unter den Schutz eines der Klöster zu stellen und dem Prior desselben meine Dienste anzubieten.

Durch das glückliche Resultat meiner Vorsichtsmaßregeln wurde ich ungemein kühn gemacht. Von Jaen aus, dem Standquartier unseres Regiments, welchem ich als Oberwundarzt beigegeben war, hatte ich nach und nach Andujar, Granada und Cordua durchschweift, und beschloß endlich auch meine Ausflüge nach dem Westen auszudehnen. Ich nahm einige Tage Urlaub und wandte mich nach Murcia. Nachdem ich Palos, den Ort, von welchem sich Christoph Columbus zur Entdeckung der neuen Welt einschiffte, besucht, und mich in Karthagena und Alicante aufgehalten hatte, folgte ich dem Laufe des Mundo und nahm meinen Rückweg nach Jaen über Largui, Ziezar und Calaspara.

Eines Abends langte ich so ermüdet in der letzteren Stadt an, daß ich, statt nach meiner Gewohnheit mich nach einem Kloster zu erkundigen, beschloß, in der nächsten Herberge mein Nachtquartier aufzuschlagen. Hier war Alles in außergewöhnlicher Aufregung. Der Wirth schrie unverständliche Befehle aus dem Fenster, die Dienstboten liefen durcheinander, und der Hof war mit Husaren angefüllt, die ihre Pferde sattelten, während einige Livreebedienten eine elegante Kalesche in reisefertigen Stand setzten.

Ich war eben im Begriff, einen der letzteren um die Ursache all' des Lärmes zu fragen, als ich zu meinem Erstaunen hinter mir meinen Namen nennen hörte. Rasch wandte ich mich um und erblickte einen Husaren, den ich früher in Jaen behandelt hatte.

— „Wahrhaftig, ich irre mich nicht," — rief er, als er mein Gesicht sah — „Sie sind Herr Lallemant, unser braver Doktor vom Achten."

— „Und Ihr seyd der Wachtmeister Peter Cordier", erwiderte ich.

— „Ei, haben Sie wirklich meinen Namen behalten, Doktor? Das nenne ich mir doch noch ein Gedächtniß! O! ich, das ist eine andere Sache," — sagte der Husar — „ich habe einen einleuchtenden Grund."

Ich hatte ihm das eine Auge gerettet.

— „Fühlt Ihr denn nichts mehr von Eurer Wunde auf der Stirn?"

— „Nicht mehr, als von meinen Milchzähnen; es war kein kleiner Dienst, den Sie mir geleistet haben .... Aber liegen Sie nicht mehr in Jaen in Garnison?"

— „Allerdings, noch immer."

— „Aber durch welchen Teufelszufall gerathen Sie denn hier in dieses Land der Wilden?"

Diese letzten Worte erinnerten mich an die Ma-

nier des würdigen Wachtmeisters, welcher, in der Vorstadt Saint-Marceaco geboren, fest glaubte, daß außerhalb Paris und seiner Bannmeile nur die Barbarei herrschte. Deßhalb antwortete ich ihm, indem ich das Wort betonte, daß ich gekommen sey, um die Schönheiten Murcias zu sehen.

— „Die Schönheiten?" — wiederholte er mit einer erstaunten Miene — „ach! Sie finden hier Schönheiten, Herr Doktor! Dann müssen diese einem andern Auge nicht sichtbar seyn, denn ich will verdammt seyn, wenn ich in den zehn Monaten, die ich hier bin, etwas Anderes gesehen habe, als nackte Gebirge, gelbe Weiber und ranzigen Käse."

— „Geht, Meister Cordier," — rief ich lachend — „Ihr seyd ungerecht, Ihr haßt Spanien."

Er zuckte die Achseln mit einer unaussprechlichen Grimasse.

— „Ich?" — sagte er — „Armes Land! warum soll ich es hassen? Es ist klar, daß man außerhalb Paris kein gebildetes Volk antrifft; es ist hier wie überall; jedes Land hat seine Eigenthümlichkeiten und seinen Charakter. In Deutschland, wo ich früher diente, beurkundet das Bier, die blonden Frauen und der Ofen das wilde Volk; hier ist es der Geruch des ranzigen Oels."

— „Des ranzigen Oels?"

— „Der wahre Typhus des spanischen Volkes, Herr Doktor; es hat sich mit dem spanischen Volke assimilirt, wie der Weinstock der Bourgogne, oder die Käse von Brie mit dem Pariser. Essen Sie ein Ragout, trinken Sie ein Glas Wein, gehen Sie bei einem Kloster vorbei, es ist immer derselbe Geruch. Ja, in diesem Augenblicke hat noch der Obrist einen Burschen abgeprügelt, der ihm ein Glas Milch brachte, welches diesen eigenthümlichen Landesgeruch an sich trug."

— „Ist ein Oberst hier?" fragte ich, durch die letzte Aeußerung aufmerksam gemacht.

— „Wie! Sie wissen es nicht?" — sagte Peter — „es ist der Vater Felix."

— „Der Baron?"

— „Ja er kommt von der Visitation der Garnisonen der Provinz."

— „Und kehrt er nach Murcia zurück?"

— „Nein, augenblicklich bleibt er hier in der Nähe auf seinem Schlosse."

— „Was Teufel! hat der Oberst denn ein Schloß?"

— „Seine Frau hat ihm ja eines als Brautgabe mitgebracht."

— „So? — doch wahrlich, ich erinnere mich, von seiner Heirath mit einer reichen Spanierin gehört zu haben."

(Fortsetzung folgt.)

Das Gewicht der Erdkugel.

(Schluß.)

Jenes außerordentliche kleine Stück aber, um welches, nur den astronomischen Instrumenten wahrnehmbar, die Kugel von der senkrechten Lage abweicht, dieß Stück kann das astronomische Instrument messen, und dadurch wird wieder der Astronom in den Stand gesetzt, mathematisch zu schließen, um wie viel die Anziehung des Berges, welche die Kugel nur um ein so kleines Stück aus der senkrechten Lage ziehen kann, kleiner ist, als die Anziehung der Erde; er ist im Stande, aus dem Verlaufe des Streites zweier einander feindlichen Anziehungen auf ihre verhältnißmäßige Stärke zu schließen.

Das ist Alles gut, wird man sagen, was aber hat das in aller Welt mit dem Gewicht der Erde zu thun?

Wir haben gewonnen, wenn der Leser bis hierher zu folgen im Stande war, denn das Gewicht der Erde ist bereits bestimmt. Nämlich: Begeben wir uns mit unserer Bleikugel am Seidenfaden an einen andern Berg, der, wie wir ebenso, wie dort finden, nur 60,000 Millionen Pfund wiegt, so ist die Größe der Linie, um welche die Kugel abweicht, nur halb so groß, und gehen wir an einen Berg von 30,000 Millionen Pfund, nur ein Viertel so groß, wie dort, möge der Berg aus einem Gesteine bestehen, wie er will. Demnach hängt einzig und allein diese Anziehung ab von der Größe, der Masse des Stoffs; Masse des Stoffs aber nennen wir und nennt Jeder „Gewicht."

Hat er also das Verhältniß der Anziehungen des Berges und der Erde, so hat er das Verhältniß der Massen des Stoffs, der Gewichte — und da ihm das Gewicht des Berges bekannt ist, das Gewicht der Erde selbst.

Wir haben den Lesern von den 3 verschiedenen Methoden, welche die Astronomie lehrt, das Gewicht der Erdkugel zu finden, die am leichtesten faßlichste vorgeführt. Alle drei geben überaus herrlich mit einander stimmende Resultate, denn außer den Arbeiten Baillys ist die Bestimmung des Gewichts der Erde bereits fünfmal ausgeführt worden, und wenn es nicht zu weit führte, könnten wir die Resultate aufführen.

Nach dem von Bailly gefundenen Resultate wiegt die Erde 7958 Tausend Trillionen Pfund bayerisch. Oben fanden wir, daß wir für dasselbe 3790 Tausend Trillionen erhalten würden, wenn wir annähmen, die Erde bestehe auch im Innern hauptsächlich aus der Kieselerde. Im Innern der Erde also müssen Massen liegen, welche viel schwerer sind, als die Massen, welche die Oberfläche bilden.

Darauf hin weist auch noch ein anderer, hier nicht auszuführenden Umstand.*)

Wie aber auf der Erde der Berg das Bleiloth aus der senkrechten Linie abzieht, ganz so zieht im Weltenraume der Planet die Erde aus ihrer eigentlichen Bahn.

Der Astronom mißt dieses Stück, und berechnet aus seiner Größe, wie groß die Masse des Stoffes jenes Planeten seyn muß, um die Erde um jenes Stück aus ihrer Bahn herauszuheben, er berechnet, wie schwer jener Planet seyn muß.

So einfache Mittel und so große Resultate! Möchte doch mancher der Leser angeregt werden, einzudringen in die Wissenschaft, deren Feld die Unendlichkeit, deren Weihe eine göttliche ist! Er würde in ihr Genüsse finden, die dem Laien für immer unbekannt bleiben.

Der Prozeß Jeufosse.

Paris, 19. Dezember. 1857.

In den letzten Tagen nahm ein Prozeß vor dem Schwurgerichte in Evreux die fast allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch. Eine Stunde von jener Stadt lebte auf einem Schlosse Frau von Jeufosse, die Wittwe eines Offiziers, mit ihrer Tochter und deren Erzieherin, einem gleichfalls jungen und schönen Mädchen. Ihre beiden Söhne brachten den Winter gewöhnlich in Paris zu. Durch sie hatte auch ein Rentner, 32 Jahre alt, aus der Nähe, Namens Guillot, Zutritt in das Haus erhalten. Obwohl mit einer hübschen jungen Frau verheirathet und Vater zweier Kinder, erlaubte er sich doch gegen die Erzieherin allerlei Zudringlichkeiten und, hier abgewiesen, richtete er dieselben gegen Fräulein Blanca von Jeufosse. Als deren Mutter die schändlichen Nachreden erfuhr, welche er gegen die Ehre jener beiden Mädchen, selbst im Kasino des Ortes, verbreitete, verbot sie ihm das Haus und brach jede Beziehung mit ihm ab. Allein seine Zudringlichkeiten nahmen damit kein Ende. Bei jeder Gelegenheit suchte er sich dem Fräulein v. Jeufosse zu nähern, warf Briefe in ihren Wagen, blies, um ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, in der Nähe des Schlosses Waldhorn, stieg Nachts über den Parkzaun, um einem Baume romanhaft überspannte Briefe an die junge Dame niederzulegen, die niemals von ihr geholt wurden, und trieb die Sache überhaupt mit einer an's Unglaubliche gränzenden Frechheit. Bei einigen seiner Freunde log er, Fräulein Jeufosse komme bei seinen nächtlichen Besuchen baarfuß zu ihm herunter, während die Verhandlungen erwiesen haben, daß sie im Zimmer ihrer Mutter schlief und dasselbe niemals zur Nachtzeit verlassen hatte.

Der Familie Jeufosse wurde dieses Treiben endlich zu arg und die Söhne warnten Guillot mündlich und schriftlich es einzustellen, drohend, daß sie auf nächtliche Herumstreuner im Parke schießen ließen. Alles war umsonst; Guillot, allgemein als ein Wüstling geschildert, der sich zum Geschäft gemacht habe, Frauen und Mädchen zu verführen oder ihnen wenigstens die Ehre abzuschneiden, setzte seine nächtlichen Spaziergänge im Parke fort. Auch am 12. Juni d. J. war er gegen 10 Uhr des Abends mit seinem Diener dahin gekommen. Als er die Mauer überstiegen und zwischen zwei Backsteinen einen Brief an einem Baume niedergelegt hatte, rief ihm der Parkhüter Crespel Halt! zu und feuerte auf 26 Meter Entfernung einen Schuß auf ihn ab, der ihn niederstreckte. Sein Diener floh anfangs, kehrte aber auf das Klagen seines Herrn zu diesem zurück, der sich im Staube wand und dem Diener ein Lebewohl und die Bitte um Verzeihung seiner Frau und Kinder austrug und dann seinen Geist aufgab. Die gerichtliche Untersuchung hatte die Verhaftung der Frau v. Jeufosse und ihrer beiden Söhne — alle drei angeklagt, der Anstiftung eines Mordes — und des Aufsehers Crespel, welcher des Mordes beschuldigt ist, herbeigeführt. Die Verhandlungen fanden unter einem ungeheuren Zudrange statt. Der berühmteste Redner Frankreichs, Berryer, vertheidigte die Frau Jeufosse und zwar in einer so glänzenden Rede, daß die Zuhörer auf's Tiefste ergriffen und zu wiederholten Beifallsrufen hingerissen wurden.

Frau v. Jeufosse genießt allgemeine Achtung und erhielt die vielfachsten Theilnahmsbezeugungen. Es stellte sich heraus, daß weder sie, noch ihre Söhne an Crespel den Auftrag gegeben hatten, Guillot zu erschießen; der Wächter erklärte, daß er diesem nur einen Denkzettel habe geben und ihn in die Beine schießen wollen; er sey aber dabei etwas zu hoch gekommen und habe in der Hitze den mit Rehposten statt den mit kleinen Schroten geladenen Lauf abgedrückt. Der Büchsenmacher des Kaisers erklärte, aus der Natur des Schusses, daß derselbe wirklich auf die Beine gerichtet war; unglücklicherweise drang jedoch ein Schrot in den Unterleib zerriß ein Gefäß und bewirkte dadurch eine tödtliche Blutung.

Außer der Criminalklage hatte die Frau des Erschossenen auch eine Civilklage anhängig gemacht und 100,000 Franken Entschädigung verlangt.

Mit größter Spannung sah man dem Wahrspruch der Geschworenen entgegen. Er lautete be-

*) Die Erde ist 5[illegible]/10000 mal schwerer als eine gleich große Kugel Wasser. Jene Zahl heißt das spezifische Gewicht der Erde.

züglich sämmtlicher Angeklagten und Anklagepunkte auf Nichtschuldig und wurde vom Publikum mit großer Befriedigung aufgenommen. In der Zivilinstanz wurde jedoch die Familie Lafosse in die Kosten der Klage verurtheilt. Mehrere Blätter lassen die Fräulein v. Jeufosse als sehr kompromittirt aus den Verhandlungen hervorgehen; auf uns haben diese jedoch einen entgegengesetzten Eindruck gemacht und auch Berryer rief in der Vertheidigung unter großem Eindrucke auf Zuhörer und Richter: „sie ist rein!“

Kunst und Literatur.

Es möchte vielleicht manchem Leser dieses Blattes ein Dienst erzeigt werden, wenn er auf ein Werkchen aufmerksam gemacht wird, das bezüglich seines Inhalts, wie seiner Darstellung nicht geringes Interesse gewährt. Es heißt: „Geschichte der bayer. Heeresabtheilung im Feldzuge gegen Rußland 1812. Freunden der Geschichte erzählt von Th. Kraus, Konventual des Benediktiner-Stiftes St. Stephan in Augsburg und geprüfter Studienlehrer“. Mit dem Bildnisse des Generals Grafen Deroy und einer Karte des Kriegsschauplatzes. Augsburg, Kollmann.

Mannigfaltigkeiten.

[Ein hochherziger Schulfreund.] Simon Freiherr von Sina hat an die Verwaltung seiner nächst Pesth gelegenen Güter folgendes Schreiben gerichtet: „Ich habe mit Freuden die Erfahrung gemacht, daß, nachdem die hiesige Regierung dem Schul- und Erziehungswesen in jeder Beziehung die ersprießlichste Fürsorge zuwendet, die auf meinen Gütern bestehenden Volksschulen von zahlreichen Schülern fleißig und mit reichem Erfolge in Bezug auf ihre geistige und leibliche Ausbildung besucht werden. Da nun das Glück der Völker, das allgemeine Wohl, auf der Volksbildung ruht, habe ich den Entschluß gefaßt, die weittragenden weisen Anstrengungen der hohen Regierung auf dem Gebiete der Volksbildung mit der aufrichtigsten Bereitwilligkeit nach Kräften zu unterstützen und zu fördern, indem ich zur Hebung des Unterrichts in den Schulen des Gutes ohne Rücksicht auf Religion zu Prämien für Lehrer und Schüler und Anschaffung von Schulbüchern jährlich 4129 fl. bestimme.“

Die ächten Haustyrannen sind jetzt die Hauswirthe; sie sind das schlimmste Uebel und leider ein nothwendiges; denn wohnen muß doch Jeder. In Paris, Berlin, Wien, ꝛc. ist die Klage über sie allgemein. Zu einem Hauswirthe in Paris kommt ein schüchterner Miether: „Herr, kann ich Ihre Zimmer haben? — Wirth: Wollen sehen! Sind Sie verheirathet? — Ja! — Ist Ihre Frau jung? — Ja! — Haben Sie Verwandte bei sich? — Ja, zunächst meine Schwiegermutter! — Wie alt ist die Dame? — 60 Jahre! — Und sonst noch Jemand? — Nur noch meine Schwägerin! — Wie alt ist sie? — 18 Jahre? — Sie begreifen, mein Herr, entscheidet endlich der Haustyrann, daß ich Sie um keinen Preis in mein Haus nehmen kann! In meinem Hause dürfen weder Kindtaufen, noch Hochzeiten, noch Begräbnisse vorkommen; das ist erstes Hausgesetz. Nun könnte aber Ihre Frau Sie mit Kindern beschenken, Ihre Mutter sterben und Dero Schwester sich verlieben und verheirathen! Das ist nichts für mein stilles ehrbares Haus! Adieu!

Ein französischer Soldat Namens Monier, hat ein neues Zügelungssystem erfunden, durch dessen Anwendung angeblich die widerspenstigsten und hitzigsten Thiere mit der größten Leichtigkeit und Sicherheit gelenkt und gebändigt werden können. Die in Paris und in Caen angestellten Versuche sind, wie es heißt, vollkommen befriedigend ausgefallen; der Erfindung ist von der Prüfungskommission die Benennung Mouffle-Moniteur beigelegt worden.

Nach der „Berl. Börsenztg.“ hätte ein dortiger Arzt, Dr. Reimann, angeblich ein von gutem Erfolg begleitetes Verfahren erfunden, die Schwindsucht zu heilen, welche Krankheit bis jetzt als unheilbar gilt. Die medizinische Fakultät der Wiener Universität habe einen Ausschuß niedergesetzt, um das Reimann'sche Verfahren zu prüfen.

Sinnsprüche.

Wenn ein Narr die Waage braucht, steht die Zunge nie gerade.

Wer die Freude am unrechten Ort sucht, bringt Elend mit sich heim.

Der Schielende gibt nicht sich, sondern dem Spiegel die Schuld.

Wer von Schlangen das Kriechen lernt, dem wachsen bis in Ewigkeit keine Flügel.

Wo man zu viel die Füße regiert, da verlieren die Köpfe.

Wer Gott nicht in der Sonne sieht, dem erscheint er in der Gewitterwolke.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 306 Donnerstag, 24. Dezember 1857.

Oberst Felix.

(Fortsetzung.)

Cordier wandte den Kopf, sah sich vorsichtig um und dämpfte seine Stimme.

— „Ja,“ — sagte er — „der alte Eber hat eine Frau dieses Landes genommen. Begreifen Sie dieß, Herr Doktor?“

— „Warum nicht? man sagt, sie soll sehr schön seyn.“

— „Bah!“ — sagte der Wachtmeister, indem er mit der Unterlippe verächtlich zuckte — „sie gleicht allen Moresken dieser Gegend: kohlschwarzes Haar und Augen, deren Blitze versengen oder erdolchen. Ich kann in Wahrheit weder die Philosophie der Spanierin, noch die des Obersten begreifen. Sie sind ein Philosoph, Herr Doktor, würden Sie sich verheirathen, wenn Sie 50 Lebensjahre, eilf Wunden und nur ein Auge zählten? Nicht einmal zu rechnen, daß die Moreskin ihn wider Willen und nur zur Rettung ihrer Familie, die in eine Verschwörung gegen die Franzosen verwickelt war, geheirathet hat.“

— „War denn der Oberst zärtlich?“

— „Wie ein Tannenzapfen.“

— „Nun wohl,“ — erwiderte ich — „ein Jeder nimmt das Leben von der Seite, wie es ihm gefällt; was kümmern den Baron Alter und Gebrechen, wenn er sich in seiner späten Verheirathung glücklich fühlt?“

— „Er?“ — sagte Cordier, sich nochmals vorsichtig umsehend — „seit er verheirathet ist, verzehrt er sich vor Eifersucht, wie ein Pelikan.“

— „Das ist unmöglich . . . .“

— „Bei Gott! wir sehen es täglich zur Genüge. Das Bewußtseyn, daß ihm jede Liebenswürdigkeit fehlt, um der Sennora Beata zu gefallen, macht ihn wüthend wie einen tollen Hund. Er wirft sich täglich seine grauen Haare, seinen dicken Bauch und seine Einäugigkeit vor; dieses Letzter ist namentlich seine schwächste Seite, und er ist so wüthend, nur ein Auge zu besitzen, daß alle Menschen, die sich zweier gesunder Augen erfreuen, seine ärgsten Feinde sind.“

— „Und die Sennora Beata?“ fragte ich, unwillkürlich durch die vertraulichen Mittheilungen Cordier's gefesselt.

Er wurde plötzlich sehr ernst.

— „O! sie,“ — sagte er — „sie hört, sieht und spricht nichts; was sie denkt, mag entweder der Teufel, oder — vielleicht Don Perez wissen.“

— „Ist das ihr Freund?“

— „Nein, ein Verwandter, welcher, wie man sagt, in den Guerillas gedient hat, und von dem ich argwöhne, daß er noch geheime Verbindungen mit diesen ehrenwerthen Banditen unterhält. Er ist etwa seit acht Tagen hier und verläßt die Sennora nicht.“

— „Und duldet dieß der Baron?“

— „Er fürchtet die Sennora zu erzürnen, wenn er den Cousin fortschickt, denn Beata setzt Alles durch, was sie will. So ihr gehorchend, knirscht er heimlich mit den Zähnen und gleicht einem gebändigten Tiger, dem die Moreskin gut thun würde, nicht all zu viel zu trauen.“

— „Was hat sie denn zu fürchten?“

— „Das weiß ich nicht, aber eines Tages wird Vater Felix sein einziges Auge öffnen, und wenn er dann was sehen wird. . . . so wird er wieder einmal den Kapuziner spielen.“

Ich konnte ein Lächeln bei dieser Anspielung auf den früheren Stand des Obersten nicht unterdrücken, denn dieser hatte vor der Uniform die Kutte getragen und verdankte diesem Umstande den Spitznamen: Vater Felix, unter welchem er in der ganzen Armee bekannt war.

Man erzählte sich viel von seiner wunderbaren Tapferkeit, unermüdlichen Ausdauer und, wenn auch nicht glänzenden, doch umsichtigen Taktik. Daher hatte Napoleon, welcher seine Soldaten so trefflich zu benutzen, aber auch zu beurtheilen verstand, vom Vater Felix gesagt: daß er ein Soldat sey, der den Teufel aus der Hölle holen würde.

Kaum hatte mir der Wachtmeister seine leise geflüsterten Mittheilungen gemacht, als ein Diener auf der Schwelle der Posoda erschien und dem Be-

fehl brachte, daß die Equipage des Barons vorfahren soll.

— „Befiehlt er die Abreise?“ fragte Cordier.

— „Nein, die Sennora,“ antwortete der Diener.

— „Dann schnell in den Sattel,“ — rief der Husar — „Sennora Beata liebt das Warten nicht. Werden Sie nicht nach Schloß Lucar kommen, Herr Doktor?“

— „Nein, ich übernachte hier.“

— „Und morgen?“

— „Werde ich nach Jaen zurückkehren.“

— „Ich hoffe, wir werden uns doch noch wiedersehen.“

— „Das ist sehr unwahrscheinlich. Adieu, Cordier.“

— „Adieu, Herr Doktor, glückliche Reise und viel Vergnügen.“

Wir schüttelten uns die Hände und der Wachtmeister bestieg sein Pferd, indem er die Husaren versammelte.

Fast in demselben Augenblicke trat der Oberst aus der Herberge.

Ich hatte ihn noch nie gesehen; aber seine äußere Erscheinung stimmte genau mit der Vorstellung überein, die ich mir von seiner Person gemacht hatte; ich erkannte ihn auf den ersten Blick. Sein kurzer, gedrungener Körper war mit einem Militäroberrocke bekleidet, der das Eckige der Formen überall sehen ließ. Vom hohen Kasket herab wallte ein weißer Federbusch, der das fehlende Auge fast verdeckte. Eine hohe, steife Halsbinde, enge Stiefeln und unförmliche, gemslederne Handschuhe gaben der Figur des Barons ein gezwungenes Ansehen.

Er trat einige Schritte auf den Hof hinaus, stellte sich vor das Husarenpeloton und durchmusterte es mit der Schärfe, die die Einäugigen ihrem Blicke zu geben wissen, dann, als er nichts zu erinnern fand, drehte er ihm den Rücken zu und beobachtete den Eingang der Posada, in welchem die Sennora erschien, begleitet von ihrem jungen Verwandten.

Ihr etwas brauner Teint war mehr lebhaft als frisch, und dichte, seidene Wimpern bedeckten die Augen, die von Zeit zu Zeit gleich Blitzen funkelten. Ihre Körperformen waren schlank, aber fest und vom schönsten Ebenmaße. Es sprach sich mehr Energie als Sanftmuth und Zartheit in ihnen aus. Sie war einer jener Junonischen Schönheiten, die man mehr bewundern als lieben kann.

Als die Sennora auf der Schwelle der Herberge erschien, hatte sie die eine Hand auf den Arm ihres Kousins gestützt; kaum erblickte sie jedoch den Obersten, als sie sie zurückzog, und allein, mit leichten Schritten, auf die Kalesche zuging, die ihrer harrte.

Don Perez folgte ihr. Er war ein junger Mann von 25 Jahren, mit edlen Zügen und von schlanker Gestalt, dessen markiger, fast theatralischer Gang lebhaft an die Abkömmlinge des Cid erinnerte. Als er in die Kalesche gestiegen war, wollte er den Vordersitz einnehmen, allein auf ein Zeichen der Sennora nahm er an ihrer Seite Platz.

Der Baron, welcher inzwischen Cordier die letzten Befehle gegeben hatte, und zur Seite der Equipage stand, bemerkte dieses, runzelte die Stirn und zog seine Binde in Höhe.

(Fortsetzung folgt.)

Fünf Minuten zu spät.

Bei der Verschwörung, welche die Royalisten in Frankreich gegen Ende des Jahres 1803 gegen das Leben des ersten Konsuls angezettelt und an deren Spitze die Namen des Generals Moreau und Georges Cadoudals standen, hatte sich auch Viktor von Deville betheiligt, ein junger reicher Mann aus einer alten Familie der Normandie. Bekanntlich war der Ausbruch dieser Verschwörung durch die Verhaftung der Häupter der Verschworenen verhindert. Wer den Schergen der Polizei entging, suchte sein Heil in der Flucht. Zu den Letzteren gehörte auch Deville. Eine unglückliche Liebe für die Wittwe eines bei Marengo gefallenen Artillerieoffiziers machte es ihm unmöglich, Paris zu verlassen, obgleich die Polizei Tag und Nacht ihm nachspürte. Anfangs entging er diesen Verfolgungen, indem er jeden Tag bei einem andern seiner zahlreichen Freunde übernachtete; doch diese Zufluchtsorte verschlossen sich bald vor ihm und so gerieth er auf den Gedanken, ein Asyl bei jenen verlornen Wesen zu suchen, welche die Polizei damals weniger beaufsichtigte und deren Ergebenheit er allenfalls mit seinem Gelde zu erkaufen hoffen durfte. Ein prachtvoller Caschemirshwal verschaffte ihm in der That Zutritt bei einer Schauspielerin, deren Schönheit eben so berühmt war, wie ihre Galanterie. Als Viktor gegen 11 Uhr des Nachts ihren Salon betrat, empfing sie ihn zwar mit großer Anmuth, meinte aber doch, ihm bemerklich machen zu müssen, daß der erste Konsul sie zuweilen mit seinem Besuche beehre. Deville erblaßte bei dieser Nachricht. Die Schauspielerin schrieb dieses Erblassen einem andern Gefühle zu und bemerkte, heute erwarte sie diesen Besuch nicht, weil er sich nicht habe anmelden lassen. Zum Aufsuchen eines andern Asyls war es jetzt zu spät; Deville beschloß also einstweilen zu bleiben, wo er war, bat die Schauspielerin, sich durch seine Anwesenheit durchaus nicht in ihrer Ruhe stören zu lassen und ihm ein Zimmer anzuweisen, wo er einige wichtige Briefe

schreiben könnte. Da er sich als Engländer bei ihr eingeführt hatte, fiel dem jungen Mädchen dieses Verlangen keineswegs auf. Sie brachte Schreibmaterialien herbei und verließ dann ihren seltsamen Gast. Dieser hatte eben eine lange Abschiedsepistel an die Dame seines Herzn beendet und saß, umsponnen von düstern Gedanken, sinnend vor dem Schreibtische, als sich plötzlich an der Hausthür zwei heftige Schläge vernehmen ließen und gleich darauf die Schauspielerin mit den Worten ins Zimmer stürzte: „Er kommt! Mylord, entfernen Sie sich!" Deville folgte ihr gleichmüthig durch ein Seitenpförtchen, welches mittelst einer versteckten Treppe in ein Zimmer des Entresol führte. Seltsame Gedanken stiegen in ihm auf, während er den kleinen Raum mit langsamen Schritten durchmaß. Sein Todtfeind war in seiner Nähe, war gewissermaßen in seine Hand gegeben — wie, wenn er jetzt das Werk vollführte, dem seine Genossen zum Opfer fallen sollten? Als wenn die Versuchung ihm noch näher gerückt werden sollte, hört er jetzt über sich einen gellenden Schrei und fast in demselben Augenblicke eilte die Schauspielerin zu ihm herein athemlos, in unbeschreiblicher Verwirrung und ruft ihm mit halberstickter Stimme zu: „Um Gotteswillen, kommen Sie ihm zu Hülfe! Er stirbt!" — „Wer stirbt?" — „Bonaparte! Aus Erbarmen! kommen Sie!" Nun einen Augenblick zögerte Deville, dem Rufe der Menschlichkeit zu folgen, dann eilte er hinauf und leistete dem schnell Erkrankten alle Hülfe, wie sich nur ein Bruder dem andern hätte zu Theil werden lassen können. Als Bonaparte wieder zu sich kam, entfernte sich auch sein Retter und verließ bald darauf das Haus. Mehrere Tage vergingen. Die Nachforschungen der Polizei nach dem jungen Normannen wurden immer thätiger und bald sah er die Unmöglichkeit ein, sich länger in Paris halten zu können. Noch einmal wollte er seine Geliebte sehen, doch auch davon hatten seine Verfolger Kunde erhalten. Sie spürten ihn auch dort auf und nur seiner Gewandtheit gelang es noch einmal, ihnen zu entgehen. Er konnte sogar unbemerkt die Barrieren von Paris überschreiten und suchte nun bei einem alten Diener seiner Eltern eine Zuflucht. Hier endete sein Glück. Der alte Mann erschrack über die Verantwortlichkeit, die er auf sich geladen, und lieferte den Unglücklichen den Behörden aus. Deville ward nach Paris zurückgebracht, ihm der Prozeß gemacht und er zum Tode verurtheilt, wie seine übrigen Genossen. Jammernd stand seine Mutter vor ihm, der man den Zutritt zu dem Verurtheilten nicht verweigert hatte. Deville aber war voll freudiger Hoffnung und tröstete auch die Verzweifelnde mit der Versicherung, er habe ein Mittel in den Händen, welches ihm die Begnadigung vom ersten Konsul verschaffen werde. Als seine Mutter zweifelnd zu ihm aufsah, händigte er ihr einen Brief an Bonaparte ein mit der dringenden Bitte, ihn nur dem ersten Konsul in Person zu übergeben. Voll Hoffnung eilte Frau von Deville nach Malmaison, wo sich Bonaparte aufhielt. Er unterhielt sich eben mit Billardspiel, als man ihm meldete, daß eine Dame ihn zu sprechen wünsche. Ein Adjutant erhielt den Auftrag, zu sehen, was sie wolle. Er bringt den verhängnißvollen Brief, Bonaparte wirft einen Blick hinein, erblaßt und zieht sich in eine Fensterbrüstung zurück; dann gibt er, sich zu einem Lächeln zwingend, dem Adjutanten den Auftrag, die Dame den andern Morgen um 10 Uhr wieder zu bestellen. Dieser andere Morgen war aber auch zur Hinrichtung des jungen Deville bestimmt, und voll trüber Ahnung entfernt sich dessen Mutter. Erschöpft von den Erschütterungen der letzten Tage, suchte die von schweren Besorgnissen gefolterte Frau den Nachrichter auf und bittet ihn, die Hinrichtung zu verzögern, bis sie von ihrem Besuch beim ersten Konsul zurückgekehrt sey. Das Verlangen ist kaum zu erfüllen, da es nicht von ihm abhängt, doch verspricht er zu thun, was in seinen Kräften steht. Als aber Frau v. Deville am andern Morgen nach Malmaison kommt, hört sie, daß Bonaparte auf der Jagd sey und der Schreck wirft sie besinnungslos nieder. Sie erwacht nicht mehr zum Leben. Inzwischen sind die verurtheilten Verschwornen, mit ihnen Deville, nach dem Hinrichtungsplatze gebracht worden. Der Nachrichter verrichtet heute, treu seinem Versprechen, sein trauriges Werk mit ungewöhnlicher Langsamkeit, und als den jungen Deville der Todesstreich treffen soll, setzt er seine Thätigkeit ganz aus, unter dem Vorwande, die Maschine sey in Unordnung gerathen. Das um die Gerichtsstätte versammelte Volk murret laut über diese unerhörte Grausamkeit, die den Verurtheilten zwiefach sterben lasse und reißt endlich Pflastersteine aus dem Boden, sie nach dem Schaffote schleudernd. Jetzt ist längere Zögerung unmöglich und Devilles Haupt fällt unter dem Beile. Kaum ist der Streich geschehen, so erhebt sich in der Ferne ein verworrenes Geräusch und auf keuchendem Rosse eilt ein Guide der Konsulargarde herbei und verkündigt die Begnadigung Devilles. Es war zu spät!

Mannigfaltigkeiten.

Im Gebirge, oder besser am Gebirge, im Landgericht Rosenheim und Miesbach, ist in jüngster Zeit, wie wir bereits in der Zeitung erwähnt haben, der Unfug des Haberfeldtreibens wiederholt vorge-

kommen. Die Sitte oder Unsitte des Haberfeldtreibens ist uralt und beschränkt sich auf die Landgerichte Miesbach, Rosenheim und Tegernsee. In kulturhistorischer Beziehung ist dieselbe merkwürdig. Wenn das Haberfeld abgetrieben, d. h. die letzte Ernte hereingebracht, dann ist die Zeit dazu gekommen, denn die Nächte werden lang und dunkel. Der Haberfeldmeister läßt das Treiben ansagen. Den Grund dazu bieten zunächst unsittliche Verhältnisse. In der bestimmten Nacht kommen alle Haberfeldtreiber, deren einige oft 5—6 Stunden über das Gebirg zu gehen haben, mit Stutzen bewaffnet, am Sammlungsplatze zusammen. Nun wird verlesen. Jeder antwortet auf seinen Spitznamen. Immer aber erfolgt einmal die Antwort doppelt: der Doppelgänger ist aber Niemand anders als der leibhafte Gottseibeiuns. Fehlt übrigens nur ein Einziger beim Aufrufe, so geht die ganze Schaar auseinander und eine andere Nacht wird anberaumt zum Haberfeldtreiben. Ist aber alles versammelt, so setzt sich der Zug in Bewegung. Die Gesichter sind geschwärzt, jeder ist vermummt, so gut es geht. Mit höllischem Spektakel, unter Schießen, Schreien, Zusammenschlagen eiserner Kessel u. s. w. geht es oft stundenweise durch die Dörfer, bis zum Hause, dem gerade das Treiben gilt. Zuvor hat man in den Dörfern ansagen lassen, daß das Vieh fest angebunden werde, der ungewöhnliche Lärm macht es scheu, so daß es sich losreißt. Niemand darf sich am Fenster blicken lassen, auf die Gefahr hin, daß eine Kugel ihn treffe, denn die Stutzen sind scharf geladen. An Ort und Stelle angekommen, werden in aller Stille Posten ausgestellt, die jeden unter Todesdrohung zurückweisen, der sich absichtlich oder zufällig dem Schauplatze des nächtlichen Unfugs nähert. Der Unglückliche aber, dem es gilt, muß unter die Thüre treten und hat hier ein gereimtes Register seiner Sünden anzuhören, das ihm vorgelesen wird. In den Pausen wird stets ein furchtbarer Lärmen mit Schießen, Kesselschlagen u. s. w. gemacht. An Leib und Leben geschieht Niemand etwas, aber der Muthwille wird im hohen Grade geübt. Man zerlegt z. B. große Heuwägen und setzt sie dann auf dem First des Daches wieder zusammen. Mit demselben infernalischen Getöse zieht dann die Bande wieder ab und zerstreut sich nach allen Richtungen. Die Furcht vor der Genossenschaft des Haberfeldtreibens ist unter den Landleuten so groß, daß man die Namen der Theilnehmer auf gütlichem Wege nie erfahren kann.

———

Frau Ottilie Wildermuth schildert in ihren „Skizzen aus Schwaben" unter andern auch einen Pfarrer, der das Seinige sehr zusammenhielt, so sehr, daß Andere ihn für geizig erklärten. Nachdem er sich durch seine große Sparsamkeit mehrfache Körperleiden zugezogen hatte, mußte er sich einen Vikar ins Haus nehmen, damit dieser seine Amtsgeschäfte besorge, wenn Krankheit ihn daran verhinderte. Die Wahl war schwer, denn er sollte weder verwöhnt noch anspruchsvoll seyn, dennoch fand sich endlich ein passendes Subjekt. Am Abend der Ankunft des unglücklichen jungen Mannes führte der Pfarrer ihn selbst in sein kleines Stübchen, das gerade über der Wohnstube des Pfarrers gelegen war. Es war ein kalter, regnichter Novemberabend und vergeblich sah sich der Vikar nach einem Ofen um. Lächelnd folgte der Pfarrer seinen Blicken und schob dann triumphirend einen Schieber am Fußboden zurück, so daß eine ziemlich weite Oeffnung in die Wohnstube unten entstand und machte ihn mit dieser seiner eigenen sinnigen Erfindung bekannt. „Sehen Sie!" sagte er; „bekanntlich steigt die Wärme nach oben. Nun erhalten Sie alle die Wärme, die sonst nutzlos an unserer Zimmerdecke verloren geht und sind so offenbar gegen uns im Vortheil." Dem Vikar blieb es freilich ein Räthsel, wie das Bischen Wärme in der Pfarrstube sich auch noch hinaufziehen und vertheilen solle, der Pfarrer lebte aber dieses erfreuenden Glaubens und war höchst indignirt, als der Vikar einst an einem sehr kalten Wintertage die Freiheit hatte, beide Beine durch die Oeffnung hinabzuhängen.

———

Die „St. Galler Zeitung" erzählt von einem St. Galler, Namens Schlatter, der eine abchasische Fürsten-Tochter geheirathet. Derselbe war schon längere Zeit in einem Handlungshause in Trapezunt angestellt. Letzten Sommer erhielt er von diesem den Auftrag, eine Schiffsladung Buchsholz in einem abchasischen Hafen, an der Ostküste des schwarzen Meeres, südlich von Anapa, abzuholen. Dort machte er die Bekanntschaft eines abchasischen Fürsten, welcher ihn einlud, ihn in seinen Bergen zu besuchen. Schlatter machte den Ritt mit. Im Fürstenhause gastlich aufgenommen, war er bald mit der Familie bekannt, und noch am Tage seiner Ankunft trug ihm der Vater die Hand seiner Tochter an. Nächsten Tages war die Verlobung. An der Hochzeit, die im Ritus der orthodoxen griechischen Kirche vor sich ging, nahmen nicht weniger als 1500 Personen aus den verschiedenen Stämmen dieses Bergvolkes Theil. Die Mitgift, welche die Tochter in die Ehe brachte, besteht in einem Gebiete, das nach dem Berichte Schlatters ungefähr so groß ist wie der Kanton Zug; der Reichthum desselben besteht namentlich in Viehheerden und Buchswaldungen; aber auch Beherrscher zahlreicher Leibeigener ist der St. Galler geworden.

Redakteur: Gustav Keffert.
Druck und Verlag der Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung.“

№ 307 Samstag, 26. Dezember 1857.

Oberst Felix.

(Fortsetzung.)

— „Sollen wir der Kalesche von weitem folgen, Herr Oberst?“ fragte der Wachtmeister.

— „Warum von weitem?“ sagte Vater Felix rauh.

— „Verzeihen Sie! ich glaubte, weil der Oberst und seine Gemahlin —“

— „Nun?“ —

— „Ich dachte — es könnte geniren — wenn wir den Wagen umringten.“

Eine düstere Wolke bedeckte die Stirn des alten Obersten.

— „Siehst Du den Koufin denn nicht, Kameel?“ schrie er wüthend.

— „O das ist wahr.“ — erwiderte ernst der malitiöse Pariser — „wir dürfen also neben den Wagenschlägen reiten?“

Der Baron warf auf ihn einen Tigerblick.

— „Thut Eure Pflicht als Chef der Eskorte, Meister Cordier,“ — sagte er, „und wenn Ihr Sie vergessen habt, so will ich sie Euch in der Wachtstube lehren.“

Cordier senkte seinen Säbel, ohne zu antworten; der Oberst nahm seinen Platz ein, und schrie: „Vorwärts!“ und die Kalesche, gefolgt von dem Husarenpeleton, flog im Galopp davon. Ich verfolgte sie mit meinen Blicken, bis sie auf dem Wege nach Lucar verschwand, dann trat ich in die Posoda ein.

Ich hoffte, ein gutes Mahl und ein bequemes Bett zu finden, allein ich hatte, wie das Sprichwort sagt, die Rechnung ohne den Wirth gemacht. In dieser Redensart liegt, namentlich für Spanien, eine solche Wahrheit, daß sie gewiß ein zweiter weiser Sancho erfunden hat. Meine Vorgänger hatten in der Herberge von Calaspara alle Vorräthe aufgezehrt, und der Wirth, welcher mich allein sah, war nicht geneigt, mir eine solche Höflichkeit zu erweisen, wie sie ihm der Oberst und seine Eskorte abgezwungen hatten. Als ich ein Abendessen und ein Bett verlangte, erwiderte er mir kurz: daß sein Feuer ausgegangen und seine Kammer besetzt sey, und daß ich mich anderswo darnach umsehen müsse.

Anderswo umsehen, heißt immer in der Sprache der Wirthe, daß man von ihnen nichts zu hoffen hat, oder daß man ganz allein auf sie beschränkt ist. Ich wußte auch in der That, daß diese Posoda das einzige Wirthshaus in ganz Calaspara war, in welchem ein Franzose ohne Lebensgefahr übernachten konnte; denn es war schon zu spät, um ein Unterkommen in einem Kloster zu finden. Ich versuchte daher, meinen Wirth zu erweichen, allein alle Bitten, Versprechungen, ja selbst Drohungen waren vergeblich. Alles, was ich dadurch erlangen konnte, waren einige Stücke eines höchst ungenießbaren Kuchens, und ein Platz auf einem hölzernen Feldbette, auf welchem man mehrere wollene Maulthierdecken ausgebreitet hatte. Indessen war meine Müdigkeit doch so groß, daß ich auf diesem harten Lager sofort einschlief.

Die Ereignisse des verflossenen Tages verwebten sich in meinen Schlummer. Tolle Visionen und wunderbare Träume umschwirrten mich. Ich sah mich auf dem Marktplatze von Jaen bei einer Revue, ohne Beinkleider mit dem Degen an der Seite; der Oberst Felix zwang mich, harte, ungenießbare Kuchenstücke zu essen, während der Wirth und die Sennora damit umgingen, mich zu einem Kapuziner zu machen.

Diese wüsten Bilder ängstigten mich ungemein, als ich plötzlich durch ein heftiges Klopfen an der Hausthür geweckt wurde. Mehrere Personen sprachen laut auf dem Gange und ich hörte meinen Namen nennen.

— „Wer ist da? was wollt Ihr?“ rief ich, während ich instinktartig nach meinem Degen griff, der zur Seite meines Feldbettes stand.

— „Ich bin es, Herr Doktor,“ antwortete eine bekannte Stimme.

— „Peter Cordier?“

— „Ja fürchten Sie nichts, aber öffnen Sie schnell.“

Ich beeilte mich, die Riegel wegzuziehen, und der Wachtmeister trat rasch in das Zimmer.

— „Was gibt es?“ fragte ich ein wenig beruhigt.

— „Ich komme im Auftrage des Obersten,“ — sagte er, indem er das Licht auf einen Stuhl stellte, „er wünscht Sie sofort zu sehen.“

— „Ist ein Unglück auf dem Schlosse passirt?“

— „Nein!“

— „Was Teufel will er denn von mir?“

— „Ich weiß es nicht, vor etwa einer halben Stunde ließ mich der Vater Felix rufen. Ich fand ihn im Saale, mit großen Schritten hin und her gehend, die Hände in den Taschen, gerade wie am Tage einer Schlacht. „Weißt Du einen Arzt?“ fragte er mich. Ich dachte sofort an Sie und sagte ihm, daß der Oberwundarzt vom Achten zu Calaspara sey. Dann antwortete er mir: „Geh' hole ihn mir!“ Ich ritt fort, und bitte Sie nun, mir zu folgen.

— „Ich sehe davon die Nothwendigkeit nicht ein,“ erwiderte ich ihm, „wenn Niemand in Lucar krank oder verwundet ist, so hat es bis morgen Zeit.“

— „Nein!“ schrie Cordier lebhaft, „er hat gesagt, ich soll Sie holen, und ich muß es, bei allen Teufeln, Herr Doktor. Wenn Sie nicht kämen, würde er uns alle Beide holen lassen; Sie wissen nicht, wozu der Oberst fähig ist. Rasch, ziehen Sie sich an. Ich habe ein Pferd für Sie mitgebracht.“

Seufzend begann ich mich anzukleiden, indem ich den Vater Felix in die Hölle wünschte, fest entschlossen, ihm meinen Unwillen nicht zu verhehlen, wenn er mich vielleicht ohne hinreichenden Grund in der Nacht aus dem Bette hätte holen lassen.

Kaum hatten wir die Straßen von Calaspara hinter uns, als der Wachtmeister sein Pferd in Galopp setzte und mich zwang, ihm in gleicher Art zu folgen. Wir ritten durch ein Feld, welches von Steinhaufen, Gräben und tiefen Schluchten zerrissen war, in welche man bei jedem Schritte hineinstürzen konnte. Kein gebahnter Weg leitete uns, und mein Pferd strauchelte unzählige Male, während ich die schrecklichsten Verwünschungen auf den Obersten, als den Urheber alles Unheils, schleuderte. Endlich mäßigte mein Führer den furchtbaren Lauf seines Pferdes.

— „Wir sind da,“ sagte er.

— „Da?“ wiederholte ich, mit Erstaunen um mich blickend, „ich sehe nichts als Berge.“

— „Da unter uns, zu unsern Füßen, sehen Sie da nicht etwas?“

— „Den schwarzen Punkt?“

— „Das ist Schloß Lucar.“

—„Was? — im Grunde dieses Schlundes?“

— „Wissen Sie nicht, daß in diesem gesegneten Lande die Felsen so kahl sind, wie die Tonsur eines Mönches? Will man Wasser und Grün sehen, so muß man hinabsteigen.“

— „Aber wie kommen wir von dieser Felsenkuppe hinunter?“

— „Hier ist ein Pfad, er ist steil, lassen Sie uns vom Pferde steigen und den Weg zu Fuß machen.“

Ich folgte dem Rathe Cordier's, welcher voranging und mich einen Fußsteig führte, der sich wie eine Wendeltreppe um den Felsen wand, und dessen Stufen in den Stein gehauen waren. Die Pferde, vorsichtig am Zügel geführt, folgten mit gesenkten Köpfen, und nach einem gefährlichen Marsche von zehn Minuten gelangten wir zu einem Plateau, auf welchem sich das Schloß erhob.

Nur ein Fenster war erleuchtet und ließ hinter seinen herabgelassenen Vorhängen einen Schatten sehen, der unbeweglich schien.

Cordier zeigte ihn mir, indem er sagte:

— „Das ist der Oberst, er wartet auf uns.“

(Fortsetzung folgt.)

Weibliche Köpfe.

Wähle ich mir eine Gattin, so sehe ich nur auf ihr Herz! — sagt mancher rechtschaffene Mann, dem es um das wahre Glück der Ehe zu thun ist. Aber ich möchte ihm doch rathen, auch auf den Kopf zu sehen, da kann er freier hinblicken, während das Herz sich durch allerlei Mittel gegen neugierige Blicke zu verwahren weiß. Prüft man aber den Kopf recht genau, so kann man einem Mädchen leicht auf den Kopf zusagen, wie es um ihr Herz steht.

So soll man wohl das ganze Mädchengeschlecht einem schweren Examen unterwerfen, um die Fähigkeit ihres Kopfes zu erproben?

Keineswegs. — ich sage nur: Sehet auf den Kopf! Seine äußere Beschaffenheit wird das innere Wesen seiner Trägerin verrathen.

Das weibliche Geschlecht trägt für keinen Körpertheil mehr Sorge, als für den Kopf, und darum ist es so schwer, ihn einer Frau zurecht zu setzen, weil sie von Kindheit auf gewöhnt ist, es sich selbst zu thun.

Das Sprüchwort: Schneider machen Leute, trifft nur die Männerwelt; bei der Frauenwelt ist dieß das Geschöpf der Friseure, und darin hat das weibliche Geschlecht den Vorzug vor uns, daß die meisten Damen Schöpferinnen ihres eigenen Werthes sind, indem sie sich selbst frisiren.

Der Kopfputz ist das Lustschloß ihrer Launen, das sie oft theuer bezahlen, wenn sie viel Haare

lassen müssen. Der Kopfputz war einst die Morgen-Andacht der feinen Damenwelt, denn vom Morgen an dachte Manche ihr ganzes Leben hindurch an nichts, als wie sie den Kopfputz am vortheilhaftesten herausstaffire. Der Kopfputz ist das Aushängeschild des weiblichen Geschmackes, der Verräther der Neigungen, der Schwächen weiblicher Herzen.

Die nicht Zeit hat, ihre Haare in Ordnung zu bringen, hat sicher auch nicht Zeit, ihre Wirthschafts-Angelegenheiten zu ordnen; späte Federn in den Haaren verrathen, daß man nicht früh genug aus den Federn komme.

Festanliegende, glatte Haare deuten auf häusliche Anspruchslosigkeit: künstlich verwickelte, sorgfältig um das Haupt gewundene Flechten auf weniger Wirthlichkeit, als auf Sinn für weibliche Handarbeiten, wie künstliche Stickereien u. Aehnl.

Kurze, feste Locken sind den prosaischen Frauen eigen, die von frühester Jugend an etwas Großmütterliches an sich haben, und sind sie nur vorgebunden, so kann man auf phlegmatische Behaglichkeit schließen.

Lose herunterhängende, die Stirn beschattende Locken schmücken das Haupt einer Schwärmerin, eines poetischen Gemüthes, einer Verliebten.

Zarte weiche, auch schmachtende Seelen lieben einzelne Löckchen hinter den Ohren.

Zwei kleine Locken an den Seiten, oder eine fest anliegende in der Mitte der Stirn sind Kennzeichen eines kalten, spröden, auch eines pretiösen Gemüthes.

Ein Strauß am Hinterkopfe hinabwallender Locken läßt bald die heitere Schelmin, den lustigen Wildfang erkennen.

Auf beiden Seiten des Kopfes ungleiche Locken, und außerdem den Haarputz in alle Spielereien hineintändelnd, trägt die Kokette; die Haare weit nach oben hinaufgekämmt, den Zopf nach der Mitte des Kopfes zu, ungeflochten zusammengerollt, das Mannweib — nach dem modernen Kunstausdrucke — die sich emanzipirende Frau.

Man könnte diese Kopfputz-Regeln als stete Norm zur Beurtheilung der Frauen annehmen, übte nicht auch hierin die Mode ihre Macht aus, so daß die Neigung zu ihr alle andern Neigungen überwindet. Dadurch wird die Erkenntniß schwerer und man muß scharf diagnostiziren, zu welcher besonderer Vorliebe sich der Kopfputz, den das Mode-Journal gebietet, in leichte Abweichungen hinneige.

Wenn sich der Friseur mit Recht Haar-Künstler nennen darf, so ist seine Kunst eine der Natur feindliche. Denn das Haupt des Menschen ist das Meisterstück der Natur, ihm hat sie den höchsten Platz am Menschen angewiesen und ihm von allen ihren Reizen verliehen. In dem Haare zeigt sie die Ueppigkeit ihres Pflanzenwuchses, und auf die Stirn goß sie die reinste Weiße ihrer Schneeflocken, in das Auge das hehre Blau des Himmels, oder die mystische Gluth der geheimnißvollen Nacht, auf die Wangen streute sie die Rosen ihrer Morgenröthe oder die Morgenröthe der zum Tag des Lebens erwachenden Rose; um den Mund, in welchen sie ihre Perlen als Zähne einsetzte, läßt sie auf schwellenden Lippen ihre Liebesgötter spielen; sie gab dem Gesicht das Lächeln und die Thräne, die Genien der Freude und der Sehnsucht; sie gab ihm die Schamröthe und den Ausdruck des Muthes; an das Haupt knüpfte sie die Sinnes-Werkzeuge, die den Menschen mit der ganzen Welt verbinden, — und dazu will die Kunst noch Etwas thun. Sie kann nur in der Ferne schülerhaft nachahmen wollen, darf sich aber nicht nahe wagen, um zu modeln und — zu verunstalten.

Der Mensch soll ein lebendiger Tempel der Gottheit seyn, dessen Allerheiligstes das Herz, dessen Kuppel das Haupt ist. In jenem brenne nur eine heilige Flamme, nichts Unreines komme hinein, und die Kuppel strebe erhaben zum Himmelsdome, kein kindisches Schnitzwerk, kein läppischer Tand von Spitzen und Fähnchen entstelle sie! —

Mutterliebe.

Das Kind schläft in der Wiege,
Die liebende Mutter wacht
Und hält selbst vor jeder Fliege
Den schlummernden Engel in Acht.

O, daß für das ganze Leben
Könnt' wachen solch Mutterherz:
Es würde auf Erden geben
Nicht so viel Gram und Schmerz.

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt aus Paris, 15. Dez.: Eine Kleidermacherin, welche sehr in der Mode ist, klagte dieser Tage, daß sie 200,000 Frks. ausstehen habe. — Uns richtet die Achtung zu Grunde, die man für die vornehmen Kunden hegen muß. Durch zwei, drei Jahre schickt man monatlich eine Rechnung in ein Hotel, welches von einem Bedienten am Hausthor und sechs Bedienten in der Antichambre bewacht wird. Im Winter heißt es: „Madame ist erst um 6 Uhr Morgens von einem Balle nach Hause gekommen, sie schläft!“ — Im Sommer: „Madame ist im Bade oder auf ihren Gü-

tern.“ Es bleibt uns kein Ausweg als zu schreiben. Man antwortet nicht oder man antwortet, daß man antworten wird. Was soll man thun? Skandal machen, klagen, die Seidenroben den Herren in den Advokatenroben übergeben, damit die Prozeßkosten die Summe, welche allenfalls durch die Klage hereingebracht wird, aufzehren? Ueberdieß verliert man die Kundschaften, wenn man auch die Prozesse gewinnt. Am folgenden Morgen sagt man in den Boudoirs mit Entrüstung: Haben Sie schon gehört, die Kleidermacherin X. hat die Frechheit gehabt, Frau v. B. wegen einiger abgeblaßter Seidenkleider vor das Gericht laden zu lassen?“

—

Das Pariser Waschpulver, welches als Geheimmittel, um die Hand zart und schön zu erhalten, zu hohen Preisen verkauft wird, kann wie folgt bereitet werden. Man weicht eine beliebige Menge von seinen unreinen Beimischungen gesäuberten Reis in reinem Wasser ein, gießt das Wasser täglich ab und ersetzt es durch frisches und fährt mit diesem täglichen Ab- und Zugießen etwa 14 Tage fort, bis der Reis so weich wird, daß er sich zerdrücken läßt. Dann gießt man sämmtliches Wasser ab, begießt die auf dem Boden mußartige zusammengelagerte Masse auf's Neue mit reinem Wasser und rührt sie gehörig um, bis eine milchartige Flüssigkeit entsteht. Diese wird durch ein Haarsieb oder durch ein weißes, nicht zu dichtes Tuch gegossen und zum Klären hingestellt, während man das reine vom Wasser befreite Mehl auf einem ausgespannten weißen Tuche trocknet. Vermischt man dieses getrocknete Reismehl mit einer geringen Menge gepulverter Soda, so besitzt man das von Damen so hochgeschätzte Pariser Waschpulver.

—

Die unterseeische Telegraphen-Verbindung zwischen Frankreich und Algier ist unterbrochen und die Depeschen gelangen nur bis Sassari. Es scheint, daß diese Unterbrechung durch einen Fehler an den Drähten in Sardinien veranlaßt ist. — Daß übrigens diese elektrisch telegraphische Verbindung schon vor gänzlicher Unterbrechung weder durch Pünktlichkeit noch Schnelligkeit glänzte, geht aus nachfolgenden Bemerkungen des „Akhbar“ hervor. „Dieses Teufels-Tau — sagte er — macht bedeutende Fortschritte, ... von schlimm zu schlimmer. . . . Im Anfange sollte es uns Marseiller Nachrichten in zwei Stunden bringen. Für einen elektrischen Telegraphen war das wahrhaftig nicht zu viel. Er brachte sie uns in 24 — dann in 36 — dann in 48 Stunden und schämte sich nicht, daß ihm das Dampfboot zuvorkam. Endlich brauchten seine Nachrichten 72 Stunden zurück, wie eine gewisse Depesche beweist, die am 4. dieses in Marseille aufgegeben, am 7. eintraf. — Wahrhaft, das ist bewundernswerth.“

—

In den Batignolles bei Paris wurden drei Individuen festgenommen, welche im August den Uhrmacher Peschard in Caen ermordet haben sollen. Die Verhaftung ging nicht ohne Blutvergießen ab; in dem Schlupfwinkel fand man eine Menge gestohlener Kostbarkeiten, u. a. einen Carton mit Spitzen von 10,000 Fcks. Werth, ferner vieles Geld in baar und in Werthpapieren, Schlüssel und Diebeswerkzeuge 2c. 2c. Man scheint die Hauptleute einer großen Diebesbande ertappt zu haben.

—

Das Gymnasium von Nowotscherkask, das im Jahre 1851 nur 200 Zöglinge hatte, wird jetzt von 417 besucht und beweist, wie auch die donischen Kosaken das Bedürfniß fühlen, ihre Söhne ausbilden zu lassen. In dieser Anstalt wird auch Tatarisch, Arabisch und Avarisch gelehrt. Die jungen Leute, welche sich zu Dragomans für die kaukasischen Provinzen ausbilden, erhalten ein Jahr nach Vollendung ihrer Studien Offiziersrang.

—

Aus Buenos-Ayres vom 1. Nov. wird von einer Wasserhose berichtet, welche die Stadt mit einem Regen kleiner Steine begrüßte, und dann Hagelkörner, so groß wie Hühnereier, in solcher Masse herabwarf, daß alle Fenster, Blumen und Gartengewächse zerschlagen wurden. Ein französischer Gärtner hatte allein an zerschlagenen Glasscheiben 35,000 Piaster Schaden.

—

Im Kunstverein zu München ist ein Theil der Sammlungen ausgestellt, welche die Gebrüder Schlagintweit in Ostindien gemacht: Zeichnungen von 250 Köpfen, einige Miniaturen auf Elfenbein aus der Hand des Indiers Ram Singh und die Broncemaske eines Santal. In ethnographischer Beziehung sind diese Zeichnungen von hohem Interesse.

Redakteur: Gustav Weffert.
Druck und Verlag der Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 308 Montag, 28. Dezember **1857.**

Oberst Felix.

(Fortsetzung.)

II.

Der Saal, in welchen mich der Wachtmeister führte, war mit Platten von schwarzem Marmor belegt, und die Wände schmückten seidene, silberdurchwirkte Tapeten. Er wurde durch eine silberne, gothische Lampe erhellt, deren Lichtstrahlen von einem geschnitzten Gesims, auf dem sie stand, herunterschimmerten. Vor diesem Gesimse stand der Oberst, wie mir Cordier schon gesagt hatte, beide Hände in den Taschen, während zu seinen Füßen mehrere Briefe und Karten zerstreut umherlagen. Zur Seite, mehr im Schatten, sah ich den Spanier Don Perez, gleichfalls stumm und unbeweglich.

Sobald die Saalthür geöffnet wurde, und der Wachtmeister mich ankündigte, wandten sich Beide um, aber der Baron trat allein vor.

— „Endlich!" schrie er, „bei allen Teufeln! wo stecken Sie denn, Doktor?"

— „Ich?" — erwiderte ich, erstaunt über den Empfang und Vorwurf, „ich habe nirgends gesteckt, ehe ich hierher kam."

— „Hol' Sie der Satan! Sie haben sich Zeit genug genommen."

— „Nicht mehr, als um aufzustehen, Herr Oberst."

— „Waren Sie denn im Bette?"

— „Dieß ist meine Gewohnheit während der Nacht."

Er betrachtete mich mit stutziger Miene; allein er war zu übeler Laune, um die Herrschaft über sich behaupten zu können.

— „Es thut mir leid, Sie gestört zu haben," erwiderte er mit aufgeregtem Tone, allein ich habe nothwendig mit Ihnen zu reden."

— „Ich bin ganz Ohr, Herr Oberst."

Er machte Cordier ein Zeichen hinauszugehen, schloß die Thür und trat dann zu mir.

— „Ich kenne Sie nicht, Doktor," fuhr er fort, einen halb ernsten, halb ironischen Ton erkünstelnd, „aber der Wachtmeister versichert, daß Sie einer der tüchtigsten Aerzte der Armee sind."

— „Ich fürchte, er hat mehr gesagt, als er zu beurtheilen versteht, Herr Oberst," erwiderte ich.

— „Er behauptet, daß Sie ihm das Auge gerettet haben."

— „Das ist allerdings wahr."

— „So sind Sie Augenarzt?"

— „Es ist mein Lieblingsfach."

— „Und haben Sie die nothwendigsten Instrumente bei sich?"

— „Hier sind sie," erwiderte ich, indem ich meine Verbandtasche hervorzog, und dieselbe mechanisch auf dem Gesimse ausbreitete.

— „Wohlan denn, halten Sie sich bereit," — einen Schritt zurücktretend, „wir werden Ihre Geschicklichkeit auf die Probe stellen."

Diese Worte und diese Bewegung riefen mir plötzlich Cordier's Worte ins Gedächtniß zurück, und ich glaubte einen Lichtstrahl zu erblicken.

— „Verzeihung," sagte ich, indem ich wider Willen lächelte, „aber ich glaube, der Herr Oberst haben eine falsche Ansicht von meiner Kunst."

— „Warum?"

— „Weil ich nur unter gewissen Bedingungen Hülfe zu bringen vermag. Der Koch, welcher einen Braten liefern soll, verlangt Wild; der Augenarzt, welcher dem Auge Licht geben soll, muß auch ein Auge vorfinden."

— „Gut! wozu soll das?"

— „Das soll sagen, daß wo kein Auge überhaupt mehr da ist, jede Operation unmöglich ist, und daß keine Wissenschaft Ihnen, Herr Oberst, ein Auge wiedergeben kann, das Sie verloren haben."

Der alte Oberst richtete sich auf wie eine Kerze.

— „Wollen Sie mich beleidigen, Herr?" schrie er, bleich vor Zorn.

— „Wie, Herr Oberst," erwiderte ich bestürzt, „es ist von Ihnen nicht die Rede?"

— „Wer spricht von mir, mein Herr? Glauben Sie, daß ich Sie deshalb hier habe herholen lassen, damit Sie mir sagen, ich sey einäugig?

Meinen Sie, daß ich das nicht weiß, daß ich das nicht empfinde, daß Alles mich nicht genugsam daran erinnert?"

— „Entschuldigen Sie mich, Herr Oberst; aber weil Sie sich nach meiner Geschicklichkeit als Augenarzt erkundigten, so glaubte ich, daß Sie diese in Anspruch nehmen wollten."

— „Und darin haben Sie sich nicht betrogen."

— „Aber geschieht es nicht in der Hoffnung, Ihr Auge wieder zu erhalten?"

— „Nein, mein Herr."

— „Aber zu welchem Zwecke denn, Herr Oberst?"

— „Um diesem Menschen ein Auge zu nehmen," sagte er, indem er auf Don Perez zeigte.

Ich fuhr mit einem Ausruf des Schreckens zurück; der Spanier machte keine Bewegung.

— „Das ist der Zweck, warum ich Sie habe rufen lassen," fuhr der alte Soldat fort, „und das war der Grund meiner Fragen."

— „Bei Gott!" unterbrach ich ihn mit Verachtung, „es lohnte sich wohl der Mühe, einen ermüdeten Menschen mitten in der Nacht im Galopp durch diese Berge zu führen, um mit ihm einen Fastnachtsstreich zu spielen."

— „Ah! Sie halten dieses für einen Fastnachtsstreich," schrie er, indem eine blutige Röthe sein Gesicht durchzog. „Soll ich Sie davon überzeugen, daß es mein bitterer Ernst ist, Herr? Bei dem Blute des Teufels! habe ich das Ansehen eines Narren?"

Der Ton des Barons hatte etwas so Entsetzliches, daß ich unwillkürlich erbebte. Seine Züge waren entstellt, sein einziges Auge glühte schrecklich, und auf seinen bebenden Lippen stand ein leichter Schaum.

— „Ah! ich scherzen!" fuhr er fort, indem er mit seinem Finger auf die Briefe zu seinen Füßen zeigte, „nein Don Perez, dieß ist kein Fastnachtsstreich, sprechen Sie mit dem Doktor."

Don Perez schritt vor mit entsetzlich bleichem Antlitze. Er sprach zu mir in französischer Sprache, langsam und als wenn er nach Worten suche.

— „Erfüllen Sie den Wunsch des Barons, ich will es."

— „Sie wollen einäugig werden, wie er?" sagte ich auf spanisch zu ihm.

— „Ja, wie er," antwortete Don Perez mit Nachdruck.

— „Aber dieß ist Wahnsinn!"

— „Es ist die Nothwendigkeit, mein Herr."

— „Sie willigen nur gezwungen ein?"

— „Nein, es ist mein freier Wille . . . . es muß seyn."

— „Aber warum muß es seyn?"

— „Das ist nicht Ihre Sache."

— „Sind Sie bald zu Ende?" unterbrach uns der Oberst, dem dieß Zwiegespräch in spanischer Sprache, das er nicht verstand, wenig behagte.

— „Ich weiß nicht, ob ich den Vorschlag, den Sie und dieser Herr mir gemacht haben, ernsthaft nehmen darf; aber auf jeden Fall ist meine Antwort leicht."

— „Und sie ist? . . . ."

— „Daß ich Alles verweigere."

(Fortsetzung folgt.)

Eine Entführung.

M. v. Weber erzählt in seinem kürzlich erschienenen Werke: „Aus vier Jahrhunderten" nach Urkunden in dem sächsischen Archiv folgendermaßen:

Ein gelehrter Herr war der Rektor Ulrici in Guben, das mußte der Neid ihm lassen, und ein stattlicher dazu. Wenn seine hohe Gestalt durch die Straßen in Guben schritt, blickte manches Mädchenauge ihm nach, und manches schöne Kind seufzte verstohlen; ach schöner Rektor! Mit jenen glänzenden Gaben vereinigte er eine Eigenschaft, die ihm bei dem weiblichen Geschlechte einen doppelten Werth verlieh: er war nicht verheirathet. Es schien auch nicht, daß er Lust habe, sich von Hymen in Fesseln schlagen zu lassen, denn obwohl galant gegen alle Gubener Fräuleins, gelang es doch keiner, sein Herz zu gewinnen, und so unverblümt auch manche sorgsame Mutter, manch würdiger Gubener Hausvater es ihm zu verstehen gab, daß er keine Zurückweisung bei etwaigem Wunsche, Schwiegersohn zu werden, zu besorgen habe, so wußte er immer jeder Schlinge zu entgehen. Der Bürgermeister Richter in Guben war ein reicher Mann, Bürgermeisters Malchen das reichste und, wie sie meinte, das schönste Mädchen der Stadt. Mit dem Bürgermeister durfte der Rektor es nicht verderben: er nahm denn auch wiederholte Einladungen, die er in das gastliche Haus erhielt, an, hörte mit Staunen und Erbauung der Frau Bürgermeisterin zu, wenn sie ihre und ihres Malchens hauswirthschaftliche Tugenden rühmte, mit ihr klagte über die Schlechtigkeit der Dienstboten, lobte den von Malchens geschickten Händen gebackenen Kuchen, kurz, er gebärdete sich so anmuthig als möglich, und wie es ihm durch die Stellung des gefürchteten Bürgermeisters geboten schien. Allein Malchen kam durch alles Das ihren Wünschen um keinen Schritt näher. Am Ende ward dem Bürgermeister, dem Frau und Tochter ihr Leid, daß der Rektor immer noch nicht als entschiedener Bewerber auftrete, klagten, die Sache langweilig, und er beschloß, in der Ueberzeugung, nur Bescheidenheit halte den Rektor ab, sich Malchens Hand zu erbitten, den Knoten mit dem Schwerte zu lösen.

Eines Tages, als der Rektor bei ihm nach einem guten Mittagsessen sein Pfeifchen rauchte, rückte er ihm näher, gab ihm die allerdeutlichsten Winke, und als der Rektor sie nicht zu verstehen schien, bot er ihm geradezu Malchen zur Frau an. Ueber den weitern Verlauf des Gesprächs in seinen jedenfalls für beide Theile nicht sehr angenehmen Details schweigen unsere Urkunden, sie besagen nur, daß der Rektor, nachdem er sich mehr oder minder deutlich im Sinne des Goethe'schen

> Heirathen, Engel, ein wunderlich Wort,
> Ich mein', da müßt' ich gleich wieder fort,

ausgesprochen, das Haus schneller verließ, als er es betreten, und daß die guten Bürger der Stadt Guben mehrere Tage sich den Kopf zerbrachen, was wohl dem Bürgermeister zugestoßen seyn müsse, der noch nie so grimmig und bärbeißig gewesen war, als er nach jenem Ereigniß ward. Rache ist aber auch in Guben süß und Rache hatte der erbitterte Bürgermeister dem schönen Rektor geschworen.

In Budissin stand damals der Oberst v. Schmiskall, der mit mehreren Potentaten die Passion für lange Soldaten theilte, außer den größten Gardisten aber auch die größten Schulden hatte. Zu seinen Gläubigern gehörte wahrscheinlich auch unser Bürgermeister, jedenfalls war er sich bewußt, daß er den Obersten zum Werkzeug seiner Rache machen könne. Er vermied es aber, sich persönlich mit ihm in Vernehmung zu setzen, und betrieb überhaupt seine Rachepläne so schlau, daß auch bei der spätern Untersuchung eben nur Verdacht gegen ihn entstand, kein Beweis gegen ihn beigebracht werden konnte. Ein gewisser Packusch, ein verkommenes Subjekt aus Guben erschien im Juni 1735 bei dem Major von Dieden, der vom Obersten v. Schmiskall mit dem Werbegeschäft beauftragt war, und deutete dem Major an, er könne ihm einen Mann von seltener Größe und Schönheit zuweisen, wenn er ihm einige Mann zu dessen Ueberbringung mitgeben wolle. Man war damals bekanntlich bezüglich der Mittel bei Anwerbung solcher Individuen nicht sehr schwierig, der Major aber stutzte doch, als ihm bei näherer Befragung Packusch den Rektor in Guben als Rekruten bezeichnete. Obwohl Packusch versicherte, „es werde dem Magistrat sehr lieb seyn, wenn Ulrici weggenommen werde", wollte Dieden doch auf diese Bürgschaft allein hin nicht zu Maßregeln vorschreiten, deren Bedenkliches ihm denn auch wohl einleuchtete. Er lehnte demnach Packuschens Anträge ab, allein bald darauf erhielt der Major von seinem Obersten den Befehl, Ulrici ohne Weiteres arretiren zu lassen: auf des ersteren Einwendung ging der Oberst nicht ein, es blieb also nichts übrig, als zu gehorchen. Ulrici hatte den Abend des 8. Juni 1735 in der Gesellschaft einiger Freunde verbracht, kehrte um 10 Uhr nach Hause zurück; als er aber eben im Begriff war, die Hausthüre zu öffnen, traten ein Unteroffizier und zwei Mann von der Leibgarde, die ihm aufgepaßt hatten, an ihn heran, erklärten ihn für ihren Arrestanten und brachten den Bestürzten, trotz seines Protestirens, auf die Hauptwache; vergeblich waren auch hier seine Bitten um Erklärung, seine Betheuerungen, daß er sich keines Verbrechens bewußt sey. Man erwiderte ihm bloß, es sey königlicher Befehl da, ihn festzunehmen, und wie er war, mußte er sich Nachts zwölf Uhr in einen offenen Wagen setzen, den mit ihm ein Lieutenant und einige Soldaten bestiegen. Kaum hatten sie die Stadt verlassen, so brach ein furchtbares Gewitter los, wobei es Ulrici ein schlechter Trost war, daß das Unwetter auch den Lieutenant und seine Begleiter mit traf. Völlig durchnäßt kam der arme Rektor, der sich vergeblich den Kopf über das unerhörte Verfahren zerbrach, in Spremberg an, wo ihn seine Begleitung verließ und ihn einem dort auf ihn wartenden Fähndrich übergab, welcher ihn, der nun ernstlich Miene machte, sich einem weiteren Transport zu widersetzen und um Hülfe zu rufen, durch die Versicherung zu beruhigen suchte, in Bautzen, wohin er ihn bringen solle, werde er jede Aufklärung erhalten und der Oberst von Schmiskall werde ihm zur baldigen Wiedererlangung seiner Freiheit, „nöthigenfalls durch eine Rekommandation nach Dresden", behülflich seyn. Ulrici ließ sich endlich bereden, mit nach Bautzen zu fahren und den Obersten, auf den er seine Hoffnung setzte, aufzusuchen. Allein der Empfang bei diesem war ganz anders, als er gehofft hatte; der Oberst erwiderte seine Klagen mit der Beschuldigung, er habe „in polnischen Affairen raisonnirt", drohte, er werde ihn auf die Festung Königstein bringen lassen und schloß mit dem den armen Rektor gänzlich aus der Fassung bringenden Ansinnen — Kriegsdienste zu nehmen. Ulricis Berufungen auf seinen Stand, seine Erklärung, daß er gänzlich friedliebenden Charakters sey und gar keinen Beruf fühle, in den Kriegerstand zu treten, hatten bloß das Resultat, daß der Oberst ihn dem Lieutenant von Pötz übergab, auf dessen Stube er in Arrest verblieb. In Guben waren noch in der Nacht, ob durch das Militär oder den Magistrat, lassen unsere Nachrichten im Dunkel, Ulrici's Sachen, besonders seine Papiere durchsucht, dann versiegelt worden, wobei eine silberne Dose mit abhanden gekommen ist. Am Morgen verbreitete sich die Nachricht von Ulrici's Arretirung schnell in der Stadt. Einige Freunde des Rektors suchten vergeblich Auskunft und Hülfe bei dem Magistrate: sie ließen sich durch des Bürgermeisters Achselzucken und Andeutung über Ulrici's

geheime Verbrechen nicht abhalten, seine Spur zu verfolgen, und nachdem sie durch den Kutscher, der ihn nach Sitemberg gefahren, Auskunft erlangt, eilten sie ihm nach Spremberg und von da nach Bautzen nach und erfuhren, daß er noch am letzten Orte sey. Sie suchten und fanden Gelegenheit, sich mit Ulrici zu verständigen, begaben sich zum Obersten von Schmiskall, und ihre Drohung, daß sie sofort nach Dresden reisen und die Sache Allerhöchsten Ortes beschwerend anbringen würden, bewogen diesen, der wahrscheinlich gehofft, er werde den Rektor durch Drohungen bald zur Raison bringen, endlich andere Saiten aufzuziehen; er erklärte, es walte ein Mißverständniß ob, und Ulrici ward seiner Haft entlassen. Im Triumph brachten ihn seine Freunde nach Guben zurück. Dort in Sicherheit, führte er nun Beschwerde über die erlittene Unbill, worin denn insbesondere die abhanden gekommene silberne Dose, die ihm sehr am Herzen gelegen zu haben scheint, eine bedeutende Rolle spielt. Es ward auch eine Untersuchung eingeleitet, die aber — der Einfluß des Bürgermeisters schien sich hier geltend gemacht zu haben — mit keinem großen Eifer geführt ward und ganz einschlief, als der Oberst von Schmiskall, der noch wegen anderer Ungebührnisse zur Untersuchung gezogen war, sich nach dem bekanntlich durch Brühl herbeigeführten Sturz seines Protektors, des Ministers Fürsten Sulkowski, am 25. September 1738 in Bautzen in seinem Schlafkabinet erschoß. Ob der lange Rektor nachträglich noch Malchen oder ein anderes schönes Kind mit seiner Hand beglückt hat, haben wir nicht ausmitteln können.

Mannigfaltigkeiten.

Die „St. Louis Wochen-Chronik", redigirt von Hrn. Adalbert Loehr, einem Augsburger, theilt aus San-Franzisko in Kalifornien mit, daß allda kürzlich ein chinesisches Leichenbegängniß großes Aufsehen erregte. „Ah Quatsch", einer der angesehensten Kaufleute, war gestorben. Der Zug setzte sich um 3 Uhr vom Trauerhause in Bewegung. Die Leiche war in einem viereckigen Kasten aus rohem Holze. Die Chinesen hatten weiße Drapperien statt der schwarzen am Trauerwagen gewünscht, aber nicht erhalten können. Weiß ist die chinesische Trauerfarbe, und schwarz hat die umgekehrte Bedeutung. Hinter dem Wagen fuhr der Reverend Uh Rehm, ein Buddhistischer Priester, ein fetter freundlicher Mann. Zu seiner Seite saßen zwei Leidtragende, dann folgte ein zweiter Wagen voll weißer Trauriger. Zusammengenähte Betttücher bildeten bei allen ein einfaches Trauergewand, welches noch den Eindruck des Geisterhaften, den es machte, für sich hatte. Die weißen Gestalten wiegten sich in dem Wagen hin und her wie aus dem Grabe entstandene Geister, und schrieen beständig ein A Wah. Dann kamen 4 weißgekleidete Klageweiber, ebenfalls in weiß, die Klagelieder in 3 Wih schrieen. Das Ganze machte einen wahrhaft traurigen Eindruck. Dann kam ein Wagen mit Trauermusik. Eine Fistelltrompete, eine chinesische Guitarre, (wir wissen nicht, ob unsere Leser dieses Instrument kennen), ein Becken und eine Blechpfanne. Die Töne, die diese Musik hervorrief, unsern Lesern zu schildern, ist unsere Feder zu schwach. Dann kamen zwei Expreßwagen, leer. Diese waren bestimmt, die mancherlei Eßwaaren, die auf dem Grabe ausgestellt werden, wieder hineinzufahren. Gebratene Schweine, frikasirte Ratten, alle möglichen Delikatessen, werden bei diesen Gelegenheiten auf das Grab gestellt. Ist der Todte, wie es der Fall ist, zu blöde zuzugreifen, so fährt man die Lebensmittel wieder nach Hause und verkauft sie. Es ist eine Art Kompliment, welches bei solchen Gelegenheiten die Freunde veranlaßt, von solchen Dingen zu kaufen. Kein Volk in der Welt hat wohl einen ausgebildeteren Kultus für die Todten, als die Chinesen. Hinter den Expreßwagen kamen etwa dreißig andere Wagen, in denen die Söhne und Töchter des himmlischen Reiches in ihrer gewöhnlichen Kleidung saßen, mit so gleichgültigen Gesichtern, als man nur bei einem Leichenzug sehen kann. Der Zug bewegte sich langsam durch die verschiedenen Straßen, und machte im Ganzen genommen, wenn man sich die Ohren gegen die entsetzlichen Töne, die dem ersten Wagen entquollen, verstopfte, einen guten Eindruck.

Räthsel.

Wir sind als bloßer Flitterstaat —
Manchmal sehr werth geschätzt.
Wer sich uns unvorsichtig naht,
Wird leicht durch uns verletzt.

Auflösung des Räthsels in Nro. 303:
Hasenfuß.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Walland'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 309 Dienstag, 29. Dezember 1857.

Oberst Felix.

(Fortsetzung.)

Der Baron, welcher den Saal mit hastigen Schritten durchmessen hatte, blieb vor mir stehen.

— „Hören Sie," sagte er, „lassen Sie uns offen sprechen; dieses Geheimniß überrascht, erschreckt Sie vielleicht. Sie fürchten die Verantwortlichkeit einer Handlung, die man von Ihnen fordert; ich habe das vorausgesehen, aber sehen Sie!"

Damit reichte er mir, nebst einer Rolle, ein Papier her, auf welchem der Spanier erklärt hatte: daß der Oberst nur auf seinen ausdrücklichen Wunsch und mit seinem Willen gehandelt habe.

— „Hat dieses Don Perez selbst geschrieben?" fragte ich, im höchsten Erstaunen.

— „Ja, mein Herr," antwortete dieser.

— „Und diese Rolle?"

Ich warf sie auf das Gesimse.

— „Das ist zuviel für eine Leistung der Kunst, und zu wenig für ein Verbrechen;" sagte ich ernst, „Don Perez und Sie, Herr Baron, mögen sich einen andern Arzt suchen."

— „So wollen Sie Ihre Kunst nicht ausüben?" schrie der Letztere.

— „Meine Kunst, Herr Oberst, besteht darin, die Gebrechen der Menschen zu heilen, nicht aber, ihnen neue zuzufügen."

— „Wohlan! Gehen Sie zum Teufel!" rief er in Wuth, „es wird auch ohne Sie gehen. Ich wollte nur für Don Perez die Gefahr einer rohen, kunstlosen Blendung vermeiden. Da Sie ihm aber diesen Dienst verweigern, so muß er ihn selbst thun."

— „Ich selbst?" sagte der Spanier.

— „Empfinden Sie vielleicht Furcht?" fragte der Baron, indem er ihm starr in's Gesicht sah.

— „Herr Oberst!" schrie Don Perez in furchtbarster Aufregung.

— „Ah! ich ahne den Zusammenhang," fuhr der alte Soldat mit verächtlicher Stimme fort, Sie wollen die Weigerung des Doktors benutzen, um sich aus der Affaire zu ziehen."

— „Ich?"

— „Sie denken, daß ich Sie nicht mit Gewalt zwingen kann, Ihr Wort zu halten, und da Ihr Muth mit Ihrer Ehrenhaftigkeit gleichen Schritt hält, so glauben Sie auf diese Art die Bezahlung Ihrer Ehrenschuld zu umgehen."

— „Sie lügen!" schrie Don Perez.

Und damit sprang er nach dem Gesimse, ergriff ein Instrument aus meiner Verbandtasche und bohrte es sich in das linke Auge.

Diese Bewegung war so rasch und so unerwartet, daß ich nicht Zeit hatte, ihn daran zu verhindern. Ich stieß einen Schrei des Entsetzens aus. Kaltblütig reichte er mir die Lanzette und sagte:

— „Es ist geschehen, mein Herr."

— „Hat er sich wirklich geblendet?" rief der Oberst, unbeweglich vor Erstaunen.

— „Sehen Sie es nicht?" erwiderte ich, indem ich das Blut zu stillen suchte, welches in Strömen über Don Perez' Gesicht floß.

— „Aber vielleicht ist das Auge nur verwundet."

— „Es ist verloren, mein Herr, verloren!" antwortete ich, nachdem ich den Stich untersucht, der den Augapfel in der Mitte gespalten hatte.

Der Baron stieß einen Freudengeschrei aus und lief nach der Eingangsthür, die er rasch öffnete.

— „Wo ist die Sennora Beata?" fragte er.

— „Hier," antwortete eine Stimme.

— „Sie soll kommen!"

Don Perez errieth ohne Zweifel die Absicht des Obersten, denn er machte einige Schritte nach der entgegengesetzten Thür zu, allein die Kräfte fehlten ihm, und er sank erschöpft in einen Sessel. Ich eilte zu ihm. In diesem Augenblicke erschien die Sennora auf der Schwelle.

Sie stutzte, und warf einen flüchtigen Blick in den weiten Saal, wo die Dunkelheit sie verhinderte, Perez zu unterscheiden.

— „Kommen Sie," schrie der Oberst, indem er sie bei der Hand ergriff, und sie einzutreten zwang.

— „Was gibt es?" — fragte sie mit scharfer

Stimme, „warum hat man mich geweckt, warum mich gerufen? was will man von mir?"

Der Baron führte sie zu dem Gesimse.

— „Kennen Sie diese Briefe, Madame?" fragte er.

Die Sennora zitterte, eine flüchtige Röthe überflog ihre Züge, dann wurde sie blaß; aber ihr Haupt blieb erhoben, ihr fester Blick auf den Obersten geheftet.

— „Ich kenne sie," antwortete sie kurz.

— „Und Sie wagen es noch, sie anzusehen?"

— „Warum sollte ich das nicht?"

— „Warum?" — wiederholte der Baron, vor Wuth bebend, „weil es die Briefe einer Ehrlosen sind, Sennora Beata, und diese Ehrlose sind — Sie!"

— „Der einzige Ehrlose," — erwiderte sie kalt — „ist der, welcher ein junges, schwaches Mädchen zwang, ihm gegen ihren Willen ihre Hand zu geben."

— „So gestehen Sie Alles ein," — fuhr der Oberst Felix fort, indem er mit den Zähnen knirschte — und vertheidigen sich nicht einmal? so sind Sie aller Ehre und Rücksicht baar und rühmen sich noch Ihres Verrathes? — Und fürchten nicht, Madame, daß ich Sie unter meinen Füßen zermalme? Aber Sie wissen nicht, daß ich sie alle gelesen habe, diese Briefe, angefüllt mit Verachtung gegen den alten einäugigen Gatten, und voll von Liebe für den schönen und jungen Liebhaber? Sie glauben nicht, daß meine Rache Sie und ihn treffen wird."

— „Wen, Don Perez?" wiederholte die Spanierin, die von diesem Gedanken aufgeregt zu seyn schien.

— „Ich hatte das Recht, ihn zu tödten," erwiderte der Oberst, „und ein Spanier würde es gethan haben, aber wir Ausländer sind anders, wir kennen den Meuchelmord nicht. Ich habe eine andere Rache genommen, die ewig dauern wird. Ich ließ ihn kommen, ich mischte diese Karte und er mußte mit mir spielen."

— „Um sein Leben?" unterbrach ihn die bebende Beata.

— „Nein, um sein Auge, und ich habe es gewonnen. Schauen Sie her, Madame."

Er ergriff die Lampe und näherte sich rasch Don Perez, den ich zu beleben suchte. Beata, welche bis jetzt ihren Geliebten noch nicht gesehen hatte, stieß einen Schrei der Ueberraschung und einen zweiten des Schreckens aus.

— „Ah! das haben Sie nicht erwartet," sagte der Oberst mit dämonischem Lächeln — „Sie sehen, ich habe Don Perez als Freund behandelt, ich habe mein zweites Ich aus ihm gemacht; jetzt sind wenigstens die Chancen zwischen dem einäugigen Franzosen und dem einäugigen Spanier gleich."

Beata antwortete nichts, sondern stürzte auf Don Perez, der sie in seine Arme schloß und mit Küssen bedeckte.

(Schluß folgt.)

Deutsche Dörfer in Algerien.

Der „Moniteur Algerien" veröffentlichte kürzlich folgende interessante Schilderung der deutschen Dörfer der Subdivision von Bona: „Gegen Ende des Jahres 1853 landete zu Stora eine größere Anzahl deutscher Familien, um in der Kolonie Ackerbau zu betreiben. Die Einwanderung fand unter ziemlich ungünstigen Verhältnissen statt. Es waren Familien, welche meistens vier bis fünf kleine Kinder auf einen erwachsenen arbeitsfähigen Mann zählten; die Mütter hatten überdieß einen Säugling auf den Armen, keiner dieser Fremden sprach ein Wort Französisch, um die Lage der Ankömmlinge war der Art, daß man ihnen sofort das Brod des öffentlichen Almosens reichen mußte. Schnelles Handeln war erforderlich. Die Provinzialbehörde beschloß daher, diesen Fremden die sofort verfügbaren Dominialplätze anzuweisen. Sie ließ sie deßhalb auf das nackte Land bringen, wo sie die Dörfer Rechmeya, Guelaat-Bou-Sba und Oued-Touta gegründet und die Bevölkerung Penthièvre's vervollständigt wurde. Der Anfang war hart. Die erste Sorge der neuen Kolonisten mußte seyn, Gurbis zu ihrer Unterkunft aufzuführen, was, Dank der Mithülfe der Soldaten, in einigen Tagen geschah; man liefert ihnen Anfangs Lebensmittel-Rationen, dann gab man ihnen Hacke und Spaten in die Hand, und um die Gurbis entstanden Gärten. Sodann ließ man für sie Land urbar machen, welches man einsäete, worauf sie nun daran gehen mußten, ihr provisorisches Obdach durch wohnlichere Häuser zu ersetzen. Militärarbeiter hatten im Voraus das nöthige Bau- und Zimmerholz gefällt; Steine und Sand waren herbeigeführt, Kalköfen angelegt worden, und eine zu Rechmeya errichtete Ziegelbrennerei lieferte gutes Material. In der That verschwanden auch nach und nach die Gurbis, um bescheidenen, aber dauerhaften, wohlgeschlossenen Wohnstätten Platz zu machen. Mittlerweile war die Erntezeit herangekommen, welche Vorrath für den Winter und die Aussaat für das nächste Frühjahr lieferte. Ein wenig Tabak der hier, etwas Baumwolle, die dort angebaut wurde, vermehrten bald die Existenzmittel, und endlich kam der Augenblick heran, wo die Verwaltung ohne Gefahr ihre Hand zurückziehen und die Fremden sich selbst überlassen konnte. Die Kinder wuchsen

seitdem heran, die Arbeitskräfte vermehrten sich, und heute sind die deutschen Kolonien auf dem besten Wege zur Wohlhabenheit. Die Familien bewohnen bequeme Häuser, deren mehrere bereits vergrößert wurden. Der Gesundheitszustand ist befriedigend. Rechmeya zählt gegenwärtig 36 Haushaltungen, welche eine Bevölkerung von 150 Individuen bilden; Guelaat-Bou-Sba 34 Familien mit 156 Personen und der Weiler Oued-Touta 20 Haushaltungen mit 80 Bewohnern."

An die über die Mode klagende Dame in Reo. 302 dieses Blattes.

(Eingesandt.)

Der Dame, die um Rath uns bat,
Wie sie sich müsse kleiden,
Daß nicht werd' nachgeahmt ihr Staat
Sogleich von Allen Leuten,

Sobald die Mode Neues schafft
In Kleid, Frisur und Hüten,
Was man doch mit Gesetzes Kraft
Nicht Andern kann verbieten.

Der dien' als freundlicher Bescheid:
„Die Stoffe ächt und feine,
Untadelhaft die Reinlichkeit
Und Nichts zum äußern Scheine."

Seht hier die Jungfer näher an,
Das stolz geputzte Lieschen,
Es hat ein grobes Hemdchen an,
Trotz seinem feinem Chmischen.

Dort strotzt im Crinolinen-Kleid
Mit ein'gen hundert Falten
Ein Weib, das wegen Dürftigkeit
Zu Haus, muß Kümmel spalten.

Doch trüge, wenn sie's kann und hat,
Ein Bürgerweib in Ehren,
Von A bis Z den ganzen Staat,
Wer kann es ihr verwehren?

Die Mode zwingt mit aller Macht
Zu zieh'n an ihrem Karren,
Es tröstet, was das Sprüchwort sagt:
„Ein Narr macht zehen Narren!"

Mannigfaltigkeiten.

Wie der „Publizist" meldet, ist der Buchhalter Gräben, der seinem Prinzipal, dem Kaufmann Kuhnheim in Berlin, an 25,000 Thaler unterschlagen hat, am 16. Dez. über Hamburg dort eingeliefert worden. Mit ihm zugleich ist seine Geliebte, Marie Roppenz aus Schottland, gefänglich eingebracht worden. Der Kriminal-Kommissarius Rockenstein hatte beide Arrestanten auf einem englischen Dampfschiffe von Edinburgh nach Hamburg gebracht, nachdem die deßhalb requirirte Hamburger Polizei-Behörde diesem Schiffe bei der Annäherung an das Festland der Vorsicht halber Hamburger Polizei-Beamte entgegengesandt hatte. Ueber die Verhaftung des Gräben enthält die in Edinburgh erscheinende „Schottische Presse" in der Numer vom 11. Dez. folgende Mittheilung: „Vor einiger Zeit wurde der Buchhalter eines Berliner Geschäftshauses wegen Unterschlagung namhafter, seiner Sorgfalt anvertrauter Gelder verfolgt, der mit der Summe von ungefähr 4000 Pfd. St. durchging und sich in einem fashionablen Londoner Hause festsetzte. Er schloß eine weibliche Bekanntschaft von etwas zweifelhaftem Rufe, gab sie als seine Frau aus, miethete ihr eine Gesellschafterin und sich einen Dolmetscher, und begann so als ein Herr erster Klasse im Lande herumzustreifen. Nachforschungen der preußischen Polizei veranlaßten ihn jedoch, nach Verlauf von vier Monaten den Schauplatz seiner Vergnügungen nach Edinburgh zu verlegen, wo er, begleitet von jenem Mädchen und Dolmetscher, vor fünf Wochen in Cranstons Waverlei Hotel Residenz nahm und dort vier Schlafzimmer und ein Gesellschaftszimmer miethete. Ungefähr vierzehn Tage nach seiner Ankunft verschwand er mit seinem Dolmetscher und kehrte nach zehntägiger Reise allein zurück. Man vermuthet nun, daß dieser Dolmetscher in die Hände der preußischen Polizei gefallen ist; denn am letzten Dienstag Morgens kehrte derselbe, von dem früheren Prinzipale unseres Helden, dem Herrn Kuhnheim, und zwei preußischen Polizei-Beamten begleitet nach Edinburgh zurück. Hier schlossen sich ihnen zwei unserer Konstabler an, stellten sich im Waverley-Hotel in Hinterhalt und griffen den Verfolgten in dem Augenblicke auf, als er um halb 9 Uhr vom Schlafzimmer zum Frühstück gehen wollte. Ihm dann schnell eiserne Fesseln anlegend, rissen sie ihn von der Seite seiner erstaunten Reisegefährtin und eskortirten ihn sehr höflich an Bord der in Leith liegenden preußischen Brigg und versprachen ihm einen Besuch, ehe sie weiter auf die näheren Umstände seiner Uebelthat eingingen. Ein bedeutender Betrag in Gold, englischen und preußischen Banknoten wurde in seinem

Besitze gefunden; sein Aufenthalt in diesem Lande wurde überhaupt nur um so viel verlängert, als zur Besitzergreifung seines Gepäckes nöthig war. Die Dame mit der Gesellschafterin wurde so lange, bis die Brigg segelfertig war, im Hotel gefangen gehalten, wo der Chef des Handlungshauses alle Ausgaben für sie bestritt, und wurde sie dann, da ihre Identität genugsam konstatirt war, zur Reise nach Berlin mit eingeladen."

Man schreibt aus Turin, 17. Dezember: Gestern hatte hier ein eigenthümlicher Diebstahlsversuch statt, welcher viel von sich reden macht. Ein entlassener Zuchthäusler, Namens Dassorio, war direkt vom Zuchthaus nach Turin gekommen in der Absicht, das Handwerk der langen Finger, worin er sich zu seinem eigenen Schaden schülerhaft benommen hatte, weiter zu treiben und sich praktisch darin auszubilden. Ziel seines ersten Strebens war der Geldschrank des Ministers des Innern, Ratazzi. Um die Oertlichkeit auszuspähen, wo dieses offizielle Möbel stehe, hatte der Schlaukopf sich unangemeldet in das Privatkabinet des Ministers einzudrängen gewußt. Hier erzählte er mit einer Leichenbittermiene seine Straf- und Entlassungsgeschichte, betheuerte aufs Heiligste, daß er ein braver Mensch werden wolle, daß er aber genöthigt würde, sein altes Handwerk wieder zu ergreifen, wenn man ihn nicht in den Stand setze, nach Genua zu kommen, wo er allein Arbeit fände. Der Minister erbarmte sich des reumüthigen Sünders, ging an den Geldschrank und holte ihm die nothwendige Summe, um nach Genua kommen zu können. Genua lag aber dem Gauner viel zu seitwärts. Er spähte die folgenden Tage auf dem Schloßplatz die Stunde aus, um welche der Minister sein Bureau zu verlassen pflegt. Dieses Herumstreichen aber war der geheimen Hermandad von Turin aufgefallen, und der lüsterne Vogel wurde auf Schritt und Tritt bewacht, bis er gestern in die Falle ging. Kaum hatte derselbe den Minister aus dem Ministerialgebäude herausgehen sehen, als er die Treppe hinaufeilte, mit einer Dienstmiene durch die Vorzimmer ging, und, in dem Arbeitszimmer des Ministers angekommen, sich daran machte, den bekannten Geldschrank zu öffnen. Aber die Diener der Gerechtigkeit waren ihm gefolgt, ertappten ihn und schlugen den Reumüthigen in Banden. Als man ihn näher untersuchte, fand man ein geladenes Terzerol in seiner Tasche.

Am 15. Dezember hat sich in Neustadt a./H. ein allerliebstes Gaunerstückchen zugetragen, das, seiner Keckheit willen, auch in Paris und London hätte spielen können. Ein Bauer kauft einem andern 10 Pfund Butter ab, das Pfund zu 30 kr. Beide Bauern begaben sich hierauf zusammen in ein am Markte gelegenes Wirthshaus, um daselbst den Kauf zu vollziehen, resp. die Kaufsumme auszubezahlen. Kaum ins Wirthshaus eingetreten, läßt sich der Butterverkäufer in der Freude über seinen guten Handel ein Glas Wein einschenken und harrt nun auf Bezahlung. Da holt der Butter-Käufer statt Geld ein Brieflein aus der Tasche und übergibt dasselbe dem Verkäufer mit der Bitte, dieses in ein benachbartes Gasthaus zu seiner Mutter zu tragen, wo ihm das Geld sofort ausbezahlt werden würde. Der Verkäufer, nichts Arges ahnend, macht sich munter auf den Weg, um sein Brieflein zu bestellen. Aber siehe da, der Brief ist falsch. Es ist keine Mutter zu finden. Man denke sich das Erstaunen des gefoppten Bauern, als derselbe von seinem Gang in das Wirthshaus zurückgekehrt und keinen Butterkäufer, keinen Butterkorb, keine Butter und selbst seinen von ihm bezahlten Wein bis auf den letzten Tropfen ausgetrunken findet. Der geprellte Bauer hat zwar sofort der Polizei die Sache angezeigt; allein trotz aller und jeder augenblicklichen Recherchen war jede Spur des Gauners verloren.

In Leipzig wird seit einigen Tagen eine große Seltenheit, etwas wirklich „noch nicht Dagewesenes" gezeigt. Es sind dieß ein sibirischer Bezoarsteinbock und zwei kurdistanische Bezoarsteinböcke, Männchen und Weibchen. Ersterer, grau von Farbe, ist ein Prachtexemplar, gegen 5 Fuß lang und macht mit seinen mächtigen bogenförmigen Hörnern einen eigenthümlichen Eindruck. Dem gedrungenen Gliederbau sieht man es an, daß er den Beschwerden seiner rauhen Heimath gewachsen ist. Besonders schön sind das Auge und die vom Nacken bis zum Unterrücken laufende Mähne. Der schwarze kurdistanische Steinbock ist nur unmerklich kleiner. Aufrecht stehend überragt er noch den Wärter. Die schwarze Ziege ist ein munteres junges Thier.

Die schöne Schulmeisterstochter, die der junge Fürst Rudolph von Thurn und Taxis geheirathet hat, stammt nicht aus Prag, sondern von Dombrawitz, einem Domänengut seines fürstlichen Vaters. Sie heißt in der ganzen Umgegend nur die schöne Jenny. Das ganze fürstliche Haus ist mit der Heirath vollständig einverstanden.

Redakteur: Gustav Meffert.
Druck und Verlag der Wallandt'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 310 Mittwoch, 30. Dezember 1857.

Oberst Felix.

(Schluß.)

Bei diesem Anblicke veränderten sich die Züge des Barons, seine triumphirende Freude schwand vor dieser kühnen Liebe, die selbst seiner Gegenwart spottete. Fast wahnsinnig, stieß er das Gebrüll eines Tigers aus, stürzte auf einen Tisch los, und ergriff ein paar geladene Pistolen. Mit ausgebreiteten Armen warf ich mich vor ihn.

— „Weg, Doktor!" schrie er, toll vor Wuth.

— „Sie sollen keinen Meuchelmord begehen, Herr Oberst," erwiderte ich.

— „Ich will diesen Erbärmlichen tödten!"

— „Bedenken Sie," rief ich, „daß er Ihnen die geforderte Genugthuung gegeben hat, und daß er jetzt unter dem Schutze Ihrer Ehre steht."

Der Baron zögerte, dann senkte er die Pistolen.

— „Er mag sofort abreisen," murmelte er gebrochen — „und sich mit seinen alten Kameraden, den Banditen wieder vereinigen.

— „Ich gehe", ächzte Perez, dem Beata eine Thür geöffnet hatte.

Und er verschwand.

Der Oberst warf die Waffen wieder auf den Tisch, aber da ihm die eine Ursache seines Zorns entschlüpft war, so warf er jetzt seine ganze Wuth auf die Sennora.

— „Jetzt zu Ihnen!" — sagte er mit bebenden Lippen, „treten Sie näher, Madame, und antworten Sie!"

Ich suchte in diesem Augenblicke eine Erklärung zu verhindern, allein er unterbrach mich schon bei dem ersten Worte.

— „Sie soll reden!" rief er mit Wuth, „ich will Alles wissen, Alles hören. Treten Sie näher, Sennora, und nehmen Sie Ihren Muth zusammen, denn meine Geduld ist bald zu Ende. Diese Briefe hier sind alle an Don Perez gerichtet, wo haben Sie die Antworten? wo sind sie?"

— „Verbrannt," antwortete Beata lakonisch.

— „Lügen!" schrie der Oberst.

Sie betrachtete ihn mit verachtungsvoller Miene und schwieg.

— „Lügen!" wiederholte er, „ich will sie sehen! ich will meine ganze Schande wissen; Sie sollen mir sagen, wann diese Liebschaft angefangen, und wie lange sie gedauert hat. Antworten Sie, so antworten Sie doch, Madame! Zeigen Sie, daß Sie mich hören, daß Sie noch empfinden können. Aber Dein Herz ist von Erz; Du kannst weder erröthen, noch weinen; auf Deine Knie, Unglückliche, auf Deine Knie!"

Er ergriff sie gewaltig bei der Hand und warf sie zu seinen Füßen.

— „Sprich jetzt!" schrie er außer sich, was hast Du mir zu sagen?"

— „Nur das Eine," erwiderte sie, „daß Sie sich an Don Perez wie ein Henker gerächt haben und mich wie ein Niederträchtiger behandeln."

Der Oberst stieß ein Wuthgeschrei aus und ballte gegen die Spanierin beide Fäuste, aber er zog sie sofort wieder zurück.

— „Führen Sie mich fort, Doktor," stammelte er, wie von seinem Zorn überwältigt.

Ich ergriff ihn bei der Hand und führte ihn aus dem Schlosse; auf dem Hofe fand der alte Soldat seine Sprache wieder.

— „Ein Henker, ein Niederträchtiger!" wiederholte er, „das sind zwei Worte, die nur durch Blut ausgelöscht werden können."

— „Wenn sie ein Mann gesagt hätte;" antwortete ich, „aber wer wollte darauf achten, wenn sie aus dem Munde eines schwachen, gereizten Weibes kommen!"

— „Aber sahen Sie nicht den Blick, mit welchem sie diese Worte aussprach?" erwiderte er, „sie, die Schuldige, wagt noch zu drohen. Sie verachtet mich, sie haßt mich, sie wünscht meinen Tod, ja sie arbeitet vielleicht schon an ihm!"

— „Was sprechen Sie, Herr Oberst!"

— „O, Sie kennen sie nicht so, wie ich! Die Seele dieses Weibes ist eine Hölle! Sie wissen nicht Alles, was vorgegangen ist; Sie glauben vielleicht, ich habe den Verrath durch meine eigne Härte herbeigezogen. Nein, Herr Doktor; ich war

ihr mehr als Vater, als Freund, als Liebhaber; ich habe mich ihr gefügt, wie ein Hund den Launen seines Herrn, froh, wenn ich sie nur lächeln sah! Ich habe alle ihre Wünsche erfüllt, ihre Vorurtheile geachtet, ihre Eigenheiten vergöttert; und während sie mich zu ihrem Sklaven macht, opfert sie mich einem Elenden; sie lacht meiner Schwäche und macht jedes meiner Gebrechen zu einem Triumph, zu einem Hohn ihres Buhlen."

Bei diesen Worten hielt er ein und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen, er weinte.

Dieser Schmerz ergriff mich. Diese Liebe zeigte die Gewalt, wenn auch nicht die Zartheit einer ersten Jugendliebe. Es war dieses eine jener späten Verbindungen, worüber man so oft lacht, und die dennoch oft die ganze Summe der Gefühle eines Greises in Anspruch nehmen. Der Baron, dem die Verzweiflung das Herz geöffnet hatte, vertraute mir jetzt Alles an; er sprach mit mir von seiner Heirath, von seinen vergeblichen Versuchen, die Liebe Beatens zu erwerben, von seinem Verdachte und von seiner Entdeckung.

Ich verschwendete meine ganze Beredsamkeit, um ihn etwas zu beruhigen und zu trösten.

— „Was ist nun zu machen?" rief er, nachdem er meine Gründe angehört hatte, „was soll ich mit dieser Frau anfangen?"

— „Diese Frage ist allerdings schmerzhaft und nicht leicht zu beantworten!" erwiderte ich, „aber wenn Sie, Herr Oberst, meinen Rath wünschen —"

— „Ah! reden Sie, Doktor."

— „So glaube ich, bleibt Ihnen nichts Anderes übrig als eine Scheidung."

Der Baron wechselte seine Züge.

— „Beata verlassen!" schrie er, „das ist unmöglich, mein Herr. Nein, ich werde meine Schande nicht veröffentlichen. Das würde der Sennora einen Dienst erzeigen heißen und ihren Verrath belohnen; meine Abwesenheit würde ihr freies Spiel mit ihrem Buhlen geben, während meine Gegenwart doch stets ein Hinderniß seyn wird."

— „Aber wird die Sennora vergessen können?"

— „Wie?"

— „Der Herr Oberst sprachen noch vor wenig Augenblicken Ihre Besorgnisse darüber aus."

— „Vor wenig Augenblicken," sagte er verwirrt, „war ich noch außer mir, ich werde mich besser beherrschen, und wer weiß, da Perez fort ist, kann sich Alles ändern. Ich werde Beata beruhigen. Ohne Zweifel liegt auch einige Schuld auf meiner Seite, ich werde mich künftig mäßigen und Alles wird gut gehen."

Ich betrachtete den Baron mit einer Mischung von Erstaunen und Mitleid. Der einzige Gedanke, Beata zu verlassen, ließ ihn Alles vergessen, er fürchtete nichts mehr, er wünschte nichts mehr; er klagte sich selbst an, um sie zu rechtfertigen. Die Liebe des Greises war stärker, als die Vernunft des Menschen und die Entrüstung des Gatten.

Er mochte meine Gedanken errathen, denn er erröthete und sagte rauh:

„Das sind Sachen, die zwischen mir und der Sennora geordnet werden; es liegt mir nur noch ob, Sie, Herr Doktor, wegen der Unbequemlichkeiten, die ich Ihnen verursacht habe, um Verzeihung zu bitten, und dafür zu sorgen, daß Sie nach Ihrem Gasthofe zurückkehren können. Doch halt, dort kommen schon die Pferde!"

Der Wachtmeister führte in der That die Pferde herbei und ich wollte mich von dem Obersten verabschieden, als er mich einen Augenblick zur Seite zog:

„Ich halte es für unnütz, Doktor Lallemant, Ihnen die strengste Geheimhaltung der Vorfälle dieser Nacht anzuempfehlen; die geringste Indiskretion wäre Verrath und Beleidigung."

— „Ich werde schweigen, Herr Oberst."

Er dankte mir durch eine Verbeugung seines Hauptes, und drückte mir die Hand. Ich ritt nach Calaspara, von wo ich nach Jaen zurückkehrte.

Einige Tage nach meiner Rückkehr erfuhr ich, daß das Schloß Lucar Nachts durch Verrätherei von einer Bande Guerillas überfallen, der Oberst Felix und seine Husaren ermordet, und die Sennora hinweg geführt sey.

Die Depesche, welche diese Nachricht bestätigte, fügte hinzu, daß die Bande von einem unbekannten, jungen, schlanken Manne angeführt wurde, dessen linkes Auge mit einer schwarzen Binde bedeckt war. —

Zweite Kindheit

von Elise v. Hohenhausen, † 2. Dez. 1857.

Es rauscht der Strom, es glänzt das Thal
Im milden Abendsonnenstrahl;
Die goldne Ernte reift dem Schnitter,
Am blauen Himmel lauscht Gewitter:
Mir ist so wohl, so still und lind,
Als wär' ich wiederum ein Kind.

Einst war ich so, die Zeit ist fern;
Erinnerung, ein bleicher Stern,
Er zeigt mir, wie mein Leben Hoffen,
Wie meiner Welt der Himmel offen,
Wie vor mir lag ein weites Land,
So freudenhell und unbekannt.

Vorüber ist's, mein Haar ist grau;
Jetzt kenn' ich dich, du Weltenau
Mit deinem glühenden Verlangen.
Ich habe nichts von dir empfangen,
Als Schmerz und Täuschung, Weh' und Pein,
Und alles ging, ich blieb allein.

Und wieder naht mir eine Welt,
Die unbekannt das Herz mir schwellt;
Zu dieser hab' ich Gott gefunden,
Ich halt' ihn fest in Todeswunden.
In mir ist wieder Hoffnung laut,
Und meine Seele fühlt sich Braut.

Wo weder Sünde ist noch Tod,
Beginnt ein neues Morgenroth.
O, komme nur, du Sturm-Gewitter,
Der welke Halm beugt sich dem Schnitter,
Komm', Strom, der aus der Welt uns reißt,
Ich sterbe nicht, ich bin ein Geist.

Mannigfaltigkeiten.

Ein spaßhaftes Gaunerstückchen, das zu Brünn in einem dortigen Hutmacherladen vorgefallen seyn soll, erzählen die „Brünner Neuigkeiten“: Ein gut gekleideter Mann tritt daselbst ein und fordert einen neuen Hut. Man sucht ihm einen passenden aus, er probirt ihn und sagt: „Ich muß mich doch im Spiegel besehen, ob er mir gut steht.“ „Wie einem Esel!“ schreit in diesem Momente ein Gassenjunge durch die offene Gewölbthür herein und nimmt dann Reißaus. „Ah, diesen unverschämten Jungen werde ich doch erwischen!“ ruft der Fremde und stürzt mit dem neuen Hut auf dem Kopfe aus dem Gewölbe — und Mann und Hut sah man nicht wieder! Der um den Hut geprellte Hutmacher erkannte gar bald, daß das Ganze ein mit dem jungen Grasel abgekartetes Manöver gewesen, aber die Erkenntniß war zu spät — der neue theure Hut war fort auf Nimmerwiedersehen — und der vom Fremden zurückgelassene war so abgenützt und defekter Natur, daß er höchstens für einen Lumpensammler noch das Objekt einiger Beachtung bilden konnte.

Am vorigen Montag Vormittag erhielt der v. Beck'sche Verwalter in Pasing eine telegraphische Depesche aus München, die angeblich von Hrn. Baron v. Beck den Auftrag enthielt, sofort 200 fl. per Post nach München zu senden. Poste restante würde das Geld abgeholt werden. Der Verwalter war bereits im Begriff, die verlangte Summe abzuschicken, als seine Ehefrau Bedenken äußerte, daß Hr. Baron Beck urplötzlich auf diesem Wege 200 fl. benöthige. Auf den weiteren Vorschlag seiner Frau verfügte sich der Verwalter selbst nach München, um das Geld entweder persönlich zu übergeben oder bei der Post zu hinterlegen. Als er sich daselbst erkundigte, ob Hr. Baron Beck schon dagewesen sey und 200 fl. Poste restante verlangt habe, wurde ihm erwidert, ein Herr habe so eben diese Anfrage gestellt und befinde sich noch im Vorplatz. Sofort stellte sich der beabsichtigte Betrug heraus: der angebliche Baron Beck war ein ehemaliger Lieutenant, welcher denn auch sogleich festgenommen wurde.

Ein schönes und liebenswürdiges Fräulein blieb unlängst auf den Trottoirs einer Residenz mit einer Schleife an dem großen Rockknopfe eines Bauern hängen und war nun eifrig bestrebt, sich wieder aus dieser Gefangenschaft loszumachen. Der Bauer aber machte durchaus keine Anstrengung, dem Fräulein behilflich zu seyn. Darüber ärgerlich, rief das Fräulein: „So helf er doch auch ein wenig!“; aber der Bauer erwiderte ganz trocken: „Sie ich mer no lang nit verlaidt“ — und überließ lächelnd die Sorge ihrer Befreiung dem Fräulein.

Die Erfindung einer neuen senkrecht gehenden Schraube (Hélice conicoïdale) bei Dampfschiffen, welche ein Franzose, Clavières, gemacht hat, scheint sich zu bewähren, wenigstens stimmen die belgischen Blätter aus Brüssel, Gent, Brügge, Löwen, Antwerpen alle darin überein, daß das durch dieselbe getriebene Schiff Leopold I., das sich jetzt in Löwen befindet, sowohl an Schnelligkeit, wie an ruhiger Bewegung nichts zu wünschen übrig lasse, so daß die Böschungen der Kanäle nicht das Mindeste bei der Fahrt leiden.

Das gelbe Fieber war in Lissabon bis zum 24. Oktober in Zunahme (298 Fälle per Tag) und nahm dann bis Ende des Monats ab (185 Fälle), trat mit neuer Intensität bis 4. Nov. auf und sank dann mit einigen Schwankungen bis 15. Nov. Die Zahl der Erkrankungsfälle ist bis jetzt 10238, jene der Todten 3040. — Die „Medizinische Zeit.“ von Lissabon bringt die auffallende Bemerkung, „daß alle Jene verschont blieben, welche in mit Gas erleuchteten Häusern wohnen.“

Die neulich von uns nach dem Blatte „Deutschland" mitgetheilte Anekdote über die Verhaftung des Hrn. Domkapitulars Geißler aus Speyer in Italien wird von der „Pfälz. Ztg." dahin berichtigt, Herr Geißler sey nicht in Begleitung des Hrn. Bischofs, sondern zwei Jahre früher nach Italien gereist; er hatte dort allerdings die Unannehmlichkeit, für den Agitator Mazzini's gehalten und als solcher verhaftet und einige Zeit im Gefängniß herumgeschleppt zu werden.

Ein Monstreschwert, das seines Gleichen nicht haben mag, wird in Solingen verfertigt. Dieses Schwert, ein Schlangen- oder Flammenschwert, ist 122 franz. Z. lang und 48 L. breit und wiegt 21 Pfund! trotzdem ist dieser Koloß so zierlich und elegant wie ein Paradedegen. Die großen Fähigkeiten des Schmiedes haben schon oft die verdiente Anerkennung gefunden und höchste Personen haben ihn mit ehrenvollen Auszeichnungen und werthvollen Geschenken beehrt.

Die Vendeer sind als gute Jäger und noch bessere Jagdhundeabrichter berühmt. Seit 1852 führt die Vendee jährlich mehr als 1000 wohldressirte Jagdhunde nach den größeren Städten Frankreichs aus. Die bedeutendsten Jagdhundemärkte finden am 14. Mai und am ersten Montage des Juni jeden Jahres in Napoleon-Vendee statt. Kürzlich wurde in Lyon eine Meute von 33 Hunden versteigert, wovon 27 zu sehr hohen Preisen im Fluge verkauft waren.

Hochzeitsgeschenke für neu Vermählte.

Hütet Euch vor dem ersten Streit! Der erste Streit in einer neuen Ehe entscheidet meistens über ihr künftiges Glück. Wenn bei der Versöhnung der Eine der beiden Gatten auch nur den kleinsten Theil der Achtung für den Andern eingebüßt hat, so neigt sich das Glücksrad dem Abhange, und nur eine starke Hand kann es in seinem unheilbringenden Laufe zurückhalten. Wessen Hand soll das seyn? des Gatten? der Gattin — O hütet Euch vor dem ersten Streit! denn Ihr möchtet, weder der Eine noch der Andere, der Stärkere, noch der Ueberwundene seyn.

•

Bei der Verheirathung eines jungen Mannes gibt es außer Denen, die ein herzliches „Glück zu!" rufen, gewöhnlich noch drei Parteien. Die eine spricht: „Sie sind ein braver Mann, Sie können ja nur ein braves Weib nehmen, — Sie werden glücklich seyn." Die zweite, die sich fast immer Freund nennt und ihre Freundschaft gewöhnlich dadurch beweisen will, daß sie die Hand mit in den Kessel unserer Angelegenheiten steckt, sagt achselzuckend: „Na, wenn Sie nun nur auch glücklich werden, Sie sollten mich dauern, wenn Sie" — hier reibt sie ihre Hände und schweigt. Die dritte läuft mit ihrem Gelichter zusammen, klatscht, raisonnirt, ärgert und verläumdet das glückliche Paar.

Gedankenspähne.

Es gibt in jeder Brust ein geheimes Fach, das Tugenden enthält, aber der Mensch weiß oft selbst den verborgenen Drücker nicht zu finden. Durch zufällige Berührung öffnet sich manchmal ganz unerwartet der werthvolle Schrein, und wenn er sich schließt, tappen wir oft ein ganzes Leben hindurch vergebens herum und können den versteckten Schieber nicht wieder finden.

Man hat oft die Sprossen auf der großen Leiter der Natur bezeichnet, auf denen das Thier in den Menschen übergeht, und beachtet so wenig die abwärts führenden Stufen allmähligen Versinkens, auf denen der Mensch im Thiere untergeht.

Moderne Lebenspraxis.

Willst Du den Menschen imponiren? — Sey rauh!
Willst Du bei ihnen reussiren? — Sey schlau!
Soll Dir das Schicksal freundlich lachen? — Sey dumm!
Willst Du dein Glück nach Oben machen? — Sey krumm!

Weinen und Lächeln.

Als ich am Tag der Geburt die Welt anweinte, da nickten
Vater, Mutter und Freund lächelnd dem Weinenden zu.
Nun ist er ausgekämpft der Weltkampf, den ihr noch kämpfet,
Lächl' ich am Ziel! und ihr weinet dem Lächelnden nach.

Redakteur: Gustav Reffert.
Druck und Verlag der Walland t'schen Buchdruckerei.

Erheiterungen.

Beiblatt zur „Aschaffenburger Zeitung."

№ 311 Donnerstag, 31. Dezember **1857.**

Die Umkehr.

Mit verdrießlichem Gesicht ging noch ein junger Bergmann eilig über den kleinen Marktplatz des Gebirgsstädtchens. Er hatte wohl auch, nach seiner Ansicht, alle Ursache, unwirsch darin zu sehen. Denn eben erst war er im Wirthshaus zum Sitzen gekommen und wollte seine Pfeife aus dem Kittel ziehen, um zu dampfen wie die Andern eben auch, da merkte er, daß er sie daheim gelassen. Und ohne Pfeife — das ging ja gar nicht! Darum sein eiliger Schritt über den Markt, um so schnell wie möglich nach dem Wirthshaus zurückzukehren, das ihm seit einiger Zeit doch gar so lieb und unentbehrlich geworden war.

Folgen wir ihm, aber sputen wir uns; denn er hat's ja eilig, wie wir schon wissen, und das Häuschen, wo er ebenerdig wohnt, liegt ganz draußen vor der Stadt.

Das Haus, das er vor noch gar nicht langer Zeit verlassen hatte, war erreicht. Er sucht den Drücker zur Thür hinter dem Schranke, wo er der Verabredung nach liegt, wenn die Frau ausgegangen, und die hatte eben gleichzeitig mit ihm das Haus verlassen, das Kind in der Wiege der Obhut des gütigen Gottes überlassend. Sie mußte fort, es war ein nothwendiger Gang. Er wollte fort, und hatte es doch nicht nothwendig.

Die Thür ist geöffnet. Ein paar hölzerne Stühle, ein Tisch mit ungefärbter Platte, eine Ofenbank, eine Kommode, ein kleiner Spiegel an der Wand, da haben wir die ganze Herrlichkeit. Eins aber sehen wir doch in aller Schnelligkeit: es ist rein und sauber drinnen im Stübchen. Da muß eine ordnende Hand walten.

Aber nun schnell. Denn der Mann hat seine Pfeife zur Hand und will fort.

Da regt's sich in der Wiege und das Kindlein darin läßt sein vergnügliches Lallen vernehmen.

Ob's der eilige Vater hört? Ja — ja, er hört's — und, wer weiß denn, was ihm heute gerade ist, er tritt an die Wiege — hatte er's doch lange nicht gethan! — und sieht auf das Kind.

Es lächelt und regt sich lebhaft mit den Händchen dem Vater entgegen. Und wie der so in die dunkeln Augen des Kindes blickt, die unverwandt auf ihn gerichtet sind, da sehen wir, wie es zuckend über das Antlitz des Mannes fährt.

Ihm ist's, wie er so hineinblickt in diese Kinderaugen, die Augen seines Kindes, als töne ihm daraus eine laute, ernste Sprache entgegen. Ihm ist's, als sähe er dadrin einen Engel, der ihn milde anschaue, mild und doch auch ernst.

Was liegt nicht im Blicke des Auges eines Kindes! Wer da hinein sehen kann in diesen reinen Gottesspiegl der Unschuld und Reinheit, und nichts darin sieht als eben das blanke Auge — der hat nichts mehr zu verlieren und nichts mehr zu gewinnen. —

Dem Vater aber sprach die Stimme aus dem Auge seines Kindes in's Herz und schmolz das Eis, das sich darum gelegt. Und wie er so dastand in tiefem Sinnen — es mochte wohl ein recht gewaltiges Kämpfen in ihm seyn, denn die Brust hob sich ihm vom schweren Athmen — da trat die Frau herein.

Wohl erschrack sie vor dem ungewohnten Anblick, und eine ungewisse Angst wollte sie anfassen. Doch sah sie bald, daß sie keine Ursache zur Angst hatte. —

Der Mann blickte sie an; und, das war auch schon eine hübsche Zeit her, daß er es nicht mehr so gethan. Und da sah er, daß die muntern Farben ihrer Wangen, die sie sonst geziert und die ihn sonst so gefreut, einem matten Bleich gewichen; er sah, daß in dem mager gewordenen Gesicht ein stummer, stiller Gram sprach.

Das Alles sah er heute erst so deutlich, seit das Kind ihn angeblickt. Die ganze Zeit daher hatte er keinen Blick dafür gehabt. Denn wenn er seine Schicht verfahren hatte und zu Hause den Grubenkittel gewechselt und die Mahlzeit verzehrt, die ihm das harrende Weib bereitet, dann litt es ihn nicht mehr in der Stube, die ihm doch sonst sein Alles war. Seit er in böse Gesellschaft gerathen war, deren Spötteleien über seinen häuslichen Sinn er nicht den rechten Ernst entgegengesetzt, wie er von

Tag zu Tag tiefer in die wirrenden Kreise gezogen worden, und die Gewohnheit hatte ihn gepackt mit ihrer Kraft.

Heute — er mag dieß heute glücklich preisen, das ihn retten will vor dem vollen Abfall — heute war sein Blick frei geworden. Was er in der ganzen Zeit nicht gesehen, weil er's nicht wollte, das sah er jetzt.

Daß die Frau so abgehärmt aussah, das schnitt ihm tief ins Herz. Erst wußte er nicht recht, wie er anknüpfen sollte, denn das Anknüpfen ist nicht leicht, wenn eine lange Zeit zwischen dem Zerrißen liegt. Endlich fand er's doch. Er fühlte nun seine Schuld, und wo es einmal zum Fühlen der Schuld gekommen, da kommt es auch zum Bekenntniß und zur Sühne.

Daß sie so bleich aussehe, meinte er, komme wohl daher, daß sie sich um ihn gräme und daß sie auch viel mehr arbeiten müsse als sonst, wo er selbst mit Hand angelegt an Dies und Jenes, was nothwendig war im Haus.

„Nun, ein Jedes thut eben nach seiner Schuldigkeit," entgegnete die Frau in freundlich-ernstem Ton. —

Da war denn nun Rede und Gegenrede im Gang und wir hörten es Alles mit an, wie sie so sanft und darum so gewichtig an sein Herz pochte, und wie dieß Herz, das so lange sein Erz verschlossen hatte, sich aufthat, und wir sahen es mit an, wie der Mann das Kind aus der Wiege nahm und es mit einem unaussprechlichen Gefühl des Dankes herzte, und wie das Kind zwischen Vater und Mutter war ein Mittler und himmlischer Friedensstifter. Das Alles hörten und sahen wir und fühlten, daß hier wieder einmal der Herr mächtig war in dem Schwachen.

Da gingen wir denn langsam zur Thür hinaus und drückten sie leise hinter uns zu und freuten uns, wie wir es lange nicht so im Herzen gekonnt.

Nach der Hand, denn das Paar war uns werth und theuer geworden, hörten wir immer nur von seinem Glücke und Frieden. Denn von jenem Tage an war er nicht wieder in's Wirthshaus gegangen und ließ die Spötter spotten, bis sie nicht mehr spotten konnten, denn sie waren alle elend verkommen, der Eine so, der Andere so.

„Wer umkehren will," hatte er gesagt, „der muß ganz umkehren. Das ist die rechte Umkehr."

Der blinde Bildhauer Kleinhanns.

Durch die Reisebeschreibung eines Franzosen, deren Titel ich leider vergessen, wurde ich zu Gastein zuerst aufmerksam auf den überaus merkwürdigen blinden Bildhauer Kleinhanns. Ich las von ihm, daß er in frühester Jugend erblindet sey, daß er dennoch durch das bloße Gefühl, durch den Tastsinn, sich zum Bildhauer ausgebildet, und daß er noch zu Innsbruck lebe. Alles, was der Franzose über den armen Deutschen mitgetheilt, weckte mein nicht geringes Interesse. Ich nahm mir sofort vor, falls ich nach Innsbruck käme, den wackern Mann aufzusuchen.

Als es mir demnächst gelang, die herrliche Hauptstadt Tyrols wirklich zu sehen und mich an ihrer wundervollen Lage zu erfreuen, vergaß ich des braven Kleinhanns nicht, aber im Gasthofe zur Sonne, wo ich wohnte, wußte man nichts von ihm. Da kam ich nach dem „Ferdinandeum" dieser schönen Sammlung von Alterthümern aus dem Lande Tyrol. Neben vielen Reliquien entdeckte ich plötzlich das Bildniß des blinden Künstlers Kleinhanns. Der Kastellan bestätigte, daß derselbe im fünften Jahre durch die Pocken des Augenlichts gänzlich beraubt worden, daß er von da ab lediglich nach dem Tastsinn gearbeitet und viele Kruzifixe von Holz geschnitzt habe. Ich sah von ihm auf dem Ferdinandeum eine treffliche Mater dolorosa, gleichfalls aus Holz gearbeitet, mit allem Ausdruck des Schmerzes, und eine wohlgetroffene Büste des Kaisers Franz. Der Aufseher des Ferdinandeums erzählte mir, was ich schon von Anderen gehört, daß der hochbetagte blinde Künstler öfter ganz allein Reisen gemacht, eine namentlich nach Wien, und zwar ohne Führer, und daß er dabei nur einmal in einen Graben gefallen sey. Was ich im Ferdinandeum von den Arbeiten des armen Kleinhanns gesehen, hatte mein Interesse für denselben dergestalt gesteigert, daß ich keine Mühe scheute, um ihn zu ermitteln. Endlich erforschte ich die Gegend, wo er wohnen sollte; doch sagten mir gleich einige Personen, daß er dem Verlauten nach nicht mehr in Innsbruck sey. Mit vieler Mühe gelang es demnächst, das Haus am Innrain zu erforschen, wo ich hoffen durfte, nähere Auskunft zu erhalten, weil man versicherte, daß er dort wenigstens zuletzt gewohnt habe. Es war ein kleines Haus dicht neben dem Kloster der Ursulinerinnen. Dort wies man mich hinten eine Stiege hinauf zu dem sogenannten Privaten Bräuer. Ich traf daselbst dessen sechszehnjährige freundliche Tochter Nanny, von welcher ich erfuhr, daß der alte blinde Kleinhanns dort wirklich gewohnt habe, jedoch vor einigen Wochen nach Nauders, seinem hinter Meran gelegenen Geburtsort, gereist sey, um daselbst sein Leben bei seinem Bruder in Ruhe zu beschließen. Das junge Mädchen erzählte mir viel von dem wackern Greise, an dem sie mit vieler Theilnahme hing. Sie rühmte sein heiteres

gemüthliches Wesen und konnte um so mehr über ihn Auskunft geben, als sie mehrere Jahre ihm zur Führerin und Gefährtin gedient hatte. Sie bestätigte, daß nach seiner eigenen und seiner Angehörigen Erzählung er das Gesicht schon als fünfjähriges Kind durch die Blattern verloren. Demnächst habe er lediglich durch seinen stets geübten Tastsinn, vermöge seines ganz überaus feinen Gefühls, sich ohne fremde Hülfe durch sich selbst im Schnitzen ausgebildet. Sein unablässiger Fleiß habe allmählig sein angebornes Talent zu immer größerer Vollkommenheit entwickelt. Aber neben der Bildnerei habe er auch die Musik und den Gesang, ja in gewisser Weise die Dichtkunst gepflegt. Sie theilte mir ein rührendes Liedchen mit, das er verfaßt. Seine unendliche Geduld und Thätigkeit konnte sie nicht genug rühmen. Oft habe er Tag und Nacht gearbeitet. Ob Licht gewesen, oder die Fenster geschlossen worden und tiefes Dunkel geherrscht, habe ihm natürlich gleich gegolten. Auch das Klavierspiel und den Gesang habe er durch sich selbst gelernt. Sie zeigte mir zur Bekräftigung seiner Thätigkeit noch einige begonnene Arbeiten des wackern Mannes, namentlich einen Christus, der seinen Jüngern den Kelch reicht, in erhabener Arbeit, mit vortrefflichem Ausdruck in den Gesichtern. Vorzugsweise hat er zahlreiche Heiligenbilder und Kruzifire geschnitzt.

Vorzüglich merkwürdig war mir ein Kopf, den er gleichfalls aus Holz gearbeitet hatte. Derselbe stellte die vor einigen Jahren verstorbene Mutter seiner freundlichen Führerin, der gemüthlichen Nanny dar. Diese versicherte die große Aehnlichkeit. Und doch hatte der blinde Künstler diesen Kopf in ihrer Gegenwart lediglich vermöge seines überaus feinen Tastsinnes nach der Todtenmaske gearbeitet. Sein Werk war gleichsam eine hölzerne Todtenmaske. Aehnlich hatte er den Kopf des Kaisers Franz, wie mir das junge Mädchen erzählte, nach einer Büste desselben in Holz ausgeschnitzt.

Ich äußerte mein lebhaftes Bedauern, daß ich den braven Künstler nicht mehr träfe und nicht mehr von Angesicht und Person kennen lernen, auch keines seiner Werke erlangen könnte. Da schickte das junge Mädchen bereitwillig zu einem Verwandten, wo nach ihrer Versicherung noch einige Sachen des Kleinhanns aufbewahrt seyen, um von dort mir vielleicht zu einem Erwerbe zu verhelfen. Da die Botin lange ausblieb, suchte sie inzwischen, um zu sehen, ob sie selbst von den ihr geschenkten Sachen Nichts fände, was sie allenfalls weggeben könne. Bald holte sie wirklich ein hübsch gearbeitetes Kruzifix hervor, das er ihr einst, wie sie versicherte, zum Dank für ihre oftmalige treue Führung geschenkt. Ich merkte ihr wohl an, wie werth sie dieses Stück hielt. Dennoch drang sie in mich, dasselbe zum Andenken mitzunehmen, weil sie vorher mein lebhaftes Bedauern gehört, nichts mehr von ihrem alten Freunde erlangen zu können. Ich lehnte ihr so freundliches Erbieten wiederholt entschieden ab, allein sie ließ nicht eher nach, als bis ich das Kruzifix nahm. Nun wollte ich dafür einen Preis zahlen oder ihr doch ein Gegengeschenk machen, aber sie wies dieß Alles lebhaft zurück. Nur mit Mühe erforschte ich später von einer Verwandten einen Gegenstand, der ihr als Gegengabe und Andenken Vergnügen machen sollte, aber kaum vermochte ich sie zur Annahme zu bewegen.

Sie und ihr Vater bestätigten übrigens später, was allerdings fast unglaublich klingt, daß der blinde Kleinhanns mehrmals größere Reisen gemacht und oft ganz ohne Führer. So sey er auch nach Wien zu einem Verwandten ganz allein gereist, wie mir dieß in der That schon der Aufseher im Ferdinandeum erzählt hatte, dort aber nicht lange geblieben, weil sein Vetter ihm nicht gottesfürchtig genug gewesen.

Die von mir erworbenen Sachen sind allerdings noch erst roh gearbeitet, aber die Züge des Kaisers Franz sind den Büsten, welche man von ihm besitzt, vollkommen ähnlich. Unter diesen Schnitzwerken ist ein amtliches Siegel zur Bestätigung und Aechtheit. Außerdem bürgt dafür die Quelle, aus welcher ich sie erworben. Es kommt aber auch noch ein anderer eigenthümlicher Umstand hinzu, um außer Zweifel zu setzen, daß diese Bilder von einem Blinden geschnitzt sind. Das ist die Art der Auffassung, welche so eigenthümlich ist, daß mir Maler und Bildhauer die Versicherung geben, man sehe aus derselben, daß nur ein Blinder diese Bilder geschnitzt haben könne.

Seit Jener Zeit habe ich von dem blinden Künstler nichts wieder vernommen. Gehörte ich zu den reichen Geldmächten der Erde, so würde ich es mir zur angenehmen Pflicht gemacht haben, dem schon so früh Geprüften den Abend seines Lebens recht heiter zu gestalten. Jetzt wird er wahrscheinlich längst in die himmlische Heimath zurückgekehrt seyn, nach welcher er sich so oft gesehnt haben soll.

Aus einem rührenden Gesange, den der blinde Greis gedichtet, mögen hier noch einige Verse mitgetheilt werden. Dieselben lauten:

„Ich will ihn loben froh und gern
Den Schöpfer, meines Lebens Herrn,
Wenn er auch blind mich hat gemacht,
Verhüllet mir der Erde Pracht,
Ich bin doch seiner Huld gewiß,
Senkt' er mich auch in Finsterniß;
Er gab in seiner Güte mild,
Mir doch die Macht, zu schaffen noch sein Bild!"

Aehnlich ergreifend sind die anderen Strophen.

Mannigfaltigkeiten.

Aus Paris wir der »Frankf. Postztg.« folgender komischer Vorfall geschrieben: Die hiesigen Blätter haben sich oft darüber lustig gemacht, daß es in den Provinzen noch Leute gibt, die an Hexen glauben. Vorgestern hatten wir hier in Paris und zwar im Herzen der Hauptstadt in der Cite eine ähnliche Scene. Eine arme alte und äußerst häßliche Frau, freilich drei wenig beneidenswerthe Eigenschaften, gilt nämlich in diesem Stadtviertel als Zauberin und Hexe. Vorgestern wurde sie unter Hohngeschrei der Jugend und vieler Arbeiter und Müßiggänger des Viertels prozessionsweise zum Polizeikommissär geführt, weil man sie beschuldigte, eine ganze Familie vergiftet zu haben. Ein Gassenjunge, der am meisten schrie, wurde vom Kommissär speziell ins Auge gefaßt und ins strenge Verhör genommen, wo sich ergab, daß dieser Junge bei einem Droguisten einen Sack weißen Pulvers gestohlen und zum Spaß auf die Speisen, worunter eine Gans, gestreut hatte, diese Speisen wurden ebenfalls im Triumphzuge nach dem Polizeikommissariate getragen. Eine Untersuchung des Pulvers stellte heraus, daß es einfach Magnesia gewesen, und so mußten die Müßiggänger mit langer Nase abziehen, denn die Hexe wurde wieder freigegeben und der Spaß hatte ein Ende.

Bei der Vermählung Karls VI. von Frankreich mit Isabella von Bayern wurde eine außerordentliche Pracht entfaltet, und am Tage ihres Einzugs in Paris im Jahre 1385 verfiel man auf die sonderbarsten Einfälle, um sie zu belustigen und ihr Ehre zu erweisen. So z. B. glitt ein Mann an einem Seile herab, welches von den Thürmen von Notre-Dame bis auf den Pont au change gespannt war, schlüpfte durch eine Oeffnung in dem seidenen Zelte, welches über die Brücke gespannt war, setzte der Königin im Augenblicke ihres Vorüberzugs eine Krone auf und kehrte über die Dächer der Häuser auf demselben gefährlichen Wege nach dem Thurme zurück. Was dieses der Phantasie eines Genuesen entsprungene Schauspiel noch interessanter machte, war, daß der Mann zwei brennende Fackeln in der Hand hielt. Bei der Verheirathung des Kaisers Napoleon mit Maria Louise wollte die berühmte Madame Saqui das Kunststück wiederholen, aber die Behörde nahm das Anerbieten nicht an.

[Heilmittel gegen die Cholera.] Der in Calcutta weilende bekannte Reisende Med. Dr. Honigberger, ein geborner Siebenbürger, von dem Briefe in Kronstadt eingelaufen sind, will, wie die „Kronst. Ztg.“ berichtet, eine wichtige Erfindung in der Heilkunde gemacht haben, nämlich die Cholera durch Einimpfung zu heilen. Er will sein Universalmittel der englischen Regierung gegen 100,000 Rupien abtreten und steht mit der Regierung deßhalb in Unterhandlung. Gegen 600 Cholerakranke hat er bereits damit geheilt und ist in Calcutta allgemein als Choleradoktor bekannt.

Als Lord Palmerston unlängst nach Westminster ging, hörte er eine Stentorstimme in der Straße ausrufen und auf einem Druckbogen feilbieten: Gefangennehmung des abscheulichen Ungeheuers Nena Sahib! He da, Kerl! ruft der Premier dem Straßenindustriellen zu, wie kannst Du solche freche Lügen auskramen? Mylord, antwortete dieser, Sie treiben Ihr Geschäft, lassen Sie mich das meinige treiben.

Das am 15. Dez. zur Säkularfeier von Händel's Tode in dessen Vorstadt Halle veranstaltete Musikfest erfreute sich reger Theilnahme, so daß für das projektirte Denkmal Händel's 1400 Thaler erübrigt wurden. Jenny Lind, die, wie sie selbst sagt, einen großen Theil ihres Ruhms dem genialen deutschen Tondichter verdankt, exekutirte die Sopranparthie im „Elias“.

In Meinsheim entleibte sich dieser Tage ein Mann, der anfangs dieses Jahrhunderts als Handwerksbursche nach Barcelona kam, dort Soldat wurde und nach fast 50jähriger Dienstzeit als Hauptmann pensionirt, nach Hause wanderte und da — Polizeidiener wurde, denn von der Pension hat er keinen Real gesehen. Er starb in Dürftigkeit.

Die Königin von Spanien hat jetz eine Infantin und einen Infanten. Mit solcher Infanterie dürften sich die Karlisten am besten aus dem Felde schlagen lassen.

Auflösung des Räthsels in Nro. 308:

Spitzen.

Redakteur: Gustav Neffert.
Druck und Verlag der Wallandt'schen Buchdruckerei.